

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 1. 1 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

In dem Augenblicke, wo Frankreich durch die Entsendung des Herzogs von Rovigo und Generals Trezel nach Algier entschiedener als je seinen Willen ausspricht, diese wichtige Eroberung in eine Kolonie zu verwandeln, werden Auszüge aus einer höchst merkwürdigen Schrift: Des Observations du Général Clauzel sur quelques actes de son commandement à Alger. Paris. 1831, 8. 163 p.," sowohl durch die Mittheilungen des Generals über seine Verwaltung insbesondere, als durch die mit grosser Umsicht dargelegten Verhältnisse der vormaligen Regentschaft überhaupt, für unsere Leser ohne Zweifel von Interesse seyn.

* * *

Die Eroberung Algier's zog nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's Blicke auf sich. Alle Nationen hoffen von dieser Occupation jener so lange unwirthlichen Küsten Vortheile, und für den Ueberschuß ihrer Bevölkerung einen bequemeren und minder gewagten Ausweg, als Amerika ihn bietet. Und welchen Einfluß auf die Civilisation des inneren Afrika's müßte nicht eine Kolonie äußern, die durch Europa's Nähe gegen die Inkonvenienzen aller, in großer Ferne vom Mutterlande versuchten Ansiedelungen gesichert ist? Jene künftige Aussicht war zwar nicht mein unmittelbarer Zweck; allein er beschäftigte meinen Geist, und beschäftigt ihn noch gegenwärtig, und war einer der Hauptbestimmungsgründe meiner Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis. Leider aber mußte ich mich überzeugen, daß Afrikaner selbst besser als unsere Ministerien des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten mich begriffen.

Am 2 September 1830 langte ich zu Algier an, da meine Mission nicht durch Instruktionen beschränkt war, glaubte ich damals, sie werde sich darauf beschränken, die Armee mit unserem Regierungswechsel bekannt zu machen, und zu Behauptung militärischer Occupationspunkte für alle Fälle einige Maßregeln zu treffen. Dem ersten Theil jener meiner Sendung genügte ich, obgleich man ihn, meiner Ansicht entgegen, sehr gefährlich gewähnt, bald und glücklich. Ich fand, wie ich sie erwartet, eine ächt französische Armee. Vaterlandsliebe und die edelsten Gefühle durchglühten jene Herzen, welche die Besorgniß, eine unter den Auspizien der gestürzten Regierung unternommene Expedition ruhmlos zu sehen, entmuthigt haben mochte. Kaum aber vernahm diese Armee von Braven die Ereignisse, deren Quelle nur sie gekannt; kaum überzeugten sich unsere Tapfern, daß das Vaterland ihren Thaten Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und wie auf seine übrigen Söhne, auf sie baue, da erwachte ihr alter Heldengeist. Offiziere und Soldaten mit gleichem Enthusiasmus, leisteten der neuen Dynastie den Eid der Treue.

Wenig Tage genügten, meine Ideen hinsichtlich der Vortheile, welche Frankreich diese seine Eroberung zu gewähren vermöge, fest zu begründen. Ich sah die Herrschaft der Türken, seit drei Jahrhunderten dieses Landes Unterdrücker, vernichtet, und überzeugte mich von diesem Augenblicke an, daß Algier in unsern Händen sich zu einer Kolonie gestalten könne, die uns für San Domingo's Verlust, vielleicht auch für den unermeßlichen Aufwand des schwer lastenden Besitzes unserer übrigen Kolonien zu entschädigen geeignet wäre. Meine ersten Depeschen an unsere Regierung waren in diesem Sinne abgefaßt. Indem ich jedoch Frankreichs Interesse, Algier zu behaupten und zu kolonisiren nachdrücklichst entwickelte, verbarg ich mir keineswegs, daß die schwankende, wo nicht drohende Lage unserer auswärtigen Verhältnisse mich verpflichte, die Mehrzahl der Truppen unserer afrikanischen Expedition, die mir mit Recht als der Kern einer trefflichen Armee galt, zur Verfügung des Kriegsministers zu stellen. Ich meldete ihm, der dieß nicht erwartete, daß er von den achtzehn Regimentern der Expedition auf zwölf rechnen könne, und fügte die Versicherung hinzu, diese Verminderung von zwei Dritteln unserer Streitkräfte werde die Eroberung nicht in Gefahr stellen. Marschall Gerard, damaliger Kriegsminister, empfing diese Depesche zu seiner größten Zufriedenheit, und theilte mir die Aeußerungen jener des Königs und des Minister-Konseils mit. Nachfolgende Depesche des Kriegsministers liefert den unzweideutigsten Beweis, daß unsere Regierung zu Algiers Kolonisirung schon damals entschlossen war, und daß alle, aus dem Besitze jenes herrlichen Landes für Frankreich zu erzielenden Vortheile vom Ministerium richtig aufgefaßt und in ihrem ganzen Umfange gewürdigt wurden.

Paris 30 Oktober 1830.

General,

„Unser, zu Algier's Behauptung bereits entschiedenes Gouvernement hat aus Ihren, mir eingesandten Rapporten mit Vergnügen ersehen, daß die Occupation der Stadt und der Hauptpunkte des Litorals mit einem Korps von 10,000 Mann, und wenig bedeutenden Kosten möglich sey. Sie hat sich in ihrer Absicht auf dem Gebiete von Algier eine wichtige Kolonie zu gründen, bestärkt gesehen.

„Die Regierung billigt durchaus Alles, was Sie, um die



Zuneigung der Bewohner zu gewinnen, bisher gethan, namentlich die Zulassung der Mauren und Juden zu Munizipal- und gerichtlichen Funktionen, und die Organisation arabischer Truppen in unserem Solde, und ersah mit Vergnügen, daß diese Truppen Ihren Hoffnungen bereits zu entsprechen beginnen. Ihre erlangte Kenntniß der Lokalitäten wird Ihnen übrigens besser als jedem Andern die etwa sonst noch geeigneten Mittel, die Interessen der Bewohner Algiers an jene Frankreichs zu ketten, bezeichnen, indeß glaube ich als eines derselben, dessen Ergebnisse die fruchtbarsten seyn würden, das den Häuptlingen der arabischen Bevölkerung zu stellende Anerbieten, ihre Kinder in unseren öffentlichen Instituten unentgeltlich zu unterrichten, andeuten zu müssen. Die Kenntnisse, welche diese jungen Leute dann in die Heimath zurückbrächten, würden ihre Sitten mildern, ihre Civilisation entwickeln, und die aus jener Verbindung entspringenden Wechselbeziehungen unsern Einfluß in jenem Lande jetzt schon erweitern. Obgleich der Muselmänner religiöse Vorurtheile jenem Plane bedeutende Hindernisse entgegenstellen, bekundet dennoch das Beispiel der, ihre Erziehung zu vollenden, nach Paris gekommenen jungen Aegypter die Möglichkeit ihrer Beseitigung. Bei Eingehung jener Vorschläge würde man den Eltern, ihre Kinder zu Paris oder Marseille erziehen zu lassen, freistellen. Mit Vergnügen, General, wird unser Gouvernement auch alle sonstigen Maßregeln zu unterstützen, bedacht seyn, die Frankreichs Herrschaft über Algier zu befestigen geeignet sind. Vor Allem aber scheint unserer Regierung die verlässige Feststellung eines Punktes von hoher Wichtigkeit. Glaubwürdige Berichte schlagen Algiers gegenwärtige Bevölkerung auf nur fünfzehntausend Seelen an; frühere Angaben dagegen bestimmen solche auf achtzigtausend. So übertrieben auch diese letztere Zahl seyn mag, veranlaßt solche doch zu der Idee, daß jene Bevölkerung bereits seit lange her in beständiger Abnahme begriffen sey, was durch die launenvolle und ignorante Tyrannei, unter der dieß Land seufzte, sich übrigens leicht erklären würde. Läßt sich aber hoffen, daß eine einsichtsvollere und mildere Verwaltung, Industrie und Handel wiederbelebend, jenem rückschreitenden Verhältnisse der Bevölkerung ein Ziel setzen werde? Ist nicht vielmehr die Beschleunigung dieses Rückschreitens durch neuere Ursachen, Auswanderungen und die feindliche Stellung der Beys des Innern gegen uns, zu besorgen? Die Regierung, General, wünscht über diesen wichtigen Gegenstand Aufschlüsse von Ihnen.

„Zugleich mit dem Bestreben, das Loos der Eingebornen zu verbessern, muß Frankreich andrerseits in Algier einen Ausweg für den Ueberschuß seiner Bevölkerung, Hülfsquellen für seinen Handel und Gewerbfleiß, suchen. Jene Muster-Pachtung, deren Versuch Sie unternehmen, beut in dieser Beziehung manchfachen Nutzen dar. Wird jenem Etablissement der mit Recht davon zu erwartende Erfolg, so scheint es, wie Sie dieß einigermaßen andeuten, den Kern einer Kolonisation von großem Umfange zu bilden geeignet. Man könnte die umliegenden Ländereien, wie man dieß von Ihnen bereits gewünscht, nach und nach verleihen; den Pflanzern Mitwirkung an den zu Abwehrung der benachbarten Volksstämme erfoderlichen Befestigungen, und Eintritt in eine zu den Vertheidigungs-Maßregeln konkurrirende Lokalmiliz anferiegen. Solche Kombinationen vermöchten, mit dem Interesse der Eingebornen vergesellt, Metidjah's Ebene, mit Zurückweisung der nicht unterworfenen Stämme gegen den kleinen Atlas hin, unbezweifelt in eine große Kolonie umzugestalten. Dort vielleicht würde Frankreich die Mehrzahl jener Erzeugnisse, die es gegenwärtig noch aus Amerika und Indien bezieht, erzielt sehen, und einen Absatz von hohem Werthe für seine Manufakturen finden; Algier's Kolonisirung unter einer liberalen Verfassung ist ein edles, weitumfassendes Unternehmen, dessen Erfolg auf Ihren Einsichten und Ihrem Patriotismus hauptsächlich beruht u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Unterhaus.

Wenn Jemand, der nie ein Mitglied des Unterhauses war, von Zeit zu Zeit den Verhandlungen einer oder der andern Sitzung desselben beiwohnte — wenn er von der Galerie aus einen Blick in den engen, düstern Saal hinabwarf, und dort eine unbeschäftigte zischelnde und unaufmerksame Versammlung sah — noch mehr, wenn er die besten Redner und die geschicktesten Dialektiker, die diese Versammlung besitzt, in Augenblicken hörte, wo nicht eine besondere Gelegenheit die volle Kraft ihrer Beredsamkeit in die Schranken rief — endlich wenn er versuchte den gewöhnlichen bunten Rednerschwarm zu hören; so läßt sich Zehn gegen Eins wetten, daß besagter Jemand eine sehr schwache Meinung von den Talenten und politischen Kenntnissen der Kammer geschöpft haben wird. Aber gesetzt, derselbe Jemand wäre durch Zufall, Geld oder Verdienst ein Mitglied dieser Kammer geworden, so läßt sich gleichfalls Zehn gegen Eins wetten, daß er noch vor Ablauf eines Monats seine Meinung über die der ganzen Versammlung angehörige Weisheit bedeutend und zwar zum Vortheil des Hauses geändert haben wird. Canning pflegte zu sagen, daß der gute Geschmack des Hauses der Gemeinen bei Weitem den eines jeden Mitgliedes übertreffe, wenn es auch für das geistreichste unter seinen Kollegen gelte. Auch herrscht wirklich ein Scharfblick, ein Takt und eine Richtigkeit des Urtheils in den Ansichten und Meinungen des Unterhauses, die in Erstaunen setzen, und da ein geläuterter Geschmack die vorherrschende Eigenschaft desselben ist, so ist dieser auch Jedem, der sich auszeichnen will, unentbehrlich. Das ist vielleicht ein Unglück, aber die Sache ist so. Der in der Kammer herrschende Ton ist überhaupt der eines Gentleman, und hat die Fehler wie die Verdienste desselben. Die Kammer zeigt sich sehr nachsichtig gegen Unerfahrenheit, aber auch sehr entrüstet gegen Anmaßung. Guter Anstand, Haltung, eine züchtige Beredsamkeit, Anmuth des Ausdruckes verschaffen hier mehr Nachdruck als in einer andern englischen Versammlung — das Oberhaus kaum ausgenommen. Stets schenkt man dort dem Charakter mehr Rücksicht, selbst wenn er ohne Talente ist, als dem Talente ohne Charakter.

Oft hört man außer dem Unterhause Leute sagen: „Dieser oder Jener wird bei dem Parlamente wenig Kredit finden, er deklamirt zu viel." Nun würde man aber sehr Unrecht haben, wenn man glauben wollte, daß die Kammer die Deklamation haßt. In einer zahlreichen und stürmischen Sitzung wirkt Deklamation unver-

gleichsam besser als das beste Raisonnement; nur in einer Sitzung, der wenige Mitglieder beiwohnen, oder wo es sich bloß um administrative Fragen handelt, empört sich der richtige Geschmack, von dem oben die Rede war, augenblicklich gegen jede Art unnöthigen Prunkes, und gegen jede nicht am rechten Ort angebrachte Emphase. „Behalten Sie," sagte ein altes Mitglied des Unterhauses zu einem jungen Mann, der große Hoffnungen gab, „stets den Charakter der Versammlung im Auge, der darin besteht, daß sie aus Männern zusammengesetzt ist, die viel gesehen und wenig gelesen haben. Sprechen Sie zu ihnen nicht wie zu tiefen Denkern, nicht wie zu spitzfindigen Beobachtern, nicht wie zu genialen Theoretikern, nicht wie zu warmen Politikern, sondern wie zu Männern von Welt" — und hierin liegt eine der wichtigsten Ursachen, daß parlamentarische Erfolge nur die Frucht der Zeit sind. Um Männern von Welt zu gefallen, muß man selbst Einer seyn, und der junge Staatsmann, der ganz frisch zugeschliffen von der Universität oder von Reisen kommt, braucht einige Jahre, um es zu werden. Angestrengte Studien geben eine ganz andere Art von Kenntniß, die Erfahrung allein kann Weltkenntniß geben.

Man wiederholt oft außerhalb der Kammer: „Ein großes Wissen ist des Erfolges sicher." Großes Wissen, selbst wenn es von der höchsten und mannichfaltigsten Art ist, erfordert die zarteste und wohlbedachteste Geschicklichkeit, um es gehörig anzubringen. Nichts verzeiht das Haus weniger als das Gepränge mit einer größern geistigen Ueberlegenheit, als die Umstände erheischen. Nichts verachtet es mehr als neue und scharfsinnig ausgedachte Wahrheiten, gegen Philosophie zumal hat es eine wahre Antipathie. Weit lieber hört es einen kühnen Gemeinplatz, wenn er geschickt angebracht ist, jene anmuthigen „truismes" (Trivialwahrheiten), die ein Mann von großer Gelehrsamkeit verachten würde. Man erhält von ihm eher Verzeihung, wenn man unter die Intelligenz des Hauses herabsinkt, als wenn man sich über sie erhebt. Als eines Tages die berühmte tragische Schauspielerin Siddons mit der größten Wärme eine der schönsten Stellen Miltons einem entzückten Auditorium vortrug, fing ein Lakay an zu gähnen und sagte: „Was nur die alte Frau wieder hat!" Dasselbe Gefühl, fast dieselben Lakayenworte, kann ein Redner hervorrufen, der sich einmal als zu groß bei kleinen Nebensachen ausgesprochen hat. Das vollendetste Muster von Dem, was theoretisch genommen die Rede eines Staatsmannes bei einer wichtigen Gelegenheit seyn soll, war die von Sir James Makintosh bei der zweiten Verlesung der Reformbill: gehalten, lichtvoll, sorgfältig bearbeitet, gedankenreich — aber doch wirkungslos. Einige Reden dieser Art würden die Reihen des Hauses mit mehr Erfolg lichten als die Cholera.

Der beliebteste Ton parlamentarischer Beredsamkeit ist der Konversationston. Die Kammer liebt ungemein, was aus dem Stegreif gesprochen wird, und hat eine unüberwindliche Abneigung gegen vorbereitete Reden; wiewohl Dieß eine allzu jugendliche Vorliebe ist, die dem Lebendigen und Muntern auf Kosten des Tiefgedachten und Legislativen den Vorzug gibt. Mühsam errungenes Wissen, lichtvoll geordnet und logisch vorgetragen, kann vielleicht nicht mit Leichtigkeit Ausfälle machen und persönliche Angriffe zurückweisen; allein es spricht weit vortheilhafter zu Gunsten der Talente des Redners, es ist unendlich ehrenvoller für den Charakter einer berathenden Versammlung und vor Allem unendlich nützlicher für das Land. — Es besteht im Unterhause eine große Vorliebe für Männer, die nicht sowohl ihre eigene Meinung als die einer besondern Klasse der Bevölkerung auszusprechen scheinen. So war man, als Hunt in's Unterhaus kam „als der Repräsentant der nicht repräsentirten Klasse," ungemein gespannt ihn als Redner, als unmittelbares Organ des untersten Volkes — „des Mob" — zu hören. Nur aus diesem Grund allein hätte er mit einer bessern Erziehung und etwas mehr Gewandtheit im Hause einen ausgezeichneten Rang einnehmen können. Doch Hunt ist die Hohlheit selbst, nie gab es einen erbärmlicheren Schwätzer. Und dennoch betrachtet man seine Reden bloß wegen seiner Geschicklichkeit, Lachen zu erregen, und eine ernste und trockene Verhandlung durch ein Altweibergeträtsche über die Times oder seine Jugend, von der Magd seiner Frau oder von seiner Spazierfahrt über die Londonerbrücke in einem Einspänner zu würzen, als eine Art Erholung von allzu tiefem Denken; und was man als Possenreißerei verachtet, ist als Abwechslung willkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Könige in Holyrood.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von dem Leben der vertriebenen Bourbone in Holyrood machen will; so muß man wissen, daß es dort nicht bloß einen oder auch nur zwei, sondern wirklich drei Könige unter Einem Dach gibt. Drei Könige unter einem Dach — und oft wird einem und zweien die Welt zu enge! — Karl X hat zwar abgedankt, allein er sieht seine Kronentsagung nur als erzwungen an; er beruft sich in dieser Beziehung sogar auf das Beispiel Bonaparte's, der auch im Jahre 1814 in Fontainebleau abgedankt, aber im Jahre 1815 doch wieder sich der Krone bemächtigte. Karl X behauptet, daß er ganz recht gethan und das Recht auf seiner Seite gehabt habe. Diese Ansicht kreuzt sich mit den Hoffnungen des Dauphin, der zwar gleichfalls abgedankt hat, aber, wie es scheint, gleichfalls mit einer heimlichen Reservation. Man sollte denken, daß die beiden Könige auf diese Art nicht selten in Mißverständnisse gerathen müßten; was auch wirklich eintreten würde, wenn nicht die Macht der Gewohnheit und die natürliche Sanftmuth des Dauphin stets damit endigten, daß er das Recht seines königlichen Vaters anerkennt. Der dritte König endlich Heinrich V vereint noch am meisten Hoffnungen in sich, und die kleine Zahl von Höflingen, die der gestürzten Dynastie gefolgt ist, schließt sich daher vorzüglich ihm an. Das Dienstpersonal und die Fremden abgerechnet, wohnen in Holyrood gewöhnlich ungefähr vierzig Personen, von diesen sind mit Leib und Seele dreißig Heinrich V zugethan. Die übrigen begnügen sich dem alten König und seinem Sohn den Hof zu machen, welche die Hoffnungen der sogenannten Henriquinquisten in Frankreich als Chimären betrachten. Nichts ist so merkwürdig als diese Eifersucht und Uneinigkeit unter den abgesetzten Herrschaften. Karl X und sein Sohn sind gleichwohl überzeugt, daß der einzige Weg, auf dem ihre Dynastie zurückkehren kann, der Triumph der Sache Heinrichs V ist; sie wissen, daß die einzige Möglichkeit einer dritten Restauration auf dem Haupte dieses Kindes beruht, und doch bemühen sie sich die Entwürfe seiner Partei zu vereiteln.

Wenn Einer der alten königlichen Diener zuweilen einen tröstlichen Ausblick in die Zukunft eröffnen will, so sagt der alte König: „Es ist kein Königthum mehr in Frankreich möglich." — „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Sire," fügt dann gewöhnlich der Dauphin hinzu und die Tröster verstummen. Die Abendgesellschaft Karls X und des Dauphins vereinigt sich gewöhnlich in dem Pavillon der Maria Stuart. Dort tadelt man unverhohlen die Plane der Partei Heinrichs V. Es ist ein neuer Pavillon Marsan. Karl X scheut sich da gar nicht, seine Meinung über die Intriken seiner Schwägerin und der Abenteurer zu sagen, die ihr und ihrem Gelde zu Wasser und zu Lande nachziehen. „Sie bilden sich ein, pflegt dann der alte König zu sagen, man werde Bordeaux wollen; sie täuschen

sich auf höchst sonderbare Art. Nicht gegen mich und gegen den Dauphin wurde die Juliusrevolution gemacht; sondern gegen Bordeaux; man wollte der Dynastie an's Leben. Das war auch die Gesinnung Orleans. Bordeaux hat übrigens Nichts, was einen König verriethe; seine Gesundheit ist schwächlich; wenn man ihn auf den Thron setzte, würde er es nicht drei Monate aushalten, er ist mehr Italiener als Franzose; man thäte besser, ihn in Ruhe zu lassen; aber dabei würden diese Leute nicht ihre Rechnung finden. Blacas hat meinen Bruder zu Grund gerichtet, und wird auch dieses Kind zu Grund richten." Alle diese Gespräche werden mit noch mehr Bitterkeit am kleinen Hofe von „Madame" wiederholt. Man beschuldigt dort Karl X förmlich, daß er gegen die Regierung spreche. Karl X ein Revolutionär! — Allein da der Premierminister Herr von Blacas nicht die Macht besitzt, diese freien Aeußerungen in Zaum zu halten, so muß er den alten Jakobiner wohl reden lassen. Alle diese Intriken, diese winzigen Gehässigkeiten und Anschuldigungen verstummen gewöhnlich am Sonntage, wo allgemeine Aufwartung bei Hofe ist. Diese geht wie in den Tuilerien Mittags vor sich. Karl X und sein Sohn erscheinen dabei gewöhnlich schwarz gekleidet und tragen keine andere Dekoration als das Band der Ehrenlegion. Beide führen den Titel Majestät, und wenn der Herzog von Bordeaux erscheint, so kündigt man ihn an mit dem Rufe: „le Roi." Da die Aufwartung weit länger dauert als in den Tuilerien, und sich oft bis über die Tafelzeit hinaus verlängert, so wird ihr gewöhnlich bei schönen Tagen durch Spazierritte oder Spazierfahrten in kleinen Wagen Abwechslung gegeben; bei Regenwetter wird sie mit Gesprächen meist über Politik zugebracht.

Was am meisten in Erstaunen setzen mag, ist der Umstand, daß Karl X über die Verhältnisse Frankreichs mit seinem Sturze plötzlich die Augen aufgegangen zu seyn scheinen. Er begreift vollkommen, was ein volksthümliches Königthum, ein republikanisches Königthum seyn soll. Nur pflegt er hinzuzusetzen, daß es für Den, der es ausüben will, mit Gefahr verbunden ist, und daß er sich damit nicht abgeben möchte. Bei einer Sonntagsaufwartung hörte man ihn das viel besprochene Programm des Hôtel de Ville erklären und zwar besser, als die Deputirtenkammer es verstanden wissen wollte. Die Zeitungen sind seine Lieblingslektüre. Er findet sie gegenwärtig viel gemäßigter als unter seiner Regierung, und erstaunt über alle die vielen Prozesse, die man ihnen seit einem Jahre an den Hals geworfen. Wenn man ihm von seinen gefangenen Freunden in Hamm erzählt, so unterbricht er das Gespräch hierüber gewöhnlich mit der Aeußerung: „Nun, Jemand mußte denn doch die Verantwortlichkeit dieser Ordonnanzen auf sich nehmen."

Cannings Sterbegemach.

Chiswick ist der Ort, wo Canning starb. Chiswick ist ein hübsches Dorf an der Themse, sechs Meilen von London. Auf seinem Kirchhofe steht mancher Grabstein mit bedeutsamen Namen: der des Grafen Macartney, bekannt durch seine Gesandtschaft nach China, der Chardin's, des Reisenden im Oriente, des Landschaftsmalers Loutherbourg und Hogarth's, der allein diesen Kirchhof berühmt machen könnte. Hier ruht auch Maria, Gräfin von Faulconberg, Cromwell's Tochter.

Canning bewohnte Chiswick-House, ein kleines Palais, das dem Herzog von Devonshire gehört. Es ist mit bewunderungswürdiger Eleganz gebaut, und seine Gemächer enthalten Bildhauerarbeiten, Bronzegeräthschaften und Gemälde, alle Gegenstände, womit Luxus und Kunst die Wohnungen glänzend auszustatten weiß. Ein Gemach ist einfacher als die übrigen, enger, niedriger; dieß ist es, wo Canning seine Seele aushauchte. Es war Anfangs eine Ammenstube und der gegenwärtige Herzog benützte es einige Zeit als Schlafgemach, weil man es leichter lüften kann und es am wenigsten feucht ist. Auch keine erfreuliche Aussicht hat es, sein Fenster öffnet sich in einen Hinterhof; die Tapeten sind höchst armselig. Auf einer Seite des Kamins stehen in einem Büchergestelle einige Werke von Unterhaltungslektüre, meist Romane, wie die neue Heloise, Pamela, Novelist's Magazine u. s. w. Dem Fuß des Bettes gegenüber ist der Kamin. Auf seiner Marmorleiste steht eine kleine bronzene Pendeluhr. Wie oft mögen die Blicke dieses lebendigen und rastlos feurigen Geistes während seiner kurzen und schmerzlichen Krankheit die Langsamkeit des Zeigers angeklagt haben! Wie mußte das monotone Tiktak der Pendelbewegung sein Ohr gemartert haben! Canning lag nur eine Woche krank. An einem Mittwoch hatte der Premierminister alle Gesandten der Könige bei einem Mittagsmahle empfangen; einen Mittwoch darauf lag er im Leichenhemde. Während seiner Krankheit verlor er oft das Bewußtseyn, und dann hörte man von seinen Lippen die Worte: Spanien! Portugal! Seine Gemahlin pflegte ihn mit der zärtlichsten und unermüdlichsten Sorgfalt. Sechs Tage war sie unausgekleidet an seinem Bette geblieben. Mit Gewalt mußte man sie am siebenten wegführen, da die Aerzte erklärten, es sey um ihren Verstand geschehen, wenn ihr nicht eine Linderung durch Thränen zu Theil würde. Aber ihre Augen blieben auch nach der Trennung unbenetzt; erst als sie ihren Sohn erblickte, ward ihr der Balsam des Leidens.

Während der Krankheit waren Cannings Züge sehr entstellt; seine körperlichen Leiden und seine politischen Sorgen hatten dazu zusammengewirkt. Aber im Sarge hatte dieses schöne und sprechende Gesicht die Ruhe und Heiterkeit seiner glücklichsten Stunden wieder gewonnen.

Noch ein anderer großer Staatsmann hauchte in Chiswick seinen Geist aus. Unter Cannings Gemach in einem kleinen dunklen Zimmer starb Charles Fox, vierundzwanzig Jahre früher.

Man beklagte Cannings Tod als zu frühzeitig. Aber wer möchte seit den Ereignissen von 1830 in Frankreich und England sagen, daß er für seinen Ruhm nicht gerade zur rechten Zeit gestorben sey? Würde er wohl die Sache der Reform ergriffen haben? Man darf mit Recht daran zweifeln. Stets sprach er sich entschieden gegen die Reform aus. Würde er der Aristokratie seinen Beistand geliehen haben? Die Aristokratie war seine geschworne Feindin, seitdem er aufgehört hatte ihr Werkzeug zu seyn. Das Oberhaus, um dessen Freundschaft und Verschwägerung willen er die Schwingen seines Genius gekürzt, und den Stolz seines Herzens gedemüthigt hatte, würde er nie mehr gewonnen und ausgesöhnt haben. Canning war ein Uebergangswesen; er konnte nur einem andern neuen Ministerium Boden machen. Uebrigens war Cannings Einfluß rein persönlich. Nichts überlebte ihn von seinem Systeme. Warum? Weil es der Einfluß des Talentes, nicht der Grundsätze war. Nicht um seine Ansichten und Doktrinen reihte man sich her, sondern um den Mann von Talent. Der Mann starb und mit ihm seine Partei.

Merkwürdige Worte O'Connells.

Bei einer Versammlung der Reformunion zu Dublin sprach O'Connel jüngst folgende merkwürdige Worte: „Ich schob die Reform auf, bis die Emanzipation errungen war, trotz manchem heimtückischen Freund und falschen Advokaten. Mache ich jetzt ein Geheimniß daraus, daß ich meine Augen auf weitere Maßregeln (ulterior measures) richte? Nein, nicht so; sondern ich spreche zu dem Volk von Ireland durch die Presse — und wir haben eine ehrenwerthe, treu unsrer Sache ergebene und mannhafte Presse — (lauter Beifall) — ich spreche zum irischen Volke durch die Presse, und rufe es dem Lande zu, daß ich ein Aufreger mit weiteren Aussichten bin (an agitator with ulterior views) (lauter und anhaltender Beifall), ja ich will noch weiter gehen und will rund heraus ohne Wortklauberei sagen: „ich erkläre hiermit, daß ich nicht eher zufrieden seyn werde, bis ich ein Parlament in College-green versammelt sehe." (Ungeheurer Beifall.) Man vergleiche diese Worte mit den in unseren Blättern jüngst gegebenen Artikeln über den „Zustand von Ireland."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. 2 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Auf den so entschieden ausgesprochenen Willen der Regierung hin, verfolgte ich also den mir entworfenen Plan, und ermunterte, so viel nur immer in meinen Kräften stand, die zu Beschleunigung der Kolonisation mitwirkenden Privatunternehmungen. Der Erfolg der auf Aktien unternommenen Musterpachtung übertraf, der vorgerückten Jahreszeit ungeachtet, alle meine Hoffnungen. Von dem zugleich auch mit Verwaltung der Provinzen beauftragten Intendanten en Chef, Volland, energisch unterstützt, gelang mir die Begründung einer geregelten Regierung, deren Zweckmäßigkeit zu Erreichung des von mir beabsichtigten Zieles, sich durch den blühendsten Zustand der noch nicht offiziell anerkannten, faktisch aber bereits bestehenden Kolonie schon sechs Monate nach meiner Ankunft bewährte, so wie durch das ihr zugewandte Interesse Frankreichs nicht nur, sondern auch der übrigen europäischen Nationen, vorzüglich Deutschlands.

Jenes Gedeihen verdankte die Kolonie hauptsächlich der Expedition nach dem Atlas.

Bekanntlich zerfällt die Regentschaft Algier in drei Provinzen oder Beyliks. Der Beylik des Mittelpunkts ist jener von Tittery, der östliche der von Constantine, und der westliche der von Oran. Obgleich die Stadt Algier und ihre Umgebungen dem Beylik von Tittery angehören, bilden sie doch einen besonderen, unabhängigen Bezirk. Ehe ich gegen Mediah aufbrach, konnte ich nur auf die Unterwürfigkeit und den Gehorsam der Stadt Algier und einiger Nachbarstämme bauen. Die Expedition nach dem Atlas sicherte Frankreichs Herrschaft über sämmtliche Stämme des Bezirks von Algier und den ganzen Beylik von Tittery.

Sofort nach meiner Rückkehr in die Stadt konnten Pflanzer in einiger Entfernung von derselben sich niederlassen; die Kommunikationen zwischen Algier, Blida und Mediah wurden mit jedem Tage häufiger.

Indeß waren die Beyliks von Constantine und Oran der Zerrüttung und Anarchie preisgegeben. Der Bey von Constantine hatte seine Unterwerfung verweigert; jener von Oran besaß, obgleich er Frankreichs Herrschaft anerkannte, zu Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in seiner Provinz nicht genügende Macht.

Unter diesen Umständen war es, wo ich mit der später zu Stande gekommenen Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis mich beschäftigte.

Seit Ende Septembers, wo mir hinsichtlich des Gedeihens der Kolonisirung Algier's kein Zweifel mehr blieb, sann ich vorzüglich durch Begründung unserer Herrschaft im ganzen Bereiche der Regentschaft von Algier auf eine Kombination, die unsere Regierung der Occupationslasten zum Theil zu entheben geeignet war, und zugleich der Nationalehre genügte; um so ganz Europa zu beweisen, daß unsere Eroberung alle nur möglichen Resultate erzielt habe. Ich ergriff eine sich darbietende Gelegenheit mit Tunis Beziehungen anzuknüpfen, dessen Gränzen der noch heute uns nicht unterworfene Bey von Constantine beunruhigt, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Souverän der Provinz zu werden, deren Verwaltung der Dey von Algier ihm anvertraut hatte. Ich wußte, daß der Dey von Tunis, Frankreichs Freundschaft sich zu erhalten, bedacht, die Erbietungen der angesehensten Bewohner des Beilyks von Constantine, seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, um der seit der Eroberung Algier's in ihrem Lande eingerissenen Anarchie sich zu entziehen, abgelehnt. Mittheilungen unseres Generalkonsuls de Lesseps bestimmten mich, auf das Ansinnen des Dey's einen Prinzen seines Hauses zum Bey von Constantine zu ernennen, einzugehen. Dieß Haus ist arabischen Ursprunges, ein Umstand, der jene Ernennung den Bewohnern des Beyliks von Constantine als angenehm darstellen mußte. Uebrigens sollte der neue Bey nur unter Frankreichs Autorität, nur unter denselben Bedingungen und mit denselben Titeln, wie die von Algier's Souveräne ernannten Bey's gleich ihnen nach Willkühr widerruflich, seine Würde bekleiden. Außerdem bot den Bewohnern jene Ernennung eine neue Gewährschaft gegen die Rückkehr der von den Mauren und Arabern der Regentschaft Algier tödtlich gehaßten Türken dar. Ferner verbürgte ihnen die Ernennung eines Moslim zu ihrem Bey unsere religiöse Toleranz, auf die sie in der Erinnerung an den Proselytism der Spanier, von deren Invasion im J. 1777 noch Augenzeugen leben, nicht gerechnet hatten. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß unter allen Barbaresken-Völkern die Tuneser gerade die civilisirtesten sind; daß ihre Fürsten eine, bei ihren Unterthanen auffallend herrschende intellektuelle Aufklärung ganz offen fördern, und in solcher Weise, zu Erhaltung unserer Freundschaft den Exzessen eines gefährlichen Fanatismus Troz bieten. Zwischen dem Dey von Tunis und dessen zum Bey von Con-

stantine ernannten Bruder Sidi Mustapha, ward also eine, jedoch rein militärische und administrative Uebereinkunft abgeschlossen.

Ich zeigte diese Maßregel dem neuen Kriegsminister (Marschall Soult) durch eine Depesche an. Hier deren wesentlichster Inhalt:

„Die verschiedenen Depeschen, Herr Marschall, welche ich von Ihnen zu empfangen die Ehre gehabt, veranlassen mich, Ihnen darzuthun, daß ich, unerachtet der von Ihrem Vorgänger mir, namentlich noch in dessen Depeschen vom 30 Oktober und 17 November gewordenen wiederholten Versicherungen der positiven Absicht unserer Regierung, Algier definitiv zu behaupten und zu kolonisiren, den Fall vorgesehen, wo der Zustand der europäischen Angelegenheiten Frankreich zu Reduzirung seiner Armee in Afrika vermüssigen könnte.

„Ich mußte daher die Mittel, dem Mutterlande jene Unterstützung zu sichern, welche es etwa erheischen möchte, jedoch ohne Zerstörung einer Schöpfung, deren Erfolg, nach meiner innigsten Ueberzeugung, ungezweifelt erscheint, mit jenen der Fortsetzung unserer Niederlassung in Afrika zu kombiniren suchen.

„Die Regentschaft Algier ist von bedeutendem Umfange. Sie besteht aus drei großen Abtheilungen; dem westlichen, an das Kaiserthum Marocco angränzenden Beylik von Oran; im Mittelpunkte dem eigentlichen algierischen Gebiete mit der so fruchtbaren Ebene Metidjah, dem Hauptziele meiner Kolonisations- und Anbauungs-Projekte; endlich der östlichen, an die Regentschaft Tunis gränzenden, die Häfen von Bona, Bugia und Stora enthaltenden Provinz Constantine.

„Der Bey von Oran ist Türke, und hat sich meinem Vorgänger, der ihm die rückständigen Abgaben erlassen, unterworfen; die türkische Miliz bildet mitten in der ihn umgebenden arabischen Bevölkerung seine Schutzwache. Dieser Bey ist ein rechtlicher, aber schwacher Mann; er schlug mir mehrmals vor, seinen Posten zu verlassen, wenn ich ihm und seinen Türken Mittel zum Transporte nach Smyrna anweisen wolle; da er mir einige Beweise seiner Rechtlichkeit geliefert, zog ich vor, ihn in seiner Stelle zu belassen. Uebrigens schienen mir auch in einem Augenblicke, wo man mir aus dem Kriegsministerium andeutete, daß die Absendung von Getraide, dessen Oran im Ueberflusse erzeugt, zweckmäßig sey, besonders da dessen Verkauf an die Lieferanten durch die dem Bey davon zufließenden Ausgangsrechte zu Entrichtung eines Theils seiner Abgaben ihm die Mittel lieferte, irgend eine Abänderung nicht zeitgemäß. Andrerseits unternahm der Kaiser von Marocco einen Angriff auf das Gebiet von Oran; ich bewilligte, indeß ich zu Marocco energisches Einschreiten nicht verabsäumte, und von seinem gedeihlichen Erfolge mich überzeugt hatte, dem Bey die von mir gewünschten Hülfstruppen. Ich habe daher hinsichtlich dieses Theils unserer afrikanischen Besitzungen vorläufig alle ferneren Plane vertagt. Uebrigens vermag sich Frankreichs Einfluß auf Oran, ohne Belassung irgend einer Garnison daselbst, zu behaupten. Nur das Fort Mers el Kebir werde ich, um auf diesen Beylik immer unmittelbar einwirken zu können, besetzt halten, und hoffe außerdem vom Bey die geregelte Entrichtung einer mäßigen Kontribution zu erwirken.

„Die Provinz Constantine dagegen hat Frankreichs Herrschaft nie anerkannt; ihre gleichnamige Hauptstadt liegt über sechzig Lieues von Algier landeinwärts. Ich konnte allerdings die Häfen Bona, Bugia und Stora occupiren, und daraus einige nicht bedeutende Zölle beziehen; diese hätten jedoch die Kosten der Verlegung zweier Regimenter, die ich mindestens dort haben mußte, jedenfalls nicht gedeckt und die Zahl jener, die ich nach Frankreich zurücksenden wollte, dadurch zugleich sich gemindert. Unter diesen Umständen glaubte ich auf den mir, durch unsern Generalkonsul in Tunis mitgetheilten Antrag des dortigen Dey auf Ernennung seines Bruders zum Bey von Constantine eingehen zu müssen, und stehe im Begriffe, noch heute mit jenem Bey und dessen, für Constantine ernannten Bruder eine deßfallsige Konvention, deren Präliminarien bereits verabredet sind, abzuschließen. Der neue Bey von Constantine verpflichtet sich, unter Garantie seines Bruders, des Dey's von Tunis, an Frankreich eine jährliche Kontribution im Betrage von einer Million Franks zu entrichten, die jedoch für das Jahr 1830 auf 800,000 reduzirt wird. Außerdem habe ich für alle Häfen des Beylik von Constantine unserem Lande alle nur irgend wünschenswerthen Begünstigungen stipulirt.

„Eine ähnliche Negoziation für Oran wird, wenn wie ich voraussehe, dessen Bey auf seinem Zurücktritte beharrt, wenig Schwierigkeiten unterliegen, und in solcher Weise dann Osten und Westen des Königreichs Algier von Fürsten, deren Existenz-Interesse Einigkeit und Anhänglichkeit an Frankreich seyn müssen, verwaltet, besonders bei einem erfolgenden Allianz-Traktate des ihnen verwandten Dey's von Tunis mit Frankreich, gesichert seyn.

„So bliebe denn nur das eigentliche Gebiet von Algier noch zu occupiren; wenn ich anstatt vier Regimentern auf sechs bestehe, so geschieht dieß einzig in der Absicht, die bereits begonnene Kolonisation nicht zu hemmen, und jenen Augenblick zu beschleunigen, wo ein bei Weitem geringerer Truppenbestand zu Beschirmung ackerbauender Spekulanten in Ausbeutung eines fast ganz unbearbeiteten Bodens hinreichen wird, der alle Antillen an Fruchtbarkeit überbietet und zu allen Erzeugnissen der Tropenländer, Kaffee ausgenommen, geeignet ist. — Der von allen Seiten Konsumenten nach Algier ziehende Handel macht die gedeihlichsten Fortschritte, und der, wenn schon für schlecht geltende Hafen wimmelt, trotz des auf den Ausländern lastenden gedoppelten Zolles, von Schiffen aller Nationen.

„Dieß die Maßregeln, zu denen eine durch den Erfolg gerechtfertigte Voraussicht mich veranlaßte, und an die eine letzte Hand in so günstigem Momente zu legen ich mich glücklich erachte. Zu gleicher Zeit bereitete ich durch Unterhandlungen mit den den Fuß und die erste Gebirgskette des Atlas bewohnenden Stämmen, den glücklichen Sieg von Col de Tenia unsern Braven, die zu befehligen ich der Ehre genieße, vor. Jenen Sieg krönte die gänzliche Vernichtung des gemischten Korps von Türken und Arabern, an dessen Spitze jener Ex-Bey von Tittery, der sich gegenwärtig in meiner Gewalt befindet, unsere Vorposten zuweilen beunruhigte, und die Araber, den Markt von Algier mit Vorräthen zu versorgen, hinderte. Werfen Sie, Herr Marschall, einen prüfenden Blick auf die als Erläuterungen meiner Rapporte eingesandten Karten; erwägen sie die Lage von Mediah, dessen Occupirung oder Nichtoccupirung im Interesse Frankreichs und dadurch,

daß ich einen uns ergebenen Bey, dessen Familie und zu Algier gelegene Güter seine Treue verbürgen, dahin gesetzt, überlassen bleibt; erwägen Sie endlich, daß bei Bewerkstelligung aller jener ersprießlichen Operationen, ich unaufgefordert weit über die Hälfte der Armee zurückzusenden beabsichtigt; daß diese Zurücksendung, laut meiner telegraphischen Depesche vom 13 Dezember begonnen, und nicht aufgeschoben ward; erwägen Sie, Herr Marschall, dieß Alles, so erlaube ich mir die Hoffnung, Sie werden mir zugestehen, daß ich seit meiner Ankunft zu Algier, vor kaum drei Monaten, nur eine entmuthigte und unwillige Armee vorfindend, meine Zeit wenigstens nicht verloren habe.

„Nach dieser Uebersicht meiner Operationen und meines Benehmens bleibt mir, Herr Marschall, noch eine Gewissenspflicht gegen Frankreich, den König, gegen mich selbst zu erfüllen. Algier's Aufgebung würde ein hochwichtiger Mißgriff seyn, wegen dessen Frankreich seine Regierung zu strenger Rechenschaft zu ziehen befugt wäre. Auch sähe dadurch unsere Nationalehre sich um so mehr herabgewürdigt, da unser Rückzug das Signal zum Niedermetzeln der ganzen jüdischen Bevölkerung Algier's, und eines großen Theils der Mauren seyn würde. Eine große Zahl französischer und ausländischer, in jener Stadt bereits etablirter Handelshäuser würden durchaus zu Grunde gerichtet, ein mit Recht gehässiges, verächtliches Andenken uns in Afrika verewigen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus Rothschild.

Die Wege zum Glück stehen Jedermann offen, der sie zu finden und zu beachten weiß, nur die erste Spur dazu ist kaum sichtbar und schwer zu erkennen. Es gibt ein Haus in Europa, das durch umsichtigen Unternehmungsgeist, gründliche Kenntniß der Menschen und der Lage der Dinge, durch Scharfsinn, Genauigkeit und besonders durch strenge Rechtlichkeit und Genügsamkeit ungeachtet des in unermeßlichen Geschäften errungenen Gewinnes, aus einer niedern Sphäre sich auf den Gipfel des Reichthums und zu einem europäischen Namen erhoben hat.

Nach verläßigen Angaben beläuft sich das gesammte Vermögen der verschiedenen Zweige dieses Hauses (fünf Brüder) auf die ungeheure Summe von 140 Millionen Franks, und ihr Credit und ihre Verbindungen seyen sie in den Stand über 500 Millionen verfügen zu können.

Ueber die Gründung, das allmähliche Aufblühen, die politische und kommerzielle Wichtigkeit dieses kolossalen Hauses, mögen die nachstehenden kurzen biographischen Notizen über jedes seiner Glieder einige Auskunft ertheilen.

Der Stammvater und Stifter, Maier Anselm Rothschild, Vater der jetzt lebenden fünf Brüder, wurde im Jahre 1743 zu Frankfurt am Main geboren, und war erst 11 Jahre alt, als er seine Eltern verlor. Da er kein Vermögen besaß, so wurde er Anfangs jenen guten deutschen Vorschriften zu Folge, die aber stets umgangen werden, zur Erlernung eines Handwerkes bestimmt. Allein diese Laufbahn verließ er nach einigen Jahren wieder, um, einem unwiderstehlichen Hang nachgebend, einen kleinen Handel zu errichten. Der Geschmack reicher, vornehmer Leute an Münzsammlungen eröffnete damals einem gehörig bewanderten Manne eine Quelle mannichfachen Gewinns. Rothschild gab also seinen Handel auf, und widmete sich ausschließlich der Numismatik, die ihn zugleich mit vielen wichtigen Personen in Verbindung brachte, deren Bekanntschaft ihm in der Folge sehr nützlich ward, und viel zu Begründung seiner behaglichen Lage beitrug. Da er sich zugleich mit Comptoir und Wechselgeschäften bekannt machte, so erhielt er bald einen Ruf in ein Wechselhaus zu Hannover, bei dem er mehrere Jahre arbeitete, und sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Kapital zurücklegte. Er ging hierauf nach Frankfurt zurück, verheirathete sich dort, und gründete das noch jetzt bestehende Haus. In kurzer Zeit gewann er durch Thätigkeit, Kenntnisse und Rechtschaffenheit einen immer größern Kredit und unbeschränktes Zutrauen, und sein Wirkungskreis erweiterte sich bedeutend, als der Landgraf von Hessen, der schon bei Gelegenheit eines Münzenankaufs seine Kenntnisse und Rechtschaffenheit kennen gelernt hatte, ihn im Jahr 1801 zu seinem Hofagenten ernannte. In dieser Eigenschaft leistete er dem Nachfolger dieses Fürsten wichtige Dienste; besonders damals, als dieser sich im Jahr 1806, bei Annäherung der französischen Armee flüchten mußte, und nichts bei sich hatte als einige Summen in Gold, die er im Augenblick der Flucht noch einziehen konnte, und die sein ganzes Vermögen ausmachten. Bei dieser Gelegenheit gelang es Rothschild durch Muth und Gewandtheit, obgleich nicht ohne persönliche Gefahr, den größten Theil von dem Vermögen des Fürsten zu retten, das er hernach gewissenhaft für dessen Rechnung verwaltete. Zu jener Zeit war es auch, wo die Finanzgeschäfte des Hauses Rothschild durch die Anleihe von 10 Millionen Gulden, die Dänemark mit ihm abschloß, an Ausdehnung bedeutend gewannen.

Schwer, wo nicht unmöglich würde es seyn, den Operationen dieses Hauses Schritt vor Schritt zu folgen, es möge also genügen zu bemerken, daß in einem Zeitraum von 15 Jahren mehr als 2 Milliarden und 400 Millionen Franken theils für Anleihen, theils für Subsidienzahlungen auf Rechnung mehrerer europäischen Mächte durch dieses Haus negozirt wurden.

Hier ein Verzeichniß der ungefähren einzelnen Beträge der eben erwähnten Hauptsumme: 1 Milliarde für England, 240 Millionen für Oestreich, 200 für Preußen, 400 für Frankreich, 240 für Neapel, 160 für Rußland, 60 für Brasilien und 40 für mehrere kleine deutsche Höfe; eine Menge anderer Finanzoperationen, die den Herren Rothschild von mehrern Regierungen übertragen waren, und deren Betrag die oben angeführte Summe weit übersteigt, nebst verschiedenen Anleihen, die sie später in Frankreich übernahmen, und die sämmtlich bedeutenden Gewinn trugen, nicht mitgerechnet.

Der erste der Grundsätze, die sich die fünf Brüder zur Richtschnur machten, war, alle ihre Geschäfte fortwährend gemeinschaftlich zu betreiben; dieß war der Stein der Weisen, den ihr sterbender Vater ihnen übergab. Von seinem Tode an war jeder Vorschlag, von wem er auch kommen mochte, immer der Gegenstand gemeinsamer Berathung. Jedes Geschäft, selbst das unbedeutendste wurde nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plan betrieben; sie vereinten stets ihre Bemühungen, und hatten auch gleichen Antheil am Gewinn. Obschon sie seit Jahren in bedeutender Entfernung von einander leben, so hat Dieß doch ihrer Eintracht keineswegs geschadet, sondern ihnen im Gegentheil dazu genützt, stets mit der Lage der Sachen auf den vorzüglichsten Plätzen Europas vertraut zu seyn, wovon sie sich gegenseitig durch einen oft schnellern Kourierwechsel als der der Regierungen, unterrichten.

Ihre zweite Regel ist die, bei keinem Geschäft auf übertriebenen Gewinn zu sehen, sondern bei allen ihren Unternehmungen nie die anfänglich gesteckten Gränzen zu überschreiten. „Mäßiger Gewinn, aber im Großen und oft," dieß war von jeher der Wahlspruch der Kinder Israels.

Die Dienste der Herren Rothschild sind vielfältig öffentlich belohnt worden. Außer mehrern ihnen verliehenen Orden sind sämmtliche fünf Brüder im Jahr 1813 vom König von Preußen zu Mitgliedern des geheimen Raths des Handels, im Jahr 1815 zu Mitgliedern des hessischen Finanzraths, und von dem jetztregierenden Großherzog zu Finanzräthen ernannt worden.

Der Kaiser von Oestreich schickte ihnen im Jahr 1815 Adelsbriefe, und erhob sie im Jahr 1820 in den österreichischen Freiherrnstand. Ueberdieß wurde der zu London wohnende Bruder zum Konsul, und zwei Jahre später zum Generalkonsul ernannt. Der Chef des Pariserhauses wurde im Jahr 1822 zu derselben Würde und zum Mitglied der Ehrenlegion erhoben. Die Brüder Rothschild sind jetzt in nachbenannten Städten ansässig: Amschel oder Anselm, der älteste, geb. den 12 Junius 1773, wohnt als Haupt der Familie in Frankfurt am Main, wo nach den von den übrigen vier Häusern eingesandten Abschlüssen der Hauptabschluß geschieht, und wo die großen Zusammenkünfte der fünf Brüder gewöhnlich Statt haben. Salomon, der zweite Bruder, geb. am 9 Sept. 1774, hat seinen Aufenthalt wechselweise in Wien und Berlin, verweilt jedoch die meiste Zeit in ersterer Stadt. Nathan, der dritte Bruder, geb. den 16 Sept. 1777, ist ein Mann, der durch seinen großen Scharfsinn, seine Gewandtheit in Geschäf-

ten, und durch wichtige Dienste das Vertrauen der ersten Staatsmänner Englands gewonnen hat; er wohnt seit d. J. 1798 in London. Karl, der vierte Bruder, geb. den 24 April 1788, ist seit dem Jahr 1821 in Neapel ansässig. Jakob, der Jüngste, wurde am 15 Mai 1792 geboren. Mit der Tochter seines zweiten Bruders verheirathet, wohnt er seit d. J. 1812 in Paris.

Außerordentliche Rennwette zweier Engländer.

Die nähern Umstände und Bedingungen dieser Wette, die am verflossenen 6 November zur Entscheidung kam, und deren Erfolg von den meisten englischen und vielen auswärtigen Zeitungen besprochen wurde, sind folgende:

Vor ungefähr drei Monaten hatte der Oberste Charitty mit Herrn Osbaldersson tausend Guineen gewettet, daß der leztere in einem Zeitraume von zehn Stunden nicht zweihundert englische Meilen (ungefähr achtzig Stunden) zu Pferde zurücklegen könne, und es sollte diese Wette während der Wettrennen zu New-Market entschieden werden. Allein außer diesem ersten Einsaze war Herr Osbaldersson auf diese Wette noch andere weit beträchtlichere eingegangen, da er gleich vom Anfange an erklärt hatte, auf alle Summen zu halten, die man ihm anbieten würde, und später hatte er sogar alle Wetten angenommen, die ihm zu dem ungeheurn Maßstabe des doppelten Einsazes gegen den einfachen angeboten worden waren.

Je näher der große Tag der Entscheidung heranrückte, desto größer wurde die Zahl der Wetten zu seinen Gunsten; Freitag Abend war das gewöhnliche Verhältniß, in dem die Wetten geschlossen wurden, hundert gegen vierzig, und außerdem sezte ein Wettlustiger noch tausend Guineen gegen hundert, daß die zweihundert Meilen nicht in neun Stunden zurückgelegt werden würden; diese Wette wurde angenommen.

Am Sonnabend, schon um sechs Uhr früh, hatte sich der größte Theil der bei dieser außerordentlichen Wette Betheiligten nächst Marc-an-Diable versammelt. An den vorhergehenden Tagen hatte man bereits auf der runden Rennbahn vier Meilen abgemessen, deren Anfangs- und Endpunkt vor einer mit Rasen bekleideten Erhöhung zusammentrafen, die so eingerichtet war, daß Herr Osbaldersson während der Dauer des Rennens mit leichter Mühe die Pferde wechseln konnte; allein diese Vorkehrung zeigte sich unnüz, wegen der Schwierigkeit, die es machte, dort beständig Pferde unterzustellen und sie ruhig zu erhalten. Ueberdieß war die Bahn noch mit Seilen eingefaßt, um jedes Verdrängen der Zuschauer auf den für die Pferde bestimmten Plaz zu verhüten.

Um sieben Uhr endlich langten die Herren Charitty und Osbaldersson in zwei Postchaisen auf dem Plaze an. Der leztere schien in der heitersten Laune und voll Vertrauen auf einen günstigen Ausgang des Kampfes zu seyn; denn kaum hatte er den Fuß aus dem Wagen gesezt, als er sich auch erbot, alle Wetten, die man ihm bieten würde, zu jedem Betrage und zu jedem Verhältnisse anzunehmen, und aufs Neue sezte er tausend Guineen aus, er werde die bestimmte Strecke in neun Stunden zurücklegen; die Wettlustigen hielten sich indeß ruhig.

Seine Kleidung bestand aus einer rothseidenen Jacke, einer schwarzsammtenen Faltenmüze, ledernen Beinkleidern und Kappenstiefeln. Sein Gewicht betrug, mit Einschluß von Sattel und Zaum, hundert und fünf und dreißig Pfund. Die beiden Kampfrichter waren Herr John Edward Bowaret Esq., vom Obersten Charitty, und Herr Theluffon Esq., von Herrn Osbaldersson gewählt. Diese Herren waren mit Chronometern versehen, die im Augenblicke des Anlaufs gerichtet und dann in einer Schachtel verschlossen wurden. Die Sättel, deren Herr Osbaldersson sich bediente, waren mit Schafleder überzogen, und die Uebereinkunft war so getroffen, daß mit dem einmal bestiegenen Pferde die auf der Bahn ausgemessenen vier Meilen ganz zurückgelegt werden mußten.

Die Witterung war eben nicht günstig; schon seit Tagesanbruch war ein feiner Regen gefallen, der immer stärker wurde, und sich endlich in einen von heftigem und kaltem Winde begleiteten Plazregen verwandelte. Alle diese Hindernisse scheiterten an dem Muthe des Herrn Osbaldersson, der genau um sieben Uhr zwölf Minuten, mit Reitpeitsche und Sporen versehen, die er jedoch beim ersten Pferdewechsel wieder ablegte, einen Renner bestieg und abritt.

Nach dem Anfange des Rennens waren genau 2 Stunden 1 Minute und 5 Sekunden verflossen, als Herr Osbaldersson die lezte der 48 Meilen zurücklegte, die er eben durchflogen hatte; aber der Boden der Rennbahn war bereits sehr lehmig geworden, und der Reiter war naß bis auf die Haut. Obgleich er bis jezt nicht das Geringste zu sich genommen, sondern sich nur damit begnügt hatte, ein Stück arabischen Gummi im Munde zu halten, so schien er sich doch sehr wohl zu befinden.

70 Meilen waren im 5 Stunden weniger 1 Minute und die 72 in 5 Stunden 4 Minuten zurückgelegt worden. Das Pferd „Ilemar" brauchte 9 und „Tramby" 8 Minuten 10 Sekunden. Die von „Tramby" durchlaufenen 4 Meilen schlossen die bereits zurückgelegten 80 Meilen, zu denen, den erwähnten Aufenthalt durch den Pferdewechsel eingerechnet, 5 Stunden 25 Minuten 30 Sekunden nöthig gewesen waren. Der Regen hatte aufgehört, aber das Wetter blieb unfreundlich und kalt.

Bei einem folgenden Laufe brauchte „Fairy" 8 Minuten 8 Sekunden; „Morgan Rattler" 9 Minuten 22 Sekunden; „Colley Tramp" 8 Minuten 58 Sekunden; „Dollay" 8 Minuten 58 Sekunden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die erste Nummer des ottomanischen Moniteurs enthält unter Anderen einen Artikel über eine von dem Sultan gehaltene Heerschau, worin es heißt: „Die Bataillone präsentirten das Gewehr, und Seine Hoheit begaben sich sofort in die Kaserne des dritten Leibregimentes, das hier in Schlachtordnung aufgestellt war. Der Sultan untersuchte die geringfügigsten Kleinigkeiten bis zum gemeinsten Soldaten hinab. Während einer augenblicklichen Ruhe bemerkte der Sultan nicht weit von sich eine Schildwache, die durch seine Gegenwart bestürzt ihr Gewehr gegen die vorgeschriebenen Regeln trug; der Großherr stieg vom Pferde und erklärte mit der größten Gelassenheit dem Soldaten die Vortheile der Art und Weise, wie er sich zu halten und das Gewehr am vortheilhaftesten zu führen habe. Der Sultan ließ sich auch die Suppe, das Fleisch und den Pilau der Soldaten bringen, und kostete von Allem, um sich von der Genießbarkeit derselben zu überzeugen... Außer der leichten Kavallerie im Solde organisirt sich auch die unter den jungen Leuten von Stande unter den Namen der Zaim und Timarioten gebildete Reiterei, deren Equipirung und Unterhalt aus den Einkünften bestritten wird, die der Sultan ihnen angewiesen hat, mit großer Schnelligkeit in fünfzig Departementen. Das Korps der Kanoniere, Bombardiere, Mineurs und Sapeurs, die auf denselben Fuß gebracht sind wie die Linientruppen, haben eine neue Organisation erhalten, nach der sie in Regimenter eingetheilt sind und schnell vollzählig gemacht werden sollen. Jede Batterie besteht aus vier Feldstücken und zwei Haubizen; vier Batterien bilden ein Regiment von 24 Geschüzen und eben so vielen Pulverkarren. Außer den bereits vollzähligen Linienregimentern bilden sich täglich neue, mit Hülfe der hiezu detachirten Bataillone; von denen zwei unter dem Befehl Hussein Pascha's, Gouverneurs von Adrianopel stehen; zwei unter Ali Pascha, Gouverneur von Bagdad und Aleppo; zwei zu Smyrna, eines unter dem Befehl des Pascha von Widdin, zwei halbe Bataillone unter den Pascha's von Rustschuk und Nikopolis. Die Gouverneure der verschiedenen Provinzen haben die Erlaubniß erhalten, Bataillone und halbe Bataillone mit Hülfe der ihnen von Sr. Hoheit dem Seraskier zugeschickten Lehrer zu bilden. Sobald diese Bataillone organisirt und eingeübt sind, werden sie in Regimenter vereinigt. Die gegenwärtige Zahl der zum Seedienst eingeübten Leute reicht für die Bemannung der Flotte hin; allein man arbeitet unausgesezt daran, dieses Korps so vollständig als möglich zu machen. Das Aufblühen der Marine ist eine der wichtigsten Sorgen Sr. Hoheit."

Eine New-Yorker Zeitung enthält eine offizielle Tabelle von der Bevölkerung und dem Handel der Insel Kuba. Es geht daraus hervor, daß die Insel 804,487 Einwohner hat, von denen 112,023 auf Havannah kommen. Hiezu kommen noch die Garnisonen mit 26,075 Mann. Es kommen 301⅓ Einwohner auf die Quadratmeile. Die Ausfuhr beläuft sich auf 40,065,761 Dollars. Die Staatseinkünfte betragen 8,555,895 Dollars; die Ausgaben 9,140,550 Dollars.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 3. 3 Januar 1832.

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.*)

Maina ist die einzige Provinz des Peloponnes, die unter türkischer Herrschaft ihre innere Freiheit, ja sogar eine Art von Unabhängigkeit behauptete. Dieses kleine Land stand zur ottomanischen Pforte in keinem andern Verhältniß, als in dem des Vasallen gegen den Lehensherrn. Seine Bewohner durch die Beschaffenheit ihres Bodens geschützt, und stets bereit zu den Waffen zu greifen, gehorchten nur den von ihnen selbst aus ihrer Nation gewählten Oberhäuptern. Die Regierungsform war, nach der Weise der alten Heldenzeit, monarchisch und patriarchalisch; die den Händen der Mauromichali anheimgefallene Macht pflanzte sich seit lange in dieser Familie fort, und es blieb der türkischen Regierung nichts übrig, als sie durch Belehnung zu bestätigen.

Janaki Mauromichali nahm an der kurzen von Rußland angestifteten Revolution im Jahre 1770 einen ruhmvollen Antheil; sein Einfluß und sein Muth ließen den Grafen Orloff hoffen, daß sein Plan, Griechenland aufzuwiegeln, gelingen werde.

Der Ruf des glorreichen Feldzugs in Italien hallte auch in den Ruinen von Sparta wider. Das Oberhaupt der freien Völkerstämme des Taygetus wünschte Napoleon Glück zu seinen Heldenthaten, und erbot sich die Schiffe der Republik in seinen Häfen aufzunehmen. Napoleon gab ihm die prophetische Versicherung, daß Frankreich seiner Nation dankbar seyn werde.**) Seit der Expedition von Aegypten suchte Napoleon in Griechenland einen Stützpunkt gegen die Türken; deßhalb wurde den Mainoten eine Korvette mit Munition zugeschickt; viele Emissäre durchzogen Griechenland, und besonders Maina und versprachen Freiheit unter französischem Schutz. Dieser Versuch mißlang, indeß behielt Napoleon bei seinen Riesenentwürfen sich immer einen Platz in Griechenland bevor. Als Beweis hiefür möge dienen, daß Marschall Duroc im Jahre 1806 nach seinem Einmarsch in Berlin den Herrn Argyropulos (dem Oheim des Verfassers des vorliegenden Artikels), Gesandter der Pforte in Preußen, um Vieles über Griechenland, besonders über Maina, und den Charakter der Mauromichalis befragte. Vielleicht hatte man auch die Absicht, indem man der Häuptlinge sich zu versichern und Freiheitsideen zu verbreiten suchte, das türkische Reich durch Empörung der europäischen Provinzen zu zertrümmern, wie Dieß auch in Bignon's Werk (Les cabinets et les peuples p. 373) gesagt ist. Wie dem auch sey, Herr Sebastiani begünstigte während seiner Gesandtschaft in Konstantinopel die Mauromichalis, und trug dazu bei, daß Petrobei, Sohn des Janaki Mauromichalis, belehnt wurde.

Im Jahr 1821 bedachte Mauromichali sich keinen Augenblick, welcher Partei er sich anzuschließen habe. Einer seiner Söhne war als Geisel für seine Treue gegen die Pforte in Konstantinopel zurückgehalten worden. Um seinen Plan noch besser zu verhüllen, übergab er einen andern seiner Söhne dem Pascha von Tripoliza; dann vermochte er die Mainoten, gestützt auf sein persönliches Ansehen und den Einfluß seiner Familie, diese abgeschlossene, selbstsüchtige Existenz aufzugeben, und sich der allgemeinen Sache, der Befreiung der Nation, anzuschließen. Unter Mauromichali's Anführung stiegen die Mainoten von den Felsenwänden des Taygetus herab, und besetzten Kalamata, wo sich ein messenischer Senat bildete, zu dessen Präsidenten Petrobei ernannt wurde, und am 9 April erließ er ein Manifest an das Volk, worin er sich über den Zweck des Aufstandes erklärte und die Christenheit zum Beistand aufrief.

Von hier aus wandte er sich nach Malvasia und unterwarf diesen Platz, der erste, der in die Hände der Griechen fiel. Seine Truppen, die sich um 600 Mann vermehrt hatten, bildeten den Kern des Heerhaufens, der Tripoliza einnahm. Nach Einnahme dieser letztern Stadt trug er durch seine Tapferkeit und seine strategischen Entwürfe augenscheinlich zu der schrecklichen Katastrophe von Dramali bei. Später zog er nach dem östlichen Griechenland,

*) Die obenstehende ausführlichere Nachricht von der Familie der Mauromichalis diene als Ergänzung der im Ausland S. 1303 des vorigen Jahrganges über dieselbe mitgetheilten kurzen Notiz.

**) Der General en-Chef der italienischen Armee an den Chef des freien Volks von Maina. „Bürger! Von Triest aus habe ich Ihr Schreiben erhalten, in welchem Sie den Wunsch äußern, der französischen Republik durch Aufnahme ihrer Schiffe in Ihren Häfen nützlich zu seyn. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihr Wort mit der Treue halten werden, die einem Nachkommen der Spartaner ziemt. Die französische Republik wird nicht undankbar gegen Ihre Nation seyn; was mich betrifft, so werde ich Jeden, der von Ihnen kommt, freundlich aufnehmen, und ich wünsche nichts so sehr, als daß zwischen zwei Nationen, die beide die Freiheit lieben, stets Eintracht herrschen möge. Ich empfehle Ihnen die Ueberbringer dieses Schreibens, die auch Abkömmlinge der Spartaner sind; nur daß sie bis jetzt noch auf keinem großen Schauplatz sich befinden, ist Ursache, daß sie noch nichts Großes gethan haben. Gruß und Brüderschaft.

„Gez. Bonaparte."

wo er sich der ihm von Maurocordato übertragenen Mission rühmlichst entledigte, indem er Tatochions sich bemächtigte, und Omer Vrione abhielt, über den Achelous zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung und Schluß.)

Don Pedro schien auf dem Wege, seine ganze Popularität wieder zu gewinnen; allein die Intrike heftete sich an seine Fersen und umspann ihn mit tausend Fallstricken. Schon Anfangs hatte der Kaiser den Fehler begangen, mehrere Tage lang auf einer seiner Besitzungen, die einige Meilen von Villa Rica liegt, zu verweilen. Hier ließ er sich denn alsbald wieder von Menschen umgeben, denen er stets zu viel Vertrauen geschenkt, und die ihm die Herzen seiner Unterthanen entfremdeten. Diese Menschen bemächtigten sich aller Zugänge zum Kaiser, entfernten die einflußreichsten Personen, schürten die Reizbarkeit ihres Gebieters und bewirkten die Entfernung des Präsidenten der Provinz. Indeß machte eine von Don Pedro an die Mineiros gerichtete Proklamation, in der er sich sehr zu Gunsten der konstitutionellen Regierung aussprach, noch einen sehr glücklichen Eindruck, und man wollte Don Pedro eben neue Feste geben, als er sich unerwartet schnell zur Abreise entschloß. So diente diese Reise, die besser benützt seinen Interessen äußerst vortheilhaft hätte werden können, nur dazu, ihnen den Todesstoß zu versetzen. Der Kaiser hatte nämlich schon über drei Monate lang die Regierung von Rio de Janeiro vernachlässigt. Während dieser Zeit brachten es seine Minister nicht einmal dahin, eine ununterbrochene Korrespondenz zwischen der Hauptstadt und Minas Geraes herzustellen, so daß der Kaiser oft länger als zwölf Tage auf Depeschen gewartet haben soll. Eine höchst eilfertige Reise brachte Don Pedro an die Thore seiner Hauptstadt zurück, als man ihn noch acht Tagreisen weit von ihr entfernt glaubte. Bei seinem Einzuge in die Stadt ließ man zwar einigen Enthusiasmus blicken; aber diese Freudenbezeugungen hatten nichts Nationales an sich; nur die Diener des Kaisers, die Höflinge und Portugiesen, welche letztere schon lange Zeit mit den Brasilianern in mehr oder minder offener Fehde lebten, nahmen daran Theil. Die Brasilianer hingegen über einen Jubel, dem sie ganz fremd waren, erbittert, warfen an Häusern, die man beleuchtet hatte, die Fenster ein, und mehrere Personen wurden verwundet oder kamen gar um's Leben. Don Pedro glaubte die Ruhe wieder herstellen zu können, wenn er der republikanischen Partei schmeichelte, und er setzte daher ein Ministerium aus jenen Repräsentanten zusammen, die sich am wärmsten für diese Partei ausgesprochen. Diese Kombination schlug sehr übel aus; die Unordnung nahm zu, und der Kaiser sah sich genöthigt, nach zehn Tagen andere Minister zu ernennen. Unglücklicher Weise waren diese unpopulär. Nun ließen die Mulatten laute Drohungen hören; bewaffnete Banden durchzogen die Straßen von Rio de Janeiro; einige Personen wurden ermordet, und die letzte Katastrophe wurde, wie man sagt, durch eine Intrike herbeigeführt, deren Verzweigung zu weitläufig ist, um in dieser geschichtlichen Skizze auseinandergesetzt werden zu können.

Bei der Bildung des zweiten Ministeriums hatte der Kaiser den Befehlshaber der Truppen in der Hauptstadt, Francisco de Lima, welcher der Sache des Volkes ganz ergeben war, beibehalten. Lima begünstigte nach allen Kräften den Aufstand, und ermuthigte die Soldaten, ihrem Gebieter den Gehorsam aufzusagen. Dieser Mann war es auch, der von dem Kaiser im Namen des Volkes die Wiedereinsetzung des vorigen, und die Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums verlangte. Der Kaiser fertigte ihn zwar nachdrücklich ab, wagte es aber doch nicht, ihn seiner Stelle zu entsetzen. Zahlreiche Truppenabtheilungen waren zur Bewachung des Schlosses St. Christoph aufgestellt; aber sie säumten nicht, sich den Insurgenten anzuschließen. Die Lage des Kaisers wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Da faßte er mit Einem Male den Entschluß, die Krone niederzulegen, einen Entschluß, der vielleicht längst schon in ihm gereift war. Don Pedro selbst setzte die Urkunde auf, durch die er zu Gunsten seines Sohnes dem Thron entsagte; er ließ die Gesandten von England und Frankreich kommen, um ihnen diese Urkunde mitzutheilen, und verlangte ihre Unterstützung, um sich nach Europa begeben zu können. Die Entsagung wurde von den Häuptern der Revolution bereitwilligst angenommen, und Don Pedro schiffte sich mit der Kaiserin, der Königin von Portugal und einer kleinen Anzahl Diener ein. Unmittelbar nach der Kronentsagung Don Pedro's wurde eine Regentschaft ernannt, die zwar aus nicht sehr fähigen, aber doch ziemlich gemäßigten Männern zusammengesetzt war, unter ihnen befand sich auch Francisco de Lima. Während die Einschiffung des Kaisers vor sich ging, wurde der junge Prinz unter dem Namen Don Pedro II zum Kaiser ausgerufen. Einige Unordnungen, die bei Revolutionen unzertrennlich sind, fanden statt, indeß schien doch Alles wieder in seine gewöhnliche Bahn zurückzukehren. Don Pedro schrieb an Joseph Bonifaz de Andrada, um ihm die Erziehung seines Sohnes zu übertragen. Dieser Greis, der schon den Beginn der brasilianischen Revolution erlebt hatte, und dem große Fähigkeiten nicht abzusprechen sind, nahm den erhaltenen Auftrag an und schwur, die ihm auferlegte Pflicht gewissenhaft zu erfüllen.

Am 13 April 1831 verließ Don Pedro Brasilien, wo sein größter Fehler war, daß er in Europa geboren war, und für seine Landsleute eine ohne Zweifel ganz natürliche Vorliebe hegte, die er aber seinen amerikanischen Unterthanen hätte opfern sollen. Don Pedro hatte eine schlechte Umgebung; Erfahrung und Kenntnisse fehlten ihm, manchmal auch Energie, niemals jedoch guter Wille. Die Geschichte wird ihm Lobsprüche ertheilen über die Mäßigung, mit der er sich in der Nacht des 7 Aprils bei Gelegenheit seiner Kronentsagung benahm, vielleicht aber wird sie ihn auch tadeln, daß er nicht durch einige Concessionen die Herrschaft sich erhielt, und durch eine Abdankung, die man von ihm nicht verlangte, das Reich, dessen Gründer er war, den Wechselfällen einer Revolution überließ. Vielleicht ist es ihm vom Schicksal bestimmt, die verlorne Krone in Europa wieder zu finden. Wahrscheinlich würde er dann nicht mehr in die alten Fehler gerathen. Durch die Lehren der Erfahrung und des Unglücks gewitzigt, wird er gelernt haben, den geraden Weg mit sichern Schritten zu gehen, das Einzige was den Völkern noch Vertrauen gegen ihre Fürsten einflößen kann — vor Allem aber wird er jene unwürdigen Camarillas von sich fern halten, die so oft das Unglück der Könige und Völker waren, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel.

Was Brasilien betrifft, so ruht sein Schicksal auf dem Haupte eines Kindes. Ein Kind ist es, das noch den Vereinigungspunkt der Provinzen dieses ungeheuren Reiches bildet; es allein bildet die Schranken gegen Ehrgeizige, die von allen Seiten mit mittelmäßigen Fähigkeiten und gigantischen Ansprüchen ihr Haupt erheben. Ein Europäer kann nicht über Brasilien herrschen; Don Pedro II ist ganz Brasilianer. Sein erster Blick sah den glänzenden Azur des Tropenhimmels; er wird keine Sehnsucht nach dem Pallaste von Lissabon und den reizenden Früchten des Duero empfinden. In Amerika geboren, wird er keines der europäischen Vorurtheile gegen sein schönes Vaterland theilen, hingegen alle Vorurtheile der Brasilianer gegen Europa. Dieses Kind verknüpft allein noch unter den Brasilianern die Vergangenheit mit der Gegenwart, und wie das Blut jener Könige in seinen Adern fließt, deren abenteuerlicher Ruhm auf das Geschick der Welt größern Einfluß hatte als die glorreichsten Souveraine Englands und Frankreichs, so gehört es auch ganz seinem Vaterlande an, und kann so ein glückliches Band zwischen der alten und neuen Welt bilden.

Proben aus russischen Romanen.

1. Die Strelitzen.

Auf dem pyrolowischen Thurme schlug die vierzehnte Stunde des Tages. *) An dem Hofe versammelte sich der geheime Reichsrath. Auf der rechten Seite eines geräumigen Saales, dessen Gewölbe in der Mitte durch eine Säule unterstützt war, zwischen zwei Fenstern stand der von Gold strahlende Thron mit verjüngten Pfeilern an der Seite und mit einem spitz zulaufenden Baldachin. Unter demselben schimmerte der zweiköpfige Adler. Unter dem Baldachin an der hintern Wand des Thrones über der kaiserlichen Lehne war das Bild der Mutter Gottes zu sehen. Zur rechten Seite auf einer kleinen mit goldenem Gewebe bedeckten Pyramide lag der mit kostbaren Steinen bedeckte Reichsapfel. Den ganzen Boden bedeckten bunte persische Teppiche, und an den Wänden hin erhoben sich vier Stufen hoch vom Boden mit rothem Tuche beschlagene Schemel. Himmelblaue seidene Vorhänge an den Fenstern ließen die Strahlen der untergehenden Sonne nicht in den Saal fallen. Die Wände waren mit Heiligenbildern, alten Gemälden und versilberten Leuchtern geziert, die in gleicher Entfernung von einander an der Wand befestigt waren. Die daran brennenden Wachskerzen verbreiteten ein trübes Licht im Saale und beleuchteten die auf den Schemeln sitzende Versammlung, den Patriarchen, die Metropoliten, **) Erzbischöfe, Bojaren, Okolnitschei's ***) und Reichsräthe. Die Obersekretäre standen in einiger Entfernung. †) Im Saale herrschte tiefe Stille, und alle Blicke waren auf den Patriarchen Jojakim gerichtet. Endlich stand er auf, gab der Versammlung seinen Segen und sprach: „Nach dem Willen des allerhöchsten Gottes, der Himmel und Erde erschaffen hat, in dessen Hand das Schicksal aller Reiche der Erde und aller Nationen liegt, ist unser erhabener Herr, der Czar und Großfürst Feodor Alexejewitsch, aus diesem zeitlichen Leben ins ewige übergegangen. *) Sein heiliger Wille geschehe, und sein Name sey gepriesen. In der Zerknirschung unsers Herzens erheben wir unser Gebet für die Ruhe der Seele unsers verewigten Czars, und daß ein neuer Czar dieser verwaisten Stadt und ganz Rußland verliehen werde. Dem rechtgläubigen Czarewitsch Joann Alexejewitsch gebührt es, auf den Thron seiner Ahnen zu steigen; aber er erklärte uns, die wir ihn einluden, die Herrschaft zu übernehmen, seinen Willen. Er tritt das Reich seinem Bruder, dem rechtgläubigen Czarewitsch Peter Alexejewitsch, ab. Darum spricht unsre Mäßigung **) nach dem Willen der Czaritza Natalia Kirilowna, Dieß zu dieser Versammlung: Laßt uns Gott, den Herrn, bitten, der das Herz der Gerechten zum Guten wendet, und einen Czar und Herrscher von ganz Rußland wählen.“ ***) So oft im Laufe dieser Rede der Patriarch den Namen Gottes aussprach, nahmen die Anwesenden ihre hohen Mützen von Zobel oder schwarzem Fuchspelz ab, und schlugen ein Kreuz. Als der Patriarch sich niedergesetzt hatte, stand der Bojar Miloslawski auf und sagte: „Nicht uns, den unterthänigen und getreuen Dienern des Czars kommt die Entscheidung zu, welcher von den Söhnen des Czars den Thron erben soll. Von alter Zeit her ist es Sitte, daß der älteste Sohn des Czars der Erbe des Thrones ist. Welches Recht haben wir, anstatt des ältern Bruders den jüngern zur Herrschaft zu berufen? Dem Czarewitsch Joann kommt es zu, den Reichsapfel zu ergreifen.“ — „Hast Du vielleicht nicht gehört, Iwan Michailowitsch, was der hochheilige Patriarch sagte?“ wandte der Bruder der Czaritza, der Bojar Naryschkin, ein. „Kann man denn den Czarewitsch Joann zwingen, den Thron zu besteigen, wenn er nicht will?“ — „Ganz richtig, Iwan Kirilowitsch!“ sagte Miloslawski. „Zwingen darf man ihn nicht, aber bitten kann man. Vielleicht hat er seinen Entschluß geändert.“ — „Man hat den Czarewitsch bereits gebeten, er hat entsagt; ihn abermals zu bitten, wäre unanständig,“ entgegnete Naryschkin. — „Ist es damit genug, Iwan Kirilowitsch? Obgleich es sich nicht gebührt, in dieser Versammlung die Gerüchte zu erwähnen, die man in Moskau umherträgt, so darf man sie doch auch nicht verbergen. Viele glauben, daß man den Czarewisch Joann gezwungen hat, dem Throne zu entsagen.“ — „Wer hätte ihn zwingen können?“ fragte der Vorstand des Gerichtshofs der Strelitzen, Knäs Michael Jurjewitsch Dolgoruki. — „Wie soll ich Das wissen? Ich glaube selbst nicht daran, und sage nur, was man als Gerücht umherträgt.“ — „Glaube nicht an jedes Gerücht,“ fuhr Dolgoruki fort. „Man kann den Czarewitsch selbst fragen. Eine Schande wird es für Dich seyn, wenn Alle sehen, daß Du die Pfeile des Argwohns ohne Grund auf deinen Nebenmenschen richtest. Ich merke, worauf Du zielst.“ — „Glaubst Du vielleicht, daß ich von der Czaritza Natalia Kirilowna spreche? Bewahre mich Gott, der Herr. Die Czaritza hat nie ihren leiblichen Sohn dem Stiefsohne vorgezogen. Sie hat stets die Gerechtigkeit geliebt.“ Die letzten Worte sprach Miloslawski mit einem bedeutsamen Lächeln, welches klar seine Ansichten verrieth. Die Bojaren erhitzten sich. Es erhob sich unter ihnen ein heftiger Wortwechsel, woran nach und nach die ganze Versammlung Theil nahm. Endlich entschied der Reichsrath: „es soll die Wahl zum Throne statt finden durch allgemeine Zustimmung aller Würdenträger des Reichs.“ Die Djaken schrieben diesen Beschluß nieder. Indessen versammelten sich auf dem Platze vor dem Palaste Stolniken, Sträptschels, moskauische Edelleute, Djaken, Schilzen, städtische Edelleute, Bojarensöhne, fremde und einheimische Kaufleute, sowie noch andere Menschen verschiede-

---

*) Die Stunden wurden vor Alters in Rußland in Tag- und Nachtstunden eingetheilt. Mit dem Aufgange der Sonne begann die erste Tagesstunde, und diese wurden nun fortgezählt bis zum Untergange der Sonne, von wo an dann die Nachtstunden gezählt wurden.

**) Bis zum Patriarchen Jojakim waren in Rußland nur fünf Metropoliten; er vermehrte ihre Zahl auf zwölf.

***) Beamte des Czaren, welche die Gränzstreitigkeiten unter sich hatten.

†) Bojaren versahen alle Reichsämter, am Hofe, im Militär und Civil. Sie empfingen eine Besoldung von vier- bis siebenhundert Rubel des Jahres. Die Okolnitschei's bildeten den zweiten Grad nach den Bojaren. Sie wurden jedoch nicht selten zu allen Aemtern gebraucht, wie die Bojaren; sie begleiteten den Czar auf Reisen, empfingen die Gesandten und führten sie am Hofe auf, und wurden als Woiewoden in die Städte gesandt. Die Reichsräthe (wörtlich Hofräthe) wurden auf besondern Befehl des Czars je nach ihren Fähigkeiten in bürgerlichen Angelegenheiten gebraucht. Die Obersekretäre (Diaki) führten das Protokoll des Reichsraths, trugen die Sachen vor, schrieben sogleich die Befehle des Czars nieder und standen auf Einer Stufe mit den jetzigen Staatssekretären.

*) Am 27 April 1682.

**) Diesen Titel gaben sich die Patriarchen selbst.

***) In den Tagbüchern der Rosräd und Gesandtschaftsarchive finden sich zwei verschiedene Nachrichten über die Thronbesteigung Peters I, deren Widersprüche bis jetzt weder durch einheimische noch fremde Schriftsteller gelöst sind. In der Vorrede zu dem Romane: „Die Strelitzen,“ wird der Widerspruch erklärt, und die Richtigkeit der Angaben des Rosrädarchivs gezeigt werden.

nen Beruf⸗.*) Die Strelitzen, geführt von ihrem Obersten, zogen auf den Hofplatz und stellten sich in Ordnung auf. Einige Regimenter waren in dunkelgrünen, andere in hellgrünen Tuchröcken, die vorn auf der Brust mit dicken goldenen Schnüren zugeknöpft wurden. Jeder war mit einem Säbel, einem Gewehre und einem glänzenden Beile bewaffnet, welches das Aussehen von einem halben Monde hatte. Die Strelitzen stemmten die Axt vor sich in den Boden und nahmen die Gewehre auf die Schulter. In ihren Reihen wehte eine Menge hellrother, schwarzer und weißer Fahnen mit Abbildungen des jüngsten Gerichts, des Erzengels Michael und anderer aus der biblischen Geschichte entlehnter Gegenstände. Auf andern waren gelbe und rothe Löwen zu sehen. Gegen den Palast zu schloß das Ssucharewsche Regiment. Auf dem äußersten rechten Flügel stand der Fünfziger Borissoff.**)

(Schluß folgt.)

Außerordentliche Rennwette zweier Engländer.

(Schluß.)

Viele Wetten wurden nun noch zu Gunsten Herrn Osbaldersons angeboten, der jetzt wieder Sporen anlegte. „Acorn“ brauchte 9 Minuten 5 Sekunden.

Der Lauf des letztern Pferdes schloß die Hälfte der aufgegebenen Strecke, d. h. 100 Meilen, die in 4 Stunden 19 Minuten 40 Sekunden zurückgelegt worden waren. Man machte Herrn Osbalderson jetzt den Vorschlag, die Kleider zu wechseln, allein er schlug es aus und sagte, er wolle erst noch einige Touren machen. Er schien ein wenig erstarrt, sonst aber vollkommen wohl.

„Dollay,“ der zum zweiten Male auf die Bahn kam, brauchte zu 4 neuen Meilen 8 Minuten 45 Sekunden. Nachdem dieser Lauf vollendet, fand sich, daß 129 Meilen (ungefähr 48 Stunden) in 5 Stunden 11 Minuten 50 Sekunden zurückgelegt worden waren. Herr Osbalderson entschloß sich endlich, sich einige Erfrischungen und etwas Ruhe zu gönnen. Auf der errichteten Erhöhung, wo er mehrere Damen von seiner Bekanntschaft fand, setzte er sich an einen gedeckten Tisch, verzehrte unter der Versicherung, daß er einen wahren Wolfshunger habe, ein kaltes Rebhuhn mit vielem Appetit, und nachdem er noch ein Glas Madeira getrunken und im Ganzen 6 Minuten 20 Sekunden geruht hatte, stieg er wieder zu Pferde, ohne seine Kleidung im Geringsten zu wechseln.

Wenige Augenblicke nach seinem Austritte und im Augenblicke, als Herr Osbalderson in den Bügeln stand, machte „Isay Salomons“ einen Seitensprung und warf seinen Reiter über den Kopf auf den Sand. Dieser Sturz konnte gefährlich werden, er hatte indeß glücklicher Weise keine Folgen, und da Herr Osbalderson die Zügel nicht aus der Hand gelassen hatte, so konnte er das Pferd sogleich wieder besteigen und seinen Lauf fortsetzen, den er dießmal erst in 12 Minuten vollendete. Als er vom Pferde stieg, sah man ihm an, daß er sehr leidend war; allein dieses Uebelbefinden hielt ihn nicht auf; sein Muth besiegte es, und er setzte sich abermals zu Pferde. Durch seinen Sturz waren die Hoffnungen seiner Gegner gestiegen, und eine Menge Wetten zu 25 gegen 20 wurden gegen Zurücklegung des Wegs binnen 9 Stunden geboten.

Nachdem dieser letztere Lauf geendigt war, schien Herr Osbalderson sehr geschwächt; er setzte sich einem seiner Freunde auf den Schoß; doch nach einer halben Minute Ruhe stieg er zu Pferde und ritt ab.

Seit Anfange des Rennens waren gerade 6 Stunden verflossen, und Herr Osbalderson hatte bereits 136 Meilen (etwas mehr als 54 Stunden) zurückgelegt; es waren also von den festgesetzten 9 Stunden noch 3, und von den 10 Stunden der ersten Wette noch 4 übrig, und die noch zurückzulegende Strecke betrug 64 Meilen (etwas mehr als 26 Stunden). Man bot jetzt Wetten von 6 zu 4 gegen 9 Stunden, die indeß Niemand annehmen wollte. Herr Osbalderson ritt abermals aus, und umkreiste die Bahn fünfmal ohne andern Aufenthalt als beim Pferdewechsel.

Jetzt hatte Herr Osbalderson 156 Meilen zurückgelegt; 44 bleiben ihm noch übrig, um seiner Verbindlichkeit zu genügen, um aber die aufgegebene Strecke in 9 Stunden zurückzulegen, blieben ihm nur noch 2 Stunden 11 Minuten übrig, was nur 20 Meilen (beinahe 10 Stunden) auf die Stunde ausmachte, und, im Vergleiche mit dem bereits Geleisteten, nicht schwer zu vollbringen schien. Herr Osbalderson gönnte sich auch, als er von seinem Pferde „Guilford“ abstieg, eine Ruhe von 40 Sekunden und nahm ein wenig Branntwein mit Wasser. Gegen alle Wahrscheinlichkeit, und vermuthlich zum großen Verdrusse seiner Gegner, stieg er nun viel heiterer und wohler als man ihn bis jetzt gesehen hatte, abermals zu Pferde, und flog vom Beifallrufe der Zuschauer begleitet auf der Rennbahn dahin.

Das Pferd „Liberty“ endete den Kampf; als es ans Ziel kam, wurde der Andrang der Zuschauer so groß, daß man dem Thiere nur mit Mühe Raum schaffen konnte. Herr Osbalderson langte sieggekrönt an und wurde jauchzend empfangen. Dieser Empfang war wohl verdient, denn er hatte sein herkulisches Werk in 8 Stunden 42 Minuten vollendet; also in 18 Minuten weniger als den durch die Wette vorgeschriebenen 9 Stunden; auch gewann er alle gegen ihn gesetzten Summen.

Gegen die letzten Augenblicke des Rennens nahmen die beiden Kampfrichter die Chronometer aus der Schachtel, und die Untersuchung der zu Zurücklegung der 200 Meilen erforderlich gewesenen Zeit ergab genau die angegebene Zahl.

Herr Osbalderson wollte den Ausspruch der Richter auch nicht dem leisesten Verdachte aussetzen, und erbot sich daher, noch eine Meile zurückzulegen; allein beide setzten sich dagegen, indem sie sich für vollkommen befriedigt erklärten. Diese zweite Erklärung wurde von den Zuschauern mit neuem, lautem Beifalle aufgenommen, und nun erst stieg Herr Osbalderson vom Pferde und empfing die Glückwünsche seiner Freunde. Er schien vollkommen wohl, zog, ohne seine Kleider zu wechseln, einen Oberrock an, bestieg eines seiner Leibpferde und sprengte in Begleitung mehrerer seiner Freunde nach New-Market. Hier nahm er nach seiner Ankunft ein warmes Bad und legte sich zu Bette.

Sir Robert Peel.

Dem „Public Ledger“ zu Folge ist Sir Robert Peel im Jahre 1786 geboren, und war das Aelteste von zwölf Kindern. Sir Robert Peel stammt von einem Stande her, welcher der englischen Aristokratie schon manchen Zuschuß geliefert hat. Es ist jetzt siebzig Jahre her, wo der berühmte John Wesley auf einer Reise im nördlichen England in seinem Tagbuch bemerkte: „ich traf einen Herrn Peel, einen Baumwollenhändler, der mir als ein Muster von geschicktem und fleißigen Mann gerühmt wurden. Er begann sein Geschäft vor wenigen Jahren mit 600 Pf. Kapital, und ist jetzt durch seine Betriebsamkeit ein gemachter Mann.“

*) Stolniken waren Hofchargen, welche bei der czarischen Tafel Dienste verrichteten. Gewöhnlich wurden hiezu Edelleute, Strelitzenobersten, die dabei ihr gewöhnliches Amt behielten, und Söhne ausgezeichneter Väter ernannt. Auch die Straptscheis waren Hofwürdenträger; sie hatten die Aufsicht über die Kleider des Czars und die für die Tafel herbeigeschafften Vorräthe von Lebensmitteln. Sie kleideten den Czar an, gingen oder fuhren hinter ihm und vollzogen manche unbedeutendere Aufträge. Der Stand der Edelleute (Dworäni, auch Hofmann) wurde durch gewöhnliche Befehle des Czars ertheilt, war aber nicht erblich. Eine Besoldung bekamen diese nicht, sondern sie erhielten sich durch die Einkünfte aus einem Landgute. Ihre Verpflichtung war, an Festtagen sich in glänzendem Kleide an Hof zu begeben, um die Herrlichkeit des Hofes zu vermehren. Sie wurden auch in Civil- und Militärdiensten gebraucht. Die moskanischen Edelleute achteten sich höher als die städtischen. Die letztern haben das Recht, in Friedenszeiten die städtischen Obrigkeiten zu bilden. Die Diaken sind Sekretäre der verschiedenen Gerichtshöfe. Schilzen nannte man junge Leute, Söhne der Bojaren, Hofleute, Straptscheis und Stolniken, welche nach erhaltenem Befehle in der Hauptstadt dienten. Sie machten das moskanische Vertheidigungsheer aus, vollstreckten die czarischen Befehle und wurden zu verschiedenen Versendungen gebraucht. In Friedenszeit blieben sie drei Monate lang in Moskau und wurden sodann von andern ihrer Kameraden abgelöst. Die Bojarensöhne bildeten die reitende Landmiliz: zu ihrem Unterhalte erhielten sie etwas von dem Ertrage der Landgüter. Ihren Titel empfingen sie daher, daß sie auf Märschen und in der Schlacht sich bei den Bojaren befanden und diese beschützten.

**) Eine der handelnden Personen des Romans.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 4. 4 Januar 1832.

Die Sandwichinseln,
mit besonderer Beziehung auf die Fortschritte der dortigen Civilisation.*)

1. Die zehn Sandwichinseln. Klima. Bevölkerung und Naturgeschichte. Kommerzielle Wichtigkeit derselben.

Ein halbes Jahrhundert ist bereis verflossen, seit Kapitain Cook, im Aufsuchen einer nördlichen Durchfahrt aus dem stillen Meer in das atlantische begriffen, eine Inselngruppe entdeckte, die er seinem Gönner, dem Earl von Sandwich zu Ehren, Sandwichinseln benannte. In dem Entzücken, womit er von dieser herrlichen Entdeckung in seinem Reisetagebuch sprach, ahnete der große Mann nicht, daß er am Strande dieser Inseln sein ruhmvolles Leben durch ein blutiges Ende würde beschließen müssen.

Obgleich zehn an der Zahl sind doch nur acht der Sandwichinseln bewohnt, da die zwei übrigen kahle Felsen sind, die nur von Zeit zu Zeit von Fischerbooten besucht werden. Die ursprünglichen Namen dieser Inseln sind: Ha-wai-i, Mau-i, Ta-hau-ra-we, Mo-ro-ki-ni, Ra-nai, Mo-ro-kiai, O-a-hu, Tau-ai, Ni-hau, Tau-ra. Sie liegen innerhalb des Wendekreises des Krebses, zwischen 18.50 und 22.20 nördlicher Breite und zwischen 154.53 und 160.15 westlicher Länge von Greenwich; ungefähr auf einem Drittheil des Weges von der westlichen Küste Mexico's nach der östlichen Küste von China. Die Sandwichinseln sind größer als die Gesellschaftsinseln und andere benachbarte Gruppen von Eilanden.

Ha-wai-i, die größte von ihnen, hat die Gestalt eines gleichseitigen Dreieckes, und etwas weniger als 300 Meilen im Umfang, und einen Flächenraum von 4000 Quadratmeilen. Sie ist die südlichste der Gruppe und wegen ihrer hohen Lage gewöhnlich die erste, die von den fremden Schiffen erblickt wird. Die Gebirge von Ha-wai-i erheben sich nicht gleich dem Pik von Teneriffa im atlantischen Meere oder wie die Berge von Eimeo oder von andern Inseln der Südsee als Obelisken oder Spitzsäulen in die Wolken, sondern steigen terrassenartig und größtentheils ununterbrochen vom Seegestade bis zum luftigen Gipfel des Mouna Roa auf. Der Anblick von Ha-wai-i ist weniger malerisch und romantisch als der von Tahiti, aber größer und erhabener. Wenn man sich der Insel nähert, erblickt man die Gebirge des Innern weit früher als die Küste oder andere Anzeichen, die dem Schiffer die Nähe des Landes verkünden. Da sieht man das Haupt des Mouna Kea oder Mouna Roa über den Wolken, die gewöhnlich den Horizont bedecken, gleich einer mächtigen Pyramide oder der silbernen Kuppel eines prächtigen Tempels hervorragen, und deutlich unterscheidet man ihn von den unten umhergelagerten Wolken durch die Schärfe seiner Umrisse und durch den Glanz, der von den Sonnenstrahlen, die sich auf seiner Schneefläche brechen, aufleuchtet. Die Höhe dieser Berge ist verschieden angegeben worden, von Einigen auf 12,000, von Andern auf 18,000 Fuß über der Meeresfläche. Wenn man aber annimmt, daß die Schneelinie in der heißen Zone 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel beginnt, so kann die Höhe des Mouna Kea und Mouna Roa auf 15,000 F. angenommen werden. Der Fuß dieser Berge ist bis auf wenige Meilen von der Seeküste mit Bäumen bedeckt; höher hinauf sind ihre Wände mit Gebüschen, Farnkräutern und Alpenpflanzen bewachsen; ihre Gipfel aber sind von Lava gebildet, die zum Theil verwittert, aber völlig kahl ist.

An den östlichen und westlichen Seiten der Insel befinden sich einige Niederlassungen, das Innere derselben aber ist eine unbewohnte Wildniß. Das Herz von Ha-wai-i, das aus einem weiten Thal zwischen den Bergen Mouna Roa, Mouna Kea und Mouna Huararai besteht, ist fast noch völlig unbekannt. Kein Weg durch dasselbe verbindet das östliche und westliche Gestade, aber Eingeborne, die in diese Wildniß eingedrungen sind, sagen aus, daß es mit Waldungen des Ohia oder mit unfruchtbaren Lavaschichten bedeckt ist. Aus dem Umstande, daß in den Gebirgen häufig große Schaaren wilder Gänse gesehen werden, will man schließen, daß sich dort herum Teiche oder Seen befinden, worüber jedoch bis jetzt keine zuverlässigen Erkundigungen eingezogen worden sind. Der größte Theil des Anbau fähigen Landes liegt an der Seeküste, längs welcher die Städtchen und Dörfer der Eingebornen zerstreut liegen. Die Bevölkerung besteht gegenwärtig aus 85,000 Seelen, und einem Zuwachse derselben läßt sich mit Zuversicht von dem wohlthätigen Einfluß des Christenthums entgegen sehen, durch das allmählich den innern Fehden, dem Kindermorde und den meist von den Fremden eingeführten Lastern, die bisher so nachtheilig auf die Zunahme der Bevölkerung wirkten, gesteuert werden wird.

*) Vgl. hiezu die vorläufigen Mittheilungen des Auslandes (Jahrg. 1828 S. 1300 u. ff.) Eine Karte der Sandwichinseln nach den neuesten Aufnahmen wird den vorliegenden Artikeln demnächst folgen. A. d. R.

Ha-wai-i ist bei weitem die größte und volkreichste der Inseln und war bis vor wenigen Jahren noch der gewöhnliche Aufenthaltsort des Königs, so wie auch die vornehmsten Häuptlinge der übrigen Eilande hier häufig ihre Zusammenkünfte hielten. Da aber die Fremden die Häfen einiger andern benachbarten Inseln für sicherer und bequemer als die von Ha-wai-i hielten und deßhalb auch häufiger besuchten, so fühlten sich der König und die vornehmsten Häuptlinge versucht, den Lieblingsaufenthalt ihrer Vorfahren zu verlassen, und mit Ausnahme des Statthalters und der Häuptlinge von Kaavaroa, den größern Theil ihrer Zeit auf einigen der übrigen Inseln zuzubringen.

Von der nördlichen Küste Ha-wai-i's durch eine Straße von ungefähr 24 Meilen getrennt, liegt die Insel Mau-i, unter 20 Grad N. B. und 157 Gr. W. L. Diese Insel ist 48 Meilen lang, mißt an der größten Breite 29, und hat ungefähr 140 Meilen im Umfang mit einem Flächeninhalt von 600 Quadratmeilen. In einiger Entfernung hat sie das Ansehen zweier von einander getrennten Inseln, in der Nähe aber sieht man, daß ein Isthmus von ungefähr neun Meilen Breite die zwei Halbinseln verbindet. Die ganze Insel trägt Spuren ihres vulkanischen Ursprunges und entstand wahrscheinlich durch zwei nebeneinander gelegene Vulkane, von deren Auswurf sie gebildet worden seyn mag. Die südliche Halbinsel, die größere an Umfang, ist hoch, aber obgleich ihre Bergspitzen sich über die Wolken erheben, so sind sie doch nicht mit Schnee bedeckt. Das Hochland ist schroff und mit erloschenen Kratern oder verhärteten Lavaströmen bezeichnet; wo immer diese jedoch verwittertes, sind die Bergwände und tiefen Einschnitte derselben mit Gesträuch und Bäumen bewachsen. Auf der nördlichen Halbinsel finden sich mehrere ausgedehnte Strecken ebenen und wohlbewässerten Landes, das vortrefflich angebaut ist, und obgleich dieser Theil der Insel unverkennbar vulkanischer Entstehung ist, so lassen sich doch keine Spuren neuerer Ausbrüche wahrnehmen, wie auf der südlichen Insel. Die Bevölkerung von Mau-i wird auf 18,000 oder 20,000 Seelen angeschlagen. Im Monate Mai 1823 wurde zu Lahaina, dem wichtigsten und volkreichsten Bezirke der Insel, eine Missionsanstalt errichtet, die seitdem mit dem glücklichsten Erfolge gediehen ist. Die Sonntagspredigten, von den englischen Missionären und eingebornen Lehrern gehalten, werden regelmäßig von zahlreichen Zuhörern besucht, und Tausende von dem Volke erhalten täglich Unterricht in nützlichen Kenntnissen und den Lehren des Christenthums in öffentlichen Schulen, die von dem jungen Fürsten Kaikeouli, dem jüngern Bruder und Nachfolger des in England verstorbenen vormaligen Königs, von seiner Schwester Nahienäna *) und allen den vornehmsten Häuptlingen von Mau-i eifrig beschützt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Johnson kam nach London gerade zu jener Zeit, wo das Leben eines Gelehrten gleichbedeutend war, mit Elend und Verachtung. Es war eine düstere Nacht zwischen zwei schönen Tagen. Das Zeitalter der Mäcenas war vorüber, und das Jahrhundert allgemeiner Lern- und Lesebegier noch nicht angebrochen. Die Zahl der Leser ist heutzutage so groß, daß ein populärer Schriftsteller sich reichlichen Unterhalt erwerben kann. Unter den Regierungen Wilhelms III, der Königin Anna und Georgs I würden sich in England selbst solche Männer wie Addisson und Congreve durch ihre Schriften allein kaum das tägliche Brod verdient haben. Aber gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beeiferte man sich um die Wette, das an den Gelehrten begangene Unrecht wieder gut zu machen. Vielleicht gab es nie eine Zeit, wo literarisches Verdienst so glänzend belohnt wurde, wo ein guter Schriftsteller so zuvorkommende Aufnahme in den ausgezeichnetsten Gesellschaften fand, oder zu den höchsten Staatsehren gelangte. Die Häupter der beiden großen Parteien, die damals England theilten, wetteiferten mit einander in der Protektion der Gelehrten. Congreve's erste Komödie trug ihm in seinem einundzwanzigsten Jahre Stellen ein, die ihn auf sein ganzes Leben unabhängig machten. Smith, obgleich sein Hippolyt und Phädra durchgefallen war, hätte sich mit einem jährlichen Einkommen von 500 Pf. trösten können; Rowe war nicht nur Poeta Laureatus, sondern auch Mauthinspektor im Hafen von London, Sekretär im Konseil des Prinzen von Wales und des Kanzleigerichtshofes. Hughes war Sekretär der Friedenskommission, Ambros Philips Richter des Prärogativengerichtshofes in Irland, Locke Kommissär des Appellationsgerichtshofes und Handelsgerichtes, Newton Münzdirektor, Stepney und Prior wurden zu Gesandtschaften von hoher Wichtigkeit verwendet; Gay, der seine Laufbahn als Lehrling bei einem Seidenhändler eröffnete, war mit fünfundzwanzig Jahren Gesandtschaftssekretär. Einem Gedichte auf den Tod Karls II und der Fabel: „die Stadt- und Feldmaus“ verdankte Montague seinen Eintritt in's öffentliche Leben, seine Earlschaft, seinen Hosenbandorden und seine Auditorstelle beim Schatzamt. Swift stand nur das unüberwindliche Vorurtheil der Königin gegen ihn im Wege, sonst wäre er Bischof geworden. Lord Orford, mit seinem weißen Stabe als Großseneschall in der Hand, schritt durch das Gedränge der Höflinge hin, um Parnell zu empfangen, als dieser geniale Schriftsteller die Whigs verließ. Steele wurde Stempelkommissär und Mitglied des Hauses der Gemeinen, Arthur Mainwaring, Douanensekretär, Tickell Sekretär der Großrichter von Irland, und Addison Staatssekretär.

Diese Liberalität, die man den Gelehrten angedeihen ließ, war durch den freigebigen Dorset zur Mode gemacht worden, der unter allen adeligen Versemachern am Hofe Karls II allein Talent genug besaß, um auch ohne Wappenschild einen glänzenden Rang einzunehmen. Montague verdankte seine Erhebung der Gunst Dorset's und ahmte sein ganzes Leben hindurch die edelmüthige Liberalität nach, der er selbst sein Glück verdankte. Die Toryenführer Harley und Bolingbroke vorzüglich wetteiferten mit den Whighäuptern in der Ermunterung der Wissenschaften. Aber nicht sobald war das Haus Hannover auf den Thron gelangt, als hierin eine große Veränderung eintrat. Die höchste Gewalt war an einen Mann gekommen, der wenig nach Poesie und schöner Prosa fragte. Die zunehmende Macht des Unterhauses schob den Parnaß bei Seite. Die Regie-

*) Ueber die königliche Familie der Sandwichinseln wird ein späterer Artikel Bericht geben. Anm. d. R.

rung sah sich genöthigt, die reichen Spenden, die sonst den Gelehrten zugefallen waren, auf Parlamentsmitglieder zu verwenden, und Walpole war mehr geneigt Parlamentsredner zu bestechen, als Literatoren zu belohnen, die er überhaupt für unnütze Waare ansah. Walpole hatte ausgezeichnete Talente als Minister und für die öffentlichen Verhandlungen; aber aus Büchern und Schriftstellern machte er sich wenig. Ein roher Witz seines Freundes Sir Charles Hanbury Williams machte ihm mehr Vergnügen als Thompsons Jahrszeiten oder Richardson's Pamela. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß einige von den ausgezeichneten Schriftstellern, welche Lord Halifax Gunst in Staatsmänner umgeschaffen hatte, für ihre Partei eine wahre Last, unfähig in den Dienstgeschäften und im Parlamente stumm waren. Während seiner ganzen Verwaltung hatte sich daher kaum ein Schriftsteller von Talent seiner Huld zu erfreuen. Die besten Schriftsteller traten dafür auch in die Reihen der Opposition, und trugen nicht wenig dazu bei, jenes Mißvergnügen zu erwecken, das die Nation in einen ungerechten und thörichten Krieg stürzte, und am Ende das Ministerium veränderte, um es durch Männer zu ersetzen, die weniger Geschick besaßen, und gleich wenig Rücksichten auf Gelehrte nahmen als ihre Vorgänger. Die Opposition konnte ihre Verfechter mit wenig mehr als Schmeicheleien und Versprechungen lohnen. Der Hof wollte dazu nichts steuern.

Dieß war die Zeit, wo Johnson seine literarische Laufbahn betrat: ein Schriftsteller hatte wenig von der Unterstützung der Vornehmen zu hoffen, und die Gunst des Publikums war noch nicht so freigebig, um sich durch sie eine sichere Existenz zu schaffen. Die Buchhändler zahlten so unbedeutende Honorare, daß ein Mann von tüchtigem Talent und unermüdlichem Fleiß sich wenig mehr verdienen konnte, als um von einem Tag auf den andern zu leben. Die magern Kühe hatten die fetten verschlungen, auf die Tage eines reichen Herbstes war Hungersnoth gefolgt. Alles was man sich von Schmutz und Elend denken konnte, begriff man unter dem einen Worte Poet. Dieses Wort bezeichnete eine närrische Kreatur, die als Vogelscheuche gekleidet sich in Kneipen herumtrieb, und auf der Stockwache oder auf dem Speicher übernachtete, im Schuldthurm oder Spitale starb und auf Kosten des Pfarrspieles beerdigt werden mußte. Dieß war das Loos mehr als Eines Schriftstellers, der, hätte er nur dreißig Jahre früher gelebt, in den elegantesten Gesellschaften eingeführt, den angesehensten Klubs einverleibt, ins Parlament oder als Gesandter an die auswärtigen Mächte geschickt worden wäre; oder wenn er heutzutag lebte, von den Buchhändlern jährlich Tausende von Guineen beziehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus russischen Romanen.

1. Die Streligen

(Schluß.)

Knäs Dolgoruki trat aus dem Palaste und bestieg ein weißes Perserroß, auf dem eine goldgestickte Schabracke von rothem Sammet glänzte. Als er an den Reihen der Streligen hinabritt, befahl er auszuruhen. Die Obersten, Fünfhunderter, Hunderter und Fünfziger *) steckten ihre Säbel in die Scheiden. Die Streligen stellten ihre Gewehre in Pyramiden zusammen, und begannen, ohne ihren Platz zu verlassen, unter sich und mit den auf dem Platze versammelten Leuten zu sprechen. „Hier bin ich auch, Iwan Borissowitsch,“ sagte der Kaufmann Laptew, *) als er ihn erblickte, und ging zu ihm hin. „Ich hatte Anfangs im Sinne, zu Hause zu bleiben, mein kleines Söhnchen liegt am Tode. Aber das Herz ruhte nicht! Es wollte von Vater Iwan Abschied nehmen! Man hat mir gesagt, daß Jedermann zugelassen würde.“ — „Allerdings, die Czaritza Marpha Matwjewna hat es also befohlen. Ich glaube, man wird einen bald einlassen. Der Patriarch hält jetzt das Todtenamt, es hat aber schon lange angefangen. Morgen auf die fünfte Tagsstunde ist das Begräbniß bestimmt in der Hauptkirche zum Erzengel Michael.“ — „Gebe der Herr dem Entschlafenen das himmlische Reich. Der gute, gnädige Czaar! — Weint die Czaritza?“ — „Ströme von Thränen. Es ist Schade, Andrei Matjewitsch, zwei Monate nach der Hochzeit Witwe zu werden.“ — „Tröste sie, o Herr, und habe Erbarmen mit uns Sündern! Aber Wer ist der Thronfolger des Czaars?“ — „Das weiß Gott! Man spricht verschieden.“ — „Es wäre gut, wenn es Peter Alexejewitsch wäre. Ich sah kürzlich beide Czaarewitsche in dem Kirchdorfe Kolomenski auf der Falkenjagd. Der ältere ist so bleich und düster; er schlägt stets die Blicke zu Boden. Aber der jüngere — ein wahrer Falke. Ich betrachtete Beide nach Gefallen. Ich wußte nämlich, daß eine Falkenjagd in Kolomenski seyn werde, ging in die Frühmesse und von da mit einigen Freunden nach dem Kirchdorfe, zu dem Unterfalkner, Iwan Artemiew, der ein Bekannter von mir ist. Er sagte mir, die Jagd finde nicht weit von Kolomenski auf dem Felde nahe bei einem Birkenwäldchen statt. Wir schnell dahin, gingen in das Wäldchen und hatten eben angefangen, uns an die Pastete zu machen, die ich mitgenommen hatte, als sie in die Hörner stießen und Pferdegestampf sich vernehmen ließ. Wir in schnellem Laufe ans Ende des Wäldchens auf hohe Birken. Du weißt wohl, daß es Jedermann verboten ist, der Falkenjagd zuzusehen. Die Czaarewitsche hielten nicht weit von der Birke an, auf der ich saß. Die Unterfalkner jagten einen Kranich auf. Der Langbein flog, höher und immer höher! Beinahe hätte man ihn aus den Augen verloren. Nun ließ der Falkner einen Geierfalken los; der schoß gleich einem Pfeile in die Höhe; in einem Augenblicke hatte er den Kranich eingeholt, der begann nach ihm sich umzudrehen, und plötzlich trifft der Falke von oben herab auf ihn und versetzt ihm einen Stoß. Ach Du mein Gott! nur die Flügel flatterten noch ein wenig. Der Langbein überschlug sich und fiel herab, wie ein Stein. Der Falkner sprang sogleich hinzu, hob den getödteten Kranich auf und stieß in ein silbernes Horn. Der Geierfalke flog herab und setzte sich auf den Faustbandschuh des Falkners; dieser brachte ihn mit der Beute zu den Czaarewitschen. Hierauf ließen sie noch einige Falken los. Endlich gingen die beiden Czaarewitsche weiter, und siehe, gerade auf die Birke zu, auf der ich saß. Ich war vor Schrecken außer mir und verbarg mich hinter den Aesten, wie ein Birkhahn vor dem Jäger. Die Czaarewitsche näherten sich dem Baume. „Zeige mir das Jagdbuch.“ **) sagte Peter Alexjewitsch zu dem Falkner. Dieser nahm ein Buch aus einer rothsammtnen Brieftasche, die ihm an einem ledernen Bande an der Seite hing, und gab es dem Czaarewitsch; dieser betrachtete das Buch: fing an zu lachen, wendete sich zu seinem Bruder und fing an laut zu lesen. Mit welcher Lebhaftigkeit er las! Nein! ich muß sagen, gebe Gott; daß Peter Alexejewitsch unser Czaar werde.“ — „Und warum das?“ fragte ein Mann in einem Ueberrocke, der die letzten Worte gehört hatte, und sich ihnen näherte. Sein Rock hatte lange fliegende Aermel, und auf dem Kopfe trug er eine niedere Sammtmütze mit Pelzverbrämung. Es war der Edelmann Ssunbuloff.***) Laptew wurde bestürzt und wußte nicht, was er antworten sollte; Borissow aber sah Ssunbuloff kühn ins Auge und sagte: „Was hat Euer Edlen sich in unser Gespräch zu mischen? Wir können als Freunde sprechen, was wir wollen, und brauchen Niemand zum Horcher. Was habt Ihr uns zu befehlen?“ — „Gemach, gemach, Herr Fünfziger. Ich kann

---

*) Militärische Grade.

*) Auch eine handelnde Person im Roman, Gevatter und Freund des Fünfzigers Borissoff.

**) Brädnik, eigentlich das Ordnungsbuch; jetzt hat das Wort eine ganz andere Bedeutung, weßwegen es auch hier im russischen Texte en italique gedruckt ist.

***) Sein Name kommt häufig in den Annalen des Streligenaufruhrs vor.

Euch eine Bittschrift in das Strelitzenamt geben, wie Ihr sie nur verlangt." — „Gebt sie doch, habt die Güte; aber jetzt rathe ich Euch, weit wegzugehen. Nur noch ein Wort, und ich behandle Euch nach Strelitzenart, so wahr mir Gott, der Herr, helfe!" rief Borissoff, und legte die Hand an den Säbel. „Wort und That!" schrie Ssunbuloff. — „Hört auf zu schreien, sage ich Euch, sonst lasse ich Euch packen." — „Mich packen? Siehst Du vielleicht nicht, daß ich ein Edelmann bin? Wort und That! Wort und That!" — „Was gibt es hier für einen Lärmen?" fragte der Fünfhunderter Burmistrow, *) indem er sich den Streitenden näherte. — „Je nun, Wassily Petrowitsch. Dieser Edelmann da kommt an mich heran und fängt Händel an, schreit dann, Wort und That, **) ohne daß er einen Grund dazu hat. Er legt es darauf an, daß man mich mit ihm vor das heimliche Gericht führe." — „Ergreift das Gewehr! richt Euch!" schrie Fürst Dolgoruki. Die Strelitzen ergriffen schnell ihre Gewehre, Burmistrow und Borissoff ließen Ssunbuloff stehen und traten an ihren Platz. Laptew hatte sich inzwischen längst in der Menge versteckt. „Schultert's Gewehr!" schrie Dolgoruki, und die Reihen der Gewehre erglänzten in der Luft. Auf der rothen Treppe erschien der Patriarch Josakim; voraus gingen die Priester mit den Heiligenbildern, und es folgte der ganze Reichsrath. Tiefes Stillschweigen herrschte auf dem Platze. Alle nahmen die Mützen ab, und der Patriarch begann folgende Rede: „Es ist Allen bekannt, daß das von Gott gesegnete russische Reich, welches durch die Gnade unsers Heilandes, Herrn und Gottes Jesu Christi, im unverfälschten christlichen Glauben verharrt, unter der Herrschaft des sehr frommen, großen Herrn, Czaaren und Großfürsten Michael Feodorowitsch, Selbstherrschers aller Reußen, gesegneten Andenkens war, und nach diesem großen Herrn folgte auf dem czaarischen Throne sein Sohn, der sehr fromme, große Herr Czaar und Großfürst Alexei Michailowitsch, Selbstherrscher von ganz Groß-, Klein- und Weißreußen. Bei seinem Ableben war der Nachfolger auf dem Throne sein Sohn, der sehr fromme und große Herr, Czaar und Großfürst Feodor Alexejewitsch. Nun hat nach dem Gefallen und dem Rathschlusse Gottes Er, der große Herr, das irdische Reich verlassen und ist in die ewige Ruhe eingegangen. Es sind seine kaiserlichen Brüder übrig, die rechtgläubigen Czaarewitsche und Großfürsten Joann Alexejewitsch und Peter Alexejewitsch. Mit Einem Herzen und mit Einer Seele fragt Ihr: Wem von den kaiserlichen Söhnen gebührt es, der Nachkomme in dem czaarischen Szepter und auf dem czaarischen Throne zu seyn." und gleich dem Donner erscholl von allen Seiten der Ruf: „unser Czaar sey Peter Alexejewitsch!" — „Es ist verbrecherisch, den ältern Czaarewitsch zu übergeben," schrie hintendrein Ssunbuloff; „auf den Thron zu steigen, gebührt nur Joann Alexejewitsch." — „Gesundheit und langes Leben unserm Czaaren und Herrn Peter Alexejewitsch!" schrien tausend Stimmen, und die Erde schien von dem einige Minuten fortdauernden Getöse zu beben. Der Patriarch kehrte nun in den Reichsrath und fragte: „Gebührt es sich, also zu verfahren?" Alle, mit Ausnahme Miloslawski's und einiger wenigen Anhänger der Czaarewna Sophia, antworteten: „also sey es nach dem Willen der Nation!" Der Patriarch begab sich, begleitet von dem Reichsrathe, nach dem Schlosse, wo der junge Peter mit seiner Mutter, der Czaaritza Natalia Kirilowna, sich befand, und weihte ihn zum Czaaren ein. Hierauf küßte das Volk mit Thränen der Trauer die kalte Hand Feodors und mit Thränen des Entzückens die Herrscherhand Peters. Die Sonne ging unter, und die Bürger, die an keinen Schlaf dachten, beweinten noch den todten Czaar; die Sonne ging auf und ganz Moskau sprach dem jungen Czaaren den Schwur der Treue aus.

*) Auch eine von den handelnden Personen des Romans.

**) Diese Worte müssen also eine sprüchwörtliche Bedeutung haben und eine Art Hülfruf seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Nertschinsk in Sibirien, hat außer 569 Privatgebäuden, eine steinerne Kathedrale und eine steinerne Pfarrkirche, ein steinernes und fünf hölzerne Krongebäude, einen Kaufhof, in welchem 93 Buden, eine geistliche und eine bürgerliche Lehranstalt u. s. w., und zählt 3658 Einwohner beiderlei Geschlechts. Die Hauptbeschäftigung derselben besteht im Anbau von Tabak, wovon jährlich in der Stadt und im Nertschinskischen Kreise gegen 2000 Pud verkauft werden, und in Viehzucht; das Vieh wird zum Theil fremden Kaufleuten überlassen, die es nach Kiachta zum Tauschhandel mit den Chinesen bringen. Die Kaufmannschaft von Nertschinsk kauft Rauchwerk auf, das gleichfalls nach Kiachta oder nach dem Nischnegorodschen und Irbitschen Jahrmarkt geht. Der ganze Umsatz des innern Handels der Nertschinskischen Kaufmannschaft beläuft sich auf 650,000 Rubel. An Rauchwerk wird im Durchschnitt jährlich gesammelt: 200.000 bis 500.000 Eichhörnchen, 30 bis 45 Zimmer Zobel, 50 bis 70 Stück Fischottern, 100 bis 150 Luchse, 350 bis 500 Stück Füchse, 30 bis 40 Vielfraße, 100 bis 150 Bärenfelle, 500 bis 700 Wolfshäute, 2000 bis 5000 Iltisfelle. Von Hausthieren: 40 bis 50.000 schwarze Lämmerfelle, 25 bis 50.000 Stück weiße. In dem von der Stadt benannten Kreise zählt man 5 steinerne und 8 hölzerne Kirchen, 20 Kapellen und 4 hölzerne Götzentempel, eine Pfarrschule, 7 öffentliche und 5158 Privatgebäude. Die Bevölkerung besteht außer den sogenannten alten Landbewohnern und Tungusen, auch aus Leuten, die von den verschiedenen Gouvernements dahin geschickt werden. Im Jahre 1829 betrug die Einwohnerzahl des Kreises 25.847, worunter 12.564 Tungusen. Außerdem nomadisiren längs den Flüßchen Aga und Onona die sogenannten Brüder-Tungusen, deren Anzahl über 8000 beträgt. Im Nertschinskischen Kreise befinden sich die Builkrinskischen heißen Quellen, und die Ulätujewschen Sauerbrunnen. (Ruff. Journal des Minist. des Innern 1831. Heft 2.)

Der gelehrte ungarische Sprachforscher Csoma de Körös, befindet sich gegenwärtig in Calcutta, wohin er von einer Reise in den Himalaya zurückgekehrt ist. Hier wird er ein tübetanisch-englisches Wörterbuch und eine Grammatik dieser Sprache herausgeben, die Frucht mehrjähriger Studien und Reisen. Anfangs hielt er sich zu diesem Zweck in Zangla, einer Stadt im Bezirk von Zanker in Ladakh auf, später zu Kanum, am nördlichen Ufer des Setledsch in der Provinz Khanavar, und zwar hier drei Jahre. Wenn man bedenkt, daß die tübetanische Sprache von Volksstämmen gesprochen wird, die eine Landstrecke von sechszehn Graden von Westen nach Osten einnehmen, und an mehreren Orten die Gränznachbaren der britischen Besitzungen in Indien sind, so leuchtet schon daraus die politische Wichtigkeit der Unternehmung des Herrn Körös ein. Außerdem wird hiedurch dem Studium der Philologie, Geschichte, Geographie und Mythologie ein neuer Schlüssel zu einem noch unbekannten Schatze in die Hand gegeben. — Die britische Regierung verdankt aber auch Herrn Csoma de Körös die Entdeckung einer höchst seltsamen diplomatischen Depesche, aus der die freundschaftlichen Gesinnungen des russischen Hofes gegen den Maharadschah Runschit Sing zum erstenmal offiziell bekannt wurden. Diese Depesche sollte als russischer Gesandter der Aga Meh'di überbringen, der jedoch in den Gebirgen von Yarkund um's Leben kam, worauf seine Papiere den Engländern in die Hände fielen, und von Herrn Csoma de Körös übersetzt wurden. Die Depesche war, so viel man darüber erfahren konnte, aus Petersburg datirt und von dem Grafen Nesselrode unterzeichnet. Obgleich ihr Inhalt bloß Höflichkeitsbezeugungen und Handelsanträge enthalten mochte, so machte dieser Schritt der russischen Regierung bei den Engländern doch nicht geringes Aufsehen, zumal es schon der dritte mißglückte Versuch dieser Art von derselben Seite her ist. Herr Körös übersetzte sie ins Lateinische, und Herr Moorcraft beförderte sie an die Regierung, von der sie wahrscheinlich in einem der Archive niedergelegt worden ist. Aus dieser Quelle scheinen die bisher in den britischen Besitzungen verbreiteten Gerüchte von Runschit Sing's Heeresrüstungen, der Annäherung russischer Truppen u. s. w. ihren Ursprung zu haben.

Der gegenwärtige Polizeipräfekt von Paris hat eine Zählung der in der Hauptstadt umherziehenden Musikanten, Bänkelsänger u. s. w. vornehmen lassen, woraus hervorging, daß sich in Paris 106 Orgelmänner, 135 Straßensänger, 271 herumziehende Musikanten, und 220 Ausrufer, Deklamatoren u. s. w. befinden. Drei Viertheile derselben sind nicht aus der Hauptstadt gebürtig und bloß 150 eigentliche Franzosen. Da diese Leute durch die Zuhörerhaufen, die sich um sie versammeln, den Taschendieben in die Hände arbeiten, so fand man es für nöthig, sie einer strengern Aufsicht zu unterwerfen: fortan sollen sie im Winter um sechs Uhr, im Sommer um acht Uhr ihre Kunstwanderungen beschließen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 5. 5 Januar 1832.

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Diese glänzenden Thaten gewannen ihm das Vertrauen der Nation. Deputirter am Kongreß zu Astros und Epidaurus wurde er zu dessen Präsidenten erwählt, ein Amt das er nur verließ um die ausübende Gewalt zu übernehmen, die ihm von diesen beiden Versammlungen übertragen wurde. Es ist bekannt, wie oft die Macht Ibrahims an dem Felsen von Maina scheiterte, und immer waren es die Glieder der Familie Mauromichalis, die die Mainoten zum Sieg führten. Kyriakulis, Petrobei's Bruder, starb siegreich, Elias und Ganaly, seine Söhne, hatten dasselbe Loos, kurz fünfundvierzig Glieder dieser Familie fielen als Märtyrer der griechischen Unabhängigkeit, und man kann behaupten, daß die Mauromichalis das von der Familie der Fabier in Rom gegebene Beispiel in Griechenland erneuerten.

Die Mauromichalis trugen viel zur Erhebung des Grafen Capodistrias zur Präsidentschaft von Griechenland bei. Georg war einer der drei Kommissarien, denen von der Versammlung zu Trözene die ausübende Gewalt provisorisch übergeben wurde. Diese Kommission beeilte sich, ihre Autorität in die Hände des Grafen niederzulegen, der bei ihrer Uebernahme schwur, die Konstitution aufrecht zu erhalten. Einige Zeit später ließ der Präsident die Absicht merken, sie zu ändern; Marki und Georg Mauromichalis, Mitglieder der Kommission, fürchteten nun eine schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, da sie die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben hatten, ohne eine öffentliche Gewährleistung gefordert zu haben, und theilten ihren Freunden ihre Besorgnisse mit. Der Präsident hatte seine Spione nur zu zeitig ausgeschickt, um nicht von diesen Mittheilungen unterrichtet zu seyn. Marki wurde bei Nacht von einer Bande Sbirren aufgehoben und in den Kerker geworfen, wo er acht Monate lang das Verbrechen eines freundschaftlichen Vertrauens büßte. Georg Mauromichalis, von dem nämlichen Schicksal bedroht, verließ Aegina und flüchtete in die Gebirge von Maina. So kündigte Capodistrias seinen Eintritt in Griechenland an, und dieß Ereigniß war der Vorläufer langer Verfolgungen, die er gegen die Familie Mauromichalis richtete.

Später enthüllte Petrobei, als Mitglied des Panhellenions, bei Gelegenheit einer Mittheilung hinsichtlich der Gränzen, seinen Kollegen die despotischen Absichten der Regierung. „Solche Vorschläge," sagte er, „müssen einem von der Nation gewählten Körper gemacht werden, nicht aber uns, die wir einen solchen nicht vorstellen. Warum zögert man noch immer die schon so lange versprochene Nationalversammlung zu berufen?" — Derselbe Petrobei beklagte sich später, gegen die in Poros anwesenden Minister der drei Mächte bitter über die tiefe Verachtung, die Capodistrias gegen die Rechte und Institutionen äußere, die doch die Nation durch so viele Opfer errungen habe. Herr von Ribeaupierre übernahm es ihm zu antworten, und bemühte sich in einem Schreiben ihn von den rechtlichen Gesinnungen des Präsidenten und seiner Achtung gegen die Konstitution zu überzeugen. Auf die kühnen Vorstellungen, die er nachher im Verein mit mehreren ausgezeichneten Männern dem Präsidenten machte, antwortete dieser nur durch diplomatische Winkelzüge, indem er von der Nothwendigkeit sprach, die Regierung Griechenlands mit den bei dem größten Theil der europäischen Mächte herrschenden Prinzipien in Einklang zu bringen. Endlich hat Mauromichalis den Marschall Maison in einer Unterredung, die er mit letzterm hatte, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Präsidenten von der gefährlichen Bahn, die er eingeschlagen, abzubringen. Capodistrias war, ehe noch der Marschall mit ihm sprach, *) durch seine Spione schon von dieser Unterredung unterrichtet; der erlauchte Marschall möge zeugen, ob die Sprache Mauromichalis das geringste Inkonstitutionelle enthielt, ob seine Forderungen von der Art waren, daß sie die Einheit des Staates gefährden konnten, wie Verläumder das Publikum so gerne überreden möchten.

Sehen wir jetzt, welcher Waffen der Präsident sich gegen ihn bediente. Eine alte Eifersucht trennte die Mauromichalis und die Murtzinos. Durch ihr Zaudern bei der Bewaffnung gegen die Türken, und durch den Kaltsinn, den sie bei der Unterstützung der Insurrektion blicken ließen, hatten die letztern den Unwillen ihrer Mitbürger in hohem Grade auf sich geladen, und die ihnen für dieses Benehmen drohende Rache wurde nur durch die Großmuth

*) Der Marquis von Valmy, damals französischer Geschäftsträger bei der griechischen Regierung, hatte sich beeilt den Marschall von der Treulosigkeit eines Unterbeamten zu unterrichten, der Das was bei jener Unterredung verhandelt wurde, hinterbrachte. Der schwazhafte Beamte wurde nach zweimonatlichem Arrest nach Frankreich zurückgeschickt.

Mavromichalis abgewendet. Dieser Umstand, der beide Familien einander wieder näher gebracht hatte, schien beinahe schon sie gänzlich aussöhnen zu wollen, als der Präsident es unternahm, den kaum erlöschenden Haß in neue Flammen anzufachen. Auf der einen Seite zog er die Murzinos an sich und überhäufte sie mit Wohlthaten, auf der andern entfernte und verfolgte er die Mavromichalis; so suchte er beide Parteien gegen einander aufzureizen, um eine durch die andere aufzureiben, und so unter diesen innern Unruhen seine Autorität wieder zu befestigen, die durch die Bedrückungen seiner Statthalter bereits sehr gesunken war. Sein Plan scheiterte. Entrüstet über die Plackereien Ghenovelos forderten und erhielten die Notabeln seine Zurückberufung. Der Präsident ließ sich indeß nicht abschrecken; nach Verlauf einiger Zeit setzte er diesen Gouverneur wieder ein, und zwar mit so unüberwindlicher Hartnäckigkeit, daß die Admirale der Mächte, die von diesen Reibungen unterrichtet waren, und Gefahr besorgten, Vorstellungen machten, denen der Präsident jedoch nicht entsprach, und es auf neue Unannehmlichkeiten ankommen ließ, ehe Ghenovelos seine definitive Absetzung erhielt.

(Schluß folgt.)

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Als einer der merkwürdigen Erscheinungen im Unterhause fällt einem neuen Mitgliede der große Unterschied zwischen dem Rufe auf, den ein Mitglied in der Kammer, und den es außer der Kammer genießt. Einige Mitglieder werden von der Versammlung aufmerksam, ja gewißermaßen ehrfurchtsvoll angehört, während sie im Publikum nicht im Mindesten gewürdigt werden oder gar völlig unbekannt sind. Ein neues Mitglied erstaunt über die Komplimente, die an einen Herrn Baring verschwendet werden, über die Hochachtung, die einem Herrn Wynne zu Theil wird, über die Lobsprüche, mit denen man einen Herrn Attwood überhäuft: er würde noch mehr erstaunen, wenn er diese Redner zum ersten Mal hörte und bevor er noch selbst von dem Geiste des Hauses durchdrungen ist. Allein nicht eine einzelne Rede ist es, sondern der allgemeine Charakter einer Reihe von Reden, die diesen Mitgliedern eine so dauerhafte Achtung verschafft haben; eine Kenntniß der Details, eine geschickt angebrachte Schärfe der Replik, und besonders ein eigenthümlicher Anschein von Treuherzigkeit — Dieß sind die Mittel, die wiederholt angewandt unmerklich ein Ansehn schaffen, das von dem Publikum nicht begriffen werden kann, weil es ein Mitglied des Unterhauses nur nach einigen, oft schlecht vorgetragenen und eben deßhalb von den Journalen oft mangelhaft wiedergegebenen Reden beurtheilt. Das merkwürdigste Beispiel von diesem Unterschiede zwischen der Parlaments- und Landes-Reputation bietet uns Sir Robert Peel. Unbestritten hat kein Mitglied so wie er das Unterhaus in seiner Gewalt. Er erhebt sich — Alles schweigt. Er beginnt, indem er sich der Gewohnheit zu Folge mit den Worten: „Mr. Speaker“ an den Sprecher wendet, und gleich bei dem ersten Satze fühlt man, daß man einen Meister hört. In der That läßt sich kein so vollendeter, so durch und durch ausgebildeter Dialektiker denken als er. Seine Beredsamkeit ist unvergleichlich klar und bestimmt: seine Töne der Ueberredung, des aufrichtigen Geständnisses oder des ernsten Angriffes würden selbst auf der Bühne von ergreifender Wirkung seyn. Seine Art Etwas heimzugeben, seine Kunst sich auf der schwachen Seite der Argumentation seines Gegners einzubohren, Details gegen Prinzipien ins Feuer zu führen, und Prinzipien gegen Details, seine Gewohnheit, eine Wahrheit aufzustellen mit dem Anschein, als wolle er darauf seinen Vortrag stützen, und die Geschicklichkeit, mit der er dann aus dieser Wahrheit die scharfsinnigsten und geistreichsten Sophismen abzuspinnen weiß — Dieß sind die wahrhaft vollkommenen Eigenschaften parlamentarischer Gewandtheit, die außer dem Parlamente nie errungen werden können, und Sir Robert Peel ist einer von den wenigen Rednern, die sich große Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. Wenn nicht Alles, doch das Meiste, was an ihm bewundert wird, ist das Resultat erstaunlicher Uebung und ernsten Studiums. Seine Aktion, der Tonwechsel seiner Stimme, sein Lächeln, seine Handbewegung sind durchaus die Frucht der Vorbereitung, so gut wie die eines Schauspielers in Frankreich selbst, wo die Aktion so gut eine Wissenschaft wie eine Kunst ist. Er ist nie theatralisch, aber stets dramatisch. Was Young auf der Bühne ist, ist Robert Peel im Parlamente.

Nur wenige Mitglieder des Unterhauses verlegen sich wahrhaft auf parlamentarische Redekunst; theils weil, wie gesagt, der Konversationston von so großer Wirkung auf die Kammer ist, theils aus Furcht sich lächerlich zu machen, theils auch, weil die meisten in einem schon so vorgerückten Alter erst gewählt werden, daß sie nicht wieder zu lernen anfangen mögen. So kommt es, daß die Repräsentanten Großbritanniens überhaupt sich begnügen, ihre Meinung auf die, wie sie glauben, einfachste Weise auszusprechen, die jedoch nicht selten bis zum Gemeinen herabsinkt. Sie sprechen mehr für ihre Konstituenten als für ihren Ruhm, und dann wird die Ausbildung der Redekunst auch dadurch gehindert, daß die Gabe flüssig zu sprechen eine der gewöhnlichsten ist. Männer von einer gewissen Stellung im Leben, von einem gewissen Alter und von einigen Kenntnissen des fraglichen Gegenstandes sind selten um Worte verlegen. So spricht Jedermann im Unterhause geläufig, und deßhalb gibt sich auch Niemand die Mühe mehr, als geläufig zu seyn. Da sie finden, daß sie ihre Gedanken ohne Anstoß vortragen, so glauben sie auch, es sey nicht möglich dieselben besser auszudrücken.

Jeden Tag hört man Klagen über den Mangel an Genauigkeit in den Journalen, welche über die Sitzungen Bericht erstatten, und in der That findet man auch einen sehr großen Unterschied zwischen den Reden, die gehalten worden sind und wie sie im Druck erscheinen. Indeß liegt die Schuld hievon mehr an den Rednern als an den Stenographen; denn nur wenig von der Stimme gelangt bis zu den Bänken der Galerie hinauf. Es bedarf einer gewissen Langsamkeit des Vortrages, einer sehr deutlichen Aussprache und der langen Gewohnheit, seine Stimme gehörig steigen und fallen zu lassen, wenn man den Ton bis in die entferntesten Winkel eines für Zuhörer sehr schlecht gebauten Saales gelangen lassen will: deßhalb sind es meist auch die ältesten Redner, die am deutlichsten sprechen. Die jüngern Mitglieder, so vollkräftig und wohltönend

auch ihre Stimme seyn mag, werden selten auf den Galerien gut verstanden. Jedem der einer Unterhaussitzung beigewohnt hat, ist gewiß die eigenthümliche Höhe der Stimme und das scharfe Abstoßen der letzten Worte eines Satzes bei dem Vortrage alter Mitglieder aufgefallen. Diesen Fehler, der in der Nähe unangenehm ins Ohr fallen mag, hat man sich angewöhnt, um den noch größern zu vermeiden, nicht in der Ferne verstanden zu werden. Die meisten jüngern Redner lassen am Ende einer Periode die Stimme sinken; so hört der Stenograph zwar die ersten Worte, die letzten aber bleiben ihm völlig unvernehmlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die arabischen Pferde.

(Aus der Feder des polnischen Grafen Wenzeslas Rzewuski, in der „Revue de Paris.")

Arabien, Persien, Indien und Aegypten müssen von unvordenklichen Zeiten her das Vaterland einer und derselben Race von Pferden gewesen seyn. Die Araber der Wüste, stolz auf die Abstammung ihrer Rosse, behaupten zwar, daß ihre fünf berühmtesten Pferdefamilien, die unter einer eigenen Benennung bekannt sind, von den fünf Lieblingspferden des Propheten abstammen. Aber hatte nicht Mahommed selbst sie in dem Lande gefunden, in welchem sie ursprünglich einheimisch sind?

Die Araber wie die Perser erscheinen in den Kriegen der frühesten Zeit, wo sie in der Geschichte auftreten, stets als berittene Schaaren, und jedes Volk, das sich in seinen Kriegen hauptsächlich des Pferdes bedient, hält gute Pferde in hohem Werthe. Unter den alten Persern war das Pferd nicht bloß ein werthvoller Gegenstand, sondern es genoß auch einer göttlichen Verehrung; sie weihten es der Sonne, und dem Wiehern seines Rosses verdankte Darius die persische Krone. Das Wort Arb oder Asb, welches Pferd bedeutet, finden wir als die Endsylbe vieler altpersischen Namen, wie Thamurasb, Kurchasb, Hohrasb, Hystasb u. s. w. Man kann noch hinzufügen, daß die Cilicier dem Darius jährlich einen Tribut in weißen Pferden zu entrichten hatten.

Die Araber, und überhaupt alle andern Nationen, die an den Ufern des Ganges, Oxus und Araxes, am Gestade des schwarzen, mittelländischen und rothen Meeres und am indischen Ozean wohnten, achteten das Pferd nicht minder hoch als Perser. Herodot und Strabo erwähnen einstimmig, daß die besten Pferde aus jenen Gegenden stammen. Das Pferd verdankt seine Vollkommenheit, d. h. seinen kleinen und feinen Kopf, seinen schlanken Leib, seine Kraft, seine Lebhaftigkeit, sein Feuer hauptsächlich der Vortrefflichkeit der Weide; denn es ist außer Zweifel gesetzt, daß eine feuchte und sumpfige Weide an einem plumpen Kopfe, zu grob ausgebildeten Kinnladen, schwachen Augen, einem schwachen und schlecht verdauenden Magen, allzu fleischiger Brust, dicken und verschiedenen Krankheiten unterworfenen Füßen des Pferdes Schuld ist. Eine feuchte Weide schwächt seinen Körperbau, beraubt es der anmuthigen und leichten Bewegung, dämpft sein angebornes Feuer und macht es fehlerhaft und stumpfsinnig. Hingegen finden wir auf den trockenen Weiden von Arabien, Persien u. s. w. jene Pferde, deren höhere Lebhaftigkeit, deren Verstand und Feuer der Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind. Das Innere von Arabien und Persien bietet hinlänglich über der Meeresfläche erhabengelegene Ebenen, um trockenes, aromatisches und gesundes Futter zu erzeugen, das nicht mit jenen Salztheilchen überladen ist, welche zwar den Haaren des Thieres einen schönen Glanz geben, aber zu gleicher Zeit Schuld sind, daß das Pferd nur mit Mühe sich an eine andere Gegend als seine Heimath gewöhnen kann. Zur Unterstützung dieser Behauptung darf nur die Thatsache angeführt werden, daß die Pferde der nördlichen Krimm, sowie die der Kalmucken, an der Wolga, der Kuma, dem schwarzen Meere und dem Don erst gedeihlich fortkommen, wenn sie ein Jahr in Volhynien, Podolien und in der Ukraine zugebracht haben. Dem Boden, dem Klima und der guten Beschaffenheit des Futters verdanken es auch die persischen und arabischen Pferde, daß sie so wenig der Druse und andern ähnlichen Krankheiten ausgesetzt sind; daß ihre Beine sehr proportionirt und ihr Huf fest und hart ist. Ich glaube nicht, daß die Pferde dieser Gegenden seit Darius Zeiten sich verbessert oder verschlechtert haben. Indien bietet dieselben Vortheile. Nur Aegypten ist der Pferdezucht wegen der häufigen Nilüberschwemmungen, welche den Boden und die Luft feucht machen, weniger günstig. Es läßt sich an den ägyptischen Pferden bemerken, daß sie zu gewissen Krankheiten geneigt sind, die man niemals an den arabischen und persischen Pferden wahrnehmen wird. Diese Disposition wird allmählich wieder bemerkbar und verschwindet endlich ganz, je mehr man nach Oberägypten und Abyssinien hinaufsteigt. Was die Pferde von Westafrika betrifft, so sind sie durchgehends von arabischer Abkunft, und da die Weiden in der Berberei fast die nämlichen sind wie in Arabien, so haben die Berberpferde auch die größte Aehnlichkeit mit den arabischen.

Die persische, arabische und numidische Reiterei tritt in der Geschichte völlig so auf, wie noch heut zu Tage die Reiterschwärme der orientalischen und barbarischen Nationen. Man könnte vielleicht einwenden, daß die Pferde der alten Perser an Sichelwagen gespannt waren; allein jedes gute Reitpferd kann in ein gutes Zugpferd umgeschaffen werden, insbesondere wenn man es einem leichten Wagen vorspannt, wie die Wagen der Perser gewesen seyn mußten, deren zerstörende Wirkung vorzüglich von der Schnelligkeit ihres Laufes abhing. Curtius bemerkt von diesen Wagen, daß ihre Lenker den Pferden den Zügel auf den Nacken fallen und sie mit solchem Ungestüm anrennen ließen, daß sie Alles über den Haufen warfen. Herodot, indem er von den Reitern des Xerxes spricht, erwähnt namentlich der Pferde der Perser, Araber, Meder, Indier, Baktrianer, der Nationen am Gestade des kaspischen Meeres, der Völker, die zwischen dem Ganges, Oxus, Araxes und den übrigen schon oben erwähnten Gegenden wohnen. Xenophon gibt in seiner Abhandlung von der Reiterkunst, wenn er die Kennzeichen eines guten Pferdes aufzählt, fast die Beschreibung des arabischen Pferdes unsrer Tage.

Die Kriege, welche die Hellenen gegen die Perser führten, mußten nothwendig die Einführung der orientalischen Pferderacen in Griechenland zur Folge haben. Herodot gibt die Zahl der Pferde im Heere des großen Königs auf achtzigtausend an, die wahrscheinlich lauter Hengste waren; denn man findet weder bei Herodot noch Strabo eine Anspielung auf jene heut zu Tage so gewöhnliche Verstümmelung des Pferdes. Der Einfall des persischen Heeres in Griechenland, der Aufenthalt des Mardonius daselbst, und der fortdauernde Verkehr zwischen Griechenland und dem Orient mußten zur Verbesserung der griechischen Pferderace beitragen, während die trockene Weide und das heiße Klima dieses Landes der Entartung derselben entgegen arbeiteten. Was die Pferde der Berberei von Lybien bis an die Gränze des alten Mauritaniens oder des heutigen Marokko betrifft, so mußten sie ungefähr die nämlichen seyn, wie die heut zu Tage dort befindlichen, von schönen Formen, lebendig und voll Feuer, da die nämlichen Ursachen, denen ich die Aehnlichkeit der alten und jetzigen Pferde Arabiens und Persiens zuschreibe, auch dort denselben Einfluß hatten. Die Eroberung Spaniens durch die Karthaginenser und ihre mehr als zwei Jahrhunderte dort ausgeübte Herrschaft mußten das orientalische Blut der numidischen und mauritanischen Rosse mit dem der iberischen Pferde vermischen. Es scheint, daß die Afrikaner niemals ihre Pferde verschnitten, und daß ihrem Beispiele bis auf unsere Tage herab die Spanier folgten, die noch immer einen Abscheu gegen diese Verstümmelung haben. Gleicher Vortheile wie Spanien hatte sich in dieser Beziehung ohne Zweifel auch Sicilien zu erfreuen. Zwei Pforten im Südwesten von Europa waren also der Verbreitung der orientalischen Pferderace geöffnet.

Das alte Scythien war rücksichtlich seiner Weiden eben so begünstigt wie Arabien; allein wegen seiner nördlichern Breite erzeugte es aromatische Kräuter nicht in solchem Ueberflusse. Wenn dort die saftigen Pflanzen des südlichen Asiens auf freiem Felde gesäet werden, so wird ihre natürliche Eigenschaft allmählich durch die Kälte des Klima's zerstört. Ich habe bemerkt, daß die heut zu Tage in den von Baschkiren, Kirgisen, Bulgaren bewohnten Gegenden gezogenen Pferde, wie die Pferde des mittäglichen Asiens die feine Haut, die geschwellten Adern besitzen; vergeblich aber sucht man bei ihnen den schlanken Wuchs, die Schönheit der Glieder, die reiche Mähne, den langen Schweif, und überhaupt die Anmuth und Lebendigkeit, welche das asiatische Roß auszeichnen; auch sind ihre Beine öfters plump als leicht. Indeß eignen sie sich ausnehmend gut zum Kriege. Ihr Körperbau ist fest; sie erfordern wenig Sorgfalt; sind gelehrig; haben einen un-

erschöpflichen Athem; eignen sich deßhalb zu langem Laufen und sind schwer zu ermüden. Man findet bei allen aus Asien stammenden Pferden, unter welcher Breite sie auch einheimisch geworden seyn mögen, eine eigenthümliche Art die Ohren zu bewegen, und einen Gang, wodurch sie, als zu einem Stamme gehörig, bezeichnet sind. An keiner Race der abendländischen Pferde lassen sich diese Kennzeichen wahrnehmen, die englische ausgenommen, die viel arabisches Geblüt hat. Diese Bemerkung machte ich an mehr als hundert acht und achtzigtausend asiatischen Pferden, welche von den Kalmucken und Tataren jährlich auf den berühmten Jahrmarkt Berdyczow gebracht werden. Im Jahre 1814 kamen sieben und siebzigtausend Pferde aus den großen Steppen, und ich darf sagen, daß ich während eines fünfjährigen Aufenthalts im russischen Polen mehr als zweimalhundert und fünfzigtausend Pferde gesehen habe.

(Schluß folgt.)

Polizeiverhandlungen in London.

Die englischen Blätter unterlassen es keinen Tag, eine oder die andere ihrer Spalten mit polizeilichen Verhandlungen zu füllen, was vielleicht manchem Leser einer öffentlichen Mittheilung nicht werth zu seyn scheinen mag. Allein abgesehen, daß hiedurch der Polizeiwillkür eine ernstliche Controle an die Seite gesetzt wird, erhalten wir eben durch diese Blicke in die polizeilichen Gerichtsstuben ein fortlaufendes Gemälde von den Sitten, der Armuth und der oft grauenvollen Verwilderung der niedern Klassen, sowie nicht selten Charakterzüge des englischen Volkes, wie sie keine andere Schilderung zu geben im Stande ist. Wenn auswärtige Blätter bis jetzt noch so wenig Bedacht auf diese wahrhaft Hogarthischen Bilder des englischen Volkslebens genommen haben, so ist dem Publikum mancher Blick in das innere Thun und Treiben der Bevölkerung Londons entzogen worden. Wie sehr wäre es zu wünschen, das auch den Verhandlungen unsrer Polizeigerichte gleiche Oeffentlichkeit zu Theile würde. Wie viele schreiende Ungerechtigkeiten der leider so unbeaufsichtigten Polizeiwillkür würden dadurch an's Licht gezogen, oder aus Furcht vor dem unerbittlichen Richterstuhl der öffentlichen Meinung unterlassen werden. Es soll daher unsere Aufgabe seyn, von Zeit zu Zeit diesen wichtigen Gegenstand in's Auge zu fassen, wie wir denn hier mit einigen Polizeiverhandlungen des verflossenen Monats den Anfang machen wollen.

In Harton-Garden-Office wurde Anna Sommers, ein anständig aussehendes Mädchen von zehn Jahren wegen Betteins auf öffentlicher Straße vor den Alderman Laing gebracht. Der Alderman fragte sie, was sie zu ihrer Vertheidigung anzubringen habe. — Die Gefangene: „Mein Vater und meine Mutter sendeten mich auf's Betteln aus.“ Ein Polizeidiener bemerkte, daß die Aeltern des Mädchens im Vorzimmer seyen. Diese wurden auf Befehl des Aldermans eingeführt. Der Vater, ein kränklich aussehender Mann, und die Mutter, die einen Säugling an der Brust und noch zwei Kinder an der Seite hat, treten ein. — Der Alderman: Laßt das Mädchen schwören. — Dieß geschah. Der Alderman: Wer sendete Dich auf's Betteln aus. — Die Gefangene: Mein Vater und meine Mutter, Sir. — Der Alderman zum Vater: Was habet Ihr zu sagen? — Der Vater: Ich war in der größten Noth, und diese allein zwang mich, mein Kind auf die Straße zum Betteln zu schicken. — Alderman: Wer seyd Ihr? — Der Vater: Ein Schneider, Sir, allein ich habe schon lange Zeit keinen Verdienst. — Alderman: Ihr seyd zu einem Monat ins Correktionshaus verurtheilt. Der Vater: Und was soll inzwischen aus meiner Familie werden? — Alderman: Fort mit ihm! Ihr seyd einen Monat zum Correktionshaus verurtheilt. — Der Vater: Meine Kinder müssen ja Hungers sterben, Ihr Gnaden, was sollen meine Kinder anfangen? — Alderman: Führt ihn hinaus. — Während der Mann abgeführt wurde, wendete sich die Frau mit ihrem Säugling auf dem Arm an den Alderman und fragte, was sie und ihre Kinder jetzt anfangen sollten? — Alderman: Helft Euch so gut Ihr könnt. — Die Mutter: Ich kann nicht arbeiten, ich habe drei Kinder und kann sie doch nicht Hungers sterben lassen. — Der Alderman: Ich warne Euch, keines Eurer Kinder auf den Bettel auszuschicken; geschieht Dieß, und man bringt Euch hieher, so werdet Ihr und Euer Kind gleichfalls in's Correktionshaus wandern. — Die Mutter verließ hierauf mit ihren Kindern die Gerichtsstube. —

Der nächste Fall, der vor demselben Polizei-Rhadamantus — zu dem sich wohl überall Seitenstücke vorfinden — verhandelt würde, betraf einen Knaben von fünfzehn Jahren Namens Smith, der wegen eines fast lebensgefährlichen Angriffes auf ein Mädchen, Namens Emma, die nur ein Jahr jünger ist, als er, vor Gericht gestellt wurde. Dieses junge Genie erklärte auf die Frage des Beamten, daß er vormals mit ihr, als seiner Freundin gelebt habe. Vor kurzer Zeit sey er wegen eines Raubes in Newgate eingesperrt, und von ihr treulos verlassen worden; sie habe ihm weder Tabak, noch sonst etwas mehr gebracht, ihn auch nicht mehr besucht, und als er wieder losgelassen worden, habe er sie mit einem andern „Gentleman“ in Gütergemeinschaft lebend betroffen. Dieß sey mehr gewesen, als er habe ertragen können, und so habe er sie, als er ihr begegnete, tüchtig durchgewammset, wie sie es verdiente. — Der unglückliche Liebhaber wurde als bösartiger Vagabund zu einem Monat Gefängniß verurtheilt und seine ungetreue Emma, als sie die Polizeistube verließ, nahm den Arm des obenerwähnten „Gentleman“ und wanderte vollkommen zufrieden mit der erhaltenen Genugthuung dahin.

Im Mansionhouse kam zu derselben Zeit ein anderer Vorfall zur Verhandlung, der wie der vorausgegangene gleichfalls als charakteristischer Zug des Lebens in London hervorgehoben zu werden verdient. — Ein Gentleman, Namens Day, wurde vor den Lord Mayor gebracht unter der Anklage, im trunkenen Zustand in ein Wachthaus eingebrochen zu seyn, und die ganze Wachtmannschaft „Burkers“ gescholten zu haben. Der Constable der Wache sagte aus, daß Day in die Stube gestürzt sey und geschrieen habe, er komme, um nach einer Person zu sehen, die von den Watchmen „geburkert“ worden sey. Anfangs sagte er die geburkerte Person sey seine Mutter. Zeuge öffnete bei diesen Worten das Wachtstubengefängniß (black-hole schwarze Höhle), wo bereits zwei Leute lagen, die wo möglich noch betrunkener waren als der würdige Gentleman, und fragte ihn: ob vielleicht Einer davon seine Mutter sey? (Lautes Gelächter unter den Zuhörern.) — „Geschwätz!“ — erwiederte der Gentleman; „ich weiß, daß die ganze Wache bezahlt ist, um das Publikum zu burkern.“ Die Watchmen, denen der tolle Einfall Spaß machte, schwuren, daß sie am Burkern eines menschlichen Wesens so unschuldig seyen, als ein neugebornes Kind, allein da Herr Day auf seiner Aeußerung beharrte, so wurden sie endlich des Handels überdrüssig und sperrten den polternden Gentleman in die „schwarze Höhle,“ um nach verschlafenem Rausch vor der Polizei über seine Anschuldigung Red' und Antwort zu geben. — Der Lord Mayor: Ich bin erstaunt, daß ein Mann, der das Aeußere eines Gentleman von guter Erziehung hat, sich ein Vergnügen daraus machen kann, so arme Leute, wie die Wachtmänner zu insultiren. Ich wünschte, ich könnte Sie nur eine Nacht an ihre Stelle setzen: Day: Eher möchte ich mich braten und spießen lassen. — Ein Watchman: Ja, jetzt kann er gute Worte geben; aber vergangene Nacht schimpfte er uns ein lausiges Lumpenpack, und als wir ihn drohten, ihn vor Eure Gnaden zu führen, blies er mit der Nase in die hohle Faust und sagte: „Das für den Lord Mayor! Das für ihn und für alle die alten Betzen von Aldermen, die einen lustigen Kerl das Leben sauer machen.“ Das ist ja doch, um Einem die Haare zu Berg stehen zu machen, wenn man solche Worte noch dazu in einem Wachthaus hören muß. — Der Lord Mayor verwies hier dem Gentleman sehr ernstlich seine ungeziemlichen Aeußerungen gegen einen Gerichtshof, der wegen seiner Liberalität, so wie wegen seiner öffentlichen Tugend allgemeine Anerkennung genieße. — Day: Ich gebe zu, Mylord, daß ich in eine Gesellschaft gerathen war, die meine Sprachorgane dergestalt mystifizirte, daß sie nicht wußten, was sie sagten. Allein, Mylord, mir geschah schreiendes Unrecht, ich wurde ins schwarze Loch geworfen, ich Thomas Day, wurde in ein Verließ zu unsaubern Trunkenbolden gestoßen. Ich fühlte bald an meiner Person ein unangenehmes Gefühl, was, wie ich am nächsten Morgen fand, ein ersehr eckelhaften und pöbelhaften Ursache zuzuschreiben war, da ich an meinen Hemdekragen jene lebendigen Erzeugnisse der Unreinlichkeit fand, die so häufig in den Fallen eines Bettlerkittels gefunden werden. (Gelächter) — Lord Mayor. Gut, Herr Day, Sie zahlen fünf Schilling Strafe. — Watchman: Ich hoffe, Mylord, es werde Eurer Herrlichkeit gefallen, ihn noch fünf Schilling Strafe aufzulegen wegen der unnützen Worte, die er sich gegen Eure Herrlichkeit erlaubt hat. — Der Angeklagte wurde ohne weitere Buße entlassen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 6. 6 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Südlich von Mau=i nur wenige Meilen entfernt liegt das kleine Eiland Ta=hau=ra=we, das ungefähr eilf Meilen in der Länge und acht in der Breite beträgt. Es ist niedrig, und weniges dürftiges Gras ausgenommen, von jeder Vegetation entblößt. Die Felsen, aus denen es gebildet ist, sind vulkanischer Natur, indeß gewahrt man keine Spur von einem erloschenen oder noch thätigen Krater. Seiner Gestalt und anderen Anzeichen nach zu schließen ist es nicht unwahrscheinlich, daß es einst einen Theil von Mau=i bildete, und von ihm durch irgend eine gewaltsame Erschütterung, die vielleicht von den nahen Vulkanen auf Mau=i oder Ha=wai=i herrührte, losgerissen wurde. Man trifft hier nur wenige stätige Niederlassungen, und diese stehen unter dem Statthalter von Mau=i.

Mo=ro=ki=ni ist ein kahler Fels, der zwischen den beiden erst genannten Inseln liegt, und die Schifffahrt in dieser Meerenge äußerst gefahrvoll machen würde, wenn er sich nicht so hoch über die See erhöbe, daß er zu allen Zeiten von den Seefahrern bemerkt werden kann. Mo=ro=ki=ni wird bloß von Fischern besucht, die auf seinem nackten Felsenboden ihre Netze zum Trocknen ausspannen und in diesem Betracht kann man es als ein sehr vortheilhaft gelegenes Anhängsel der übrigen Gruppe ansehen.

Ra=nai, ein Eiland von 17 Meilen Länge und 9 M. Breite, liegt nordwestlich von Tahaurawe und westlich von Lahaina auf Mau=i; von letzterem ist es durch einen Kanal geschieden, der nur neun oder zehn Meilen breit ist. Obgleich der Mittelpunkt dieser Insel höher ist als Ta=hau=ra=we, so ist er doch weder so hoch noch so zerklüftet wie die anderen Inseln. Ein großer Theil von Ra=nai ist nackter Fels, und das ganze Eiland leidet häufig an langer Dürre. Die Schluchten und engen Thäler sind indeß mit Dickichten kleiner Bäume ausgefüllt, die häufig von den Bewohnern von Mau=i heimgesucht werden, um daraus Pfosten und Querbalken für ihre kleinen Häuser zu holen. Auch diese Insel ist vulkanisch; ihr Boden seicht und unfruchtbar; an ihrem Seeufer aber wimmelt es von Schaltthieren, einigen Arten von Medusen und Tintenfischen. Der Einwohner sind nur wenige, vielleicht nicht über zweitausend. Eingeborne Lehrer sind mit ihrem Unterricht in nützlichen Kenntnissen und in den Lehren des Christenthums beschäftigt; fremde Missionäre haben auf dieser Nachbarinsel von Mo=ro=kai, das von der nördlichen Seite Ra=nai's und von dem östlichen Ende Mau=i's durch einen zwar nur schmalen aber schiffbaren Kanal getrennt ist, noch nicht Hand an's Werk gelegt.

Mo=ro=kai ist ein langes unregelmäßig geformtes Eiland, und scheint von einer Kette vulkanischer Berge gebildet, die sich in einer Länge von vierzig Meilen hin erstrecken, aber nicht breiter als sieben Meilen sind. Diese Berge kommen an Höhe denen von Mau=i gleich und sind von tiefen Schluchten und Wasserrinnsälen zerschnitten, deren Seitenwände mit Grün bekleidet und mit Gebüschen und Bäumen bewachsen sind. Mo=ro=kai hat nur wenig ebenen Boden und daher auch wenig Pflanzungen; einige Stellen sind jedoch fruchtbar und lohnen die Mühe des Anbauens reichlich. Die Bevölkerung ist zahlreicher als die von Ra=nai, übersteigt jedoch nicht 3000 Seelen. Auch hier sind eingeborne Lehrer mit dem Unterricht des Volkes beschäftigt. Viele von den Eingebornen besuchen aber auch die Missionsanstalten des benachbarten O=a=hu und genießen deren Unterricht.

O=a=hu, die romantischste und fruchtbarste der Sandwichinseln, liegt nordwestlich von Mo=ro=kai, ungefähr zwanzig bis dreißig Meilen entfernt und hat in der Szenerie ihrer Landschaften am meisten Aehnlichkeit mit den Gesellschaftsinseln. Dieses schöne Eiland hat gegen sechsundvierzig Meilen in der Länge und dreiundzwanzig in der Breite. Von der Rhede von Honururu oder Waititi aus betrachtet, gewährt es einen außerordentlich malerischen Anblick. Eine Kette hoher Berge erhebt sich im Mittelpunkte des östlichen Theils der Insel; und erstreckt sich in einer Länge von vielleicht zwanzig Meilen bis zur Ebene von Eva, durch die sie von den fernen hohen Bergen getrennt wird, die parallel mit der nordwestlichen Küste fortlaufen. Die Ebene von Eva mißt vom Perlstrome bis Waiarua gegen zwanzig Meilen in der Länge und an manchen Stellen neun bis zehn Meilen in der Breite. Der Boden ist fruchtbar und von zahlreichen Bächen bewässert, die sich in tiefen Rinnsälen, von denen die Oberfläche der Ebene durchschnitten ist, hinwinden und in's Meer ergießen. Obgleich einer hohen Fruchtbarkeit fähig, ist dieses Flachland doch nur wenig angebaut, und man trifft auf einer Wanderung durch dasselbe nur wenige Niederlassungen. Das ganze Eiland ist vulkanischen Ursprunges, und an vielen Orten erblickt man erloschene Krater von ungeheurem Umfange; doch nach der tiefen Dammerde und den Gebüschen und Bäumen zu schlie-

ßen, womit sie bedeckt sind, muß ihre Thätigkeit schon seit vielen Jahrhunderten zu Ende seyn. Die Ebene von Honoruru insbesondere trägt unverkennbare Spuren der ausgedehnten Wirksamkeit vulkanischer Ausbrüche; sie mißt nicht weniger als neun bis zehn Meilen in der Länge und von der Seeküste bis an den Fuß des Gebirges an manchen Orten zwei Meilen in der Breite; diese ganze Fläche ist mit angeschwemmtem Boden von manchmal drei Fuß Tiefe bedeckt, unter welchem man auf vierzehn bis sechszehn Fuß tiefe Schichten von feiner vulkanischer Asche stößt. Diese Aschenlager ruhen auf einer Unterlage von Felsen, die aber nicht vulkanischen Ursprunges, sondern Kalkgestein sind, das offenbar vom Meere angeschwemmt wurde und Korallen, Fischgräten, Thierknochen und Seemuscheln enthält. Neuerdings erst wurden an mehreren Stellen dieser Ebene Brunnen gegraben, wobei man in einer Tiefe von zwölf oder dreizehn Fuß des Kalkgesteines stets gutes reines Wasser erhielt, das durchaus ohne allen salzigen Beigeschmack war, obgleich es mit der Fluth stieg und fiel, was zu der Vermuthung leiten könnte, daß diese Gewässer mit dem dreihundert Fuß bis dreiviertels Meile weit entlegenen Ozean in Verbindung stehen. Der Felsen selbst ist an der Oberfläche stets hart, und nimmt mit der Tiefe an Porosität zu, was es wahrscheinlich macht, daß das eingesickerte Meerwasser in den Poren des Gesteins filtrirt wurde, und hiedurch seinen Salzgeschmack verlor. Der Fuß des Gebirges, welches die Ebene nach dem Innern des Landes zu begränzt, scheint die ursprüngliche Küste gebildet zu haben, wahrscheinlich aber fand in grauer Vorzeit ein vulkanischer Ausbruch von zwei auf breiten Grundlagen ruhenden abgestumpften Bergen statt, die von den Fremden der „Diamantberg" und „Punschbowlenberg" genannt werden, und offenbar erloschene Vulkane sind. Die bei dieser Gelegenheit ausgestoßenen Aschen und Verkohlungen, wahrscheinlich von Passatwinden nach einer westlichen Richtung hingetrieben, füllten die See aus, und bildeten die gegenwärtige Ebene, deren Bodenoberfläche in der Folge sich entweder aus verwitterter Lava oder dem Pflanzenmoder erzeugte, der während der Regenzeit vom Gebirge herabgeschwemmt wurde.

Am Ende dieser Ebene gerade dem Hafen von Honururu gegenüber, liegt das Thal Anuanu, das in eine Gebirgsschlucht führt, die von den Eingebornen Ka Pari — der Bergabgrund — genannt wird. Die Oeffnung des Thales, das sich unmittelbar hinter der Stadt Honururu aufthut, ist ein vollkommener Garten, der von seinen einzelnen Besitzern mit der größten Sorgfalt angebaut wird, auch ist der Boden, der von einem reißendschnell das Thal herabströmenden Flusse bewässert wird, ungemein fruchtbar. Das Thal erhebt sich von dort an allmählich bis zu dem oben erwähnten Bergabsturze, der sieben oder acht Meilen von der Stadt entfernt liegt. Nachdem man ungefähr drei Meilen durch eine ununterbrochene Kette von Pflanzungen zurückgelegt hat, verengt sich das Thal mehr und mehr, und die Berge steigen zu beiden Seiten schroffer empor. Die Szenerie der Landschaft ist hier von entzückender Schönheit; der Thalgrund bildet anmuthige Krümmungen, durch die ein rascher Strom von einer Seite zur andern seinen geschlängelten Lauf nimmt, und bald mit spiegelheller Glätte sich dahin windet, bald mehrere Fuß hohe Wasserfälle bildet, oder ungestüm und schäumend sich an Felsen bricht, die seinem Lauf entgegenstehen. Die Bergwände sind mit saftigem Grün von mannichfachen Schattirungen begleitet und selbst die schroffesten Felsenspitzen, die aus den Gebüschen emporsteigen, mit Schlingpflanzen und Lianengewinden mancherlei Art behangen. An manchen Orten stürzen sich an den steilen Bergwänden silberne Kaskaden in die dem Flusse zueilenden Bäche. Die Schönheit der Gegend gewinnt mit jedem Schritte an erhabener Pracht, indem man auf immer steiler gewordenen Grund zwischen Hibiskusgebüschen und anderen Bäumen aufwärts steigt, bis der Wanderer endlich um einen Pfeiler vulkanischer Felsen beugt, und nun mit einem Male den Pari zu seinen Füßen gähnen sieht. Ungeheure Massen schwarzer und rostfarbiger Felsen thürmen sich vor ihm in fast senkrechter Höhe viele hundert Fuß hoch auf, während dicht zu seinen Füßen ein viele hundert Fuß tiefer Abgrund jäh hinabstürzt und darüber hinaus dem Blicke sich wie von Zauberhand ein Gemälde aufrollt von Bergen und Thälern, Bäumen und Häusern, Stromwindungen und geschlängelten Pfaden, angebauten Pflanzungen und wilden Dickichten, eine Landschaft von vielen Meilen im Umkreis, auf der einen Seite von hohen Gebirgen eingerahmt, auf der andern von den weiß blinkenden Wogen des Ozeans. Der Pfad, der an diesem Abgrunde hinläuft, mag wohl vier bis fünfhundert Fuß hoch sich über dem Boden unten erheben, dessen ungeachtet sieht man die Eingebornen an diesem schwindelerregenden Präzipisse mit einer Bürde auf dem Rücken nicht selten auf- und absteigen. An seinem höchsten senkrechten Punkte erblickt man von dem Laubgewölbe der Bäume und Gebüsche überhangen zwei rohgearbeitete, gestaltlose Götzenbilder von Stein aufgerichtet, die von den Eingebornen Akua no ka Pari, „Götter des Bergabsturzes" genannt werden, und gewöhnlich mit Stücken von weißem Tapa — einheimischem Tuche — bekleidet sind. Jeder Eingeborne, der den Abgrund hinabsteigen wollte, pflegte sonst einen grünen Zweig vor diesen Götzenbildern niederzulegen, oder sie mit Blumen zu bekränzen oder mit Stücken von Tuch zu umwinden. Dieselben Geschenke brachten auch diejenigen, die das Präzipiß heraufsteigen, den Schutzgottheiten dieses gefährlichen Pfades. Die Eingebornen beobachteten denselben Brauch auch an andern Gebirgspässen.

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Einige Mitglieder des Hauses machten sich als Redner berühmt, andere von geringerem Ehrgeiz beseelt, trachten nach keiner andern Rolle als der der „Cheerers" und zeichnen sich durch die Bereitwilligkeit aus, mit der sie ihren Beifall spenden — der nämliche Schlag Menschen, der in der französischen Kammer mit der Strahlenkrone des ewigen Bravo und très bien das Haupt der Redner vergoldet. In den letzten Sitzungen des Unterhauses insbesondere nahm man eines solchen würdigen Mannes wahr, dessen „Cheers" etwas Unnachahmliches hatten. Es war ein Tory, dessen Haus bei den letzten Volksversammlungen etwas gelitten hatte. Sein aristokratischer Aerger, der nicht die Gabe besaß, sich durch Worte Luft zu machen, entschädigte sich durch Explosionen der langgehaltensten, wohlklingend-

sten und unbändigsten Cheers, deren eine menschliche Stimme fähig ist.

Gewöhnlich erschallt der Beifall nur von Seite der Opposition; eine ministerielle Majorität ist meistentheils kalt. Reden, die der unterliegenden Partei einen Donner von Beifall entlockt haben würden, scheinen tauben Ohren gepredigt, und sterben in dumpfem Schweigen aufgenommen dahin. Auf der ministeriellen Seite betrachtet überdieß Jeder seinen Nachbar als einen Nebenbuhler, der ihm im Goldregen der Ministergunst im Wege steht; und deßhalb ist er ihm wegen rednerischer Erfolge durchaus nicht hold, weil er sie als auf seine Kosten errungen betrachtet. Ein Theil der Opposition wenigstens ist hingegen frei von dieser kleinlichen Eifersucht persönlicher Interessen, und man kann sich daher leichter einen Namen auf den Bänken links von dem Sprecher des Hauses, als auf denen rechts erwerben. Ich will mich nur" — hörte man einst Fox sagen — „dem Cheer eines irelàndischen Mitgliedes empfohlen seyn lassen." Und in der That liegt in dem irelàndischen Beifall eine so edelmüthige Wärme, eine so herzliche Selbstvergessenheit, die leicht zu unterscheiden ist von dem kalten, halb ausgestoßenen, halb unterdrückten Cheer des Engländers. Auch ist der Irelànder bereitwilliger, Verdienste eines jungen Mitgliedes anzuerkennen und dessen Fehlern Nachsicht zu schenken. Der jungfräuliche Redner (Maiden-Orator, wie man das Mitglied bezeichnet, das seine erste Rede — Maiden-Speech — im Unterhause hält) möge nur Diejenigen zählen, die sich lächelnd nähern, um ihm die Hand zu schütteln und irgend eine Artigkeit über seinen ersten Vortrag zu sagen; sicherlich findet er darunter zwei Irelànder für einen Engländer. Man hat schon oft und besonders in den letztvergangenen zwei Jahren bemerkt, daß in den Sitzungen der Montags-Nächte, wo gewöhnlich die irelàndischen Angelegenheiten verhandelt werden, und die Reihen der englischen Mitglieder sehr gelichtet sind, der Beifall weit lauter, der Enthusiasmus viel kühner, die Gefühle viel hochherziger und die Reden weit freimüthiger geworden sind, als in den übrigen Nächten der Woche. Der Irelànder läßt sein Herz in Allem mitspielen was er vornimmt, und heutzutage, wo Intelligenz so leicht erworben werden kann, ist die Energie zu handeln eine gewichtigere Eigenschaft als das Denken. „Zu unsern Zeiten," sagte Friedrich der Große, „richtet Unwissenheit größeres Unheil an als das Laster." Und in unsern Tagen dürfen wir sagen, ist weniger die Unwissenheit als Gleichgültigkeit und Mangel an Thatkraft anzuklagen.

Nur selten sieht man im Unterhause Gelehrte sich eines Erfolgs erfreuen; die Hauptursache davon ist außer andern ihre allzu bedachtsame Geziertheit. Diejenigen, welche ihr ganzes Leben hindurch die Schönheiten der Sprache studirt haben, scheuen es ungemein, sich in den kühnen Strom einer Stegreifrede zu stürzen mit der Gefahr, einen Satz unvollendet zu lassen, sich gegen die Grammatik zu verstoßen, oder eine abgenützte Redensart den Lippen entschlüpfen zu lassen, was nicht selten den besten Parlamentsrednern zu widerfahren pflegt. Eine andere Ursache, warum Männer von Gelehrsamkeit so selten den Beifall des Hauses zu erringen vermögen, ist ihre oft allzu große Subtilität in ihren Argumenten. Ein erfahrener Redner, der bei einer besondern Stelle Beifall wünscht, wird sich absichtlich auf einen Gemeinplatz herabfallen lassen, den er im Herzen verachtet. Der gelehrte Denker, der stolze Philosoph würde sich durch einen solchen Kunstgriff erniedrigt wähnen, und selten wird man daher von ihm auf der einen Seite „die abscheuliche Boroughmäklerei" anklagen oder auf der andern „den Untergang unsrer geheiligten Institutionen" bejammern hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die arabischen Pferde.

(Schluß.)

Das Geblüt der scythischen Pferde theilte sich durch den häufigen Verkehr mit den Sarmaten, und durch diese mit den meisten westlich gelegenen Völkern, wahrscheinlich den Pferden des ganzen nördlichen Europa's, mit. Die Verbesserung der nordischen Race hinderten jedoch zwei Ursachen: erstens hatten die Scythen, Strabo zufolge, die Gewohnheit, ihre Pferde zu wallachen, um sie gelehriger zu machen; dann wurden diese Pferde auf die feuchten Weiden von Luthauen, Pommern, Deutschland, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs versetzt, wo sie, statt die einheimische Race zu verbessern, selbst verschlechtert wurden.

Hieraus ginge also hervor, daß der Verkehr des alten Europa's mit dem mittäglichen Asien für seine Pferderacen vortheilhafter war, als seine Kommunikation mit dem nördlichen. Um den elenden Zustand der ursprünglichen europäischen Race zu beweisen, will ich hier nur die Worte des Polybius über die Schlacht an der Trebia anführen: „Indeß ließ Sempronius zum Rückzuge blasen, um seine Reiterei zurückzurufen, die nicht wußte, wie sie dem Feinde, den sie vor sich hatte, gegenüber manövriren sollte. Sie hatte es nämlich mit den Numidiern zu thun, deren Gewohnheit war, nach verschiedenen Richtungen sich zurückzuziehen und mit heftigem Ungestüm zum Angriffe zurückzukehren, wenn der Feind es am wenigsten erwartete." Diese Stelle zeigt ungefähr, wie die Pferde der Römer und ihre Reitkunst beschaffen gewesen seyn mögen. Die numidische Reiterei bestand aus feurigen und leichten Pferden, wie sie eine zu Pferd kämpfende Nation stets zu erziehen bemüht ist, während die Römer, mehr den Krieg als Fußvolk zu führen gewohnt, schwerfällige Pferde hatten, die sie nicht zu reiten verstanden. Das Pferd Mark Aurels und die Rosse auf den römischen Basreliefs stehen alle unter den orientalischen Pferden; ja es scheint sogar, daß sie die Schönheiten der letztern wenig beachteten, sonst würden sie dieselben in ihren Kunstwerken wenigstens als Modelle benutzt haben.

Im Jahre 710 kamen die Mauren in Spanien an und behaupteten dort ihre Herrschaft acht Jahrhunderte lang. Während dieser Zeit breiteten sich die orientalischen Pferde über die pyrenäische Halbinsel aus, wo vorzüglich der trockene Boden und die hohe Lage von Andalusien der Reinheit und Schönheit der ursprünglichen Race günstig war. Die Prachtliebe der maurischen Fürsten, ihre glanzvollen Pferderennen zu Grenada und Cordova, das Bedürfniß einer guten Reiterei u. s. w. wirkten zusammen, eine große Anzahl schöner Pferde nach Spanien zu ziehen. Im zehnten Jahrhunderte sehen wir den Großwessir Abd-el-Malek-Ben-Scheid unter andern werthvollen Geschenken dem Kalifen Abdul-Rah-Man III fünfzehn arabische Pferde zum Geschenke machen. Zur Zeit der Mauren also war es, wo die ersten arabischen Hengste in Europa eingeführt wurden. Im Jahre 738 überzogen zweimalhunderttausend Mauren das ganze mittägliche Frankreich und breiteten ihre Herrschaft bis an die Ufer des Rhone aus. Wenn nicht noch Spuren ihrer Baukunst zu Arles vorhanden wären; wenn nicht ein unfern dieser Stadt gelegener Hügel noch den Namen Mont Cordouan, zum Andenken, daß hier die Mauren von Cordova gelagert, führte, so würde die noch dort einheimische Pferderace hinlänglich dieses geschichtliche Ereigniß bestätigen. Die maurischen Pferde fanden zwar im Gebiete von Arles eine Insel, die wegen ihrer Gestalt, sowie wegen der Anschwemmungen des Rhone oft mit dem Nil-Delta verglichen worden ist, und dieser Ort war für sie vergleichungsweise der am mindesten vortheilhafte; wie denn auch ihre Race zwischen Binsen und Röhricht weidend bald ausartete, obgleich das Pferd von Camorgue noch heut zu Tage den fast viereckigen Kopf des arabischen Pferdes, seine mehr ausgehöhlte als flache Blässe, seinen Hirschhals, seine Mäßigkeit, seine unübertreffliche Fülle von

Athem, seine unermüdliche Ausdauer auf langer Reise hat. Hingegen aber fand das arabische Pferd auf dem linken Rhoneufer in den unabsehbaren Ebenen von Crau ein zweites Arabien, sowohl was die Beschaffenheit des Bodens als das aromatische Futter betrifft. Seit ein königliches Gestüte zu Arles angelegt worden ist, hat die Vermischung der dort einheimischen Race mit dem Pferde, von dem sie herstammt, ein völlig arabisches Urpferd geliefert. Unter andern Hengsten dieses so günstig gelegenen Gestütes erinnere ich mich auch den herrlichen Renner gesehen zu haben, den Napoleon aus Aegypten mitgebracht hatte.

Der Rückzug der Mauren aus dem mittäglichen Frankreich und die Niederlage ihres Heeres unter den Mauern von Poitiers, wo Karl Martel sich einen so glorreichen Namen erwarb, mußte nothwendig eine große Anzahl schöner arabischer Pferde in den Händen der Franken lassen. Die Pferde von Limousin stammen unverkennbar von diesen erbeuteten Rossen ab. Auch diese Provinz ist sehr vortheilhaft für arabische Pferdezucht gelegen.

Im Jahre 800 schickte der Kalif Harun-al-Raschid Karl dem Großen Geschenke, unter denen sich auch den Geschichtschreibern zufolge ein Elephant und arabische Pferde befanden.

Es kam die Zeit der Kreuzzüge, durch die] das Abendland und der Orient lange Zeit mit einander in Verbindung blieben. Christliche Fürsten saßen auf den Thronen von Jerusalem, Nizäa und Cypern. Die vornehmsten Herren von Deutschland, Frankreich und England machten sich auf, die Gefahren des heiligen Zuges zu theilen. Wer möchte zweifeln, daß nicht alle die Fürsten und Herren, die ihre Heimath wieder sahen, arabische Pferde mit sich gebracht? Die Archive hoher Familien enthalten vielleicht noch mehr als Eine Urkunde, die über die Genealogie nicht bloß ihrer Ahnen, sondern auch der edlern Rosse in Europa Auskunft geben könnte.

Im dreizehnten Jahrhundert unterwarf Dschengis Khan Asien seiner Herrschaft, und er pflegte die Heere der unterworfenen Völker mit sich fortzunehmen. Hiedurch entstand jene allgemeine Vermischung indischer, persischer und arabischer Pferde im Innern von Asien zu großem Vortheile der einheimischen Race. Später unterwarf Dschengis Enkel die Krimm, vertrieb die Kosackenstämme, ging mit seinem ganzen Heere über den Dniepr, überschwemmte Polen und drang bis Lublin, Krakau, Liegnitz und Breslau vor. Auch in Ungarn drang er ein, in der Absicht, Konstantinopel anzugreifen, als der Tod seinem unersättlichen Ehrgeize ein Ziel steckte. Diesen Streifzügen folgten noch mehrere andere, und namentlich der im Jahre 1649, wo dreimalhunderttausend Tataren der Krimm, mit dem kühnen Kosackenanführer Bogdan Schmielnicki vereint, Polen verwüsteten. Alle diese furchtbaren Ereignisse hatten für Polen den Vortheil, daß sich die Zahl seiner Pferde beträchtlich vermehrte, zumal da jeder Tatar, wenn er zu Felde zieht, zwei Pferde mit sich zu führen pflegt. Polen verdankt außerdem seine bessere Pferderace seiner häufigen Kommunikation mit der Türkei. Von unvordenklichen Zeiten her waren die Polen ausgezeichnete Reiter und verwendeten auch große Summen auf schöne Zuchthengste. Vor einigen Jahren noch sendete der Fürst Sanguizko, Wojewode von Volhynien, seinen Stallmeister nach Haleb, von wo dieser sechs arabische Hengste zurück brachte, und der Oberste Obodinsky machte ausdrücklich deßhalb zweimal die Reise nach Konstantinopel, wo er mehr als sechzig solcher edeln Rosse kaufte. Während der letzten Kriege Rußlands und der Pforte kamen mehr als achthundert Zuchthengste nach Podolien und in die Ukraine, und wenn sie auch nicht alle geeignet waren, die Gestalt der einheimischen Race zu verbessern, so veredelten sie doch wenigstens das Geblüt derselben.

Die kostbarsten Nachkömmlinge des arabischen Rosses sind vielleicht die englischen, an welchen man ungeachtet ihrer größern oder kleinern Abartung doch noch immer die Nachwirkung des arabischen Blutes wahrnimmt. England ist in dieser Beziehung das Arabien des Nordens. Ungeachtet des saftigen Pflanzenwuchses und der Feuchtigkeit des Bodens, wodurch das englische Pferd zart und einigen Krankheiten des lymphatischen Systems unterworfen ist, blieb es doch stets seiner Ahnen würdig, nur fernhafter, größer, kühn, zur Jagd und zum Laufen von ausgezeichneter Güte. Das persische Pferd wurde vor dem arabischen unter Elisabeth eingeführt. Jakob I ließ später eine Anzahl Stuten aus der Berberei kommen, die unter dem Namen der königlichen Stuten bekannt waren. Die verschiedenen Mischungen der arabischen und anderer asiatischen Racen mit dem einheimischen Pferde brachten die vier Hauptstämme der englischen Pferde hervor, die genau von einander unterschieden sind, und deren jeder seine charakteristischen Züge behalten hat. Der erste Stamm ist das Rennpferd, das von einem Berber oder Araber mit einer englischen Stute erzeugt wird, die bereits aus einer Mischung des Berbers oder Arabers im ersten Gliede abstammt. Dieser Stamm der englischen Pferde heißt „First Blood,“ vom ersten Geblüte. — Der zweite ist das Jagdpferd, das aus der Mischung eines Hengstes vom ersten Blute und einer Stute entsprungen, die um einen Grad weniger dem Stammpferde näher ist. — Das Wagenpferd bildet die dritte Klasse, und ist aus einer Mischung zweiter Abstammung mit den gewöhnlichen Stuten erzielt. — Der vierte Stamm endlich ist das gemeine Zugpferd. Dieses Riesenpferd, das gewöhnlich in den Brauereien verwendet wird, dankt seinen Ursprung dem Jagdpferde und den stärksten inländischen Stuten. Die Engländer haben durch die Veredlung aller dieser Varietäten bewiesen, in wie weit sorgfältige Zucht den nachtheiligen Einflüssen des Klima's das Gleichgewicht zu halten im Stande ist. Wenn man in England reist, so begreift man leicht, daß dieß das einzige Land in Europa ist, wo der Verfasser von Gullivers Reisen ohne abgeschmackt zu werden, das Land der tugendhaften Huyhnhnms, wo das Pferd über die Menschen herrscht, erfinden konnte.

Vermischte Nachrichten.

In einer kleinen Flugschrift, die unter dem Titel „Unterricht für das italienische Volk“ durch ganz Italien verbreitet wurde, liest man folgende Stelle: „Frage: Was ist unser Vaterland? — Antwort: Italien von den Alpen bis zum Meere, die Inseln mit einbegriffen. — F. Alle Italiener sind also Brüder? — A. Ja, denn alle sind von der Vorsehung bestimmt, diesen Theil des Erdkreises zu bewohnen; alle sind durch das Band gleicher Religion, gleicher Sitten und gleicher Sprache verbunden. — F. Aber ich höre doch von Piemontesen, Lombarden, Neapolitanern, Römern sprechen; was bedeuten diese Namen? — A. Dieß sind die Namen unserer Brüder, welche Provinzen von solchen Namen bewohnen; allein es sind nicht Namen verschiedener Völker. Das sind die Irrthümer unsrer unvorsichtigen Vorfahren, und die Wirkung der Politik und Verkehrtheit Jener, die ihren Vortheil dabei fanden, indem sie diese Unterscheidungen einführten und festwurzeln ließen, um Haß und Zwist unter den einzelnen Ländern zu erregen, und im Herzen und in Interessen zu theilen und desto leichter zu beherrschen. Aber jetzt werdet ihr, durch eine lange und harte Erfahrung belehrt und durch Vernunft und unsre allgemeines Elend aufgeklärt, euch nicht mehr nach den Provinzen benamen, sondern sagen: Ich bin ein Italiener! Sehet die Franzosen, die Engländer; sie sagen nicht: ich bin ein Gascogner, ein Normann, ein Walliser, ein Esserer, sondern: ich bin ein Franzose, ein Engländer, und diese Namen reichen hin, sie bei allen Nationen in Achtung zu setzen, während das elendeste Gewürme uns ungestraft mißhandeln darf. — F.: Wer sind unsre Feinde? — A. Die Deutschen, die gegenwärtig die Lombardie unterdrücken, die sich auf das erste Zeichen gegen sie erheben, und für das allgemeine Wohl unsre Anstrengungen unterstützen würde“ u. s. w.

Ueber die Strömungen im atlantischen Ozean theilen englische Blätter Folgendes mit: „Zu Vivero, einem kleinen Hafen an der nördlichen Küste von Spanien, wurde unlängst ein metallener Cylinder aufgefangen, worin sich ein gedruckter Zettel befand des Inhaltes, daß die Flasche von dem englischen Schiffe: „der Hahn“ (Chanticleer) auf dem Rückweg von seiner wissenschaftlichen Reise am 5 März 1831 unter 31° 44′ N. Breite und 11° 4′ W. L. bei schönem heitern Wetter und sanften Nordwind ins Meer geworfen worden sey. Am 12 September wurde der Cylinder bei Vivero 165 Meilen in südöstlicher Richtung von dem Orte entfernt aufgefangen, woraus sich schließen läßt, daß die Flasche von einer Strömung der Meeresfläche je in vierundzwanzig Stunden 1½ Meile fortgeführt worden seyn dürfte, aus der Länge der Zeit aber, die seit der Versenkung des Cylinders verstrich, sowie aus verschiedenen Ursachen, welche die Fortschwemmung des Cylinders an der Nähe der Küste hemmen mußten, wie die Ebbe u. s. w. läßt sich schließen, daß er einen weit größern Raum zurückgelegt habe.“ Es sind schon mancherlei Versuche dieser Art gemacht worden, und wenn man damit fortfährt, so wird man endlich eine ziemlich genaue Berechnung von den Strömungen auf der Oberfläche des Ozeans entwerfen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 7. 7 Januar 1832.

Das englische Unterhaus.

(Fortsetzung.)

Der größte Stein des Anstoßes, der den gelehrten Rednern auf ihrer Bahn zum parlamentarischen Ruhm im Wege liegt, ist ihre allzugroße Empfindlichkeit, wenn sie einmal durchfallen. „Ist dieß nicht eine große Rede?“ sagte ein Unterhausmitglied zu Fox, als ein Lord seine Antrittsrede gehalten hatte. „Ich kann noch nicht über den Redner urtheilen,“ erwiederte Fox, „bis ich ihn einmal habe durchfallen sehen.“ Ueberhaupt wird gelehrten Männern, die im stillen Hain der Musen aufgewachsen, eher als allen Andern eine Laufbahn verleidet, wo man nothwendiger Weise so manchen Stoß erleiden muß. Der Eine gibt sie in Verzweiflung, der Andere in Mißmuth auf; einem Dritten versetzt ein Gelächter den Athem, ein Vierter wird auf immer mit Stummheit geschlagen, wenn er einen seiner Verstöße unter dem Schein großer Lobeserhebungen vor der Welt zum Gespötte machen hört. Die gelehrten Männer haben auch einen großen Gegner an ihrem schon erworbenen Ruhme. Man erwartet stets allzuviel von ihrer ersten Rede. Wer weiß aber nicht, daß die Gabe öffentlich zu sprechen von allen Talenten dasjenige ist, das die meiste Vorbereitung und die längste Uebung bedarf. Mit Ausnahme von äußerst wenigen waren fortwährend große Redner fast nie gleich im Anfange ihrer parlamentarischen Laufbahn ausgezeichnet. Nur wenige Gelehrte hatten vor ihrem Eintritt in's Unterhaus Uebung im öffentlichen Sprechen; die tausend Kunstgriffe und Handwerksvortheile der Redner sind ihnen noch ein Geheimniß; ihre Reden sind von der Art, daß sie im Munde eines unbekannten Mitgliedes ausgezeichnet seyn würden, aber aus bloßer Unsicherheit, aus bloßem Ungeschick im Vortrag für sie eine völlige Niederlage werden; und eben diese Niederlage, durch die sie eigentlich zu neuer Energie angefeuert werden sollten, bringt sie in Verzweiflung. Ein gewandter Mann hingegen mag wiederholt durchfallen, weiß er sich nur den festen Muth zu erhalten, so darf er eines endlichen Erfolges gewiß seyn; kaum ein Beispiel vom Gegentheil ist uns bekannt. Eine glückliche Thatsache glücklich an Mann gebracht, eine große Ansicht, ein edler Gedanke, ja sogar ein glücklicher Ausdruck macht mit einem Schlage alle Niederlagen wieder gut und fesselt die Aufmerksamkeit des Hauses; und geht auch eine Gelegenheit hiezu verloren, so finden Leute von wirklichem Talent und entschlossenem Muthe immer wieder eine neue. Das Unglück ist, daß Genie und große Dreistigkeit selten so vereint sind, wie sie es seyn sollten. Es ist ein bemerkenswerther Zug des Unterhauses, der jeden angehenden Redner ermuthigen muß, daß eine Rede einen Ruhm begründen, eine Niederlage ihn aber nie verlieren machen kann. Wenigstens sechsmal muß man durchgefallen seyn, bis ein günstiger Erfolg verwischt wird. Die elendesten Reden in Geschmack, Takt, und selbst gesundem Menschenverstand, die je im Unterhause gehalten wurden, sind einige der Reden Brougham's.

Keiner von allen Gelehrten drang so siegreich durch alle Hindernisse wie Macaulay. Mit seinem großem Rufe, der ihm voranging, in's Unterhaus gewählt und noch dazu bei einer besonders wichtigen Gelegenheit, zugleich aber auch als der Vorkämpfer einer Partei bezeichnet, erregte er die gespannteste Erwartung und zwar so sehr, daß er keine Nachsicht hoffen durfte. Seine ersten Reden wurden zwar mit Beifall aufgenommen und gepriesen, am nächsten Tage aber fing man an sie zu bekritteln. Die Einen nannten sie Versuche, die Andern Deklamationen; Diesen schienen sie ein leeres Wortgepränge, Jenen zu sehr überarbeitet. Erst in den letzten Monaten und bloß durch seine Reden über die Reform erkämpfte er sich den lang verweigerten hohen Rang, den sein glänzendes Genie, seine tiefen und vielseitigen Kenntnisse, seine edlen und hochherzigen Ansichten, seine derbe praktische Kraft des gesunden Menschenverstandes von Anfang an für ihn forderten. Allein Macaulay war auch nicht bloß Gelehrter, er war ein durchaus geübter und durch lange Erfahrung gebildeter Redner, bevor er in das Unterhaus trat. *)

Es ist ein charakteristischer Zug von Männern, die zugleich Redner und Schriftsteller seyn wollen, daß sie ihre Worte zu gut wählen, was ihnen — so sonderbar es auch denen scheinen mag, die mit dem Ton des Unterhauses nicht bekannt sind — ungemein hinderlich ist, einen Erfolg zu erringen. Der „Mob“ der Kammer nimmt daraus sogleich den sehr willkommenen Anlaß von Pedantismus und langer Vorbereitung zu sprechen. So war es der Fall mit dem Lord Advokaten Jeffrey, von dessen erster Rede man sagte, sie sey die Frucht von wenigstens einem Monat. Wer aber diesen

*) Von demselben Macaulay ist die schöne lebensvolle Skizze: „Samuel Johnson und seine Zeitgenossen,“ die unsre Blätter aus der „Edinburgh-Review“ zu geben begonnen haben.
Anm. d. R.

ausgezeichneten Schriftsteller genauer kennt, weiß, daß er in seinem ganzen Leben noch an keiner Rede so lange gearbeitet hat. Jeffrey ist im Stande, vom Teller weg eine Rede zu halten, nicht allein in derselben klassischen Sprache, sondern auch in der logischen Ordnung, die Geistern untergeordneten Ranges nur durch langes Feilen und Ausbessern möglich wird. Der Lord Advokat hat seitdem seine damalige Niederlage wieder auf glanzvolle Weise gut gemacht. Es wäre noch manches Wort über Shiel zu sagen. Dieser Mann hat es in seiner Gewalt ein prachtvoller Redner zu werden, und was noch mehr ist, ein sehr einflußreiches Parlamentsmitglied; allein er muß seinen gegenwärtigen Styl aufgeben; unter fünfzig Gelegenheiten ist nicht eine, wo er dem Hause zusagt. Deklamation jeder Art macht Eindruck, sie mag nun ernst, heftig oder leidenschaftlich seyn — nur die blumenreiche verfehlt ihren Zweck. Der Mann, der die auf der Penenden-Halde gesprochene oder nicht gesprochene Rede schreiben konnte, besitzt wahre und dauerhafte Elemente zur Größe, und es liegt nur an ihm sie zu erringen.

Von allen Arten der Beredsamkeit wird auf die Länge hinaus die vermittelnde mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Im Kampf der Parteienaufregung mag der heftige Redner im Sturm des Augenblickes mit Enthusiasmus begrüßt werden; allein das ehrende Beiwort „statesman like“ — eines Staatsmannes würdig — erhält nur die gemäßigte Beredsamkeit. Das Haus vergißt selten lange, daß es eine Versammlung von Männern von guter Erziehung ist, und Höflichkeit kann versichert seyn, daß sie in diesem öffentlichen Kreise eben so ihren Weg machen wird, wie im häuslichen. Hätte Brougham die Leitung des Unterhauses gehabt, statt Lord Althorpe's, so wäre darauf zu zählen gewesen, daß die Reformbill wenigstens sechs Wochen länger im Komité geblieben seyn würde. Zuverlässig würden dann alle Abende schönere Reden gehört worden seyn; es würde nicht an herrlichen Bitterkeiten und Ausfällen und zermalmenden Ironien gefehlt haben, und die Reformer würden stolzer zu Bette gegangen seyn und die Zeitungen am folgenden Tage voll Lobesergießungen „über den Alles vor sich her niederwerfenden Angriff Lord Brougham's“ gesprochen haben. Aber wenn die Reformbill wieder in's Komité gebracht worden wäre, würde es von Seiten der Antireformer neue Amendements, neuen Tadel, neue Reden, neue Verzögerungen gesetzt haben. Durch einen großen Redner hätten sie zu einer äußerst halsstarrigen Opposition gebracht werden können; durch einen sanften gutmüthigen Mann von Geist wurden sie buchstäblich genommen bis zur Bescheidenheit schamroth gemacht. Dieß mag vielleicht außerhalb des Unterhauses ein Räthsel seyn, jedes Parlamentsmitglied von Erfahrung aber wird es leicht begreiflich finden. Diesen Geist der Vermittlung, diese Redekunst der Mäßigung besaß in ausgezeichnetem Grade Lord Castlereagh. Durch sie beherrschte er trotz seiner fehlerhaften Raisonnements und seiner grammatikalischen Verstöße, die Lord Byron so bitter geißelte, das Parlament; durch sie war er unbestritten einer der gewandtesten und bewunderungswürdigsten Redner, die je das Unterhaus leiteten. Ueber den Werth dieses Talentes der Leitung können das Publikum und das Parlament nie einverstanden seyn.

(Schluß folgt.)

Die Mauromichalis und der Graf Capodistrias.

(Schluß.)

Murtzinos starb, und da nun der Präsident Niemand mehr hatte, den er gegen die Mauromichalis brauchen konnte, so entschloß er sich zur Gewalt. Er leitete einen, auf eine falsche Anklage gegründeten Prozeß gegen Georg und Konstantin Mauromichalis ein, entzog sie ihren natürlichen Richtern, indem er sie vor die Tribunale von Argos und Spezia stellte, wo sie ins Gefängniß geworfen wurden, obgleich ihre Unschuld durch Urtheil und Recht dargethan worden war. Zu gleicher Zeit wollte der Gouverneur Kornelius mit gewaffneter Hand sich aller Häuser der Mauromichalis bemächtigen, wurde aber kräftig zurückgewiesen. Kaum unterrichtet von diesem Schlag, beeilte sich Capodistrias Petrobei zu erklären, daß er an allen diesen Unternehmungen nicht den mindesten Theil habe, daß er seine Rechte anerkenne und sein Unglück beklage.

Mauromichalis verließ damals Nauplia, nachdem er dem Präsidenten erklärt hatte, daß er sich jetzt in die unzugänglichen Gebirge von Maina zurückziehe, um dort gegen die Verfolgungen einer Regierung Schutz zu suchen, die seiner Familie den Untergang geschworen habe. Ich gebe hier einige Stellen aus diesem Brief, den ich vor mir habe.

„Nur das heilige Prinzip der Gerechtigkeit allein hat die Griechen gegen ihre Unterdrücker bewaffnet. Einer der Ersten die dem Ruf des Vaterlandes folgten, war es mein Streben ihm nützlich zu seyn. Das Blut meiner Familie, das so oft den Boden des Peloponnes und des griechischen Festlandes tränkte, ist Zeuge meiner unwandelbaren und aufrichtigen Ergebenheit. Meine Absicht ist nicht an Das zu erinnern, was ich für das Vaterland gethan habe: ich habe ihm eine glänzende Lage geopfert; seit zehn Jahren lebe ich fern von meiner Familie, trauernd über den Verlust eines großen Theils ihrer Mitglieder und in drückender Dürftigkeit. Ew. Excellenz wurden Kraft eines Vertrags der dem Vaterland eine gerechte und beglückende Regierung gewährleisten sollte, an die Spitze der Nation berufen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich, vertrauend auf die Gesinnungen die der Ruf Ihnen beilegte, zu ihrer Ernennung mitgewirkt habe. Wie groß war unser Erstaunen, als wir die ersten Handlungen der Willkühr gewahrten!“

Hier folgte eine Auseinandersetzung der Ungerechtigkeiten der Regierung gegen ihn, dann fuhr er fort:

„Sie haben einst, selbst gegen die Repräsentanten der drei Mächte in Poros, bekannt, daß die Familie Mauromichalis sich im Nationalkampf zuerst ausgezeichnet, und daß sie sich dem öffentlichen Wohl geopfert habe. Wir haben Sie berufen, über unsre Wohlfahrt und unsre Ehre zu wachen, und Sie verfolgen uns, uns, die wir unser Blut vergossen, und die wir durch eine Reihe von Siegen, die wir durch unendliche Opfer erkauften, allein und ohne Sie jenen Platz gründeten, den Sie jetzt einnehmen! Ich eile der öden Gegend zu, in der ich das Licht der Welt zuerst erblickte; es ist zwar ein rauher, unfruchtbarer Boden, doch hat ihn noch nie ein schmähliches Joch gedrückt. Von dort will ich mit zerrissenem Herzen auf das Land herabblicken, für dessen Befreiung ich Alles geopfert habe. Ich scheide zufrieden mit meinen Mitbürgern und Waffenbrüdern.

Sie überlasse ich der Stimme Ihres Gewissens. Die Geschichte möge einst zwischen Ihnen und mir richten."

Petrobei wurde in Apokula verhaftet, nach Nauplia geführt und ohne vorhergegangene Anklage, ohne rechtliches Verfahren ins Gefängniß geworfen. Der Präsident versprach ihn in Freiheit zu setzen, wenn er ihn schriftlich um Verzeihung bitten wolle: ein Ansinnen, das Petrobei, auf seine Unschuld sich berufend, verwarf. Ungeachtet der muthvollen Opposition der Herren Kolletis, Manguina und R. Palamides, wurde eine Kommission von drei Richtern ernannt, unter denen sich Viaros Capodistrias, der Bruder des Klägers befand! Seit der Zeit des schmählichen Despotismus der venetianischen Verwaltung war eine solche Schändlichkeit nicht erhört; konnte Griechenland, als es seine Fesseln brach, wohl denken, daß der Mann den es berief um seiner Umwälzung Festigkeit zu geben, so verwegen und schändlich seyn werde, ihm neue Ketten zu schmieden? Konstantin Mauromichalis floh aus seinem Gefängniß, wurde wieder ergriffen und fiel in eine Schlinge, die hinreichend bewies, daß der, der sie stellte, durchaus ohne alle Moralität war.

Die ganze Nation erwartete mit Ungeduld den Spruch, der diese traurige Angelegenheit schlichten sollte; allein Capodistrias, der die öffentliche Meinung nicht aufs äußerste zu beleidigen wagte, zog die Sache in die Länge, und ließ den tapfern, edlen Petrobei im Gefängniß schmachten. Viaros Capodistrias, Präsident der Kommission der drei Richter, mußte fluchbeladen Griechenland verlassen. Endlich setzte die letzte Katastrophe den Ungerechtigkeiten und der Rachsucht der Regierung des Grafen Capodistrias gegen diese edle und unglückliche Familie, die einen großen Theil des griechischen Nationalruhms und Unglücks in sich vereinigt, ein Ziel.

Die Xeresweine.

Das Gebiet von Xeres, das jene köstlichen Weine erzeugt, deren Duft allein ein todtkrankes Weinkäuferherz wieder zum Leben erwecken könnte, liegt so abseits der großen Straße, und ist wegen der in den andalusischen Gebirgen umherstreifenden zahlreichen Räuberbanden so unsicher zu bereisen, daß die meisten Fremden darauf verzichten, die Heimath jenes Feuertrankes zu besuchen. Xeres, eine ziemlich hübsche Stadt, liegt zwei Meilen von dem Hafen Santa Maria, und hat eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Seelen. Dem Reisenden fällt in dieser Stadt vorzüglich die Menge von Kaffeehäusern auf, wo Personen von jedem Range und Stande: Adelige, Kaufleute, Bauern und Winzer, auf dem vertraulichsten Fuße zu einander Karten oder Domino spielen, Cigarren rauchen und Wein, Bier, Orgeate oder Agraz trinken. Letztgenanntes Getränke ist köstlich; man bereitet es aus dem Saft noch nicht völlig zur Reife gebliebener Trauben, deren Säure man durch reichlichen Zucker versüßt. In der Nähe von Xeres befindet sich die Cartuja oder das Karthäuserkloster, eines der berühmtesten Mönchsklöster in Spanien. Die Pracht und Ausdehnung seiner Hauptgebäude, so wie der weite Umfang seiner Mauern gibt ihm einen imposanten Anblick. Von einiger Entfernung glaubt man eine kleine Stadt vor sich zu sehen, und die verschwenderische Architektur scheint mehr dem Palaste eines großen Monarchen, als der Einsiedelei stummer Mönche anzugehören.

Die Weinberge von Xeres bringen zweierlei Weine hervor: den sogenannten Sekt und den süßen Wein, Moscatello und Pedro-Ximenes genannt. Letzterer, dem man gewöhnlicher den Namen Pararete gibt, ist köstlich, von schöner dunkelrother Farbe und großer Stärke. Der eigentliche Pararete kommt von einem Weinberge gleiches Namens, der einem Kloster der Hieronymitenmönche gehört; die Traube ist schwarz und von ausnehmender Süßigkeit; allein der Pararete von Xeres kommt ihm, sey es wegen einer sorgfältigeren Kultur, sey es wegen einer vorzüglicheren Zubereitung; an Güte gleich oder übertrifft ihn sogar. Die Varietäten des Pedro-Ximenes vervielfältigt man leicht dadurch, daß man mehr oder minder Sektwein zugießt; auch wird mit dem Pararete der alte Malagawein, der äußerst selten ist, und in Malaga selbst nur zu den höchsten Preisen zu haben ist, in Geruch und Farbe täuschend nachgeahmt. Noch gibt es dort eine dritte Weingattung, Amontillado genannt, die außer Spanien kaum bekannt ist. Man bereitet sie aus wohlgetrockneten Beeren, und gibt ihr den Namen Amontillado, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Montilla, einem Weine von gleicher Farbe und dem köstlichsten Geschmack, einem wahren Nektar, der in der Umgegend von Cordova wächst.

Die Weinlese um Xeres beginnt an einigen Orten Mitte Septembers, ist gegen Ende dieses Monats und in den ersten vierzehn Tagen des Oktobers in voller Thätigkeit, und endigt gewöhnlich in den ersten Tagen des Novembers, dehnt sich jedoch bisweilen bis in die Mitte dieses Monates hinein. Die Weinberge von St. Lucar, Puerto Reale und Santa Maria, wo man mehr auf die Quantität als die Qualität des Weines sieht, werden vor denen von Xeres gelesen; und da der Boden dort viel magerer ist, so haben die dort erzeugten Weine weniger Farbe und Körper, als die geringsten Weine von Xeres; deßhalb werden sie auch zu geringeren Preisen verkauft. Man kennt sie im Handel unter dem Namen der Weine von St. Lucar und Manzanilla; in England sowohl als im Lande selbst, findet ein großer Verbrauch derselben statt.

Der Boden der Weingärten um Xeres ist dem Anbau des Weinstockes ungemein günstig, und da man die Traube so lange am Stock hängen läßt, bis sie vollkommen reif ist, so ist das Erzeugniß zwar an Quantität geringer, aber in Geschmack und Kraft von ausgezeichneter Qualität. Die Weinkenner mögen hiebei erfahren, daß der eigentliche Xeres von den der Stadt zunächst gelegenen Weinbergen herstammt, und zwar der am höchsten geschätzte in der Richtung nach St. Lucar hin.

Die Winzer wählen zur Weinlese eine recht trockene Witterung; wenn jedoch die Regenzeit früher eintritt und sich keine Aussicht mehr auf schönes Wetter zeigt, so muß man wohl auch bei nassem Wetter Hand an's Werk legen. In diesem Fall, und wenn die Weinstöcke nicht über zehn oder fünfzehn Jahre alt sind, gießt man dem „Mosto" einen vor der Gährung abgekochten Wein zu, wodurch man den Mangel an Zuckerstoff, der von der feuchten Witterung und dem Mangel an Sonnenwärme herrührt, abzuhelfen sucht; zwei Krüge von solchem gekochten Wein reichen für einen Bottich (dort ungefähr 500 Maaß) Most aus.

Da die Beeren nicht alle auf einmal reif werden, so wird die Lese wiederholt vorgenommen; wobei man zuerst die reifsten abnimmt, und später auch die übrigen, wenn sie gleichfalls genug gezeitigt sind. Auf diese Weise büßt man zwar an Menge ein, gewinnt aber dafür an Güte des Weines; auch muß noch bemerkt werden, daß man die Trauben nicht in die Kufen bringt, wenn sie von der Sonne erwärmt sind, sondern wenn die Nachtkälte die Beeren abgekühlt hat.

Die Weinbergbesitzer von Xeres bereiten zweierlei Weine, indem sie die Trauben zwei- oder drei Mal unter die Kelter bringen. Die Kufe hiezu gleicht den Kühlschiffen der Brauereien, und faßt so viele Trauben als zu einem Bottich nöthig sind. Das erste Produkt nennt man „Yemas" oder Erstlinge, die auf folgende Weise gewonnen werden. Wenn die Trauben in die Kufe gebracht sind, so werden sie von vier Männern, die mit wohlgenagelten Schuhen angethan sind, aus Leibeskräften getreten, um so viel Saft als möglich heraus zu quetschen; dann bringt man die so zertretenen Beeren unter der Schraube der Kelter zusammen, und wenn man sie mit schmalen Streifen von Matten belegt und konisch aufgehäuft hat, so setzen zwei Männer die Schraube so lange in Bewegung, bis aller Saft ausgepreßt ist; hierauf nimmt man die Hülsen wieder heraus, und wirft sie noch einmal in die Kufe. Die zweite Kelterung nennt man „Aguapies." Man tritt die Trester noch einmal mit den Füßen, und gießt einige Krüge Wasser darauf, stampft sie dann von Neuem, jedoch nicht so stark als das erste Mal, und bringt sie dann abermals unter die Kelter. Wenn man aus den nun erübrigten Trestern nicht Branntwein brennen will, so keltert man sie noch ein drittes Mal, was man „Esperigo oder Sperlague" nennt. In sehr trockenen Jahren ist die „Yemas" oder das Produkt der ersten Kelterung minder gehaltreich und ergiebig; gerade umgekehrt ist es dann mit der „Agugpies" der Fall; man hat sogar bei eini-

gen Weinbergen bemerkt, daß letztere nicht unter den Ymaß steht. Der Grund davon ist, daß die Haut der Beeren durch die außerordentliche Hitze eine solche Dichtigkeit gewinnt, daß der Zuckerstoff, den sie enthält, sich nur mit Beihülfe des Wassers entwickeln kann. Wenn die Witterung sehr naß war, so wendet man ungelöschten Kalk an, um die überflüssige Wässerigkeit der Frucht auffangen zu lassen. Der Zuckerstoff, der vorzüglich die Eigenschaft des Weines bestimmt, hängt nicht allein von dem Einfluß der Witterung, sondern auch von der Güte des Stockes, des Bodens und von der sorgfältigen Pflege des Winzers ab.

Der beste Wein wird gewonnen, wenn die Sommerhitze nur allmählich stieg, wenn vor dem Beginn der Weinlese ein wenig Regen fällt, und hierauf gemäßigte Wärme eintritt, der Himmel gedeckt bleibt, aber ohne Regen, dann gewinnen die süßen Weine an Qualität und Quantität, und die Sektweine an Kraft und Dauer. Wenn das Keltern vorüber ist, schüttet man den „Mosto" in sehr sauber gehaltene Bottiche, und läßt darin ungefähr vierzehn Tage lang einen leeren Raum, damit die Gährung vor sich gehen kann. Dann bleibt der Most auf seiner Hefe bis zum Monate März, das Spundloch immer offen, und wenn die erste bemerkbare Gährung vorüber ist, und der Traubensaft sich zu klären anfängt, so zieht man ihn auf andere neue oder sorgfältig gereinigte Fässer ab, die man zuvor geschwefelt hat. Im April oder Mai nach der zweiten oder unmerklichen Gährung, wie man es dort zu Lande heißt, macht man abermals einen Abzug auf neue, aber ungeschwefelte Fässer, und im September oder Oktober, wo die Hitze nachläßt, und der Wein ruhig geworden ist, nimmt man dieselbe Operation zum dritten Mal vor. Endlich im nächsten Frühjahre zieht man ihn zum vierten und letzten Male ab; er ist dann anderthalb Jahr alt, und wird er zu schwach befunden, so hilft man mit einem Zuguß von mehr oder minder Branntwein nach.

Sehenswerth sind die „Bodegas" oder Weinkeller in Xeres. Dieselben bestehen nicht in unterirdischen Gewölben, sondern in großen Gebäuden, die so geräumig wie Kathedralen und in mehrere weitläufige Abtheilungen gesondert sind, wo in symmetrischer Ordnung die Fässer nach den Tausenden aufgestellt sind. Die Kaufleute führen die Fremden mit großer Gefälligkeit, und nicht ohne eine gewisse Eitelkeit in diese Weintempel, und warten hier mit Proben ihrer besten Weinsorten auf. Man wandelt langsamen Schrittes in diesen Bodegas auf und ab, macht von Zeit zu Zeit Halt, und setzt sich rittlings auf ein Faß wie der alte Silen. Dann kostet man mit ernstem Kennergesicht den süßen Paraxete, den duftigen Moscatello und jene unvergleichlichen, öhlichten, dunkelfarbigen Weine, die fünfzig bis sechzig Winter erlebt haben. Während außen Alles von glühender Hitze versengt wird, herrscht in diesen Bacchuskathedralen eine ewige erquickliche Kühle.

Torrijos Ende.

(S. Ausland vorigen Jahrganges S. 428.)

In der Nacht des 30 Novembers vorigen Jahres verließen Torijos und seine ihm noch übrig gebliebenen Anhänger Gibraltar in zwei Barken, man weiß noch nicht in welcher Absicht. Da sie aber von der spanischen Feluke „der Neptun" verfolgt und angegriffen wurden, sahen sie sich genöthigt, an die Küste von Malaga zu flüchten und ihre Barken im Stiche zu lassen. Die spanischen Behörden von dieser Landung unterrichtet, ergriffen sogleich ihre Maßregeln und sendeten nach allen Seiten hin Truppen aus, um den Constitutionellen jeden Rückzug nach Gibraltar unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke lief auch die Brigantine „der Heros" aus, um Torijos nicht wieder das Meer gewinnen zu lassen. Der General Gonzalez Moreno machte sich sogleich mit Truppen auf den Weg, um die gelandeten aufzusuchen. Nach verschiedenen Bewegungen erfuhr er am 1 Dezember Morgens, daß er sich in der Nähe der Constitutionellen befinde, die einen Meierhof des Grafen Mollina in Besitz genommen hatten und sich darin gegen die königlichen Truppen zur Wehr setzten. Gegen Abend forderte Torijos sicheres Geleite, um mit dem General Gonzalez sich zu besprechen: er verlangte für sich und seine Gefährten Zusicherung des Lebens, im Fall sie die Waffen strecken sollten. Don Gonzalez, der sich hiezu nicht befugt glaubte, gestattete ihm bloß sechs Stunden um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nach Verlauf dieser Zeit sollte der Angriff erfolgen, und Alles über die Klinge springen. Torijos sah sich endlich gezwungen, mit 52 seiner Gefährten, unter ihnen Don Emanuel Flores Calderon, Don Juan Lopez Pinto und Don Francisko Fernandez Golfin, sich als Gefangene auf Discretion zu ergeben, worauf sie nach Malaga abgeführt wurden. — Sobald die Nachricht von Torijos Gefangennehmung in Paris anlangte, begab sich der General Lafayette zu dem Minister der Auswärtigen, um dessen Verwendung für die unglücklichen Constitutionellen bei dem Hofe von Madrid zu erlangen. Wirklich ging auch sogleich ein Courier von der französischen Regierung dahin ab, der jedoch zu spät kam, da auch von Madrid aus gleich nach erhaltener Nachricht der Ereignisse in Malaga Eilboten an den General Gonzalez abgegangen waren, mit dem Befehle, die Gefangenen unverzüglich erschießen zu lassen. Auch die Königin von Frankreich soll an ihre Nichte, die Königin von Spanien, eigenhändig geschrieben haben, mit der Bitte, Torijos und seine Unglücksgefährten unter ihren Schutz zu nehmen. Die Gemahlin des Generals, die sich in Paris aufhielt, war gleichfalls unverzüglich nach Madrid abgereist. Allein schon in Bordeaux kam ihr die Nachricht von dem unglücklichen Ende ihres tapfern Gemahls entgegen. Torijos war mit allen seinen Gefährten zu Malaga erschossen worden.

Gegenwärtiger Zustand der Gesellschaftsinseln.

Das Schiff „Harlekin," das im April des vorigen Jahrs von einer Fahrt in die Südsee nach dem Hafen von Sidney zurückkam, brachte Nachrichten von Unruhen mit, die auf der Insel Taiti ausgebrochen seyen, so daß man dem Umsturze der bestehenden Regierung entgegensehen kann. Die junge Königin Pomare war mehrere Monate von dieser Insel entfernt gewesen und hatte diese Zeit auf den westlich gelegenen Eilanden dieses Archipels zugebracht. Auf dieser Reise war sie von einer Schaar ausschweifender Menschen beiderlei Geschlechts aus der niedern Volksklasse begleitet worden. Der verstorbene König Pomare hatte wie bekannt (siehe Ausland 1830 S. 1121 und 1130) ein Gesetzbuch entwerfen und drucken lassen, worin die alte Regierungsform, die schwer auf den untern Volksklassen lastete, ungeändert, die Anbetung der Götzenbilder und die alten heidnischen Gebräuche, die den guten Sitten zuwider liefen, abgeschafft wurden. Die junge Königin und ihr Gefolge glaubten sich über diese Gesetze wegsetzen zu dürfen, und hoben unter sich die christliche Gottesverehrung ganz und gar auf. Bald darauf kam die Königin nach Taiti zurück, und da ihre Begleiter ihr außer der Insel begonnenes Leben hier fortsetzen wollten, so wurden dieselben verhaftet, vor Gericht gestellt und nach den bestehenden Gesetzen abgestraft. Da die Fürstin so die Mehrzahl der Häuptlinge entschlossen sah, die von ihrem Vater eingeführte Reform aufrecht zu halten, so berief sie eine allgemeine Versammlung, in der Hoffnung mit ihren Neuerungen durchbringen zu können. Alle Häuptlinge, die Richter, eine große Volksmenge und mehrere Missionäre erschienen auf diesem Landtage. Mehrere Redner von beiden Seiten traten auf, und am Ende wurde durch eine große Mehrzahl der Stimmen entschieden, daß die Gesetze des Königs Pomare aufrecht erhalten werden sollten. Die Königin sah sich gezwungen, diesem Beschlusse sich zu unterwerfen; indeß setzte man wenig Vertrauen in ihre Zusicherungen. Die junge Königin ist sehr wohllüstig und möchte sich gern ihren zügellosen Ausschweifungen überlassen; da sie aber darüber den Tadel der öffentlichen Meinung fürchtet, so wäre es ihr erwünscht, die alten heidnischen Sitten im Volke wieder aufleben zu sehen, um desto ungestrafter ihren Neigungen folgen zu können. Wenn nun freilich unter dem gemeinen Volke dieser Wunsch Anklang finden und Viele zu den sittenlosen und grausamen Gebräuchen des Heidenthums zurückzukehren geneigt seyn dürften: so ist es auf der andern Seite ein sehr erfreulicher Beweis von den Fortschritten der Humanität auf den Gesellschaftsinseln, daß die höhern Stände der neuen Ordnung der Dinge so zugethan sind, daß sie einen Umsturz der Regierung der alten Sittenlosigkeit vorziehen würden. So war die Lage des taitischen Staats, als das Schiff die Insel verließ.

Nekrologische Notiz.

Der älteste französische Prälat, Louis Sebastiani de la Porta (Oheim des gegenwärtigen Ministers des Auswärtigen), Bischof von Ajaccio, Baron und Mitglied der Ehrenlegion, ist in seinem 87 Jahre mit Tod abgegangen. Er war von dem ersten Consul im Jahre 1801 zum Bischof von Ajaccio ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 8 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

Die nachstehenden Briefe sind von dem Mitglied der französischen Akademie Hrn. Michaud, dem Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge, während seines Aufenthaltes im Orient in die Heimath geschrieben.

I.

Pera, 28 Sept. 1830.

Wer unsere Civilisation zu abgenützt findet, muß, wenn er nach einer neuen lüstern ist, ins Land der Barbaren flüchten. So bin ich denn endlich unter den Türken und habe Stoff genug vor mir, meine Neugierde zu befriedigen. Ich studire nach meinen besten Kräften die Sitten dieses Volkes, das so verschieden von dem unsrigen ist, und die Originalzüge der Osmanlis. Ich bringe einen großen Theil meiner Tage hin, indem ich die Straßen durchwandere, Besuche mache. Auf einem Spaziergange, in einem Gespräche lerne ich mehr als in dicken Büchern. Ich werde es hier versuchen, mein Freund, Ihnen einige Figuren zu zeichnen, wie ich sie täglich vor Augen habe, ich will sie vor Ihnen sprechen lassen, um Ihnen einen Begriff von dem Volke Stambuls zu geben, dem bisweilen die Lust anwandelt, civilisirt zu werden. Sie werden daraus abnehmen, daß die Türken noch aus vielen Ursachen am Barbarenthume hängen; allein dieses Barbarenthum ist nicht wild und öd, oft hat es sogar mehr Feinheit und gesunden Menschenverstand als unsre fortgeschrittene Civilisation.

Gestern machte ich einen Besuch bei einem Kodscha, einem türkischen Lehrer im Quartier Solimanded. Ibrahim-Effendi (so heißt er) ist ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Sein Gesicht verräth Sanftmuth mit Würde gepaart; seine hohe Stirne, seine Adlernase, seine blasse Farbe erinnerten mich an die Türken, die ich in Anatolien gesehen. Ibrahim-Effendi steht im Rufe, mehr Philosophie zu besitzen, als die übrigen Ulemas, was jedoch kein Hinderniß ist für seine treue Anhänglichkeit an die Lehre des Propheten und selbst an viele Vorurtheile seiner Nation. Ich fand bei ihm eine sehr günstige Aufnahme. Ein Sohn von ihm, der zwischen zehn und zwölf Jahren alt schien, bediente uns mit Kaffee und Pfeifen. Dieser Gebrauch, die Kinder des Hauses aufwarten zu lassen, ist bei türkischen Familien, die keine zahlreiche Dienerschaft haben, sehr gewöhnlich. Indem mir der Kodscha seinen Sohn vorstellte, bemerkte er, daß er die Absicht habe, ihn nach Paris zu schicken und dort erziehen zu lassen. „Dort, fügte er hinzu, kann man mehr Aufklärung erwerben.“ Indeß bleibt die Ausführung dieses Vorhabens einstweilen noch hinausgeschoben; theils weil sich die Mutter zu einer Trennung von ihrem Kinde nicht entschließen konnte, theils weil der Vater selbst noch einige Bedenklichkeiten hat, seinen Sohn unter Christen erziehen zu lassen. Eine andere Ursache, die ihn beunruhigte, war, daß man ihm gesagt hatte, die französische Jugend sey der Gegenwart überdrüssig und verabscheue die Vergangenheit. „Es ist wahr, erwiderte ich ihm, wir haben eine Jugend in Frankreich, die es nicht mehr seyn will, und wir können füglich das Wort eines Alten auf uns anwenden: Das Jahr hat bei uns seinen Frühling verloren. Man ist zu dem Glauben gekommen, daß die in Büchern gewonnene Erkenntniß für die Vernunft die Reife der Jahre ersetze, und daß man an der Hand der Doktrinen, ohne die Prüfungen des Lebens bestanden zu haben, zu den Tagen der Erfahrung mit einem Sprunge gelangen könne. Dieß sind die natürlichen Illusionen eines aufgeklärten Jahrhunderts und Volkes. Aber Sie haben von Allem Dem nichts für Ihren Sohn und Ihr Vaterland zu fürchten.“ Meine Antwort vermochte noch nicht alle seine Befürchtungen zu zerstreuen. Eine Jugend, welche die Vergangenheit verabscheut — dieser Gedanke erfüllte seine Seele mit Unruhe. Er glaubte darin auch die Verachtung gegen das väterliche Ansehen ausgesprochen. Um sich diese Besorgniß des guten Kodscha zu erklären, muß man wissen, welche tiefe Verehrung die Türken gegen Diejenigen hegen, denen sie das Daseyn verdanken. Der unbeschränkte Herrscher des türkischen Reiches ist in seinem Gebiete nicht so verehrt, als der Familienvater in seinem Hause. Die väterliche Unruhe des türkischen Lehrers wurde noch vermehrt durch die frische Erinnerung an seinen erst unlängst in hohem Alter verstorbenen Vater: „Ach, rief er mit Thränen im Auge, warum ist er nicht mehr auf der Welt! Er wäre das Licht meines Lebens, die Fackel meiner Handlungen; er wäre für mich eine Quelle, aus der Gnaden und Wohlthaten träufen! Wäre er arm, so würde er mein Brod essen und meine Wohnung würde die seinige seyn; wäre er schwach und krank, so würde ich ihn bedienen wie sein Sklave!“ Diese Worte sprach er mit inniger Rührung aus, indem er dabei seine Augen auf seinen Sohn gerichtet hielt, dem er gleiche Gefühle einzuflößen wünschte.

Ich fragte den Kodscha, was man in den türkischen Schulen lehre. „Zuerst den Koran,“ erwiederte er, und Dieß geschieht mit der größten Sorgfalt; denn der Koran ist bei uns Religion, Ge-

setz und der Staat selbst." — „Was lehrt man nach dem Koran?" — „Ein wenig Logik, Physik und auch Astrologie. Es gibt eine Unwissenheit," fügte er hinzu, „die sich wie die Wissenschaft selbst erlernen läßt, und diese erlernte Unwissenheit wird oft mehr aufgemuntert, als wahre Erkenntniß." — „Wird das orientalische Sprachstudium nicht besonders eifrig getrieben?" — „Es gibt bei uns keinen Studenten oder Softa, der nicht einige Jahre seiner Jugend dem Studium der arabischen und persischen Sprache widmete." — „Das ist sehr gut," erwiderte ich, „allein das Arabische ist die Sprache der Patriarchen, der Hirten und Dichter, und nicht die der Gesetzgebung und Politik. Die persische Sprache kann man mit den Engeln des Paradieses reden, aber nicht mit den europäischen Gelehrten. Die orientalischen Sprachen, die sich in einer frühern Weltperiode bildeten, haben nicht einmal Worte die Fortschritte einer Civilisation zu bezeichnen, die der Orient nie gekannt hat. Außerdem lenken sie alle Eure Gedanken nach Asien zurück, und Sie selbst geben zu, daß man Aufklärung und Vorbilder anderswo suchen müsse." Der türkische Professor hörte mir mit dem Ausdruck träumerischer Zerstreuung zu. Die Zumuthung, seine Gedanken von dem klassischen Boden des Islamismus abzuwenden, schien ihm eben so viel zu seyn, als seinen Glauben und sein Vaterland abzuschwören. Seine Vernunft billigte die von Europa entlehnten Neuerungen; aber es kostete ihm Mühe, sie mit den von Mekka empfangenen Lehren und insbesondere mit dem Andenken an seinen in Scutari begrabenen Vater in Verein zu bringen. Es schien ihm, dieser geliebte und beweinte Vater würde sich darob im Grabe umdrehen, und sich über seinen Sohn gegen die zwei Engel des Grabmales beschweren. Auch erinnerte er sich an das Beispiel mehrerer Moslimen, die in Frankreich, Italien und England erzogen, nach ihrer Rückkehr verbannt wurden und ihr ganzes Leben in Unglück zubringen mußten. „Ich sehe wohl, sagte ich endlich, daß Sie Ihren Sohn nicht nach Paris schicken werden." — „Ich verzichte noch nicht auf mein Vorhaben, allein ich werde noch darüber nachdenken und was das Schicksal bestimmt hat, wird an meinem Sohn in Erfüllung gehen." — „Ich errathe diese Bestimmung und Ihre Gedanken. Sie glauben, Ihr Sohn könne um einige Ansichten reicher, aber auch um einige Glaubensartikel ärmer heimkehren. Diese Erwägung genügt, Ihnen Zweifel einzuflößen, und so werden Sie wohl zwischen Mekka und Paris stehen bleiben, ohne einen Entschluß zu fassen." Der gute Kodscha gab mir keine Antwort hierauf und so endigte die Unterhaltung.

Der Türke, den Sie hier reden hörten, gilt für einen Freund der Reformen. Er gehört zu denen, die am meisten der Revolution des Sultan Mahmud Beifall geben. So sind die Türken unsrer Tage beschaffen; stets schwankend zwischen den europäischen Ideen und den Erinnerungen Asiens, zwischen der Hoffnung die abendländische Aufklärung sich aneignen zu können, und der Gefahr, ihre Sitten und Gebräuche aufgeben zu müssen. Ich rede hier von den Vorurtheilen der Leute aus den höheren Ständen, was die des Volkes betrifft, so ist es damit wieder eine ganz eigene Sache. Die Furcht mit Ansichten des Volkes in Kampf zu gerathen, hält die Aufgeklärtesten zurück. Selbst die Regierung hält sich noch nicht stark genug, dem Nationalwiderwillen zu trotzen. Es sind einige Monate her, daß der Sultan eine Anzahl junger Türken nach Paris schicken wollte. Man hatte zu diesem Zwecke von dem französischen Gesandten eine Fregatte verlangt. Diese Fregatte lag bereit und Alles war zur Aufnahme der jungen Türken fertig; allein man fand Bedenklichkeiten, man überlegte, man fürchtete und Niemand reiste ab. So groß ist noch die Herrschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Was wird die Folge dieser Widersprüche, dieser Schwankungen seyn, die man in den Ansichten und in dem Charakter eines Volkes findet, das zu gleicher Zeit neu und alt seyn will? Man möchte manchmal glauben, daß sich die Türken von der Barbarei entfernen; aber nähern sie sich deßhalb auch der Civilisation? Die Zeit wird es uns lehren. Ich erinnere mich in Milton's verlorenem Paradiese eine Schilderung der ersten Schöpfungsmomente gelesen zu haben; sie gleicht dem gegenwärtigen Zustande der Ottomanen. Der Dichter zeigt uns dort Wesen, die aus dem Nichts hervorgehen, die Erde wie sie unbekannte Pflanzen und halb ausgebildete Thiere hervorzubringen sich bemüht. So findet man auch unter den Türken überall noch unvollendete Gebilde einer beginnenden Schöpfung; eine neue Welt liegt in den Wehen; allein das alte Chaos ist noch zur Hand und droht jeden Augenblick die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Das sind Bilder genug, um Ein und Dasselbe auszudrücken, werden Sie sagen, mein Freund. Allein vergessen Sie nicht, daß ich auf dem klassischen Boden des blumenreichen Styles wandere, und daß ich in einem Lande lebe, wo die Vernunft selbst nie geradenwegs weder auf eine That, noch auf ein Prinzip, noch auf eine Idee losgeht.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Wie jeder Himmelsstrich seine Krankheiten, so hat auch jeder Stand seine Plage. Dem literarischen Charakter kleben ursprünglich schon als eigenthümliche Fehler: Eitelkeit, Neid und eine krankhafte Reizbarkeit an, und zu diesen gesellte sich in jener Zeit auch noch die, welche im Gefolge einer kümmerlichen Existenz und der tiefen Armuth zu seyn pflegen. Die Untugenden des Bettlers und Spielers vermählten sich mit denen des Schriftstellers. Und schenkte auch dem armen Autor einmal die Glücksgöttin einen günstigen Blick, so geschah Dieß so, daß man überzeugt seyn durfte, er werde mißbraucht werden. Nach Monaten von Hungersnoth und Verzweiflung füllte eine gute Theatereinnahme oder eine wohlaufgenommene Dedikation die Tasche des zerlumpten, ungewaschenen Poeten, und nun hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich in den Genuß jener Vergnügungen zu stürzen, an deren Bildern sich seine Seele erlabte, während er auf Stroh schlief, oder in dem famosen irrländischen Kosthaus von Shoelane Kartoffeln aß. Eine Woche von Gasthausschwelgereien gab ihm bald wieder die Kraft, ein Jahr der herbsten Entbehrungen zu ertragen. So war das Leben von Sauvage, von Boyle und einer Menge anderer Schriftsteller beschaffen. Bald in goldbordirtem Hut und Rock, bald im Bette liegen zu bleiben gezwungen, weil sie keine Hosen hatten, oder mit papiernen Halsbinden angethan, weil ihre Wäsche im Versatzhause war, und dann wieder sich in Champagner und Tokayer badend, mit Fräulein „Betty Sorgenlos" an der Seite; zu Zeiten aber auch

vor dem Fenster eines Traiteurs den süßen Duft von Speisen aufschnuppernd, die sie nicht bezahlen konnten; sie kannten die Schwelgerei, sie kannten das Elend des Bettlers — aber sie genossen nie die Behaglichkeit eines ordentlichen Lebens. Außerdem waren sie auch noch unverbesserlich. Aus Gewohnheit Feinde eines geordneten und mäßigen Lebens, fühlten sie dagegen dieselbe Abneigung wie ein Zigeuner oder ein alter Mohawkjäger gegen einen bleibenden Wohnsitz und die Einschränkung und Sicherheit civilisirter Gemeinden. Ebenso unzähmbar und ihrer wüsten Freiheit zugethan als ein wildes Thier, konnte man sie ebensowenig in das Joch eines ordentlichen Geschäftes oder an die Krippe einer regelmäßigen Lebensart bringen als das Einhorn. Auch mit ihnen auf die Länge auszukommen, war unmöglich; das wohlwollendste Menschenkind wurde es endlich müde, eine Unterstützung zu geben, die im nächsten Augenblicke schon in der wildesten Verschwendung durchgebracht war. Eine Summe, die einem ordentlichen Hauswirth ein halbes Jahr lang zum Unterhalt ausgereicht haben würde, war in Anwandlungen der seltsamsten Gelüste in den ersten acht und vierzig Stunden verpraßt, und der arme Poet lief wieder alle seine Bekannten an, bis er zwei Pfennige herausgefoltert hatte, um in einer unterirdischen Garküche eine Portion Rindsfuß verschlingen zu können. Gaben ihm seine Freunde ein Asyl in ihrem Hause, so sahen sie ihre friedlichen vier Pfähle bald in Bagnos oder Kneipen verwandelt. Der gutmüthigste Gastfreund begann bald des wüsten Lärmes satt zu werden und seine Güte gegen ein Lumpengenie zu bereuen, wenn er seinen Gast schon Morgens fünf Uhr nach frischem Punsch brüllen hörte.

Nur einigen wenigen ausgezeichneten Schriftstellern leuchtete ein glücklicheres Gestirn. Pope schwang sich aus der Armuth empor durch die freigebige Gunst, die beide politische Parteien in einer frühern Zeit seinem Homer geschenkt hatten. Young erhielt allein eine Besoldung — die einzige, welche Sir Robert Walpole literarischem Verdienst zukommen ließ. Einer oder zwei der vielen Poeten, die sich auf Seite der Opposition geschlagen hatten, namentlich Thompson und Mallet, erhielten nach vielen harten Leiden die Mittel ihres Unterhaltes von ihren politischen Freunden. Richardson unterhielt seinen Buchladen und sein Buchladen ihn, was seine Romane schwerlich gethan haben würden. Nichts konnte aber so bedaurungswürdig seyn, als der Zustand auch des fähigsten Mannes, der vom Ertrag seiner Feder zu leben gezwungen war. Johnson, Collins, Fielding und Thomson waren sicherlich die ausgezeichnetsten Männer, die das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht, und es ist wohl bekannt, daß sie alle vier wegen Schulden verhaftet saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachtsfest in England.

Der Engländer hat so viel im Parlament, auf der Börse, mit Dampfmaschinen, Dampfwägen, Dampfschiffen, Zeitunglesen, Rechnungen, ostindischen Kompagnien, belgischen und chinesischen Angelegenheiten zu thun, daß ihm wenig Zeit zu Festtagen und Lustbarkeiten übrig bleibt. Jeder Tag des Jahrs, des Monats und der Woche hat sein ernstes Geschäft, und der Sonntag ist nicht sowohl der Erholung als der Andacht geweiht. England hat von den Festen der alten katholischen Kirche nur noch vier beibehalten: Ostern, Pfingsten, St. Michaelstag und Weihnachten. Letztere allein wird allgemein gefeiert und gibt zu einigen frohsinnigen Zusammenkünften Anlaß. Die Weihnachtsfeste dauern fast bis in den zwölften Tag (twelfth-day) hinein, der unser Dreikönigsfest ist; allein eigentliche Feste bleiben dennoch nur Weihnachten selbst (Christmas), der Neujahrstag (New-year's-day) und der Dreikönigstag.

Die Annäherung der Weihnacht kündigt sich in London und den meisten Provinzen auf eine eigenthümliche Art an. Vierzehn Tage vorher wird man von Zeit zu Zeit um Mitternacht durch eine leise sanfte Musik geweckt, die von verschiedenen Instrumenten angestimmt wird. Die Wirkung davon ist höchst seltsam. Diese Musik, die auf einmal mitten durch das Schweigen der Nacht unter Eurem Fenster ertönt, und die Straßen hinab und hinauf wandert, hat Euch kaum aufgeweckt, als sie auch schon wieder aufhört; hiedurch wird der Eindruck, den sie macht, höchst unbestimmt wie von einer im Traume vernommenen Musik. Daher träumt man auch oft von Musik ohne zu erwachen, wie es denn in der Macht der Töne zu liegen scheint, unmittelbar auf die Seele selbst zu wirken. Man nennt diese Musik „Waits," was ungefähr soviel als Ständchen bedeutet; sie wird von herumziehenden Musikanten gemacht, die nach Weihnachten in den Häusern ihres Bezirkes eine kleine Gabe für ihre Bemühung sammeln. Ein anderer, wiewohl minder angenehmer Vorläufer der Weihnachten, der sich um diese Zeit in London hören läßt, ist der sogenannte „bell-man," oder Glockenmann. Der Bellman ist einer der untern Polizeidiener des Kirchspiels, der nun in der Nacht die Straßen durchwandert und eine große heisertönende Glocke hören läßt, und darauf mit einer nicht viel wohlklingendern Stimme Knittelverse, die auf die heilige Zeit Bezug haben, absingt. Auch er stellt sich nach Weihnachten ein, um ein Trinkgeld zu sammeln, wofür er einen Abdruck seines nächtlichen Lieds zurückläßt. Bemerkenswerth ist es, daß die Engländer in ihren Spenden freigebiger sind gegen diesen Glockenmann, der so unangenehm die Schläfer aus dem ersten Schlummer läutet, als gegen die Musikanten, deren Serenaden so poetisch sind. *)

So kündigt sich die Ankunft der Christnacht an; aber auch in den Häusern werden Vorbereitungen getroffen, sie würdig zu empfangen. Die Zimmer und vorzüglich die Dienstbotenstuben oder Werkstätten werden mit grünen Zweigen von jenen immergrünen Gebüschen aufgeputzt, die man so häufig in England trifft, wie Lorbeer, Buchs u. s. w., vorzüglich aber mit Zweigen der Stechpalme, deren glänzende Blätter und rothe Beeren in Guirlanden gewunden um den Kamin oder an den Wänden hangen. In der Küche besonders wird ein ungeheurer Büschel Eichenmispel aufgehangen, und jede Magd, die sich unter demselben von einem Manne ertappen läßt, muß sich von ihm küssen lassen. Dieselben Verzierungen bekleiden auch die gewöhnliche Nacktheit der Kirchen und der verschiedenen Gebäude des englischen Kultus, und bleiben noch lange nach Weihnachten an Ort und Stelle.

Die Abendgesellschaften und Besuche werden in London und in der Provinz gegen Weihnachten zu häufiger; aber das Hauptfest wird am Christtage selbst begangen. Alle Seitensprossen der Familie versammeln sich bei dem Haupte derselben; Fremde werden dabei selten zugelassen, einige vertraute Freunde etwa ausgenommen, die durch ihre Lebensverhältnisse um diese Zeit der Familienfreude einsam stehen würden. Die ungezwungenste Fröhlichkeit herrscht bei diesen Familienfesten, den einzigen, wo die Engländer jenen frostigen Ernst ablegen, der auf die gewöhnlichen gesellschaftlichen Unterhaltungen so störend einzuwirken pflegt. Man speist früher als gewöhnlich, um einige Stunden mehr für fröhlichen Trunk zu gewinnen. Die Damen bleiben länger am Tische, und die Herren folgen ihnen früher, wenn sie sich zurückgezogen haben. Die Lieder sind an diesem Tage minder anstößigen Inhalts und tragen zur Belebung der Fröhlichkeit des Mahles bei. Die Toaste und Gesundheiten von zärtlichern und lustigern Trinksprüchen begleitet als gewöhnlich, folgen sich rascher. Scheint die Unterhaltung eine zu ernsthafte Richtung zu

---

*) Wahrscheinlich ist der Glockenmann an die Stelle des h. Nikolaus oder des Knechts Ruprecht der alten Zeit getreten. Sein Läuten erinnert an das Klingeln bei unsern Bescheerungen. A. d. R.

nehmen, so ist es erlaubt, sie durch den nächsten besten tollen Einfall zu unterbrechen. Der Wein, ein so nöthiges Mittel, den englischen Geist aufzuwecken, sprudelt reichlicher, und mit ihm auch der Witz. Endlich werden auch die Kinder eingeführt und dürfen mit aller Freiheit und nach allen Launen ihres Alters an dem Feste Theil nehmen, ohne daß man ihnen etwas übel nimmt.

Es möge hier erlaubt seyn, einen Vergleich zwischen den englischen und französischen Kindern anzustellen. Die englischen Kinder scheinen mir durchaus mehr der Idee, die ich mir von einem Kinde machte, zu entsprechen, als die französischen. In Paris vorzüglich ist der kleine Franzose, wenn er das sechste oder siebente Jahr zurückgelegt hat, schon ein kleiner Mann, eine kleine Französin, eine kleine Dame; man hat dort einen kleinen Schöngeist, einen kleinen Stutzer, einen kleinen Philosophen, hier eine kleine Spröde, ein kleines Zieräffchen, eine kleine Kokette vor sich — Alles, nur kein Kind. Die englischen Kinder bleiben Kinder bis in ihr dreizehntes oder vierzehntes Jahr. Sie bleiben jung, unbesonnen, unwissend, ungelehrig sogar, so wenig als möglich abgerichtet und gezähmt, und in diesem Verhältnisse genießen sie auch das Glück ihres Kinderprivilegiums in voller Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes; ohne zu weit vorwärts in die Zukunft oder zurück nach der Vergangenheit zu blicken; keine Furcht, keinen Ehrgeiz, keinen Dünkel, keine Berechnung im Kopfe; führen sie ein reines Gemüthsleben, das eigentliche Paradies der Kindheit. Ein Kind, das auf diese Weise sein vierzehntes oder fünfzehntes Jahr erreicht hat, kann sterben, ohne daß man seinen Tod zu beklagen braucht — wenigstens in Rücksicht seiner, es hat gelebt. Aber eine arme kleine Kreatur, die im Lohbeete des pädagogischen Treibhauses zu einer frühreifen Entwicklung hinaufgequält worden ist, ein Kind dessen Hoffnungen und Wünsche man auf eine Zeit verweist, wo es seyn wird, was es noch nicht ist, wo es besitzen wird, was es noch nicht hat — ach, wenn dieses Kind stirbt, bevor es das Ziel erreicht, das Ihr ihm gezeigt habt — dann darf man es bitterlich beweinen! Ihr habt es um sein Leben betrogen; es wäre eben so viel gewesen, als wäre es nie geboren worden; denn es starb, ohne gelebt zu haben. Man verzeihe diese Abschweifung zu Gunsten eines Alters, dessen Fest die Weihnacht mehr als das unsrige ist; an diesem Tage beugen wir unser Knie an einer Wiege.

Die Nacht des Christtages wird mit allen Arten von Unterhaltungen zugebracht; die ältern Familienglieder plaudern, spielen Karten und sehen dem Spiele zu; die jüngern schäkern, singen oder tanzen nach dem Piano; die Kinder spielen ihre Lieblingsspiele, blinde Kuh, Pfänderspiele u. s. w. Von Zeit zu Zeit wird der ganzen Gesellschaft Thee, Kaffee, Kuchen u. s. w. gereicht, bis die Zeit zum Souper erscheint, das zum zweiten Male die Familie um den patriarchalischen Tisch vereinigt. Die Toaste und Gesundheiten werden erneuert; man singt Weihnachtslieder oder Balladen, und man geht nicht eher auseinander, als bis die Kinder einzuschlafen anfangen; denn bei dieser Gelegenheit entfernen sie sich nicht früher als die übrige Gesellschaft.

Die Speisen, die bei diesem Weihnachtsabendessen aufgetragen werden, sind durch Gebrauch aus unvordenklicher Zeit her vorgeschrieben. Als erste Schüssel erscheint in der Mitte der Tafel ein ungeheurer „Roastbeef;“ ihm folgt ein „Plum-pudding,“ von gleichem gigantischen Umfang und eine eigene Art Fleischpastetchen „Mince-pies“ genannt. Die „Mince-pies“ erscheinen in London auf keinem Tische mehr, als zur Weihnachtszeit und der „Plumpudding“ wird tagtäglich seltener, obgleich er unbestritten das beste und nationalste Produkt der englischen Küche ist. Allein am Weihnachtstage müssen die Hausgenossen eines jeden Hauses in Alt-England, vom König an bis herab zum gemeinsten Bauer, der einige Schilling für dieses Fest zusammengespart hat, ihr „Roastbeef,“ ihren „Plumpudding“ und ihre „Mincepies“ haben.

Am Tage nach der Weihnacht fangen erst die öffentlichen Feste an. Mehrere Tage wird man schwerlich Jemand finden, der in dieser Stadt, die man wohl die am mindesten müßige auf Gottes Erdboden nennen kann, arbeitete. Den Vormittag bringt man damit zu die sogenannten „Christmass boxes“ (Schachteln mit Weihnachtsgeschenken) zu holen und zu geben, und wenn der Abend kommt, beeilt sich Jeder, was er durch diese freiwilligen Almosen erworben hat, so lustig als möglich anzubringen. Die Einen begeben sich in die Theater, die seit zwei Tagen geschlossen waren, und wo man jetzt Pantomimen gibt, Andere suchen die Unterhaltungsorte auf, wo das Volk sich zu versammeln pflegt.

Wer von uns kennt nicht den Helden der Pantomime, jenes zärtliche, anmuthige, federleichte Wesen, das aus Schalkheit, Zauberkraft und Liebe zusammengesetzt ist, den ehrlichen, verfolgten und stets siegreichen Arlekin, der sein Glück wie mancher andere Held seinem Schwerte verdankt — und welchem Schwerte! Einem Schwerte, das den Zauberhut Fortunat's, Aladins Wunderlampe und Huon's Horn beschämt, das den Elementen gebietet, die Jahreszeiten verändert, die Stunden stille stehen oder den Schritt verdoppeln heißt, das jetzt seinen Herrn wie ein Pegasus durch die Luft trägt, dann wie ein Feenbaumeister Paläste aus dem Boden wachsen läßt, die arglistigen Feinde zu Boden schmettert und zuletzt gar den Teufel prügelt. In der englischen Weihnachtspantomime stehen dem Arlekin zwei fast eben so wunderbare Personen zur Seite „Clowns“ genannt. Wenn Arlekin die Seele dieser Zauberspiele ist, so sind die Clowns das Leben derselben — das wahre eigentliche Leben. Die Unglücksfälle und Mißgeschicke, von denen sie betroffen werden, sind ohne Ende, aber eben so wenig der gute Humor, mit dem sie sich zu trösten und die Mittel, mit denen sie sich aus der Klemme zu ziehen wissen. Vergebens stoßen sie sich das Hirn an Thürpfosten und Ecksteinen ein, sie hören nicht auf zu sterben und ihre Wiederauferstehung zu feiern; es kümmert sie blutwenig von Krokodilen mitten entzwei gebissen, von Walfischen verschlungen, wie eine Stückkugel aus einem Mörser geschossen, oder mit einer rothglühenden Eisenstange durch und durch gestochen zu werden. Sie sind unverwüstlich wie die Dummheit, aber auch so linkisch, unbeholfen und listig wie sie. Die Geistesgegenwart, mit der sie auf der Stelle eine erlittene Niederlage wieder gut zu machen wissen, ist unerschöpflich. Uebrigens leben sie von Nichts und von Allem; ihr Magen ist wie ihr Herz, sie essen Alles, sie trinken Alles, sie lieben Alles, was ihnen in den Weg läuft. Endlich sind sie stumm, wie alle ihre Bühnengenossen; aber wie beredt ist ihre Sprache, die sie sich für den Verlust der Zunge erfunden haben, wiewohl ihre redenden Glieder fast eben so schwerfällig sind als ihre stumme Zunge. Ihre Arme, ihre Beine, ihre Hände, ihre Knie, ihre Ellenbogen, ihr Kopf, ihr Rücken — jedes scheint von einer eigenen Seele bewohnt, die für sich denkt, für sich arbeitet und daher mit den andern Seelen in steten Conflikt geräth. Eine Seele stolpert über die andere. — Dieß sind die drei Hauptpersonen der Weihnachtspantomimen; alle übrigen sind bloße Nebenfiguren; das ganze Drama geht zwischen Arlekin und den beiden Clowns vor sich. Diesen drei wunderbaren Geschöpfen verdanken es die Theaterkassen, wenn sich die Christmass boxes vom 26 Dezember bis zum 6 Januar in sie bis auf den Grund ausleeren.

Vermischte Nachrichten.

Der „Morning Advertiser“ hatte unlängst einen zwischen zwei Gefangenen der Kingsbench vorgefallenen Raufhandel erzählt, und darin gesagt, daß ein Capitän Garth von einem gewissen Deacon aus Eifersucht mit der Peitsche geschlagen worden sey. Der Capitän hatte deßhalb den Morning Advertiser wegen ehrenrühriger Verunglimpfung gerichtlich belangt und der Attorney General in den dabei statt gefundenen Verhandlungen den Geschwornen bemerklich gemacht: Wenn die Jury wegen jeder geringfügigen Unannehmlichkeit, die leichtfertige Personen sich selbst zugezogen, behelligt werden dürfte, so würde sie bald nichts mehr Anderes zu thun haben. Die Unbild, die der Capitän erlitten, sey um hundert Prozent zu viel bezahlt, wenn er eine Entschädigung von einem Farthing erhielte. — Die Geschwornen verurtheilten wirklich den Morning Advertiser zu einer Strafe von — einem Farthing (der vierte Theil eines Penny).

In London sieht man in der Borough-Straße am Fenster eines Zahnarztes eine Schnur schön polirter Zähne, und daneben mit großen Buchstaben die Aufschrift: „die Zähne Carlo Ferrari's, des geburkerten italienischen Knaben.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 9. 9 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

Der junge Orientalist Herr Jacquet theilt im 45sten Hefte des Nouveau Journal asiatique einen im Jahre 1570 an den König von Spanien gerichteten Bericht „Relacion de las yslas del Poniente y del camino que de ellas se hizo etc.“ in spanischer Sprache mit, und fügt demselben noch einige andere Bruchstücke bei, die interessante Nachrichten über die bisher völlig im Dunkel gelassene Urbevölkerung der philippinischen Inseln enthalten. Wir bedienen uns, um diese merkwürdigen ethnographischen Fragmente hier einzuführen, des Vorwortes, mit dem Herr Jacquet selbst seine Mittheilung begleitete. „Bekanntlich“ sagt er, gingen die spanischen Geistlichen in ihrem Eifer, die Götzenbilder zu stürzen, so weit, daß sie sogar jede Erinnerung an dieselben vertilgen zu müssen glaubten, und so erwähnen ihre Annalisten der Heiden nur erst von der Zeit an, wo sie sich der christlichen Religion unterwarfen. Diese planmäßige Auslassung beraubt uns aller Nachweisungen über die ursprüngliche Religion der Urbewohner der Philippinen, dieser äußersten Gränzlinie der Civilisation. Die Geschichtschreiber dieser Inseln deuten kaum darauf hin, daß diese Völker vor Einführung der christlichen Religion einen Glauben und einen Kultus hatten.“

* * *

1. Gebräuche der Urbevölkerung der Philippinen.

Jedes Dorf hat seine Götter, die man überhaupt Dinata nennt, und jedes einzelne Dorf hat als Beinamen den Namen der See- oder Flußgötter. Die Einwohner opfern diesen Göttern Schweine; zu solchen Opfern wählt man meist jene von diesen Thieren aus, die von rother Farbe sind, und diese werden dann von den Eingebornen groß gezogen und gut gemästet. Sie haben Priester die sie Bailanes nennen, und von denen sie glauben, daß sie sich mit den Göttern unterhalten. Wird ein Opfer gebracht, so schmückt man den dazu bestimmten Ort mit grünen Baumzweigen und mit gefärbter Leinwand aus. Der Bailan bläst auf einem, ungefähr eine Klafter langen dicken Stück Rohr, wie solches im Lande wächst, dessen er sich statt eines Sprachrohrs bedient, und dann sagen diese Leute, er rede mit ihren Göttern. Sobald er geendet hat, versetzt er dem Schwein einen Lanzenstoß, und während der ganzen Zeit machen die Weiber mit einer Art Glocken, Trommeln und kleinen Stöcken, mit denen sie gegen irdene Gefäße schlagen, einen solchen Lärm, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Sobald das Schwein todt ist, wird es zubereitet, und Alles ißt davon. Ein Theil des zubereiteten Fleisches wird, nach der Lage des Dorfes, entweder ins Meer oder in den Fluß geworfen, wozu sie einen Ort wählen wo das Wasser ruhig ist; es sey Dieß, sagen sie, zur Speise der Meer- oder Flußgötter. Niemand berührt etwas von dem, was mit der Lanze durchbohrt wurde, die das Opfer tödtete, denn der Priester sagt ihnen, daß sonst ihre Seelen in die Tiefe hinabsteigen werden, wo es, nach seiner Erklärung, kühler sey als in der Höhe, wo es sehr warm ist. Man begräbt die Todten mit ihrem ganzen Reichthum, ihren Kleidern, Gold, Geschirr u. s. w., und sind es Personen von ausgezeichnetem Rang, so tödtet man Sklaven, die man dann mit ihnen begräbt, damit sie ihre Herren in der andern Welt bedienen können. War der Verstorbene ein Seemann von hohem Rang, so begräbt man sein Schiff nebst vielen Sklaven mit ihm, damit diese bei seiner Ankunft dort „Unten“ rudern können. Die Trauer die sie halten, wenn einer ihrer Verwandten getödtet wird, heißt „Mabarahe“ und dauert so lange, bis sie ihn gerächt haben; stirbt ein naher Verwandter, so hört die Trauer auf, sobald sie einen Mann getödtet oder eine Frau gefangen genommen haben, der sie die Haare abschneiden. Die Trauer besteht darin, daß sie sich in das Haus des nächsten und angesehensten Verwandten einschließen, alte unreine Kleider anziehen und sich auf dem Boden ausstrecken; so bleiben sie drei Tage ohne zu sprechen, oder zu essen, doch trinken sie während dieser Zeit. Bis ihre Rache nicht vollstreckt und den Gebräuchen Genüge geschehen ist, nehmen sie kein Nahrungsmittel zu sich, zu dessen Bereitung Feuer nöthig war; an den Füßen und an den Händen tragen sie Ringe aus einem gewissen Holz, „Bejaco“ genannt. Sind die Gründe zur Trauer minder erheblich, so machen sie die Sache mit einem Dolch- oder Lanzenstoß ab, den sie einem Hirsch oder einem Gebirgsschwein versetzen, wobei es nichts verschlägt, wenn auch das Thier schon todt ist.

Das englische Unterhaus.

(Schluß.)

Das Publikum kann seine Repräsentanten nur nach den äußern und sichtbaren Zeichen von Verstand, Kenntnissen und Beredsamkeit beurtheilen. Die feine und fast unmerkliche Kunst, dem Hause eine Richtung zu geben und die Interessen einer Partei mit denen der andern in Einklang zu bringen, kann nur im Unterhause selbst und hier nur von einem Theil desselben gewürdigt werden. Hierin

liegt ein Hauptgrund, warum Publikum und Repräsentanten so oft in ihrer Meinung von dem Werthe eines Parlamentsmitgliedes von einander abweichen. Nur wenige große Redner haben das Talent der Leitung. Beredsamkeit, so kostbar sie im Angriff ist, wird in der Vertheidigung oft gefährlich. Von Seite der Opposition besteht das Talent darin, seinen Gegner bloßzustellen, auf Seite der Regierung ist man mit der Gefahr bedroht, sich selbst bloßzustellen.

Das Leben eines seiner Pflicht getreuen Unterhausmitgliedes ist nicht auf Rosen gebettet. Auf den ersten Blick gibt es vielleicht kein Mühsal beladeneres Geschöpf als ein Unterhausmitglied. Nach halb vier Uhr nimmt er seinen Sitz auf den kalten einsamen Bänken; mit den Petitionen wird der Anfang gemacht; lange nicht zur Frage gehörige Reden werden gehalten; zuletzt wird der Gegenstand bis in den Winkel eines Details hinein verfolgt, hier festgehalten, bis auf den Knochen abgenagt und gekaut, plötzlich aber entwischt er, um bei der nächsten besten Gelegenheit wieder gehetzt zu werden. Um sieben Uhr vielleicht entrinnt unser fest genagelter Senator, um in den oberen Räumen des Hauses etwas Kaltes und ein Glas Likör mit Wasser vermischt zu sich zu nehmen; eine halbe Stunde später sitzt er schon wieder auf seiner Bank bis zwei oder drei Uhr in der Frühe. Und vielleicht spricht der so dienstbeflissene Mann nie eine Sylbe, hat an der abgehandelten Frage nicht das mindeste Interesse, weder einen Ehrgeiz zu befriedigen, noch eine Antwort zu geben. Vielleicht erwarten ihn außer der St. Stephanskapelle alle Freuden und Genüsse des Lebens: angenehme Gesellschaft, Musik, Bücher, Wein, Liebe, Alles was Reichthum gewähren und Jugend genießen kann. Und was verleitet ihn, freiwillig ein so schweres Kreuz auf sich zu laden? Der Himmel weiß es! Und in der That, je dornichter die Bahn des angehenden Parlamentsmitgliedes Anfangs erscheint, desto reizvoller wird sie gegen das Ende. Geschäfte wachsen dem Menschen mehr über den Kopf, als Vergnügungen; von allen Beschäftigungen aber bemächtigt sich keine des menschlichen Geistes so ausschließlich mit tyrannischer Gewalt als der Eifer öffentlich zu sprechen. Die Mitglieder eines Rednerklubbes auf der Universität beschäftigen sich mit nichts mehr als mit dem Klub; auf gleiche Weise sieht man stets Schauspieler beisammen, deren Gespräche sich um nichts als ihre Kunst und die Bühne drehen. Ein Gleiches ist mit den Mitgliedern des Parlamentes der Fall. Wenn eine Gesellschaft derselben zu einem Mittagmahle sich vereinigt, um Was bewegt sich ihre Unterhaltung? „Um die interessante Diskussion des Herrn Stanley — des Sir Charles Wetherell — um die Zuckerraffinerien und die ewige Reformbill!" — Dieß macht die Unterhausmitglieder für die profane Welt außer der St. Stephanskapelle und insbesondere den Frauen völlig ungenießbar. Nur wenige englische Damen, so ehrgeizig sie auch im Allgemeinen sind, bleiben lange Zeit in Sympathie mit dem parlamentarischen Ehrgeiz ihrer Männer, und hierin offenbart sich recht eigentlich der Unterschied zwischen den englischen und französischen Frauen. Die Vortheile, welche gesellschaftliche Auszeichnungen in Frankreich verleihen, sind bei weitem verführerischer als in England, und dennoch schätzen die französischen Frauen die politische Ehre höher als die Ehre des Salons.

Da wir hier einmal auf Frankreich zu reden gekommen sind, so muß bemerkt werden, daß in den Nationalversammlungen vorzüglich die Verschiedenheit der Charaktere beider Völker offenbar werden. Die Franzosen sind seit Kurzem erst zu tieferem Denken geführt worden, und gefallen sich daher in der Entwicklung großer und allgemeiner Wahrheiten; die Aufmerksamkeit der Engländer stets durch ihre Nationalschuld und die ungeheuren Auflagen an materielle Interessen gefesselt, beschäftigt sich gern mit arithmetischen Kleinigkeiten und geringfügigen Vortheilen des Details. Frau von Staël bemerkt irgendwo, daß eine der Ursachen an den Ausschweifungen der französischen Revolution die Zulassung der Fremden zu den Berathungen der Nationalversammlung war. Die Redner opferten aus Gefallsucht die Wahrheit den glänzenden Redensarten. Bald machte nur das Gewaltsame noch Wirkung und endlich opferten die Redner statt der Wahrheiten — Menschen. Diese furchtbaren Folgen der Eitelkeit würden in England nie statt finden können. Das englische Volk läßt sein Unterhaus durch eigens dazu bestellte Repräsentanten — die Stenographen beobachten, und doch findet man unter zehn Rednern nicht Einen, der während eines Vortrages an die Stenographen denkt. Es ist bemerkenswerth zu sehen, wie selten nur ein Redner sich den Galerien zuwendet. Der Obrist Sillthorpe und Hunt schienen uns die Einzigen, die besorgt waren, daß am nächsten Morgen ihre parlamentarische Weisheit unverkürzt in's Publikum gelange.

Es ist eine tiefe und wahre Bemerkung, die ein noch lebender großer Redner gemacht haben soll, „daß das Unterhaus, das so mangelhaft die *öffentliche Meinung* ausspricht, unmöglich so lange Zeit Bestand gehabt haben würde, wenn es nicht so trefflich den *Charakter* des englischen Volkes ausspräche." Dieß erwarb zu verschiedenen Epochen dem Unterhause den Namen „der *bewundernswürdigen* Versammlung" — wie Lord John Russel es ohne Zweifel irrig nannte, wenn er diese Eigenschaft allzuweit ausgedehnt wissen will. Das aber wird Englands glücklichste Stunde seyn, wenn in seiner Nationalversammlung sein Charakter und seine Meinung *zugleich* ausgesprochen werden wird. Wenn diese Zeit kommen und die Schwierigkeiten des englischen Finanzsystemes nicht mehr den Genius einer tiefen und geistvollen Nation in Fesseln halten werden, so wird vielleicht den herrlichen und großen Wahrheiten des menschlichen Geschlechtes in dem Unterhaus, wo sie bis jetzt so wenig Zutritt fanden, die gebührende Aufnahme zu Theil. Staatsmänner mögen dann vielleicht aufstehen, die Anfangs die Ungeduld ihrer Zuhörer erregen, am Ende aber ihre Herzen fesseln werden. Die Wissenschaft der Gesetzgebung wird dann an die Stelle der Debattenkunst treten, und was jetzt Folge des Talentes ist, wird dann der Tugend gelingen.

Noch stellt sich uns die Frage entgegen: welchen Einfluß wird die Reform — die so lange hinausgeschobene und deßhalb nur desto gewissere Reform — auf den Charakter des Unterhauses haben? Wie wird das Parlament von 1835 beschaffen seyn? Seine Grundzüge werden in diesem Betracht dieselben bleiben, wenigstens ebenso lange als England selbst groß und blühend seyn wird. Auf die Besorgniß Einiger, das Volk werde seine Repräsentanten aus den untern Ständen wählen, läßt sich mit Machiavel antworten: „Das römische Volk erhielt das Recht Plebejer zu wählen und es wählte

Patrizier" — und dieß wird immer der Fall seyn, so lange Menschen vor Denjenigen Verehrung empfinden werden, die hoch über ihnen stehen und Eifersucht gegen Die, welche nur zunächst über ihnen stehen. Das englische Parlament wird stets — selbst wenn die englische Monarchie sich in eine Republik verwandeln würde — so lange der Handel Englands die Welt durchzieht, und seine Künste, seine Wissenschaften, sein Reichthum bestehn, eine Versammlung aus Männern von Geburt und Erziehung bilden. Es wird denselben äußern Anstand, denselben guten Geschmack, dieselben aristokratischen Manieren, aber nicht dieselben aristokratischen Prinzipien haben. Das Volk wird seine Repräsentanten aus den höheren und reicheren Ständen wählen; aber es wird diese Repräsentanten zwingen, der wahre Ausdruck der Volksmeinung zu seyn. Es wird verlangen, daß man seine Orakel höre, aber um der Stimme dieser Orakel mehr Feierlichkeit und Gewicht zu geben, wird es sie, wie bei dem Orakel von Dodona nur von den höchsten Bäumen ertönen lassen.

Die Insel Elba.

(Aus A Tour through the island Elba, by Sir Richard Co't Hoare. 1831.)

Die Insel des mittelländischen Meeres, Elba, liegt der toskanischen Küste gegenüber, von der sie durch den an seiner engsten Stelle ungefähr zehn (engl.) Meilen breiten Kanal von Piombino getrennt ist. Die Gestalt dieser Insel ist sehr unregelmäßig und ihr Umfang kann auf ungefähr 72,000 (engl.) Meilen angeschlagen werden; sie ist größtentheils gebirgig, mit einigen Thälern und Ebenen von geringer Ausdehnung. Ihr Klima ist gesund, der Boden gut und von unzähligen Quellen durchschnitten, deren Wasser vortrefflich ist. Sie bringt Weizen, Wein, Oliven, Kastanien, Mandeln, Feigen und Nüsse hervor; auch gibt es Eichen, Myrthen und eine große Menge aromatischer, immergrüner Pflanzen. Birnen, Aepfel, Kirschen, Pfirschen und Pflaumen wachsen fast wild, haben aber wenig Geschmack; auch die Orangen, Citronen und Granaden der Insel sind nicht vorzüglich.

Der Insel Elba fehlen die sogenannten Waldbäume oder Bäume der größern Gattung; der Ackerbau ist so vernachlässigt; daß der Ertrag der Getreideärnte den Bedarf nur auf drei Monate deckt, und mit dem Anbaue von Gemüsen gibt man sich fast gar nicht ab. Die Weinärnte ist überreichlich; die Weinlese wird im September gehalten, und die gewonnenen Trauben sind von ausgezeichneter Güte. Man erzeugt zwei Gattungen von Wein, rothen und weißen; der leztere gehört für den Bedarf der Insel und wird nie ausgeführt; der rothe hingegen, von dem man nur wenig ärntet, ist köstlich. Zwei Desertweine, der Vermont und der Cilvatico, sind von ausgezeichnetem Geschmacke und sehr gesucht; hier, so wie in ganz Italien, bedient man sich keiner Kelter.

Die Insel Elba war schon vor Alters ihres Eisens wegen berühmt: „Insula inexhautis chalybum generosa metallis," sagt Virgil, indem er von Elba spricht. Es gibt mehrere Minen von diesem Erze; aber die vorzüglichste und einzige, die jezt ausgebeutet wird, ist die von Rio, nächst dem Dorfe Marina, auf der östlichen Küste. Sie begreift ein ganzes Gebirge von ungefähr drei Meilen Umfang, und ist so ergiebig, daß sie Corsica, Genua, Neapel, Toscana, die Romagna und Piombino versieht. Jährlich werden 1250 Ladungen, jede zu 83.555⅓ siennesischen Pfunden verkauft; 120 Fahrzeuge der Insel von 40 bis 100 Tonnen sind täglich mit dem Transport dieses Minerals nach den benachbarten Küsten beschäftigt. Der Preis richtet sich nach der Qualität und ist gewöhnlich zwischen 50 und 52 Scudi für den Centner. Die Korsen haben das schon lange hergebrachte Recht der Auswahl; dem Großherzoge von Toscana werden die bessern Partien von der „Ferrata" genannten Gattung überlassen, für die er jedoch einen höhern Preis bezahlen muß. Die Ferrata wird nach dem eisenhaltigen Ansehen des Erzes so genannt; die zweite ebenfalls gesuchte Gattung ist glimmerartig, weniger metallhaltig als die Ferrata, und wird wegen der kleinen glänzenden Schuppen, aus denen die Feststufe besteht, Lucciola genannt. Auch Kupferadern hat die Insel, aber man hat noch nirgends darnach eingeschlagen; sogar Gold, Silber und Blei glaubte man in ihren Eingeweiden verborgen, doch ist diese Meinung von einem Naturforscher als irrig widerlegt worden. Außerdem gibt es noch Brüche von Magnetstein, Granit, weißem und farbigem Marmor; auch werden Alabaster, Speckstein, Asbest, Serpentinstein, Quarz, Sienit und viele andere Mineralien gefunden.

Große Thiergattungen sind selten; es gibt Esel, Maulthiere, Pferde, Schafe in Menge, Ziegen und Schweine; allein alle diese Thiere sind von kleiner Art, und einige, besonders die Pferde, höchst unansehnlich. Von Wildpret findet man Hasen im Ueberflusse, rothe Rebhühner, Wachteln, Holztauben, Kaninchen u. s. w. Die Felder wimmeln von Insekten und schädlichen Gewürmen, kleinen Skorpionen, Vipern und andern Schlangen; der Biß der gefleckten Spinnen wird für tödtlich gehalten. Alle Insekten Italiens findet man hier beisammen; Bienen gibt es nur wenige, und Seidenwürmer, denen die Lage der Insel doch sehr günstig wäre, gar keine.

An der Küste hat man zwei Thunfischereien, die eine zu Porto-Ferrajo, die andere zu Marciana; die erste ist die ältere; hingegen trägt die zweite um zwei Drittel mehr; der jährliche Ertrag von beiden wird auf sechzigtausend Livres geschäzt. Delphine, Seekühe, Schwert- und Sägefische werden zuweilen getödtet; auch fängt man Salme, Meerbarben und die wunderschönen Schlangenfische. Ehedem hatte die Küste einen Ueberfluß an Austern, von denen manche Perlen von ziemlicher Größe und schönem Wasser enthielten; allein die Habsucht der Eingebornen hat die Bänke erschöpft, und verschiedene Umstände haben deren neue Besezung bis jezt verhindert.

In den Umgebungen von Porto-Ferrajo und Porto-Longone gibt es eine Menge von Sümpfen, aus denen viel Salz gewonnen wird; indeß ist man der Meinung, daß dieser Vortheil den Schaden nicht aufwiegt, den sie der allgemeinen Wohlfahrt zufügen; die Ausbeute selbst wird mit wenig Geschicklichkeit vollzogen. Diese Sümpfe geben jährlich sechzigtausend Säcke Salz, jeden zu anderthalb Centner; wie es heißt, sollen die für diese Waare errichteten Magazine schöne und bequeme Gebäude seyn.

Die einzigen Maschinen, die man auf der Insel kennt, sind Windmühlen; sie sind schlecht gebaut und werden ungeschickt gehandhabt.

Die Einfuhr besteht aus Getreide, Käse, Hornvieh und andern Bedürfnissen der höchsten Nothwendigkeit; die Ausfuhr aus Eisenerz, Granit, Weinessig, Wein, Thunfischen und Salz.

Die vorzüglichsten Ortschaften sind: Porto-Ferrajo mit 5000 Einwohnern, unterm 42° 49′ 6″ nördl. Br. und 7° 59′ 20″ östl. Länge (Meridian von Paris); Rio-Ferrajo mit 2000 Einw.; Porto-Longone mit 1500 Einw. und Marciana mit 1200 Einw.

Die Länge der Insel Elba beträgt sechs Stunden, die mittlere Breite neun Viertelstunden; ihre Oberfläche vom Cap Fonza bis zum Cap Isola ungefähr zwanzig französische Quadratmeilen, und die Bevölkerung 15,700 Seelen. Die mittlere Zahl der Geburten ist eine auf zwölf, und die der Sterbefälle einer auf drei und zwanzig.

Der Charakter der Bewohner ist besser als der der Italiener überhaupt; sie hängen sehr an ihrem Vaterlande, sind betriebsam und ehrlich, einfach in ihrer Kleidung, mäßig in ihrer Lebensweise, den Vergnügungen nicht sehr ergeben, und mehr ernst als munter. Doch sind sie unwissend und leichtgläubig, mehr abergläubig als fanatisch, der Schmeichelei geneigt; zwar weder bösartig noch rachsüchtig, aber sehr reizbar, und dulden nicht gern Widerspruch. Die Männer sind von starker Konstitution, erreichen ein hohes Alter und genießen einer guten Gesundheit; die Weiber sind im Ganzen nicht schön. Vor der Heirath sind sie, obgleich feurig, doch sehr züchtig; nach der Verehelichung dem Manne treu und zärtliche Mütter ihrer Kinder.

Die Verfassung der Insel Elba hat manche Umwälzung erfahren; das merkwürdigste Ereigniß, welches ihre Annalen aufzuzeichnen haben, ist unstreitig die Uebergabe der Insel mit voller Souveränität an Napoleon Bonaparte, nachdem er der französischen Krone entsagt hatte, so daß dieser merkwürdige Mann, der mehr als dreißig Millionen Menschen beherrscht hatte, und in dessen Hand das Schicksal des größten Theils von Europa lag, nur noch die Bewohner einer kleinen Insel des mittelländischen Meers,

die sich einst in dem weiten Umkreise seiner Staaten verlor, seine Unterthanen nennen konnte. Er residirte dort bekanntlich vom Mai 1814 bis 26 Febr. 1815, wo er abreiste, um nach Frankreich zurückzukehren. — Im Jahre 1815 fiel Elba an Toscana.

Die weissen Elephanten.

(Aus A dissertation on white elephants by captain Low.)

Es ist schon mehrfach bestritten worden, daß es vollkommen weiße Elephanten gebe, und lange Zeit fühlte man sich geneigt zu glauben, daß der König von Siam nur der Leichtgläubigkeit der Fremden durch künstlich gefärbte Elephanten einen Streich gespielt habe. Indeß ist es jetzt außer allen Zweifel gestellt, daß wirklich eine solche Abart besteht. In den Ställen des Königs von Siam befinden sich nämlich Elephanten, deren Farbe zwar nicht vollkommen weiß genannt werden kann, aber doch von der Art ist, daß sie die Benennung weißer Elephanten rechtfertigt. Man zeigt diese Thiere den Fremden zu Siam, ohne daraus das mindeste Geheimniß zu machen. Nur bleibt es noch nicht hergestellt, ob dergleichen weißliche Elephanten auch in Hindustan gefunden werden. Die Siamesen wußten auf meine Erkundigung nicht zu sagen, ob die weißen Elephanten auch heerdenweise gefunden werden; doch schienen sie nicht daran zu glauben. Die Thiere dieser Art, die von ihren Jägern in Cambodscha und Laos von Zeit zu Zeit gefangen werden, nennt man bei ihnen „phriya phoak tschang" — Könige der Heerden — weil man sie einzeln in der Mitte großer Heerden von gewöhnlichen Elephanten, „tschang dam" genannt, trifft. Im Jahre 1825 war einer der weißen Elephanten im Stalle des Königs von Siam ein weiblicher. Die Siamesen würden ohne Zweifel schon darauf gedacht haben, von diesen bei ihnen sowohl als bei den übrigen Nationen der orientalischen Halbinsel so geschätzten Thieren eine Zucht anzulegen, wenn ihnen ihre Religion hierin nicht ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte. Diese weißen Elephanten werden nämlich als geheiligt betrachtet und müssen im Cölibat leben. Die Siamesen würden fürchten, von den schrecklichsten Landplagen heimgesucht zu werden, wenn sie eine Begattung dieser weißen Elephanten gestatteten. — Auch eine weiße Büffelart gibt es im ostindischen Archipel. Man nennt diese Thiere „Kerbau pentih." Sie sind sehr stark und von einer schmuzig weißen oder aus Weiß und Roth gemischten Farbe; sie gehören zu einer schwarzen Büffelgattung. Die Malaien lieben das Fleisch derselben nicht, obgleich es sich dem Anscheine nach nicht von dem anderer Thiere dieser Gattung unterscheidet; sie halten es für ungesund.

Vermischte Nachrichten.

Statistik der Offiziere und des Verwaltungspersonales der französischen Armee.

Frankreich zählt 12 Marschälle; 203 Generallieutenants; 141 derselben im Cadre der Aktivität, 62 im Cadre der Reserve; 335 Feldmarschälle, 242 in Aktivität, 91 in Reserve. Das Korps des Generalstabes begreift 575 Offiziere: 182 höhere Offiziere, 351 subalterne, 37 Eleven. Das Korps der Militärintendanz hat 283 Individuen. Der Generalstab der Festungen zählt 92 Festungskommandanten, 49 Kommandanten militärischer Posten, 8 Platzmajore, 142 Platzadjutanten, 78 Platzsekretäre, 5 Almoseniere. Der Sanitätsdienst begreift 1263 Individuen: 69 Aerzte, 948 Chirurgen, 246 Pharmazeuten u. s. w. Offiziere bei der Spitälerverwaltung sind 243 angestellt; die Bataillone der Ouvriers der Verwaltung haben 57 Offiziere; die Verwaltungskommission für Kleidung und der Quartiermeisterstab (l' Administration do l' habillement et du campement) 35; Agenten für die Verpflegung 265; Gendarmerien 704; Oberoffiziere 67, Subalternoffiziere 704; das korsische Bataillon 16. Rekrutirungsoffiziere 86; die Infanterie zählt 10,200 Offiziere; 596 höhere, 9604 subalterne; ferner 37 bei der fremden Legion und 41 bei den Zuaven-Bataillonen; Veteranenoffiziere 360; bei den Compagnies sedentaires 168. Die Kavallerie hat 2705 Offiziere; 262 höhere, 2443 subalterne; die Artillerie und Pontoniers 1252; die sedentären Kanoniere 51; die Trains der Artillerie 129. Das Geniekorps enthält 587 Offiziere, der Train 152; die Strafkompagnien zählen 40 Offiziere. Im Ganzen hat somit die französische Armee 20,094 Offiziere; hierunter sind aber nicht mit begriffen die Offiziere im Invalidenhotel, deßgleichen nicht die Agenten der Militärequipagen in der aktiven Armee, deren Dienst erst in Feindes Land und nur in Kriegszeiten anhebt.

*

Gold bildet einen der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Insel Singapur. Das meiste Metall dieser Art kommt von Pahang, einem Hafen an der Ostküste der malayischen Halbinsel. Man bringt es nach Singapur in Küstenfahrzeugen, Sampangs genannt. Das auf diese Art anlangende Gold ist das reinste. Im Monate Mai des verflossenen Jahres wurde nachstehende Quantität dieses kostbaren Metalles eingeführt, und es wird behauptet, daß die Malayen eine noch größere Menge unverzollt eingeschwärzt haben:

Von den Häfen der Ostküste der malayischen Halbinsel:

Polang	4265	Bankals.
Calantan	300	—
Aus Borneo von		
Sambas	1508	—
Pontiana	633	—
Bintulo	20	—
Bandschar	27	—
Sungal-raya	417	—
Cota Ringhin	5	—
Cassir	53	—
Aus Sumatra von		
Djambie	104	—
Campor	160	—
Aus Celebes von Kailie	560	—
Aus benachbarten Inseln:		
Pulo Tamblan	12	—
Rhio	9	—
Linghin	10	—
	8103	Bankals.

was 500 schweren Pfunden gleichkommt. Der größte Theil dieser ungeheueren Menge von Gold wandert nach Calcutta, wo dafür Opium und andere bengalische Handelswaaren zurückgeschickt werden.

*

Der „Spectator" gibt eine merkwürdige historische Nachricht über die englische Pairskammer, woraus hervorgeht, daß seit der ersten Pairsernennung unter Heinrich III im Jahr 1264 bis zu Anfang der Regierung Georgs III die Zahl der Oberhausmitglieder 128 betrug, während der letztgenannte Monarch allein 149 ernannte. Hier die Zahl der unter den verschiedenen Monarchen ernannten Pairs: 2 von Heinrich III, der im Jahre 1264 den Thron bestieg, 7 von Eduard I (1294) 6 von Eduard II (1307) 1 von Eduard III (1355) 5 von Heinrich VI (1448) 1 von Heinrich VII (1492) 8 von Heinrich VIII (1514) 2 von Eduard VI (1550) 2 von Maria (1554) 8 von Elisabeth (1559) 15 von Jakob I (1603) 10 von Karl I (1626) 16 von Karl II (1660) 1 von Jakob II (1686) 7 von Wilhelm III (1689) 14 von Anna (1703) 15 von Georg I (1714) 20 von Georg II (1728) 140 von Georg III (1761) 16 von Georg IV (1821) 25 von Wilhelm IV (1830.)

*

Der Ermunterungsgesellschaft in London wurde eine neue eßbare Wurzel: die linnéische Stachys palustris zur Prüfung vorgelegt. Die Wurzeln dieser Pflanze, die man im Dezember oder Januar graben kann, haben ein bis zwei Decimetres Länge und kommen gesotten dem Spargel an Geschmack gleich; sie sind zart, ohne Fasern und brauchen nur 12 bis 15 Minuten gesotten zu werden. Roh sind sie sehr zerbrechlich und von nicht unangenehmem Geschmack. Im März nimmt man die Wurzeln aus der Erde und theilt sie in Stücke nach den daran befindlichen Absätzen. Diese Stücke pflanzt man ungefähr 1 Dezimetres tief in gute Erde an einer feuchten Lage. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kultur die Wurzeln der Stachys, wie die anderer Gewächse, vergrößern wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 10 Januar 1832.

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Seit meiner Ankunft in Algier mit dem Streben, Frankreich seine so glänzende Eroberung auch die möglichst reichen Früchte tragen zu lassen, rastlos beschäftigt, mußte ich außer der Kolonisirung dieses herrlichen Landes, besonders auch auf Behauptung seiner uns so wichtigen Punkte am Mittelmeere bedacht seyn. Die Bildung eines Korps Eingeborner und einer Stadtmiliz schien mir in dieser Hinsicht vom einleuchtendsten Nutzen. Ich vermochte dadurch einen Theil jener Truppen, die ich nach Frankreich zurücksenden wollte, zu ersetzen. Auch ersah ich in jener gedoppelten Formation eines jener Mittel, eine allmähliche Verschmelzung mit den Eingebornen und Europäern herbeizuführen; jene zur Theilnahme an unseren Gebräuchen, unserer Lebensweise, unseren die ihrigen weit übertreffenden Gesundheitsmaßregeln zu bestimmen, und als ganz natürliche Folge, troz der Glaubensverschiedenheit, erhöhte Sympathie zu begründen.

Es war wohl nicht zu bezweifeln, daß bei einem, den Militärstand in hohen Ehren haltenden Volke darauf bezügliche Institutionen meinem Zwecke am meisten zusagten, und den gedeihlichsten Erfolg hoffen ließen; indeß boten sich der Ausführung meines Planes bedeutende Schwierigkeiten dar. Eine ihrer bedenklichsten war die Einstellung jener so rohen Eingebornen in Kompagnien unter Kommando der Landessprache unkundiger französischer Offiziere, was die Verständlichkeit und Befolgung ihrer Befehle nothwendig sehr erschweren mußte. Eben so schwierig war die Auswahl hiezu geeigneter Offiziere; ich bedurfte Männer von Charakter, unerschrocken, umsichtig, zugleich aber raschen Entschlusses. Ich erkor aus den mir vorgelegten zahlreichen Listen von jeder Waffe die vorzüglichsten, und fand im Erfolge volle Zufriedenheit mit meiner Wahl. Eine Solderhöhung glaubte ich dem Ehrgefühle jener Offiziere, die ich mit einem so beschwerlichen Berufe beauftragte, minder angemessen als Avancement zu einem höhern Grade, bestimmte jedoch zu dessen Erlangung mindestens zweijährige Dienste in jener Eigenschaft als Erforderniß.

Das in dieser Weise gebildete erste Bataillon der Zuaven erwies sich später bei der Expedition gegen Mediah sehr löblich. Unmittelbar nachher wurden auch ein zweites solches Bataillon und eine Eskadron algierischer Chasseurs organisirt. Leider sah ich jene so äußerst mühsame Organisation, die ihren Erfolg bereits zu bewähren begonnen, nicht gebilligt; das Avancement der Zuaven-Offiziere und ihre Remplacirung in den Korps fanden beim Kriegsminister Schwierigkeiten, und wurden erst nach langem dringenden Ansuchen bewilligt.

Zu Erleichterung des Vollzugs meiner Uebereinkunft mit dem Dey von Tunis, und um die dauernde Sicherstellung unserer Hauptgesichtspunkte, des eigentlichen Gebiets von Algier und des Beylik von Tittery, zu bewirken, beschloß ich den, unter dem Bey jener Provinz vereinten Ueberrest nicht unterworfener Türken und Araber mit einem entscheidenden Schlage zu vernichten. Meine Expedition nach dem Atlas krönte der glänzendste Erfolg. Ihre Resultate waren in moralischer Beziehung von unendlichem Werthe, und hätten Ursachen, deren Abwendung leider nicht in meiner Macht lag, den durch jene Expedition erzeugten Nimbus nicht zerstört, so würden zu Behauptung unserer Herrschaft in Afrika einige Bataillons genügt haben. Die offiziellen Berichte über jenen kurzen Feldzug bezeugen, daß unsere jungen Soldaten als würdige Erben der Waffenthaten ihrer Vorgänger sich bewähren, und gleich Jenen, Frankreichs Ruhm zu behaupten wissen. Bei meiner Rückkehr nach Algier setzte ich, vom Intendanten en Chef mit immer gedeihlicherem Erfolge unterstützt, die Organisation aller Verwaltungszweige fort, und begann die Früchte meiner Anstrengungen zu ernten. Algier, dem unsere Landsleute in Menge zuströmten, bevölkerte sich auch mit Fremden aller Nationen, eine große Zahl von Schiffen lief im Hafen ein, und von allen Seiten wurden mir Gesuche, landwirthschaftliche und industrielle Etablissements begründen zu dürfen, eingereicht. Obgleich ich wahrnahm, daß die Dispositionen des Ministeriums der Kolonisation minder günstig geworden, ermunterte ich doch jene Plane, da ich nicht glauben konnte, daß unser Gouvernement in Beziehung auf eine so hochwichtige Kolonie seine Ansichten geändert. Da ich übrigens auch bestimmt wußte, daß unserer Kolonisirung kein politischer Grund im Wege stehe, so maß ich jene Erkältung nur den Einflüssen eines in anderer Beziehung wichtigen Momentes bei, außerdem aber auch, ich kann diese Bemerkung mir nicht versagen, dem Uebergange der algierischen Angelegenheiten in die Hände von Personen, die jener Kolonisation so große Vortheile minder als ihre Vorgänger anerkannten. Zugleich sah ich besser als das Ministerium selbst ein, daß die algierische Frage zu einer nationalen geworden, und ohne schwere Verantwortung, auf eine Besitzung so hohen

Werthes zu verzichten, nicht mehr möglich sey. Ich beharrte daher, einigen Unannehmlichkeiten Trotz bietend, bei meinem Plane, und ernannte, wie für Constantine auch für Oran einen tunesischen Prinzen, Achmet, zum Bey jener Provinz. Mein deßfallsiger Vertrag vom 6 Februar 1831 war, wie der frühere, ebenfalls rein militärisch und administrativ; die an Frankreich zu entrichtende jährliche Kontribution ward gleichermaßen auf eine Million Franks regulirt.

Da der Bey von Oran, dessen Würde ich auf diese Weise vergeben, sich gutwillig unterworfen, und keine wichtigen Anlässe zu Beschwerden geliefert, glaube ich die Motive meines Verfahrens anführen zu müssen. Ich habe dabei meiner Anstände mit dem Kaiser von Marocco zu erwähnen, der die Schwäche jenes Bey's benützen wollte, um dieses an seine Staaten gränzenden Beyliks sich zu bemächtigen.

Hassan, Bey von Oran, ist ein schwacher, aber rechtlicher Greis, dessen Charakter den durch unsere Eroberung herbeigeführten Verhältnissen nicht gewachsen seyn konnte. Er selbst fühlte das Mißliche seiner Lage, und erneute mir den meinem Vorgänger bereits gemachten Vorschlag seiner Würde zu entsagen, unter der Bedingung, mit jenen zu Oran ansässigen oder in Besatzung liegenden Türken, die ihm folgen wollten, nach der Türkei zurückgebracht zu werden. Da ich damals jedoch meine Anstalten zur Expedition nach dem Atlas traf, glaubte ich Hassans Vorschlag unserem Interesse nicht angemessen; seine Treue war mir nicht verdächtig; ich ersuchte ihn daher um Beibehaltung seiner Würde, und sagte ihm Truppen zu, wenn er deren bedürfen sollte.

Der Hauptbeweggrund jenes dringenden Ansinnens des Bey von Oran war der Angriff des Neffen des Kaisers von Marocco, Muley Aly, der, nachdem er Orans Gebiet verletzt, und mehrerer Städte sich bemächtigt, nach allen Richtungen hin Emissäre mit der Ankündigung aussandte, er handle im Namen und auf Befehl seines, mit dem Könige der Franzosen einverstandenen Souveräns; zwischen Frankreich und Marocco sey der Vertrag geschlossen, daß unsere Truppen nur das Littoral zu occupiren hätten; das Innere der Regentschaft aber dem Kaiser überlassen werden solle. Jenen Nachrichten hatte Muley Aly Drohungen und Verheißungen beigesellt. Der Charakter des schon betagten Bey's verstattete ihm durchaus keine energische Maßregel. Von der Mehrzahl der Seinigen, die seiner früheren Bedrückungen sich nur gar zu wohl erinnerten, verlassen, blieben ihm nur die Stadtbewohner und 700 Türken, auf deren Treue selbst er nicht einmal mehr zu rechnen wagte. Diese Verhältnisse, vereinigt mit dem mächtigen Einflusse der Erscheinung eines muselmännischen Prinzen, der als Beschützer der Bewohner gegen die Christen sich ankündigend, dem Bey Verrath seines Gebieters und Glaubens ganz offen vorwarf, mußte Muley Aly's Plane begünstigen. Die Fortschritte der Invasion wurden daher mit jedem Tage bedenklicher, und Muley's Agenten hatten, die ganze Bevölkerung zur Empörung aufreizend, einen großen Theil des Innern der Provinz, bereits aufgewiegelt. Noch mehr, Muley's Abgeordnete wagten es sogar, einige Lieues von Algier sich zu zeigen; einer von ihnen hatte selbst die Keckheit, unter falschem Namen in die Stadt zu kommen, und sich mir in Person darzustellen. Ich durchschaute seine Absichten, und ließ ihn ungefährdet wieder abziehen.

Im Oktober bereits deutete der Kaiser von Marocco in einem an mich erlassenen Glückwünschungsschreiben in zweideutigen Ausdrücken seine Verpflichtung an, getreuen Gläubigen, die seinen Schutz und seine Unterstützung gegen die mit jedem Tage drohender werdenden Angriffe der Kabylen anriefen, angedeihen zu lassen. Unter demselben Vorwande wagte Muley später, an der Spitze einer Reiterabtheilung, die Gränze zu passiren, und auf Tremesen zu marschiren. Als Kommandeur en Chef der französischen Armee und des ganzen Landes glaubte ich unsere Ehre bei Behauptung der Integrität des Gebietes der Regentschaft Algier interessirt, und sah in jenem feindlichen Angriffe eines fremden Prinzen einen unsern Waffen zugefügten Unglimpf. Da ich indeß nicht, ohne alle Mittel gütlicher Ausgleichung versucht zu haben, den Weg der Strenge einschlagen wollte, sandte ich an unsern Vicekonsul von Marocco, der das Generalkonsulat zu Tanger versah, eine hierauf bezügliche Note. Es erfolgte keine Antwort; die Unordnungen nahmen immer zu, Muley's Leute plünderten und verheerten Alles bis vor Orans Thore. Tagtäglich liefen neue Beschwerden des Bey's und dringende Hülfgesuche ein. Die Korrespondenz eines Staabsoffiziers, den ich nach Oran abgeordnet, gestattete keinen Zweifel an der Wahrheit der Berichte des Bey.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsetzung.)

Indeß that der griechische Kaiser seinerseits das Beste, um dieser bewaffneten Menge den höchstmöglichen Begriff von seiner eigenen Hoheit, so wie von der Wichtigkeit des feyerlichen Geschäftes beizubringen, zu dem sie sich versammelt hatten. Die Fürsten des Heeres fügten sich ohne Widerspruch in das Verlangen des Kaisers, die Einen, weil dadurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt wurde, die Andern, weil man ihre Habsucht befriedigt, mehrere weil man ihren Ehrgeiz zu entflammen gewußt hatte, endlich einige, wiewohl die wenigsten, weil Alexius Freundschaft dem Gelingen ihres Unternehmens am förderlichsten zu seyn schien. In Folge dieser verschiedenen Beweggründe bewiesen die Heeresfürsten eine Unterwürfigkeit, von der wahrscheinlich ihre Herzen weit entfernt waren, und sorgfältig vermieden sie Alles, was bei diesem feierlichen Feste die Griechen verletzen konnte. Doch gab es auch Andere, die weniger schmiegsame Geduld hatten.

Diejenigen Edlen, die von eigentlich fränkischer Abkunft und Geburt waren, machten sich vorzüglich durch ihre hoffährtige Geringschätzung aller übrigen Nationen, die dem Kreuzzuge sich angeschlossen hatten, bemerkbar, aber auf gleiche Weise auch durch ihre unbezähmbare Tapferkeit und durch die Verachtung, die sie gegen die Macht und Herrlichkeit des griechischen Kaiserreiches gefaßt hatten. Es ging ein Sprüchwort unter ihnen, wenn der Himmel einfiele, so seyen die Lanzen der französischen Kreuzfahrer allein im Stande, ihn zu halten. Derselbe trotzige Hochmuth offenbarte sich auch in ihren Streitigkeiten, die sie von Zeit zu Zeit mit denen hatten,

die sehr gegen ihren Willen sie bewirtheten; Streitigkeiten, in denen die Griechen aller ihrer Verschlagenheit ungeachtet nicht selten den Kürzern zogen. Alexius war deßhalb auch entschlossen, sich um jeden Preis dieser ungestümen und störrigen Gäste zu entledigen, und sie so schnell als möglich nach dem jenseitigen Ufer des Bosporus überzusetzen. Bei dieser Gelegenheit war ihm daher auch die Anwesenheit des Grafen von Vermandois, Godfrieds von Bouillon und anderer einflußreicher Fürsten sehr willkommen, um unter den französischen Rittern niederern Ranges, die eben so ungefügig als zahlreich waren, Ordnung zu erhalten.

Im Kampfe mit einem innern Gefühl beleidigten Stolzes, das er jedoch weislich niederkämpfte, bemühte sich der Kaiser mit zufriedenem Gesicht eine Huldigung entgegen zu nehmen, die ihm nur mit einer Art von Spott geleistet wurde. Ein Vorfall, der noch hinzukam, diente vollends die schroffe Verschiedenheit der Denk- und Sinnesart zweier Völker in's Licht zu stellen, die durch eine so ungewöhnliche Gelegenheit mit einander in Berührung gekommen waren. Mehrere Schaaren von Franken waren nach und nach an dem Throne des Kaisers vorübergezogen, und hatten den vorgeschriebenen Lehendeid noch so ziemlich ernsthaft geleistet. Vor Alexius niederknieend und ihre Hände in die seinigen legend, hatten sich die Kreuzfahrer des durch Uebereinkunft bestimmten Ceremoniels entledigt. Als aber die Reihe an Bohemund gekommen war, erhob sich der Kaiser, der diesem schlauen Fürsten, seinem vormaligen Feind und gegenwärtig scheinbaren Freund, eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, von seinem Thron und geleitete ihn einige Schritte weit nach dem Meeresufer zu, wo die Fahrzeuge zur Einschiffung der Kreuzfahrer bereit lagen.

Nur einige Schritte, wie gesagt, blieb Alexius Bohemund zur Seite, was als eine besondere Huld des Kaisers gegen letztern angesehen wurde; allein er setzte sich dadurch einer schrecklichen Beleidigung aus, die seine Leibwachen und Unterthanen um so tiefer kränkte, als man sie absichtlich zugefügt glaubte. Ein Dutzend Ritter, das Gefolge eines französischen Grafen, welche nach Bohemund die Lehenshuldigung ablegen sollten, sprengten ihre Herren an der Spitze im fliegenden Galop rechts von den fränkischen Geschwadern heran, und machten vor dem Throne Halt, der in eben diesem Augenblicke leer stand. Der Anführer dieser kleinen Schaar war von riesenhaftem Wuchse, und hatte zwar sehr schöne Züge, allein schwarze und dichte Haare gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von Ernst und Entschlossenheit. Auf seinem Kopf trug er ein Barett, und seine Füße, Hände und übrigen Gliedmaßen waren mit Gemsleder bedeckt, über das er gewöhnlich noch die schwere und vollständige Rüstung seines Landes trug; allein diese hatte er der Bequemlichkeit wegen heute abgelegt, obgleich er hiedurch ganz und gar gegen das Ceremoniel verstieß, das bei einer so hochwichtigen Gelegenheit üblich war. Er wartete nicht die Rückkunft des Kaisers ab, und unbekümmert, ob er nicht den Anstand verletze, wenn er den Kaiser zwinge, seine Schritte zu verdoppeln, um seinen Platz wieder einzunehmen, sprang er von seinem gigantischen Hengste, dessen Zügel sogleich ein Page seines Gefolges ergriff. Ohne einen Augenblick sich zu bedenken, setzte sich der fränkische Graf auf den leeren Kaiserthron und indem er seinen gewaltigen Körper auf den reichen Polstern ausstreckte, die für Alexius bestimmt waren, schmeichelte er gleichgültig einem großen Wolfshund, der ihm gefolgt war, und es sich so bequem als sein Herr machte, indem er sich auf den goldgestickten Teppichen von Seide und Damast ausstreckte, mit denen der Fuß des Thrones bekleidet war. Hier dehnte er sich mit einem Uebermuth und einer Wildheit, als wollte er zu verstehen geben, daß er um Niemand sich kümmere, als um seinen Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme von Bagdad.

(Aus dem Moniteur Ottoman.)

Die nachstehende Erzählung von der Unterwerfung des rebellischen Pascha's von Bagdad mag zugleich als eine Probe aus der türkischen Staatszeitung dienen:

„Davud Pascha, vormals Gouverneur von Bagdad, der durch das Wohlwollen des Monarchen zu diesem ausgezeichneten Posten erhoben worden war, hätte seine Erkenntlichkeit für eine so hohe Begünstigung nicht besser beweisen können, als durch die genaueste Beachtung seiner Amtspflichten und strenges Halten an die kaiserlichen Befehle, welche ihm vorschrieben, die seiner Verwaltung anvertrauten Unterthanen mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu behandeln. Davud Pascha mißkannte diese Grundsätze; er vergaß Das, was ihm für die Wohlfahrt der Unterthanen Sr. Hoheit vorgeschrieben war; bald kannten seine verbrecherischen Plane keine Gränzen mehr, und die von der erhabenen Pforte erhaltenen Befehle, rücksichtlich der innern Angelegenheiten, deren Vollziehung von hoher Wichtigkeit war, mußten seiner Willkür weichen. Seine Antworten auf die amtlichen Anfragen des Divans waren zögernd und ausweichend, seine Entschuldigungen unhaltbar und seine Absichten nur schlecht verhüllt. Er überbürdete die Bevölkerung mit Abgaben verschiedener Art, erhob bedeutende Beträge und trieb so die Bedrückung aufs Aeußerste.

„Bei dieser Lage der Sachen wurde einer der Minister der erhabenen Pforte, der vormalige Defterdar oder Finanzminister, Sadick Effendi, als außerordentlicher Kommissär an Davud Pascha gesandt, um ihm wohlmeinenden Rath zu ertheilen, ihn zu vermögen, sich den Befehlen des Sultans zu fügen, und um ihm vorzustellen, daß sein dem kaiserlichen Willen so entgegengesetztes Benehmen, dafern er darauf beharren würde, früh oder spät traurige Folgen für ihn haben müsse.

„Davud Pascha, auf seinen verbrecherischen Absichten beharrend, verband mit den trügerischen Verstellungen, die er sich von seiner Gewalt machte, ein großes Mißtrauen gegen den Auftrag Sadick Effendi's. Hätte er sich gerade an die erhabene Pforte gewendet, so würde es ihm leicht gewesen seyn, sich über seinen Verdacht Aufklärung zu verschaffen und die Furcht zu beseitigen, die ihm die Gegenwart eines Ministers des Divan einflößte. Aber schon weit entfernt von der Bahn der Treue und Ergebenheit, hütete er sich gesetzliche und heilsame Wege einzuschlagen. Voll Zuversicht auf die Hülfsmittel, die Bagdad, sein Vaterland, ihm bieten konnte, und in der Einbildung, daß der Einfluß, den er in jenen Gegenden kraft der Macht übte, womit die erhabene Pforte ihn bekleidet hatte, als sie ihn noch für einen treuen Unterthanen hielt, persönlich sey, hielt er seine Herrschaft für unerschütterlich, und wagte das entsetzliche Verbrechen, Sadick Effendi fast im Augenblicke seiner Ankunft und als dieser Gesandte voll Vertrauen von den Beschwerden einer langen Reise bei ihm sich erholen wollte, umbringen zu lassen.

„Durch dieses Betragen zog er sich die Ahndung der souveränen Macht zu. Der Monarch, der, vom Geiste der Gerechtigkeit beseelt, in weiter Ferne sowohl als in seiner Nähe, den Ungehorsam zu bestrafen und die Treue zu belohnen weiß, verband das Gouvernement von Bagdad und Diarbekir mit dem von Alep, und vertraute deren Verwaltung dem gegenwärtigen Gouverneur von Alep, Ali Pascha, der beauftragt wurde, sogleich ein Truppenkorps aus drei Regimentern regulärer Kavallerie und einer bedeutenden Anzahl irregulärer Truppen bestehend zusammenzuziehen und Davud Pascha abzusetzen.

„Der Commandant en Chef, Ali Pascha, ging von Alep über Tekrit nach Musul. Der Beiler Bey oder Kommandant von Musul, Hadschi

Kassim Pascha, der den Intendanten Hadschi Ebubekir Aga unter seinen
Befehlen hatte, bildete an der Spitze von sechstausend Mann den Vortrab.
In Devil, nahe bei Bagdad, angekommen, griff er die Truppen an, die
Davud Pascha ihm entgegengeschickt hatte, und nöthigte sie, sich nach
Bagdad zurückzuziehen. Während dieses Gefechts rückte eine bedeutende
Zahl Athiren *) und andere Truppen Kassim Pascha's vor, der bald unter
den Mauern von Bagdad stand und am Thore Imam Musa Halt machte.
Er schickte sogleich das kaiserliche Dekret, daß den Einwohnern eine allge-
meine Amnestie zusicherte, in die Stadt. Das Dekret machte eine ent-
scheidende Wirkung; Davud Pascha sah seine Macht, die Einwohner zum
Gehorsame zu nöthigen, schwinden, und seinen gewissen Untergang vor
Augen, nahm er zur List seine Zuflucht, zu deren Ausführung er sich
Salish Bey's, eines der Vornehmsten der Stadt und Sohns Suleimann
Pascha's, vormals Gouverneur von Bagdad, bediente, den er durch das
falsche Versprechen täuschte, ihm das Gouvernement des Landes zu ver-
schaffen.

„Auf Anstiften Davud Pascha's schrieb Salish Bey einen Brief an
Kassim Pascha, in dem er diesem meldete, daß er dem vor einigen Tagen
publizirten kaiserlichen Dekrete zufolge im Einverständnisse mit den Ein-
wohnern der Stadt Davud Pascha in seinem Serail aufgehoben habe und
ihn als Gefangenen bei sich verwahre. Er bat Kassim Pascha zugleich,
die Verwaltung des Landes bis zur Ankunft Ali Pascha's provisorisch zu
übernehmen. Dieser Brief wurde durch Bagdad Aghassi überschickt, der
beauftragt war, diese Einladung zu wiederholen. Kassim Pascha, der dem
Inhalte des Briefes vertraute, übergab Ebubekir Aga den Befehl über die
Truppen, begab sich mit ungefähr hundert Mann nach Bagdad, und
stieg im Regierungspalaste ab. Am andern Tage gegen Abend umringte
Davud Pascha mit einem zahlreichen Gefolge den Palast und griff ihn un-
versehens an. Kassim Pascha vertheidigte sich, aber endlich erlag er der
Uebermacht und kam nebst Achmet Effendi, dem vormaligen Wojewoden
von Merdin, um. Einem Theil seines Gefolges glückte es, sich ins Lager
zu retten.

„So verband Davud Pascha Schurkerei mit Grausamkeit, die er unge-
scheut aufs Höchste trieb, indem er eine Adresse aufsetzte, die er für das
Werk der Eingebornen ausgab und mit falschen Unterschriften versah. In
diesem Dokument, welches Rechtfertigungsgründe enthielt, sagten die Ein-
wohner, daß sie aus Gehorsam gegen die Befehle des Monarchen Davud
Pascha gefangen und Kassim Pascha eingeladen hätten, nach Bagdad zu
kommen, daß aber die Truppen von Musul sich Ausschweifungen erlaubt
und dadurch eine Verschwörung veranlaßt hätten, deren Opfer Kassim
Pascha geworden sey. Sie berichteten ferner, daß Salish Bey als provi-
sorischer Gouverneur eingesetzt worden, und verlangten, daß zu Belohnung
ihres Vertrauens Davud Pascha in der Verwaltung des Landes bestätigt,
oder wenigstens durch Salish Bey ersetzt werde. Diese falsche Adresse
wurde durch einen gewöhnlichen Infanteristen abgeschickt, und dem Com-
mandant en Chef Ali Pascha in dem Augenblicke übergeben, als er von
Gerkuk abmarschiren wollte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Sunderland, wo die Cholera in England eingebrochen ist,
zählt eine Bevölkerung von 40,000 Einwohnern, und ist der Sitz einer
außerordentlichen Industrie und großen Handels. Man findet dort nicht
weniger als achthundert Gebäude, welche Fabrikanten oder großen Han-
delsleuten gehören. Diese und alle wohlhabenderen Leute bewohnen zwei
Pfarrspiele, die auf einer Höhe liegen. Die arme Bevölkerung hingegen
lebt in einem dritten Stadttheile (vorzugsweise das Kirchspiel von Sunder-
land genannt) aufeinander gedrängt, in einer Vertiefung am Ufer des
Flusses, die von Norden, Süden und Osten von Höhen eingeschlossen ist,
welche den Luftzug hemmen. Aber auch die Bauart dieser untern Stadt
selbst ist ganz dazu geeignet, jede Ventilation zu verhindern. Die Häuser
sind durch elende Gäßchen von drei bis vier Fuß Breite von einander ge-
schieden. Jede Kammer von acht bis zehn Fuß im Gevierte, und sechs
bis sieben Fuß Höhe wird von einer ganzen Familie bewohnt, die hier
alle Lebensverrichtungen erfüllt und ihre Lebensmittel mit Steinkohlen
kocht, wodurch ein Rauch entsteht, daß man bei hellem Mittage oft ein-
ander nicht erkennen kann. Der Dr. Magendie, der diese Höhlen des
menschlichen Elendes besuchte und darüber der französischen Akademie Be-
richt erstattete, sagt, er habe oft kaum mit einem Lichte in der Hand den
Kranken sehen können, der nicht selten mit mehreren andern Personen auf
einem mit Gänsfedern gefüllten Sacke lag, welcher der ganzen Familie zum
Bette diente; nur an der Eiskälte der Glieder habe er den Kranken heraus-
gefunden. Dieses Kirchspiel von Sunderland ist von 17,000 Menschen
bewohnt, von denen 14,000 auf der Armenliste stehen, die aber ihre
Unterstützung nicht unmittelbar von der Armenpflegschaft erhalten, sondern
von einem Entrepreneur, der natürlich sein Interesse dabei findet, so we-
nig als möglich zu geben. Uebrigens reichen diese Unterstützungen bei
Vielen nicht so weit, um sich eine der oben erwähnten elenden Wohnun-
gen zu miethen; diese armen Leute finden Aufnahme in einem Armenhause,
dem abscheulichsten Aufenthalt, den eine menschliche Einbildungskraft erdenken
kann; insbesondere besteht der sogenannte Krankensaal daselbst aus einem
Zimmer von 20 Fuß ins Gevierte, in welchem Säcke mit Gänsfedern
umherliegen. Auf diesen liegen Weiber, Kinder und Greise durcheinander.
In dem ganzen untern Theile von Sunderland gibt es keinen einzigen Ab-
zugsgraben. Der Unrath wird auf die Dächer oder in die Straßen gewor-
fen. Die Ufer des Flusses sind mit fauligem Schlamm bedeckt, der gleich-
falls aus dort aufgehäuftem Schmutze entsteht. Diese unglaubliche Unrein-
lichkeit, der Mangel an frischer Luft, und die schlechte Lebensart der Ein-
wohner sind der Entwicklung aller bösartigen Krankheiten sehr günstig.
Die Aerzte von Sunderland bemerkten schon seit langer Zeit, daß kein Jahr
verging, wo nicht eine mörderische Epidemie, Typhus oder Scharlach
u. s. w. unter der Bevölkerung von Sunderland wüthete. Dr. Magendie
bemerkte außer den gewöhnlichen Symptomen der Cholera namentlich die
außerordentliche Veränderung des Blutumlaufes der Kranken. Das Herz
macht in einer Minute nicht mehr als 12 bis 15 Schläge, und nicht nur
die Pulsirung, sondern auch die Kraft dieses Organes ist auffallend ge-
schwächt, und zwar so sehr, daß das Herz, wenn man den Kranken aus
der horizontalen Lage in die senkrechte zu bringen versucht, nicht mehr im
Stande ist, das Blut bis in den Kopf hinaufzutreiben, und der Kranke
oft bloß durch diese veränderte Lage auf der Stelle stirbt.

*

In einer von dem Dr. Morelot herausgegebenen Statistik des Wein-
baues im Departement der Côte-d'Or, dem Vaterlande des guten Bur-
gunderweines, wird der Flächeninhalt des dort mit Weinstöcken bepflanzten
Landes auf 26,467 Hectaren angegeben. Die Quantität des jährlich erziel-
ten Weines beträgt im Durchschnitte 582,555 Hektolitres. Der besteuerte
Ertrag ist 2,250,784 Fr. 98 Cent. Die chemische Analyse des Bodens
ergibt bei den besten Lagen 12 Theile kohlensauren Kalk; bei den gerin-
gern nimmt dieser Bestandtheil ab und in der Ebene finden sich bloß
26 Theile. — Hinsichtlich der Geschichte des Weinbaues jener Gegenden
bemerkt der Verfasser, daß man den Römern die erste Anpflanzung des
Weinstockes dortselbst verdankt. Die Reben, die zuerst nach Nimes ge-
bracht wurden, verbreiteten sich bald längs den Ufern des Rhone und der
Saone, und man kann annehmen, daß unter Augustus die römischen Sol-
daten, welche ihre Lager zu Beaune, Nuits und Dijon hatten, den ersten
Weinstock pflanzten. Der Weinbau nahm bald so sehr überhand, daß ihn
Domitian durch ein Edikt verbieten zu müssen glaubte. Aurelian, der
zweite Gründer von Dijon und Beaune begünstigte dagegen den Weinbau
wieder, und Probus hob die Beschlüsse Domitians wieder auf; ihm nament-
lich verdankt daher die Côte d'Or das edle Gewächs, das gegenwärtig den
Reichthum dieser Provinzen ausmacht. Im Mittelalter suchten die mäch-
tigsten Herren und selbst Fürsten Eigenthümer der besten Lagen zu werden.
Karl der Große besaß zwischen Aloxe und Pommard einen großen Bezirk
von Weinbergen, der noch seinen Namen trägt; er schenkte ihn im Jahre
775 dem Abt von Saulieu. Die Großen der dortigen Gegend ahmten
sein Beispiel nach, und so kamen die geistlichen Herren nach und nach in
Besitz der besten Lagen; sie setzten einen hohen Werth darauf, und nicht
mit Unrecht. Papst Gregor XI belohnte während seines Aufenthaltes in
Avignon den Abt von Citeaux, Johann de Bussières, für ein Geschenk von
50 Fässern Beaune- und Chambertin-Weines mit dem Kardinalshut.

*) Nomadische und kriegerische Völkerstämme, welche die Wüste bewohnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 11. 11 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

II.

Pera am 29 Sept. 1830.

Heute nahm ich meinen Weg nach dem Fanar. Ich wollte den griechischen Patriarchen besuchen. Ich durchwanderte einen sehr traurigen und verödeten Theil der Stadt, der einst so glänzend und volkreich war; die Straßen, die zu dem ziemlich schönen Palast des Patriarchen führten, schienen ausgestorben. Papas, die im Vorzimmer Bedientendienste verrichten, führten mich in die Gemächer des Patriarchen. Ich befand mich unter zehn oder zwölf Bischöfen, die bei ihm zu einer Synode versammelt waren. Seine Heiligkeit (denn diesen Titel führt er) ließ mich an seiner Seite auf dem Sofa Platz nehmen. Der Patriarch ist ein Mann von Geist, machte viele Reisen und besitzt ein mit Allem was er gesehen, bereichertes Gedächtniß. Er hat ein geschichtliches und geographisches Werk über den Berg Sinai herausgegeben. Auch eine gute Karte von der Insel Cypern verdankt man ihm. Kurz zuvor hatte er ein Werk in neugriechischer Sprache über die Stadt und die Alterthümer Konstantinopels herausgegeben. Bevor unsere Unterhaltung begann, mußte ich so gut wie bei den Türken zuerst Kaffee nehmen, und den Schibuk rauchen. Der Prälat sprach mit Geläufigkeit französisch. Vor Allen fragte er mich nach Herrn von Chateaubriand, den er zu Alexandrien kennen lernte, als dieser berühmte Reisende von Jerusalem zurückkehrte. Seine Heiligkeit glaubte mir zu Eroberung von Algier Glück wünschen zu müssen. Dieses Ereigniß hat Frankreich in allen Gegenden des Orientes einen großen Namen erworben. Seit der Expedition nach Aegypten hat nichts so sehr die Gemüther der Türken, Griechen und Araber angeregt. Das Gespräch lenkte sich dann auf die Pariser Revolution und die Absetzung Karls X. Der Patriarch schien den Umsturz einer Monarchie, nachdem sie sich kurz vorher durch eine so glänzende Waffenthat, wie die Eroberung von Algier, verherrlicht, nicht begreiflich zu finden. Er drückte sein Erstaunen aus, daß ein Fürst, der wegen eines Fächerschlages Afrika zittern machen konnte, nicht im Stande war, sich eines Angriffs in seiner Hauptstadt zu erwehren, und daß eine alte Monarchie in wenigen Stunden wie ein Mann in einem Zweikampfe unterlegen sey.

Die nacheinander folgenden Revolutionen in Belgien, Polen, Italien und Deutschland erregten hier die größte Neugierde. Der Patriarch richtete über diese Ereignisse Fragen an mich, die mehr als Erstaunen ausdrückten. „Es sind nur wenige Tage her, bemerkte Se. Heiligkeit, daß wir Europa wie es war, bewunderten, und nun will man es ganz neu umgestalten. Die Szepter Ihrer Könige, von denen wir unser Schicksal abhängen sahen, sind ein Spielzeug für Kinder geworden und Ihre Civilisation, die wir uns zum Vorbilde nahmen, bietet uns nur den Anblick eines Erdbebens.“ Der Prälat bedauerte vorzüglich das Schicksal Frankreichs und des Sohns des heiligen Ludwig. Was aber am meisten seine Begriffe zu verwirren schien, war der Umstand, daß Karl X vom Thron gestürzt wurde als ein Feind der Freiheit, er, den Griechenland seinen Befreier nannte, und der die Tyrannei der afrikanischen Seeräuber stürzte. Der Patriarch war nur mit den Verhältnissen des Orients vertraut; er konnte durchaus nicht unsern Kampf über die Wahlen und die Freiheit der Presse begreifen; das rechte und das linke Centrum, die Congregation, das Comité Directeur, das Ministerium vom 8 August, die zweihundert und ein und zwanzig blieben ihm völlige Räthsel. Vergeblich bemühte ich mich, sie ihm zu lösen, indem ich die neue Revolution von allen Seiten beleuchtete; ich hätte ihm eben so gut vom Ursprung des Windes und den magnetischen Einflüssen vorgepredigt. Indeß nicht verstehen ist auch manchmal geurtheilt. Frankreich im vergangenen Julius wird hier durchgehends nicht anders beurtheilt. In der Ferne nimmt man nur die großen Ursachen einer Begebenheit wahr, und doch sind es oft nur kleine Güter, wegen deren die Gesellschaft erschüttert wird. Ist es nicht deutlich geworden, daß selbst die Männer, die sich an die Spitze der Juliusrevolution stellten, nicht ganz wußten, was sie wollten, und wie sollte man es hier begreifen? Nur so viel ist gewiß, daß man den Schlag anerkennt, der ganz Europa in Bewegung setzt, und die Parteien, die man von hier aus auf einander losgehen sieht, ohne gerade zu wissen, warum, kommen diesen Leuten wie Tänzer vor, die ohne Musik tanzen.

Ich wagte es nicht, den Patriarchen um Neuigkeiten aus Griechenland zu befragen. Ich wußte, daß er sich in dieser Beziehung in sehr schwierigen Verhältnissen befand, selbst was die geistlichen Angelegenheiten anbelangt. Er selbst darf sich Glück wünschen, mit einem Lande nicht in Beziehungen zu stehen, das der Pforte mehr als je verhaßt seyn muß. Würde seine Suprematie von den Völkern anerkannt, die das türkische Joch abgeschüttelt, so dürfte er mit Sicherheit darauf zählen, sich gefährliche Verantwortlichkeiten

zuzuziehen. Das tragische Ende eines seiner Vorgänger muß immer seinem Geiste vorschweben. In seiner Unterredung gab er mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß er von den Schülern des Propheten streng beobachtet wird. Bei uns setzt man den höchsten Werth darein, seine Meinung öffentlich bekannt zu machen, hier zu Lande sie so viel als möglich zu verheimlichen.

Die Hauptursache meines Besuches bei dem Patriarchen war der Wunsch, von ihm einige Aufklärungen über das alte Konstantinopel zu erlangen. Ich brachte ihn auf dieses Kapitel, und nachdem wir von den Ruinen gesprochen hatten, welche von allen Seiten die Revolutionen unserer Tage umgeben, kamen wir auch auf jene Trümmer zu sprechen, die von Umwälzungen früherer Zeiten noch Kunde geben. Ich war bei dem Patriarchen von einem Buchhändler eingeführt worden, der mir unter der Hand zu verstehen gegeben hatte, ich möchte Sr. Heiligkeit nicht von dem Buche sprechen, das er über Byzanz herausgegeben. Wahrscheinlich fürchtete der Buchhändler einige Gefahr für den Patriarchen, wenn er sich als den Verfasser eines großen Werkes über Stambul bekenne; denn die Türken haben es nicht gern, wenn man von den Merkwürdigkeiten ihres Landes spricht und verbergen mit Fleiß dem Fremden die Ruinen des Alterthums, die ihre Städte enthalten. Ich unterließ nicht, die Anweisung meines Begleiters zu befolgen; allein ich fand bald, daß meine Zurückhaltung unnöthig war. Ich befragte den gelehrten Prälaten um die Lage des Palastes Blaterna und des Bukoleons, so wie über die Mauern und Thürme des alten Byzanz. Er beantwortete meine Fragen und da ich ihm einige Einwürfe machte, indem ich andere Zeugnisse als die seinigen anführte, wiederholte er mehrmals, daß er ein Buch über Konstantinopel geschrieben, und besser als irgend Jemand die Kaiserstadt kenne. Aus diesen Worten entnahm ich, daß der Patriarch nicht sehr besorgt sey, den Schleier der Anonymität zu bewahren, und ich wünschte ihm daher zu seinem Buche, das ich Tags vorher gekauft hatte, Glück. Es nahm mich nicht Wunder die Eitelkeit eines Schriftstellers im Fanar zu finden, wo einst das Hauptquartier aller Eitelkeiten war. Uebrigens muß ich beifügen, daß ich aus dem Werke des Patriarchen nur wenig schöpfen konnte, denn obgleich es ein lobenswerthes Buch ist, so enthält es doch nur wenig, was nicht die gelehrten Nachforschungen eines Giles, Ducange, Cantemir, Grelot's, des Abbe Sevin und vorzüglich des englischen Reisenden Delaway bereits ans Licht gezogen.

Ich nahm Abschied von dem Patriarchen, und da ich im Sinne hatte, die Bibliothek der Griechen in Jerusalem zu besuchen, so bat ich Se. Heiligkeit um ein Empfehlungsschreiben an den Metropolitan der heiligen Stadt. Mit dem Versprechen, mir ein solches mitzugeben, begleitete mich der Patriarch bis an die Thüre, indem er mir empfahl, auf meinen Wanderungen auch seine alte Diözese vom Berg Sinai zu besuchen. Nachdem wir den Patriarchen verlassen hatten, besuchten wir einige angesehene Bewohner des Fanar, die ich höflicher und mittheilsamer fand als die Griechen, welche in andern Stadtquartieren wohnen. Vorzüglich fand ich an der Fürstin Mo..., der ich vorgestellt wurde, jene Anmuth des Geistes und der Manieren, die sonst die vornehmeren griechischen Familien von Konstantinopel auszeichnete. Sie erfuhr in den letzten Zeiten alle Schläge des Schicksals und ertrug sie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. Ihr Gemahl lebt schon zehn Jahre in der Verbannung und sie hat den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt. Durch Klugheit und Geistesstärke überlebte sie die Zeit der Verfolgungen und wußte sich bei den Türken in Hochachtung zu sehen. Ihre Kinder erhalten unter ihren Augen die vollkommenste Erziehung. Vor einigen Monaten reiste ihr jüngster Sohn, ein Knabe von kaum zehn Jahren ganz allein und ohne Jemand Etwas davon zu sagen, nach Wien und stellte sich dem Herrn Fürsten von Metternich vor, der sehr erstaunt war, einen so jungen Reisenden vor sich zu sehen. Der Fürst nahm ihn mit großer Güte auf: „Wenn Sie Etwas wünschen, so dürfen Sie nur verlangen." — „Was kann ein Sohn verlangen," sagte der treffliche Knabe, „dessen Vater verbannt ist?" Herr von Metternich umarmte bei diesen Worten den Prinzen, und versprach ihm, sich bei der Pforte für die Zurückberufung seines Vaters zu verwenden. Die Fürstin Mo . . . erzählte dieses Beispiel kindlicher Liebe mit dem gerechten Stolz einer Mutter.

Indem ich die Straße des Fanar durchwanderte, las ich auf allen Gesichtern einen Ausdruck der Traurigkeit und unruhvoller Besorgniß. Die großen Familien sind zerstreut worden, die schönsten Häuser stehen unbewohnt. Vormals beunruhigten Ehrgeiz und Eifersucht die höhere Gesellschaft der Bevölkerung des Fanar. Gegenwärtig herrscht dort nur Trauer, Elend und Furcht. Ich fragte, was aus jenen reichen Bibliotheken geworden sey, die einige reiche Freunde der Wissenschaft gesammelt hatten, was aus jenen gelehrten Versammlungen, wo man sich darin gefiel, in der Sprache Homers und Plato's die Unterhaltung zu führen? Statt der Antwort zeigte man mir zwei erbärmliche Druckereien, wo man Circulare druckt und eine Kleinkinderschule. Alles was ich in diesem merkwürdigen Stadttheile, der vormals dem Fremden ein kleines Bild des alten Byzanz gab, bemerken konnte, hinterließ mir traurige Gedanken. Von allen Größen des Fanar blieb nichts als der Patriarch und selbst dieser Nachfolger des Photius gleicht jenen alten Denkmälern, die man in Konstantinopel sieht, z. B. jener „verbrannten Säule" die ich Tags zuvor sah und die von elenden Hütten und Schutthaufen des Brandes umgeben ist. In meinem nächsten Briefe werde ich Sie zu einem Obrist der Kaisergarde und zu einem der höchsten Staatsbeamten dem Mollah von Eyub führen.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Der Pari von Anuanu war in Kriegszeiten ein wichtiger Punkt, und wer im Besitz desselben blieb, war meist auch Herr der Insel. In seiner Nachbarschaft wurde manch blutige Schlacht gekämpft und hier war es auch, wo die Unabhängigkeit von Oahu mit dem letzten Könige der Insel im Jahre 1790 zu Grunde ging. Tamehamea, der Bonaparte der Sandwichinseln, dem es durch überwiegenden Geist und Muth gelang, die ganze Inselgruppe seiner Herrschaft zu unterwerfen, hatte damals O-a-hu mit Krieg überzogen. Der König von O-a-hu versammelte sein Heer zwischen Honruru und dem Perlstrome; eine Schlacht, die darauf erfolgte, fiel für ihn

ungünstig aus und sein Bundesgenosse Taeo, König von Ta-u-ai und Ni-hau wurde erschlagen. Der König von O-a-hu zog sich sodann in das Thal von Annanu zurück, wo Taiana, ein ehrgeiziger und kühner Häuptling von Ha-wai-i zu ihm stieß. Tamehamea an der Spitze seiner siegreichen Krieger folgte ihm, und ungefähr zwei Stunden von Pari wurde die letzte Entscheidungsschlacht gefochten. Der König von O-a-hu fiel, sein Heer floh dem Bergabsturze zu, verfolgt von Tamehamea's Schaaren, und Taiana vertheidigte sich auf der Höhe des Pari, bis er fiel. Seine Krieger setzten dessenungeachtet den Kampf fort, bis sie endlich völlig überwältigt, vierhundert an der Zahl, in den Abgrund hinabgestürzt, und an den Felsen in der Tiefe zerschmettert wurden. Tamehamea behielt das Feld und die Herrschaft der Insel. Noch bis auf diese Stunde zeigen die Eingebornen die Stelle, wo der König der Insel stand, als er seinen letzten Speer auf den andringenden Feind schleuderte und dann die Todeswunde empfing. Manche, wenn sie vorbeigehen, setzen ihren Fuß auf den Fleck, wo er gestanden haben soll, und indem sie die Stellung annehmen, in welcher der König nach Bericht der Sage den Todesstoß erhielt, schwingen sie ihren Stab oder Speer und erzählen ihren Kindern und Gefährten, daß hier der letzte König von O-a-hu im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein Leben ließ.

In gerader Richtung südlich von dem Thale Annanu liegt die Stadt und der Hafen Honoruru, der unter allen Häfen der Sandwichinseln der beste, und zu allen Jahreszeiten der sicherste ist; die fremden Schiffe besuchen ihn deßhalb häufiger als die übrigen Buchten. Selten sieht man in ihm weniger als drei- oder vier Schiffe vor Anker liegen, manch Mal aber auch mehr als dreißig zu gleicher Zeit. Die Stadt hat, seitdem die Schifffahrt so zugenommen, gleichfalls an Bevölkerung gewonnen, ist eine der größten auf den Sandwichinseln und zählt zwischen sechs und sieben tausend Einwohner. Honuruu ist der gewöhnliche Aufenthaltsort des Königs und der vornehmsten Häuptlinge, die mit den fremden Schiffen thätigen Handel treiben, und sich deßhalb auch am Meeresufer ansässig gemacht haben. Es leben hier auch zwölf oder vierzehn amerikanische Kaufleute, die am Ufer Waarenhäuser für fremde Güter bauten, die meist in Stückgut, Metallwaaren, irdenem Geschirr, Hüten, Schuhen, Schiffsvorräthen u. s. w. bestehen, und an die Eingebornen für spanische Dollars oder Sandelholz verkauft werden. Auf der östlichen Seite der Bay liegt ein starkes Fort, von ungefähr dreihundert Fuß im Gevierte, und mit sechzig Kanonen besetzt. Es wurde von den Russen begonnen, aber von den Eingebornen vollendet, welche jene vertrieben, weil sie fürchteten, diese Fremdlinge seyen des Sinnes mit Hülfe ihrer Niederlassungen auf der nordwestlichen Küste von Amerika sich der Insel zu bemächtigen. Hier ließ sich auch im Monat April 1820 eine amerikanische Mission nieder, die mit großem Erfolg die Lehren des Christenthums verkündigt.

Von den Eingebornen haben viele ihre Grashütten verlassen, und bequeme Häuser von Holz oder Stein erbaut, unter andern baute sich der erste Minister des Königs Karaimoku eine Wohnung, die eben so sehr von seiner Ausdauer als seinem Geschmacke zeugt.

Ungefähr sechs Meilen westlich von Honoruru und fast in gleicher Entfernung von dem Dorfe Eva, am Perlflusse, findet sich eine besondere Naturmerkwürdigkeit — ein kleiner runder See, der in der Nähe des Meerufers gelegen und dergestalt mit Salz geschwängert ist, daß die Eingebornen zwei Mal des Jahrs aus demselben zwischen zwei- und dreihundert Tonnen schöne reine harte Salzkrystalle ziehen. Dieser See ist daher auch außer seiner Merkwürdigkeit eine sehr einträgliche Fundgrube für die Insel. Er gehört dem Könige, und dient nicht bloß, eine Menge Seefische aufzubewahren, sondern liefert auch einen bedeutenden Handelsartikel. Große Ladungen Salz werden nach Kamtschatka verkauft oder gegen Seehundsfelle ausgetauscht, oder den russischen Schiffen aus den Niederlassungen in Amerika verhandelt. Die Bevölkerung von O-a-hu wird auf 20,000 Seelen angeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von einigen persischen Städten.

(Auszüge aus einer Reise Frasers an den Küsten des kaspischen Meeres.)

Asterabad ist der Hauptort eines unbedeutenden Gouvernements. Diese Stadt hat sehr viel von ihrer Wichtigkeit verloren, seit Nadir-Schah, der den unruhigen Geist ihrer Bewohner fürchtete, das innerhalb ihrer Mauern gelegene feste Schloß schleifen ließ. Indeß zeichnet sich Asterabad vor dem größten Theile der persischen Städte durch seine Gebäude, durch seine großen Gärten, durch die Baumgruppen, die zwischen den Wohnungen sich erheben, durch schön gepflasterte Straßen und sorgfältig gehaltene Wasserabzüge vortheilhaft aus. Asterabad hat zwar einen Hafen im kaspischen Meere, allein einen nur sehr beschränkten Handel, und sein Bazar bietet nur die den Einwohnern nothwendigen Lebensbedürfnisse. Die Provinz von Asterabad ist die Heimath des Stammes der Kadschar, dem die gegenwärtig über Persien herrschende Familie angehört; sie stand im Rufe wegen ihrer Tosfendschis oder Büchsenschützen, von denen ein beträchtliches Korps gewöhnlich den Dienst der Leibwache bei dem Könige versieht. Das Klima von Asterabad gilt für ungesund, weßhalb während der heißen Jahrszeit alle Einwohner, denen es möglich ist, die Stadt verlassen, und sich auf ihre Jeilaks oder Sommerwohnungen im Gebirge zurückziehen.

Nokandeh — ein kleines Dorf — befindet sich nur sechs Meilen von einer Mauer, die einst sehr stark war, gegenwärtig aber größtentheils Ruine ist; dieselbe bildete vormals die Gränzscheide der Provinzen Asterabad und Masenderan, und erstreckte sich von den Bergen im Süden dieser Provinzen bis ans Meer.

Aschraf hat noch zahlreiche und prachtvolle Ueberreste von den Palästen und Gärten aufzuweisen, mit denen sie der große Abbas-Schah geziert hatte. Allein diese Spuren ehemaliger Größe verschwinden allmählich mehr und mehr durch die Unbild der Zeit und der Menschen, die ungehindert die Materialien davon zum eigenen Gebrauche wegnehmen. Drei Jahre bevor Fraser diese Ruinen besuchte, hatte der König von Persien eine Reise nach Masenderan gemacht, bei welcher Gelegenheit ein Seid, d. h. einer der angeblichen Abkömmlinge Muhamets, die man zahlreich in allen muselmännischen Provinzen antrifft, dem Monarchen die Bitte vortrug, wenigstens auf die Erhaltung des unter dem Namen Imaretitschesschmeh oder Brunnenpalastes und des Eusiabad Rücksicht zu nehmen. Der König antwortete, daß diese Sache zu große Kosten erheischen würde und er hiezu nicht die nöthigen Fonds besitze. Der Seid aber bestand auf seiner Bitte, indem er sagte, wenn der königliche Schatz hiezu nicht hinreichende Mittel biete, so möge der Monarch dieselben aus dem Schatze des Schah Abbas nehmen. „Und wo ist dieser Schatz?" rief der König erstaunt. „Dein Knecht," erwiederte der Seid, „nimmt sich die Freiheit, Deiner Majestät vorzustellen, daß wenn man das Gewässer dieser Quellen nützlich anwendete, daraus jährlich ein Gewinn von dreitausend Ladungen Reiß sich ergeben würde, wenn nur mein königlicher Herr einen Vorschuß von zwei- oder dreitausend Tonnen geben wollte. In weniger als zehn Jahren würden die daraus gezogenen Einkünfte alle Kosten decken." — „Reden wir nicht mehr davon," entgegnete der sparsame Monarch. „Der König

kann keine Vorschüsse machen; auch ist der Gewinn zu klein und würde zu lange auf sich warten lassen." Die Lokalsage erwähnt, daß Aschraf zur Zeit seines Glanzes gegen dreihundert Bäder zählte, was vielleicht übertrieben ist, aber doch einen Begriff von seiner mächtigen Bevölkerung in der damaligen Zeit geben kann. Gegenwärtig zählt Aschraf kaum fünfhundert Wohnungen, und die Regierung zieht aus der Stadt und den dazu gehörigen Dörfern nichts als ungefähr dreihundert Tomankdschis.

Sari ist eine alte Stadt und scheint von jeher als der Hauptort von Masenderan betrachtet worden zu seyn. Man hat keinen Grund zu glauben, daß die alte Stadt einen größern Raum als die gegenwärtige eingenommen hat. Fraser schätzt ihre Bevölkerung auf dreißig- bis vierzigtausend Seelen. Sari ist nicht gepflastert, und auf die öffentliche Reinlichkeit und Gesundheit wird wenig Bedacht genommen. Die Bazars sind reichlich mit Allem versehen, was zum innern Verbrauche gehört. Der Palast, wo der Gouverneur der Provinz residirt, wurde von dem Aga Mohammed Khan, dem Gründer der Macht der Kadscharş, erbaut. Nach dem Tode Kerim Khans zog er sich nach Masenderan zurück, wo er sich lange Zeit behauptete, bevor er zum königlichen Throne von Persien gelangte. Sari hat auch ein Djami, d. h. eine Moschee, und fünf Kollegien, die aber von geringer Bedeutung zu seyn scheinen. Man findet daselbst fünf öffentliche Bäder und einige Privatanstalten dieser Art. Diese Stadt enthält auch mehrere Thürme oder verschiedene mehr oder minder alte Gebäude, welche Grabmäler von Fürsten und berühmten Personen seyn mögen; in andern findet man gewölbte Cisternen, wo sich das Wasser selbst in der heißesten Jahrszeit stets frisch erhält. Eines dieser Denkmäler, Gumbazi-Selm-Tur, das Gewölbe Selms, des Sohns Tur, hat eine Inschrift, die vielleicht Stoff zu einigen archäologischen Untersuchungen geben könnte. Fraser konnte sie weder lesen noch abschreiben, und weiß also auch nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben, in welcher Sprache sie abgefaßt ist. Als sich der Reisende dieser Stadt näherte, ließ er seine Ankunft dem Prinzen Mohammed Kuli-Mirza, einem Sohne des Königs, der Gouverneur der Provinz ist, oder vielmehr dessen Minister, Mirza Sadek, melden. Diese Art, die Gastfreundschaft anzurufen, ist für den, der den Schutz der Oberhäupter und Behörden eines Ortes bedarf, eine Art Auflage, die sich jeder Fremde gefallen lassen muß. Zwar kommt ihm diese Gastfreundschaft gewöhnlich theuerer zu stehen, als wenn er sich auf seine eigene Faust verköstigen wollte; allein er ist nicht den Mißhandlungen und der Raubgier der Einwohner ausgesetzt, die außerdem an ihm ihr Müthchen kühlen würden. Bevor Fraser bei dem Prinzen vorgelassen wurde, sagte man ihm, daß Mohammed Kuli Mirza einen großen und tiefen Sack habe verfertigen lassen, in der Hoffnung, der Reisende werde ihn ausfüllen. Fraser wurde bei der Vorstellung von dem Fürsten sehr gütig aufgenommen, der zwar gern seine Zeichnungen, sein Astrolab und seine übrigen Instrumente besehen hätte, sich jedoch Dieß auf eine gelegenere Zeit versparte und Fraser mit der Erlaubniß entließ, ungehindert die Stadt und die Umgegend besehen zu dürfen.

Farahabad, die alte Residenz Schah Abbas des Großen, wo dieser große Fürst im Jahre 1628 starb, ist nur siebenzehn Meilen von Sari an der Mündung des Flusses Thedschin gelegen, der auch letztere Stadt bespült. Farahabad, dessen Ruinen noch bis auf diese Stunde die Pracht und den Geschmack seines königlichen Gründers beurkunden, steht dennoch weit unter Aschraf; man sieht, daß Aschraf bestimmt war, die beständige Residenz des Monarchen zu seyn, während Farahabad nur ein Lustaufenthalt seyn sollte. Indeß hatte sich um diesen fürstlichen Vergnügungssitz eine beträchtliche Stadt angebaut, die gegenwärtig zu einem elenden Dorfe herabgesunken ist. Am Ufer des kaspischen Meeres nahe bei Farahabad sah Fraser eine armenische Niederlassung, die sich mit Fang und Zubereitung der Störe beschäftigt, die von dort nach Rußland ausgeführt werden.

(Schluß folgt.)

Die Kopfeinbalsamirung der Neuseeländer.

Die Neuseeländer heben nicht nur die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde als Siegstrophäen auf, sondern auch die Köpfe ihrer verstorbenen Freunde, als ein Zeichen ihrer Verehrung und Liebe, oder um sie den bei der Todesstunde nicht anwesenden Verwandten und Freunden zu zeigen, und zu gewissen Zeiten ihr Andenken zu feiern. Die Art, wie sie diese Köpfe zubereiten, hindert nicht allein ihre Verwesung, sondern erhält auch die Gesichtszüge vollkommen. Hiebei gehen sie auf folgende Weise zu Werke: Wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, schlägt man mit einem Stock oder Stein ein Loch in den obern Theil des Schädels, und entleert denselben völlig vom Gehirn. Die Gehirnhöhle wird sodann wiederholt ausgewaschen, bis sie ganz sauber ist. Dann taucht man den Kopf einige Minuten lang in siedendes Wasser, wodurch die Epidermis völlig abgestreift wird. Man nimmt hiebei Bedacht, nicht auch die Haare in das heiße Wasser zu bringen, wodurch sie ausfallen würden; hingegen haftet das Haar, wenn der Kopf wieder erkaltet ist, fester als zuvor. Zu beiden Seiten der Nase werden nun Plättchen angebracht, damit sie ihre ursprüngliche Gestalt behalte, auch in die Nase steckt man kleine Stückchen Holz, damit sie nicht einschrumpfe, zugleich stopft man sie mit Flachs aus. Die Augen werden ausgerissen, und wenn sie von einem Häuptling sind, gegessen. Den Mund und die Augenlieder vernäht man, damit sie ihre Form behalten. Hierauf gräbt man in die Erde eine Art Backofen, den man mit rothglühenden Steinen füllt. Dieser Ofen, der von allen Seiten geschlossen ist, hat nur eine Oeffnung von Oben, in die der Schädel genau einpaßt. Die heißen Steine werden, so oft es nöthig ist, mit Wasser begossen. Hiedurch entsteht ein Rauch, den man noch durch nasse Kräuter, die auf die Steine gelegt werden, vermehrt. Die Hitze und der Rauch dringen nun in den Kopf ein, der wie gesagt in die Oeffnung des Ofens eingefügt ist. Um den Rauch und die Hitze so lange als es nöthig ist zu erhalten, müssen die glühenden Steine und Wasseraufgüsse öfters erneuert werden. Der Neuseeländer, der mit dieser Austrocknung des Kopfes beschäftigt ist, muß Acht geben, daß sich auf dem Gesichte keine Runzeln bilden, und um Dieß zu hindern, die Haut wiederholt mit der flachen Hand bestreichen. Diese Arbeit erfordert vierundzwanzig bis dreißig Stunden. Ist der Kopf völlig gedörrt, so nimmt man ihn aus dem Ofen und stellt ihn auf einem Stabe befestigt an die Sonne, wobei er häufig mit Oel gesalbt wird. Dieß geschieht jedoch nicht, um dem Kopfe größere Unverweslichkeit zu geben, sondern bloß um ihn glänzend zu machen. Diese einfache und treffliche Art, menschliche Köpfe zu präpariren, könnte vielleicht mit Erfolg zu einer physiologischen Sammlung von Köpfen aller Menschenracen des Erdkreises angewendet werden. Einige Reisende haben geglaubt, daß der von den Europäern betriebene Ankauf solcher zubereiteter Köpfe die Neuseeländer noch mehr zu blutigen Streifzügen und Ermordung ihrer Sklaven anreize. Dieß ist ein Irrthum. Die Kunst, Köpfe von Freunden und Feinden auf diese Art zu bereiten, besteht schon seit unverdenklichen Zeiten, und wird, die Europäer mögen nun solche Köpfe kaufen oder nicht, fortbestehen so lange bis die Civilisation ihr wohlthätiges Licht unter jene wilden Horden verbreiten wird. Georg Bennet konnte während eines langen Aufenthaltes in Neuseeland, und namentlich am Themseflusse, wo man sich, wie man glaubt, Köpfe am leichtesten verschaffen kann, nicht mehr als sechs Stücke zusammenbringen. Als Grund der Seltenheit dieser kuriosen Handelswaare gaben die Eingebornen an, daß schon lange Zeit kein Krieg geführt worden sey. (The Journal of royal Institution of Great-Britain.)

Fortschritte in der Schiffsbaukunst.

Ein Engländer hat nach vielen angestellten Versuchen eine ganz neue Form von Schiffen erfunden, die künftig allgemein eingeführt werden, und eine neue Aera der Schiffsbaukunst begründen dürfte. Diese neu erfundenen Schiffe sollen die mindeste Raumverkürzung und die größtmögliche Ordnung im Einschichten der Güter, den wenigst mittelbaren aber möglichst starken Seitenwiderstand, die größte Festigkeit mit dem geringsten Ballast verbinden. Die Form dieser Schiffe ist von der größten Schönheit, und bietet eine Abwechslung von geschmackvollen runden und elliptischen Kurven; der Kiel ist tief, das Verdeck flach, lang und sehr breit. Auch die Schnelligkeit dieser Schiffe wird sehr gelobt. Es scheint, daß ein wenig mehr als die Hälfte Ballast oder ein Viertheil der Ladung, die sonst gewöhnliche Schiffe einnahmen, hinreicht, um nach dem neuen System gebaute Schiffe unter Segel gehen zu lassen. Ein Kutter von 41 Tonnen, ein sehr schneller Segler, braucht z. B. nur 12 Tonnen Last, während ein Schiff von gleicher Größe vorher 19 Tonnen brauchte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 12. 12 Januar 1832.

Walter Scotts neuste Romane.

(Fortsetzung.)

Als der Kaiser die wenigen Schritte zurückmaß, die er Bohemund begleitet hatte, sah er mit nicht geringem Staunen seinen Thron von dem kühnen Franzosen eingenommen. Die Wäringerschaaren, die hinter ihm im Halbkreise aufgestellt waren, würden unbedenklich diese Beleidigung gerächt und den Frevler von dem Thron ihres Herrn herabgestürzt haben, wären sie nicht von Achilles Tatius und andern Offizieren zurückgehalten worden, die nicht wußten, welche Partei der Kaiser ergreifen würde, und daher über einen so zarten Punkt keine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen wagten.

Inzwischen nahm der Ritter ganz laut das Wort, und obgleich er sich mit einem Provinzialaccent vernehmen ließ, so konnten seine Worte doch von Allen, die französisch sprachen, verstanden werden, und auch die, welche dieser Sprache nicht mächtig waren, konnten aus Ton und Bewegung, womit seine Worte begleitet waren, ihren Inhalt errathen. „Wer ist der Lümmel, rief er, der unbeweglich wie ein Stück Holz oder Stein ruhig dasitzen konnte, während so viele Edelleute, die Blume der Ritterschaft und der Spiegel der Tapferkeit, barhäuptig mitten unter diesen dreimal besiegten Wäringern dastehen müssen?" — Eine starke und volltönige Stimme, die aus dem Bauche der Erde hervorzukommen und dem Bewohner einer andern Welt anzugehören schien, erwiederte ihm: „Wenn die Normannen die Wäringer zu bekämpfen verlangt, so können sie dieselben Mann gegen Mann in den Schranken treffen, ohne daß sie sich die armselige Prahlerei zu erlauben brauchen, den Kaiser der Griechen zu beleidigen, der, wie bekannt, sich nur durch die Streitärte seiner Leibwachen schlägt."

Das Erstaunen über diese Antwort war so groß, daß es sich sogar dem Ritter mittheilte, der sie durch sein übermüthiges Betragen hervorgerufen hatte, und ungeachtet der Bemühungen des Achilles Tatius, seine Soldaten in den Schranken des Gehorsams zu erhalten, schien das laute Gemurmel, das durch ihre Reihen lief, doch anzudeuten, daß es ihm nicht lange möglich werden würde, ihren Zorn zu bändigen. Bohemund brach sich durch das Gedränge Bahn, mit einer Schnelligkeit, die nicht so ganz der Würde des Alexius angemessen gewesen wäre, und faßte den Kreuzfahrer am Arm, um ihn halb mit Gewalt halb mit Güte vom Throne zu entfernen.

„Wie, edler Graf von Paris, rief Bohemund, gibt es wohl irgend Jemand in dieser großen Versammlung, der es geduldig mit ansehen könnte, daß Euer Name, der bei so vielen Gelegenheiten durch Tapferkeit verherrlicht wurde, in einen thörichten Streit mit Söldlingen verwickelt werde, deren ganzes Verdienst es ist, um Lohn eine Streitart in den Reihen der kaiserlichen Leibwache zu tragen? Fi donc, entehrt nicht auf solche Weise die normännische Ritterschaft!

„Ich kümmere mich nicht viel, entgegnete der Graf, indem er wider Willen aufstand, ich kümmere mich nicht viel um den Rang meines Gegners, wenn er sich anders im Kampfe als ein Mann von Ehre und Tapferkeit beweist. Ich versichere Euch, Graf Bohemund, daß ich hierin nicht sehr heiklich bin. Türke, Tataren, der umherirrende Angelsachse, der den Ketten der Normannen nur entging, um hier griechischer Sklave zu werden, sind gleich willkommen und eingeladen, ihre Klingen auf meiner Rüstung zu wetzen, wenn sie Lust nach dieser ehrenvollen Arbeit anwandelt."

Alexius hatte Alles gehört, was vorgefallen war und er hatte es mit einer Mischung von Unwillen und Furcht gehört; denn er wähnte nicht anders, als daß alle seine politischen Entwürfe Gefahr liefen, nach einem zum Voraus angelegten Plane umgestürzt zu werden, wobei man es auf seine Person selbst vielleicht gemünzt habe. Schon wollte er seine Soldaten zu den Waffen rufen, als er seinen Blick auf den rechten Flügel der Kreuzfahrer warf, und bemerkte, daß dort Alles ruhig blieb. Er beschloß daher für den Augenblick über diese Beleidigung ein Auge zuzudrücken, da keine Schaar durch verdächtige Bewegungen einen Angriff fürchten ließ. Nachdem er also mit Gedankenschnelligkeit seinen Entschluß gefaßt hatte, kehrte er unter seinen Thronhimmel zurück, blieb aber vor dem Sitze aufrecht stehen, den er nicht sogleich wieder einnehmen wollte, aus Furcht, es möchte dem frechen Fremdling noch einmal die Lust anwandeln, ihm den Besitz streitig zu machen.

„Wer ist dieser kühne Valvassor, *) fragte der Kaiser den Grafen Balduin, „der er nach der Würde seines Aeußern zu seyn scheint, und den ich auf meinem Throne sitzend hätte empfangen

*) Vasall, der selbst wieder Vasallen hat.

sollen, während er es für angemessen hielt, den Rang seines Blutes auf solche Art geltend zu machen?

„Er gilt für einen der tapfersten Ritter unsres Heeres, erwiderte Balduin, obgleich die Tapferen darunter so zahlreich sind als die Sandkörner am Ufer des Meeres. Er wird Euch selbst seinen Namen und Rang verkünden."

Alerius warf einen Blick auf den fränkischen Grafen. In seinen edlen und stolzen Zügen, die durch einen Anstrich von Enthusiasmus belebt wurden, der aus seinen lebensvollen Augen funkelte, bemerkte er nichts, was eine vorausbedachte Beleidigung erkennen ließ, und er fühlte sich geneigt das Vorgefallene, obgleich es ganz und gar der Etikette des griechischen Hofes zuwiderlief, weder für einen absichtlichen Schimpf zu halten noch für einen verabredeten Streich, um Händel anfangen zu können. Der Kaiser wendete sich demnoch mit ziemlicher Ruhe an den Fremden, indem er ihn mit folgenden Worten anredete:

„Zwar wissen wir nicht, welche Würde wir Euch beilegen sollen, allein wir haben von dem Grafen Balduin vernommen, daß wir die Ehre haben, vor uns einen der Tapfersten von jenen Rittern zu sehen, die herbeigerufen durch die dem heiligen Grabe angethanen Unbilden hieher gekommen sind, um nach Palästina hinüber zu setzen, und es aus der Knechtschaft der Ungläubigen zu befreien.

„Wenn es mein Name ist, den Ihr zu wissen verlangt, entgegnete der fränkische Ritter, so gibt es hier keinen Pilgrim, der Euch nicht darüber gute Auskunft geben könnte, und mit besserem Fug als ich es selbst zu thun vermöchte, denn wir haben in unsrem Lande ein Sprüchwort, daß ein zur Unzeit ausgesprochener Name schon oft hinderlich war, Streitigkeiten auszufechten. Denn Männer, die sich mit der Furcht Gottes vor Augen geschlagen haben würden, erkennen sich, wenn einmal ihre Namen ausgesprochen sind, als durch eine geistliche Verwandtschaft verbunden, wie z. B. als Taufpathen oder Schwäger oder durch sonst ein unauflösliches Band; statt daß sie, wenn sie zuerst sich geschlagen und dann ihre Namen gesagt hätten, ihre gegenseitige Tapferkeit kennen gelernt und eingesehen haben würden, daß ihr Verwandtschaftsband für den Einen wie für den Andern ehrenvoll sey."

„Dennoch möchte ich wissen, bemerkte der Kaiser, ob Ihr, der Ihr ein Recht des Vorzuges unter einer so zahlreichen Ritterschaft in Anspruch zu nehmen scheint, den Titel eines Königes oder Fürsten tragt.

„Wie meint Ihr Dieß? fragte der Franzose mit umwölkter Stirne. „Fändet Ihr vielleicht eine Ausforderung darin, daß ich gegen Eure Truppen heranrückte?"

Alerius beeilte sich zu erwidern, daß ihm nicht beifalle, den Grafen einer Beleidigung zu zeihen, auch stehe es ihm, der das Steuerruder des Reiches führe, nicht zu, fügte er bei, in der kritischen Lage, worin sich das Kaiserthum befinde, leichtsinnige und unnütze Streitigkeiten anzufangen.

Der fränkische Ritter hörte ihn ruhig an, und erwiederte ihm ganz trocken: „Wenn Dieß Eure Meinung ist, so bin ich erstaunt, daß Ihr so lange in einem Lande Euch aufhalten konntet, wo Ihr die französische Sprache so gut erlerntet, um sie zu sprechen. Und da Ihr weder ein Weib noch ein Mönch seyd, so hätte ich denken sollen, es möchten einige Gefühle der Chevalerie dieser Nation Eurem Herzen sich eingeprägt haben, wie sich die Worte ihrer Sprache Eurem Gedächtniß einprägten.

„Stille," Herr Graf, nahm hier Bohemund das Wort, der dem Kaiser zur Seite geblieben war, um die ihm drohende Ausforderung abzulenken. „Ihr müßt dem Kaiser mit Höflichkeit antworten, und Die so ungeduldig nach Kampf sich sehnen, werden Ungläubige vollauf finden, um ihren Muth zu kühlen. Der Kaiser fragte nur nach Eurem Namen und Stamm und Ihr thut minder als irgend Jemand Recht, daraus ein Geheimniß zu machen.

„Ich weiß nicht, erwiederte der Graf, was die Neugier dieses Fürsten oder Kaisers, wie Ihr ihn nennt, auf mich ziehen kann. Alles was ich von mir sagen kann ist dieses: Mitten in einer der unermeßlichen Waldungen, die das Herz von Frankreich, meine Heimath bedecken, steht eine Kapelle, die so tief in den Erdboden eingesunken ist, daß sie von Alter zusammengeschrumpft scheint. Das Bild der heiligen Jungfrau, das ihren Altar schmückt, führt den Namen „Unsre liebe Frau zu den gebrochenen Lanzen." Dieser Ort wird in ganz Frankreich wegen der Abenteuer, die man da finden kann, für den berühmtesten gehalten. Vier große Straßen kreuzen sich vor dem Haupteingang dieser Kapelle, und so oft ein guter Ritter hier des Wegs vorbeizieht, tritt er in diese Kapelle, um seine Andacht zu verrichten, nachdem er zuvor dreimal sein Hüfthorn erschallen lassen, daß alle Bäume des Waldes davon widerhallen. Dann wirft er sich auf die Knie, um sein Gebet zu verrichten, und kaum hat er die Messe zu unserer lieben Frau zu den gebrochenen Lanzen gehört, so stellt sich auch ein fahrender Ritter ein, um seiner Kampflust Genüge zu leisten. Ich habe hier länger als einen Monat gegen alle fahrenden Ritter den Platz behauptet und alle lobten mich ob der edlen und ritterlichen Art, mit der ich mich gegen sie benommen, Alle bis auf Einen, der das Unglück hatte vom Pferde zu stürzen, und den Hals zu brechen und bis auf einen andern, den ich durch und durchrannte, daß meine blutige Lanze wohl drei Ellen lang aus seinem Rücken hervorragte. Außer diesen Unfällen, die sich nicht immer wohl vermeiden lassen, verließen mich meine Gegner nie, ohne mir für die Courtoisie zu danken, die ich ihnen erwiesen.

„Ich begreife es, Herr Ritter, sagte der Kaiser, daß ein Mann von Eurem Körperwuchs und Muthe nur wenige seines Gleichen unter Euren abenteuerlichen Landsleuten finden mag; aber weniger begreiflich finde ich es, daß Männer, die doch denken gelernt haben, ihr Leben in solchen zwecklosen Kämpfen wagen können; Dieß heißt doch mit einem Geschenke der Vorsehung kindisches Spiel treiben.

„Es steht Euch hier frei, zu denken wie Euch beliebt, erwiderte der Franzose mit verächtlichem Tone, „aber ich kann Euch versichern, daß Ihr uns großes Unrecht thut, falls Ihr glaubt, daß bei unseren Kämpfen der mindeste Zorn oder die mindeste Bitterkeit im Spiele ist. Nicht fröhlicheren Herzens jagen wir des Abends den Hirsch oder Eber, als wir am Morgen unsere Pflichten der Ritterschaft erfüllen vor dem Portal der Kapelle.

„Ihr werdet Euch, bemerkte der Kaiser, dieser gegenseitigen Courtoisie von Seite der Türken nicht zu erfreuen haben, und deßhalb rathe ich Euch, nicht allzuweit vom Mittelpunkte des Heeres

Euch zu entfernen, sondern Euch dicht an dem Heerbanner zu halten, auf des die tapfersten Ungläubigen ihre Angriffe zu richten pflegen und wo sich die besten Ritter befinden müssen, um sie zurück zu treiben.

„Bei unserer lieben Frau zu den gebrochenen Lanzen, rief der Kreuzfahrer, ich wünschte nicht einmal, daß die Türken mehr Courtoisie besäßen als wir Christen, und es freut mich, daß Ungläubiger und heidnischer Hund Namen sind, die den besten von ihnen gebühren, wie sie denn insgesammt Verräther an Gott und den Gesetzen der Ritterschaft sind. Ich hoffe in der vordersten Reihe unsres Heeres auf sie zu stoßen, sey es nächst unserm Heeresbanner oder anderswo, und freies Feld genug zu finden, um diese Feinde Unsrer lieben Frau und der lieben Heiligen zu bekämpfen, die noch insbesondere wegen ihrer schlechten Sitten die meinigen sind. Indeß möget Ihr Euch nur immerhin niedersetzen und meinen Lehenseid empfangen, und ich werde Euch höchlich verbunden seyn, wenn Ihr diese einfältige Ceremonie so schnell als möglich abmacht."

Der Kaiser setzte sich eilig auf seinen Thron, und nahm die nervigen Hände des Kreuzfahrers in die seinigen. Nachdem dieser die Eidesformel ausgesprochen, geleitete ihn Graf Balduin nach dem Schiffe zu und erfreut, wie es schien, ihn auf dem Wege zur Einschiffung zu sehen, kehrte er zu dem Kaiser zurück.

„Wie ist der Name dieses sonderbaren und stolzen Mannes?" fragte Alexius.

„Robert, Graf von Paris," erwiderte Balduin, man hält ihn für einen der tapfersten Pairs, die den Thron von Frankreich umgeben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme von Bagdad.

(Schluß.)

„Am 27 Muharem 1247 (7 Julius 1831) langte Ali Pascha mit seinem Korps in der Nähe des eine Stunde von Bagdad gelegenen Dorfes Imam Ayem an, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Er ließ sogleich die Stadt einschließen und machte Davud Pascha bekannt, das einzige Rettungsmittel für ihn sey, zum Gehorsam zurückzukehren und die Gnade des Monarchen anzuflehen; werde er aber in seiner Rebellion beharren, so sey Ali Pascha genöthigt, die Stadt mit Sturm zu nehmen und Blut zu vergießen, das zu schonen seine Verhaltungsbefehle ihm zur Pflicht machten. Davud Pascha antwortete nichts auf diesen Brief und beurkundete dadurch hinreichend, daß er Gehorsam verweigere. Durch sechzig Tage beschoß er das Lager der Belagerungstruppen, und seine eigenen, die er durch Geld zusammengebracht hatte, machten mehrere Ausfälle, die jedoch jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Ali Pascha wartete nur deßhalb mit so vieler Langmuth, um seinen Verhaltungsbefehlen zu gehorchen und den Einwohnern das Unglück eines Sturms zu ersparen. Da er endlich aber sah, daß Davud Pascha auf seinem Entschlusse beharre, die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen, und daß keine Hoffnung sey, er werde freiwillig sich unterwerfen, so befahl er den Sturm. Er versammelte die Generale und Stabsoffiziere der regulären und irregulären Truppen, empfahl ihnen so viel möglich Blut zu schonen und das Plündern zu verbieten. Am 7 Rebiul-alvir (15 September) ließ er die Stadt bei Nacht auf allen bezeichneten Punkten angreifen, die regulären Truppen richteten sich, nachdem sie den Tigris passirt hatten, auf das Thor Babil-Kerame und nahmen es mit Sturm. Alsbald öffneten nun die Einwohner selbst, die versichert waren, von den kaiserlichen Truppen gegen die in der Stadt befindlichen geschützt zu werden, das dießseits des Tigris gelegene Thor Babi-Charki. Die rebellischen Truppen streckten das Gewehr und baten um Pardon. Durchdrungen von dem Grundsatze, daß Verzeihung des Sieges Schmuck sey, und treu den besondern Befehlen des Sultans, bewilligte Ali Pascha den entwaffneten Truppen Pardon, proklamirte eine allgemeine Amnestie für die Einwohner und gab ihnen die Versicherung, daß Leben und Eigenthum geachtet werden sollten. Davud Pascha wurde lebend ergriffen und ins kaiserliche Lager gebracht. Er bat Ali Pascha, ihm das Leben zu schenken und die Erlaubniß zu ertheilen, den Rest seiner Tage in Brussa zubringen zu dürfen. Der Commandant en Chef versprach ihm, sich beim Monarchen zu seinen Gunsten zu verwenden, und schickte ihn nebst seiner ganzen Familie unter starker Begleitung nach Diarbekir, um von da nach Konstantinopel geschickt zu werden. In ersterer Stadt wird er bereits angelangt seyn."

Nachdem die Nachricht von der glücklich erfolgten Dämpfung des Aufstandes zu Bagdad in Konstantinopel angekommen war, erließ der Sultan einen Ferman, der außer den gewöhnlichen Formalitäten und einer einzelnen Aufzählung aller Verdienste Ali Pascha's nebst deren Belohnung Folgendes enthält:

„Um also Deine Person zu ehren und Deinen Ruhm zu verdoppeln, verleihe ich Dir eine Dekoration in Diamanten und die reich geschmückte Gallatracht. Ich sende Dir überdieß, der Liste gemäß, die man Dir zustellen wird, mehrere Harvanis (Mäntel), gestickte und einfache, nebst andern Ehrenkleidern, um die Miri-Mirans (Pascha's zweier Roßschweife), die Chefs der Achairen und Kurden und die andern Oberoffiziere zu belohnen, die unter Deinen Befehlen Deine Gefahren und Deine Ergebenheit getheilt haben. Du wirst auch noch mehrere Ehrendekorationen und kaiserliche Patente erhalten, um sie an die Obersten, Hauptleute, Offiziere und Soldaten der regulären Infanterie und Kavallerieregimenter zu vertheilen, damit sie ihnen eine Auszeichnung ihrer Verdienste unter ihren Kameraden seyen.

„In Beurkundung meines Willens und meiner Würdigung Deiner Verdienste habe ich gegenwärtigen, mit meinem kaiserlichen Siegel versehenen Ferman erlassen, den Hafiz-Bey, Oberster des ersten Kavallerieregiments, beauftragt ist, Dir zu übergeben. Bei seiner Ankunft wirst Du die Dekoration tragen, die ich Dir sende und die die Brust eines Tapfern zieren wird; Du wirst verordnen, daß die Harvanis und die übrigen Ehrenkleider von Denen getragen werden, die sie verdienten, und Du wirst die Dekorationen und Patente den Obersten, Offizieren und Soldaten der regulären Regimenter übergeben und sie dabei auffordern, auch ferner mir und meinem Reiche ergeben zu bleiben, und ihre Gebete für meinen kaiserlichen Thron fortzusetzen.

„Du wirst fortan alle Geschäfte der Verwaltung von Bagdad leiten, die ich Deiner Einsicht anvertraue; Du wirst nach den Gesetzen und nach der strengsten Gerechtigkeit verfahren, deren Handhabung mein hoher Wille ist, und da die Macht Derjenigen, die zu der Würde eines Gouverneurs von Bagdad berufen werden, sich auf die ganze Umgegend erstreckt, da die Forderungen ihrer Einwohner zu jeder Zeit gehört und rechtlich erwogen werden müssen: so wirst Du das bestehende System befolgen und Deine Oberherrschaft wird sich über die Chefs der Achairen und Kurden, und über die Urbans und Flecken, die sie bewohnen, erstrecken; Du wirst Diejenigen belohnen, die, stets treu dem Gehorsam, den sie mir schuldig sind, Eifer in meinem Dienste zeigen und nach Befinden der Umstände Jene bestrafen, die Dem entgegen handeln. Denke stets daran, die Einwohner zu schonen, die Armen zu unterstützen und alle meine Rayas zu beschützen; sie sind mir von der Vorsehung anvertraut, und ich vertraue sie wieder Dir, daß Du sie vor Bedrückungen und Mißbräuchen bewahrest; Du wirst stets über ihrem Glücke und ihrer Ruhe wachen.

„Dieß ist mein kaiserlicher Wille; beachte ihn, um Dich jederzeit darnach zu richten und um Deinen Ruhm durch neue, edle Thaten zu vermehren. So wirst Du meiner Gnade Dich würdig machen und sie Dir vermehren. Die unumgänglich mir vorzulegenden Gegenstände wirst Du zu meiner Kenntniß gelangen lassen.

„Und Ihr Alle, Miri-Mirans, Obersten, Chefs der Stämme und Offiziere meiner Truppen, vernehmt den Inhalt meines kaiserlichen Fermans und gehorcht den Befehlen des Wessirs Ali Pascha, wie er immer

für gut finden möge, Euch zum Besten meines Dienstes zu verwenden. Entledigt Euch pünktlich der Pflichten, die er Euch übertragen wird, und hütet Euch, je seinen Befehlen und seinem Willen entgegen zu handeln.

„Gegeben in der Mitte des Monats Djemazial-ewel des Jahres 1247.“

Vermischte Nachrichten.

Nach Parlamentspapieren haben die Londoner Zeitungen im Jahr 1830 für Anzeigen 155,585 Pf. St. 7 Sch. 10 P. Abgaben bezahlt, die Wochenschriften 4198 Pf. 19 Sch. 6 P. — im Ganzen 157.482 Pf. St. 7 Sch. 4 P. — Aus derselben Quelle entnehmen wir hier das Verzeichniß der in London erscheinenden Tag- und Wochenblätter sammt ihren im Jahre 1830 bezahlten Stempelabgaben: das Athenäum zahlte 91 Pf. 7 Sch. — Der Age. 927 Pf. 9 Sch. — Der Atlas 812 Pf. 14 Sch. — Bell's Life in London 261 Pf. 12 Sch. 6 P. — British Traveller 810 Pf. 19 Sch. — Courier 2701 Pf. 9 Sch. 6 P. — Cobbet's Register 15 Pf. 8 Sch. — Christian Advocat 65 Pf. 17 Sch. 6 P. — Country Times 68 Pf. 12 Sch. — County Chronicle 703 Pf. 17 Sch. — County Herald 311 Pf. 10 Sch. — Court Journal 616 Pf. 8 Sch. 6 P. — Commercial Record 20 Pf. 2 Sch. 6 P. — Englishman 68 Pf. 10 Sch. — Examiner 459 Pf. 19 Sch. 6 P. — Evening Mail — 106 Pf. 8 Sch. — English Chronicle 47 Pf. 8 Sch. 6 P. — Farmer's Journal 152 Pf. 16 Sch. 6 P. — Foreign Literary Gazette 55 Pf. 17 Sch. 6 P. — Globe and Traveller 4659 Pf. 8 Sch. 6 P. — Intelligence 222 Pf. 8 Sch. — John Bull 1104 Pf. 15 Sch. 6 P. — Kent and Essex Mercury 274 Pf. 1 Sch. — London Journal 62 Pf. 3 Sch. — London Packet 48 Pf. 2 Sch. 6 P. — London Gazette 819 Pf. 2 Sch. — Law Chronicle 3 Pf. 18 Sch. 6 P. — Law Gazette 14 Sch. — Literary Gazette 547 Pf. 8 Sch. — L'Independant 2 Pf. 2 Sch. — Law Advertiser 21 Pf. 5 Sch. 6 P. — Literary Advertiser 68 Pf. 6 Sch. — Mercantile Journal 75 Pf. 18 Sch. 6 P. — Moore's Stock List 2 Pf. 5 Sch. 6 P. — Morning Advertiser 5605 Pf. 6 Sch. 6 P. — Morning Chronicle 3595 Pf. 6 P. — Morning Herald 7179 Pf. 4 Sch. — Morning Journal 869 Pf. 9 Sch. 6 P. — Morning Post 5586 Pf. — News 353 Pf. 18 Sch. — Observer 750 Pf. 4 Sch. 6 P. — Paul Pry 25 Pf. 12 Sch. 6 P. — Public Ledger 3526 Pf. 12 Sch. — Racing Calendar 142 Pf. 9 Sch. — Record 516 Pf. 5 Sch. — Select List 10 Sch. 6 P. — Spectator 499 Pf. 9 Sch. — Standard 1016 Pf. 4 Sch. 6 P. — Star 541 Pf. 5 Sch. — St. James Chronicle 950 Pf. 8 Sch. — Stock List 3 Pf. 5 Sch. — Sun 952 Pf. 7 Sch. — Sunday Times 760 Pf. 18 Sch. — The Times 15,342 Pf. 15 Sch. 6 P. — United Kingdom 46 Pf 4 Sch. — United Kingdom Gazette 3 Sch. 6 P. — Weekly Dispatch 544 Pf. 15 Sch. 6 P. — Weekly Free Preß 69 Pf. 11 Sch. 6 P. — Weekly Messenger 581 Pf. 14 Sch. — Weekly Times 442 Pf. 8 Sch. — World 210 Pf. 5 Sch. — Im Ganzen sechzig Zeitungen, welche 65,147 Pf. 12 Sch. Gebühren zu entrichten haben.

•

In einer der letzten Sitzungen der königlichen Sozietät der Wissenschaften in London las der Ritter Brönsted eine Abhandlung über die panathenäischen Vasen, von denen mehrere der Versammlung zur Ansicht vorgestellt wurden. Bis jetzt war die Inschrift auf diesen Denkmälern niemals noch genügend erklärt worden, da man die Frage nicht nach ihrem ganzen Umfang zu behandeln pflegte, wozu eine Uebersicht der hauptsächlichsten Institutionen der panathenäischen Gesetze und Feste gehörte. Die von Herrn Brönsted angestellten Untersuchungen gaben kurz zusammengefaßt folgendes Resultat. 1) Die gewöhnliche Aufschrift dieser Vasen *TONAΘENEΘENAΘΛON* bedeutet, daß das Gefäß, das diese Inschrift trug, „einer der Kampfpreise von Athen“ war, was mit der Einfachheit der Sprache in einem frühen Jahrhundert und mit der Natur der panathenäischen Kämpfe übereinstimmt, zu denen jeder Grieche zugelassen wurde. 2) Diese Inschrift hat besondern Bezug auf das heilige Oel, das in diesen Vasen enthalten war, und den Hauptpreis in den panathenäischen Kampfspielen bildete. Dieses Oel war von den heiligen Bäumen gewonnen, die der Minerva geweiht waren, und konnte daher nirgendwo anders erhalten werden als zu Athen. 3) Bei dem allen Griechen gemeinsamen Glauben an die heiligen Oelbäume und das von ihnen herkommende panathenäische Oel, trugen die Athener und vorzüglich der Areopag, dem in dieser Beziehung besondere Gewalt übertragen war, große Sorge die Pflege der heiligen Oelbäume zu fördern und zu beschützen, um ihren Ertrag für den Staat vortheilhaft zu machen. Zu diesem Ende bestanden strenge Gesetze und eigene verantwortliche Leute waren zur Cultur dieser Oelbäume bestellt, die unter jährlicher und monatlicher Controle eigens dazu beauftragter Beamten standen. 4) Endlich stellt der Verfasser der Abhandlung die wahrscheinliche Vermuthung auf, daß unter den Vorschriften über den Verkauf des heiligen Oeles (das in jedem Staate, wo man Panathenäen feierte, eifrig gesucht wurde) auch eine bestand, die nur den Siegern in jenen Spielen das Recht verlieh, solches Oel in fremde Staaten auszuführen. Ein solches Gesetz scheint im Einklang zu stehen mit den andern öffentlichen Vorrechten, die der Staat den Siegern bei den andern Nationalfesten zu Olympia, Delphi, Nemea u. s. w. zuerkannte.

•

Ein blutiger Vorfall hat sich bei Gelegenheit eines gerichtlichen Einschreitens wegen Zehentverweigerung, in der Nähe von Kilkenny in Irland ereignet — ein neuer Beweis von der furchtbaren Stimmung unter dem Volke dieses unglücklichen Landes. Ein Polizeibeamter, Herr Gibbons, war an der Spitze von 44 Mann ausgezogen, um einem Gerichtsboten, welcher Vorladungen wegen der einem Pfarrer zu Knoctopher verweigerten Zehenten auf das Land bringen sollte, als Schutzwache zu dienen. Eine große Volksmasse, mehrere tausend Köpfe stark, und mit Stöcken, Steinen und Heugabeln bewaffnet, begleitete den Tag über den Polizeibeamten und seine Schaar, indem sie unausgesetzt den Gerichtsboten ausgeliefert verlangte, um ihn die Vorladungsschreiben verschlingen zu lassen. Dieses wurde natürlich verweigert; indeß erlaubte sich das Volk noch keine Gewaltthätigkeit. Gegen zwei Uhr Nachmittags gelangte der Zug in eine wilde Gegend, durch die ein so schmaler Weg führte, daß nur zwei Mann neben einander gehen konnten. Hier wurde der Polizeibeamte abermals angehalten und von ihm die Auslieferung des Gerichtsboten verlangt; was jedoch abermals abgeschlagen wurde. In diesem Augenblick stürzte sich ein junger Mensch in die Schaar der Polizeidiener, ergriff den Gerichtsboten und wollte ihn zu dem Volke hinüberziehen; Herr Gibbons streckte den kühnen Angreifer durch einen Pistolenschuß zu Boden. Auch die übrigen Polizeidiener gaben nun Feuer, und zwei Bauern stürzten todt darnieder; nun fielen aber die übrigen in größter Wuth über Gibbons und sein Gefolge her und erschlugen ihn sammt eilf Polizeidienern. Auch der Gerichtsbote büßte hiebei sein Leben ein. Von den Thätern konnte bis jetzt Keiner zur Haft gebracht werden. Es ist bemerkenswerth, daß vor fünfundfünfzig Jahren drei Meilen von dem Ort dieses schrecklichen Ereignisses ein ähnlicher Vorfall sich begab, und gleichfalls aus derselben Ursache.

•

In dem medizinischen Journal „the Lancet“ erzählt ein Dr. Hoare folgende seltsame Naturerscheinung: „Die Frau eines Pächters zu Baltons-Borough, in Somersetshire, Namens Higgins, hatte ihm hintereinander drei Töchter geboren, worüber der gute Mann so ärgerlich wurde, daß er bei der vierten Schwangerschaft seines Weibes sich mit einem hohen Eide vermaß, wenn das erwartete Kind abermals ein Mädchen sey, so werde er nie mit ihm reden. Bei Herannäherung der Niederkunft wiederholte er diesen Schwur, und zu seiner höchsten Freude wurde ihm wirklich ein Knabe geboren. Zu seiner großen Bestürzung aber fand sich später, daß der Knabe zwar leicht reden lernte, und mit seiner Mutter und seinen Schwestern, wie überhaupt mit jedem weiblichen Wesen sprechen, durch Nichts aber bewegt werden konnte, mit seinem Vater oder einer männlichen Person zu reden. Diese seltsame Idiosynkrasie dauerte so lange sein Vater lebte — dreißig Jahre! Es fruchteten nicht Drohungen, nicht Bitten, nicht Versprechungen, und oft hörte man den unglücklichen Vater, der nie einen Laut aus seines Kindes Mund vernahm, mit Thränen im Auge seinen unüberlegten Schwur bereuen. Nach Higgins Tod, der sich vor ungefähr zwei Monaten ereignete, fing sein dreißigjähriger Sohn zu Jedermanns Erstaunen an, auch mit Leuten männlichen Geschlechtes zu sprechen, was man nie von ihm gehört hatte. Higgins hatte nur diesen einzigen Sohn. Der junge Mann erfreut sich der besten Gesundheit, und ist eben so wie seine Mutter, seine Schwestern und viele achtbare Personen bereit, diese seltsame Thatsache zu erhärten.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 13 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

2. Auszug aus einem Brief des Paters Martin de Rada, Provinzial der Augustiner,*) aus Calompit vom 16 Julius 1577.

Alle Bewohner dieser Insel sind in sehr wildem Zustande, obgleich sie nicht ohne Verstand sind; allein es gibt bei ihnen weder Ordnung noch obrigkeitliche Aufsicht. Sie theilen sich in Gemeinden oder Familien ein, an deren Spitze die Mächtigsten, die Reichsten oder auch Jene stehen, die die meisten Sklaven haben, ohne daß sie jedoch irgend eine Gewalt über die Glieder dieser Gemeinden oder deren Sklaven ausüben dürften; denn wir hörten mehrere Male, daß wenn der Herr dem Sklaven etwas befahl, dieser dreist antwortete: Ich will nicht. Allein dennoch werden sie als Häuptlinge betrachtet, weil sie sich versammeln, um die unter ihnen sich erhebenden Streitigkeiten zu schlichten, und weil man ihnen im Krieg, bei Raubzügen, beim Fischfang u. s. w. als Anführern folgt. Die meisten von ihnen, oder vielmehr fast alle, sind Tyrannen, die sich das Eigenthum Anderer durch Raub oder Ungerechtigkeiten zueignen. Ich führe hier einige ihrer Gesetze und ungerechten Gebräuche bei, die im ganzen Lande üblich sind.

1) Alle Stämme haben Freunde und Verbündete, Andere sind ihre Feinde, und wieder Andere endlich sind keines von Beiden. Unter einer und derselben Bevölkerung gibt es Leute, die in einem feindlichen Dorf Freunde haben, zu denen sie gehen, mit ihnen essen und trinken, und von dort wohl auch Nachricht zurückbringen, was man dort vorhat. Zuweilen verrathen sie auch ihre eigenen Landsleute, nehmen die Feinde in ihren Häusern auf, damit diese die eigenen Dörfer von da aus überfallen können. Dieß haben alle Stämme gemein; denn ihr Krieg besteht nur darin, sich in Hinterhalt zu legen, und den Ersten der ihnen aufstößt gefangen zu nehmen oder zu tödten, oder auch während der Nacht in ein Haus zu bringen, und Alle die sie dort finden, zu erwürgen. Die Ursachen zum Krieg sind meist Schulden, die, so geringfügig sie auch oft sind, irgend ein Bewohner eines Dorfes zu bezahlen sich weigert. Dann legt der Gläubiger sich in Hinterhalt und macht den ersten Einwohner, dessen er habhaft werden kann, zum Gefangenen oder tödtet ihn; die Landsleute des Getödteten machen es nun um sich zu rächen, im andern Dorf eben so und noch ärger, wobei sie sich nicht etwa an den Schuldigen oder dessen Angehörige halten, sondern es genügt, wenn es nur eine Person aus dem nämlichen Dorfe ist.

Derselbe Fall ist es unter den befreundeten Völkern; ein Mann aus dem einen Dorfe geht durch ein anderes und begeht dort ein Verbrechen, z. B. er entführt die Frau eines Einwohners, oder will sie verführen oder tödten, oder er begeht Unordnungen bei einem „Magrehe," einer Art allgemeiner Trauer, so bekümmert man sich nicht darum, wer der Schuldige ist, sondern nur, welchem Dorf er angehört, begibt sich dorthin, plündert die Unglücklichen und tödtet sie bei Nacht in ihren Häusern oder auf den Feldern. Denn es ist Dieß eine sehr grausame Nation, die es für große Ehre und Glück hält, Jemand zu tödten, sey es durch Verrath oder im Hinterhalt. Diese Leute rühmen sich öffentlich solcher Thaten, und wenn sie gleich Greise oder Kinder getödtet haben, die sich nicht vertheidigen konnten, so werden sie doch von den Uebrigen für muthvolle Leute gehalten. Schonen sie hie und da auch Jemand, so sind Dieß entweder junge Leute, die ihnen noch Dienste leisten, und die nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren können, oder bekannte Personen, Verwandte oder Verbündete, oder solche von denen sie Lösegeld hoffen können, oder auch solche, die sie in der Nähe des Meeres gefangen nehmen, wo sie sich ohne Widerstand zu leisten ins Wasser stürzen, aus dem ihre Feinde sie dann herausziehen und Lösegeld von ihnen fordern.

2) Begegnen sich zwei Parteien von befreundeten Stämmen auf einem Raubzug zur See, so nimmt die stärkere Partei die

*) Dieser noch ungedruckte Brief, den Herr Jacquet aus einem Manuscripte der königlichen Bibliothek zog, ist ein Theil einer Art politischen Gutachtens über das Recht der Spanier, die Eroberung der philippinischen Inseln durch Einführung einer geregelten Regierungsform und Verwaltungssystems zu vollenden. In diesem Gutachten voller Gelehrsamkeit geht den Ansichten des Paters de Rada eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der Bewohner der philippinischen Inseln voraus. Diese Uebersicht ihres Völkerrechts, die nur die Frucht vielfältiger Beobachtungen seyn konnte, ist das Vollständigste, was wir über die Kriegs- und Friedensverfassung jener Völker, die man die alten Malayen nennen könnte, besitzen. Es ist leicht begreiflich, daß es dem Pater de Rada im Jahre 1577 noch nicht schwer war, historische Ueberlieferungen über diese Insulaner zu sammeln. Die Schreibart dieses Geistlichen beweist, daß er sich mit ernstern und nützlichern Studien beschäftigte, als mit der Hagiographie oder den theologischen Intriken seines Jahrhunderts.

schwächere gefangen, und verkauft sie an ihre eigenen Landsleute, oder irgend eine andere benachbarte Völkerschaft.

3) Befindet irgend eine Völkerschaft durch Räubereien, Hungersnoth oder Pest sich im Elend, so wird sie von den übrigen, selbst von den Befreundeten, so oft überfallen bis sie gänzlich vernichtet ist.

4) Strandet ein Fahrzeug, oder wird es an die Küste geworfen, so läuft das Volk herbei es zu plündern, auch wenn die Bemannung aus Leuten von dem nämlichen Stamme besteht. Fängt ein Fahrzeug zu sinken an, so läuft Alles herzu um das Sinken zu beschleunigen, weil sie es dann plündern können ohne ein Verbrechen zu begehen. Sind die Schiffleute Fremde, so werden sie, wenn sie auch Verbündete, oder gekommen wären mit den Uferbewohnern Handel zu treiben, doch alle zu Gefangenen gemacht, ja wohl gar getödtet; besteht die ganze Bemannung aus Fremden, so kömmt Niemand mit dem Leben davon, wenn es nicht Einem oder dem Andern gelingt, sich so lange versteckt zu halten, bis die erste Wuth vorüber ist; dann kann man sein Leben retten, indem man sich einem der Räuber als Sklave ergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

Ein biographisches Gemälde indianischer Fürsten.

1. Der Sachem Massasoit.

Zur Zeit der Gründung von Plymouth im Staate von Massachusetts bestanden die Indianer von Neu-England aus fünf Hauptstämmen, von denen jeder sein eigenes Gebiet besaß, und von eigenen Häuptlingen beherrscht wurde. Die Pikwots bewohnten den östlichen Theil von Connecticut; östlich von ihnen lebten die Narraghansetts, in deren Gebiet Rhode-Island und einige kleinere Inseln in der Nachbarschaft mit einbegriffen waren. Der Stamm der Patucket hielt sich vorzugsweise im südlichen Abschnitt von New-Hampshire auf, die Massachusetts um die von ihnen bekannte Bay, und von diesen nordwärts und den Narraghansetts südwärts als Gränznachbarn eingeschlossen, nahmen die Pokanokets einen Landstrich in Anspruch, der die heutige Grafschaft Bristol bildet.

Diese verbündeten Stämme übten einige Heerschaft über die Indianer von Nantucket und Martha's-Vineyard und über mehrere kleinere Stämme der Massachusetts und Nipmuck — letzterer Name bezeichnet ein landeinwärts liegendes Gebiet, das jetzt fast ganz von den Gränzen der Grafschaft Worcester umschlossen wird. Die Pokanokets bestanden aus neun einzelnen Kantonen oder Stämmen, deren jeder von einem Sagamore oder Sktwa beherrscht wurde, die hinwiederum insgesammt einem Groß-Sachem unterworfen waren, welcher der Häuptling des Wampanoag-Kantons war, und in der Gegend von Montaup sich aufhielt. Diese berühmte Höhe (gewöhnlich von den Engländern, die den indianischen Namen sich mundgerecht machten, Mount-Hope genannt) liegt ein oder zwei Meilen östlich von Bristol. Sie besteht aus einem von allen Seiten schroff aufsteigenden Hügel, der in einem breiten Fels endigt und von ferne betrachtet einem ungeheuern Gewölbe ähnlich sieht. Montaup war der Lieblingsaufenthalt des Sachem Massasoit *) und wahrscheinlich auch der langen Reihe seiner königlichen Vorfahren. Die Wahl dieses Ortes macht ihrem Geschmack alle Ehre. Er beherrscht eine prachtvolle Aussicht über Providence, die Narraghansetts-Bay und die umliegende Landschaft. **)

Die erste Bekanntschaft, welche die Engländer nach der Gründung von Plymouth mit Massasoit machten, fand am 22 März 1621 statt. Schon eine Woche zuvor erhielten sie Kunde von ihm durch einen Indianer, Namens Samoset, der mit großer Kühnheit in die Niederlassung kam und die Einwohner mit einem Willkommen begrüßte. Einige Tage später erschien er mit vier Andern des Wampanoag-Stammes, die er veranlaßt hatte, einiges Pelzwerk zum Tauschhandel in die Niederlassung zu bringen; unter ihnen befand sich Squanta, ein Pokanoket-Indianer, der früher von einem englischen Seefahrer mit noch einigen seines Stammes entführt und nach Malaga verkauft worden war, wo er und seine Leidensgefährten jedoch durch die gutmüthigen Mönche dieser Insel wieder losgekauft wurden, worauf er über England in seine Heimath zurückkehrte. Diese Indianer brachten damals einige Felle und Fische zum Verkauf, indem sie zugleich die Nachricht gaben, daß der große Sachem, sein Bruder und seine ganze Macht in der Nähe seyen. Bald darauf erschien Massasoit auch wirklich mit einem Gefolge von etwa sechzig Mann auf einem benachbarten Hügel. Da es schien, als ob er sich nicht zu nähern wage, so sendeten die Engländer Squanto an ihn ab, um sich nach seinem Vorhaben zu erkundigen. Der Häuptling gab zu verstehen, daß er mit Einem der Ansiedler eine Unterredung wünsche, worauf Eduard Winslow mit einigen Geschenken an ihn abgesendet wurde, die der Häuptling freundschaftlichst annahm. Winslow hielt an den Wampanoagfürsten eine lange Rede, der die Indianer mit der diesem Volke eigenthümlichen Ernsthaftigkeit zuhörten, obgleich sie von dem Dolmetscher sehr mangelhaft übersetzt worden seyn mochte. Der Inhalt derselben war, daß König Jakob den Sachem als seinen Bruder mit den Worten des Friedens und der Liebe begrüße; daß er ihn zu seinem Freund und Bundesgenossen aufnehme, und daß der Gouverneur den Häuptling zu sehen und freundschaftlichen Verkehr mit seinem Volke anzuknüpfen wünsche. Massasoit gab auf diese Anträge keine besondere Antwort, wahrscheinlich weil er den Sinn des Inhaltes nicht völlig begreifen mochte. Größere Aufmerksamkeit schenkte er den Waffen Winslows während dieser sprach. Als der Engländer seine Rede geendigt hatte, schlug ihm der Fürst vor, den Anfang des vorgeschlagenen Verkehres damit zu machen, daß er ihm seine Waffen zu kaufen gebe. Da diese jedoch Winslow nicht feil waren, so ließ Massasoit ihn unter der Bewachung seines Bruders zurück und ging mit zwanzig Wampanoags, denen er Bogen und Pfeile abzulegen befohlen hatte, über einen Bach, der ihn von den Engländern trennte. Jenseits des Baches kam ihm Kapitän Standish mit et-

*) Der Sachem nahm in der Folge auch noch andere Beinamen an, wie Usamequin, Wusamequin, Ausamequin u. s. w.

**) Auch Sassacus, der vornehmste Häuptling der Pikwots, hatte einen ähnlichen Aufenthalt. Sein fester Wohnsitz lag auf einem schönen Hügel in Connecticut, der eine der schönsten Aussichten auf den Sund und die benachbarte Küstengegend beherrschte. Seine andere Burg, wenn man so die Wohnungen dieser Häuptlinge nennen darf, lag einige Meilen weiter östlich am Mysticflusse, gleichfalls auf einer sehr schönen Anhöhe.

nigen bewaffneten Männern entgegen, die gegenseitigen Begrüßungen wurden gewechselt und Massasoit eingeladen, in einem der besten Wohngebäude des Dorfes einzusprechen. Hier wurde eine grüne Wolldecke auf dem Boden ausgebreitet und einige Polster zu seiner Bequemlichkeit daraufgelegt. Hierauf trat der Gouverneur, von einigen Soldaten begleitet und unter Vorantritt einer Trommel und Trompete in das Haus, was die Wampanoags über alle Erwartung ergötzte und in Staunen versetzte. Der Sachem und der Gouverneur küßten sich nun, und nachdem man noch einige Höflichkeitsbezeugungen gewechselt hatte, setzte man sich zu einem Mahle nieder. Es bestand, wie aus den gleichzeitigen Berichten darüber hervorzugehen scheint, hauptsächlich aus gebrannten Wassern, und der Wampanoagsfürst that, wie ein Augenzeuge erzählt, „einen solchen kräftigen Zug, daß ihm am ganzen Leibe der Schweiß ausbrach." Bei dieser Gelegenheit wurde nun ein Vertrag abgeschlossen des Inhalts: daß weder Massasoit noch einer von seinen Stämmen dem englischen Volk Unbild oder Schaden zufügen sollte, geschähe dieß, so sey der Häuptling gehalten den Beleidiger zur Bestrafung auszuliefern. Wenn etwas von seinen Leuten entwendet werde, solle er bewirken, daß es wieder ersetzt werde; auf gleiche Weise machten sich die Engländer verbindlich. Bei ungerechten Angriffen eines Feindes versprachen sie sich gegenseitigen Beistand. Der Indianerfürst sollte seine benachbarten Bundesstämme von diesem Vertrag in Kenntniß setzen, damit sie gleichfalls sich aller Gewaltthätigkeiten gegen die Europäer enthielten. Wenn Indianer in die Niederlassung kommen wollten, so sollten sie ihre Waffen außerhalb derselben ablegen. Wenn diese Punkte befolgt würden, hieß es am Schlusse, so werde ihr souveräner Herr, König Jakob, ihn als seinen Freund und Bundesgenossen achten.

„In Alles Dieß," bemerken hierüber zeitgenössige Annalisten, willigte Massasoit von freien Stücken ein und bewies sich so bereit, der Unterthan unseres souveränen Herrn und Königs, seiner Erben und Nachfolger zu werden, indem er alle benachbarten Lande ihm und seinen Erben auf ewige Zeiten abtrat."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Historical Researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century, by the Mongols, accompanied with Elephants etc. By John Ranking, Author of „Researches on the Wars and Sports of the Mongols and Romans. London 1831. 500 p.

Statt des vollständigen englischen Titels dieses abenteuerlichen Buches geben wir hier eine Verdeutschung desselben, die uns so ziemlich der Inhaltsanzeige überheben dürfte: „Historische Untersuchungen über die Eroberung von Peru, Mexico, Bogota, Natchez und Talomeco, im dritten Jahrhunderte durch die Mongolen, die Elephanten im Gefolge ihres Heerzuges hatten; über die lokale Uebereinstimmung der Sage und Geschichte mit den in der neuen Welt gefundenen Ueberresten von Elephanten und Mastodonten; enthaltend: den Mongoleneinfall in Japan von China aus, ihre Landung in Peru und Californien; Geschichte Peru's und Mexico's bis auf die spanische Eroberung; Größe der Incas und Montezuma's; angeblich erloschene Quadrupeden; wilde Elephanten in Amerika; Tapirs in Asien; Beschreibung zweier lebender Einhörner in Afrika; mit zwei Karten und Porträten aller Incas bis auf Moiezuma; sammt einem Supplement, von John Ranking, Verfasser der Untersuchungen über die Kriege der Mongolen und Römer. London 1831."

Mannichfaltige Hypothesen wurden schon aufgestellt, um das Räthsel zu lösen, wie jener große Kontinent der Erdkugel bevölkert wurde, dessen Daseyn Europa erst gegen Ende des 15ten Jahrhunderts kennen lernte. Da alle geschichtlichen Leitfäden zu einer Untersuchung fehlen, so müssen sich alle Nachweise auf mehr oder minder wahrscheinliche Konjekturen über die Aehnlichkeiten der amerikanischen und anderer Völkerracen beschränken. Die Nähe des amerikanischen und asiatischen Kontinents im Norden möchte leicht zur Vermuthung führen, daß auch Amerika aus der Wiege des Menschengeschlechts bevölkert worden sey; allein es ist kaum glaublich, daß die Race, die jene in ewigem Eis erstarrten Polargegenden bewohnte, der zahlreichen Bevölkerung jener großen Reiche Südamerika's den Ursprung gegeben haben soll, die bereits eine Stufe von Civilisation und Glanz erreicht hatten, als sie von den Europäern gestürzt wurden. Andere schrieben die Bevölkerung von Südamerika malayischen Einwanderungen zu; eine Hypothese, die doch noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als jede andere. Die thatkräftige und unternehmende malayische Race, die nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in der Halbinsel von Malacca ihre ursprüngliche Heimath haben mochte, sondern mehr auf den großen Inseln Borneo und Sumatra, in welchem letztern schon gegen das eilfte und zwölfte Jahrhundert hin ein mächtiges Malayenreich blühte, verbreitete sich über die Inseln des östlichen Archipels, und man hat Grund genug anzunehmen, daß die Inselgruppen im stillen Ocean und selbst der Kontinent von Australasien durch Malayen bevölkert wurde. Diese Annahme, die früher durch körperliche Aehnlichkeit begründet zu werden schien, hat in der jüngsten Zeit neue Bestätigung erhalten durch die unleugbare Sprachverwandtschaft der polynesischen und malayischen Stämme. Wiederholt angestellte Versuche haben bewiesen, daß von hundert malayischen Worten die Hälfte polynesisch ist. Auch der Sprachbau der Malayen hat die ganze Einfachheit der Inseldialekte, und ist wie diese ohne Geschlecht, Beugung, Zeit und Modus; in beiden wird dasselbe Wort oft als Nomen, Adjectivum, Verbum und Adverbium gebraucht, wobei über seine Eigenschaft nur die Stellung entscheidet. Auch die ursprüngliche malayische Regierungsform hat dieselbe unausgebildet rohe Einfachheit, wie sie unter den Inselbewohnern des stillen Oceans gefunden wurde; was zwar nur zufällig seyn kann, aber mit andern Thatsachen zusammengestellt von Gewicht wird. Daß die Malayen so große Reisen unternommen haben sollten, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich, da sie die unternehmendsten und furchtlosesten Seefahrer und manche ihrer „Prahus" sehr schöne Schiffe sind. Daß sie die Nordküste von Neuholland besuchten, ist außer Zweifel gestellt. Als die erste Expedition in diesem Theile von Australasien zu Port Essington landete, in der Absicht auf Melville-Eiland eine Niederlassung zu gründen, fand man unzweifelhafte Spuren von Malayen. Unter diesen Voraussetzungen ist es keine völlig unwahrscheinliche Vermuthung, daß die Malayen die Sandwich- und Gesellschaftsinseln bevölkerten, und wenn Dieß der Fall ist, so ist es keine allzugewagte Annahme, wenn man glaubt, daß die beiden Reiche von Mexico und Peru von Malayen gegründet wurden, da die oben erwähnten Inseln von den Küsten Mexico's nur halb so weit entfernt liegen, als von Borneo, und die Gesellschaftsinseln namentlich gleich weit von Australasien und der peruanischen Küste. Hiezu kommt noch, daß die von den Spaniern gegebene Beschreibung von den körperlichen und moralischen Eigenschaften der Amerikaner in allen wesentlichen Stücken Analogien mit dem malayischen Charakter darbietet. Die Bronzefarbe, die regelmäßigen Gesichtszüge, das lange schwarze Haar passen auf die eingebornen Amerikaner zwischen den Wendekreisen und die Malayen eben so gut, als die rachsüchtige und grausame Gemüthsart, die beiden zugeschrieben wird.

Indeß wie viel oder wenig Begründung diese Konjekturen finden mögen, so viel bleibt gewiß, daß sie größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, als die in dem vorliegenden Werke aufgestellte Hypothese, daß Peru und Mexico im dreizehnten Jahrhunderte von Mongolen erobert worden seyen, die von Elephanten begleitet dort gelandet. Die Mongolen, ein Volk, das mit Seefahrt und nautischen Kenntnissen völlig unbekannt war, sollen ein Heer und Elephanten auf chinesischen Dschunken (Tscheun) von den Küsten China's oder Japans sieben- bis achttausend Meilen weit durch ein noch durchaus unbefahrnes Meer in ein Land hinübergeführt haben, von dem soweit geschichtliche

Erinnerungen hinaufriechen, nie Erwähnung geschah! Auf Dschunken, von denen bekannt ist, daß sie kaum zur Küstenfahrt mit Sicherheit benutzt werden können, man müßte denn annehmen, daß diese gebrechlichen Fahrzeuge im dreizehnten Jahrhunderte vorzüglicher gewesen seyen, als im neunzehnten. Allein so wild und abenteuerlich diese Idee erscheint, so ist sie doch mit einem Scharfsinne und einer Gelehrsamkeit zu begründen versucht worden, die diese Schrift zu einem der ersten Sterne in der kuriosen Literatur machen und eines minder barocken Gedankens würdig wären. Allein es ist nun einmal so in der Gelehrtenwelt, daß von jeher unendlich mehr Scharfsinn aufgeboten wurde, Unsinn zu beweisen, als die Wahrheit zu beleuchten, und es ist vielleicht die beste Ironie auf den stolzen menschlichen Verstand, daß er nie so viel angestrengt wurde als im Dienste der Narrheit. Es kann hier nicht der Ort seyn, dem Verfasser im ganzen Umfange seiner Beweisführung mit kritischen Beleuchtungen zu folgen; es genügt uns, auf seine allerdings neue, wenn schon mehr einem witzigen Einfalle gleichende Idee aufmerksam gemacht zu haben, und einige Stellen hervorzuheben, die als das Spiel einer genialen Verkehrtheit den Lesern wie die kühnen aber nutzlosen Sprünge eines Seiltänzers einige Augenblicke Unterhaltung gewähren mögen. Hiezu legen wir hier eine Parallele des Verfassers zwischen der amerikanischen und asiatischen Geschichte vor, ohne die damit verbundenen Citaten anzuhängen.

„Amerikanische Geschichte."

„1. Motezuma, dem das Wort Zin angehängt wurde, war ein Priester.

„2. Die Zahl der Priester im großen Tempel von Mexico war fünftausend.

„3. Motezuma war schwarzbraun wie alle Indianer; er hatte langes Haupthaar und am Kinn sechs kleine Haare, die wie mit einer Spicknadel eingesetzt waren; dieser dünne Bart war schwarz. Die Indianer rauften sich ihre Barthaare mit einer Art Zange, die von Messingdrath verfertigt war, aus. Als Motezuma den Spaniern das erste Mal begegnete, gingen drei Häuptlinge vor ihm her, von denen Jeder einen goldenen Stab in der Hand trug. Er selbst saß in einer Sänfte, die mit goldenen Platten bedeckt war und von Häuptlingen auf der Schulter getragen wurde. Derselbe war von einem Sonnenschirme aus grünen Federn und Goldstickerei überschattet. Sein Mantel war mit kostbaren Steinen besetzt; auf dem Haupte trug er eine dünne Krone von Gold und an den Füßen goldene Schuhe, die durch Riemen, welche von Gold und Edelsteinen schimmerten, befestigt waren. Sein Gefolge bestand aus zweihundert vornehmen Herren, die Paar und Paar barfuß einhergingen. Die Sitte zu grüßen bestand bei den Mexikanern darin, daß man mit der rechten Hand die Erde berührte, und den Theil, womit man den Boden berührt hatte, zu küssen. Der Bruder des Königs und der Herr von Iztapalapa faßten Motezuma bei den Armen und zogen daran, was eine Ehrenbezeugung war, indem sie hiedurch zu verstehen geben wollten, daß der Kaiser durch die Kraft und Macht seines Adels aufrecht erhalten werde. (Peter Martyr Dek. V. c. 3.)

„4. Motezuma's Palast war so geräumig, daß die Spanier sammt ihren Bundesgenossen, zusammen siebentausend Mann stark, darin Aufnahme finden konnten. Die Wände waren mit reichen baumwollenen Vorhängen bekleidet. Bei der Tafel saß Motezuma hinter einem hölzernen Gitter, wobei er von dem Truchseß barfuß und in tiefem Stillschweigen bedient wurde. Wenn der König von Acolhuacan zu gewissen Stunden zum Schöpfer betete, schlugen Männer an seine Metallplatten. Als Motezuma speiste, ertönte eine Musik von Heerpauken, Seemuscheln, Flöten, Fiedeln und andern seltsamen Instrumenten. Zymbeln wurden häufig von den Incas gebraucht. Vega nennt sie Atabals.

„5. In einem Grabmale der Stadt Mexico (die im Jahre 1324 gegründet worden) fand man das Gerippe eines Elephanten. Ein König von Mexico wurde mit großem Pomp begraben. Man tödtete seinen Kapellan und mehrere von seinen Weibern, um ihn in der andern Welt von ihnen bedienen zu lassen. Die Zahl solcher Schlachtopfer stieg oft bis zu zweihunderten. Mit den verstorbenen Incas wurden alle ihre goldenen und silbernen Gefäße, Kleider, Juwelen und Hausgeräthe begraben. Seine geliebtesten Weiber und Diener wurden gleichfalls mit ihm lebendig beerdigt. Es ereignete sich oft, daß so Viele sich freiwillig zum Opfer anboten, daß ihre Obern die Zahl derselben beschränken mußten. In dem Grabmal eines peruanischen Fürsten fand man massives Gold im Werthe von fünf Millionen Franken. (Humboldt I, 92.)

„6. Die amerikanischen Indianer hingen sich selbst an Armen, Schenkeln und Seiten auf, um ihre Andacht zu bezeigen. Ein Knabe zog zwei Büffelköpfe mehrere hundert Fuß weit an Stricken, die im fleischigen Theile seiner Seiten befestigt waren. Die mit Golddrath genähten Pantoffeln, wie sie Peter Martyr (Dekade IV. c. 9) beschreibt, sind ganz so, wie man sie zu Dacca verfertigt.

„7. Die Feste der Sonne, die von den Incas in Cuzco gefeiert wurden, hießen Raimi und Citua.

„8. In Pernambuco gibt es Zigeuner, die ein umherziehendes Leben führen, mit Pferden und mit goldenen und silbernen Spielsachen handeln; sie sind ohne Religion. (Southey's Brasilien, III. 787.)

„9. Die Tapuyas aßen ihre eigenen Todten als einen letzten Beweis ihrer Liebe.

„10. Die Karaiben raufen sich den Bart mit Zangen aus, durchbohren Nasen und Ohren, und stecken goldenes Geschmeide hinein. Sie kauen stets Nüsse und Blätter auf beiden Backen. In Olmedillas großer Karte von Südamerika sind Karaiben 27° 30' südl. Br. und „Mongolas" im 24° 40' südl. Br. angezeigt. „Die Araucanier von Chili sind in Gestalt, Muth, Waffen und Kriegsmusik Mongolen," sagt Vega, II. 229. Die Araucanier haben, nach Humboldt, ein Jahr, welches größere Aehnlichkeit mit dem ägyptischen hat, als das der Azteken. Dreihundert und sechzig Tage sind in zwölf Monate getheilt, denen im Wintersolstitium fünf Ergänzungstage angehängt sind.

„11. „In der kleinen Stadt Cowe (Hauptort der cherokesischen Indianer, an beiden Seiten des Tenesees)," erzählt Bertram in seinen Reisen durch Carolina, Georgien und Florida im Jahre 1775, „begab ich mich Abends in Gesellschaft des Herrn Galahan in die Rotunda, wo ein großes Fest gefeiert wurde. Es sollte nämlich der Ballspieltanz aufgeführt werden, da die Stadt herausgefordert worden war, mit einer benachbarten am nächsten Tage ein Ballkampfspiel zu halten. Nachdem sich das Volk und die Musikanten niedergesetzt, hielt ein alter Häuptling eine lange Rede, worin er die verschiedenen Uebungen des Ballspiels pries und die Siege aufzählte, welche die Stadt Cowe über die andere errungen; jedoch auch seine und anderer alten Männer Leistungen zu rühmen nicht vergaß. Die Musikanten begannen hierauf zu spielen, was sowohl mit Instrumenten als Gesang geschah, und eine Gesellschaft von Mädchen trat Hand in Hand ein. Sie waren in niedliche weiße Gewänder gekleidet und mit Glasperlen, Armbändern und hellfarbigen Bändern aufgeputzt. In zwei halbkreisförmigen Reihen, Rücken gegen Rücken gekehrt, den Musikanten gegenüber, drehten sie sich langsam im Kreise herum und sangen dazu mit leiser angenehmer Stimme. Eine Viertelstunde später ertönte ein schrillendes Geschrei, und eine Gesellschaft junger Leute stürzte ungestüm mit Raketen und Bällen in der Hand herein. Auch sie waren sehr hübsch gekleidet, trugen silberne Armbänder, Halsringe und Wampums, niedlich verzierte Mokassins und hohe Federbüsche auf dem Kopfe. Sie stellten sich gleichfalls in halbkreisförmiger Linie den Mädchen gegenüber, die sich nun in eine Reihe gebildet hatten. Die Tanzbewegung begann an dem einen Ende des Halbkreises und bestand darin, daß man sich zierlich abwechselnd auf den Zehen und auf der Ferse erhob. Wenn der erste auf der Zehe sich erhob, so stand der nächste auf der Ferse und so fort von einem Ende der Reihe bis zum andern; so daß ununterbrochen die Einen sich erhoben und die Andern sich senkten, ohne die geringste Unordnung. Dann bewegten sie sich auch seitwärts, und beide Reihen wechselten die Plätze, was mit großer Geschicklichkeit und von einem schrillenden Rufe begleitet statt fand. Alle ihre Tänze und musikalischen Unterhaltungen scheinen dramatisch zu seyn, und sind mit komischen und wollüstigen Zwischenspielen durchflochten, wobei sich jedoch die Weiber züchtiger und verschämter benehmen; so zwar, daß wenn sie in diese verliebte Gebärdensprache einzustimmen scheinen, sie sich verschleiern, und nur durch einen Blick ihres funkelnden Auges oder die Röthe ihrer Wangen ihre Regung an den Tag legen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 14. 14 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

Schon seit geraumer Zeit besaß England eine große Anzahl literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften für Verbreitung und Aufmunterung aller Zweige des menschlichen Wissens; nur für die Geographie, die verbreitetste unter allen Wissenschaften, deren Studium so hohes Interesse bietet, fehlte noch eine ähnliche Anstalt. Diesem, in einem Lande, das seine Arme bis an die äussersten Gränzen der Erde erstreckt, so befremdenden Mangel ist endlich seit zwei Jahren abgeholfen worden, und London hat jetzt, eben so wie Paris, seine geographische Gesellschaft. Zahlreiche Unterzeichnungen, die sich noch immer vermehren, beweisen, daß das Unternehmen allgemeinen Beifall fand; auch der König trat bei, und ließ es nicht bei diesem Beweis seiner Theilnahme allein bewenden, sondern begründete auch noch einen jährlichen Preis von 50 Pfd. St., zu dessen Erlangung die Gesellschaft jedes Jahr einen Konkurs über einen von ihr selbst gewählten Gegenstand eröffnet. Die afrikanische Gesellschaft, die die Kosten der Unternehmungen Hornemanns, Houghtons, Mungo Parks und einiger anderen Reisenden getragen hatte, vereinigte sich mit der geographischen Gesellschaft, deren Hülfsmittel und Wirkungskreis dadurch vergrößert wurden. Durch diese Beweise von Theilnahme ermuthigt, macht nun die geographische Gesellschaft den Bericht über ihre Arbeiten während des ersten Jahres bekannt, den wir unsern Lesern im Auszug und unter Beobachtung der Reihenfolge wie die einzelnen Gegenstände vorgetragen wurden, mittheilen.

1. Die Kolonie am Schwanenfluß in Australien.

(Auszug aus einem Bericht des Lieutenant-Gouverneur Stirling, bevorwortet mit einigen Bemerkungen des Herrn Barrow über Neuholland im Allgemeinen.)

Unter die Zahl der am meisten in Aufnahme gekommenen Irrthümer über das Innere von Neuholland gehört auch die Meinung, die einen großen See oder ein Land-Meer dorthin versetzte, in welches sich die Gewässer der umliegenden Gebirge ergießen und gegen das der umliegende Boden sich allmählich abwärts neige. Die neuerliche Entdeckung des Flusses Murrumbudgie, der mit dem Lachlan zusammenfließend den Murray bildet, und sich gegen Süden in einen Arm des Meers ergießt, widerlegt diese Meinung von Grund aus. Ueberdieß kennen wir von diesem großen Lande fast noch nichts als die Küsten, und hat man diese auch alle schon gesehen, so hat man sie doch noch nicht alle untersucht; es ist also höchst wahrscheinlich, daß man noch andere Flüsse entdecken wird, die sich ebenfalls in den Ocean ergießen. Zu Unterstützung dieser Vermuthung bemerkt Kapitän Stirling, daß man auf der westlichen Küste zwischen dem nordwestlichen Kap und der Meerenge von Clarence in einer Ausdehnung von mehr als 1000 Meilen ganz deutlich sehr große, noch unerforschte Oeffnungen gewahrt, in denen das Auge keinem Land begegnet, und die wohl die Ausmündungen großer Ströme seyn dürften. Diese ganze Küste ist von zahllosen Inseln umgränzt, die durch tiefe Kanäle geschieden sind, in die, wie Kapitän King sagt, die Strömung mit reißender Schnelligkeit stürzt. Dieser Seefahrer vermuthet, daß der große Landstrich vom Kap Levique bis an die Spitze Gantheaume, „Dampiers Land" genannt, eine Insel sey, hinter welcher eine Oeffnung von wenigstens acht Meilen Breite sich befindet. Dort fand er, eben so wie im Archipel der Boukaniers, Ebbe und Fluth von 36 Fuß, während diese auf andern Punkten der Küste nur 8 oder 9 Fuß hatte. Diese Erscheinungen verleiten den Kapitän King zu denselben Schlüssen, wie den alten Seefahrer Dampier. Alles was man bis jetzt über diese große Oeffnung rücksichtlich ihrer Breite, der reißenden Strömung und der Ebbe und Fluth weiß, läßt auf die Existenz eines sehr großen Golfs schließen; allein die Küste ist sehr gefährlich, und kann nur zu Schiffe oder zu Lande längs dem Ufer aufgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

(Fortsetzung.)

5) Alle Jahre gleich nach der Ernte rüsten sie Fahrzeuge aus, um überall wohin sie kommen Freund oder Feind oder auch Unbekannte zu berauben; indeß greifen sie in der Regel nicht ihre Nachbarn, sondern entferntere Dörfer an, deren unglückliche Bewohner sie dann plötzlich überfallen und sie berauben und ermorden. Dieß ist häufig bei den Pintados der Fall, die kriegerischer sind als die

Moros. Diejenigen welche im Innern des Landes leben, machen es zu Lande eben so; sie machen Streifzüge von 12 bis 15 Stunden, um die Unglücklichen die ihre Felder bebauen, zu tödten, und finden sie Gelegenheit dazu, so plündern sie ein ganzes Dorf ohne alle Ursache; denn nicht etwa aus Rache für schlechte Begegnung oder aus Feindschaft handeln sie so, sondern nur um zu rauben, weil es Gesetz und Gebrauch bei ihnen ist, in dieser Jahreszeit zu plündern. Oktober, November, Februar, März und April sind die Monate, in denen besonders eine große Anzahl solcher Korsaren das Meer durchkreuzt. Selbst jetzt noch üben sie diese Sitte, doch mit etwas mehr Zurückhaltung aus Furcht vor den Spaniern.

6) Sobald ein Häuptling der Pintados sehr krank und dem Tode nahe ist, so wird seinen Vorfahren einer seiner Sklaven geopfert; dadurch glauben sie ihn von der Krankheit zu befreien. An jedem Orte werden Sklaven auf verschiedene Art getödtet, deren Seelen, ihrer Meinung nach, an denselben Ort gelangen wie die des Sterbenden. In Subu graben die Eingebornen so viele Gräber als sie Sklaven umbringen wollen, deren Zahl jedoch zwei bis drei nicht übersteigt; nachdem sie dann heilige Gesänge gesungen, und sich halb berauscht haben, geben sie ihren Opfern Lanzenstöße, und stürzen sie vom Giebel des Hauses in die Gruben, wo sie sodann sogleich mit Erde bedeckt werden. In Dapitan legte man sie auf den Boden und zog eine Barke über sie hin, was ihnen Geschrei auspreßte. In Butuan wurden sie auf einem Andreaskreuz ausgespannt und vom Morgen an bis zum Abend mit kleinen Lanzen von Schilf gestochen; dann bei Sonnenuntergang gaben sie ihnen einen Lanzenstich und warfen Kreuz und Körper in den Fluß. An andern Orten herrschte wieder eine andere Gewohnheit.

7) Starb der Häuptling, so wurden lebendige Sklaven mit ihm begraben, um ihn in der andern Welt zu bedienen.

8) Bei dem Tode eines Häuptlings hatte die ganze Völkerschaft Magrehe, oder eine Art allgemeiner Trauer. Jene welche diese Trauer brachen, mochten sie nun Eingeborne, Fremde oder Reisende seyn, wurden zu einer Buße verdammt und hatten sie die Mittel nicht um sie zu bezahlen, so wurden sie zu Sklaven gemacht. Diese Trauer oder dieses Verbot konnte nicht eher aufgehoben werden, bevor nicht die ganze Bevölkerung ausgezogen war, um Jemand zu tödten oder Gefangene zu machen. Ich habe eine solche Trauer nicht bloß beim Tode eines Häuptlings oder einer seiner Frauen, sondern auch beim Tode eines seiner kleinen Kinder und beim Hinscheiden einer angenommenen Tochter eines Häuptlings mittlerer Klasse erlebt. Alle Verwandten versprechen bei einer solchen Gelegenheit dem Todten, nicht eher Brod zu essen bevor sie nicht irgend Jemand getödtet oder gefangen haben, und sie halten Wort.

9) Wird ein Häuptling gefangen, so finden dieselben Gebräuche statt, doch ist dann die Trauer nicht allgemein; wird der Häuptling losgekauft, so halten seine Verwandten die Trauer, obgleich auf andere Weise, so lange bis es ihnen gelungen ist, irgend Jemand als Racheopfer zu tödten, oder in ihre Gewalt zu bekommen und es gilt ihnen gleich, ob es Feind oder Freund sey. So streng halten sie diese Trauer, die nur durch Blut geendet werden kann.

10) Wenn irgend einer der kein Häuptling ist, einen Diebstahl, Todtschlag oder Ehebruch begeht, so wird er sammt Vater, Mutter und Brüdern zum Sklaven gemacht, in der Regel sind alle Verwandten für ein Verbrechen eines Familiengliedes verantwortlich.

11) Hat bei den Pintados eine Frau, besonders die eines Häuptlings, einen oder zwei Söhne, so läßt sie sich, wenn sie wieder schwanger wird, die Frucht abtreiben; diejenigen jedoch, welche gern Kinder haben, thun Dieß nicht. Unverheirathete Frauen treiben, wenn sie schwanger werden, gewöhnlich ebenfalls die Frucht ab; doch weder aus Schamgefühl noch aus Furcht vor Strafe, oder weil ihr Zustand ihre Verehelichung hindert, sondern nur weil sie glauben, ein Kind das keinen Vater habe, könne nicht gut erzogen werden. Arme, verheirathete Leute, wenn sie Kinder bekommen, pflegen sie oft in ein irdenes Gefäß zu legen, sich dann zu berauschen, ihre Nachbarn zum Begräbniß einzuladen, und dann die noch lebenden Kinder einzugraben, oder in den Fluß zu werfen.

12) Wird ein Kind, sey es Knabe oder Mädchen, Waise, so theilen dessen Verwandte oder die Häuptlinge sein Vermögen unter sich und derjenige der das Kind in sein Haus aufnimmt, behält es, wofern er nicht des Vaters oder der Mutter Bruder ist, als Sklaven, zur Entschädigung für das, was er für dessen Unterhalt thut. Eben so wird auch Jeder, der zur Zeit einer Hungersnoth in das Haus eines Verwandten oder Häuptlings kömmt, und dort einige Tage hindurch zu essen bekömmt, Sklave. Dasselbe findet statt, wenn er irgend etwas wegnimmt, sey der Gegenstand auch noch so unbedeutend; deßhalb pflegen die Häuptlinge bei solchen Gelegenheiten Reiß im Ueberflusse umher liegen zu lassen, damit irgend ein Unglücklicher von Hunger verleitet sich daran vergreife. Ausgestellte Schildwachen fallen über ihn her, ergreifen ihn und er ist Sklave.

13) Hat ein freier Mann ein kleines Vermögen gesammelt, so ziehen die Häuptlinge die Gelegenheit ihn zu strafen bei den Haaren herbei; bald wird er gestraft, weil er am Haus des Häuptlings vorbei, oder über dessen besäetes Feld gegangen ist, bald weil er dessen Frau betrachtet, oder anderer unbedeutenden Ursachen halber, die aber von den Häuptlingen als sehr wichtig dargestellt werden; oft wird ein solcher Unglücklicher sogar auf bloßen Verdacht oder auf den Schein hin zur Sklaverei verdammt.

14) Stirbt einer von dem Stamme der Moros und hinterläßt einen Sohn der noch Kind ist, so gibt der Häuptling vor, wenn auch die Mutter noch lebt, dem Vater des Kindes oder irgend einem von dessen Vorfahren ein Darlehen gemacht zu haben, und eignet sich den Knaben als Sklaven zu, da Niemand vorhanden ist, der das Darlehen oder dessen Zurückbezahlung bestätigen kann.

15) Im ganzen Lande geschehen alle Darlehen mit Wucher und Verdoppelung der geliehenen Summe, so daß Einer der 2 empfangen hat, im nächsten Jahre 4, im darauf folgenden Jahre 8, im vierten Jahre 16 u. s. f. zurückbezahlen muß; der geringste Betrag wächst folglich nach vier oder fünf Jahren zu einer solchen Summe an, daß der arme Schuldner um zu bezahlen Sklave werden muß.

Alle diese Gebräuche und noch viele andere sind alte hergebrachte Gewohnheiten, und haben daher Gesetzeskraft erhalten; und wenn gleich jene die die Opfer derselben werden, nicht daran denken, daß ihnen Unrecht geschieht, so unterwerfen sie sich doch nur ungern

und mit Thränen diesem Herkommen, allein da es einmal so Sitte ist, so glauben sie es müsse so seyn. Raub und Tyrannei werden von ihnen als Heldenthaten angesehen, und sie bewundern jene, die solche Thaten begehen, als Männer von Muth. Alle ihre Lieder, sowohl die ihrer Schiffer, als auch die, die bei ihren Hochzeiten, Festen und Opfern, die sehr zahlreich sind, gesungen werden, handeln von Raub, Betrügereien und Verrath, die ihre Herren verübten, und wodurch sie sich aus niederm Stande zu bedeutenden Personen und Häuptlingen emporschwangen. Werden sie geraubt oder zu Sklaven gemacht, wird ihr Eigenthum von denen selbst zerstört die ihre Freunde sind, so denken sie nicht daran daß Dieß Unrecht sey, sondern sie sind nur darauf bedacht, den Urhebern dieses Unglücks Gleiches mit Gleichem zu vergelten. So handeln, sprechen und rühmen sie sich im Allgemeinen; indeß fanden sich doch einige in Bonjongan und Caynta, welche bei verschiedenen Gelegenheiten als die Spanier gegen sie marschirten, sich anders benahmen und diesen zuriefen: „Was haben wir euch gethan? oder waren unsre Vorfahren vielleicht den eurigen etwas schuldig, weil ihr kommt uns zu plündern?"

Wollte man alle an Personen und Eigenthum begangenen Ungerechtigkeiten und Usurpationen wieder gut machen, so gäbe es vielleicht im ganzen Lande keinen Häuptling, der an seiner Stelle und kein Eigenthum, das seinem Besitzer bleiben dürfte, wie die Häuptlinge selbst mir das oft gesagt haben. Deßhalb befahl auch der Gouverneur, daß kein Tribunal sich weder mit irgend einer vor Ankunft der Spanier vorgefallenen Streitigkeit, noch mit den während der Hungersnoth, die nach unsrer Ankunft in Subu eintrat, begangenen Verbrechen befassen solle, weil man sonst im ganzen Lande das Unterste zu Oberst kehren würde; denn es waren damals viele Gewaltthaten begangen worden, indem man fast nichts that als nur nach Gelegenheit spähen, einen Menschen zu überfallen, zu knebeln und ihn sogleich gegen Reiß zu verkaufen, und das oft ohne den mindesten Beweggrund. Jene, die auf solche Art verkauft worden waren, beschwerten sich, ob es gleich in einem Lande geschehen war, wo sich Spanier befanden, doch keineswegs, da sie ihrer Meinung nach aus dem größten Elend in einem Zustand des Ueberflusses übergegangen waren, und ertrugen ihr Schicksal mit Muth. Seitdem sind viele jener Sklaven von den Spaniern in Freiheit gesetzt worden.

Die Sklaven dieses Landes sind es theils von Geburt, weil ihre Väter und Großväter es waren, oder erst seit kurzer Zeit. Die letztern wurden im Krieg gefangen, der, wie bereits gesagt, oft aus sehr geringfügigen Ursachen entsteht. Diese Klasse ist die minder zahlreiche, weil wenn auch die Eingebornen, was selten geschieht, Gefangene machen, sie sie doch, wenn es nicht ein junger Mann ist, sogleich tödten, und Kinder wollen sie nicht behalten, um der Mühe der Erziehung überhoben zu seyn. Sie tödten sogar den Gefangenen, wenn er auch ein Mann von Stande ist, er müßte denn aus einem entfernten Lande seyn, oder sie geben ihn sogleich gegen ein Lösegeld frei, um ihn nicht durch die Flucht zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

K a r a m s i n.

Eine Skizze nach dem Leben von dem Dichter Bulgarin.

Es war im Winter 1819 als ich zu einer Soirée eingeladen wurde, wo ich, wie man mir versicherte, einige der ausgezeichnetsten Männer unsrer Gelehrtenwelt kennen lernen sollte. Da ich eben von einer langen Reise durch verschiedene Theile von Europa zurückgekehrt war, so kannte ich nur wenige von unsren Schriftstellern von Angesicht zu Angesicht, und sah daher diesem Abende mit einiger Ungeduld entgegen. Zufällig war ich Einer von den ersten der Gesellschaft, und so oft ein neuer Besuch in den Salon trat, versäumte ich nicht, mich nach seinem Namen zu erkundigen. Zu meiner größten Verwunderung hörte ich zwar viele Namen, die im Adreßkalender voranglänzten, doch nicht einen einzigen, der sich in der Schriftstellerwelt bekannt gemacht. Nicht wenig ärgerlich über meine fehlgeschlagene Hoffnung setzte ich mich in einen Winkel, um meinen hypochondrischen Träumen nachzuhängen.

Inzwischen hatte die Vorlesung von einem Lustspiele Molières begonnen, und bald darauf öffnete sich leise die Thüre und ein hochgewachsener Mann, der bereits über den Meridian des Lebens hinaus war, aber ein sehr einnehmendes Aeußeres besaß, trat herein. Indem er so leise als möglich durch das Zimmer ging, um den Vorleser nicht zu unterbrechen, nahm er seinen Sitz auf einem Stuhle am äußersten Ende des Halbkreises, den die Zuhörer bildeten. Ich war um so mehr über dieses anspruchslose Benehmen erstaunt, als der Ordensstern, den er trug, und der auf seinem dunklen Rocke nur noch glänzender hervorstach, mich überzeugte, daß seine Bescheidenheit nicht einem Bewußtseyn von Unbedeutenheit zuzuschreiben sey. Ein Anderer würde bei einer solchen Gelegenheit seine Wichtigkeit durch ein großes Geräusch angekündigt, und anstatt mit dem nächsten besten leeren Stuhl vorlieb zu nehmen, einen seinem Range entsprechenden Sitz gesucht haben. Ich konnte nicht umhin, mit mehr als gewöhnlicher Neugier meine Blicke auf den Fremden zu richten, dessen Gesicht mir so bekannt vorkam, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, ihn jemals gesehen zu haben. Sein Gesicht war etwas länglich, seine Stirne hoch, seine Nase römisch. In seinem Mund lag ein höchst anmuthiger Ausdruck und seine Lippen schienen, wenn ich so sagen darf, nur Güte zu athmen, während seine Augen, obgleich klein und halb geschlossen, von Verstand und Leben blitzten. Sein Haar, mit etwas Grau untermischt, war zu beiden Seiten aufwärts nach dem Wirbel gekämmt. Sein Gesicht war stark durch zwei tiefe Falten bezeichnet, die von dem untern Theil der Wange über den Mund hinausliefen; der Ausdruck dieser ganzen Physiognomie schien außerordentliche Güte und eben so große Schärfe des Verstandes anzudeuten.

Mit voller Aufmerksamkeit verfolgte er den Gegenstand der Vorlesung und sein lebensvolles Gesicht spiegelte all die verschiedenen Eindrücke wieder, die er auf seine Seele machte. Kein witziger oder geistreicher Gedanke, kein glücklicher Charakterzug schien ihm zu entgehen; dagegen konnte man auch sein Mißvergnügen wahrnehmen, wenn der Vorleser auf eine jener geschmacklosen oder trivialen Redensarten stieß, zu denen sich Molière, um dem Geschmack seiner Zeitgenossen zu huldigen, manchmal herabließ. Endlich kam die Reihe auch an eine Arbeit von mir, die von Saint Maure vorgelesen wurde, der sich auch die Mühe genommen hatte, Stylverbesserungen darin vorzunehmen, da ich mir eben nicht sehr viel auf eine gründliche Bekanntschaft mit dem französischen Sprachidiom zu gut thue. Es war eine Abhandlung über die Verdienste des deutschen Drama's, und enthielt kurze Andeutungen über Schillers Trauerspiele. Bei frühern Gelegenheiten dieser Art hatte ich meine literarischen Versuche ohne besondere Aengstlichkeit dem öffentlichen Urtheil übergeben, da ich überzeugt war, keine strenge Kritik zu finden. Jetzt aber fühlte ich einiges Bangen; ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß ich in dem Fremden einen erfahrenen Richter finden würde. Während daher Saint Maure meine Arbeit vorlas, bewachte ich ängstlich die Züge des Unbekannten, um daraus seine Meinung zu entziffern, und zu meiner größten Freude fand ich, daß er nicht unzufrieden war.

Sobald die Vorlesung zu Ende war, und die Gesellschaft sich im Zimmer zerstreute, nahm ich Gelegenheit nach dem Fremden zu fragen, der meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen hatte. „Es ist Karamsin," erwiderte man mir. „Karamsin!" rief ich so laut, daß dieser selbst sich

umwendete und einen Blick auf mich warf. Dieser Name tönte in meinem ganzen Wesen wieder, und weckte alle Erinnerungen meiner Jugend auf. Lebt irgend Jemand in ganz Rußland, der des Lesens kundig nicht den Namen Karamsin kennen sollte? Im Palast wie in der Hütte, in Kamtschatka wie an den Ufern der Weichsel erklingt dieser Name wie der eines alten Bekannten. Aber auch in der Ferne lebt Niemand, der mit der Literatur vertraut ist, ohne mit dem Namen Karamsin den Gedanken unsrer intellektuellen Fortschritte zu verbinden. Da ich eine Abbildung von ihm gesehen hatte, so glaubte ich jetzt mir längst bekannte Züge eines Schriftstellers zu sehen, von dem ich mehr als einmal jede Zeile gelesen hatte, die seiner Feder entflammte. Von meiner frühesten Jugend an war ich Zeuge seiner Triumphe und seines Ruhmes auf der literarischen Laufbahn; denn ich gehörte der Generation an, die heranwuchs, während er durch seine Schriften eine neue Aera der russischen Literatur begründete. Karamsin war es, der durch sein „Moskowitisches Journal“ und den „europäischen Herold“ zuerst unter uns Geschmack an Zeitschriften in unsrer Nationalsprache belebte; er war es, der durch seinen „Aonides“ und seine „Aglaia“ die Almanachsliteratur erweckte, während er uns durch seine Briefe eines reisenden Russen lehrte, wie wir Gegenstände dieser Art in anmuthigem und lebendigem Style behandeln müssen. Seine unnachahmlichen „Erzählungen“ führten zuerst unsre Leute von gutem Ton und das schöne Geschlecht unsrer Muttersprache zu. Ihm auch gebührt das Verdienst, eine leichte und faßliche Prosa geschaffen und unsre Sprache mit grammatikalischer Genauigkeit behandelt zu haben, indem er in jeder Gattung der Schreibart die gelungensten Vorbilder aufstellte. Endlich hat er die Russen von allen Ständen in ihre Nationalgeschichte eingeweiht, und diese von dem Staub vermoderter Chroniken gereinigt. Dieß sind die Verdienste, die sich Karamsin um sein Vaterland erworben.

(Schluß folgt.)

Die Tuilerien.

Nikolaus von Neuville, Herr von Villeroi und Finanzsekretär, besaß im Jahre 1518 ein Haus mit Hof und Garten außerhalb der Mauern von Paris. Dieses Haus lag nahe einer Ziegelbrennerei an einem Orte, der im vierzehnten Jahrhunderte die Sandgrube (la sablonnière) und von Karl VII, närrischen Angedenkens, in einer Ordonnanz vom Jahre 1416 „les Tuileries Saint Honoré“ — die Ziegelhütten von St. Honoré — genannt wurde. In der erwähnten Ordonnanz wird nämlich anbefohlen, „daß die Schlachthäuser und Schindanger (tueries et escorcheries) von Paris außerhalb der Stadt in die Nähe der Ziegelhütten von St. Honoré, die sich an der Seine, jenseits der Gräben des Louvreschlosses befinden, verlegt werden sollten.“ Zu dieser Zeit führte ein Weg längs der Stadtgräben an eine Ueberfahrt, die sich ungefähr da befand, wo jetzt der Pont-Royal ist. Da das Besitzthum des Herrn von Neuville das Glück hatte, Louisen von Savoyen zu gefallen, die das Schloß der Tournelles nicht wohnlich genug fand, so brachte es ihr Sohn Franz I im Jahre 1518 durch Tausch an sich, indem er Herrn von Neuville dafür das Landgut Chantelon, in der Nähe von Montlhéri gab.

Louise von Savoyen wurde des Hotels der Tuilerien eben so bald überdrüssig als das der Tournelles: denn im Jahre 1525 gab sie es zu lebenslänglichem Genusse Jean Tiercelin, Haushofmeister des Dauphins, und seiner Frau Julie Dutrot. Nach dem Tode Tiercelins und seiner Frau wählte Katharina von Medicis die Tuilerien zu ihrem Wohnsitze, da sie eine besondere Wohnung haben wollte, und ihr Sohn Karl IX das Louvre bezogen hatte, auch die Tournelles, die gemäß Ordonnanz vom 28 Januar 1564 abgebrochen wurden, nicht mehr bewohnbar waren. Im Monate Mai des letztgenannten Jahres ließ sie den Grund zu dem Palaste legen, mit dessen Bau Philipert de Lorme und Jean Bullan beauftragt waren. Die Plane dieser geschickten Architekten gingen ins Riesenhafte und waren wahrhaft grandios; allein die Ausführung erforderte auch ungeheure Kosten. Um diese aufzubringen, mußte Katharina mehrere Grundstücke zu Paris, namentlich die von Tournelles und Angoulême, verkaufen. Nun errichtete man den großen Pavillon in der Mitte der Façade, der mit einer geschmackvollen Kuppel überwölbt wurde, welche von vier Laternpavillons getragen und mit Schiefer gedeckt wurde. Die zwei Terrassen, die auf dem Portikus des Erdgeschosses ruhten, bildeten die beiden Flügel dieses Pavillons. Hiebei aber blieb die Bauunternehmung der Katharina von Medicis stehen, obgleich die Plane de Lorme's und Bullans noch nicht zum zehnten Theile ausgeführt waren.

Der Garten der Tuilerien war damals vom Schlosse durch jenen Weg getrennt, der zur Fähre führte, wie oben gesagt wurde. Dieser Weg wurde unter Heinrich IV und Ludwig XIII in eine Straße verwandelt, die man die Tuilerienstraße nannte. Im Jahre 1664 beauftragte Ludwig XIV seinen Baumeister Lavau, das Schloß der Tuilerien auszubessern und zu vollenden. Dieser begann damit, die große Treppe, das Hauptwerk des Baues, wegzureißen, und beschäftigte sich hierauf mit seinem Schüler d'Orbay mit der Erbauung der beiden großen Pavillons Flora und Marsan, die unter Heinrich IV begonnen worden waren. Er stellte auch das übrige Gebäude wieder her, ließ es von Außen erneuern und das Frontispice der Galerie des Louvre in Stein aushauen, auf welchem man Ludwig XIV unter der Gestalt des Phöbus die Erde mit seinen Strahlen befruchten sieht, was durch die aus einem Füllhorne aufgeschütteten Früchte angedeutet wird. Das so vollendete Palais der Tuilerien nahm nun eine Länge von 168 Toisen, oder 1008 Fuß, ein.

Lenôtre wurde im Jahre 1665 beauftragt, den Garten des Schlosses nach einem andern Plane umzuschaffen. Die Straße der Tuilerien stand ihm hindernd entgegen; diese Straße gehörte dem Publikum, das ihrer bedurfte, um an die Ueberfahrt der Seine zu gelangen, und doch wollte Lenôtre diese Straße nicht zwischen Palast und Garten lassen. Es kam demnach zwischen Ludwig XIV und der Stadt eine Uebereinkunft zu Stande, gemäß der die Straße dem Garten einverleibt, dem Publikum jedoch während des Tages der Durchgang an die Ueberfahrt vorbehalten wurde.

Der Palast und der Garten der Tuilerien, die Ludwig XIV verließ, um Versailles zu bauen, wodurch er Frankreich ruinirte, erhielt später große Verschönerungen, Anfangs durch das Direktorium, später durch Napoleon.

Vermischte Nachrichten.

Seit die französische Regierung so viele junge Patrioten in St. Pelagie eingesperrt hält, ist bemerkt worden, daß sich der moralische und physische Zustand der dort Verhafteten bedeutend verbessert hat. Man fand sogar, daß ihr philanthropischer Einfluß für die innere Polizei des Hauses mehr leistete, als jemals die ganze rohe Strenge der Gewalt auszurichten vermochte. Ihrer Verwendung verdanken es die Gefangenen, daß gegenwärtig jeden Morgen durch Chlorräucherungen die schädlichen Miasmen des Gefängnisses zerstört werden, und die Brunnen, welche bei ihrer Ankunft nur fauliges Wasser lieferten, gereinigt wurden. Herr Raspail, einer dieser gefangenen Patrioten, bearbeitete einen Artikel in dem wissenschaftlichen Journal, „das Lyceum“ über das ungenießbare Brod der Gefängnisse, wobei er die hierin unterlaufenden Betrügereien aufdeckte, so daß seitdem auch in dieser Beziehung wesentliche Verbesserungen bewirkt worden. — Es sollte uns sehr wundern, wenn diese wohlfeile und sinnreiche Art durch Einsperrung tüchtiger Menschen auf Verbesserung der Gefängnisse zu wirken, nicht zeitig auch in auswärtigen Staaten angewendet werden sollte.

*

Das englische Taschenbuch „Amulet“ gibt die Preise der Sklaven in der dänischen Kolonie Quitta an, aus welchen man auf den Preis dieser unglücklichen Menschen in andern Theilen von Afrika schließen kann. Eine Unze ist gleich 15 Dollars oder 24 Yards (zu drei Fuß) Leinwand oder Tuch, einer Rolle Tabak, 4 Gallonen Weingeist oder 16 gewöhnlichen Taschentüchern. Der Werth eines Sklaven berechnet sich demnach für einen Mann auf 9 Unzen oder 216 Yards Leinwand oder Tuch oder 9 Rollen Tabak, oder 36 Gallonen gebrannte Wasser oder 139 Sacktücher. Ein Weib kostet 8 Unzen oder 192 Yards Tuch, oder 8 Rollen Tabak, oder 32 Gallonen Branntwein, oder 128 Sacktücher. Ein Kind kann man um 6 Unzen oder 144 Yard, oder 6 Rollen oder 96 Sacktücher einhandeln.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 15. 15 Januar 1832.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Die ehrlichen Indianer ahneten wohl nicht, welche staatsrechtlichen Folgerungen ihre neuen Freunde aus dieser scheinbar harmlosen Unterredung ziehen würden; und Massasoit hätte schwerlich seine Lippen mit dem teuflischen Feuertranke benetzt, hätte er voraussehen können, daß seine Söhne, die später die angesprochene Oberherrlichkeit des englischen Sachems in Abrede zu stellen wagten, als Rebellen gegen seine britische Majestät behandelt werden, und mit ihrem ganzen Stamme zu Grunde gehen würden.

Dieß war der erste Vertrag, der mit den Indianern von Neu-England geschlossen wurde — ein Vertrag, scheinbar unbedeutend, aber von unermeßlich wichtigen Folgen. Er wurde in Frieden und Freundschaft geschlossen, die Indianer boten willig dazu die Hand, und obgleich sie für die Abtretung eines ungeheuren Landstriches, an die sie freilich nicht gedacht haben mochten, nichts als ein Pack Messer, eine kupferne Kette mit einem böhmischen Stein für den großen Sachem, einen Krug gebrannten Wassers, eine tüchtige Menge Zwieback und etwas Butter erhielten, so schienen doch beide Theile mit den eingegangenen Verbindlichkeiten vollkommen zufrieden. Diese Geschenke werden ausführlich in einem Tagebuch der Niederlassung von Plymouth, das wahrscheinlich Winslow hinterließ, beschrieben. Länger als ein halbes Jahrhundert blieb dieser einfache Vertrag in Kraft und weder Massasoit noch einer der Wampanoag konnte je bezüchtigt werden, ihn in irgend einem Stück verletzt zu haben.

Europäer sowohl als Indianer staunten sich bei jener ersten Zusammenkunft mit gleich neugieriger Verwunderung an. Während der Sachem Winslow's Waffen besichtigte und seine Wampanoags es versuchten, der Trompete, die sie ungemein bewunderten, Töne zu entlocken, stellten auf der andern Seite die Engländer gleichfalls ihre Betrachtungen an. Der Verfasser des Tagebuches der Niederlassung zu Plymouth beschreibt Massasoit „als einen sehr lebenskräftigen Mann in den besten Jahren, kernhaft gewachsen, von ernsthaftem Wesen und wortkarg." In seinem Anzuge unterschied er sich wenig von seinem Gefolge, ausgenommen daß er um den Nacken eine große Schnur von weißen beinernen Kugeln trug, was wahrscheinlich eines der königlichen Abzeichen war; außerdem trug er auch an derselben rückwärts einen kleinen Beutel mit Tabak, „den er trank," sagt der Tagbuchverfasser, „und uns auch zu trinken gab." *) Uebrigens war sein Aufzug nicht sehr glänzend; sein Gesicht war mit einer schmutzigen Purpurfarbe bemalt und Kopf und Gesicht so eingeöhlt, daß es „höchst unsauber anzusehen war." Seine einzige Waffe bestand in einem langen Messer, das an einem Riemen auf der Brust hing. Sein Gefolge hatte sich wahrscheinlich zu dieser Zusammenkunft mit besonderm Fleiß herausgeputzt; einige von ihnen waren schwarz, andere roth, andere gelb oder weiß bemalt, andere waren auch in Felle von verschiedener Art gekleidet. Da es große starke Männer und die ersten Eingebornen waren, welche Kolonisten in der Nähe sahen, so mußten sie von diesen wohl nicht wenig angestaunt worden seyn.

Nachdem sie einige der ihrigen bei den weißen Männern als Geiseln zurückgelassen hatten, zogen sich die Wampanoags ungefähr eine halbe Meile weit entfernt in einen Wald zurück und brachten hier die Nacht zu; Winslow hatten sie ihrerseits als Geisel mitgenommen. Die Engländer, scheint es, hatten noch wenig Vertrauen in die Zusicherungen der Wilden zu setzen gelernt; denn sie hielten sorgsam die ganze Nacht Wache, obgleich sie die Geiseln in ihrer Gewalt hatten. Ihre Gäste hingegen ließen sich guten Muthes in dem Walde den Schlaf schmecken. Es waren auch einige Weiber und Kinder zu diesem Besuche mitgekommen; die wohl einen Weg von vierzig Meilen zurückgelegt haben mußten. Am nächsten Morgen sendete der Sachem einige von seinen Leuten in die Niederlassung und ließ einige seiner neuen Freunde zu sich auf einen Besuch einladen. Zwei Engländer Standish und Allerton (von dem die äußere Hafenspitze von Boston ihren Namen haben soll) gingen „getrosten Muthes" zu ihnen hinaus und wurden wenn nicht königlich, doch höchst freundlich, mit Tabak und Nüssen bewirthet. Bis hoch an Mittag blieben sie in ihrem Lager, und der Gouverneur, um die Gastfreundschaft des Sachems zu vergelten, schickte einen eigenen Boten an ihn, ließ sich seinen großen Kessel ausbitten, und füllte denselben mit trockenen Erbsen, worüber der Häuptling höchlich erfreut war. Hierauf zogen sie von dannen.

Dieß war die erste Gelegenheit, bei welcher die Eingebornen von Neu-England mit den Kolonisten in Berührung kamen, und man muß zugeben, daß das Benehmen der ersteren, obgleich wir davon nur die englische, also parteiische Schilderung haben, äußerst

*) Bekanntlich sagte man sonst „Tabak trinken" statt „Tabak rauchen."

ehrenoll war. Man sieht daraus, daß die Eingebornen Anfangs gegen eine gute Behandlung eben so empfänglich, als selbst zur Güte geneigt waren. Unbewaffnet kamen sie ohne Furcht zu den Ansiedlern, jedenfalls zu Frieden und Freundschaft bereit, und so gastfreundlich, als es ihre beschränkten Mittel erlaubten. Diese freundschaftlichen Gesinnungen bewahrten sie auch noch viele Jahre hin, wie sie gewissenhaft ihre eingegangenen Verbindlichkeiten hielten. Bemerkenswerth ist noch, daß Samoset und Squanto nach Massasoits Rückkehr bei den Ansiedlern zurückblieben, wahrscheinlich mit seiner Einwilligung, wenn nicht auf seinen Befehl. Diese beiden Indianer gaben ihren neuen Freunden manche nützliche Winke über die besten Zeiten, Orte und Arten des Fischfangs, und unterrichteten sie in dem einfachen Ackerbau ihrer Landsleute, namentlich wie man das indianische Korn anpflanzen sollte.

Massasoit begegnen wir wieder im Julius des Jahres 1621, wo eine Gesandtschaft in seine eigene Residenz nach Montaup oder Sovams geschickt wurde. Diese Gesandtschaft bestand aus Eduard Winslow und Stephan Hopkins; sie hatte keine andere Absicht als dem Sachem, dessen Leute so furchtlos in die Niederlassung kamen, durch einen Gegenbesuch gleichfalls einen Beweis von Vertrauen zu geben. Zugleich ließ der Gouverneur durch diese Gesandtschaft als ein Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung und seines Wunsches auch ferner den Frieden zu erhalten, dem Wampanoagfürsten einen Rock überbringen. Die Gesandtschaft hatte übrigens auch den Auftrag dem Häuptling zu verstehen zu geben, daß zwar sein Volk, Weiber und Kinder und Alle wie sie bisher so zahlreich in die Niederlassung gekommen, sehr willkommen seyen, daß die Ansiedler jedoch ihnen nicht mehr wie bisher Gelage geben könnten, da sie selbst noch im Lande fremd seyen und nicht wüßten, wie ihre Aussaaten gedeihen würden. Wenn jedoch Massasoit oder einige seiner Freunde sie besuchen wollten, so würden sie stets willkommen seyn.

Die Gesandtschaft erfuhr eine so edelmüthige, wiewohl einfache Aufnahme, daß man bei der Beschreibung derselben an Columbus erste Bewillkommnung bei den westindischen Inselnbewohnern und an Penn's und Roger Williams Aufnahme bei den Delawaren und Narraghansetts erinnert wird. Die beiden Engländer erreichten Namaschet Nachmittags drei Uhr, und hier suchten die Eingebornen, wie das Tagebuch erzählt, die weißen Männer so gut, als es in ihren Kräften stand, zu bewirthen; man setzte ihnen süßes Brod*) und Fische mit einer minder angenehmen Zugabe von gekochten schimmeligen Eicheln vor. Nach diesem Mahle wurden verschiedene Höflichkeitsbezeigungen gewechselt, und nachdem die Fremden zu großer Erlustigung und Verwunderung der Indianer auf eine weite Ferne eine Krähe durch einen Schuß erlegt hatten, wies man sie nach einem acht Stunden weiter gelegenen Ort, wo sie gleichfalls gastlich aufgenommen und bewirthet wurden. Von sechs ihrer Gastfreunde begleitet und unterstützt, setzten sie am folgenden Tage über den Fluß und hier stieß ihnen zum erstenmal eine Art feindlicher Begegnung zu. Zwei alte Indianer am jenseitigen Ufer, welche die Fremden im Begriffe sahen, über den Fluß zu gehen, stürzten durch das hohe Gras herbei, und riefen ihnen mit lauter Stimme und gespanntem Bogen zu: „wer sie seyen?" Da sie vernahmen, daß wir Fremde seyen, bemerkt das Tagbuch, bewillkommten sie uns mit einiger Speise, und wir schenkten ihnen dafür Armbänder von Glasperlen. Auch auf dem fernern Wege zeigten sich die Indianer ungemein freundschaftlich und zuvorkommend. Als man an einen Bach kam, erboten sich die guten Leute, die Fremden auf dem Rücken hinüberzutragen; auch die Gewehre und Kleidungsstücke boten sie sich zu tragen an, indem sie ihre Besorgniß zu verstehen gaben, die weißen Männer möchten bei der großen Hitze sich allzusehr ermüden.

*) Mazium genannt, wahrscheinlich aus indianischem Korne bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Die Kolonie am Schwanenflusse in Australien.

(Schluß.)

Die seit zwei Jahren gegründete Kolonie am Schwanenflusse befand sich in zunehmendem Wohlstand, und ihre Zukunft schien hoffnungsvoller und gesicherter als je. Kapitän Stirling berichtete in einem Privatschreiben, daß er sich damit beschäftige eine neue Niederlassung an „der gefahrvollen Bai von Flinders" zu bilden; bei hundert Personen lebten dort bereits sehr glücklich, und die Schiffe finden da herrliches Wasser, Holz und Gemüse. In dem nämlichen Schreiben gibt er einige Nachweisungen über die Entdeckungen die er seit Begründung dieser Kolonie gemacht hat. Die Gebirgskette Darling hat eine Breite von ungefähr 36 Meilen; von da gegen Osten breitet sich eine sehr schöne höchst mannichfaltige Landschaft aus, die Thäler und Ebenen sind mit Rasen bedeckt, der Boden besteht ungefähr zum dritten Theil aus fruchtbarer Erde, die jedoch ungleich vertheilt ist. Ein sehr reißender, nach Norden strömender Fluß, der zur Zeit der Expedition durch Regen stark angeschwollen war, verhinderte weitere Entdeckungen auf dieser Seite. Herr Dale der zuerst dorthin kam, drang bis auf 100 Meilen von der Küste nach dem Innern vor, und kam zurück ganz entzückt von dem Lande, das er durchreist hatte. Der Fluß ist während des Winters sehr bedeutend; noch kennt man weder seine Quelle noch seinen Lauf, und bei einer neuern Untersuchung konnte man keine Ausmündung entdecken; man wird indeß nicht säumen sich Aufklärung zu verschaffen. Ein Offizier Namens Bannister drang 90 Meilen südwestlich vor und kam durch das schönste Land, das er noch je gesehen. Die Expedition gelangte, indem sie ihren Weg in derselben Richtung fortsetzte, in eine gebirgige Gegend und glaubte im Osten einen hohen Berg zu sehen, dessen Höhe unsre Reisenden auf 10,000 Fuß schätzten. Bei Kap Chatam gelangten sie wieder an die Küste, und nachdem sie durch Hunger viel gelitten hatten, erreichten sie König Georgs Sund. Diese Entdeckungen machten auf die Kolonisten den vortheilhaftesten Eindruck, und zerstreuten jeden Zweifel über das Gedeihen der Ansiedlung.

Dieser ersten Denkschrift folgt noch ein Versuch über die Flora in der Nachbarschaft des Schwanenflusses von dem berühmten Botaniker Brown. Die Zahl der in seinen Händen befindlichen Pflanzengattungen beläuft sich auf nicht über 140; so beschränkte Mate-

rialien erlauben ihm daher nur wenige allgemeine Bemerkungen über diesen Theil der südwestlichen Küste von Neuholland. „Wollte man," fügt er hinzu, nach dieser Sammlung allein urtheilen, so dürfte man von der Beschaffenheit des Bodens nur eine geringe Meinung fassen, indeß müssen gewisse Gattungen, obgleich sie in diesem Herbarium nicht vorhanden sind, dennoch und zwar in großer Menge in jener Gegend sich vorfinden; überdieß war die Jahreszeit der Einsammlung nicht günstig. Die Ueppigkeit und Schönheit des Kängarukrautes und die außerordentliche Größe einiger Gattungen der Banksia Arborescens ließen Vieles erwarten; ein Hauptbeweis hiefür liegt in der Versicherung des Kapitäns Stirling, daß der Viehstand der Niederlassung während der schlechten Jahreszeit auf den natürlichen Weiden des Landes nicht nur fortgekommen, sondern auch gediehen sey. Ohne uns bei Aufzählung der verschiedenen, von Herrn Brown beschriebenen Pflanzengattungen aufzuhalten, wollen wir eines höchst merkwürdigen Umstandes gedenken, der eine ganz besondere Aufmerksamkeit für die Wälder Australiens erweckt: es ist Dieß die Eigenheit, daß die Blätter der Bäume eine Querrichtung haben, so daß sie ihre Ränder, und nicht, wie man sonst sieht, ihre Flächen dem Stamm zuwenden, die folglich beide der Sonne ausgesetzt und beide mit Blattdrüsen versehen sind. Diese Blattdrüsen findet man bei den Blättern der Bäume und Sträußer gewöhnlich nur auf der untern Fläche; bei einer kleinen Zahl baumartiger Pflanzen, wie z. B. bei einigen Zapfentragenden, findet man sie nur auf der oberu Fläche. Nicht allein bei de Akazie und Eukalyptus von Neu-Holland finden sich diese Organe auf beiden Seiten des Blattes, sondern diese Erscheinung kommt bei der Vegetation dieses Landes häufiger vor, wenigstens muß man diesem eigenthümlichen Charakter jenen merkwürdigen Mangel an Glanz und Glätte, der die Wälder Australiens auszeichnet, zuschreiben.

Der Denkschrift des gelehrten Botanikers folgt eine von Herrn Scott-Rind dem Herrn Brown mitgetheilte Skizze der Eingebornen, die die Gegenden um König Georgs Sund bewohnen. Hr. Rind, Arzt der Niederlassung, hat seine Stellung im Interesse der Wissenschaft benützt, und seine Untersuchungen bilden ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes jener Gegenden. Jene, die den Menschen auf seiner niedrigsten Stufe zu ihrem Studinm wählen, finden hier Stoff, um ihre Neigung zu Theorien zu befriedigen. Die Skizze Herrn Rind's beschränkt sich nicht bloß auf die Eingebornen des Landes, sie umfaßt auch noch die Erzeugnisse des Bodens und gibt in Verbindung mit den beiden vorhergehenden Denkschriften einen ziemlich genauen Begriff von diesem Theil Neubollands.

K a r a m s i n.

(Schluß.)

St. Maure übernahm es mich Karamsin vorzustellen. „Ich stimme ganz mit Ihrer Einsicht über das Wesen der Tragödie überein, sagte er, nachdem die ersten gegenseitigen Begrüßungen gewechselt waren. Die classische Partei in Frankreich hält zu streng auf die Beobachtung der drei Einheiten; die Romantiker hingegen verwerfen mit allzu kühner Verachtung alle Vorschriften und Regeln der Kunst, und sehr richtig haben Sie deßhalb bemerkt, daß man zwischen beiden die Mittelstraße halten müsse." Im Laufe des Gespräches richtete er einige Fragen an mich über meine Reisen im Auslande; allein da weder Ort noch Zeit dazu war, eine lange Unterhaltung anzuknüpfen, so mußte ich zu meinem großen Bedauern mich mit der Einladung begnügen, ihn bald zu besuchen. „Um zehn Uhr Abends, sagte er mir herzlich die Hand schüttelnd, trinke ich Thee mit meiner Familie. Dieß ist meine Erholungsstunde. Gönnen Sie mir die Ehre Ihres Besuches, es wird mich immer freuen Sie zu sehen, und thun Sie es ohne alle Umstände."

Ich verfehlte nicht von dieser Erlaubniß wenige Tage darnach Gebrauch zu machen. Karamsin wohnte damals in der Fontanka unfern der Anitschkorbrücke im Hause der Madame Muraview, wo er den ersten Stock bezogen hatte. Im ersten Zimmer fand ich die ganze Familie um den Theetisch versammelt, und Karamsin selbst saß nicht weit davon von einem Kreise von Besuchern umgeben. Er kam mir entgegen, begrüßte mich freundschaftlichst, und stellte mich seiner Familie und der anwesenden Gesellschaft vor. Vollkommen vertraut mit den gesellschaftlichen Formen einer guten Erziehung verband Karamsin die Herzlichkeit und einfache Aufrichtigkeit mit dem ungezwungensten Anstande; jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen sprach zum Herzen. In Kurzem fühlte ich mich bei ihm wie zu Hause. Die Gesellschaft bestand aus Personen von verschiedenem Rang und Beruf; es befanden sich darunter Männer, die hohe Staatsämter bekleideten, Gelehrte und Ausländer. Allein so verschiedenartig auch die Geschäfte und Ansprüche dieser Besuche seyn mochten, alle wurden durch die bezaubernde Unterhaltungsgabe ihres Wirthes in eine harmonische Gesellschaft verschmolzen. Seine herzliche Höflichkeit ließ keinen Rangunterschied zu, er wendete sich an Jeden mit gleicher Gesprächigkeit, und bewies Jedem gleiche Aufmerksamkeit. Er war der Mittelpunkt, der das Gleichgewicht erhielt, und schien Allen ein Gefühl vollkommener Gleichheit einzuflößen. Den Vorzug einer solchen Gesellschaft wird man um so mehr zu schätzen wissen, wenn man weiß, daß es zur Zeit, von der ich spreche, nur wenige Häuser in Petersburg gab, die Gelehrten offen standen, oder wo die Aufnahme der Gäste von ihrem persönlichen Verdienst abhing.

Karamsin war in Gesellschaft ungemein unterhaltend; Niemand verstand die Kunst der Conversation so gut als er. Dieses gesellschaftliche Talent muß man nicht mit der Gabe flüßig zu sprechen verwechseln. Ein beredter Sprecher mag unterhaltend genug seyn, wenn man aufgelegt ist, blos zu hören; allein wer die Conversation im Gange erhalten kann, indem er eben so bereit ist, Andere zu hören als selbst zu sprechen, ist der Gesellschaft stets willkommen. Karamsin gab seiner Muttersprache stets entschieden den Vorzug, und sprach ausgenommen mit Fremden nie anders als russisch. Er sprach mit Eleganz, aber ohne studirte Tournüre von Phrasen und Büchercitationen, was gewöhnlich höchst langweilig ist; seine Rede besaß übrigens eine gewisse Fülle und Ründe der Perioden. Gewöhnlich sanft und gelassen im Gespräche, konnte er eine große Wärme und Energie entwickeln, wenn er auf Rußland, auf Geschichte oder einen alten Freund zu sprechen kam. Bei einer solchen Gelegenheit strahlte sein Gesicht, und seine Augen leuchteten von einem eigenthümlichen Ausdruck. Niemals verleitete ihn die Höflichkeit fremder Meinung, die seinen Ansichten zuwider war, beizutreten; doch ließ er sich deßhalb nie in Disputationen ein, sondern er bewies, indem er seine eigene Meinung aussprach, so viel Sanftmuth und Nachgiebigkeit, daß er stets seinen Gegner entwaffnete, der, wenn auch nicht überzeugt, dadurch doch gehindert wurde, zu erwidern.

Im Verlaufe des Abends kam das Gespräch auch auf eine Vergleichung der untern Volksklassen in Frankreich und Rußland, wobei ich bemerkte, Frankreich könne einer Bijouteriewaare von Filigranarbeit und Email verglichen werden, Rußland einem Klumpen Gold; jenes habe den Vorzug angenehm in's Auge zu fallen, letzteres den des Gewichtes. „Es ist wahr, erwiderte Karamsin lächelnd, Rußland hat in der politischen Wagschaale einiges Gewicht, und die Festigkeit seines Bestandes wird es lange davor bewahren, in Stücke gebrochen oder zertreten zu werden. Doch um Vergebung, setzte er hinzu, Sie haben in Ihrem Vergleich vergessen die Form des Metallklumpens anzugeben." — „Jede Form ist angenehm, erwiederte ich, wenn sie nur eine gewisse Harmonie enthält." — Einer der Gesellschaft ergoß sich nun in Lobsprüche über die Fröhlichkeit und natürliche Gewandheit der Franzosen. „Sie haben Recht, bemerkte Karamsin, aber dieselben Eigenschaften sind auch den Russen angeboren. Unter dem glänzenden Himmel Frankreichs, unter dem Schalten der Kastanienbäume, in

der Mitte von Weinbergen, in der Nähe großer Städte, ist es nicht schwer, heiter zu seyn. Aber aller dieser Antriebe zur Fröhlichkeit beraubt, ist der russische Bauer dennoch von gleich fröhlicher Sinnesart. In Wäldern begraben, in seiner rauchigen Hütte eingeschlossen oder mit harter Arbeit geplagt während seines kurzen Sommers, ist er stets fröhlich, stets singend und scherzend. Ohne Schulen unterrichten sich die Einwohner unserer Städte im Lesen, und die Zahl der Dichter und Romanschreiber unter dieser Klasse unserer Bevölkerung ist kaum geringer, als die unserer Gelehrten von Beruf. Können wir wohl unter letztern so Viele zählen, deren Werke so lange fortleben werden als die Gesänge und Sagen der erstern? Man nimmt als allgemeine Regel an, daß das Glück darin besteht, mit Wenigem zufrieden zu seyn, und sicherlich gibt es Niemand, der so wenig künstliche Bedürfnisse hat, und so zufrieden und lustig arbeitet als der russische Bauer." Da sich das Gespräch auf die russischen Volkslieder und Volkssagen lenkte, so deutete Karamsin die Eigenthümlichkeiten und Verdienste einiger davon an und setzte hinzu: „Es lag schon längst in meiner Absicht eine Sammlung der besseren Gedichte dieser Art zu veranstalten; sie möglichst chronologisch zu ordnen und sie durch historische und kritische Bemerkungen zu erläutern. Andere Beschäftigungen haben mich bis jetzt davon zurückgehalten, doch habe ich mein Vorhaben noch nicht aufgegeben. Ich bin nicht zufrieden mit einer Sammlung dieser Art, die bereits im Druck erschien; sie verräth weder Geschmack in der Auswahl noch systematische Ordnung."

Mein Besuch dauerte gegen zwei Stunden, und die ganze Zeit über war das Gespräch so lehrreich, so belebt, so anmuthig, daß ich mich kaum losreißen konnte. Da ich mich der gegenwärtig bestehenden Etikette nach ohne Abschied zu nehmen entfernen wollte, stand Karamsin, der mich im Begriff zu gehen sah, vom Stuhle auf, schüttelte mir nach deutscher Sitte die Hand, und bat mich, ihn bald wieder zu besuchen. Ich habe auf meinen Reisen fast alle ausgezeichneten Literaten von ganz Europa gesehen, und ich muß gestehn, daß nur wenige derselben einen solchen Eindruck auf mich machten, als Karamsin bei meiner ersten Begegnung desselben; nur wenige besitzen aber auch eine solche Einfachheit der Sitte und Bonhommie, nur wenige vereinen so wie er die Bildung des Gelehrten und Philosophen mit der Conversationsgabe des Weltmannes.

Wenige Tage nachher begegnete ich Karamsin Morgens acht Uhr zu Fuße in einer wenig besuchten Straße. Das Wetter war äußerst ungestüm und ein dichtes Schneegestöber schlug ihm in's Gesicht. Nur ein äußerst dringendes Geschäft konnte Jemand bestimmen, zu so früher Tageszeit und bei solcher Witterung auszugehen; ich konnte daher nicht umhin, ihm darüber mein Erstaunen auszudrücken. „Es ist meine Gewohnheit, erwiederte er, jeden Morgen bis zehn Uhr einen Spaziergang zu machen, dann kehre ich nach Hause zurück und frühstücke. Schlechtes Wetter, wie Sie sehen, hindert mich nicht, und weit entfernt mir unangenehm zu seyn, macht es mir vielmehr mein warmes Stübchen um so erquicklicher." — „Aber ich erlaube mir zu bemerken, entgegnete ich, daß Sie nicht den angenehmsten Theil der Stadt zu Ihrem Spaziergange gewählt haben." — „Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen, antwortete Karamsin, ich bin hieher gekommen, um einen armen Mann aufzusuchen, der mich schon oft um Unterstützung für seine halbverhungerten Kinder angefleht hat. Ich habe da seine Adresse und will ihn nun aufsuchen, um zu sehen, was ich für ihn thun kann." Ich schlug Karamsin vor, ihn zu begleiten, und endlich gelangten wir in die Wohnung des armen Mannes. Er war nicht zu Hause, aber das Elend der Familie ließ auf den ersten Blick erkennen, daß die Klagen des armen Mannes nur allzu wahr gewesen. Karamsin richtete an die Mutter einige Fragen und gab ihr etwas Geld. Als wir das Haus verließen, begegneten wir dem Mann selbst, aber in einem Zustande, der uns die Ursache von dem Elend seiner Familie nur allzu deutlich werden ließ. Indeß ließ Karamsin nicht ein Wort des Vorwurfes hören; nur schüttelte er den Kopf, indem er mit einem Lächeln sagte: „Es thut mir leid, daß mein Geld in so schlechte Hände gefallen ist. Doch die Schuld liegt an mir; ich hätte mich zuerst mit dem Charakter dieses Mannes bekannt machen sollen; doch ich werde jetzt vorsichtiger seyn, und statt ihm künftig unmittelbar seiner Familie etwas geben."

So waren es also Werke der Wohlthätigkeit, die der edle Mann auf den Spaziergängen übte, auf welchen er sich für die Arbeiten des Tages vorbereitete. Kann man sich wundern, daß jede Zeile von ihm Humanität, Tugend und Edelmuth athmete? Buffon hatte Recht mit seiner Bemerkung, daß der Charakter des Mannes sich im Style des Schriftstellers wiederspiegle. Die Korrektheit, die Anmuth, die Einfachheit und die Zartheit von Karamsin's Styl sind der Ausfluß seiner Seele. Diese Eigenschaften waren es, die ihm die Bewunderung und Achtung seiner Zeitgenossen erwarb, selbst Derer, die in ihren Meinungen von ihm abwichen, und auch die Nachwelt wird ein gleiches Urtheil fällen und sagen: Karamsin war ein großer Schriftsteller und ein hochherziger tugendhafter Mann. Ein Glück ist es für die Welt, wenn immer diese Eigenschaften in einem Manne sich vereinigt finden! —

Vermischte Nachrichten.

Zu Genf ist gegenwärtig eine sehr sinnreich erdachte Pendeluhr ausgestellt zu sehen, die von Herrn Bianchi aus Verona erfunden ist. Das Genfer Journal gibt davon folgende Beschreibung: „Diese wegen ihrer Einfachheit ungemein merkwürdige Maschine besteht bloß aus einem Pendel, einem großen Rad und zwei Hebern, deren einer ein englischer Haken ist, und einem Minutenzeiger; während man glauben sollte sie enthalte auch ein Getriebe und ein Rad, das die Communikation zwischen dem großen Rad und dem Minutenzeiger herstellte. Von beiden ist jedoch nichts zu sehen. Der Pendel faßt bei jeder Schwingung einen Heber, und dieser macht jedesmal das große Rad um einen Zahn weiter gehen, das nach der Bewegung durch seine Ruhe die Dauer einer Minute bezeichnet. Da keine metallische Bewegkraft die Maschine treibt, so findet man bei dem Forschen nach Dem was die Bewegung erhält, daß der Pendel, der mit der Uhr selbst (diese mißt nur einen Fuß in der Höhe) in keinem Verhältniß steht, in einem Kasten von wenigstens vierzig Zoll Weite hängt, und daß er hier mit seiner Scheibe, die mit einem Conduktor versehen ist, bei jeder Schwingung zu beiden Seiten sich einer voltaischen Säule nähert, die dann einen Funken ausstößt; so daß der einmal in Bewegung gesetzte Pendel diese durch die an beiden Polen entwickelten Funken fortbehält. Diese Maschine, eben so einfach als sinnreich, verdient die Aufmerksamkeit der Künstler. Vielleicht lassen sich durch die Anwendung des elektrischen Fluidums als Bewegkraft, so geringfügig diese auch scheinen mag, noch andere eben so interessante Resultate erzielen."

*

Die St. Petersburger Zeitung meldet, daß gegenwärtig zu Polotski, an der Gränze von Litthauen ein Mann, Namens Demetrius Grabowski in seinem hundertundachtundsechzigsten Jahre lebt. Dieser moskowitische Methusalem und seine zwei Söhne, von denen der eine 120, der andere 97 Jahre zählt, sind Hirten, und alle drei werden in der ganzen Provinz, wo sie leben, hoch verehrt. Niemand wird es ihnen streitig machen, daß sie die älteste Familie in Rußland sind.

*

Lord Brougham, sagt das Hofjournal, ist mit seinem jüngern Bruder, dem Unterhausmitglied für Southwark, zu einem Besuch ihrer Mutter auf's Land gegangen, wo sie die Weihnachtsfeiertage zuzubringen gedachten. Seine Herrlichkeit hegt die höchste Verehrung und Liebe für seine Mutter, die eine Frau von vielem Geiste seyn muß. Als sie von der Erhebung ihres Sohnes zur Pairswürde hörte, schrieb sie ihm: „Du thust nicht recht; als einfacher Heinrich Brougham warst Du ein großer Mann, als Pair wirst Du vergleichsweise Nichts seyn" — Lord Brougham soll, als er diesen Brief las, ausgerufen haben: „Beim — Mutter, Du hast recht."

*

Seit der Entdeckung der neuen Welt haben die englischen Gärtner 2345 Varietäten amerikanischer Pflanzen und Bäume gezogen, und mehr als 1700 vom Vorgebirg der guten Hoffnung, was zu mehreren tausend anderen aus China, Ostindien, Neuholland und verschiedenen Theilen von Asien, Afrika und Europa eingeführten Varietäten gerechnet, eine Liste von mehr als 120,000 Pflanzenvarietäten gibt, die seitdem in Großbritannien angebaut werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 16. 16 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.*)

1. Reise von Rio de Janeiro nach Porto d'Estrella. — Brasilianische Karawanen und Waarentransporte.

Es ist noch nicht lange her, daß man, um in Brasilien zu reisen, und um nicht jede, dem gebildeten Menschen unentbehrliche Bequemlichkeit zu vermissen, sich mit einem lästigen Gepäcke und mit einem Vorrathe von Lebensmitteln versehen mußte. Das hat sich seitdem etwas geändert, der Luxus des Europäers bahnte sich einen Weg selbst durch die Wildnisse Brasiliens, und der Reisende wird jetzt, wenn er auch die Annehmlichkeiten seines Vaterlandes vermissen sollte, fast allenthalben, wo die Bewohner unter sich in Verbindung stehen, ein Obdach und die landesübliche Nahrung vorräthig finden; dem Weichlinge oder dem Sklaven eines verzärtelten Gaumens dürfte Dieses allerdings nicht genügen.

Nichts desto weniger sind zu einer Reise in das Innere des Landes schon darum einige Vorbereitungen nöthig, weil man keine andere Gelegenheit zum Weiterkommen hat, als sich eines Pferdes oder Maulthieres zu bedienen; denn in einem Wagen zu reisen ist durchaus unmöglich. Reiche Landeigenthümer oder Personen von Rang reisen mit einem großen Gefolge, vielen Lastthieren, Tragsänften für die Frauenzimmer, mit Aufsehern und Treibern; sie führen einen ganzen Haushalt mit sich: Betten, Kochgeräthe, kurz was zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich ist; sie reisen daher äußerst langsam und auf eine sehr kostspielige Weise. Andere beladen nur einen starken Esel mit ihrem Gepäcke und lassen ihn durch einen Neger nachtreiben; dadurch werden sie aber gewisser Maßen von der Geschicklichkeit und der fleißigen Aufsicht des Treibers abhängig, weil im Gegentheile das Lastthier bald unbrauchbar wird. Eine dritte Art zu reisen ist endlich, daß man sich einer Karawane anschließt, sein Gepäcke dem Aufseher derselben übergibt, ihn überhaupt während der ganzen Reise für sich sorgen läßt; ist dieses ein ordentlicher, gesitteter Mann, so befindet sich der Reisende vortrefflich, und man kann dann jedem Europäer empfehlen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, welche ihn, wenn sie auch keine schnell befördernde ist, sehr vieler Beschwerden und Unannehmlichkeiten überhebt.

*) Wir entnehmen die Beschreibung dieser durch Don Pedro's letzte Reise zu den Mineiros neuerdings merkwürdig gewordenen Provinz, aus dem siebenten Buch des Werkes: „Reise über England und Portugal nach Brasilien und den Vereinigten Staaten des La Plata-Stromes, während der Jahre 1823 bis 1827; von J. Friedrich von Weech, vormaligem Offizier in königl. bayerischen Diensten. II Theile. München 1831.

Wer in Brasilien reisen will, muß ein fester und unerschrockener Reiter seyn, sonst setzt er sich oft großer Gefahr aus, oder macht sich bei den Einwohnern lächerlich, welche sämmtlich treffliche Reiter sind. Wenn man nicht Gelegenheit hat ein sicheres und starkes Pferd zu kaufen, wird man besser thun, sich mit einem gut abgerichteten Maulthier zu versehen; diese Thiere sind ausdauernd, ungemein sicher, aber nicht immer ohne Tücke; Stuten reitet man nicht, weil ihr Aeußeres häßlich ist, sonst sind sie ausdauernd und zahm.

Von der Hauptstadt Brasiliens führen zwei Wege nach Minas Geraes, einer der merkwürdigsten, bevölkertsten und kultivirtesten Provinzen des großen Kaiserreiches: einer zu Lande, der andere zu Wasser; der Letztere wird allgemein vorgezogen.

Man schifft sich zu diesem Behufe auf Barken ein, welche in der Bai der Mineiros liegen, und diese gegen Mittag, wenn der Seewind eintritt, verlassen. Dieses schwerfällige Fahrzeug ist zur Hälfte mit einem dicken Schilfdache bedeckt, und mit einem Segel versehen, dessen übermäßige Größe es in Gefahr bringt, bei heftigem Winde umzuschlagen, und nur dem Schutze der Gebirge, welche die Bai umgeben, verdankt man es, daß nicht täglich Unglück geschieht; um so mehr, da die Leitung der Barke an drei unwissende Neger übergeben ist. Die Reisenden suchen auf den aufgehäuften Waaren, über welche man getrocknete Ochsenhäute breitet, Platz zu finden, und obgleich diese Reise zu den angenehmsten in der großen Bai von Rio gehört, so ist man doch herzlich froh, die schmutzige Barke sobald als möglich zu verlassen. Mit günstigem Winde kömmt man nach wenigen Stunden vor der Mündung des Inhumerim an, der hier so breit und tief ist, daß ihn selbst Schiffe von hundert Tonnen befahren könnten; aber bald nachher zeigt sich angeschwemmtes und mit Manglebäumen bedecktes Land, zwischen welchem sich der Fluß im trägsten Laufe und unzähligen Krümmungen windet. Ungeziefer aller Art wirft sich blutgierig auf die Reisenden, die sich wahrhaft glücklich preisen, noch vor eintretender Nacht Porto d'Estrella zu erreichen; ist Dieß nicht möglich, so wird auf dem Flusse übernachtet; ein Losungszeichen für Mosquitos, Stomercs, Tempraneroes, und wie die ver-

schiedenen Arten von Stechfliegen alle heißen mögen, die nun in dichten Schwärmen und sich gleichsam ablösend über Menschen und Thiere herfallen, und sie nur dann verlassen, wenn sie sich mit ihrem Blute vollkommen gesättiget haben. Alle Versuche, ihre Angriffe abzuwehren sind vergebens, und die Bemühungen sie mit Rauch und Umsichschlagen zu vertreiben, haben keinen andern Erfolg, als daß man in Schweiß versetzt und beinahe erstickt wird. Wenn dann der Mond seinen lieblichen Schimmer über diese höchst romantische Gegend verbreitet, und der Landwind die Luft angenehm abkühlt, so hat man keinen andern Wunsch, als das mächtige Gestirn des Tages recht bald aufgehen zu sehen, vor welchem diese Quälgeister allein entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte der geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Vulkanische Inseln.

Dem Berichte über die Kolonie am Schwanenflusse folgen drei Notizen über jene Inseln, die durch vulkanische Thätigkeit im Meeresgrund entstehen. Die erste ist vom königlichen Marinekapitän Smith über die Columbreten, vulkanische Felsen der Küste von Valenzia in Spanien; die zweite vom Lieutenant Kendall über die Insel Deception, eine der Neu-Shetlands-Inseln, und die dritte vom Admiral Edward Owen über die Kokos- oder Keelings-Inseln.

In einer Einleitung, welche der zweiten dieser Denkschriften vorangeht, gibt Herr Barrow einen Ueberblick des Interessantesten, das die kürzlich erhobenen Erörterungen über die Inseln St. Paul, Santorin und andere von vulkanischer Formation bieten, in deren Innern man zirkelförmige Buchten oder Golfs bemerkte, die Veranlassung zu der Theorie der „Elevationskrater" gegeben haben.

„Die Neu-Shetlands," sagt Herr Barrow, „sind eine, kürzlich von Herrn Smith entdeckte oder vielmehr wiederaufgefundene, Inselgruppe. Dirck Gheritz, der eines der fünf im Jahre 1598 von Rotterdam ausgelaufenen und nach Westindien bestimmten Schiffe befehligte, wurde auf der Höhe des Kaps Horn von seinen Gefährten getrennt und vom Sturm bis unter den 64° südlicher Breite verschlagen, wo er ein hochgelegenes Land entdeckte, dessen mit Schnee bedeckte Gebirge der Küste von Norwegen glichen: dieß war zuverlässig die eben erwähnte Inselgruppe. Sie scheint eine Fortsetzung der Cordilleren der Anden und des Archipels des Feuerlandes zu seyn; ihre geognostische Bildung ist genau die nämliche, und die Schichtung läuft in derselben Richtung. Jene Insel hingegen, die der Gegenstand dieser Denkschrift ist, ist durchaus vulkanisch, und ihr zirkelförmiger Krater gleicht vollkommen dem der Insel Amsterdam oder St. Paul, zwischen dem Vorgebirg der guten Hoffnung und Australien. Ihre Gestalt gleicht der der Lagunen, die man in neun Zehntheilen der niedern Koralleninseln sieht, die in den zwischentropischen Regionen auf dem stillen Ocean umher liegen; dieser Umstand möchte eine Vermuthung wahrscheinlich machen, die ich schon seit lange über die Koralleninseln hege, und welcher zufolge alle diese wunderbaren Werke der Polypen, Ränder vulkanischer Krater zur Grundlage haben dürften, die sich unter dem Meer befinden, und hoch genug hervorragen, um diesen kleinen Wesen das zu ihren bewundernswürdigen Arbeiten nöthige Licht und die gehörige Wärme mitzutheilen.

„Diese von Zeit zu Zeit erfolgende Erscheinung neuer Inseln, die eine beständige Veränderung auf der Oberfläche des Erdballs hervorbringt, ist ein Gegenstand, dessen Studium seiner Natur nach unstreitig dem Bereiche der Geographie angehört, obgleich er auf den ersten Anblick sich mehr für die Geologie und Naturgeschichte im Allgemeinen zu eignen scheint; allein es ist schwer zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften eine strenge Gränzlinie zu ziehen. Wollte man diese „Elevationskrater" der vulkanischen Inseln, wie Kapitän Smith sie nennt, mit den Korallenriffen vergleichen, die die Lagunen, mit Ausnahme der Oeffnung, welche die Verbindung mit dem Meere frei hält, von allen Seiten umgeben, so würde man, wenn man sich diese Korallenriffe von einer gewissen Höhe vorstellt, Columbreten-, Amsterdam- und Deceptions-Inseln zu Tausenden haben, und dächte man sich die vulkanischen Inseln bis zum Niveau der Korallenriffe erniedrigt, so würden die eben erwähnten Inseln genau die Gestalt der Lagunen-Inseln und der Korallenriffe haben. Die Korallenriffe laufen auch wirklich wie jene Inseln spitzig zu, mit Ausnahme der Seite, wo sich die mit dem Meere in Verbindung stehende Oeffnung befindet, und bei den meisten derselben findet man keinen Grund. Der aus dieser großen Gleichheit zu ziehende Schluß wäre demnach, daß diese zirkelförmigen Koralleninselchen auf dem Rand unter dem Meere befindlicher Vulkane ruhen, deren Krater die Lagunen sind. Zu Unterstützung dieser Hypothese könnte man noch anführen, daß die meisten dieser kleinen Inseln Bimsstein und andere vulkanische Erzeugnisse bieten; da nun überdieß noch in den vulkanischen Regionen Kalkschichten im Ueberfluß vorhanden sind, so kann man mit Grund annehmen, daß die Lithophyten, welche die Koralleninseln schaffen, vorzugsweise jene Lage wählen, die ihrer Natur am meisten zusagt und die ihnen die Aufführung ihrer ungeheuren Kalkbauten am meisten erleichtert. Man muß indeß bemerken, daß man in der großen Werkstätte, wo jene kleinen Wesen Wohnung und Grab zugleich finden, keine Spur von vulkanischer Thätigkeit bemerkt, und daß man eine solche auf dem unermeßlichen „Riff der Barriere," die sich längs der östlichen Küste Australiens erstreckt, vergeblich suchen würde; dennoch aber müssen wir auf der Meinung beharren, daß die Spitzen von unter dem Meer befindlichen Felsen den Koralleninseln als Grundlagen dienen. Die wellenförmigen Linien, die sie bilden, ganz der Richtung ähnlich in der die Gebirgsketten auf unsern Charten angegeben sind, scheinen diese Annahme zu unterstützen. Einen merkwürdigen Beleg für diese Behauptung gibt einer jener zahllosen Riffe und Koralleninseln, der einen Theil der Seychellen ausmacht, und dem man seiner besondern Gestaltung halber den Namen „Schlangenriff" gegeben hat. Ueberhaupt, ganz besonders aber im stillen Ocean, besteht die Korallenformation aus Laguneninseln, die alle auf Spitzen von vulkanischen Felsen zu ruhen scheinen. Admiral Krusenstern zählte in einer Reihe, welche sich vom 20° und 14° südlicher Breite bis zum 134° und 139° westl. Länge erstreckte, deren mehr als hundert. Beechey besuchte Koralleninseln, wo lebende Lithophyten nach und nach die Gränzen ihrer Arbeit erweiterten; 29 dieser In-

seln hatten im Mittelpunkt Lagunen, und die meisten füllten sich schnell mit belebten Felsen aus.

„Unsrer, hier über den vulkanischen Ursprung aller dieser Lagunensinseln dargelegten Meinung kann man freilich entgegnen, daß auf den meisten derselben, so wie auch auf dem großen Riff der Barriere und andern Korallenformationen, keine Spur vulkanischer Produkte, keine Lava zu bemerken ist; allein das Vorhandenseyn solcher Erzeugnisse ist zum Beweise früherer vulkanischer Thätigkeit nicht unbedingt nöthig. Einen schlagenden und noch ganz neuen Beweis hiefür liefert die zwischen der Küste von Sicilien und Pentelaria entstandene Insel; weder die in die Luft geschleuderten Stoffe noch die festen Theile, die sich auf eine Höhe von 160 bis 170 Fuß erhoben, zeigten eine Spur von Lava. Der aufsteigende Rauch hatte durchaus kein Symptom von Schwefel, und war nur mit kohlenstoffhaltigem Wasserstoffgas geschwängert. Herr Osborne, Wundarzt des Schiffes Ganges, der die Insel betrat, fand, daß der Boden aus einer Mischung von Asche, gepulverter, ihres Eisenbitumens beraubter Kohle, aus Schlacken und einer Art eisenhaltiger Thonerde bestand; von Lava, Puzzolanerde, Bimsstein, Muscheln oder andern Meerüberbleibseln, wie man sie beim Aetna und Vesuv sieht, war keine Spur zu entdecken.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Historical Researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century, by the Mongols, accompanied with Elephants etc. By John Ranking, Author of „Researches on the Wars and Sports of the Mongols" and Romans. London 1831. 500 p.

(Schluß.)

Hier folgen nun Stellen aus der asiatischen Geschichte, die mit den obenangeführten aus der amerikanischen verglichen werden mögen:

„1. Moti war Kaiser von China im Jahre 910. Tsoum bedeutet verehrungswürdig. Zin ist so viel als groß. Der chinesische Name Mango's, Kublai's Bruder und wahrscheinlicher Onkel Mango Capacs war Hien-Tsoum. Der Eigenname des Dalai Lama im Jahre 1696 war Motsitsemnazin. (D'Herbelote IV. 516.)

„2. Siebenhundert Priester waren für die Person des Lama zum täglichen Dienste bestellt. (Turente's Reise nach Tübet, W. Jones u. s. w.)

„3. Die Bramanen (Burmanen) in Pegu tragen keine Bärte, sie reißen die Haare mit eigens dazu verfertigten Zangen aus. Einige von ihnen lassen sechzehn oder zwanzig Haare auf dem Kinne stehen. Die Jünglinge in Sumatra rupfen sich die Haare mit einem zähen Leime aus. Die übrig gebliebenen werden mit Zangen ausgerauft. „Der Endschi Tiklen, der Thronerbe von Ava, hatte fünfhundert Mann mit Flinten in regelmäßigen Reihen vor sich hergehen; zwanzig oder dreißig Männer trugen lange goldene Stäbe; dann kamen acht Offiziere mit vergoldeten Helmen; Beamte in Staatskleidern; endlich der Prinz auf einem reichen Palankin ohne Himmel, aber durch einen großen vergoldeten Fächer, der von beiden Seiten durch einen Großen des Reichs gehalten wurde, gegen die Sonne geschirmt. Nebenher gingen zu jeder Seite sechs Cassay-Astrologen von der Braminenkaste in weißen Kleidern und weißen Mützen, auf die goldene Sterne gestickt waren. Dicht hinter ihm trugen Diener seine Wasserflasche und seine goldene Betelbüchse." (Symes III, 50.) Von Jedem, der vor den König gelassen wird, sagt man, er sey am goldenen Fuße gewesen. Der Aufzug des Königs war wahrscheinlich noch mehr dem von Motezuma ähnlich. Der Verfasser sah den Nabob von Dacca, der gerade so wie Motezuma auf den Schultern getragen wurde. Das Berühren des Bodens mit der Handfläche ist im Orient und namentlich in Indien wohl bekannt, wie Peter Martyr berichtet.

„4. Der öffentliche Palast des Radscha von Assan ist 150 Ellen lang und 40 Ellen breit, und wird von 68 hölzernen Pfeilern getragen. Sein Sitz ist mit Gittern und Schnitzwerk versehen, von innen und außen sind polirte Messingplatten angebracht, welche die Sonne gleich Spiegeln widerstrahlen. Wenn der Radscha in diesem Palaste sich niederläßt, wird die Dhol, eine Trommel, auf beiden Seiten geschlagen; deßgleichen die Dand, eine Art Heerpauke. (W. Jones.) In Tübet bedient man sich der Cymbeln, Trommeln, Hoboen, Trompeten und Seemuscheln beim Gottesdienste. (Turner.)

„5. „Wenn ein Radscha stirbt," erzählt Sir W. Jones, begräbt man ihn in einer weitläufigen Grube, in die man auch seine Weiber, Diener, Geräthschaften, Elephanten, Gold, Silber, Fächer, Teppiche, Kleider u. s. w. verscharrt. Ueber die Gruft baut man ein starkes Gewölbe auf dicken Balken. In einem alten Grabe fand man neunzigtausend Rupien an Werth. — Einige Gräber der Großen in Tübet sind pyramidalisch und sehr hoch; große Massen Goldes werden mit ihnen begraben. In Grabmälern von Sibirien fand man Elephanten. Die goldenen Tafeln, Schachsteine und Schachbretter und andere reiche Funde in sibirischen Gräbern übersteigen allen Glauben. — Der große Khan Mango wurde mit seinen Pferden und mehr als zehntausend Dienern begraben.

„6. Der Verfasser hielt sich viele Jahre in Dacca und im östlichen Bengalen auf. Eines Tages fand er seinen Fackelträger an einem dicken durch das Fleisch des Rückens gezogenen Haken aufgehangen. So sah er auch Hindu's aus der Schuhmacherkaste mit einem dickgedrehten Seile, das durch das Fleisch der Seiten gezogen war, an Pfähle gebunden.

„7. „Der Stoff des Drama's, das an diesem Abende gegeben wurde," erzählt Symes in seiner Reise nach Ava, „bestand aus dem heiligen Text des Ramayan. Es stellte die Kämpfe des heiligen Ram und des gottlosen Rahevaan dar, um den Raub der Sita, des Weibes des Ram, das jener entführt und durch Zaubersprüche gebannt hatte, zu rächen."

„8. Die Zigeuner in Europa sind ohne Zweifel ausgestoßene Hindu's; ihre Sprache ist Sanskrit, kaum an einem einzigen Buchstaben verändert. (Jones.). Eine unermeßliche Zahl Gefangener wurde durch Timur im Jahre 1399 von Indien nach Samarkand geführt. Gegenwärtig gibt es viele Zigeuner in Persien und Rußland.

„9. Die Battas von Sumatra halten es für eine heilige Pflicht, ihre Anverwandten zu fressen. Schon Herodot spielt auf diese noch heut zu Tage bestehende Sitte an.

„10. Alle Gebräuche der Karaiben sind reinasiatisch. Sie sind Kalmucken, die in Sprache, Sitten und Körperbau große Aehnlichkeit mit den Mongolen haben. (Pallas Reise I. 485.) Ihr Land liegt nach Du Halds Karte nördlich von Ava unter dem fünfundvierzigsten Breitengrade.

„11. Der Beschreibung des angeführten Volksfestes in Amerika im Jahre 1775, geschah, so viel dem Verfasser bewußt ist, seltsam genug nirgends noch Erwähnung. Sicherlich würde Jeder, der in Indien gewesen und jenen cherokesischen Tanz mit angesehen, unbedenklich gesagt haben, daß die Amerikaner indischen Ursprungs seyn müßten. Mit Ausnahme Dessen, daß die Männer zum Ballspiele sich herausfordern, ist die Beschreibung jenes Tanzes genau die der Tänze zu Dacca. Die nördliche Hälfte der Provinz Dacca heißt Dacca Momensig, und grasige Weiden in Pennsylvanien heißen Moyomensing. Wäre Dieß das einzige Beispiel von Wortähnlichkeiten, so wäre es allerdings nicht der Erwähnung werth; aber da die ersten Tolteken ihre neue Stadt Tula nannten, nach ihrem Stammlande (einer schönen Gegend am Baikalsee), so mögen dergleichen Benennungen öfters vorkommen. Der Fluß Chenesee, der in den Ontariosee fällt, hat Fälle von 40, 75 und 93 Fuß. Jensei bedeutet einen felsigen Fluß, worin Wasserfälle vorkommen, und der einen reißenden Lauf hat. (Strahlenbergs Geschichte von Sibirien. S. 385.) „Die Tungusen bewohnen jene Gegenden, und die kanadischen Indianer sind genau dieselben an Körperbau und Gebräuchen," sagt Bell von Antermany. Als die Tolteken von Tula nach Anahuac flohen, im Jahre 1052, nannten sie das äußerste Land Yukatan, und als sie Asien im sechsten Jahrhundert verließen, wurde Yakutsk von den Türken erobert und das nördlichste Turkestan genannt."

Der Leser möge aus diesem kleinen Bruchstücke einen Schluß auf das ganze Werk ziehen, das überall mehr auf Wiz und Scharfsinn als auf gründliche Forschung gebaut ist. Die Eroberung China's durch Dschengis Khans Enkel beschreibt der Verfasser in Folgendem:

„Im Jahre 1257 der christlichen Zeitrechnung wurde Kublai, Dschengis Khans Enkel, nach dem Tode seines Bruders Mangu zum Großkhan der Mongolen und Tataren ausgerufen. Bei der Eroberung des östlichen Bengalens und aller Provinzen östlich vom Burremputer gewann er viele Elephanten, und viele unterworfene Könige mußten ihm eine bestimmte Anzahl dieser Thiere unter ihrem Tribute liefern. Vom Jahre 1272 an bediente er sich in seinen Heeren stets der Elephanten. Marco Polo erzählt, daß der Khan um diese Zeit fünftausend solcher Thiere besaß. Die Kriege, in die der Khan vor seinem Versuche der Eroberung Japans verwickelt wurde, waren im südlichen China und gegen seine rebellischen Unterthanen in Esisirien. Im Jahre 1280 wurde in einem furchtbaren Kampfe zu Land und See bei Kanton die kaiserliche Dynastie der Song vom Throne gestürzt, worauf Kublai ganz China unterjochte, und der erste Kaiser der Yuen-Dynastie, unter dem Namen Schi-tsu wurde. Um diese Zeit war Kublai im Besize eines weit ausgedehntern Reichs, als irgend ein Monarch jemals besessen hatte. Als Kublai sich von ganz China Meister sah, entschloß er sich zur Eroberung Japans, und gab seinen Unterthanen von Kiang-nan, Fokien, Honam und Chantong Befehl, sechshundert Fahrzeuge zu bauen.“

Auf die Zerstreuung dieser Flotte nun durch einen ungeheuern Sturm und die in dem stillen Meere wehenden Passatwinde gründet sich hauptsächlich des Verfassers kühne Hypothese. Manco Capac, der erste Inca von Peru, ist ihm ein Prinz aus dem Hause des Dschengis Khan — jedoch aus keinem andern Grunde als aus der Aehnlichkeit des Namens! „Manco“ (oder wie Ranking zu schreiben beliebt Mango, obgleich er zugibt, daß die Peruaner kein g in ihrer Sprache hatten) „ist ein Wort,“ sagt er, „das der peruanischen Sprache fremd ist.“ Hier zum Schlusse seine Folgerungen, gleichfalls mit Auslassung der Citate aus Duhalde, Marco Polo, Maundeville, Kämpfer, Vega, Jones u. A.:

„Mango ist ein mongolischer Name. Mango war ein Enkel Dschengis Khans und Kublai's Bruder. Mango war Großkhan bis 1257, wo er bei der Belagerung von Ho-cheu in China getödtet wurde. Sein Bruder Kublai folgte ihm und eroberte und verwüstete Tübet. Sein Name wird bei Marco Polo „Mangu“ geschrieben, „Mangou“ bei De la Croix. Dieß sind die mongolischen Arten zu buchstabiren.“ — Man sollte eher denken die italienische und französische! — „Die Chinesen sprechen das g hart aus, und schreiben für Bengalen Benkola. Die Peruaner haben das g nicht in ihrer Sprache. Die japanesischen Annalen berichten, daß der Tartargeneral „Muko“ an der Küste von Japan mit viertausend Schiffen und zweimalhundert und vierzigtausend Mann erschienen sey. In einer Note Du Halde's finden wir den Namen „Mongko“ geschrieben. Der Großkhan Kublai hatte fünfundzwanzig Söhne von Kebsweibern, die alle in den Rang des Adels erhoben und stets in Kriegsgeschäften verwendet wurden. „Es ist daher höchst wahrscheinlich (?), daß der erste Inca von Peru ein Sohn Kublai's war. Marco Polo S. 281 beschreibt Kublai als einen Mann von mittlerer Größe, wohlgeformten Beinen und proportionirter Gestalt. Sein Gesicht war schön und geröthet wie eine Rose, was seiner Physiognomie große Anmuth gab; sein Auge war schön und schwarz, seine Nase wohlgeformt und vorstehend.“ Hiebei wird der Leser auf Mango Capacs Bildniß verwiesen, das unter den Abbildungen der Incas vorkommt, die dem Werke angehängt sind, um es mit Marco Polo's Beschreibung zu vergleichen!!.

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beweis, wie selbst in England Amerika's Staatsverhältnisse beurtheilt werden, führen wir hier aus dem „Morning Chronicle“ eine Stelle an, womit es die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika begleitet: „Die Botschaft des amerikanischen Präsidenten muß europäischen Staatsmännern als ein höchst sonderbares Dokument erscheinen. Gleich vornherein sagt der Präsident, er habe nichts vor dem Volke zu verheimlichen. Wie kann ein Staat nach einem so einfachen Prinzipe regiert werden? Können alle die wichtigen Staatsangelegenheiten wirklich ohne Gefahr der großen Bürgermasse anvertraut werden, und kann das Volk wirklich ein richtiges Urtheil über die Schritte Derer fällen, die seine Angelegenheiten leiten? Europäische Staatsmänner werden einstimmig ausrufen: Nein. In Amerika sagt der Erfolg das Gegentheil. In Europa bestehen und endigen alle Mysterien der Staatspolitik in der Auflegung neuer Steuern, und in der Aufnahme neuer Anlehen. In Amerika erhält die Regierung ungeachtet der größtmöglichen Oeffentlichkeit Frieden und Ordnung im Inneren, eröffnet nach Außen Verbindungen mit allen Theilen der Welt, wacht über die Interessen ihrer Bürger in jedem Lande, so fern es auch liegen mag. Werden Amerikaner von einem civilisirten Staate beeinträchtigt, so ruht und rastet die amerikanische Diplomatie nicht, bis sie Genugthuung erlangt; erlitten sie eine Unbild von uncivilisirten Nationen, so sind alsbald amerikanische Kriegsschiffe zur Hand, die Beleidiger zu strafen und dem amerikanischen Namen Achtung zu verschaffen. — Europäische Staatsmänner werden zwar diese Botschaft voll von Andeutungen finden, die dem profanen Volke von Europa gewöhnlich verschleiert bleiben; aber sie werden einen Theil des Berichtes mangelhaft finden an Dem, was gewöhnlich den Inhalt von Staatsdokumenten dieser Art in Europa ausmacht. Der Präsident weiß uns nichts zu sagen von seiner Mutter Wittwe, seiner Gemahlin oder einigen der kleinen Jacksons, die analog mit den europäischen Ansichten, für jeden guten Amerikaner von höchstem Interesse seyn müßten. Wir hören in seinem Berichte Nichts von der Art und Weise, wie er seine Sprößlinge zu versorgen gedenkt, auch nichts davon, daß er von der Nation erwartet, sie werde für standesmäßige Apanagen derselben sorgen. Nicht ein Wort sagt er uns von seinen Besizungen, von den Palästen, die im Bau begriffen sind; nichts von den Reparaturen, die nöthig seyn dürften, um alle Gebäude würdig zu machen, das Haupt einer so großen Nation aufzunehmen. Alle diese Mängel aber rühren einzig davon her, daß man die Angelegenheiten von dreizehn Millionen Menschen in die Hand eines Mannes gelegt hat, dessen Großvater man wahrscheinlich kaum dem Namen nach kennt, und doch hatte der Präsident einen Großvater so gut als andere Leute. Der Abzahlung der Nationalschuld scheint in Amerika der Vorrang eingeräumt zu werden vor den Wittwengehalten der Mutter von Herzogen, vor der Bezahlung der Apotheken für Staatsdiener u. s. w. Allein in Amerika scheint auch Alles Europa's Sitten und Gewohnheiten schnurstracks entgegenzulaufen. Die ganze Ausgabe von dreizehn Millionen Menschen, die in allen Theilen der bewohnten Welt Verbindungen unterhalten, und eine Seemacht besizen, die auf jedem Meere geachtet wird, beträgt ungefähr drei und eine halbe Million Pfund Sterling. Dieß ist etwas mehr, als die Einkünfte der Geistlichkeit von einem Sechzehntheil der irländischen Bevölkerung; allein es beträgt kaum den dritten Theil von Dem, was die vereinigten Kirchen von England und Ireland kosten. In Europa darf bekanntlich das gemeine Volk leben, weil Könige und Aristokraten ohne Volk nichts seyn würden. In Amerika ist das Volk nicht der Regierung, sondern die Regierung des Volkes wegen da. Der Präsident rühmt sich, daß seine Nation durch keine Allianzen belästigt ist. In Europa sind die Russen viele hundert Meilen von den Holländern entfernt; und ein Russe, der nicht gereist ist, hat wahrscheinlich nie ein Wort von den Holländern gehört. Allein obgleich die Holländer und Russen nicht im Geringsten mit einander verwandt sind, so ist es doch der Kaiser von Rußland und der Prinz von Oranien und dieser Grund ist hinreichend genug, daß das russische Volk sich in die Angelegenheiten der Holländer mische, und den König von Holland unterstüze, selbst mit Gefahr einen allgemeinen Krieg zu entzünden.“

Die französische Regierung ist im Begriff Herrn von Mornay, einen Bruder des Schwiegersohns des Kriegsministers, als Gesandten an den Kaiser von Marokko zu schicken, um demselben Geschenke überbringen zu lassen, und wo möglich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Kaiserreiche und dem Gebiete der französischen Kolonie in Algier anzuknüpfen. Herr de Lacroix wird diese Gesandtschaft als Maler begleiten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 17. 17 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Porto d'Estrella, dem ersten Orte an dem rechten Ufer des Inhumerim, werden die Waaren ausgeladen, die für Minas und das Innere Brasiliens bestimmt sind, und die Landesprodukte, von daher kommend, nach der Stadt eingeschifft; dadurch werden viele Menschen beschäftigt und viel Geld in Umlauf gesetzt; die Einwohner nähren sich daher gut, und der Ort vergrößert sich mit jedem Jahre. Wer jetzt daselbst ankömmt, wird von der allgemein herrschenden Regsamkeit und Lebhaftigkeit überrascht; sie ist eine natürliche Folge der landesüblichen Art, alle Handelsgegenstände von einem Orte zu dem anderen zu bringen.

Die Regierung hat nämlich bisher weder Zeit noch Mittel gefunden, ihre Aufmerksamkeit der Anlage von Landstraßen zuzuwenden; die Wege sind daher außerordentlich schlecht; Fuhrwerk kann durchaus nicht gebraucht werden, und ohne das höchst nützliche Lastthier, den Maulesel, würde jede Verbindung zwischen dem Inlande und der Küste unmöglich seyn; der Stärke, Ausdauer und Genügsamkeit dieses Thieres verdanken es also die Bewohner der entferntesten Provinzen allein, ihre Produkte absetzen und sich mit Bedürfnissen, welche sie nicht erzeugen, versehen zu können. Täglich kommen zahlreiche Karawanen schwer beladener Esel aus dem Innern Brasiliens, manchmal aus der für Brasilien ungeheuren Entfernung von 300 Stunden, und im steten Kampfe mit Hindernissen, von welchen der Europäer keinen Begriff hat, setzen sie ihre Ladung in Porto d'Estrella ab, und kehren mit andern Gegenständen in ihre Heimath zurück. Natürlich wird eine große Ordnung und Aufmerksamkeit erfordert, damit die Thiere während einer so bedeutenden Reise nicht erschöpft, und die Waaren nicht verdorben werden; die bestehenden Einrichtungen sind auch wirklich bewunderungswürdig, und verdienen eine ausführliche Beschreibung.

Es macht den Erwerbszweig vieler Menschen im Innern Brasiliens aus, eine beträchtliche Anzahl Maulesel zu halten, gegen Bezahlung der Fracht die Produkte des Pflanzers an die Küste zu bringen, und von dort die Güter des Kaufmanns zurück zu nehmen. Sobald daher ein Pflanzer seine Vorräthe versenden will, nimmt Jener seine Thiere von der Weide, und rüstet sie zur Reise; übersteigt ihre Zahl sieben, so nimmt sie den Namen Tropa an, und erhält einen eigenen Aufseher (Tropeiro); dieser ist für die Ladung verantwortlich, sieht darauf, daß die Thiere sorgfältig gepackt werden, bestimmt das jedesmalige Nachtquartier, beschlägt und pflegt die allenfalls gedrückten oder beschädigten, sorgt für ihren Unterhalt, wie für den seiner Untergebenen, und bestreitet alle Auslagen während der Reise. Meistens besteht eine Tropa aus fünfzig Lastthieren, welche in Sektionen (Lotas) von sieben Thieren abgetheilt werden, und gewöhnlich eine Pferd-Stute mit sich führen, welcher die Esel bereitwillig folgen, und von der sie sich auf der Weide weniger weit entfernen, als wenn sie allein sind. Jede Lota erhält einen Treiber (Tocador), dem sorgfältige Bepackung und Pflege der Thiere obliegt; er geht während der Reise hinter seiner Abtheilung nach, und gibt Acht, daß keines zurück bleibt, oder etwas von der Ladung verliert; der berittene Tropeiro schließt die Karawane.

Auf dem Landgute des Pflanzers angekommen, woselbst die zu versendenden Produkte, bereits in ledernen Säcken, oder in wohlverwahrten Ballen oder Fäßchen gepackt, bereit liegen, wird die erste Lota vorgenommen, und mit dem Laden angefangen. Dieß erfordert viele Uebung, und eine genaue Kenntniß der Stärke der Thiere. Ein guter Maulesel trägt auf einer lange dauernden Reise sechs Arrobas (d. Ar. 32 Pf.), ein vorzüglicher acht; auf einer kürzern rechnet man auf jedes Thier 250 Pfund. Ueberladung reibt es auf und macht es so eigensinnig, daß es durch kein Gewaltmittel weiter zu bringen ist; nachläßig geladen, das heißt ungleich vertheilte Ladung, verursacht augenblickliche Verwundung. Der Packsattel (Cangalha) ist ganz besonders gestaltet; er besteht aus zwei Stücken des härtesten, an beiden Enden sanft gekrümmten Holzes, welche in einem gleichlaufenden Abstande von 2 Schuh so auf ein dickes, mit Leder überzogenes Strohkissen befestiget werden, daß der gekrümmte Theil aufwärts gerichtet über den Rücken des Lastthieres zu liegen kommt; ein breiter Gurt von ungegerbtem Leder schließt Kissen und Sattel an den Leib, und ein Brust- und Hinterriemen verhindern, daß die Cangalha weder vor- noch rückwärts gleiten kann. An die vorstehenden Hörner des Sattels wird nun die Ladung mit Riemen, welche durchgehends die Stelle von Stricken versehen, im möglichsten Gleichgewichte gehangen, und kleinere Gegenstände zwischen die Ballen gelegt; dann wird die ganze Ladung mit einer großen ungegerbten Ochsenhaut bedeckt und wieder mit einem Gurte festgeschnallt. Sind sämmtliche Thiere der Lota also bepackt, so wird das Nachtquartier bestimmt, und der

Treiber setzt seine Abtheilung in Bewegung. Gewöhnlich wird das stärkste Thier, mit Glocken behangen oder sonst geschmückt daran gewöhnt, voraus zu gehen; es führt einen seinen Eigenschaften entsprechenden Namen (Diamant oder grão Turco ꝛc.) An dieses richtet sich der Ruf der Führers, der augenblicklich Gehorsam findet, die übrigen Thiere folgen, und zwar so lange sie nicht ermüdet sind, eines in die Fußstapfen des anderen tretend; unter Wegs werden sie durch Rufen und sachtes Pfeifen ihres Treibers, dessen Stimme sie genau kennen, in Ordnung gehalten. Sind die Wege schlecht, so werden täglich vier Legoas, bei gutem, trockenem Wetter sechs zurückgelegt, unter Wegs wird nirgends angehalten. An Ort und Stelle angekommen, werden die Thiere an Stangen gebunden, welche der Führer in den Boden vor dem Rancho (offner Schoppen) stößt, dann behende abgeladen, und der Gurt des Sattels etwas gelüftet; während sie sich abkühlen, eilt der Treiber, die ihm anvertraute Ladung unter dem Dache des Schoppens zu ordnen und aufzuschichten; dann nimmt er seiner Lota die Sättel ab, und bindet sie los. Die Thiere benützen ihre Freiheit sogleich, um sich zu wälzen, wahrscheinlich ein unwiderstehliches Bedürfniß für sie, das sie oft während der Reise anwandelt, so zwar, daß man sie abpacken muß, um sie nur wieder weiter zu bringen; sie zerstreuen sich nun, bleiben aber stets in der Nähe des Rancho. Indeß versammelt sich die ganze Tropa; die Thiere werden nun wieder zusammengetrieben, jedem ein Sack mit einer gewissen Menge Mais um den Kopf gehängt, und, während sie fressen, nachgesehen, ob sie kein Eisen verloren u. s. w.; dann führt jeder Treiber seine Abtheilung in eine entferntere Gegend, wo gute Weide ist, und woselbst sie ohne weitere Aufsicht die Nacht hindurch bleiben. Von da zurückgekehrt, theilen sich die Treiber in verschiedene Arbeiten; der Tropeiro läßt die Ladung der ganzen Tropa unter den Rancho bringen, und sie in einen doppelten gleichlaufenden Wall aufschichten, die eine Seite wird dann mit den Tragsätteln geschlossen; kleine Päcke, welche leicht verloren gehen, oder entwendet werden könnten, kommen in die Mitte; dort nimmt auch der Tropeiro seinen Platz ein, und während die Treiber Brennholz herbei bringen, das Abendessen bereiten, und zwischen dem erwähnten Walle die Lagerstätte (ausgebreitete Ochsenhäute) bereiten, bessert er diejenigen Cangalhas aus, welche die Thiere drücken, klopft Eisen und Nägel zurecht, weil Erstere immer kalt aufgeschlagen werden, und sieht nach der Ladung. Mit dieser unaufhörlichen Beschäftigung kommt der Abend heran, gesunder Appetit würzt die einfache Kost, und auf die Beschwerden des Tages behagt dem müden Körper jede Schlafstelle.

Mit Sonnenaufgang eilen die Treiber nach der Weide, bringen oft mit großer Mühe die allenthalben zerstreuten Thiere zusammen, welche wie Abends ihren Mais erhalten, und während dem gepackt, beschlagen, und zur Fortsetzung der Reise ausgerüstet werden.

In dieser Ordnung legen alle Tropas, die aus dem Innern Brasiliens kommen, die Reise bis Porto d'Estrella zurück, dort liefern sie gegen Bescheinigung ihre Ladung ab, und erhalten Rückfracht, mit welcher sie nach kurzer Rast nach der Heimath aufbrechen; man rechnet, daß jährlich also 60,000 Maulesel nach Porto d'Estrella kommen.

Die gewöhnliche Fracht von hier bis Villa Ricca beträgt für jede Arroba 1,200 Reis, von dort zurück wegen geringerer Ausfuhr 800 Reis. Sind die Wege besonders schlecht, Krankheiten unter den Lastthieren, und fällt die Mais-Ernte ungünstig aus, so wird natürlich der Frachtpreis bedeutend erhöht.

Die Besitzer großer Landgüter halten zuweilen ihre eigene Tropa; sie, wie Diejenigen, die von ihrer Vermiethung leben, erleiden sehr großen Schaden, wenn ihre Thiere von einer Krankheit befallen werden, welche man hier Pest heißt, ein in Brasilien allgemeiner Ausdruck für alle schnell tödtenden Krankheiten. Gewöhnlich zeigt sich diese an den Pferden und Eseln im Herbste, und wenn sie von der kälteren Region der Gebirge in das tropische Klima von Rio de Janeiro kommen. Allen Anzeigen nach ist die sogenannte Pest eine verwahrloste Druse, die mit Rotz endet; die Brasilianer wenden Mittel an, welche das Uebel sichtbar verschlimmern; sie lassen den kranken Thieren zur Ader, und treiben sie auf die oft sehr nasse Weide; erreicht die Krankheit dann ein höheres Stadium, so brennen sie den Thieren mit einem glühenden Eisen einige Kreuze in die Haut, damit der „Demonio" aus dem Körper vertrieben wird, und überlassen sie ihrem Schicksale. Manchmal krepirt ein Drittheil der Tropa; ein schwer zu ersetzender Verlust, da viele Zeit erfordert wird, bis man die im Naturzustande äußerst wilden Maulesel zu Lastthieren abrichtet.

Um mit einiger Bequemlichkeit in Brasilien zu reisen, sind ziemlich kostspielige Anstalten erforderlich, wer sich aber einer Tropa anschließt, wird mit 1,200 Reis täglich auskommen; auf lange Weile muß man sich dann freilich gefaßt machen, besonders wenn die Tropa durch plötzlich einfallendes Regenwetter an der Fortsetzung der Reise gehindert wird. Der Freund der Natur und der Liebhaber der Jagd, obwohl diese kärglich und in hiesigen Waldungen sehr beschwerlich ist, findet jedoch einige Zerstreuung. Gastfreundschaft ist natürlich auf einer so stark besuchten Straße, wie die von Villa-Ricca, selten geworden, doch sichern Empfehlungsbriefe an die Besitzer großer Landgüter (Fazendas) eine freundliche Aufnahme. Man reist jetzt auf dieser Straße mit derselben Sicherheit, wie in Europa; auch von der zudringlichen Neugierde des Volkes wird man nur wenig mehr belästigt; denn die Zeit ist lange vorbei, in welcher der Fremde gleich einem seltenen Thiere angestaunt wurde. Die Begriffe der Brasilianer von Europa und seinen verschiedenartigen Bewohnern sind zwar noch sehr beschränkt und höchst seltsam, seitdem aber so vielerlei Nationen mit ihnen verkehren und ihr Land besuchen, fangen sie an, einzusehen, daß es außer Portugiesen und Engländern noch andere gebildete Nationen auf der Erde gibt; der frühere Glaube ist ohnehin nur eine Folge der Großsprecherei mancher Reisenden der genannten Völker, und auch jetzt noch möchten uns einige Engländer, welche mit dem ihnen eigenen Nationaldünkel hieher kommen, in ihren häufig gehaltlosen Reiseberichten glauben machen, ihre Nation werde vorzugsweise in Brasilien vergöttert.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Johnson hatte in seinem acht und zwanzigsten Jahre alle vorhin geschilderten Trübsale eines Gelehrten der damaligen Zeit auszuste-

hen. Von dort an bis zu seinem vier und fünfzigsten Jahre haben wir wenig Nachrichten von ihm, im Vergleich nämlich mit der vollständigen und genauen Schilderung seines Thuns und Treibens gegen das Ende seines Lebens zu. Endlich stieg er vom Dachkämmerchen und aus den Sechspfennig-Garküchen in die Gesellschaft reicher und gebildeter Männer empor. Sein Ruhm hatte sich begründet. Ein für seine Bedürfnisse ausreichender Jahrgehalt war ihm auf Betrieb des Grafen Bute unter Georg III zu Theil geworden. In seinen frühern Jahren hatte Johnson zwar auch die Großen gesehen, aber als armer Supplikant. Nun trat er unter sie als ihr Gesellschafter. Das Verlangen nach Unterhaltung und Belehrung hatte allmählich im Verlaufe von zwanzig Jahren außerordentlich zugenommen. Der Preis literarischer Arbeiten war gestiegen, und die neue Gelehrtengeneration, von der sich Johnson umgeben sah, war ganz andern Schlages, als jene frühere, mit der er aus Mangel an einem Obdache ganze Nächte auf der Straße umherirrte. Burke, Robertson, die Warton, Gray, Mason, Gibbon, Adam Smith, Beattie, Sir William Jones, Goldsmith und Churchill waren die ausgezeichnetsten von jenen großen Geistern, die man die Schriftsteller der zweiten Epoche von Johnsons Jahrhundert nennen könnte. Churchill allein trug noch das Schriftsteller-Gepräge der Zeit, in welcher Johnson nach London kam. Er allein hatte noch den Druck bitterer Dürftigkeit empfunden; alle übrigen zeitgenössigen Schriftsteller waren frühzeitig mit der achtungswerthesten Gesellschaft auf gleichen Fuß gestellt worden.

Johnson stand unter ihnen wie ein Denkmal vergangener Zeiten — der letzte von der ächten Race von Grubstreet's Miethpferden, der letzte von jenen Lohnschriftstellern, deren Elend und Sittenlosigkeit Pope's satyrischem Genius unerschöpflichen Stoff lieferte. Von der Natur war er mit einer plumpen Gestalt, einer kränklichen Leibesbeschaffenheit und einem reizbaren Temperamente begabt. Von der Lebensart, die er in seinen frühern Jahren geführt hatte, waren ihm Wunderlichkeiten in seinem Benehmen wie in seinem moralischen Charakter geblieben, welche die geschliffeneren Freunde seines Alters in Erstaunen setzten. Die verkehrte Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, sein schmutziger Anzug, seine Anwandlungen unermüdlicher Arbeitslust, die wieder durch lange Zwischenräume von Unthätigkeit unterbrochen wurden, seine sonderbare Enthaltsamkeit und dann wieder seine eben so seltsame Lust an Völlerei, seine thätige Menschenfreundlichkeit im schroffen Gegensatz zu der Rohheit und zuweilen Wildheit seiner Sitten im Umgang, machten ihn in der Meinung Derer, mit denen er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens umging, zu einem vollständigen Original. Und allerdings war er auch in manchem Betracht wirklich Original. Wenn wir übrigens vollständige Nachrichten von jenen Männern hätten, welche die Drangsale seines frühern Lebens theilten; so würden wir finden, daß die Sonderbarkeiten, die in seinem Wesen auffielen, Fehler waren, die er mit der Klasse von Menschen gemein hatte, zu der er gehörte. Gewohnt, bittere Entbehrungen muthvoll zu ertragen, kannte er auch das Vergnügen nicht, mit Maß zu genießen. Er konnte fasten wie ein Asket, allein wenn er seine Fastenzeit brach, verschlang er seine Mahlzeit mit dem Heißhunger eines Wolfes; die Stirnadern schwollen ihm dabei auf, und Schweiß rann über sein Gesicht. Selten trank er Wein, that er es aber, so geschah es in tüchtigen Zügen aus großen Humpen. Die Rohheit und der Ungestüm seines Betragens in der Gesellschaft konnten an einem Manne nicht unerwartet seyn, dessen Gemüthsart, die von Natur aus nicht sanft gestimmt, lange durch die härtesten Entbehrungen gemartert und noch mehr verhärtet wurde durch Mangel an Nahrung, Kleidung und Feuer, durch die grobe Zudringlichkeit der Gläubiger, durch die Unverschämtheit der Buchhändler, durch die Verspottung der Dummköpfe, durch die Unzuverlässigkeit der hohen Gönner, durch jenes Brod, das am bittersten von allen Speisen schmeckt, durch jene Stufen, die am mühsamsten zu ersteigen sind — durch jene getäuschten Hoffnungen, die das Herz brechen. Durch alle diese Trübsale hatte sich der zerlumpte, ungeschliffene Pedant mannhaft bis zu einer glänzenden und gebieterischen Stellung emporgerungen. Im Umgange barsch und despotisch — „eo imitior quia toleraverat“ — war sein Herz dennoch edelmüthig und menschenfreundlich; voll Mitgefühl für großes Leiden, aber nicht allein voll Mitgefühl, sondern auch hülfreich und werkthätig; während er gegen den Schmerz, den ein hartes Wort einer gefühlvollen Seele zufügt, gefühllos war; diese Art Leiden war für ihn unbegreiflich.

Er würde ein armes und sterbendes Mädchen von der Straße in sein Haus getragen haben, das er einem Haufen alter elender Leute als Asyl geöffnet hatte, die nirgendswo eine Stätte fanden, wohin sie ihr Haupt legten, und alle Grämlichkeit und aller Undank dieser Menschen konnte seine Gutmüthigkeit nicht ermüden. Aber die Schmerzen verletzter Eitelkeit schienen ihm lächerlich, und kaum hatte er ein Mitgefühl selbst für die Schmerzen verletzter Zuneigung. Er hatte so viel bitteres Elend gesehn und erduldet, daß er von unbedeutenden Anfechtungen kaum berührt wurde. Er konnte über Boswell böse werden, wenn er über Kopfweh klagte, über Thrale, wenn er über den Straßenstaub jammerte: „Dieß seyen läppische Klagen,“ sagte er, die man in einer Welt voll von solchem Elend zu äußern sich schämen sollte;“ aber eben so wenig schenkte er Goldsmith Mitleiden, als dieser über sein durchgefallenes Lustspiel: „Der gutmüthige Mann“ in Klagen ausbrach. Johnson, obgleich selbst kränklich, verabscheute und verachtete Siechlinge. Selbst große Geldverluste, wenn sie nicht fast zur Bettelarmuth führten, rührten ihn wenig. Leute, deren Herz vom Glück verweichlicht ist, pflegte er zu sagen, mögen über solche Unfälle aufschreien; Alles was man von einem ehrlichen Mann in dieser Beziehung verlangen könne, sey, nicht darüber zu lachen. Es ist einleuchtend, daß ein Mann, der sich so wenig aus den kleineren Betrübnissen des Lebens machte, auch wenig Rücksicht auf die Gefühle Anderer im gewöhnlichen Umgang nahm. Es war ihm unbegreiflich, wie ein beißender Witz oder ein Scheltwort Jemand wirklich unglücklich machen könne. „Mein lieber Doktor,“ sagte er zu Goldsmith, „wie kann sich nur Jemand darüber ärgern, wenn man ihn Holofernes heißt?“ — Höflichkeit wurde durch Güte in kleinen Dingen definirt. Johnson war ungeschliffen nicht aus Mangel an Güte, sondern weil ihm kleine Dinge kleiner vorkamen, als andern Leuten, die noch nicht in die Lage gekommen waren, des Tags mit drei Kreuzern zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Polenfest zu Paris.

Hundert und fünfzig französische Deputirte hatten sich vereinigt, den geflüchteten Polen in Paris ein großes Gastmahl zu geben. Der große Saal von Lointier war zur Aufnahme dieser edeln Gäste würdig ausgestattet. Die Wände waren mit Trophäen von Helmen, Brustharnischen, Waffen und Sensen bekleidet, und mehr als hundert französische und polnische Fahnen mischten ihre befreundeten Farben. Dem Präsidenten gegenüber wehten die amerikanische Fahne und zwei Standarten, welche die Jugend von Boston dem Pariser Polenkomité zugesendet hatte. Der erste Toast wurde von Herrn Lafitte mit folgenden Worten ausgebracht:

„Die Ehre, in dieser großen Familienvereinigung den Vorsitz zu führen, gehörte von Natur und Rechts wegen meinem würdigen Freunde, dem Bürger zweier Welttheile, dem General Lafayette. Ein betrübender Umstand, wenn auch nur von vorübergehender Art, beraubt uns seiner Gegenwart. In der That, einen erhabenen Anblick bietet diese Versammlung, die so viele Sympathien durchzücken, in der so viele Erinnerungen sich drängen! Welche Zunge vermöchte alle die Freude und all den Schmerz auszusprechen, die zugleich die Seele Dessen ergreifen müssen, der sich dem Vergnügen dieser Vereinigung entreißend über ihren Zweck und ihre Ursache nachdenkt. Wenn diese Feierlichkeit für uns ein Fest ist, so möge sie für unsre nordischen Brüder ein Beweis seyn, daß wir eben so sehr Theil nehmen an ihrem Schmerze, wie wir an ihrem Ruhme Theil nahmen. Mitten unter den Ereignissen, die in unsern Tagen mit so reißender Schnelligkeit dahineilen und sich so oft zu widersprechen scheinen, steht eine Thatsache fest und beherrscht alle andern, nämlich daß die Völker unaufhaltsam der Freiheit entgegengehen, und daß Jeder, der für sie am muthigsten gekämpft hat, nie zu Grunde gehen wird. Ja, tapfere Polen, dieser Glaube an die Zukunft ist unsern Wünschen und unsern Hoffnungen nöthig. In diesem wundervollen Kampfe, der künftig das schönste Blatt der Geschichte bilden wird, flammte Frankreich bei jeder Eurer glückgekrönten Heldenthaten in Enthusiasmus auf, aber es empfand auch tief jeden Schlag Eurer glorreichen Unfälle; noch bis auf diese Stunde blutet sein Herz! — — Doch auch Frankreich sah die Freiheit entweichen; aber es sah sie wieder zurückkehren! Bis dorthin — heldenmüthige Polen — nimmt Euch Frankreich ehrenvoll auf; es ist stolz auf Euch; wie auf seine edelsten Söhne. Meine Herren, auf Polen!“

Hierauf verlas Herr Lafitte folgendes Schreiben des Generals Lafayette:

„Paris den 28 Dezember 1831.

„Mein theurer Kollege und Freund!

„Mitten unter den mannichfaltigen Gefühlen, die in dieser großen Epoche von Polens Ruhm und Schmerz das Mahl beleben werden, das den tapfern Repräsentanten Frankreichs auf den letzten Schlachtfeldern gegeben wird, wäre es für mich süß gewesen, persönlich meine Gefühle für sie, für unsre polnischen Brüder, für ihren heldenmüthigen Kampf, für Sie, meine geehrten Freunde, die Ihrem alten Kollegen einen neuen Beweis jener Güte gaben, auf die er stolz ist, an den Tag zu legen. Indem ich mich mit den tiefsten Empfindungen meines Herzens dieser Vereinigung anschließe, finde ich für meine Abwesenheit einigen Trost in dem Gedanken, daß hier wie in der Kammer der Vorsitz keinen bessern Händen anvertraut werden kann, als den Ihrigen.

„Eingetreten in die Welt unter dem lauten Rufe des Unwillens, den die erste schmachvolle Verlassung Polens erregte, Waffengefährte Pulawski's und Kosciusko's seit den ersten Tagen jener amerikanischen Weltperiode, die seitdem die Aera der freien Welt geworden ist; später Zeuge der diplomatischen Raubgier und Treulosigkeit bei den auf einander folgenden Zertrümmerungen jener untheilbaren Nation; endlich in der jüngsten Zeit tief betrübt darüber, daß eine unerhörte Epoche des Ruhms und der Macht nicht Polens Befreiung geweiht wurde, konnte da mein Herz, noch warm von den edeln und befruchtenden Strahlen unsrer Julussonne, anders als hoch aufschlagen bei der Nachricht von der Revolution des 29 Novembers? Doch wozu hier weiter gehen, meine theuern Kollegen, nur aussprechen will ich es, daß uns in dieser Rücksicht noch eine große Pflicht zu erfüllen steht, und wir werden sie erfüllen.

„Bei dem schrecklichen aber ruhmvollen Unglück unsrer polnischen Brüder geben wir uns doch gern dem Gedanken hin, daß sie unsern Sympathien Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, die zwar allzu unmächtig waren, aber alle Theile Frankreichs belebten und jetzt sie mit zärtlicher Ungeduld erwarten. Es steht meinen Kollegen des polnischen Komité's zu, die der heutigen Vereinigung beiwohnen, das Gefühl des Volkes auszusprechen, von dem uns allerwärts Zeugnisse zukamen und dem sich auch die Komité's des Auslandes anschlossen. So konnte ich heute im Namen des amerikanischen Vereins zu Paris, der mit einem andern auf der jenseitigen Halbkugel in Verbindung steht, diese Fahnen der Jugend von Boston überreichen, denen sie sich anzuschließen bereit hielt, und die jetzt eine bessere Zeit erwarten.

„Doch vor Allem, meine Freunde, Ehre unsern tapfern Mitbürgern, die sich zu würdigen und freiwilligen Abgeordneten Frankreichs auf den Feldern der Gefahr anboten! Sie haben, so viel in ihren Kräften stand, die Schuld der Freiheit, der Erkenntlichkeit des Vaterlandes bezahlt. Erlauben Sie mir, meine theuern Kollegen, Ihrem Danke den eines Grenadiers der polnischen Nationalgarde beizufügen, der nicht das Glück hatte, diesen Titel an ihrer Seite zu erringen. In diesem Riesenkampfe der Barbarei gegen die Civilisation wird Jeder, dem ein edelmüthiges Herz schlägt, ausrufen: „Ruhm, ewigen Ruhm den Söhnen Polens, die so groß waren in ihrem kühnen Aufstande, in ihren unermeßlichen Opfern, in ihrer unbeugsamen Ausdauer! Groß waren sie in ihrem kühnen Vertrauen; allein vielleicht noch größer Jene, welche ohne zu hoffen dem Tode entgegen gingen. Aber mögen sie die Hoffnung nicht sinken lassen; mögen sie aufrichtig unter sich vereinigt bleiben! Mögen sie in unsre brüderlichen Arme kommen; mögen ihre Soldaten noch ein Mal ihre Stelle in den französischen Batallionen wieder finden! *) Mögen meine Augen, so alt sie auch sind, sich nicht schließen bevor das polnische Bollwerk Europa's in seiner ursprünglichen Unverletztheit wieder hergestellt ist!

„Dieß, mein theurer Präsident, und Sie alle Gäste dieses Mahles, sind die Wünsche Ihres sehr verbundenen Kollegen und Freundes.

Lafayette.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Bevölkerungscensus des französischen Departements des Doubs im Jahre 1826 wies in 659 Gemeinden 251,106 Seelen nach. Im Jahre 1831 findet man diese Zahl um ein Zwanzigtheil gestiegen; sie beträgt 265,555, nämlich 77,495 Knaben und Jünglinge, 80,922 Mädchen, 45,556 verheirathete Männer, 45,857 verheirathete Weiber, 5367 Wittwer, 10,060 Wittwen, 5318 Soldaten. Das Arrondissement von Besançon zählt 96,032 Seelen, das von Beaume 84,884, Montbeliard 55,642, Pontarlier 48,977. Wenn die Bevölkerungszunahme in gleichem Verhältnisse in allen Theilen von Frankreich stattgefunden hätte, so würde sich seine Gesammtbevölkerung, die im Jahre 1826 nicht 32 Millionen erreichte, gegenwärtig auf 33⅓ Millionen belaufen.

*

Sir Walter Scott hat auf seiner Reise nach Malta das neue vulkanische Eiland im mittelländischen Meere besucht, und eine Beschreibung davon an die edinburger königliche Sozietät eingesendet. Walter Scott gibt der Insel in ihrer größten Ausdehnung eine Länge von 500 Schritten, sie ist von elliptischer Form, und das Meer hat sich auf einer Seite bis in ihren Mittelpunkt eingewühlt. Ihre Höhe mißt auf einer Seite nicht mehr als 40, auf der andern aber 80 Fuß. Das Wasser war ringsumher sehr heiß, und auf einige Faden von der Insel kein Grund zu finden. Walter Scott landete und fand die Ueberbleibsel zweier Delphine, die wahrscheinlich durch das heiße Wasser getödtet worden waren. Eine große Masse vulkanischer Auswürfe wurde gesammelt und ist jetzt auf dem Wege nach dem Museum der Gesellschaft. Aus dem übrigen Schreiben des Dichters geht hervor, daß er sich der besten Gesundheit erfreut.

---

*) Doch wahrscheinlich nicht, um wieder nach St. Domingo oder in die afrikanischen Wüsten geführt zu werden? A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 18. 18 Januar 1832.

Berichte der geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

2. Vulkanische Inseln.

(Schluß.)

Da wir gerade von dieser neuen Insel sprechen, so müssen wir noch einer auf dieselbe bezüglichen, sehr merkwürdigen Thatsache gedenken: Am 28 Junius, ungefähr 14 Tage vor ihrer Entstehung, fuhr Admiral Pulteney Malcolm am Bord der „Britannia" fast genau über die Stelle hin, welche die Insel jetzt einnimmt und empfand mehrere heftige Stöße, als ob das Schiff auf einer Sandbank aufstoße, und einer Volkssage auf Malta zufolge hätte dort im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein vulkanischer Ausbruch Statt gehabt. Auf einer von Faden vor einiger Zeit herausgegebenen Charte des mittelländischen Meeres findet sich, eine Meile von da, eine nur auf vier Klafter angegebene Untiefe bemerkt, Larmour's Brandung (Larmour's breakers) genannt. Dieß ist ein Theil der Untiefe, die sich erhoben hat; die neuesten Berichte, die uns zugekommen sind, bemerken jedoch nichts von einem Auswurfe geschmolzener Stoffe. Es ist dieß vielleicht nur eines der Zuglöcher oder Sicherheitsventile der großen unterirdischen Werkstätte, die ihre Lavaströme durch die Schornsteine des Aetna und Vesuv ergießt; ob diese beiden Vulkane damals in Thätigkeit waren, ist uns unbekannt.

Von allen Revolutionen, die durch Vulkane auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht werden, ist unstreitig die merkwürdigste und bis auf die neuesten Zeiten noch am wenigsten erforschte jene, welche Theile vom Grund des Oceans bis an dessen Oberfläche oder nur wenig unter dieselbe erhebt, die später durch die schöpferische Arbeit kleiner, unbemerkter Wesen, denen in der Klassifikation des großen Systems der Natur kaum ein Platz angewiesen ist, in fruchtbare Erde verwandelt werden. Wir wissen nur wenig über ihre physische Organisation und die Mittel, deren sie sich zu Ausführung ihrer gigantischen Bauten bedienen, und haben ihre ungeheure Thätigkeit mit dem Ausdruck Instinkt bezeichnet; mit Hunter würden wir vorziehen, ihn den „Sporn der Nothwendigkeit" zu nennen.

Unglaublich würde man es finden, daß diese kleinen, gallertartigen Würmer Tausende von Inseln und Morgen Landes im atlantischen, und besonders im stillen und indischen Ocean, geschaffen haben, wenn man sie nicht gewissermaßen immer in Arbeit getroffen hätte. Wenn man weiß, daß diese kleinen, netten Röhrchen von kalkartigem Stoff, wenn sie aus dem Meer gezogen werden, weich und biegsam wie Wachs sind, und erst hart wie Stein werden, wenn das Leben dieser kleinen Thiere erloschen ist, so kann man über die Art ihrer Beschäftigung während ihres Lebens nicht länger in Zweifel seyn. Die Vermehrung der Inseln selbst und ihre Vergrößerung dürfte auch keinem Zweifel mehr unterworfen seyn; allein diese Arbeit schreitet langsam und schweigend vorwärts, und die Beobachtungen hierüber sind noch zu neu und zu wenig zahlreich; überdieß sind solche Forschungen, von einem und demselben Beobachter nach langen Zwischenräumen, noch zu selten wiederholt worden, so daß bis jetzt nur wenige Belege für diese Behauptung sprechen. Man glaubt indeß, daß die unermeßlichen Korallenbänke die die Bermuden umgeben, sich seit Menschengedenken bedeutend der Oberfläche des Meeres genähert haben.

„Würde die Londoner geographische Gesellschaft, fährt Herr Boerow fort, es zweckmäßig finden, den Seefahrern, und besonders denen, die den indischen Ocean befahren, eine Reihe von Fragen über die Koralleninseln aufzugeben, so möchten wir im Interesse der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit besonders auf die unermeßliche Gruppe der Maldiven, der wunderbarsten unter diesen wunderbaren Bauten, richten. Der alte muselmännische Reisende Ebn-Batuta, der sie im dreizehnten Jahrhundert besuchte, und Dzibetel-Mahal nannte, gibt ihre Zahl auf 2000 an, von denen hundert fast einen Ring bilden. Andere Reisende geben ihre Zahl noch weit höher an, und ein Franzose Namens Pyrard de Laval, der im Jahre 1602 dort Schiffbruch litt und fünf Jahre gefangen gehalten wurde, erzählt, daß der Sultan Ibrahim sich den Titel eines Beherrschers von 13 Provinzen oder Attolls, und von 12,000 Inseln beilegte."

Diese Provinzen sind eben so viele Gruppen oder Systeme, die durch tiefe Kanäle getrennt sind, und bestehen aus Riffen oder Inseln mit zirkelförmigen Lagunen, die nur durch eine einzige Oeffnung mit dem Meere in Verbindung stehen. Dieser unermeßliche Korallengürtel erstreckt sich vom 1° südl. Breite bis zum 7° 30' nördl. Breite, auf eine Länge von fast 600,000, und eine Breite von 70 bis 80 engl. Meilen. Er ist mit Kokosbäumen bedeckt, deren Früchte einer zahlreichen Bevölkerung zur Nahrung dienen. Der Verfasser dieser Denkschrift drückt schlüßlich den Wunsch aus, daß

der königliche Preis von 50 Pf. St. für den besten Versuch über die Formation der Koralleninseln, und die Naturgeschichte der Thiere die ihnen das Daseyn geben, ausgesetzt werden möchte.

3. Expedition des Schiffes „Blonde" im schwarzen Meere.

Seit den Zeiten der Königin Elisabeth und Karls II hatten englische Kaufleute die Erlaubniß, den Pontus Euxinus zu Verfolgung von Handelszwecken zu befahren, allein selbst die vollständigste Geschichte der Schifffahrt gedenkt keines Beispiels, daß ein Kriegsschiff bis dorthin vorgedrungen wäre, und die kurze Expedition der „Blonde" im November des Jahres 1829 macht wahrscheinlich die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht. Bereits in Nro. 276 des Auslands vom vorigen Jahre haben wir unsern Lesern Nachricht von dieser Expedition gegeben, und fügen nun hier noch die Bemerkungen bei, mit denen der Dr. Edmund Goodenough, der Historiograph derselben, seinen Vortrag begleitete.

„Von allen Gewässern, sagt der gelehrte Doktor, die bis jetzt von britischen Segeln befahren wurden, ist noch keines durch neuere Beobachtungen so wenig gekannt als das schwarze Meer. Diese jüngste Expedition muß daher, obgleich ihr Ergebniß nur gering, und die gemachten Beobachtungen von wenig Erheblichkeit sind, dennoch als der Aufmerksamkeit würdig erscheinen, da sie in den Annalen unserer Schifffahrt gleichsam einen neuen Abschnitt bildet, und hinsichtlich der Geschichte der verschiedenen Perioden der griechischen und römischen Niederlassungen an diesem Meer, und bei unserer nur geringen Kenntniß von dem gegenwärtigen Zustande seiner Küsten, für den Geographen von hohem Interesse seyn.

„Weder die Barbaren des westlichen oder nördlichen, noch die asiatischen Könige der östlichen und südlichen Küsten, konnten ihre Herrschaft über den Pontus-Euxinus erstrecken; die Herren von Konstantinopel und des Bosporus waren es, die durch ihre geographische Lage begünstigt, stets auf seine Schifffahrt und seinen Handel den größten Einfluß übten; und obgleich diese Lage und die aus derselben entspringende Leichtigkeit, fremde Kaufleute einem Tribute zu unterwerfen, die Stadt feindlichen Angriffen aussetzte, so hat sie doch aus der nämlichen Ursache öfters von fremden Mächten Beweise von Achtung erhalten. Byzanz, schreibt Polybius ungefähr 150 Jahre vor Christi Geburt, ist wegen seiner herrlichen Lage hinsichtlich des Meeres eben so merkwürdig als wegen seiner schlechten rücksichtlich des Landes, und ohne seinen Willen kann kein Kaufmann weder in, noch aus dem Euxinus segeln. Die Byzantiner waren also Herren des ganzen Handels jenes Strichs, und nur durch ihre Vermittlung gelangten jene Artikel, wegen deren vorzüglicher Güte die Küstenländer berühmt waren, als: Zuchtvieh, sehr geschätzte Sklaven, Honig, Wachs und eingesalzene Fische, ins mittelländische Meer. Getreide scheint damals noch nicht, wie es heut zu Tage der Fall ist, ein ausschließender Ausfuhrartikel, sondern den Umständen nach bald ein Gegenstand der Ausfuhr, bald der Einfuhr gewesen zu seyn. In einem von Athenäus angeführten Fragment des Polybius geschieht noch der Ausfuhr von eingesalzenen Fischen aus dem Euxinus Erwähnung. Diese Fische waren einer jener fremden Luxusartikel, deren Einführung nach Rom dem strengen, mäßigen Cato ein Aergerniß war; er warf den Reichen seiner Zeit vor, daß sie für ein kleines Fäßchen solcher gesalzener Fische 300 Drachmen (etwas weniger als 10 Pf. St.) verschleuderten, und junge schöne Sklaven von den Küsten des schwarzen Meeres theurer bezahlten, als ein einträgliches Landgut.

„Im Athenäus finden sich über den Thunfisch des Pontus-Euxinus eine Menge von Anekdoten und Witzspiele, die sich denen des berühmten Almanachs für Leckermäuler an die Seite stellen könnten, und dieser auf eine gewisse Art zubereitete Thunfisch des Pontus-Euxinus ist es, den Archestratus, der eine gastronomische Reise durch die Welt machte, in homerischem Styl der unsterblichen Göttern vergleicht. *)

„Die so häufig auf den Münzen der griechischen Städte vorkommende Figur eines Fisches, und einer Angel auf den byzantinischen Münzen, beweist übrigens, welchen Werth man auf diesen Erwerbszweig legte."

Die Expedition der Blonde hat bewiesen, daß das Wasser des schwarzen Meeres seit Polybius, der behauptete, es werde wegen des Schlammes, den die großen in dessen Becken strömenden Flüsse dort absetzen, nicht lange mehr fahrbar bleiben, noch keine merkbare Verminderung erfahren hat, und wohl auch niemals erfahren dürfte. **)

Polybius verstärkt seine sonderbare Behauptung durch die Angabe, daß, alten Ueberlieferungen zufolge, der mäotische Sumpf oder das azowsche Meer ein Salzsee gewesen, und doch trotz seiner Vereinigung mit dem Euxinus in Einem Becken ein Süßwassersee von keiner größern Tiefe als 5 bis 7 Faden geworden, und daher für große Schiffe nur mehr unter Beistand eines Piloten fahrbar gewesen sey; zu fernerer Unterstützung seiner Angabe gedenkt er noch einer großen Bank, die zu seiner Zeit an der Ausmündung der Donau existirt zu haben scheint. ***)

Ohne die Frage wegen der Fluth des Deukalion oder das angenommene Durchbrechen des Wassers durch den Kanal von Konstantinopel, wodurch alles Wasser oberhalb sich vermindern müßte, weiter zu berücksichtigen, müssen wir rücksichtlich des azowschen Meeres bemerken, daß den Berichten des Kapitäns Jones von der königlichen Flotte zufolge, der im Jahre 1823 zu Taganrog in der Nachbarschaft der Ausmündung des Dons war, dort das Wasser außerordentlich seicht ist, daß seine Tiefe, nach der Richtung des Windes, von 5 bis zu 10 Fuß abwechselt; daß es bei Südwestwinden, wo es am höchsten steht, salzig wurde, zu andern Zeiten aber trinkbar, jedoch von einem süßlichen Geschmack, und keineswegs erfrischend war. Betrachten wir unsere neueren Karten, besonders die herrliche im Jahre 1822 in Paris erschienene, und die auf denselben angegebenen Fadentiefen, so finden wir, daß die Tiefe der Mitte des azowschen Meeres im Durchschnitt überall 40 Fuß und in der Nähe des Ufers 17 bis 18 Fuß beträgt, daß folglich nach zweitausend Jahren für die von Polybius befürchtete Austrocknung des mäotischen Sumpfs noch kein Anschein vorhanden ist.

Im kimmerischen Bosporus ist das Wasser der Straße, die vom azowschen in das schwarze Meer führt, in der That so seicht,

---

*) ἀθανάτοισι θεοῖσι φυήν τε καὶ εἶδος ὁμοῖοι.

**) Siehe Ausland Nro. 276.

***) Ausland Nro. 276.

wie es zu Polybius Zeiten war, da die vielen Krümmungen dieser schwierigen Passage die rasche Strömung von Norden hindern und das Anhäufen von Schlamm begünstigen. Die Tiefe der seichtesten Stellen beträgt hier 13 Fuß; gelangt man aber in die Nähe des Euxinus, so steigt die Tiefe nach und nach von vier Faden auf zwanzig und mehr, wenn man das offene Meer erreicht; und obgleich auf der östlichen Seite des Kanals der Grund aus Schlamm besteht, so ändert er sich doch nach einer Entfernung von fünf Meilen in Sand und Schlamm und später plötzlich in Muschelgrund, während gegen die Mitte des Kanals nur Sand und Muschelgrund sich findet; ein hinreichender Beweis, daß im Fahrwasser keine Anhäufung stattfindet, sondern daß gerade da, troz aller ungünstigen Umstände die Strömung von dem kleinern See nach dem größern stark genug ist, sich einen eigenen Kanal frei zu halten, und das von Polybius befürchtete Ereigniß zu verhüten.

„Wenden wir uns zu dem südlichen Theile des Euxinus und dem Eingang in den thrazischen Bosporus, oder Kanal von Konstantinopel, so finden wir dort bei seiner Oeffnung eine Tiefe von 48 Faden, und ringsumher mehr oder weniger, nebst einem Sand- und Muschelgrund; die nach Nordwesten laufende Küste und die Mündung der Donau ausgenommen, wo der Grund ganz aus Schlamm besteht, die Tiefe aber 45 bis 55 Faden beträgt. Ungefähr 36 Meilen von der Ausmündung des Kanals ist die Tiefe auf den französischen Karten mit 160 Faden und mit „grundlos“ angegeben, und die Blonde fand auf ihrer Fahrt an der Mündung des Kanals 35 Faden; 18 Meilen nordöstlich von der Mündung 50 Faden, und später auf ihrem Weg nach Sebastopol sechsmal 100, 120, 140 Faden Tiefe, und keinen Grund; die letzte Entdeckung machte sie nur 16 Meilen vom Leuchtthurm an der Landspitze, ehe sie in den Hafen einlief.“

Die geographische Gesellschaft hat seit diesem Berichte des Dr. Goodenough, vom Obristlieutenant Monteith von der ostindischen Kompagnie, Karten und eine höchst interessante Denkschrift über die vom Phasis bewässerten Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer erhalten. Die Expedition der Argonauten, die eine Untersuchung dieses Landes bezweckte, beweist den Werth, den man in frühern Zeiten der griechischen Geschichte auf dasselbe legte, denn durch den Schleier mythologischer Dichtungen schimmern deutlich die Handelsinteressen, die jene Unternehmung veranlaßten. Auch diese Denkschrift wird, wie zu hoffen steht, bald der Oeffentlichkeit übergeben werden, und nicht wenig unsre Kenntnisse von einem Theile der Welt bereichern, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der frühesten Zeit die Wohlthaten der Civilisation genoß.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Gesandtschaft noch einmal unter Wegs bewirthet worden war, erreichte sie Sowams. Massasoit war nicht zu Hause, kam aber bald darauf zurück und wurde von seinen Gästen durch eine Salve von Flintenschüssen empfangen. Der Sachem nahm sie nach indianischer Weise freundlich auf, führte sie in seine Wohnung und setzte sich in ihrer Gesellschaft nieder. Hierauf entledigten sie sich ihrer Aufträge und übergaben die Geschenke, worunter sich ein rothbaumwollener Reiterrock mit schönen Borten verbrämt befand. Der Sachem zog dieses herrliche Stück sogleich an, und hing eine Kette, die man ihm gleichfalls überreichte, um den Nacken, nicht wenig stolz und erfreut, wie es schien, über die sprachlose Bewunderung der Wampanoags, die von fern her ihren Gebieter anstaunten. Hierauf beantwortete er die Anträge der Gesandtschaft Punkt für Punkt, und sprach insbesondere den Wunsch aus, Friede und Freundschaft mit seinen neuen Nachbarn zu halten. Der Sachem versammelte seine Wampanoags und hielt an sie eine Rede, der sie gelegentlich durch Ausrufungen beipflichteten. „Bin ich nicht, fragte er, „Gebieter des Landes um uns her? Ist nicht die und die Stadt in meinem Gebiete, und ist ihr Volk nicht mir unterthänig und wird mir seine Felle bringen, wenn ich es verlange?“ In dieser Art fuhr er fort und zählte gegen dreißig kleine Niederlassungen auf, wobei seine Zuhörer jede seiner Fragen beantworteten. Nachdem die Sache der Gesandtschaft so öffentlich verhandelt worden war, nahm sie Massasoit wieder in seine Wohnung, wo er sie mit Tabak bewirthete, und mit ihnen über ihre Heimath und ihren König sprach, wobei er sich nicht genug wundern konnte, daß Se. britische Majestät ohne Squas lebe. Da es spät geworden war, und der Sachem seinen Gästen kein kernhafteres Mahl als Tabak vorsetzte — aus dem einfachen Grund, weil er nichts anzubieten hatte, und doch die Armuth seiner Küche nicht gern entdecken mochte — so zeigten diese den Wunsch, sich niederzulegen. Der Sachem räumte ihnen sein eigenes Bett ein, indem er und sein Weib auf der einen, und seine Gäste auf der andern Seite schliefen. Dieses Bett bestand aus einem einige Fuß über dem Boden erhabenen Gestelle aus Balken, das mit einer dünnen Matte belegt war. Zwei von Massasoits Häuptlingen hielten die Nacht vor dem Hause Wache und entledigten sich dieses Auftrages so gut, daß die ehrenwerthen Gäste am andern Tage „noch ermüdeter von ihrer nächtlichen Ruhe als von der Reise“ aufstanden. Am folgenden Tage kamen viele kleine Sagamoren mit ihren Untergebenen aus der benachbarten Gegend herbei, und verschiedene Uebungen und Spiele wurden zur Unterhaltung der Engländer angestellt. Mittags nahmen die Fremden in Gesellschaft des Sachems und vierzig anderer Wampanoags ein Mahl von gesottenen Fischen ein, die er selbst mit Pfeilen geschossen hatte. Sie verweilten bei Massasoit noch bis zum folgenden Tage, und verließen ihn „bekümmert und beschämt“ sie nicht besser bewirthen zu können. „Er bestand sehr ungestüm darauf,“ sagt das Tagebuch, „daß wir länger bei ihm verweilen sollten, allein da wir zwei Tage und eine Nacht mit Ausnahme eines Rebhuhnes, das Einer von uns geschossen, nur einmal ordentlich gegessen, da ferner die Wilden mit ihren barbarischen Liedern, durch die sie uns in Schlaf singen wollten, die Moskitos bei offenen Thüren und andere Ungemächlichkeiten des Lagers uns kein Auge zuthun ließen, so baten wir uns entschuldigt zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Malaga enthalten nähere Umstände von Torijos und seiner Unglücksgefährten Hinrichtung. Die Befehle des Königs lauteten in

Bezug auf dieselbe so dringend, daß sie an einem Sonntage vorgenommen wurde — eine in Spanien unerhörte Sache. Kaum waren die tödtlichen Schüsse gefallen, die dem Leben der Patrioten ein Ende machten, als man in der Kathedrale ein Te Deum sang. Die Behörden befahlen den Einwohnern von Malaga und der benachbarten Gemeinden des Nachts ihre Häuser zu beleuchten. Man zweifelt nicht, daß die unglücklichen Constitutionellen Opfer einer Verrätherei geworden sind. Man glaubt, daß die spanischen Behörden längst schon von der Absicht Torijos Gibraltar zu verlassen, unterrichtet waren. Einer der Gefangenen soll mit der spanischen Regierung einverstanden gewesen und deßhalb auch nicht erschossen worden seyn; wirklich wurden von den 54 Gefangenen nur 53 hingerichtet. Ueber Torijos haben unsre Blätter bereits biographische Notizen enthalten. Golfin und Fiorenz Calderon, die sein Loos theilten, sind beide hochbejahrte Greise. Der eine war früher Mitglied der constituirenden Cortes in Cadix und Kriegsminister, der andere ein sehr ausgezeichneter Advokat und Cortesmitglied von 1820. Don Juan Lopez Pinto bekleidete gegen Ende des Befreiungskrieges die Stelle eines Obristen der Artillerie, und war als Professor seiner Waffe bei der Militärschule zu Segovia von 1814 bis 1820 angestellt. Die Cortes ernannten ihn dann zum Befehlshaber einer Provinz in Aragonien. Das blutige Ende dieser Patrioten hat das grausame Edikt Ferdinands VII vom 1 Oktober 1830, durch das schon so viele Opfer gefallen sind, wieder in Erinnerung gebracht. Man erzählt sich, daß es von höchsteigener Hand des Königs abgefaßt war, und so dem Ministerium zugesendet wurde. Als dieses Dekret erschien, wollte ein Mann von Bedeutung einem Minister bemerklich machen, daß dieses Dokument auf Europa einen nachtheiligen Eindruck machen würde. Der Minister antwortete, die Bekanntmachung dieses blutdürstigen Gesetzes sey mit Beistimmung der fremden Gesandten geschehen!!

Am 1 Dezember wurde auf der Festung Kronslot die Fahne ausgesteckt und durch einen Kanonenschuß der Schluß der Schifffahrt für das Jahr 1831 verkündet, da die Rhede von Kronstadt und der Golf westlich von diesem Hafen sich bereits mit Eis bedeckt hatte. Im Jahre 1831 liefen dort 1598 Schiffe ein, von denselben 646 mit Handelswaaren (104 weniger als im Jahre 1830) und 952 mit Ballast (279 mehr als im Jahr 1830). Die Zahl der ausgelaufenen Schiffe betrug 1592, nämlich 1572 mit Ladung (121 mehr als im Jahr 1830) und 20 mit Ballast (11 mehr als 1830). Im vorhergegangenen J. überwinterten 10 Schiffe; im Jahre 1831 hingegen 16, 7 zu Petersburg und 9 zu Kronstadt. Die Zahl der Küstenfahrer belief sich auf 182 ein- und 202 ausgelaufene. Das erste Schiff langte in Kronstadt am 24 April an, und das erste lief am 7 Mai aus. Das letzte kam am 6 Dezember an, und lief am 13 aus. Die Schifffahrt blieb 209 Tage offen, während welchen 8 Schiffe drei und 142 zwei Reisen machten. Drei Schiffe, die nach Kronstadt bestimmt waren, und zwei die von dort ausliefen, litten Schiffbruch. Eines verunglückte auf der Rhede durch Windstöße. Zwölf der eingelaufenen Schiffe hatten auf der Fahrt starke Haverage (Beschädigungen) erlitten. Die Hafenarbeiten beschäftigten 104.638 Arbeiter. Die Zahl der eingelaufenen Passagiere betrug 1032, der ausgelaufenen 1075. Vom 18 Junius bis 8 November war die Cholera auf Schiffen, die im Hafen lagen, zweimal ausgebrochen; 153 Personen wurden davon befallen, 76 kamen dadurch ums Leben, 77 genasen. (Russische Handelszeitung.)

Laut einer Bekanntmachung des polnischen Comite's zu Paris hatte man eine Brigg mit dreitausend Gewehren, fünfzigtausend Pfund Pulver, zweimalhunderttausend Feuersteinen, hundertfünfzig Centner Blei und einer Menge für Spitäler nothwendige Gegenstände ausgerüstet, um diese Ladung an der Küste von Lithauen an's Land zu setzen. Zwanzig Offiziere befanden sich an Bord, um die Brigg an den Ort ihrer Bestimmung zu führen, und den mit der Ladung des Schiffes bewaffneten Polen sich anzuschließen. Die Maßregeln waren so gut genommen, daß diese Expedition unmöglich fehlschlagen konnte. Die polnische Regierung war auf sieben verschiedenen Wegen von der Ankunft des Schiffes in Kenntniß gesetzt, die Signale genau verabredet u. s. w. Wirklich gelangte die Brigg auch am 22 September an der Küste von Lithauen an; allein zu spät — Warschau war schon gefallen! Gegenwärtig befindet sich das Schiff auf dem Rückwege nach Havre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 19. 19 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

4. Mittheilungen über Marokko und den Atlas. *)

Der englische Schiffslieutenant, Herr Washington, der Verfasser dieser Mittheilungen, begleitete den englischen Konsul, der mit einer diplomatischen Mission nach Marokko beauftragt war, von Tandscher nach dieser Stadt. Mit sehr guten Instrumenten versehen, sammelte dieser geschickte Offizier eine Menge höchst interessanter Beobachtungen; sein Reisetagebuch enthält, außer einer Beschreibung des Landes, seiner Natur und Kunsterzeugnisse auch ein genaues Verzeichniß der während der Reise täglich aufgenommenen Längen und Breiten, und die der geographischen Gesellschaft übergebene, bereits gedruckte Abhandlung ist von einer sehr schönen Karte begleitet, auf der sich ein Plan der Stadt Marokko, und ein Theil des Landes vom Meltsin (die höchste in Marokko sichtbare Spitze des Atlas, 11,400 Fuß hoch) bis zur Küste des atlantischen Oceans befindet. Diese Karte ist mit der größten Genauigkeit gezeichnet; der Verfasser nahm während seiner Reise vom Kap Spartel bis zum weißen Kap, längs der atlantischen Küste, auf einer Strecke von 250 Meilen, nicht weniger als hundert Positionen auf, nur um Vorgebirge und einzelne Punkte desto richtiger angeben zu können und brachte die Arbeiten jedes Tages allemal vor Schlafengehen zu Papier.

„Kaum waren wir aus einem felsigen Engpaß herausgetreten," sagt der Verfasser, „so breitete sich auch auf einer weiten von Palmbäumen beschatteten Ebene die kaiserliche Stadt mit ihren Palästen, Moscheen, Minarets und ihrem hohen Thurm vor unsern Blicken aus, im Hintergrunde von dem Atlas überragt, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel 11,000 Fuß hoch emporsteigt, und von dem dunklen Blau des Himmels grell abstechend, die Aussicht begränzt. Während wir schweigend bewunderten, ließ unser afrikanischer Führer seine Truppen halten, und alle beteten für das Wohl des Sultans ihres Herrschers, und dankten dem Himmel für das glückliche Ende ihrer Reise. Mit Einbruch der Nacht hielt die Karawane an, um sich unter den Palmbäumen zu lagern, die als Erzeugnisse des brennenden, tropischen Klima's auf seltsame Weise mit den schneebedeckten Bergen kontrastirten, die sich vor unsern Augen erhoben; die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten noch die höchsten Spitzen, während die tiefer liegenden schon vom Dunkel der Nacht umhüllt waren.

„Am folgenden Morgen, 10 Dezember, kamen wir auf einer Brücke von 30 Bogen über den Fluß Tensift nach Al Kantra (d. h. die Brücke), von wo aus wir unsern Weg nach der Stadt durch einen Palmwald, auf einer vollkommen flachen Ebene fortsetzten. Die weiß gekleidete Garde des Sultans, alle Truppen und die ganze männliche Bevölkerung von Marokko begleiteten unsern Zug, der sich unter Musketen und Petardenschüssen dem durchdringenden Geschrei der Weiber, und einer barbarischen Musik vorwärts bewegte; mit Einem Wort, man erwies uns alle mögliche Ehre. Zu Mittag, gerade in der Stunde wo die weißen Flaggen von den Gipfeln der Minarets herabwehen, und wo der Muezzin von der Höhe der Moscheen herab seine feierliche Stimme ertönen läßt, um den Gläubigen zu verkünden: „daß nur Ein Gott und Mohammed sein Prophet ist," betraten Christen, Ungläubige von einer staunenden Menge umgeben, die kaiserliche Stadt Marokko. Doch kaum angelangt, wurden wir auf einem nicht angenehmen Umweg nach unserm Quartier mitten in einen großen Garten gewiesen, und hier befanden wir uns, von tiefer Stille, angenehmer Kühle, herrlichem Grün und erquickendem Schatten umgeben.

„Die Ebene von Marokko erstreckt sich von Osten nach Westen, zwischen einer Kette niederer Hügel von Schiefergestein im Norden, und dem großen Atlas im Süden, in einer Breite von ungefähr 25 Meilen, und ist bis zum Fuß der Gebirge vollkommen flach. Von Osten nach Westen scheint sie unbegränzt, und ihre Erhebung über die Meeresfläche mag bei 1500 Fuß betragen. Der Boden ist ein sandiger Mergel mit vielem Bruch von krystallisirtem Quarz, Achat, Porphyr, Karneol und einer Art grünem Kieselstein untermischt, und größtentheils mit dem sogenannten nicht hochgewachsenen Kreuzdorn, von den Eingebornen „Sidra nebach" genannt, bedeckt. Die Ufer der Bäche, von denen die Ebene durchschnitten ist, sind mit sehr schönen Oleander- oder Lorbeerrosenbäumen besetzt, und im Norden der Stadt breitet sich ein Palm- und Olivenwald aus. Der Fluß Tensift, der ungefähr 40 Meilen von der Stadt im Gebirg entspringt, läuft östlich am Fuß desselben, bis auf 4 Meilen nördlich von Marokko, vereinigt sich mit einigen, dem Atlas entspringenden kleinen Gebirgsströmen, und ergießt sich

*) Eine kurze Anzeige dieser geographisch-topographischen Denkschrift befindet sich bereits in Nro. 274 des Auslands v. vor. Jahr.

nach einem Laufe von hundert Meilen, und nur 15 südlich von Saffy, in den atlantischen Ocean. Er ist nicht tief aber reißend; seine Breite beträgt bei der Alkantara 300 Yards, doch ist er, im Frühling ausgenommen, fast überall zu durchwaten.

„Die Stadt Marokko, im nördlichen Theil dieser schönen Ebene gelegen, ist mit einer sehr festen, mit Mauerzinnen versehenen, und auf einem gemauerten Grund aufgeführten, 30 Fuß hohen Mauer umgeben; alle 50 Schritt findet man einen viereckigen Thurm, die Stadt hat 6 Meilen im Umfang, und 11 doppelte Thore. Dieser große Raum ist jedoch nicht durchaus mit Gebäuden besetzt, sondern er schließt auch große Gärten und freie Plätze, von 20 bis 30 Morgen Flächenraum in sich. Der Palast des Sultans liegt außer den Ringmauern der Stadt, südlich dem Atlas gegenüber; aber er ist von eben so starken Mauern umgeben, und nimmt einen Raum von 1500 Ruthen in der Länge, und 600 in der Breite ein. Dieser Raum ist in viereckige Gärten, mit einzelnen Pavillons abgetheilt, welche die kaiserliche Residenz bilden; die Fußböden der übrigens sehr einfachen Gemächer sind mit Ziegeln von verschiedenen Farben gepflastert; eine Matte, ein kleiner Teppich an dem einen Ende und einige Polster machen die ganze Geräthschaft aus.

„Der englischen Gesandtschaft wurde während ihres einmonatlichen Aufenthalts in Marokko einer dieser dem Sultan gehörigen Gärten zur Wohnung angewiesen. Dieser Garten, Sebt el Mahmonia genannt, nahm einen Raum von 15 Akres Landes ein, war auf eine ungeregelte Weise angebaut, enthielt aber eine große Menge von Oliven-, Orangen-, Citronen-, Pfirsich-, Granaden-, Birn-, Nuß- und andern Fruchtbäumen. Die Ceder, die Pappel, die Myrthe, die Akazie, der Rosen- und Jasminstrauch bildeten dort dichte Laubdächer, über die der große Thurm der Hauptmoschee und die schneebedeckten Spitzen des Atlas emporragten. Nur der leichte flüchtige Schritt der Gaseie und das Gemurmel des Wassers, das nach allen Richtungen hin vertheilt war, unterbrach die Stille, die auf diesem herrlichen Garten ruhte, in dem sich Alles vereinte, was man unter einem heißen Klima nur immer wünschen kann: Grün, aromatischer Duft, Schatten und Ruhe.

„Als Gegenstück zu dieser beschränkten Aussicht hatten wir von der Terrasse unseres Hauses den Ueberblick über die ganze Stadt, die unbegränzte Ebene und den Atlasgürtel. Während unsers Aufenthalts zu Marokko standen wir, beim Auf- und Untergang der Sonne, oft Stunden lang im Anblick dieser blitzenden Schneemassen, dieser Kette versunken, die in dem Raum einer Tagreise alle Abstufungen des Klimas, von der heißen bis zur Eiszone umschließt; ein weites Feld, das noch der Forschung des Geologen, Botanikers und Naturhistorikers vorliegt, und eine bis jetzt von der Civilisation noch nicht überschrittene Scheidewand.

„Als die Gesandtschaft bei ihrer Rückkehr, den nördlichen Fuß des Atlas berührte, benützte ich die Gelegenheit, bis auf eine gewisse Höhe aufwärts zu steigen, wobei ich dem Bett eines Gebirgswassers folgte; es war mit Olivenbäumen, Akazien, Johannisbrodbäumen, Cedern, dem schönsten, obgleich etwas kleinem Holz, das wir noch im Lande gesehen hatten, mit Lorberrosen, Zwergpalmen und Rosenholz besetzt. Beim aufwärts Klettern ergötzte uns das Geschrei der Jäger, das von Felsen zu Felsen widertönte. Bei jeder Krümmung des Wegs entdeckten wir neue Schönheiten; im Thal und auf der größten Höhe, die wir erreichten, übersahen wir die Ebene mit der Stadt Marokko, deren Moscheen, von der aufgehenden Sonne vergoldet, uns entgegen leuchteten. Die Gebirgsformation auf unserm Wege war Kalk; der Boden eine steinichte Thonerde; bei jedem Schritt stießen wir auf Achat, Feuerstein, Porphyr, Sandstein, Gneiß und Karneol; auf der Spitze des Hügels fanden wir eine Reihe von Kalksteinen mit vertikalen Rissen, die kolossalen, von Menschenhänden hieher versetzten Grabsteinen glichen. Die äußerst romantisch gelegenen Dörfer, durch welche wir kamen, sind von Gebirgsbewohnern, Eingebornen dieser Felsen, „Schelluhs" genannt, bewohnt. Nachdem wir 3 Stunden aufwärts gestiegen waren, mußten wir, da der Weg immer beschwerlicher wurde, absteigen, unsre maurischen Führer verabschieden und uns den Gebirgsbewohnern anvertrauen. Unsre ganze Unterhaltung mit diesen bestand darin, daß wir auf die schneebedeckten Gipfel über unsern Häuptern deuteten. Je mehr aufwärts wir stiegen, um so dichter wurden die von wildem Wein und Hopfen durchrankten Oliven, Cedern, Nuß- und Johannisbrodbaumwälder. Die Landschaft wurde immer malerischer; losgerissene, kahle Felsen erhoben sich zu beiden Seiten; das Thal war kaum eine Viertelmeile breit, und der Waldstrom schäumte 500 Fuß tief unter uns. Oft schlängelte sich der Gebirgspfad längs dem Abgrund hin, und die schneeigen Gipfel vor uns schienen, je weiter wir vorwärts schritten, desto weiter zurückzuweichen.

„Zu Mittag machten wir auf einem konischen Schieferfelsen Halt; seine Oberfläche war sehr verwittert, und die Schichtung lief nach Osten und Westen. Unsere Beobachtungen, vielleicht die ersten dieser Art, die auf dem Atlas angestellt wurden, gaben uns 31° 25′ 30″ nördl. Breite; unsre Barometer zeigten eine Höhe von 4600 Fuß über der Meeresfläche.

„Während unsrer Beschäftigung umgaben uns die Schelluhs und betrachteten uns, unsre Kleider und besonders unsere vergoldeten Knöpfe mit dem größten Erstaunen. Schweigend untersuchten sie unsern Kompaß, das Barometer und die übrigen Instrumente, als Dinge, die über dem Gesichtskreis ihrer Begriffe lagen; als wir aber Quecksilber ausschütteten, um einen künstlichen Horizont zu haben, entfuhr ihnen ein Schrei des Erstaunens und der Verwunderung. Ihre Aufmerksamkeit und Wißbegierde kontrastiren sehr mit der Gleichgültigkeit der Mauren; sie haben einen offenen Blick, den man in der Ebene nicht findet, sind von schöner kräftiger Gestalt, nettem Wuchse, haben wenig markirte Gesichtszüge und eine helle Farbe. Kröpfe findet man nicht bei ihnen; unsere Dolmetscher verstanden ihre Sprache nicht; eben so wenig sprachen sie gewöhnlich das Arabische. Die Juden, welche dieses Thal bewohnen, halfen uns aus der Noth, und durch sie erhielten wir ein Hundert Worte aus der Sprache dieser Gebirgsbewohner. Ihre Wohnungen sind Hütten, aus unbehauenen, mit Erde zusammen gefügten Steinen, und die Dächer sind leicht mit Schiefer belegt. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, und sie haben nur wenig Verbindung mit den Arabern und Mauren der Ebene. Ueberall, wo das Thal nur immer einen des Anbaus fähigen Boden bietet, wird er eingeschlossen und bearbeitet. Diese braven Leute zeigten sich sehr gastfreundlich und gütig gegen uns.

In jedem Dorfe fanden wir einige jüdische Familien, die hier eine Freistätte gegen die Erniedrigungen und Bedrückungen suchen, denen sie in den Städten unterliegen. Die Bevölkerung dieser Dörfer, deren zehn an der Zahl sind, beträgt vier bis fünftausend Seelen, wovon der vierte Theil Juden sind. Im Thal wird Salpeter gefunden, aus dem man gutes Schießpulver bereitet. Auf den höher gelegenen Plätzen wurden, wie man sagt, Kupferminen ausgebeutet. Wie wenig sind diese innern Gegenden des Atlas bekannt! Diese Gebirgsbewohner, die wir hier fanden, sind gewiß eine der reinsten und unvermischtesten Menschenracen, von denen wir keine nähere Kenntniß haben als kaum einige Wörter ihrer Sprache. Hier liegt dem Forscher noch ein weites Feld offen.

„Wir stiegen noch zwei Stunden fort; der Boden war nur spärlich mit Gras und verkrüppelten Cedern bedeckt. Endlich erreichten wir die Schneegränze und drangen selbst so weit über dieselbe, bis der lockere Schnee unter unsern Füßen wich. Unsere Führer erklärten jetzt, sie würden nicht weiter gehen, und wider Willen mußten wir Halt machen; traurig blickten wir nach den hohen Spitzen, die wir nicht besteigen sollten, und von denen uns eine Masse Schnee trennte, die noch kein menschlicher Fuß überschritten hatte. Das Barometer zeigte 6400 Fuß über der Meeresfläche. Der Felsen, auf dem wir ruhten, war ein roher, harter Sandstein, dessen Schichtung östlich und westlich lief. Wir hatten also nur Kalkstein, Glimmerschiefer und Sandstein gefunden und nur Uebergangs- und Secundär-Formationen, nirgends aber Urzüge entdeckt; etwas Granit oder Gneiß in den Thälern unterhalb, und einige Adern von blätterigem Quarz in Schiefer ausgenommen. Daher bestehn auch die Formen der Gebirge in Hochebenen, Graten und abgerundeten Gipfeln nicht in scharfen Spitzen oder Alpinen. Auf unserm ganzen Weg durch die Gebirge konnten wir keine Spur vulkanischer Thätigkeit und nichts entdecken, was auf das frühere Daseyn eines Kraters hätte schließen lassen."

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

(Schluß.)

Eine andere Klasse von Sklaven sind jene, welche als Waisen in ein Haus aufgenommen und dort ernährt wurden; noch andere, jene, die sich selbst verkauft haben, oder die von ihren Eltern oder Brüdern während einer Hungersnoth verkauft wurden. Hierher rechne ich jene nicht, die von Leuten verkauft wurden, die weder ihre Herren noch ihre Eltern waren, weil die Einwohner selbst Dieß für eine verdammungswerthe Handlung erkennen; ich spreche nur von denen, die der Sitte gemäß als gesetzmäßig gemachte Sklaven anerkannt werden. Noch gibt es Sklaven, und Dies ist die größte Zahl, die wegen von ihnen selbst oder von ihren Vorfahren gemachter Anleihen Sklaven werden.

Das ganze Eigenthum des Schuldners gehört dem Gläubiger, wenn die Schuld sich auf 5 bis 6 Piaster beläuft; seit die Spanier im Lande sind, ist der Werth des Sklaven, wenn er stark ist, auf 10 Piaster gestiegen. Noch andere sind Sklaven wegen begangener Verbrechen, z. B. wegen eines Diebstahls, sey er auch noch so unbeträchtlich, wegen Beschimpfungen, wegen eines Ehebruchs, wegen Nichtbeachtung des Magrehe oder der Trauer, oder wegen Nichtzahlung einer Strafe, zu der sie verdammt waren. Ist das Vergehen groß, so verfällt nicht nur der Schuldige, sondern auch seine ganze Familie in Sklaverei. Dieß sind die jetzigen Ursachen der Sklaverei; die frühern sind, wie man sagt, dieselben oder ähnliche gewesen; es gibt also nur wenige Sklaven, die es aus einer rechtlichen Ursache wären.

Noch gibt es auf dieser Insel eine Nation, die Zambalis genannt; eine andere dieser ähnlich sind die Manguianes, die die Insel Mindoro bewohnen; die übrigen Inseln sind von Negern bevölkert. Alle diese Nationen, besonders aber die Zambalis zeigen das größte Verlangen nach Menschenköpfen, die für sie die ehrenvollsten Trophäen sind. Ihre Begierde darnach ist so heftig, daß, als sie erfuhren, wir würden gegen den Corsaren Limahon ziehen, ein Chef der Zambalis mit 100 Bogenschützen zu uns kam, um uns in den Krieg zu begleiten, wofür er von der ganzen Beute nichts verlangte als die Köpfe der Chinesen. Diese Leute haben zu 30 bis 40 Köpfe an ihren Häusern aufgehängt, ja ich sah Häuser, wo es deren mehr als 100 gab. Es ist ihre Gewohnheit, jedem, der ihnen aufstößt und den sie überwältigen können, den Kopf abzuschneiden; dann machen sie ein Loch in die Hirnschale, ziehen das Gehirn heraus und hängen den Kopf sogleich an ihrer Wohnung auf; der die meisten Köpfe hat, ist der Angesehenste.

Diese Sitten und Gebräuche haben alle Stämme gemein, mit Ausnahme der unter den Paragraphen 5, 6, 7 und 11 erwähnten, die von den Bewohnern des Gebietes von Manilla nicht befolgt werden, da diese mehr handeltreibend als kriegerisch sind; dagegen übertreffen sie alle andern an Raubsucht, Dieberei, Gewaltthaten gegen Personen und Eigenthum und in dem bereits erwähnten Wucher; kurz sie sind es, die die meisten Ueberfälle gegen Dörfer ausführen, wo sie den ersten, der ihnen auf dem Felde begegnet, umbringen. Ich will hievon einige Beispiele anführen: Dahmil, einer der Häuptlinge von Harand, war nach dem 12 Stunden entfernten Arni gegangen, um seine Verwandten zu besuchen. Diese luden ihn zur Mahlzeit ein, während welcher sie ihn mit Lanzen durchbohrten; er rettete sich nur durch einen Sturz aus dem Fenster und erreichte, obgleich schwer verwundet, sein Fahrzeug wieder. Zur nämlichen Zeit kam ein Häuptling von Tanal an das Ufer des Flusses Pio, dessen Bewohner seine Freunde waren; sie bewirtheten ihn nebst seinen Begleitern und erschlugen hierauf Alle. Oft riethen sie den Spaniern, auf deren Zügen durch das Land, ihre eigenen Verwandten zu plündern, und boten sich als Wegweiser an. Magellans Ermordung ist bekannt.

Man könnte noch andere Ursachen oder Gründe für die Gerechtigkeit der Unterjochung dieser Völker anführen, um zu beweisen, daß sie nicht fähig sind, eine vernünftige Staatseinrichtung zu begründen, daß sie weder Oberherren noch Könige haben; daß dagegen jede kleine, auch noch so unbedeutende Völkerschaft eine eigene Republik, aber ohne alle Ordnung und Einigkeit bildet, wo jeder lebt wie er kann, wo Niemand die Schwachen beschützt, sondern wo man nur darauf ausgeht, sie zu verderben, wenn ihre Verwandtschaft nicht zahlreich genug ist, sie zu vertheidigen. Deßhalb sind die Dörfer mitten in Wäldern und Sümpfen gelegen; deß-

halb und in Folge ihrer Menschenräubereien, ihrer Mordthaten und ihrer Gewohnheit, ihre Kinder umzubringen, sind diese Inseln trotz ihrer Fruchtbarkeit doch beinahe ganz entvölkert. Was die Abgaben betrifft, die sie würden leisten können, so kann man darüber keine bestimmten Nachweisungen geben, weil die Einen mehr zu bezahlen im Stande sind als die Andern. Dem Anschein nach können die Bewohner von Manilla und Pampangan und überhaupt alle dieser Insel die drei Maes (1 Frank 50 Cent.), die man von ihnen fordert, recht gut bezahlen, weil sie wohlhabender sind und besser leben; daß die Pintados eben so viel leisten könnten, glaube ich nicht. Guido von Lavezariis verordnete während er Gouverneur war, daß jeder Indianer eine Decke und ein Netz, wie sie solche verfertigen, nebst einem Maß Reiß und einer Henne liefern sollte; da man aber in gewissen Bezirken keinen Reiß baut, und keine Decken webt, so lassen sich in dieser Hinsicht keine bestimmten Regeln festsetzen. Diese Auflage steht mit der von zwei Maes bei den Indiern in gleichem Werth, obgleich seit der Ausfuhr der Decken deren Werth gestiegen ist. Der jetzige Gouverneur hat verordnet, daß man von Jedem eine Auflage von drei Maes einfordern solle; Dieß geschieht jetzt bei einigen der Pintados, allein die größere Menge bezahlt noch die von Guido ausgeschriebene Abgabe.

Was die Einforderung der Auflagen betrifft, so läßt man den Häuptling für seine Untergebenen bezahlen, von denen dann dieser seine Auslage wieder erhält. Bezahlt er nicht auf der Stelle, so legt man ihn so lange in Fesseln, bis er seiner Pflicht sich entledigt hat, und da alle diese Leute sehr tyrannisch verfahren, so gewinnt er bedeutend, denn ich habe selbst gesehen, daß Das was der Häuptling einnahm, weit mehr und von besserer Qualität war als Das was er ablieferte. Da überdieß die Einwohner nicht gezählt sind, so erhöht man, zur Plage der Häuptlinge, jedes Jahr die Zahl der Steuerbaren so viel als möglich; man verlangt die Abgabe von Allen ohne Ausnahme; vom Häuptling, vom freien Mann, vom Sklaven und selbst von jenen männlichen und weiblichen Sklaven, die der Häuptling zu seiner Bedienung unterhält und die ihm seine Nahrung bereiten, so daß also gerade die Häuptlinge am übelsten daran seyn würden, wenn sie sich nicht bei der niedern Klasse schadlos zu halten wüßten. Auch die Greise, die Kranken und die jungen Leute sind nicht von der Abgabe frei, ja man fordert sie sogar von denen, die noch fast Kinder sind. Schon Viele sind, wie ich mich selbst überzeugte, der Abgabe wegen Sklaven geworden; da sie nicht im Stande waren zu bezahlen, so borgten sie, und da die Schuld, wie bereits erwähnt, so schnell wächst, so wurden sie zu deren Tilgung Sklaven. Indeß ist dieß nicht durchaus der Fall; auch unter ihnen gibt es Leute, die Gottesfurcht haben, und die von denen, die nicht bezahlen können, nicht nur nichts fordern, sondern ihnen noch geben. In die meisten Orte muß man bei Einforderung der Abgaben vier oder sechs Soldaten, und zwar bewaffnet schicken, denn sonst würden sie statt Abgaben nur Schläge bekommen. Die Einnahme des Goldes und der Decken wird schlecht besorgt; das Gold wird weit über die Taxe geläutert, und jene Decken, die unter den Indianern vier Maes werth sind, werden bei der Abgabe nur zu zwei berechnet.

Wanderungen am Erie-See.

1. Der Eriesee und das neue Jerusalem.

Der Erie-See, ein ungeheures Wasserbecken, das seine Ausdehnung von Südwesten nach Nordosten in einer Länge von 270 englischen Meilen nimmt, bildet ein Glied jener Kette von meerähnlichen Seen, die zwischen Canada und den Vereinigten Staaten liegen. Diese Wasserbehälter, von denen der westlichste und zuhöchst gelegene der Waldsee heißt, sind mit einander durch Ströme verbunden, die unter verschiedenen Namen nach einander den Obern See, den Huron- und Michigan-See, den See Erie und Ontario durchziehen und zuletzt den St. Lorenzfluß bilden.

Die Oberfläche des Eriesees liegt 700 Fuß unter der des Obern Sees und 547 über dem Ontario; diese Verschiedenheit des Niveau's erklärt die Schnelligkeit des Laufes der Ströme, die diese Seen mit einander verbinden. Dessenungeachtet hat man angefangen, die Hindernisse zu überwinden, die sich dieser großen Schifffahrtslinie entgegen stellen. Der schöne Wellandkanal, der westlich vom Niagara gegraben wurde, hat schon seit 1829 eine schiffbare Verbindungsstraße zwischen dem Hafen Maitland im Erie-See und dem Hafen Dalhousie in Ontario eröffnet. Dieser Kanal kann Schiffe jeder Größe, die den Erie-See befahren, aufnehmen.

Als wir am 8 April am äußersten Ende des westlichen Theils dieses Sees angekommen waren, fanden wir, daß an dieser einzigen Stelle das Aufthauen seines Spiegels begonnen hatte. Weiter hinein bot er den Anblick einer unabsehbaren Schneefläche, die hier und dort durch auf einander gethürmte Eisschollen unterbrochen war. Vor sich hatte man ganz eine nordische Winterlandschaft und ein grauer Nebel bedeckte den Horizont, während am mittäglichen Seeufer, an dem wir hinzogen, die Bäume grünbelaubt standen und das Gras überall hervorzustechen begann. Immer an diesem Ufer hin ging unser Weg, der uns an die Fälle des Niagara, des Abzugstromes des Erie-Sees, führen sollte. Die Entfernung betrug 25 Meilen, und wir fuhren Anfangs auf dem Kanal hin, den man im Bette des Flusses selbst gebildet hat, von dem er nur durch einen sehr festen Damm geschieden ist. Dieser Flußdamm ist nöthig geworden, um die schwachen Fahrzeuge, die nur die Fahrt auf dem Kanal wagen können, gegen die Wogen des Sees zu schützen, wenn er von einem Sturme aufgewühlt wird. Bei dem Dorfe Black-Rock ändert sich dieses System des Kanalbaues, und das Bette desselben ist in festen Boden gegraben und geht parallel mit dem Laufe des Stromes fort. Der Weg zu Lande durchschneidet in gerader Linie einige Landstrecken, wo die Kultur bereits sichtbare Fortschritte gemacht hat; daneben sieht man in unabsehbarer Ausdehnung wüste Wälder, die überall Spuren der Zerstörung tragen. Unter allen Gegenden, die ich durchreiste, scheint mir diese am meisten der Wuth der Orkane ausgesetzt. Diese treten besonders in den Monaten Julius und August ein, dauern gewöhnlich nur einige Minuten und nehmen ihren Strich oft nur über eine schmale Strecke Landes. Der Wind verwandelt sich in einen Sturmwirbel, und fegt mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vom Boden hinweg, was er berührt; seine Wuth zerknickt und entwurzelt den Saum der Wälder, an denen er hinbraust. An verschiedenen Punkten bemerkte ich, daß die Bäume von Westen nach Osten niedergerissen waren.

Der Niagara scheint bei seinem Austritte aus dem Erie-See drei Meilen Breite zu haben; er theilt sich dann in zwei Arme, die in ihrem Laufe mehrere Inseln umfassen. Die größte derselben hat zehn Meilen Länge und ist mit Wäldern bedeckt. An mehreren Orten bloßgelegter Boden beurkundet ihre Fruchtbarkeit. Dieses Eiland hatte ein Neu-Yorker Jude, der Rabbiner Noah, vor einigen Jahren zum Sammelplatze des auserwählten Volkes außersehen. In dieser Absicht wurde die Insel durch eine Aktiengesellschaft gekauft, und die Zeitungen verbreiteten den Aufruf Noahs an alle Israeliten der Erde. Allein eine nur geringe Anzahl folgte seinen Einladungen, und fast alle Mitglieder dieser zerstreuten Kosmopoliten-Nation zogen ihre gegenwärtige Lage und die Länder, die schon seit so vielen Jahren ihre Heimath waren, den glänzenden Aussichten vor, die ihnen dieser neue Moses verhieß. Das gelobte Land, das er ihnen zeigte, lag fern außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt; in den öden Waldungen war kein Handel zu treiben, und eine agrikole Kolonie zu gründen fühlten sie eben keinen Beruf. Es ist nicht die Sache der Kinder Israels, dem eigensinnigen Boden seine Erzeugnisse abzugewinnen; ihre Goldgruben liegen nicht in der Wildniß, sondern in der civilisirten Gesellschaft. Lange Zeit hatten wir den neuen Staat ohne Einwohner vor Augen. Alle Plane zur Regierung und Verwaltung desselben waren von Noah angefertigt; schon bereitete man sich den Grundstein zum Tempel und dem neuen Jerusalem zu legen; es fehlte an nichts mehr — als an Menschen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 20. 20 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

2. Eine brasilianische Zuckerpflanzung.

Da ich den Wunsch äußerte, eine Zuckerpflanzung zu sehen, empfahl mich mein gütiger Wirth an seinen Nachbar, Herrn Siqueira, einen reichen Mann, der in dem Rufe eines sehr verständigen Pflanzers stand. Als ich vor dessen Haus ankam, wurde mir angezeigt, daß Herr Siqueira ausgeritten sey, aber jeden Augenblick in Gesellschaft des Geistlichen, der heute die Messe im Hause lese, zurückkehren würde; dann wurde ich ersucht, einstweilen in der Varanda (so wird der offene, gedeckte Vorplatz des Hauses genannt) auszuruhen; diese Muße benützte ich, mich in der Gegend umzusehen. Die Wohnung des Herrn Siqueira war ein allein stehendes Gebäude, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, mit Kalkmörtel angeworfen und sorgfältig geweißt, das Dach mit Hohlziegeln gedeckt; eine schmale gemauerte Stiege führte nach der Varanda, und von hier mehrere große Flügelthüren nach den Zimmern und Sälen des Hauses. Diese waren sämmtlich gebrettert, durch Zwischenwände getrennt, und über Alle erhob sich das gemeinsame Dach, welches man von sämmtlichen Zimmern aus sehen konnte; die Wände waren mit etwas grellen Farben angestrichen, die Meubles einfach, durchgehends von Chacaranda, dem schönsten und härtesten Holze der brasilianischen Wälder. Dem Wohnhause gegenüber befand sich die Zuckermühle und die dazu gehörigen Gebäude, alle gemauert; in der Umgebung dieser und des Hauses standen die elenden Hütten der Neger, Gruppen von verschiedenartigen Fruchtbäumen und ein mit Stroh gedeckter offener Schoppen zu verschiedenartigem Gebrauche. Um sämmtliche Gebäude her war der Boden uneben, vom Regen ausgespült, stellenweise morastig und mit zerquetschtem Zuckerrohr und altem Kehricht bedeckt.

Ein Trupp Reiter, welcher sich dem Hause näherte, unterbrach meine Betrachtungen; ich sah einen Neger auf denselben zueilen, worauf einer der Herren sich von der Gesellschaft trennte, und bald darauf vor dem Hause abstieg; es war Herr Siqueira. Er hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches man uns, wahrscheinlich mit etwas zu grellen Farben, von den westindischen Pflanzern entworfen hat. Groß und kräftig gebaut, mit starken sonnenverbrannten Gesichtszügen, war er in die Landestracht gekleidet; er trug einen sehr großen grauen Filzhut, eine Jacke von gestreiftem Baumwollenzeuge, eine weiße Weste, um den Hals ein kleines seidenes Tuch geknüpft, Hosen von weißem Barchent und hohe Stiefel von weichem, braunem Leder, die unter dem Knie fest angeschnallt waren. Ein paar gewaltige silberne Sporen prangten an diesen, als der einzige Gegenstand von Werth an der einfachen und zweckmäßigen Kleidung des brasilianischen Pflanzers. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wurde ich eingeladen, der Messe in der Hauskapelle beizuwohnen; dieß war ein Zimmer mit einer Bretterwand abgetheilt, und in dessen Mitte der Altar aufgerichtet; die Zuhörer knieten oder saßen auf dem Boden, und Herr Siqueira selbst bediente den Priester. Als die Wandlung anfing, näherte er sich einem kleinen Tische, kniete nieder, zog ein Kästchen an sich, drückte an einer Feder und sogleich begann es zu spielen; wir bekamen ein bekanntes Tyrolerlied, Vive Henry quatre, und andere Melodien zu hören, und während sie herunter georgelt wurden, verwendete der Gutsbesitzer kein Auge von mir, vermuthlich um sich an meinem Erstaunen zu weiden. Ich ermangelte auch nicht, ihm nach der Messe meine Verwunderung zu bezeugen, wie er zu einem so höchst seltenen Kunstwerke gekommen sey, hörte die ganze Geschichte des Kaufes, bei welchem ihn ein umherziehender Franzose nicht wenig betrogen hatte, geduldig an, und gewann seine ganze Zuneigung.

Herr Siqueira führte mich nun nach der Zuckermühle (Engenho), welche in voller Thätigkeit war; das Mühlrad, welches abwechselnd durch Ochsen und Esel getrieben wurde, setzte drei, neben einander stehende, mit polirten Eisenplatten überzogene Walzen in Bewegung, ein Neger brachte das Zuckerrohr zuerst zwischen die mittlere und rechte Seitenwalze, ein gegenüber Stehender ergriff es bei dem Durchgehen, bog es zusammen und steckte es zwischen die mittlere und linke Seitenwalze; dann wurde es als völlig ausgepreßt weggeworfen; der Saft des Rohres strömte in einen nahe stehenden Trog, und von hier aus in einen großen Bottich, von welchem man ihn nach einer andern Abtheilung des Hauses in die daselbst befindlichen Kessel zum Sieden leiten konnte. Sobald sich der Saft hinreichend erhitzt zeigt, wird er in Abdämpfungs-Gefäße gebracht, wiederholt gekocht und geläutert, dann kommt er in die dritte Abtheilung des Hauses, in besondere Gefäße zum Trocknen. Nach 8 Tagen ist alle Feuchtigkeit verflüchtet, oder in der Gestalt als Syrop abgeflossen. Die gepulverte Masse, jetzt Zucker (assuccar) genannt, wird nach ihrer Güte abgesondert, getrocknet, in Kisten, welche 10 bis 12 Arrobas enthalten, fest

eingestampft, und kommt unter dem Namen Mascavo nach Europa; dort erhält der Rohzucker die letzte Reinigung, wird gebleicht und in feste Massen vereiniget. In Brasilien wird der Zucker nur pulverartig zu Speisen und Getränken verwendet, da die Hitze des Klima's, wie man sagt, die gleichsam steinharte Vereinigung der Anfangs kleinen Zuckertheilchen nicht gestatten soll.

In der vierten Abtheilung des Gebäudes befand sich die Branntweinbrennerei, wo Rum oder Zuckerrohr-Branntwein (Agua-ardente da canna) verfertigt wurde. Herr Siqueira rühmte die Kultur des Zuckerrohrs als die einträglichste landwirthschaftliche Unternehmung; — doch hielt er ein Betriebskapital von 30,000 Crusados *) kaum für zureichend, um sich derselben mit bedeutendem Erfolge zu unterziehen.

Indessen war die Mittagsstunde herbei gekommen; Herr Siqueira bat mich, sein Mahl zu theilen, zu welchem sich der Geistliche, ein paar Nachbarn, zwei Söhne des Hauses und die Donna Maria einfanden, mit welcher mein freundlicher Wirth in einer philosophischen Verbindung lebte, eine ganz gewöhnliche Erscheinung in Brasilien, an welcher Niemand Aergerniß nimmt. Das Mittagessen war ächt brasilianisch; eine Henne mit Reiß, getrocknetes Salzfleisch, gesalzener Speck mit schwarzen Bohnen und das Mark der Palmita wurden nach einander reichlich aufgetragen; den Schluß machte ein großer Tatú (Gürtelthier) mit einer Sauce versehen, der es nicht an grünem Pfeffer und Tomatas (Paradiesäpfel) fehlte; zum Nachtische wurden eine Menge Früchte und Konfituren aufgetragen, welche mir ganz unbekannt waren. Donna Maria, der ich zur Seite saß, weidete sich an meinem frohen Erstaunen, und machte mich auf einige Doces (Eingemachtes) aufmerksam, welche sie selbst verfertigt hatte, und die ich ohne Schmeichelei vortrefflich nennen konnte; sie bemerkte endlich, da ich sie von der Absicht Minas zu besuchen unterrichtete, daß ich nun bald zu Meisterinnen in der Kunst Früchte einzumachen kommen würde. Bei Tische wurde wenig, aber vortrefflicher Portwein getrunken.

Nach der landesüblichen Siesta besuchten wir die Zuckerpflanzung; ein Theil der Neger erntete das Zuckerrohr, ein Anderer war beschäftigt jungen Wald zu schlagen, an dessen Stelle Zuckerrohr kommen sollte, — es herrschte allenthalben Ordnung, und wäre mein Wirth mit der trefflichen Einrichtung der westindischen Zuckermühlen, überhaupt mit der Art bekannt gewesen, wie man dort den Feldbau treibt, so würde er auf seinem Eigenthume ganz andere Einrichtungen getroffen haben. Herr Siqueira war ein sehr unternehmender Mann, er besaß Häuser und Vendas in der Hauptstadt, und kaum fing man an der neuen Straße von Porto d'Estrella zu arbeiten an, so war er schon bedacht auf einer günstigen Stelle eine Loja, Venda und einen Rancho zu erbauen, obwohl er bereits im Besitze einer der besten Stationen auf dieser Straße war. Dieses ist einer der beliebtesten Industriezweige aller Gutsbesitzer, welche Anwohner einer besuchten Straße sind; sie erbauen, nachdem es ihre Vermögensumstände erlauben, einen größeren oder kleineren nach allen Seiten offenen Schoppen, an diesen ein kleines Wohnhaus für die Gäste und den Vendeiro, und eine besondere Bude (Loja) mit einem Waarenlager, welches sich nach den Bedürfnissen der Einwohner richtet, und woselbst nicht unter 200 Prozent verkauft wird.

Diese Unternehmung gewährt aber nur dann große Vortheile, wenn sie mit einer guten und ausgebreiteten Weide (Pasto) in Verbindung steht; dieser ziehen alle Karawanen nach, und der Eigner derselben kann mit Zuversicht alljährig auf den Besuch mehrerer tausend Maulesel rechnen. Bisher wurde für jedes Thier, welches eine Nacht auf der Weide zubrachte, 2 Vintem bezahlt, mehr wenn diese geschlossen ist (Pasto serrado), d. h. mit Zäunen oder Hecken umgeben, und auf ähnliche Art abgetheilt. Ueberdieß lassen die Tropas, welche aus dem Inneren kommen, besonders jene, die von der Küste zurückkehren, da wo sie übernachten, ihren Bedarf an Milho (Mais), nehmen ihren Unterhalt aus der Venda, und geben auch der Loja namhafte Summen zu verdienen. Es gibt Ranchos und Stationen an der Straße von Minas geraes, welche alljährig um einen Conto de Reis *) verpachtet werden, und zuverlässig das Doppelte eintragen. Herr Siqueira führte mich aus der Zuckerpflanzung nach einer anderen, woselbst Mandiocca, und in eine dritte, wo Mais und Bohnen gepflanzt wurden. Die Ernte war theils für den Unterhalt seiner Sklaven bestimmt, theils wurde sie an die Ranchos, die er in der Nähe besaß, verkauft und abgegeben.

Es war spät, als ich nach dem gastlichen Hause des Herrn Siqueira zurückkehrte, schwere Gewitterwolken hatten sich in Westen gesammelt, und drohten in kurzer Zeit loszubrechen, ich eilte daher dankbar Abschied zu nehmen, um die Mandiocca noch undurchnäßt zu erreichen; es wurde mir aber nicht gestattet. Wir brachten nun noch ein paar Stunden in der Zuckermühle zu, dann wurde das Abendessen aus einem Gerichte Fische und einigen Früchten bestehend aufgetragen. Nach Tische setzten wir uns in der kühlen Varanda nieder, und etwas später kamen die Negersklaven, welche zur Aufwartung im Hause bestimmt waren, und sangen das Ave Maria, dann näherten sie sich einzeln ihrem Gebieter, baten, indem sie sich niederbeugten und die Hand ausstreckten um seinen Segen (a Bençaõ) und entfernten sich bis auf einige Negerinnen. Als ich den Wunsch äußerte, schlafen zu gehen, führte mich Herr Siqueira selbst nach dem mir bestimmten Zimmer, eine Negerin brachte in einem ausgehöhlten Gefäße von Holz (Gamella) warmes Wasser und wusch mir die Füße, worauf ich allein gelassen wurde. Mein Bett bestand nach Landessitte aus einer sehr dicken Matte von weichem Schilfe, welche auf einem Sopha lag, und über die man ein sehr weißes Tuch von brasilianischem Baumwollenzeuge gebreitet hatte; ein ähnliches diente mir als Zudecke, das Kopfkissen war mit der Hülse des Milho ausgefüllt. Dieses Lager ist kühl, weich und entfernt alles Ungeziefer; die Mosquitos, die mich sumsend umschwärmten, fanden mein Blut schon etwas brasilianisch schmeckend, und belästigten mich nur wenig; die nahen Gebirge wirkten fühlbar auf das Klima, und im Vergleiche der Nächte in der Stadt, war es hier kühl und sehr angenehm.

Am Morgen weckten mich die Stimmen der Hausneger, welche das Morgengebet sangen; etwas später wurde Kaffee mit guter

*) Ein Crusado in Silber = 1 fl. 17⅓ kr.

*) Ein Conto oder eine Million Reis = 2407 fl. 12 kr.

Milch und Roscas zum Frühstücke aufgetragen; diese Roscas, eine Art Zwieback aus Weizenmehl, sind noch allenthalben ein Luxusartikel, wie denn überhaupt das dem Europäer unentbehrliche Brod von vielen Bewohnern dieser Gegend, obwohl sie Nachbarn der Hauptstadt sind, noch gar nicht gekannt ist.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr 1623 gelangte nach Plymouth die Nachricht, daß Massasoit zu Sowams gefährlich krank darnieder liege. Man beschloß daher, um ihm einen Beweis von der freundschaftlichen Gesinnung der Kolonie zu geben, Winslow an ihn zum Besuche abzusenden. Dieser machte sich denn auch mit einigen Herzstärkungen versehen, und „einem Master John Hampden, *) einem Londoner Gentleman, der damals bei ihm überwinterte und sehr darnach verlangte, die Gegend zu sehen," unverzüglich auf den Weg. An mehreren Orten auf ihrer Wanderung hörten sie, der Sachem sey bereits gestorben, und ihr Führer Hobamock überließ sich den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzens. Indeß fanden sie ihn bei ihrer Ankunft zu Montaup noch am Leben, und die Menge von Freunden und Verwandten des Sachems, die dessen Wohnung in dichtem Gedräng erfüllten, öffneten ihnen sogleich einen Weg zum Lager des Kranken, der in den letzten Zügen zu liegen schien. Sechs oder acht Weiber waren beschäftigt, seine kalten Glieder zu reiben, während die übrigen Anwesenden sich auf das traurigste gebärdeten, wobei sie — wie Winslow etwas derb bemerkt — „einen so höllischen Lärm machten, davon auch einem Gesunden hätte übel werden mögen." **) Winslow war so klug zu warten, bis die Ceremonie zu Ende war, und nachdem die guten Leute sich müde gearbeitet und heiser geschrien hatten, glaubten sie gethan zu haben, was ihre Schuldigkeit und hörten von selbst auf. Einer der Wampanoags benachrichtete den Kranken, daß Engländer gekommen seyen. „Wer ist gekommen?" fragte der Sachem, der noch bei vollem Bewußtseyn war, obgleich seine Sehkraft bereits erloschen schien, mit schwacher Stimme. Man sagte ihm Winsnow — denn die Indianer setzen gewöhnlich n statt l — sey gekommen. „Laßt mich mit ihm sprechen," sagte der Fürst, „laßt mich nur ein Wort mit ihm sprechen." Winslow trat nun an die mit Matten belegte Erhöhung, wo Massasoit lag, und faßte die zitternde Hand, die der Sachem ihm entgegenstreckte. „Bist Du es, Winsnow?" lispelte er in seiner Sprache, und als ihm Dieß bejaht wurde, setzte er betrübt hinzu: „ach, Winsnow, ich werde Dich nicht mehr sehen." Nun wurde Hobamock herbeigerufen, um dem Sachem die Versicherung von der freundschaftlichen Theilnahme des Gouverneurs zu überbringen und ihm die Geschenke anzuzeigen, die sie für ihn mitgebracht. Sogleich sprach Massasoit den Wunsch aus, sie betasten zu dürfen, und zu großer Freude des umstehenden Volkes wurden ihm also die Geschenke vorgelegt. Winslow wendete hierauf einige Mittel zur Linderung des Kranken an, und noch war keine halbe Stunde vergangen, als sich schon eine große Besserung spüren ließ. Allmählich erlangte er seine Sehkraft wieder und begann mit Winslow zu sprechen, den er unter andern bat, ihm einen Vogel zu schießen und ein Gericht zu bereiten, wie er es in Plymouth gesehen hatte. Durch diese kräftige Speise und die übrige Sorgfalt, welche Winslow anwendete, erlangte Massasoit in den wenigen Tagen, während denen die Engländer bei ihm verweilten, seine völlige Gesundheit wieder. Seine und seiner Verwandten Dankbarkeit war herzlich. Endlich als seine Gäste ihn verließen, nahm Massasoit den Indianer Hobamock bei Seite und entdeckte ihm, es sey von einigen Stämmen der Massachusetts eine Verschwörung gegen die Ansiedler angesponnen und er selbst dazu eingeladen worden. Mit dieser Entdeckung verband er einige Rathschläge, wie der Gefahr vorzubeugen sey, und trug Hobamock auf, Alles Dieß auf dem Wege Winslow mitzutheilen. Man folgte seinem Wink und es gelang auch der Kolonie wirklich, die feindlichen Stämme auszusöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich derselbe, der später in den Staatsangelegenheiten von England sich so auszeichnete.

**) Vermuthlich leitete ein indianischer Panah diesen Chorus. Von diesen wilden Quacksalbern sagt Roger Williams: „Daß das arme Volk meist unter ihren Händen darauf gehe, aus dem einfachen Grunde, weil sie den Kranken mit nichts Anderm zu behandeln wissen, als mit Geheul, Geschrei und Segensprüchen; in den von ihnen angestimmten Gesang fallen alle Anwesenden ein, indem sie die Götter für die Genesung des Kranken anflehen." Roger's Schlüssel zur indianischen Sprache. 51 Kap.

Polenfest zu Paris.

(Schluß.)

Salverte: Meine Herren, wir sehen hier die treuesten Söhne Polens mit den Tapfern vereint, die dem Schoße Frankreichs enteilten, um sich dieser geheiligten Sache anzuschließen. Mögen an ihrem Beispiele die Freunde der Freiheit lernen, daß Alle Bürger eines und desselben Staates sind; mögen sie lernen, daß in keinem Theile der Welt die Freiheit angegriffen werden kann, ohne daß ihr Sturz oder ihr Sieg in allen freien Ländern widerhalle. Die absoluten Regierungen gaben sich die gegenseitige Gewährleistung einer ewigen Knechtschaft der Völker; Polen und Franzosen, laßt uns vereint dahin wirken, den Tag zu beschleunigen, wo die civilisirten Nationen sich gegenseitig ihre unverletzliche Unabhängigkeit verbürgen! — Auf das Bündniß aller Freunde der Freiheit!" — Ramorino: Ich gebe mir die Ehre, einen Toast auszubringen auf die patriotischen Deputirten, auf die beredten Vertheidiger unsrer gesetzlichen Freiheiten. — Die polnische Nation hat nicht einen Augenblick die wahren Gefühle der französischen Nation mißverstanden; so hat sie auch in der kleinen Anzahl Franzosen, die ihre Anstrengungen unterstützten, Söhne gesehen, denen das Glück das Privilegium ertheilte, bis zu ihr durchzudringen. Meine Herren, mit Ihrer Hülfe, mit Ihrem edelmüthigen Beistande, wird Polen wieder aufleben. Ehre demnach, hundertfache Ehre den Deputirten, die ungeachtet der Unterjochung Polens doch nicht an seiner Wiederauferstehung verzweifeln! — Der General Lamarque: „Der polnischen Nation! Vergeblich wiederholt der Autokrat das Verfahren des achtzehnten Jahrhunderts, indem er die Polen in die Minen des Urals und in die sibirischen Steppen verbannt; vergeblich will er alle Freunde der Freiheit aus Polen entführen; getränkt vom Märtyrerblute wird dieses Land neue Helden erzeugen, und das entrüstete Europa wird nicht das alte Bollwerk der Civilisation stürzen lassen! Nein, Polen wird nicht verloren seyn! — Odillon Barrot: Tapfere Polen, die Ihr bis zum letzten Augenblicke die edle Sache Eurer Freiheit vertheidigtet in den Nationalversammlungen wie auf den Schlachtfeldern, vertraut Eurem guten Rechte und den Fortschritten der europäischen Civilisation. Empfangt das Bürgerrecht, das die herzlichste Brüderlichkeit und die lebhafteste Sympathie Euch in unsrer Mitte bereiten. Könnten wir

doch den Schmerz Eures Kummers versüßen: Frankreich wird für Polen nicht mehr ein Land der Verbannung seyn; es war, es wird stets für Euch ein zweites Vaterland seyn. Den tapfern Polen, die den Glauben bewahren auf die Zukunft ihres Landes, und nicht verzweifeln an der Gerechtigkeit und Moralität der Völker Europa's! — Lelewel: Glücklich zu preisen sind die Völker, deren Vertreter ihre Pflicht erfüllen. Vielleicht finden Sie, meine Herren, daß die unsrigen im Augenblicke unsrer unglücklichen Anstrengungen die ihrigen so gut als möglich erfüllt haben. Ihr, die Ihr die Eurige so würdig erfüllt, seyd ein Trost für die unterdrückte Menschheit; Eure Thätigkeit belebt die niedergeschlagenen Geister wieder; Ihr seyd ein Strahl von Frankreichs Ruhm; Eure Namen werden mit tiefer Rührung von allen Völkern ausgesprochen werden, die die Freiheit und Ehre kennen. Ihr ludet uns ein, Euer Mahl zu theilen; Ihr vereinigtet die Trümmer unsrer Nationalversammlung mit dem erlauchtesten Theile der Eurigen. Möge diese Vereinigung eine glückliche Vorbedeutung für eine wirksame Vereinigung der Nationalinteressen werden! Möge sie die nächste Zukunft andeuten, wo die Völker handeln, und wo es Noth thut, kämpfen werden, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern!" — Bignon: „Die Regierungen wandern und erneuern sich; die Kaiser und Könige verschwinden; die Nationen, die zu leben würdig sind, sterben nicht. Und welche Nation war je würdiger zu leben, als die großherzige polnische? Nein, die polnische Nationalität ist nicht gestorben; sie wird nicht sterben! Sie lebt in den Herzen aller ihrer Söhne; in Denen, die ihren Patriotismus in Ketten büßen, wie in Denen, die ein Asyl bei uns gesucht haben; sie lebt in den Herzen aller Völker, die eine Nationalunabhängigkeit besitzen oder wünschen. Es ist unmöglich, daß die Völker und selbst die Könige nicht zur Einsicht von der Nothwendigkeit eines Zwischenstaates gegen Rußland gelangen sollten. Ich bitte deßhalb um die Erlaubniß, einen Toast auszubringen auf das Wohlergehen aller hochherzigen Männer aller Staaten, oder noch vielmehr aller Stände: Plebejer, Adeligen, Priester, Fürsten und Könige, deren Sympathien und Wünsche mit den unsrigen für die Wiederherstellung und Unabhängigkeit Polens übereinstimmten oder übereinstimmen werden!" — De Tracy: „Auf den stets unbefleckten Ruhm der polnischen Waffen! Die Freunde der Menschlichkeit und Civilisation, die mit voller Seele ihre Siege begleiteten, hatten nie an ihnen etwas zu beklagen als ihre glorreichen Unfälle. — Dupont de l'Eure: Mit lebhaften und tiefen Gefühlen haben wir das so rührende und patriotische Schreiben unsers erlauchten Freundes, des Generals Lafayette gehört. Hoffen wir, daß seine Augen sich nicht schließen werden, bevor er die Freiheit des heldenmüthigen Polens wieder aufleben gesehen hat. Hoffen wir auch, daß die allgewaltige Stimme Frankreichs endlich von unsrer Regierung gehört werden, daß sie begreifen wird, daß die Ehre wie der Ruhm unsers Landes es fordern, zur Befreiung Polens mitzuwirken. Unsern tapfern polnischen Freunden und Lafayette, dem ersten Grenadier der Warschauer Nationalgarde! — Georg Lafayette: Meine Herren, mit lebhaftem Kummer sah sich mein Vater genöthigt, auf das Glück, sich in Ihrer Mitte einzufinden, zu verzichten. Erlauben Sie einem Sohne, der sich stets bemühen wird, durch sein Leben zu beweisen, daß in Frankreich der Patriotismus erblich ist, Ihnen im Namen seines Vaters die ehrfurchtvollste Dankbarkeit desselben auszudrücken. — Der General Langermann: Unsern Brüdern, die im Kampfe für Polens Freiheit gefallen sind! Die Unfälle, die dieses heldenmüthige Volk erlitten hat, sind nur vorübergehend. Davon, meine Herren, dürfen Sie überzeugt seyn. Die Freiheit hat dort tiefe Wurzeln geschlagen, und Sie, meine Herren, breiten Ihr Reich durch Wort und Beispiel aus. Ruhm, Ruhm Denen, die in Polen den Märtyrertod der Freiheit erlitten; ihr Blut wird Früchte tragen; ihr Tod macht sie unsterblich! — Audry de Puyraveau: Der Freiheit! Dieser Grundbedingung alles Seyns! Durch sie allein kann die Vernunft, die künftig die Staaten zu beherrschen berufen ist, ihre volle Entwicklung erlangen! — Bricqueville: Der polnischen Geistlichkeit! Der würdigen Stellvertreterin Gottes! Sie stand an der Spitze der Vertheidiger der Freiheit ihres Landes!

Mehrere Toaste wurden auch noch ausgebracht von Mauguin, De Lübre, Kulmann u. A. auf Lafitte, auf das Andenken Manuels, auf den jungen Gustav Lannes, der im Kampfe für Polen fiel. Lafayette's Abwesenheit, der schon acht Tage von einer Unpäßlichkeit befallen war, wurde sehr bedauert. Ein tiefer und fast schmerzlicher Ausdruck gemischt mit der lebhaftesten Begeisterung malte sich auf den Gesichtern dieser Versammlung, die fast alle großen Namen Frankreichs und Polens vereinigte.

Die Cholera in Aegypten.

(Aus einem Berichte des Herrn Jomard an die medizinische Akademie.)

Die ersten Cholerafälle ereigneten sich im Laufe des Monats Mai zu Mekka, wo sie große Verwüstungen anrichteten. *) Man hoffte, daß sie sich von dort nicht weiter ausbreiten würde, weil man ihre Entstehung atmosphärischen und örtlichen Veranlassungen zuschreiben zu müssen glaubte. Auch hatte der Vizekönig für den Fall, daß sie weiter sich ausbreiten sollte, alle geeigneten Maßregeln ergreifen lassen, um ihren Fortschritten Einhalt zu thun. Quarantänen und Kordone waren zu diesem Ende errichtet, allein mochten diese nun nicht zweckmäßig angeordnet, oder durch den tiefgewurzelten Prädestinationsglauben der Türken mißachtet oder überhaupt gegen die Natur des Uebels nicht ausreichend gewesen seyn, genug, Pilgrime hatten die Krankheit über Kosseir und Suez ins Land gebracht. Mehrere hunderte derselben waren bereits nach Kairo gekommen, und selbst nach Alexandrien, wiewohl man sie aus erst genannter Stadt an einen kleinen See, Birket el Hadschi genannt, einige Stunden außerhalb der Stadt zurückgeschafft hatte. Indeß war noch keine Spur von Ansteckung bemerkbar geworden. Der Vizekönig hatte erklärt, daß bei dem ersten Krankheitsfalle in Kairo jede Verbindung von dort mit Alexandrien aufgehoben werden sollte.

Indeß war die Cholera in Suez wirklich ausgebrochen. Die Bevölkerung dieses Ortes belief sich auf 400 Seelen, von denen in drei Tagen, am 30 und 31 Julius und 1 August, 125 weggerafft wurden. Darunter befanden sich der Gouverneur und Ankömmlinge von Mekka. Ein Arzt, der von der Regierung nach Suez abgesendet worden war, kam voll Schrecken und ohne etwas zur Unterdrückung der Seuche gethan zu haben, zurück, und langte ohne Hinderniß in Kairo an. Ibrahim Pascha, der erst kurz vorher in dieser Stadt angekommen war, beeilte sich die strengsten Maßregeln gegen das Andringen der Krankheit zu ergreifen. Dreihundert Beduinen zu Pferd waren aufgestellt worden, um einen Kordon gegen Suez zu bilden. Für die Pilgrime hatte man eigene Hospitäler eingerichtet, deren eines sich am Mosisbrunnen in der Nähe von Suez befand. Dahin sollten die von der Krankheit ergriffenen Fremden gebracht werden. Ein eigener Arzt führte darüber die Aufsicht. Das andere Spital war am See Birket el Hadschi, und das dritte zu Kura, in der Nähe von Kairo. Ein Arzt, Pharmazeuten und Krankenwärter waren auch hier zur Aufnahme der Kranken bestimmt. Bald darauf näherte sich die Karawane von Mekka auf einem andern Wege Kairo, als auf dem durch Kordon geschlossenen, und es wurden daher abermals 200 Beduinen abgeschickt, die Pilgrime nach dem See Birket el Hadschi zurückzuführen.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren unnütz. Die Pilgrime, die in Kairo eingedrungen waren, hatten bereits ungeachtet ihres kurzen Aufenthaltes wahrscheinlich das Uebel dahin verpflanzt. Die Verbreitung der Krankheit ging in dieser volkreichen Stadt mit reißender Schnelligkeit vor sich. In wenigen Stunden erfuhr Ibrahim Pascha den Tod seines Verwandten Hassan Pascha, dessen Frau seit einigen Tagen von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt war. Einige Fälle ereigneten sich sofort im Serail und fränkischen Quartier. Dieß war am 17 August. Am 18 war die Zahl der Todten schon auf 140 gestiegen, und am folgenden Tage kamen noch 195 dazu. Ibrahim Pascha und der Kriegsminister hatten sich in ihren Palästen eingeschlossen, der Gouverneur und der Divan in der Citadelle. Die Truppen hatte man von der Einwohnerschaft zu trennen gesucht, indem man sie am Rand der Wüste Kantonirungen beziehen ließ. Der Schrecken war in Kairo ungeheuer. Alle Familien flohen über Hals und Kopf. Der Nil war mit Fahrzeugen bedeckt, die mit Flüchtlingen beladen waren, von denen einige, wiewohl vergebens, nach Alexandrien zu entkommen gedachten, andere wendeten sich nach Oberaegypten. Alle Geschäfte stockten und die Kanzleien der Vizekonsulate und Agentschaften waren geschlossen.

(Schluß folgt.)

*) S. Ausland des vorigen Jahrganges S. 1107.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 21. 21 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Fortsetzung.)

Nordwestlich von O-a-hu und ungefähr 75 Meilen von ihm entfernt liegt, die Insel Tauai, die sehr gebirgig und romantischer Landschaften voll, aber nicht so fruchtbar wie O-a-hu oder der größere Theil von Mau-i ist.

Tau-ai mißt 46 Meilen in der Länge und 23 in der Breite; sein Flächeninhalt beträgt 520 Quadratmeilen. Die Bevölkerung steigt bis nahe an 10,000 Seelen. Die Hauptniederlassungen finden sich in der Nachbarschaft des Waimeaflusses, in dessen Mündung gewöhnlich die Schiffe, die Tau-ai berühren, vor Anker gehen. Nahe derselben ist ein starkes Fort, das in vortrefflichem Zustande und mit zweiundzwanzig Kanonen besetzt ist. Es wurde vor einigen Jahren errichtet, und befindet sich in gutem Vertheidigungsstande. Tau-ai und das benachbarte Eiland Ni-hau wurden von Tamehamea, von dem alle Inseln der Gruppe erobert wurden, nicht angegriffen und unterworfen. Indeß erklärte sich Taumuarii, der letzte König, stillschweigend als abhängig von diesem ehrgeizigen Fürsten und bezahlte jährlich einen bestimmten Tribut an ihn, und seinen Sohn, den verstorbenen Rihoriho. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1824 eintrat, trat er überdieß seine Inseln an Karaimoku, den Statthalter der Sandwichinseln ab; denn der König war damals gerade in England. Allein Taumarii's Sohn und einige alte Häuptlinge, unzufrieden mit des Königs letztwilliger Bestimmung, ergriffen die Waffen gegen die Beherrscher der Sandwichinseln, wurden jedoch in einem Treffen in einem Thale nahe dem Waimea geschlagen, und die Insel steht jetzt unter der Botmäßigkeit Kauikeouli's, des Nachfolgers Rihoriho's, der gegenwärtig alle Sandwichinseln beherrscht.

Bald nach dem Beginne der Missionsanstalt in O-a-hu wurde auch auf Tau-ai unter dem Schutze des verstorbenen Königs eine ähnliche Anstalt gegründet, die bis zum Anfange des bürgerlichen Krieges, der nach Taumarii's Ableben erfolgte, gedeihlich blühte. Die Missionäre sahen sich damals genöthigt, die Insel zu verlassen und ihre Arbeiten einzustellen. Seit der Wiederherstellung des Friedens aber begannen sie ihr Werk mit neuem Eifer und erfreulichern Aussichten, als sie vormals hatten. Die Einwohner sind im Ganzen ein kräftiger und arbeitsamer Menschenschlag. Merkwürdig an ihnen ist, daß sie in ihrer Sprache überall das t gebrauchen, wo die Eingebornen der übrigen Inseln sich des k bedienen.

Ni-hau, ein kleines Eiland von zwanzig Meilen Länge und sieben Meilen Breite, und in politischer Beziehung mit Tauai verbunden, liegt westlich von letzterem in einer Entfernung von ungefähr 15 Meilen. Die Einwohner sind nicht zahlreich und in Sinnes- und Denkart denen von Tau-ai ähnlich. Beide Inseln sind auf allen übrigen berühmt wegen der Verfertigung derj buntfarbigen Matten, deren Schönheit von den Fremden sehr bewundert wird, und die von den Häuptlingen aller Inseln als Bettdecken allen Produkten dieser Art vorgezogen werden. Diese Matten sind manchmal sehr groß, und messen achtzehn bis zwanzig Ellen in der Länge und drei bis vier in der Breite, und dennoch werden sie bloß mit der Hand ohne Webstuhl oder Rahmen gewoben, und zwar mit überraschender Regelmäßigkeit und Genauigkeit. Man verfertigt sie aus einer schönen Art Binsen, die zum Theil mit einer rothen vegetabilischen Farbe gefärbt werden. Die Muster werden gleich bei der ersten Arbeit eingewoben, oder erst wenn die Matten schon fertig sind. Die Einwohner dieser Inseln zeichnen sich durch den Anbau der Yamswurzeln aus, die auf Tau-ai und Ni-hau vorzüglich groß wachsen, und die Hauptnahrung der Eingebornen ausmachen. Da diese Pflanze auf den übrigen Inseln nicht in solcher Menge gebaut wird, so landen hier viele Schiffe, um Vorräthe von solchen Wurzeln einzunehmen, die nicht allein ein sehr schmackhaftes Nahrungsmittel sind, sondern sich auch zur See lange Zeit unverdorben aufbewahren lassen.

Tau-ra ist ein anderes kleines Eiland, das zur Gruppe der Sandwichinseln gehört. Es liegt in südwestlicher Richtung von Tau-ai, besteht aber bloß aus einem kahlen Felsen, wo sich zahllose Schwärme von Wasservögeln aufhalten. Die Einwohner der umliegenden Inseln besuchen daher Tau-ra häufig, um Jagd auf dieselben zu machen.

In der Nähe der Ufer von allen diesen Inseln findet man häufig kleine Riffe von weißen Korallen, wie dieß durchgehends im stillen Ozean der Fall ist. Doch gibt es ihrer nicht so viele und mannichfaltige als um die südlichen Inseln.

Das Klima ist nicht ungesund, aber warm und wirkt schwächend auf eine europäische Konstitution. Der Winter ist auf diesen Inseln unbekannt, und die einzige Veränderung in der stets gleichen Witterung besteht in den häufigen Regengüssen, die gewöhnlich zwi-

schen dem Dezember und März fallen; während dieser Zeit wehen dann auch abwechselnde Südwinde. Die größte Hitze ist im August, im Durchschnitte 88° und hält sich durch alle Monate zwischen 80 und 87°, Februar und März ausgenommen, wo das Thermometer bei größter Hitze 77 und 78° zeigt. Die mittlere Temperatur hat 75°. Die Regenzeit ausgenommen, fällt auf den westlichen Ufern der Inseln selten Regen, auf den östlichen häufiger, und in den Gebirgen fast täglich. Der Boden ist dort, wo lange keine vulkanischen Ausbrüche statt fanden, von üppiger Fruchtbarkeit; indeß ist der Anblick des Landes nicht mehr so einladend, als er bei der ersten Entdeckung gefunden wurde; große Strecken, die damals angebaut waren, liegen jetzt öde aus Gründen, die mit der Abnahme der Bevölkerung zusammenhängen, von der weiter unten die Rede seyn wird. Die Naturgeschichte der Inseln ist, in Bezug auf das Thiereich, sehr beschränkt. Die einzigen vierfüßigen Thiere, die als ursprünglich einheimisch gefunden wurden, waren eine kleine Art von Schweinen mit langen Köpfen und kleinen aufrecht stehenden Ohren, Hunde, Eidechsen und ein Thier, das kleiner als eine Ratte und größer als eine Maus ist. Raubthiere oder wilde Thiere gab es außer den Schweinen, die zuweilen wild in den Bergen gefunden werden, keine. Gegenwärtig findet man große Heerden von Rindvieh auf Ha-wai-i und einige zahme Hausthiere fast auf den meisten Inseln, außerdem Heerden von Ziegen und einige Pferde und Schafe, die zu verschiedenen Zeiten eingeführt wurden, hauptsächlich von dem amerikanischen Kontinente her. Pferde, Rindvieh und Ziegen gedeihen wohl, nicht so gut Schafe, für die das Klima zu warm scheint, obgleich man sie auf den Bergen züchtet, die jedoch von den Eingebornen wegen der rauhen Luft selten bewohnt werden. Vögel trifft man außer den Wasservögeln und einer Art Eule, die auf Mäuse Jagd macht, an den Meeresufern selten. In den Gebirgen hingegen sind sie zahlreich, und ihr Gesang ist größtentheils ungemein lieblich, und dem unsrer Drosseln ähnlich. Manche sind von ausnehmender Schönheit; unter ihnen bemerkt man hauptsächlich eine kleine Art Papagaien von glänzender Purpurfarbe, und eine Art rother, gelber und grüner Spechte, mit deren Federn man die Bildnisse der Götter und die Helme und Gewänder der Häuptlinge schmückte. Nur die gefiederten Bewohner von Hawai-i sind weder durch Farbe noch Gesang ausgezeichnet. In den Bergen findet man wilde Gänse, und in der Nähe der Lagunen oder Sümpfe in der Nachbarschaft des Meeresufers Wildenten. Wie alle Inseln des stillen Ozeans sind auch die Sandwichinseln völlig befreit von schädlichem oder giftigem Gewürme; nur Centipedes gibt es, die aber weder groß noch zahlreich sind. Außer den Vegetabilien, welche die vorzüglichste Nahrung der Eingebornen ausmachen, liefert ihnen das Meer auch Fische die sich jedoch an den Küsten nicht in solcher Menge aufhalten, wie gewöhnlich bei den übrigen Inseln. Zum Fischfang bedient man sich gegenwärtig europäischer Angelhaken. Ihre Netze sind sehr schön gearbeitet, und ganze Gemeinde haben welche von ungeheurer Größe gemeinschaftlich. Auch verstehen sie es, durch ein Kraut, das sie Anohon nennen, und das zu den Hülsenfrüchten gehört, die Fische zu betäuben. Sie bereiten daraus einen Teig, den sie in Felsenritzen unter dem Meere ankleben, wobei ihnen ihre Gewandtheit im Tauchen gut zu statten kommt. Die Fische, die davon fressen, werden betäubt, und werden dann, wenn man sie nahe am Meeresufer auf dem Grunde liegen sieht, von den Eingebornen heraufgeholt. Die Fische erhalten dadurch keine der Gesundheit nachtheilige Beschaffenheit. Merkwürdig ist bei den Sandwichinsulanern auch die Gewohnheit, Seefische, wenn sie noch ganz klein sind, in Kalebassen mit Meerwasser gefüllt aufzubewahren, dem sie dann von Zeit zu Zeit etwas süßes Wasser zugießen, bis sich der Fisch gewöhnt hat, in diesem zu leben. Dann setzt man ihn in die unter Wasser gesetzten Tarofelder, wo dergleichen Fische sehr groß und besser werden, als wenn sie im Meere geblieben wären. Der Fisch, den sie so aufziehen, ist eine Art Seebarbe.

Die vegetabilischen Erzeugnisse, sind zwar nicht in so reicher Fülle vorhanden, als auf einigen der südwärts und westlich gelegenen Inseln, allein von nicht geringerer Mannichfaltigkeit. Die nutzbaren werden mit großer Sorgfalt angebaut; insbesondere die Wurzeln des Arum esculentum, das die Eingebornen Taro nennen. Diese Pflanze gedeiht nur an sumpfigen Orten und am besten unter dem Wasser. Deßhalb sind alle Thalgründe und Gelände am Fuß der Berge in kleine Felder getheilt, die stets mit Wasser bedeckt, und von einander durch schmale Dämme geschieden sind, auf denen man hin und her wandelt. Der Taro wird in gerader Linie oder rautenförmig in diesen kleinen Teichen angepflanzt, und die Eigenthümer müssen oft untertauchen, um Binsen und anderes Unkraut, das dem Wachsthum des Arums hinderlich seyn könnte, auszuraufen. Das Wasser wird in die Felder durch kleine Kanäle geleitet, die mit großer Sorgfalt unterhalten werden, und sich in's Unendliche verzweigen, so daß oft ein kleiner Bach eine große Menge Felder bewässert, die gewöhnlich eines über dem andern an Hügelabhängen angebracht sind. Diese ganze Kultur gibt einen vortheilhaften Begriff von der Industrie dieses Volkes. Außer dem Taro bauen sie auch noch den Convolvulus Batatas, oder die süße Kartoffel an, die von ihnen Uara und Uhi oder Yam genannt wird.

(Schluß folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Die wahre Eigenthümlichkeit von Johnson's Geist war die Vereinigung großer Fähigkeiten und kleiner Vorurtheile. Wenn man ihn von seinen guten Eigenschaften aus beurtheilt so kann man sich geneigt fühlen, ihn so hoch zu stellen, als Boswell's Götzendienerei es gethan hat — von seinen schlechten aus betrachtet, müßte man ihn selbst unter Boswell setzen. Wo er nicht durch eine seltsame Grille oder eine vorherrschende Leidenschaft gehindert wurde, einen Gegenstand kühn und gründlich zu behandeln, war sein Urtheil vorsichtig und scharfsinnig, nur neigte er ein wenig zu viel zum Skeptizismus und zur Vorliebe des Paradoxen hinüber. Niemand konnte weniger leicht durch falsche Schlüsse oder entstellte Thatsachen irre geleitet werden; aber während er Sophismen überwand und falsche Beweise entkräftete, lief ihm irgend ein kindisches Vorurtheil über den Weg, das selbst in einer Ammenstube verlacht werden würde, und er stand da, wie von einem Zauber berührt, durch den er aus riesenhafter Erhebung zu zwerghafter Unbedeutenheit zusammen sank. Wer

noch kurz vorher den Umfang seiner Kenntnisse und seine Kraft bewunderte, war nun erstaunt über seine Beschränktheit und Schwäche, gleich dem Fischer in dem arabischen Mährchen, als er den Geist, dessen Größe die ganze Seeküste überschattete, sich zusammenziehen sah in den Raum des engen Gefängnisses, in dem er der willenlose Sklave des Siegels Salomonis war.

Johnson pflegte die Wahrheit aller Ereignisse, die bloß seltsam und unerhört waren, mit der äusersten Strenge zu prüfen. Waren sie aber nicht bloß seltsam, sondern auch wunderbar, so nahm seine Strenge merklich ab. Genau an dem Punkte, wo andere Leute bedenklich wurden, wurde er gläubig. Es ist bemerkenswerth, mit welcher Verachtung er sowohl in seinen Schriften, als wie in seiner Unterhaltung nicht ganz sicher verbürgte Angaben verwirft, wenn sie auch ganz mit den gewöhnlichen Naturgesetzen übereinstimmen, und mit welcher Ehrfurcht er die tollsten Geschichten aus der unsichtbaren Welt behandelt. Jemand, der ihm von Wasserhosen oder Meteorsteinen erzählte, konnte mit Sicherheit darauf zählen, sich die Lüge in den Hals geworfen zu sehen. Wer ihm aber von einer Prophezeiung oder einem Traum vorfabelte, durfte auf geneigtes Gehör rechnen. „Johnson" bemerkt Hogarth, „nennt in seiner Hast gleich König David alle Menschen Lügner." — „Seine Unglaubigkeit," sagt Thrale, „steigt bis zur Kränklichkeit." Sechs Monate konnte er nicht dahin gebracht werden, an das Erdbeben von Lissabon zu glauben, während er mit dem ernsthaftesten Gesicht erzählte, wie der alte Crave einen Geist gesehen, der eine Art Schatten war. Er selbst ging nach Ecklan auf eine Gespensterjagd und nahm es John Weslep sehr übel, daß er eine ähnliche Spur nicht mit größerem Eifer verfolgte. Während er die keltischen Genealogien und Gedichte unbedingt verwirft, glaubt er fest und steif an das zweite Gesicht der Hochländer. Viele seiner religiösen Ansichten sind eines freisinnigen und aufgeklärten Geistes würdig, und dennoch lebte er unter der Tyrannei gewisser abergläubischer Gebräuche. Wenn er von den Skrupeln der Puritaner sprach, so that er Dieß, wie ein Mann, der wahrhaft einen Blick in die tiefe Philosophie des neuen Testamentes warf, und die Argumente gewisser Frömmler gegen den Kleiderprunk beantwortete er geistvoll, indem er sagte: „Wenn uns unser Meister ruft, so laßt uns nicht die Borden unserer Westen ablegen, sondern den Geist des Unfriedens in unsrer Seele und auf unsrer Zunge. Ach, Sir, ein Mann, der nicht mit einem grünen Rock in den Himmel kommen kann, wird den Weg dahin auch nicht in einem grauen finden." Und doch trieb er seinen Eifer für Ceremonien und Kirchenwürden weiter, als es mit der Vernunft und christlichen Liebe verträglich war. In seinem Tagebuche bemerkte er mit reuigem Ernst, daß er sich der Sünde schuldig gemacht, am Charfreitag Kaffee zu trinken. In Schottland vermied er mehrere Monate den Kirchenbesuch, weil die Geistlichen nicht von den Bischöfen ordinirt waren, und einen Begriff, wie er die Frömmigkeit seiner Nächsten beurtheilte, kann man sich machen, wenn man ihn sagen hört: „Campbell ist ein guter Mann, ein frommer Mann. Zwar fürchte ich, daß er viele Jahre nicht das Innere von einer Kirche gesehen hat, aber er geht nie an einer vorbei, ohne den Hut abzuziehen — Dieß beweist, daß er gute Grundsätze hat."

(Schluß folgt.)

Die Cholera in Aegypten.

(Schluß.)

Auf die Nachricht von diesen traurigen Ereignissen ließ der Vizekönig, Herrn Mimaut, den französischen Generalconsul, so wie auch den von Toscana und Rußland ersuchen, sich sogleich mit der Einrichtung eines Gesundheitskordons und einer Quarantänanstalt zu befassen, um alle Verbindungen mit Kairo abzuschneiden, indem er versprach, alle ihre Anordnungen mit der größten Strenge handhaben zu lassen. Die Consuln von Frankreich, Schweden, England, Toscana und Rußland bildeten sich sofort zu einem permanenten Komité, ein doppelter Sanitätskordon wurde gezogen, zwei Lazarethe errichtet und der Dienst ausschließlich Europäern übergeben. Noch schmeichelte man sich, daß das Uebel sich noch nicht in Alexandrien eingeschlichen habe, und man hoffte, auf diese Art ihm vorbeugen zu können. Allein schon am 21 verkündigten Gerüchte den Ausbruch der Seuche. Am 22 erfuhr man, daß in der Nacht gegen zehn Personen mit allen Anzeichen der Cholera gestorben seyen. Unter diesen ersten Opfern zählte man drei Europäer, die sich am Bord von Fahrzeugen im Hafen befanden. Die Kordone, die nun nur die Verbindung der Stadt und des Landes, von woher erstere ihre Lebensmittel zog, erschwerten, wurden demnach aufgehoben.

Viele europäische Familien suchten nun zu Schiffe nach Rhodus und Cypern zu entkommen. Die übrigen schlossen sich unter den gegen die Pest gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln in ihren Wohnungen ein. Alle Geschäfte hörten auf. Die Kanzleien wurden geschlossen und die Handelsgeschäfte durch Verordnung der Konsuln prorogirt. Mehrere europäische Schiffe, die nun nichts mehr zu thun hatten, erhielten von ihren Konsuln den Rath, einen Hafen in Syrien, Cypern oder Rhodus zu suchen, wobei man sich über gewisse Signale verständigte, durch die sie von dem Aufhören der Krankheit benachrichtigt werden sollten. Diese Vorsicht war nicht unnütz; denn bald nach ihrem Auslaufen zeigte sich die Cholera auf allen Schiffen, die in dem Hafen geblieben waren. Ein großer Theil der Flotte des Pascha, die auf der Rhede lag, wurde angesteckt.

Von nun an griff die Seuche in Kairo und Alexandrien unaufhaltsam um sich. Trauer und Verzweiflung erfüllte die Stadt, und nur der blinde Schicksalsglaube der Moslimen bot noch eine Schutzwehr. Die Schnelligkeit, mit der das Uebel seinen Verlauf nahm, war furchtbar. Oft in einem Augenblicke, oft zwischen einer und zwei Stunden sah man den lebenskräftigsten Menschen sich am Boden wälzen, und unter den schrecklichsten Krämpfen und entsetzlichen Leiden die Seele aushauchen. Die Nachrichten von Kairo lauteten gleich furchtbar. Die Leichen blieben auf den Straßen und in den Häusern liegen, was eine noch größere Verpestung der Luft und daher eine Vermehrung des Uebels fürchten ließ. Von dem Zustande, in welchem sich die Stadt in diesen Tagen befand, läßt sich kein Bild entwerfen. Man hörte nichts als Leichenklagen; in der Nähe der Moscheen schritt man nur über Sterbende hin, und überall lagen Leichen umher. Die Konsuln errichteten daher eine Kompagnie von Todtengräbern, um die Unglücklichen, welche nicht in den Spitälern starben, nicht von den herumschweifenden Hunden fressen zu lassen, was ohne diese Maßregeln unfehlbar geschehen wäre.

Ungeachtet der strengen Maßregeln und des dreifachen Kordons, durch die sich Ibrahim Pascha in seinem Palaste abgeschlossen hielt, war die Krankheit dennoch in sein Harem eingedrungen, und gegen vierzig Personen wurden von ihr befallen. Voll Entsetzen stürzte sich der Prinz nur von seinem Arzte begleitet in eine Barke und entfloh nach Oberägypten. Mehrere vornehme Europäer in Kairo unterlagen der Seuche, so der sardinische Vizepräsident und seine Gemahlin, der russische Kanzler und die Frau des österreichischen. Zu Alexandrien fielen ihr als Opfer der spanische Generalkonsul Erens v Soler, der toscanische Kanzler, der sich an Bord eines Schiffes geflüchtet hatte, und der Dragman des englischen Generalkonsuls. Die meisten Verwüstungen richtete sie zu Alexandrien im Quartier der Marine und auf den Schiffen an. Hier schien der Herd der Ansteckung zu seyn. Von fünfhundert Personen, welche an Bord einer Fregatte des Pascha waren, starben innerhalb vierundzwanzig Stunden mehr als 350. Drei Europäer, die sich gleichfalls auf diesen Schiffen befanden, entkamen nur wie durch ein Wunder. Auch an Bord der Fregatte, auf der sich der Pascha eingeschifft hatte, ereigneten sich

einige Fälle, worauf er sich sogleich wieder zu Alexandrien ausschiffen ließ, und da in seinem Harem einige Opfer der Cholera gefallen waren, so wollte er nicht dahin zurückkehren, und nahm einstweilen seine Wohnung in einem Privathause des Herrn Boghot und später bei seinem ersten Architekten.

Unter diesen traurigen Ereignissen zeichnete sich vorzüglich der Doktor Clot, Direktor der medizinischen Schule von Abu Sabel, aus, der sich rücksichtslos dem öffentlichen Wohle weihte. Mit einer tragbaren Apotheke versehen, eilte er Tag und Nacht überall wohin er gelangen konnte, selbst bis auf die Schiffe, zu Hülfe. Die Cholera, ihrer Gewohnheit treu, folgte stets der gebahnten Straße, dem Laufe der Kanäle und Flüsse. Auf gleiche Weise erschien sie in ihrer ganzen Wuth zu Fuah, am Eingange des Kanals Mahmudieh, wo sich viele Pilgrime und Flüchtlinge aufhielten, zu Rosette und Damiette. Endlich gegen Anfang Septembers begann die Krankheit zu Alexandrien, nachdem sie den höchsten Grad der Entwickelung erreicht hatte, unter weniger furchtbaren Symptomen und mit verminderter Heftigkeit aufzutreten. Die Zahl der Verstorbenen verringerte sich allmählich. Ein Gleiches war der Fall zu Kairo. Die an die Regierung eingesendeten Berichte gaben am 3 September 247 Todte an, 265 am 4 September, 229 am 5, 170 am 6, 154 am 7, 111 am 8. In Alexandrien war das Verhältniß folgendes: 110 am 3, 86 am 4, 73 am 5, 64 am 6, 44 am 7, 56 am 8. Allein diese von den türkischen Behörden eingerreichten amtlichen Anzeigen waren nicht genau; sie verringerten die Zahl absichtlich oder aus Nachlässigkeit. Als die Krankheit so ihre größte Höhe erreicht hatte, standen an einem Tage, den 29 August, 696 Todte auf der Sterbliste. Gegenwärtig weiß man zuverlässig, daß die Zahl der Verstorbenen damals 1400 betrug. Zu Alexandrien gab man um diese Zeit an einem Tage 156 Todte an, und man versichert, daß mehr als 400 der Seuche unterlagen. Die Krankheit blieb indeß, wie leicht denkbar, nicht allein auf Kairo und Alexandrien beschränkt, sie dehnte ihre Verwüstungen überallhin aus, selbst nach Oberägypten und Assuan; weiter jedoch stieg sie den Nil aufwärts nicht; auch war sie dort von nicht so großer Heftigkeit. Am meisten litten die Dörfer des Delta. Zu Rosette starb jeder Araber und Türke, den die Krankheit befiel. Zwei französische Aerzte, die Herren André und Arbouin, fielen in dem Feldlager der ägyptischen Truppen bei Fuah als Opfer ihres Berufes.

Endlich in den letzten Tagen des Septembers, und man darf sagen schon seit dem 15 d. M., wurden die Krankheitsfälle zu Kairo und Alexandrien immer seltener, und am 1 Oktober hatte die Krankheit in Niederägypten völlig aufgehört. In Oberägypten, das die Cholera später erreicht hatte, dauerte sie noch bis etwa zum 15 Oktober. Bereits hat man angefangen, an den Orten, wo die Krankheit herrschte, die Zahl der durch sie gefallenen Opfer amtlich erheben zu lassen. Zu Alexandrien belief sich dieselbe nach zuverlässigen Zählungen: an Bord der Schiffe unter ungefähr 8000 Matrosen auf 678, Arbeiter im Arsenal 270, Aufseher und Baumeister 50, Seeleute und Arbeiter im Spital 200, Galeerensklaven 60, aus den vier Regimentern in der Garnison und im Feldlager 588, unter der arabischen Bevölkerung 2000, unter den Europäern 92, im Ganzen auf 3908 Individuen. Die Zahl der Juden, Kopten und levantischen Rayas ist hier nicht mitbegriffen; so daß man den gesammten Verlust der Hauptstadt auf mehr als 4000 Menschen anschlagen kann. Die Zahl der zu Kairo Umgekommenen wird von Beamten, die ihrer Stellung nach davon genau unterrichtet seyn können, auf 52,000 angeschlagen. Das Dorf Abu Sabel, in dessen Nähe sich die ägyptische Arzneischule befindet, verlor von 2000 Einwohnern 1000, Rosette über 1850, Damiette 5224. Der gesammte Verlust in Aegypten wird auf 150,000 Menschen berechnet. Von 108 in Alexandrien erkrankten Europäern starben 92; nur 16 genasen. Aus Luxor erhielt man Berichte, daß auch die um die Ruinen von Theben zerstreuten Dörfer stark heimgesucht wurden; indeß hat die französische Mannschaft, die mit der Einschiffung der von Mehmed Ali Frankreich geschenkten zwei Obelisken beschäftigt ist, keinen Verlust erlitten.

Vermischte Nachrichten.

Das „Registro official" von Mexiko kündigt die Ankunft von 59 Kaschemirziegen und 100 Merinoschafen an, die durch den Generalagenten des mexikanischen Handels zu Paris auf Rechnung der Bank von Mexiko angekauft wurden; deßgleichen die Ankunft von 57 Ballen Maschinen für Tuchmanufakturen, die in Paris, Elbeuf und Rouen verfertigt wurden. Diese Ladung, die von einem Fabrikdirektor, Namens Saulnier, einem Mechaniker und fünf französischen Arbeitern begleitet war, nahm zwei Fahrzeuge ein und wurde zu Amsterdam mit 160,000 Fr. versichert. Bald nach ihrer Ankunft waren der Direktor und seine Gehülfen an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen, der sich in der Nähe der Stadt Queretaro befindet. Auch einen Baumwollenfabrikanten hat die Bank aus Nordamerika kommen lassen, der die für Anlegung von Baumwollenmanufakturen vortheilhaftesten Orte zu bezeichnen hatte. Auch mit Errichtung einer Papiermühle beschäftigt man sich. Alle diese Arbeiten werden von der Bank geleitet, die durch die Industrie-Junten der Provinzen unterstützt wird. — Dasselbe Journal gibt folgende Nachrichten über den Handel zwischen Mexiko und England im Jahre 1831. Vom 28 Januar bis 13 Junius d. J. liefen aus den Häfen von London und Liverpool nach den Häfen der Republik 16 englische Schiffe und ein mexikanisches aus, deren Ladung sich auf 1,878,250 Piaster belief, und bei den Eingangsgebühren von 40% 750,000 Piaster der Schatzkammer eintrug. Unter diesen Einfuhren bemerkt man 141,297 Pfund Quecksilber. Sieben Achttheile der Ausfuhr von Liverpool nach Mexiko bestanden in Baumwollenstoffen. Die von London ausgelaufenen Ladungen sind verschiedener Art und bestehen in Büchern, Bureaugeräthschaften, Klavieren, Wagen, Quincailleriewaaren, Tüchern, Seidenzeugen u. s. w. Die Leinewaaren kamen größtentheils aus Irland; Schottland lieferte dazu viel Musselin, gefärbte Leinwand und Tuchwaaren von verschiedener Qualität.

*

Der „Constitutionnel" bemerkt aus den vorjährigen Sterblisten von Paris, daß in dem gedachten Jahre die Zahl der Sterbfälle sich um ein Fünftheil vermindert hat. Die Zahl der Verstorbenen belief sich im Durchschnitt jährlich auf 24,000, im Jahre 1831 überstieg sie nicht 19,000. Man bemerkt dabei, daß aus der Klasse der Reichen am wenigsten Todesfälle vorkommen, und diesen Umstand glaubt man durch die Auswanderungen des Faubourg St. Germain nach der Provinz oder ins Ausland erklären zu können. Allein diese Emigrationen betragen bei Weitem nicht ein Fünftheil der Bevölkerung. Es machte sich also eine Verbesserung des öffentlichen Gesundheitszustandes bemerklich, von der man jedoch nicht genau die Ursache anzugeben weiß.

*

Ueber den Handel Rußlands von Orenburg aus mit den asiatischen Stämmen, während des Jahres 1829 gibt das „Asiatic Journal" folgende Uebersicht:

Einfuhr.

Vieh	676,424	Rubel.
Rohe Baumwolle und Garn	452,715	—
Baumwollenfabrikate	252,015	—
Andere Waaren	269,520	—
	1,650,672	Rubel.

Ausfuhr.

Baumwollenfabrikate	454,826	Rubel.
Juchten	384,611	—
Farben	240,085	—
Andere Waaren	697,596	—
Gold- und Silberbarren	33,567	—
	1,810,685	Rubel.

Die von diesen Artikeln erhobenen Abgaben ertrugen 142,620 Rubel. — In der Douanen-Anstalt zu Troitsk betrug die Einfuhr 1,586,166 Rubel; die Ausfuhr 1,128,725 Rubel in Handelswaaren und 8,920 R. in Gold- und Silberbarren. Die Handelsartikel waren im Ganzen die nämlichen, wie die von Orenburg. Die Douanengefälle ertrugen 168,462 Rubel.

*

Antwerpen, sagt der Standard, bezahlt den Ruhm der belgischen Revolution theuer. Im Jahre 1829 sah es in seinem Hafen 1031 Schiffe, im Jahre 1830, dem Jahre der Revolution liefen nur 719 Schiffe ein, und im Jahre 1831 nur 398.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 22. 22 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

III.

Pera, 30 Nov. 1830.

Diesen Morgen besuchte ich den Mollah von Ejub. Das Dorf oder die Vorstadt Ejub liegt am äußersten Ende des „goldenen Horns" am Fuß eines anmuthigen Hügels, nahe der Mündung des Barbisses. Dieses Dorf enthält die Gräber mehrerer Prinzen und Prinzessinnen aus dem ottomanischen Hause, mehrerer Wessire und Minister der Pforte. Ein feierliches Schweigen herrscht in den Straßen, die rechts und links mit Grabmälern und Begräbniß-kapellen besetzt sind. In dieser Todtenstadt Ejub ist es auch, wo die Sultane bei ihrer Thronbesteigung mit dem kaiserlichen Säbel umgürtet werden. Man zeigte uns in einer Straße von Ejub das Mausoleum, das eine Sultanin, die Schwester Mahmud's, für sich neben dem Begräbniß ihres vor einigen Jahren verstorbenen Gemahls errichten ließ. Die bösen Zungen von Stambul erzählen viele Liebesabenteuer, deren Heldin diese Prinzessin ist, und aus denen man nicht schließen sollte, daß sie so große Sehnsucht trage, mit der Asche ihres Gemahles vereinigt zu werden. Man zeigte mir einige Liebeslieder, die man ihr zuschreibt, und worin sie sich unverhohlen zu den Maximen des Horaz und der erotischen Dichter bekennt, die uns sagen, daß das Leben kurz sey, und daß man es genießen müsse. Wir blieben vor einem erst kürzlich errichteten Grabmale stehen, dessen Inschrift die Vorübergehenden einladet, Gott zu bitten für die Seele Seida-Effendi's. Seida war einer der tugendhaftesten Minister der Pforte. Man glaubt allgemein, er sey an Gift gestorben, weil er dem Großherrn die Wahrheit gesagt und Mäßigung gegen die Griechen und katholischen Armenier angerathen habe. Möge Gott es den Freunden der Wahrheit und Mäßigung in einem andern Leben lohnen, hier dießseits geschicht es gewiß nicht! Mit diesen Gedanken beschäftigt, langten wir bei der Wohnung des Mollah von Ejub an. Da der Mollah einer der obersten Justizbeamten der Hauptstadt ist, so sahen wir vor seiner Thüre eine Menge Leute, die sich zur Entscheidung ihrer Prozesse eingefunden hatten. Als wir bei ihm eingeführt wurden, fanden wir ihn in einer Ecke seines Sopha's von Papierstößen umlagert. Ich wußte nicht recht, unter welchem Titel ich mich dem Mollah vorstellen sollte. Ich hätte mich freilich als Mitglied der französischen Akademie einführen können; allein was wissen Osmanlis von einer französischen Akademie. Ich nahm mir daher die Freiheit, mich einen Ulema zu nennen: der Pariser Ulema wirkte Wunder, und bald befanden wir uns auf dem Wege einer Unterhaltung, die fast herzlich zu nennen war. Der Mollah hat einnehmende und geschliffene Manieren, keinen glänzenden Geist, aber einen hellen Kopf und vollkommen gesunden Verstand. Wenn man mich nach einem türkischen Mann comme il faut fragte, so würde ich den Mollah von Ejub nennen.

Auch hier führte uns unser Gespräch bald auf die Revolutionen, die stets sich der Seele wie ein Gedanken darstellen, dessen man nicht los werden kann, in welchem Lande auch man sich befinden mag. Den Uebergang zu diesem unerschöpflichen Stoff bildete die Bemerkung, wie gefährlich es sey, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Ich hatte dem Mollah gesagt, daß ich in der ersten französischen Revolution zum Tode verurtheilt gewesen sey. Die Sache schien ihm ganz einfach. Es ist in der Politik, wie im Kriege; für beide muß man zu sterben wissen. „Um in dieser Welt ruhig zu leben," sagte er, „muß man sich der Allmacht Gottes vertrauen und großen Herren so viel als möglich ferne bleiben. Sultan Mustapha pflegte zu sagen: Glücklich Derjenige, der mich nicht kennt und den ich nicht kenne." „Diese Worte sind so wahr," bemerkte ich, „daß einer unsrer Monarchen, Heinrich IV, fast dasselbe sagte." — Der Mollah von Ejub beschäftigte sich seit einiger Zeit auf Befehl des Großherrn mit einer Zählung der Bevölkerung von Konstantinopel. Diese Arbeit ist bereits ziemlich vorgerückt, indeß konnte er uns noch nicht sagen, wie hoch sich die Bevölkerung der Hauptstadt beläuft. Uebrigens kann diese Zählung nie genau werden, da man die Frauen nicht zählt und man in das Innere der Häuser nicht eindringen kann. Außerdem hat man auch keine Geburts- und Sterbelisten. Die wahrscheinlichsten Berechnungen geben die Bevölkerung von Konstantinopel auf 400,000 Seelen an.

Sultan Mahmud unternimmt Nichts von Bedeutung, ohne erst die Häupter der Ulemas zu Rathe zu ziehen. Selbst hinsichtlich der französischen Militärschriften, die man übersetzt, werden sie befragt. Der Mollah, der mit uns über ein Werk sprach, das man so eben übersetzt hatte, fragte uns über die Bedeutung des Wortes Adjutant, wofür es in der türkischen Sprache kein gleichbedeutendes Wort gibt.

Seit einiger Zeit denkt man darauf, der Polizei eine neue

Organisation zu geben; es wurde hiezu eine eigene Kommission aus den vornehmsten Beamten der Hauptstadt ernannt. Der Mollah, der gleichfalls diesen Berathungen beiwohnte, erkundigte sich bei uns, ob es im Französischen gute Werke über die Polizei großer Städte gebe. Ich wußte ihm keines als die Abhandlung des Marquis d'Argenson zu nennen, und auch diese wird heut zu Tage kaum mehr gelesen. In dieser Beziehung läßt sich vorzüglich erkennen, wie wenig Fortschritte die Türken noch gemacht haben: der Mollah betrachtete den Beschluß der Kommission, gemäß dem jedes Haus seine Nummer und jede Straße von Konstantinopel einen Namen erhalten sollte, als etwas Erstaunungswürdiges. Allein alles Dieß steht noch auf dem Papier; man scheut sich aus Furcht vor öffentlichem Mißvergnügen an die Ausführung zu gehen. Während wir hievon sprachen, drehte der Mollah zwischen seinen Fingern eine Tabaksdose von gebrannter Erde, auf der einige Figuren in erhobener Arbeit zu sehen waren. Er zeigte sie mir und bat mich um die Erklärung dieses Bildes. Es war die Versammlung der Ratten von Lafontaine. Das ernste Gesicht des Mollah entrunzelte sich, als er hörte, daß der hohe Rath versammelt sey, um zu berathen, wer dem „Rodilard, dem Alexander der Katzen," die Schelle anhängen solle. Die Fabel paßte ganz auf die Kommission, zu welcher der Mollah gehörte. Er selbst lächelte über diese Aehnlichkeit; allein seine Furcht, die Leidenschaften des Volkes aufzuregen, verminderte sich deßhalb nicht im Mindesten. Um seine Besorgnisse zu rechtfertigen, gab er uns folgende orientalische Apologie dafür: „Eines Tags," sagte er, „kam die Mücke zu Salomon und beschwerte sich über den Nordwind, der ihr so viel Schaden zufüge. Salomon hörte die Klage der Mücke und sagte dann: wenn der Nordwind Dir geschadet hat, so soll er gestraft werden; aber ich kann ihn nicht ungehört verurtheilen; ich will ihn also vorladen. Bei diesen Worten erwiderte die Mücke am ganzen Leibe zitternd: Großer Salomon, Gott behüte mich vor der Gegenwart des Nordwindes; denn wenn er hier wäre, würde man weder meine Stimme mehr hören, noch ich vor Deinem Richterstuhle bleiben können — Wir Behörden, fügte der Mollah hinzu, sind die Mücke und der Nordwind stellt die Menge vor, deren Gegenwart man in öffentlichen Angelegenheiten durchaus vermeiden muß."

(Schluß folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.*)

Die letzte der Denkschriften, die wir hier mittheilen, betrifft die Lösung eines geographischen Problems, das mehr als jedes andere, die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt in Amerika vielleicht ausgenommen, das allgemeine Interesse in Anspruch nahm. Die so lange gesuchte Ausmündung des großen Flusses, den man sehr unrichtig den Niger genannt hat, ist endlich durch einen eben so bescheidenen als unterrichteten Mann gefunden worden, der ohne Anhänger irgend einer Theorie zu seyn, oder alten Vorurtheilen u huldigen, ganz einfach Hand ans Werk legte, und nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren ein Unternehmen beendigte, an dem schon viele Reisende gescheitert waren.

Richard Lander, der den Kapitän Clapperton auf seiner zweiten Reise nach Soccatu (Sakatu) als Bedienter begleitet hatte, und nach dem Tode seines Herrn dessen Reisetagbuch, dem er seine eigenen Beobachtungen beifügte, nach England zurückbrachte, bot zu Verfolgung der von dem Kapitän gemachten Entdeckungen seine Dienste an, und erklärte sich bereit, dem Lauf des Flusses so lange zu folgen bis dessen Ausmündung entdeckt sey. Er empfing Instruktionen, die ihm vorschrieben, den von Clapperton eingeschlagenen Weg so lange zu verfolgen, bis er an eine bequeme Stelle gelangen würde, wo er sich auf dem Fluß einschiffen könnte, dann sich dem Strome zu überlassen und abwärts zu fahren, wohin er ihn führen würde, sey es ins Meer, sey es in den See Tschad, den beiden einzigen wahrscheinlichen Behältnissen seines Wassers. Richard Lander, von seinem Bruder John begleitet, landete am 31 März 1830 zu Badagry, und kam am folgenden 15 November auf dem Kanal von Nun, einem Arm des Flusses, der einen kleinen Theil des Wassers des Quorra in der Bucht von Benin absetzt, in den atlantischen Ocean.

Die von Lieutenant Becher von der königlichen Marine mitgetheilte Denkschrift besteht in Auszügen aus dem Tagebuch der Reisenden, das der Buchhändler Murray diesem für 1000 Pf. St. abgekauft hat, und unter dem Titel: Journal of an expedition, undertaken by order of his Majesty's Government, to determine the Course and Termination of the Niger, more properly named Quorra, from Yaoori tho the Sea, by Richard and John Lander, in London und Paris zugleich erscheinen läßt.

„Am 31 März 1830 verließen die Brüder Lander Badagry, auf der Küste von Guinea, um tiefer ins Innere zu dringen. Sie durchreisten das Land Yarriba fast in derselben Richtung, die Clapperton genommen hatte, und kamen zwei Monate später nach Kiama; sie hatten Wälder von ungeheuren Bäumen, Moräste und Wüsten durchzogen. Die Gegend von Kiama ist ein reiches Land, die Vegetation herrlich. Am 17 Junius kamen sie nach Bussa, dem Schauplatze von Mungo Parks unglücklichem Ende. Die Stadt liegt, nicht wie Clapperton geglaubt hatte, auf einer Insel, sondern auf einem Festlande, am rechten Ufer des großen Quorra genannten Flusses, der hier in ein enges, kaum einen Steinwurf breites Bett von Felsen eingeschlossen ist. Einer der Brüder Lander machte hier seine Beobachtungen, auf einem Felsen sitzend, der der Stelle gerade gegenüber lag, auf welcher der muthige Park und seine Gefährten geendet hatten. Der Sultan zeigte den Reisenden ein nautisches Buch mit logarithmischen Tabellen, das Mungo Park gehört hatte.

„Am 23 Junius reisten sie von Bussa nach Yaury; hier fanden sie einen einfachen, eine Meile breiten Arm des Flusses voller Sandbänke und von nur geringer Tiefe: im großen Bett des Flusses ist jeder Kanal, voller Sandbänke, Felsen und niederer Inseln. Das Kanoe in dem die Reisenden fuhren, stieß oft auf solche Hindernisse, weßhalb sie genöthigt waren, sehr oft auszusteigen. Als sie am 27 nach Yaury kamen, sagte man ihnen, daß es weder ober-

*) Ausland Nro. 164 u. 184 v. vor. Jahr.

halb dieser Stadt, noch unterhalb Bussa, Sandbänke, Felsen oder andere gefährliche Stellen gebe; sie fanden diese Behauptung jedoch nicht bestätigt.

„Yauri liegt nördlich von Bussa; unterhalb der letztern Stadt strömt der Quorra in einen einzigen Kanal. Im Monat Junius macht man auf ihm ein bis zwei Meilen in einer Stunde; ist aber das Fahrwasser von Felsen verengt, so ist sein Lauf weit schneller. Während der trockenen Jahreszeit besteht durchaus keine Verbindung zu Wasser zwischen Bussa und den unterhalb gelegenen Ländern und zwar wegen der bereits erwähnten gefährlichen Felsen. Der nämliche Fall tritt während der Regenzeit nach dem „Malca" ein, ein Wort mit dem die Eingebornen einen 14tägigen Regen bezeichnen; den Quorra nennen sie emphatisch: „den Großvater der Gewässer."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gefängnißscenen.

Der Gottesdienst in Newgate. *)

Im Mittelpunkte von Newgate befindet sich eine Kapelle, groß genug, um alle Bewohner des Gefängnisses zu fassen; hier wird der Gottesdienst durch den Gefängnißprediger, einen Geistlichen der bestehenden Kirche, versehen. Jeder der Gefangenen, mit Ausnahme der Kranken und Derer, welche zur Bedienung verwendet werden, besucht die Kapelle an jedem Wochentage eine halbe, und am Sonntage, wo der gewöhnliche Gottesdienst und Predigt für die Gefangenen gehalten wird, zwei Stunden lang. Auch hier wie in andern Kirchen herrscht unter der Gemeinde eine gewisse Eintheilung. Auf der Galerie südlich sitzen hinter einem Vorhange die Weiber; die gegenüber liegende Galerie ist gewöhnlich von Verbrechern besetzt, welche zum Tode verurtheilt waren, deren Urtheil jedoch gemildert worden, so wie von solchen, die zur Transportation bestimmt sind. Unter diesen beiden Galerien sitzen Jene, deren Verhöre noch nicht zu Ende sind, und zwischen diesen, im Schiffe der Kirche, andere ähnliche Gefangene von der respektabeln Klasse, wie sie hier genannt wird (d. h. solche, welche gut gekleidet ins Gefängniß kommen, dem Aufseher noch nicht bekannt sind, und bei diesem in einem geschlossenen Hofe wohnen), nebst dem Schulmeister von Newgate mit seinen Knaben, welche der Kanzel gegenüber um den Abendmahltisch sitzen. Mitten in der Kapelle ist ein großer, schwarz angestrichener Kirchenstuhl, der der Armensünderstuhl (the condemned pew) genannt wird; Diejenigen, welche hier sitzen, können von der ganzen Versammlung, besonders aber vom Prediger gesehen werden, da die mit einer doppelten Einfassung umgebene Kanzel der Mitte dieses Sitzes gerade gegenüber ist. Auf jeder Seite der Kanzel befindet sich eine kleine Galerie, wovon die eine die Sheriffs-, die andere die Gefangnenwärter-Galerie genannt wird; beide werden zuweilen von Fremden besucht. Den Armensünderstuhl nehmen jene Verbrecher ein, über welche das Todesurtheil gesprochen ist; er ist bald mehr, bald minder zahlreich besetzt, je nachdem die Sitzungen von Old-Bailey mehr oder weniger ergiebig waren, und wird nach jeder Entscheidung des Gerichtes, welches einen Theil nach den Hulks und den andern nach den Galgen schickt, leer gemacht. Tritt der Fall ein, daß kurz vorher dieser ganze Sünderstuhl auf diese Art geleert und eben eine neue Lieferung von Ueberwiesenen zum Tode verurtheilt wurde, so nehmen diese am nächsten Morgen beim Gottesdienste den Stuhl der Verurtheilten ein. Der Eintritt einer solchen neuen Lieferung von Verurtheilten in den Armensünderstuhl erregt unter den übrigen Gefangenen einige Sensation, und man bemerkt an den erstern den Ausdruck der verschiedenartigsten Gefühle; allein den Tag nach diesem Ereignisse könnte ein Fremder, der die Kapelle beträte, die Verurtheilten von der großen Menge der ihre Aburtheilung noch erwartenden Gefangenen nicht unterscheiden. Würde er hingegen die Kapelle nach Verlauf einiger Wochen wieder besuchen, so würde er in dem äußern Ansehen der meisten der überwiesenen Verbrecher eine große Veränderung bemerken. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich während eines einmonatlichen Aufschubs des Urtheils, dem meistens die Londoner Hauptverbrecher unterliegen, braunes Haar in graues und graues in weißes sich verwandeln sehen. In dem nämlichen kurzen Zeitraume wird oft das jugendlich glatte Gesicht eines Mannes von fünfundzwanzig Jahren mit Runzeln bedeckt, und bei gewiß drei unter vier Fällen verursacht ein Monat Aufenthalt in den Kerkern von Newgate eine Abmagerung des ganzen Körpers. „Wie er mager wird!" (how thin he grows!) ist die gewöhnliche Bemerkung der übrigen Gefangenen, wenn sie von Einem sprechen, der einen Monat auf der Bank der Verdammten gesessen hat. Außer diesen physischen Veränderungen an den unter dem Todesurtheile stehenden Gefangenen wird ihr Erscheinen auf der Bank der Verdammten nach den ersten zwei Tagen, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, nicht mehr beachtet. Die Frist der Meisten geht endlich durch die Entscheidung des Gerichts zu Ende, und die Begnadigten erscheinen dann am folgenden Tage auf den vordern Bänken einer Galerie der Kapelle, wahrscheinlich um ihre früheren Gefährten, welche noch immer auf der Bank der Verdammten sitzen, desto besser sehen und von ihnen gesehen werden zu können. Diese beiden Partien betrachten sich gewöhnlich beim ersten Zusammentreffen in der Kapelle nach ihrer Trennung mit starrer Aufmerksamkeit, und werden eben so von der übrigen Versammlung beobachtet. Ihre gegenseitigen Gefühle in diesem Augenblicke möchten schwer zu errathen seyn; da ich aber einem solchen Auftritte wohl mehr als zwanzigmal beiwohnte, so kann ich mir wenigstens die Gefühle der übrigen Gefangenen ungefähr denken. Mein eigenes vorherrschendes Gefühl bei solchen Gelegenheiten war Unwille, und zwar jener Unwille, der uns zu überraschen pflegt, wenn wir Zeuge einer Ungerechtigkeit sind; man sieht hier fünf und zwanzig arme Geschöpfe, die gestern noch sämmtlich unter dem Todesurtheil standen; zwanzig von ihnen sind gerettet, fünf aber unwiderruflich verurtheilt. Sind diese fünf wohl die am meisten Schuldigen? Keineswegs. Zwei oder drei vielleicht von diesen fünf sind in gewisser Hinsicht die am wenigst Schuldigen, während die Hälfte der zwanzig unter die Schuldigsten gehören. Aber schuldig in welcher Hinsicht? Vor dem Gesetze? Nein — denn vor dem Gesetze sind Alle gleich schuldig. Wie also denn? In Rücksicht auf den Grad des Nachtheils, den das Verbrechen, das sie begangen haben, auf die menschliche Gesellschaft hat; nach diesem Maßstabe allein sollte der Unwille der Gesellschaft gegen den Verbrecher bemessen werden, und wird es auch meist. Hier nun sehen wir einen armen Teufel, der vielleicht vom Hunger getrieben ein Schaf stahl, zur Hinrichtung bestimmt, oder einen gefallenen Handelsmann, der in der Hoffnung, seinem Geschäft wieder aufzuhelfen, eine falsche Anweisung auf zwanzig Pfund machte, fest entschlossen, das Papier einzulösen, und also keine Räubereien zu begehen, während dort ein bekannter, verhärteter Dieb, ein Verbrecher von Profession, der bei jedem seiner Verbrechen Mord im Schilde führte, dem Tode entschlüpft; Wem würde hier nicht vor Unwillen das Blut ins Gesicht steigen?

Von dem Augenblicke an, wo ein Gefangener die Kerker von Newgate betritt, wird nichts unversucht gelassen, um das Gefühl für Religion in ihm zu wecken, und Dieß geschieht bei Allen, bei denen man es nöthig glaubt; aber ich habe großen Grund, an dem Erfolge dieser Bemühungen zu zweifeln, bevor nicht ein Gefangener zur Hinrichtung verurtheilt ist. Herr Cotton, der Prediger von Newgate, der länger als zwölf Jahre Kaplan des Gefängnisses gewesen war, hat mich oft versichert, daß er nur bei jenen Verbrechern, welche hingerichtet wurden, eine wahre Bekehrung zu religiösen Gefühlen bemerkt habe. Viele Gefangene zeigen oft bei ihrem Eintritte in Newgate, und mehr noch, nachdem sie in ihre Zellen eingeschlossen sind, viel Wärme für die Religion; allein ist die über sie verhängte Strafe nicht der Tod, so benehmen alle diese Gefangenen sich so, als ob ihre früher geäußerten religiösen Gefühle Heuchelei gewesen wären; indeß ist doch auch kein Zweifel, daß eine große Zahl Derer, die hingerichtet werden, in der festen Hoffnung ewiger Glückseligkeit in einer andern Welt stirbt.

(Schluß folgt.)

*) Aus Edward Gibbons Wakefields Facts relating to the punishment of Death in the Metropolis. London 1831.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Bruchstück aus einer Reise Damoiseau's in Syrien und Aegypten.)

Djezzar, Pascha von Saint-Jean d'Acre, dessen eigentlicher Name Ahmad ist, wurde in der Provinz Bosnien geboren. Er war sechszehn Jahre alt, als er seiner Schwägerin Gewalt anthun wollte, und deßhalb aus seiner Heimath zu entfliehen gezwungen war. Konstantinopel war der Ort, wohin er seine Schritte lenkte, und es gelang ihm auch, diese Stadt zu erreichen und sich dort verborgen zu halten. Allein von allen

Mitteln entblößt, sah er endlich durch das äußerste Elend getrieben, keinen andern Ausweg, als sich an einen Sklavenhändler zu verkaufen, der ihn nach Aegypten führte. Zu Kairo angelangt, wurde er das Eigenthum Ali-Bey's, der ihn unter die Mameluken einreihte. Ahmad zeichnete sich bald durch Muth und ungewöhnliche Geistesfähigkeiten aus, wodurch er sich das volle Vertrauen seines neuen Herrn erwarb. So oft es sich darum handelte, einen verdächtigen Bey oder Kaschef aus dem Wege zu räumen, erhielt Ahmad dazu den Auftrag, und nie kehrte er zurück, ohne den Kopf des Geächteten als einen Beweis seiner Kühnheit oder List mitzubringen. So viele glückliche Erfolge konnten nicht unbelohnt bleiben, sie trugen ihm von Seiten seiner Waffenbrüder den gefürchteten Namen Djezzar (Würger, Henker) ein, und gewannen ihm die Gunst und das Vertrauen Ali's. Seine Lage hatte sich ziemlich glänzend gestaltet, als ein Vorfall die Laufbahn seines Glückes in Aegypten unterbrach. Ali hatte eine finstre Gemüthsart; er glaubte über Soleh-Bey, einen seiner Wohlthäter, Beschwerden zu haben, und Furcht oder Verdacht war ihm Grund genug, ein Todesurtheil auszusprechen. Djezzar erhielt den Auftrag, ihm Soleh-Bey's Kopf zu bringen. Allein Djezzar, sey es aus Mitleid oder Gewissensbissen, weigerte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Da er am folgenden Tage bemerkte, daß ihn Ali bewachen ließ und zugleich vernahm, daß ein anderer Bey den Auftrag Saleh-Bey zu ermorden erhalten und vollzogen hatte, fürchtete Djezzar für seinen eigenen Kopf, entfloh seinen Wächtern und kam nach unerhörten Mühseligkeiten abermals nach Konstantinopel. Hier suchte er eine seinem in Aegypten bekleideten Rang angemessene Anstellung zu finden, allein da er an die Pforten der Großen mit leeren Händen klopfte, so fand er nirgends Einlaß. Abermals in die äußerste Verzweiflung gebracht, verdingte er sich auf einem Schiffe, das nach Syrien bestimmt war, mit dem Vorsatz, bei dem nächsten besten Pascha, an dessen Gebiet man landen würde, sich als gemeiner Soldat anwerben zu lassen.

Der Zufall hatte ihn zu den Drusen geführt, wo er im Hause des Kiaya des Emirs Jusuf gastliche Aufnahme fand. Bald darauf begab er sich nach Damaskus, wo er auf Empfehlung seines Gastfreundes die Stelle eines Aga und den Befehl von fünf Fahnen oder fünfzig Mann erhielt. Einige Zeit darauf vertraute ihm der Emir der Drusen den Befehl über Beyruth; aber kaum war er in Besitz dieses Ortes, als er seinen neuen Herrn verrieth, und auf den Mauern die Fahne des Sultans aufpflanzte. Der Emir Jusuf, empört über diese Treulosigkeit, forderte Gerechtigkeit von dem Pascha von Damaskus; aber müde täglich mit leeren Versprechungen hingehalten zu werden, schloß er mit Dahers, einem Scheik von einem der angesehensten Araberstämme der Küste, ein Schutz- und Trutzbündniß an dem Brunnen Salomons (Ras-al-Ain) und beide vereinigten sich sofort, Beyruth zu belagern. Die Stadt wurde von der Landseite durch die verbündeten Truppen belagert, während zwei russische Fregatten, die der Scheik und Emir zu diesem Dienst um sechshundert Beutel (225.000 Fr.) gemiethet hatten, sie vom Meere aus beschossen. Djezzar vertheidigte sich muthvoll, sein Widerstand war länger, als seine Feinde gehofft hatten; allein endlich nicht mehr im Stande, die Gegenwehr fortzusetzen, willigte er ein, sich an Scheik Dahers zu ergeben. Dieser voll Bewunderung eines so großen Muthes wünschte ohne Zweifel einen so tapfern Mann auf seine Seite zu ziehen, und nahm Djezzar mit sich nach Saint-Jean d'Acre, eine Stadt, die ihm gehörte, und die er zum Hauptorte seiner kleinen Herrschaft gemacht hatte. Die Güte des Scheiks gegen seinen Gefangenen verwandelte sich bald in die vertraulichste Freundschaft; Dahers nahm ihn unter seine vornehmsten Offiziere auf, und übergab ihm den Befehl eines Streifzuges gegen Palästina. Djezzar verläugnete aber auch jetzt nicht seine bisherige Sinnesart; kaum sah er sich frei, als er seinen neuen Wohlthäter verließ, wieder zu den Türken überging und Dienste bei dem Pascha von Damaskus suchte. Kurze Zeit darauf gab ein zwischen der Pforte und dem Pascha von Syrien ausgebrochener Krieg Djezzar Gelegenheit, sich dem Kapudan Pascha der Flotte bemerklich zu machen. Es gelang ihm, eine Anstellung im Gefolge des Admirals zu erhalten, den er auf einer Expedition gegen Saint-Jean d'Acre begleitete. Djezzar vertraut mit der Gelegenheit des Ortes und einigen seiner Einwohner, benutzte Dieß, Einverständnisse in der Festung anzuknüpfen. Sein Plan wurde so gut ausgeführt, daß der unglückliche Dahers durch die Empörung einiger seiner vornehmsten Offiziere und des größten Theiles seiner Soldaten überrascht, kaum noch Zeit fand, ein Pferd zu erreichen und durch das Landthor zu entfliehen. Ein Theil seiner Frauen begleitete ihn; aber sey es, daß sie minder gut als der Scheik beritten oder an dergleichen Strapazen nicht gewöhnt waren, bald sahen sie sich von den nachsetzenden Türken eingeholt, an deren Spitze sich Djezzar befand. Dahers erkannte ihn und von Begierde sich an ihm zu rächen ergriffen, stürzte er sich nur mit einer Handvoll seiner treuesten Araber auf seinen Feind. Der Kampf war bald entschieden; Djezzar endigte ihn, indem er durch einen Dolchstoß seinen alten Herrn zu seinen Füßen niederstreckte. Die Leiche des unglücklichen Scheiks blieb mehrere Tage unbegraben am Seegestade liegen; Niemand wagte es, sie zu beerdigen. Erst einige Tage darnach wurde er von einigen Einwohnern an dem Orte, wo er gefallen war, zur Erde bestattet. Ein einfacher Stein, blos mit der Aufschrift von Dahers Namen, bezeichnet diese Stätte.

Djezzars thätiger Antheil an der Einnahme von Acre trug ihm das Paschalik von dieser Stadt und von Seid (Sidon) ein. Von nun an begünstigte ihn das Glück immer mehr. Bald darauf erhielt er auch die Statthalterschaft von Damaskus, wodurch er zum mächtigsten Pascha der syrischen Küste erhoben wurde. Mit der Würde eines Pascha's von Damaskus ist auch der Titel eines Emir Adschi (Fürst der Pilgrime) verbunden, wodurch ihm die Pflicht die jährlich nach Mekka wandernden Pilgerkarawanen zu geleiten obliegt. Allein nicht blos der Schutz der Pilgrime steht ihm zu, sondern er muß auch für ihren Unterhalt sorgen, und hierüber mit den Arabern der Wüste die nöthige Uebereinkunft treffen, jedoch wie sich von selbst versteht Alles gegen gehörige Entschädigung. Es läßt sich denken, daß ein Mann wie Djezzar hieraus unermeßlichen Nutzen zog.

Nachdem Djezzar auf diesem Wege zu fast unabhängiger Gewalt gelangt war, brauchte er seinem zügellosen Geschmack an Blut und Plünderung nicht mehr Einhalt zu thun. Die zwei Paschaliks, die sich unter seiner Botmäßigkeit befanden, bildeten eine Art unabhängiger Herrschaft, die ihn zum unbeschränkten Herrn über Leib und Gut seiner Unterthanen und selbst der Pforte gefürchtet machten. Es wäre unmöglich, alle Greuelthaten dieses furchtbaren Mannes aufzuzählen; es genüge hier nur einige Züge aus seinem Leben neben einander zu stellen, die hinlänglich beweisen werden, daß Djezzar eines der größten Ungeheuer ist, welche die Geschichte kennt.

Von den Hauptstädten seiner beiden Paschaliks hatte Djezzar Saint-Jean d'Acre zu seinem Aufenthalt gewählt. Diesen Vorzug verdankte die Stadt unstreitig ihrer vortheilhaften Lage; denn da sie auf einer Halbinsel liegt und deren ganzen Flächenraum bedeckt, so ist sie gegen jeden Ueberfall hinlänglich sicher und leicht zu vertheidigen. Der Ort, wo er sich gewöhnlich aufhielt, war ein Kiosk, der mit seinem Palaste zusammenhing und dessen Fenster die Aussicht auf die Hauptstraße der Stadt hatten. Jeden Morgen setzte sich hier der Pascha auf einen Divan, der so gestellt war, daß er jeden Menschen, der über die Straße ging, sehen konnte. Gewahrte er unter den Vorübergehenden Jemand, dessen Gang oder Kleidung ihm mißfiel, so schickte er einen seiner Offiziere hinab, und ließ ihn ersuchen, herauf zu kommen. Diese furchtbare Einladung wurde zuweilen abzulehnen versucht; allein dann ersetzte Gewalt den freien Willen, und der Unglückliche befand sich einen Augenblick darnach vor dem Angesicht des Pascha und fragte bebend, was Seine Hoheit verlange. „Deine Gestalt mißfällt mir“ — oder „Du hast einen bösen Blick.“ war gewöhnlich die Antwort des ergrimmten Pascha, der sofort dem Manne durch einen seiner Offiziere die Nase, oder ein Ohr abschneiden, oder ein Aug ausreißen ließ. Nicht selten verrichtete er selbst, seinem ehemaligen Beruf getreu, den Henkerdienst. So saß er eines Tages auf dem fatalen Divan, und ließ sich gerade den Kopf scheeren, als er auf der Straße einen Türken bemerkte, der ihm mißfiel. Sogleich ließ er ihn heraufkommen und befahl dem Berber-Babschi (dem Oberbarbier) der ihn schor, dem Fremden ein Auge auszureißen. Der arme Teufel von Barbier erbebte am ganzen Leibe ob dieser Zumuthung und zögerte. „Ho, ho, schrie Djezzar, Du scheinst nicht zu wissen, wie man damit umgeht! Komm her, ich will es Dir zeigen!“ Der Barbier tritt zu ihm hin, und Djezzar setzt ihm den Zeigefinger seiner rechten Hand an den Augapfel, drückt ihn heraus, ergreift ihn mit beiden Fingern, reißt ihn ab, und wirft ihn dem Barbier vor die Füße.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 23. 23 Januar 1832.

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.

(Fortsetzung.)

Vor einigen Jahren kam eine große Barke von Tunbuktu nach Yauri, und als die Bemannung die Ladung gelöscht hatte, kehrte sie zu Lande nach Hause zurück, da es, wie sie sagten, eine zu beschwerliche Arbeit sey, das Schiff einen so weiten Weg stromaufwärts zu führen, weßhalb sie es in Yauri zurückließen. Die Reise von letzterer Stadt nach Salatu kann leicht binnen fünf Tagen zurückgelegt werden, Kulfo ist zwei Tagereisen entfernt. Yauri ist ein großes, mächtiges Königreich, im Osten von Haussa, im Westen von Borgu, im Norden von Cubbie und im Süden vom Königreiche Nyffe oder Nuffie begränzt. Der Sultan ist mit den Fellatah's, einem sehr unruhigen Volk, in beständige Kriege verwickelt. Die Stadt ist groß, fest und volkreich; sie liegt am linken Ufer des Flusses und ist von einem hohen, zwanzig bis dreißig Meilen im Umkreis haltenden, mit acht großen Eingängen oder Thoren versehenen Erdwall umschlossen. Im Monat Junius ist fast das ganze Land ein einziger großer Morast. Die Krone ist erblich und die Herrschaft unumschränkt; der vorige Sultan wurde wegen Bedrückungen abgesetzt; der jetzige regiert seit 39 Jahren. Seine Streitkräfte, deren er sich mit Erfolg gegen die Fellatahs bedient, sind bedeutend. Zur Zeit der Anwesenheit Landers war er damit beschäftigt, eine wegen zu drückender Abgaben empörte Provinz zu bekämpfen. Die Eingebornen verfertigen ein schlechtes Schießpulver, das einzige was man in diesem Theile von Afrika findet, recht hübsche Sättel und eine Art Tuch. Sie bauen Indigo, Zwiebeln, Tabak, Weizen nebst andern Getreidesorten und einen herrlichen Reiß. Die Viehzucht besteht aus Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen, und doch sind sie arm, schlecht bekleidet, und klagen beständig über schlechte Zeiten.

Die Reisenden gingen den Fluß von Cubbie aufwärts bis zu der Stelle, wo er in den Quorra fällt, dann schifften sie sich auf letzterm Fluß ein, um nach Bussa zurückzukehren, die Strömung trug sie 2 bis 5 Meilen in der Stunde. Am 20 September verließen sie Bussa, um dem Lauf des Flusses zu folgen, der sie jetzt 3 bis 4 Meilen in der Stunde trug. Das Flußbett ist voller Felsen, die den Schiffern während der trocknen Jahreszeit sehr gefährlich werden müssen. Sie kamen in das wenig bevölkerte Königreich Nyffe, welches große Städte hat, z. B. Layaba; unterhalb dieses Orts wechselt die Breite des Flusses von einer zu drei Meilen; Rabba, zwei Meilen von Zegozhe, ist eine große, volkreiche und blühende Stadt, und ihr Markt einer der bedeutendsten in der ganzen Gegend.

Im Monat Oktober fanden sie die Ufer des Flusses sehr sumpfig; jedes Dorf war mit tiefen Morästen und unzugänglichen Sümpfen umgeben; es war den Reisenden unmöglich zu landen, da sie die am Ufer lebenden Nilpferde zu fürchten hatten. Auf der Insel Toso fanden sie die ersten Kokosnüsse. Der Cudonia, ein sehr großer, von Nordost kommender Fluß, den Richard Lander schon auf seiner ersten Reise gesehen hatte, fällt hier in den Quorra. Etwas weiter unterhalb liegt Egga, eine volkreiche Stadt, deren Bewohner in portugiesische und Stoffe von Benin gekleidet sind, was vermuthen läßt, daß sie Verbindung mit dem Meer haben; Dieß wird um so wahrscheinlicher da sie große, in der Mitte mit Hütten versehene Fahrzeuge besitzen, unter denen die Eigenthümer mit ihren Familien wohnen. Der Fluß nimmt hier eine südliche Richtung, und vier Tagereisen zu Wasser weiter strömt ein fast eben so großer, von Nordost kommender Fluß in denselben, der damals sehr angeschwollen, und zwei bis drei Meilen breit war; sein Name ist Tschadda. Lander glaubt daß Fundah, wovon Clapperton während seines Aufenthalts zu Soccatu so viel sprechen hörte, drei Meilen von da an diesem Fluß, und nicht am Quorra liegen müsse.

Unterhalb des Zusammenflusses dieser beiden Ströme, fließt der Quorra zwischen Gebirgen, die gegen Südost immer höher zu werden scheinen, und denen wahrscheinlich jene, nach trigonometrischen Messungen 12 bis 13,000 Fuß hohen Spitzen angehören, die man von der Bucht von Benin aus gewahrt. Sobald man diese Gebirge im Rücken hat, kommt man nach der Stadt Kirri, wo das große Delta des Quorra anzufangen scheint, das sich südwestlich bis zur Mündung des Flusses vom Benin, und südsüdöstlich bis zu der des alten Calabar erstreckt; die Entfernung dieser beiden Mündungen von einander beträgt ungefähr 240 Meilen, und die von Kirri bis zu der Mündung des Nun fast ebensoviel. Dieses große Delta ist von zahllosen Armen des Quorra durchschnitten, die es oft überschwemmen; mitten im Wasser sieht man einzelne Bäume;

das Land ist flach und sumpfig. Die Ufer des Flusses bilden eine Menge kleiner Buchten, in denen die Kanoes und langen Barken der Sklavenhändler liegen, die die am Ufer stehenden Hütten bewohnen.

(Schluß folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Schluß.)

Die literarischen Urtheile Johnsons wurden zu seiner Zeit mit einer abergläubischen Verehrung aufgenommen; heut zu Tage werden sie kaum mehr als mit gleichgültiger Verachtung betrachtet. Es sind Urtheile eines starken, aber von Vorurtheilen unterjochten Verstandes. Innerhalb seiner engen Schranken entwickelte er eine Kraft und Thätigkeit, daß man hätte glauben sollen, es müßte ihm durch sie möglich geworden seyn, seine Fesseln zu zerbrechen. Es gehört zu den geheimnißvollen Wundern des menschlichen Geistes, daß ein Mann, der aus seinen Prämissen so scharfsinnig folgerte, eben zu so närrischen Prämissen sich bekennen konnte. Demselben Widerspruche begegnen wir bei den Scholastikern des Mittelalters, die in ihren Argumenten einen unvergleichlichen Scharfsinn entwickelten, ohne die Unhaltbarkeit der Grundlage einzusehen, auf die sie ihr Gebäude errichteten. Johnson entschied die literarischen Fragen wie ein Advokat, nicht wie ein Richter. Sein kritisches Gesetzbuch beruhte auf bloßer Annahme, die er zuweilen wohl durch eine aufgeführte Autorität näher begründete, selten aber gab er sich die Mühe, einen Grund anzugeben, der aus der Natur der Dinge hergeleitet war. So nahm er es für ausgemacht an, daß die Art von Dichtkunst, die in seiner Zeit blühte, die er von seiner Jugend an preisen zu hören gewohnt war, und in der er sich selbst mit Glück versucht hatte, die unübertrefflichste Poesie sey. Wiederholt sprach er es in seinen Werken als einen unwiderleglichen Vordersatz aus, daß die englische Poesie während der zweiten Hälfte des siebzehnten, und in der ersten des achtzehnten Jahrhunderts fortwährend in zunehmender Entwicklung erblüht sey. Seiner Ansicht zufolge waren Waller, Denham, Dryden und Pope die großen Reformatoren, welche die englische Poesie auf ihre höchste Stufe erhoben hatten. Alle Werke der Einbildungskraft betrachtete er von dem Gesichtspunkte aus, den seine Zeitgenossen anzunehmen beliebt hatten. Obgleich er zugab, daß Homer ein größerer Mann als Virgil war, schien er doch die Aeneide für ein größeres Gedicht zu halten als die Iliade; ja er zog sogar die Iliade Pope's der von Homer vor! An den alten englischen Balladen konnte er nichts Verdienstliches sehen, und von allen Werken, die aus der Feder seiner Zeitgenossen hervorgingen, erregten Richardson's Novellen allein seine Bewunderung. Tom Jones, Gullivers Reisen oder Tristram Shandy hatten in seinen Augen wenig oder gar keinen Werth. Gegen Macpherson war seine Geringschätzung gegründeter; aber wahrscheinlich nur aus Zufall; denn er verachtete Fingal gerade deßwegen, weßhalb Männer von Genie ihn bewunderten, nicht weil die Ossianischen Gedichte eigentliche Gemeinplätze waren, sondern weil sie einen Anstrich von Originalität hatten. Ueber Werke, die nach seinen eigenen Grundsätzen geschrieben waren, blieb Johnson ein vortrefflicher Richter; aber wenn tiefere Philosophie nöthig wurde, wenn er es versuchte ein Urtheil über jene großen Geister zu geben, die nur ewigen Gesetzen folgen, schoß er erbärmlich fehl. So kritisirte er Pope's Epitaphien vortrefflich, während seine Bemerkungen über Shakspeare und Milton jämmerlich sind.

Ueber Menschen und Sitten von gewissen Orten und Lebensarten hatte er eine scharfsinnige Beobachtungsgabe; allein von dem Menschen überhaupt hatte er äußerst beschränkte Ansichten. Nicht diesen, sondern die Londoner Spezies hatte er studirt. Aber mit seiner ganzen Welt- und Menschenkenntniß war es am ersten Schlagbaum Londons ein Ende. Von fernen Ländern und Zeiten sprach er mit den wunderlichsten und unwissendsten Vorurtheilen. „Die Athener zu Demosthenes Zeiten," sagte er zu Thrale, „waren ein viehdummes, barbarisches Volk. Jedes Volk, das keine Buchdruckerkunst hat, muß barbarisch bleiben." Eine Vervollkommnung der menschlichen Seele glaubte er nur mit Hülfe von Büchern möglich. Da er sah, daß der Londoner Pöbel, der nicht lesen konnte, dumm und viehisch war, so schloß er daraus, auch das athenienſische Volk müsse so gewesen seyn. Seine Verachtung fremder Völker war eben so groß, als diese seltsamen Vorurtheile. Die Franzosen nannte er ein dummes, unwissendes Volk, das weit hinter den Engländern zurückstehen müsse, und um sich dieses Urtheil zu erlauben, genügte ihm ein monatlicher Aufenthalt zu Paris, wo er kein Wort französisch sprach, aus Furcht, den Franzosen in der Unterhaltung einen Vortheil über sich zu lassen. Es sey ein unsauberes Volk, sagte er, da er einen Bedienten den Zucker mit bloßen Fingern hatte anrühren sehen. Seine Irrthümer dieser Art waren die eines Mannes, der den größten Theil seines Lebens in Städten zugebracht hatte; sein Besuch der Hebriden versetzte ihn in eine völlig neue Welt und schien in ihm ein heilsames Mißtrauen gegen sich in dieser Beziehung rege zu machen. Im letzten Abschnitt seiner Beschreibung dieser Reise gestand er selbst, seine Ansichten über Nationalsitten gehörten einem Manne an, der nur wenig gesehen habe. Allein dieses Gefühl verwischte sich bald wieder, und bis ans Ende seiner Tage behauptete er eine tiefe Verachtung gegen Reisen und Geschichte. Geschichte war in seinen Augen nichts viel Besseres als ein alter Kalender, und Geschichtschreiber hätten seiner Meinung nach keine höhern Ansprüche zu machen, als Kalendermacher. Stets sprach er mit Verachtung von Robertson; Hume wollte er nicht ein Mal lesen, und mit einem seiner Freunde fing er Streit an, weil dieser ihm von Sallust's Catilina sprach: „er wolle nie und nimmermehr von dem punischen Krieg reden hören," fügte er hinzu.

Johnson, wie Burke richtig bemerkte, erscheint uns in Boswell's Werk weit größer, als in seinen eigenen Schriften. Seine Gespräche waren wenigstens an Inhalt seinen Schriften gleich und übertrafen sie in der Form. Wenn er sprach, lieh er seinem Witz und seinem gesunden Verstand einen kraftvollen und natürlichen Ausdruck, so wie er aber die Feder ergriff, um sich ans Publikum zu wenden, verschlechterte sich sein Styl aus System. Alle seine Bücher sind in einer gelehrten Sprache geschrieben, die Niemand von seiner Mutter oder seiner Amme hört, in einer Sprache, in der sich Niemand jemals beklagt, in der Niemand von Handel und Wandel oder von Liebe spricht — in einer Sprache, in der kein

Mensch denkt. Die Worte, die ihm zuerst auf die Lippen kamen, waren einfach, kräftig und malerisch. Wenn er für die Oeffentlichkeit schrieb, übersetzte er seine Gedanken aus dem Englischen in's Johnson'sche. Seine Briefe von den Hebriden an Thrale sind das Original, und seine „Reise nach den Hebriden" nur die Uebersetzung derselben. Es verlohnt der Mühe einzelne Stellen von beiden mit einander zu vergleichen: „Als wir ins Zimmer traten," sagt er in einem seiner Briefe, „sprang ein schmutziger Kerl aus dem Bette auf, in welchem Einer von uns schlafen sollte." Dieser Umstand ist in seiner Reise so beschrieben: „Von einem der Betten, auf welchem wir der Ruhe genießen sollten, sprang bei unserm Eintritt ein Mann empor, schwarz wie ein Cyklope, der seinen Ambos verläßt."

Ein Hauptfehler des Johnson'schen Styles besteht in der Sucht, den einfachen und naiven Worten, die aus der angelsächsischen und normannisch-französischen Sprache stammen, jene später aus dem Griechischen und Lateinischen aufgenommenen Worten vorzuziehen, die zwar anglisirt worden sind, aber doch noch immer das Gepräge ihrer Abkunft tragen. Seine Gewohnheit, einen Gedanken mit unnützen Beiworten auszustopfen, bis er so steif wie eine Gliederpuppe wurde — seine Jagd auf Antithesen, die er selbst da anwendet, wo keine Gegensätze in der Idee liegen — seine großen Worte, die er an geringfügige Gegenstände verschwendet — seine kühnen Versetzungen, die so weit entfernt sind von jenen leichten und anmuthigen Versetzungen, womit die alten großen englischen Schriftsteller Reiz und Abwechslung in ihren Styl zu bringen wissen — alle diese Sonderbarkeiten wurden von seinen Bewunderern nachgeahmt und von seinen Gegnern parodirt, bis das Publikum der einen wie der andern überdrüssig wurde.

Goldsmith sagte sehr witzig zu Johnson: „Lieber Doktor, wenn Ihr eine Fabel von Gründlingen schreibt, so werdet Ihr die kleinen Fische wie Wallfische sprechen lassen." In der That hatte Niemand weniger Talent, um Charaktere zu individualisiren als Johnson; der Abenteurer, der Dumme, der Tugendhafte, die Kokette sprechen bei ihm in demselben pomphaften und gespreizten Styl. Kurz, um Johnson kennen zu lernen, muß man mehr sein Leben von Boswell als seine Schriften lesen. Zum Schluß wollen wir uns nur noch in das Klubzimmer versetzen, wo für Nugent ein Omelet und für Johnson Limonien auf dem Tische bereit stehen. Hier sehen wir alle Köpfe versammelt, die für alle Zeiten auf Reynolds Leinwand fortleben werden; hier ist Burke mit seiner Brille, und die lange hagere Gestalt Langtons, Beauclerc mit seinem höfischen Spottlächeln, und Garrik's strahlendes Lachen, Gibbon, der auf die Tabaksdose tippt, und Sir Joshua mit der Hörtrompete am Ohr. Im Vordergrunde des Gemäldes erblicken wir die wunderliche Gestalt Johnsons mit ihrem gigantischen Umfang, ihrem breiten gedrungenen Gesicht, das die Spur seiner skrophulösen Krankheit trägt; wir sehen den braunen Rock, die schwarzen abgetragenen Strümpfe, die graue haarschlechtige Perrücke mit dem abgenutzten Scheitel, die schmutzigen Hände, die bis auf's Leben abgenagten Nägel; wir sehen konvulsivisch zuckend Augen und Mund während die schwerfällige Figur sich daher wälzt und hören ihr brustendes Athmen.

Welches seltsame Schicksal hatte doch dieser merkwürdige Mann! Während seines Lebens für einen klassischen Schriftsteller gehalten, empfing er von seinen Zeitgenossen alle Huldigungen, die gewöhnlich nur die Nachwelt Männern von Genie zuerkennt, und diese Art von Berühmtheit, gewöhnlich die hinfälligste von allen, wurde für Johnson die dauerhafteste, während der Ruf seiner Schriften, durch die er sich Unsterblichkeit zu erringen hoffte, mit jedem Tage mehr verhallt, während so lange englische Sprache gesprochen werden wird, seine Wunderlichkeiten und Tischgespräche sich forterhalten werden, von denen er wahrscheinlich glaubte, daß sie mit ihm zu Grabe gehen würden.

Englische Gefängnißscenen.

Der Gottesdienst in Newgate.

(Schluß.)

Sobald ein Mann zur Hinrichtung bestimmt ist, so fordert die dringende Gefahr die Geistlichen des Gefängnisses zu außerordentlichen Bemühungen auf. Die Kirchendiener von Newgate sind der Gefängnißprediger, ein katholischer Geistlicher und einer oder zwei Dissenters, welche freiwillige Dienste leisten, diese aber nicht bloß auf Personen ihrer Sekte beschränken; der katholische Geistliche besucht nur Katholiken. Sobald das Gericht eine Anzahl der von Old-Bailey Verurtheilten zur Hinrichtung bezeichnet hat, besuchen der Gefängnißprediger und seine Gehülfen den Armensünderhof (press-yard) jeden Tag mehrere Male, und leben so zu sagen mit den Verurtheilten, die sie zu Gebet, Reue und Glauben ermahnen. Bei ungefähr der Hälfte solcher Verbrecher sind die Bemühungen der Religionslehrer von Erfolg und von der besten Wirkung auf die Gefangenen. Bei einem von vier Fällen kann man annehmen, daß keine religiösen Eindrücke haften; der Verbrecher bleibt bei allen religiösen Ceremonien gleichgültig, da er sich bis zum letzten Augenblicke mit der Hoffnung auf Begnadigung schmeichelt. Im vierten Falle schlagen die Bemühungen des Religionslehrers nicht nur gänzlich fehl, sondern sie haben auch den ganz entgegengesetzten Erfolg, daß sie die Gefangenen veranlassen der Religion zu spotten, ja sogar in den lächerlichsten Ausdrücken gegen sie zu rasen, und oft ist an Tagen, wo Mehrere gehangen werden, der begleitende Geistliche von einem oder zweien der Verurtheilten den größten Beschimpfungen ausgesetzt. Hier muß er wahre Standhaftigkeit beweisen, denn jedes Jahr werden Newgate gegenüber Mehrere aufgehängt, die im letzten Augenblicke Gott, Christus und das heilige Sakrament verfluchen. Kehren wir jetzt zu jenem Stuhle der Verurtheilten zurück und nehmen an, daß vier Personen auf ihm sitzen, die zur Hinrichtung bestimmt sind. Die ganze Versammlung der Gefangenen betet jeden Morgen für die Verurtheilten; allein am Sonntage vor der Hinrichtung ist großer Gottesdienst, gewöhnlich „die Armesünderpredigt" (the condemned sermon) genannt, bei welchem eine für diese Gelegenheit passende Predigt gehalten wird und eigene Gesänge, als z. B.: „Klage eines Sünders," gesungen werden. Dieser Gottesdienst wird mit besonderer Feierlichkeit gehalten; die Sheriffs mit ihren großen goldenen Ketten wohnen ihm bei, und er ist überhaupt darauf berechnet, auf die Versammlung der Verbrecher der Hauptstadt einen tiefen Eindruck zu machen. Ob der Eindruck gut oder schlecht sey, möge dahin gestellt bleiben, um aber darzuthun, daß ich Belege habe, um ein richtiges Urtheil zu verbürgen, so möge hier die Beschreibung eines solchen Armensündergottesdienstes folgen, von dem ich bis auf den kleinsten Umstand Zeuge war. Die Sheriffs mit ihren Untersheriffs und zwei Freunden, welche die Neugier herbeigezogen hat, sitzen bereits in ihrem eigenen Stuhle. Nicht weit von ihnen stehen zwei große Bedienten, die sich in ihren Staatslivreen stolz aufblähen. Der Prediger steht an seinem Pulte; sein Chorhemd ist augenscheinlich frisch gewaschen und gestärkt, und jene, welche ihn sonst täglich sehen, bemerken heute eine besondere Feierlichkeit, vielleicht Wichtigkeit, in seinem Gesichte und Benehmen. Der Küster ist damit beschäftigt, die für diese Gelegenheit passenden Psalmen aufzuschlagen; das Trauerspiel beginnt. Zuerst treten der Schulmeister und seine Kinder ein; dann kommen die noch unter Verhör stehenden Gefangenen; nach diesen die zum Transport bestimmten, unter denen die früheren Gefährten der zum Tode Verurtheilten sich befin-

den; diesen folgen die Weiber, und endlich kommen die Verurtheilten, vier an der Zahl. Der erste von diesen ist ein junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren, der wegen eines Diebstahls von mehr als fünf Pfund Werth, den er in einem Wohnhause verübte, sterben muß; seine Gesichtszüge haben nichts Bösartiges; im Gegentheile sind sie angenehm, verständig und sogar gefällig. Betrug, Furcht und Ausschweifungen haben noch nicht Zeit gehabt, seinem Gesichte ihr Gepräge aufzudrücken; er schreitet fest, mit aufrecht getragenem Kopfe, einher, blickt nach der Galerie der Weiber und lächelt. Seine Absicht ist, bei Denen, die ihn diesem frühzeitigen Ende entgegenführten, für einen braven Burschen zu gelten; aber sein Versuch schlägt fehl; die Furcht ist stärker als die Eitelkeit. Plötzlich läßt er den Kopf sinken, und so wie er sich niedersetzt, zittern seine gebrochenen Knie und schlottern aneinander. Der zweite ist ein alter Verbrecher, dessen ganzes Aeußeres den Stempel der Frechheit und des Bösewichts trägt. Er war zuerst zum Tode verurtheilt, wurde dann begnadigt und zur Transportation auf Lebenszeit verurtheilt. Nachdem er die Todesstrafe, durch die an sich nicht strafbare Handlung der Rückkehr nach England, verschuldet hatte, muß er wegen eines seit seiner Rückkehr begangenen Einbruchs sterben. Sein Blick auf die Sheriffs und den Geistlichen drückt Spott und Verachtung aus; aber selbst dieser verhärtete Bösewicht wird sich im entscheidenden Augenblicke beugen. Der dritte ist ein Schafdieb, ein armer unwissender Teufel, in dessen Prozesse mildernde Umstände vorkommen, der aber hängen muß, weil dem Staatssekretär zu Ohren gekommen ist, daß dieses nicht sein erstes Verbrechen war, und weil kürzlich eine Menge von Schafen von andern Dieben gestohlen worden sind. Er ist ganz damit zufrieden, daß er sterben muß, und wirklich haben auch die Bemühungen des Geistlichen und Anderer ihn so weit gebracht, daß er seine Lage für beneidenswerth hält und die Himmelspforten schon geöffnet sieht, um ihn aufzunehmen. Der vierte ein elender alter Mann in zerlumpter schwarzer Kleidung ist schon halbtodt; er war Geistlicher der englischen Kirche (Peter Fenn) und ist der Fälschung überführt. Es wurde sowohl von seinen Freunden als auch von ganz Fremden Alles gethan, um sein Leben zu retten, und Dieß gab ihm Hoffnung bis sein Urtheil unterschrieben war; jetzt ist er in Verzweiflung. Er wankt gegen den Stuhl, fällt in ihn hinein, kriecht vorwärts, wirft sich auf den Boden; durch eine seltsame Krümmung seines Rückgrates wird sein Kopf ganz vom Leibe verdeckt. Die Sheriffs schaudern, ihre neugierigen Freunde drängen sich vorwärts, der Schließer macht ein finsteres Gesicht gegen die aufgeregte Versammlung, die vor Kurzem noch lächelnden Trabanten schließen die Augen und vergessen ihre Livreen; der Prediger faltet die Hände; die Gefängnißknechte stoßen ihr „Hush!“ (St!) aus, und der alte Küster erhebt seine schnarrende Stimme und spricht: „Laßt uns singen zum Ruhm und Preis des Höchsten!“ Kein Trauerspiel hat wohl eine so ergreifende Scene als diese aus der Tragödie des wirklichen Lebens genommene, die sich hier achtmal im Jahre wiederholt. Jetzt wird das Morgenlied gesungen, welches die Verurtheilten an Das erinnert, was ihrer morgen früh wartet. Um acht Uhr des andern Morgens schlägt ihre letzte Stunde, und jetzt begeben sie ihr Todtenamt. Der junge Mensch, für den es eigentlich gehalten wird, ist allein von Allen im Stande und willig zu beten, kann aber aus Mangel an Uebung die Stelle in seinem Gebetbuche nicht finden. Der Prediger beobachtet ihn, sieht auf die Sheriffs und sagt mit lauter Stimme: „Der Gottesdienst für die Todten.“ Die Hände des jungen Menschen, die das Gebetbuch verkehrt halten, zittern. Den Räuber hört man einen zornigen Fluch murmeln; der Schafdieb lächelt, und indem er die Arme aufwärts hebt, blickt er freudig nach der Decke der Kapelle. Der alte Geistliche rührt sich nicht Nachdem Alle „die Wehklage des Sünders“ gesungen und wenigstens dem Anscheine nach für Die gebetet haben, welche jetzt „der schrecklichen Vollziehung ihres Urtheils entgegen gehen,“ beginnt die Predigt. Der Prediger von Newgate ist ein strenger Orthodox der englischen Kirche; seine Reden sind schlicht und populär, und für die bewegte Versammlung ganz geeignet. Der Text allein reicht hin, die Herzen der Versammlung, die durch die große Ungerechtigkeit, von der sie hier Zeuge ist, und durch den Widerspruch, daß man einen Akt, welcher Menschen ihres Lebens beraubt, mit der Religion in Verbindung bringt, ohnehin schon bewegt sind, auf das heftigste zu erschüttern: „Ein gebrochenes Herz ist ein Gott wohlgefälliges Opfer; ein gebrochenes und zerknirschtes Herz wirst Du, o Gott, nicht verstoßen!“ Anfänglich richtet sich die Predigt an die Versammlung überhaupt, die aufmerksam zuhört, mit Ausnahme des alten Geistlichen und des Räubers, an den der erstere angelehnt liegt, während die Augen des letztern umher schweifen, und Einem von seiner Bekanntschaft unter den noch unter Verhör stehenden Verbrechern zuwinken. Endlich macht der Prediger eine Pause, dann sagt er in einem tiefen, fast flüsternden, aber doch Allen verständlichen Tone: „Nun zu Euch, Ihr armen Sterblichen, die Ihr jetzt die letzte Strafe des Gesetzes erdulden werdet.“ Doch wozu das Ganze wiederholen, es sey genug, zu sagen, daß er in dem nämlichen feierlichen Tone etwa zehn Minuten lang fortfährt, von Verbrechen, Strafen, Gefangenschaft, Schande, Schmach, Jammer, Schmerz, Unglück, Angst, kinderlosen Eltern, Witwen, hülflosen Waisen, gebrochenen und zerknirschten Herzen und vom Tode des andern Morgens zum Wohle der Gesellschaft zu sprechen. Was ist der Erfolg? Die halbtodten Menschen sind fürchterlich bewegt; der junge Hausdieb hat allem Trotz entsagt; er klammert sich krampfhaft an den Rand des Stuhls; seine Füße wanken; er stößt einen matten Schrei aus und sinkt zu Boden. Der Räuber bewegt sich weder, noch spricht er ein Wort; sein Gesicht ist aschfarb und seine Lippe blutet; denn ohne es zu wissen, hat er entweder aus Zorn oder um seinen sinkenden Muth zu wecken sich selbst gebissen. Der arme Schafdieb ist in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande; er streckt seine Hände weit aus und schreit laut: „Gnade, guter Gott, Gnade ist Alles, was ich bitte. Der Herr ist gekommen in seiner Barmherzigkeit. Dort! dort! Ich sehe das Lamm Gottes! Wie glücklich bin ich, das ist Seligkeit!“ Indeß liegt der alte Geistliche zusammengekrümmt wie ein schlafender Hund; Hände, Füße, Arme, sogar die Muskeln seines Rückens sind in heftiger, schütternder Bewegung, gleich einem galvanisirten Körper; plötzlich stößt er einen kurzen, schrillenden Schrei aus, und Alles ist still. Diese Stille hält nicht lange an; so wie der Prediger sagt: „Zum Schluß“ erheben die Weiber ein Geschrei, das mit einem scharrenden Geräusche untermischt ist, welches von den Bewegungen Derer herrührt, deren hysterische Zufälle mit einer Ohnmacht enden. Die Sheriffs bedecken das Gesicht; der Schließer versucht es, ungerührt zu scheinen, aber sein Auge blickt ängstlich über die bewegte Versammlung, und die Kinder um den Abendmahlstisch starren und gaffen mit kindischer Verwunderung. Die unter Verhör stehenden Gefangenen bewegen sich hin und her, indem sie leise murmeln, und die Hauptverbrecher, die kürzlich noch auf der schwarzen Bank saßen, scheinen ermattet von innerer Bewegung. Diesen Anblick hat man noch einige Minuten lang, und dann zerstreut sich die Versammlung. Die Verurtheilten kehren in ihre Kerker zurück; der alte Geistliche von Knechten geführt; der junge Mensch laut schluchzend wie ein Kind; der Räuber Flüche und Verwünschungen murmelnd, und der Schafdieb schüttelt den Knechten die Hände, pfeift fröhlich und sieht mit irren Blicken aufwärts.

Vermischte Nachrichten.

In den letzten Tagen des Dezembers traten in London sehr dichte Nebel ein. So breitete sich am 27 Dezember zwischen zwölf und ein Uhr ein Nebel über die Hauptstadt aus, wie sich die Meteorologen kaum eines Gleichen erinnern können. Derselbe erhob sich im östlichen Theile der Stadt bei einem kaum fühlbaren Ostwind, und hüllte in kurzer Zeit alle Straßen und Gebäude mit seinem gelblichen Dunst in eine solche Dunkelheit, daß Fußgänger und Wagen auf ihrem Wege die größte Vorsicht anwenden mußten. Sogleich wurden die Läden, öffentlichen Gebäude, Kaffeehäuser und Plätze beleuchtet, was einen seltsamen Contrast mit den gewöhnlichen Mittagsgeschäften bildete. Bald darauf verlor sich jedoch der Nebel in einer westlichen Richtung. Als etwas bei solchen Naturerscheinungen Ungewöhnliches bemerkte man, daß die obere Luftschichte von einer dunkelgelben Farbe war, die dem Widerschein eines großen Brandes bei neblichtem Wetter glich.

Eine Zeitung des amerikanischen Staates Alabama, beklagt sich bitterlich über den Mangel an Weibern in diesem erst neuerdings bevölkerten Staate. Man zählt dort hundert Männer auf eine Weibsperson. Die Zeitung versichert hoch und theuer, daß dort Mädchen reißend abgehen, und unter die Haube kommen. Aus Mangel an Concurrenz, meint sie, sey man in der Wahl nicht sehr schwierig.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 24. 24 Januar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

3. Pampulha. — Der Vögel und Insekten-Verwalter. — Paraiba. — Ein brasilianischer Eremit. —

Pampulha ist die erste, aus mehrern Häusern bestehende Niederlassung seit Porto d'Estrella; sie liegt in einem äußerst lieblichen Thale, welches noch wenig angebaut ist, und fast alle Einwohner sind Vendeiros. Derjenige, bei dem ich die Tropa erwartend zusprach, that sich viel darauf zu Gute, mir eine Flasche englischen Porter vorsetzen zu können, womit ich die Anwesenden bewirthete, die ihn, obgleich er entsetzlich sauer war, doch mit scheinbarem Vergnügen tranken. Ich war frühe angekommen, der Tag war ungemein heiß und nirgends Schatten zu finden, als unter dem Rancho oder in der Venda, ich beschloß also hier auszuruhen; aber zu meinem Unglücke war Pampulha gerade wenig besucht, und die guten Einwohner hatten lange Weile; sie versammelten sich daher größtentheils in der Venda, und bestürmten mich mit Fragen, deren Einfalt mich bald zum Lachen reizte, bald in Erstaunen setzte, wie unwissend hier die Menschen noch waren; übrigens befanden sich ein paar Portugiesen unter ihnen, die sich auch nicht im geringsten unterrichteter zeigten, als die armen Brasilianer, obwohl sie sich nicht wenig darauf einbildeten, Filhos do Reino *) zu seyn. Unter den verschiedenen Veränderungen, die sich seit ein paar Decennien in Brasilien zugetragen hatten, interessirte diese Leute besonders die naturforschende Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern welche das Landgut des Herrn von Langsdorff **) bewohnten. Sonst erhielt jeder Fremde, der den brasilianischen Boden betrat, einen Soldaten zur Begleitung; jetzt sah man die Mitglieder der erwähnten Gesellschaft ungehindert Reisen im Lande machen, allenthalben Untersuchungen anstellen, Gegenden aufnehmen u. s. w. Herr von Langsdorff selbst war der geübteste Schmetterlingsjäger, und hatte mehrere Leute im Solde, welche Vögel schießen und Insekten für ihn sammeln mußten. Da die Einwohner den Zweck dieser Sammlungen nicht begriffen, so hielten sie diese für eine Liebhaberei, und nannten Herrn von Langsdorff mit brasilianischem Witze: Administrator dos Passerinhos e bichos Verwalter der Vögel und Insekten); noch weniger begriffen sie die Absicht des Botanikers, welcher von ihnen häufig, Pflanzen sammelnd, angetroffen wurde; ihn nannten sie darum homem de capim (Grasmann.)

Ich beabsichtigte den kommenden Tag bis Paraiba zu reisen, und verließ darum Pampulha so frühe als möglich; der Morgen war ungemein schön, am azurnen Himmelsgewölbe zeigte sich kein Wölkchen, und mein Gemüth befand sich in jener behaglich heitern Stimmung, die sich gleichsam auf allen Gegenständen um uns her abspiegelt, und diese alsdann in dem günstigsten Lichte erscheinen läßt. Der Weg zog sich beinahe eine Legoa weit immer aufwärts zwischen einer an Abwechslung armen Gebirgsgegend hin; als ich aber den höchsten Punkt der Straße erreichte, lag ein Thal vor mir, so ausgezeichnet schön, wie ich noch keines in Brasilien gesehen hatte; ich stieg daher von meinem Pferde ab und weidete mich eine geraume Zeit an der herrlichen Aussicht, dann erhob sich aber mein Geist anbetend zu dem Weltenschöpfer. Ich habe in Europa Gegenden gesehen, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie

*) Die portugiesischen Auswanderer glauben sich durch diese Benennung „Söhne des Königreiches" vortheilhaft von den Brasilianern, ihren Abkömmlingen, auszuzeichnen.

**) Herr von Langsdorff, der als russischer Generalkonsul Brasilien schon seit 15 Jahren bewohnte, besaß damals eine Fazenda, Mandioca genannt, an der neuen Straße von Porto d'Estrella bis an den Fuß der Gebirgskette Serra da Estrella. Herr von Langsdorff hatte die Absicht, seine Fazenda nach rationellen Grundsätzen zu bewirthschaften und zu diesem Ende eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten aus Europa herübergeholt, die er hier ansiedeln wollte. Allein die Kolonie zerstreute sich, ehe es zum Anbau des Landes kam. Herr von Langsdorff stand an der Spitze einer von der kaiserlichen Regierung besoldeten Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, um Brasilien zu bereisen. Er hatte den Grund zu einer großen Kafferpflanzung und zu einem gewaltigen Palaste gelegt, mehrere Gebäude aufgeführt, eine Kaffee- und Mandioc-Mühle, einen großen Rancho und eine Ziegelbrennerei angelegt, aber alle diese Unternehmungen erwiesen sich weder nützlich noch einträglich. „Ohne die ergiebige Quelle," bemerkt der Verfasser, „aus der Herr von Langsdorff schöpfte, wäre sein Ruin unvermeidlich gewesen, und er würde das Schicksal vieler bemittelter Europäer getheilt haben, welche mit großen Erwartungen nach Brasilien kamen, und zu spät einsahen, daß der Wille Landwirth zu seyn nicht hinreicht."
A. d. R.

übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden.

(Schluß folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die übrige Lebensgeschichte Massasoits läßt sich kurz zusammenfassen. Im Jahre 1632 wurde er zu Sowams von einem Theil der Narraghansetts angegriffen, und mußte sich in ein englisches Haus flüchten. Sobald man in Plymouth sein Mißgeschick erfuhr, wurde ihm unverzüglich eine Schaar von Bewaffneten unter Anführung seines alten Freundes Standish zu Hülfe geschickt, worauf die Narraghansetts sich zurückzogen. Ungefähr um das Jahr 1639 nahm der Sachem, wie es scheint seinen ältesten Sohn Moanam oder Wamsutta zum Mitregenten an, denn am 28 September dieses Jahres erschienen beide vor „offenen Gerichtsschranken" zu Plymouth und verlangten, daß der alte Vertrag von 1621 unverletzt bleiben möge. Zugleich gingen sie einige neue Verbindlichkeiten ein, die vorzüglich darauf hinausliefen, der Kolonie für spätere Zeiten ihre Ansprüche auf das Land der Pokanokets zu sichern. Von dieser Zeit an erscheinen die Namen von Vater und Sohn häufig neben einander in Urkunden, durch welche den Engländern Landstriche abgetreten werden. Im Jahre 1619 verkaufte Massasoit ihnen in seinem eigenen Namen den Bezirk von Bridgewater. „Kund und zu wissen sey hiemit, heißt es in der darüber ausgefertigten Urkunde, daß ich Usamequin, Sachem des Landes der Pokanokets gegeben, verliehen und verkauft habe, an Myles Standish" u. s. w. Diese Erklärung ist unterzeichnet von dem Handzeichen des Sachems und ein anderer Artikel von Standish und zwei andern Engländern, wodurch sie sich verbindlich machen: „dem besagten Usamequin für den abgetretenen Strich Landes zu geben: sieben Röcke, neun Hackbeile, acht Kärste, zwanzig Messer, vier Elenthierhäute, zehn und einen halben Yard Baumwollenzeug." Vier Jare später traten Vater und Sohn gemeinschaftlich gewisses Land in der Nachbarschaft ihrer Residenz um einen Geldwerth von fünfunddreißig Pfund ab. Aus der diesem Kaufe angehängten Bedingung, daß der abgetretene Boden von den Engländern in Besitz genommen werden könne, so bald die darauf wohnenden Indianer ihn verlassen haben würden, läßt sich schließen, daß die Sachems eben nicht als unbeschränkte Herren mit Grund und Boden ihres Landes zu schalten hatten. Dieß war eine der letzten Gelegenheiten, bei denen Massasoits Name vorkommt. Im Jahre 1656 starb er, und mußte um diese Zeit über siebzig Jahre alt seyn, da die Kolonisten fünfundvierzig Jahre früher, wo sie zum ersten Male mit ihm zusammentrafen, von ihm als einem Manne sprachen, der in seinen besten Jahren war.

Dieß sind einige wenige Züge, welche die Geschichte aus dem Leben des ersten und besten Freundes der Ansiedler aufbewahrt hat, und so einfach sie sind, so leuchtet aus ihnen doch hervor, daß Massasoit einer der merkwürdigsten Menschen der indianischen Race war. Massasoit war ein völlig ununterrichteter Wilder, unbekannt mit den einfachsten Kenntnissen des Lesens oder Schreibens, selbst nach einem fast fünfzigjährigen Umgang mit den Ansiedlern, und zeichnete sich vor den übrigen Wilden durch nichts aus, als durch eine einfache beinerne Kette. Es muß hiebei bemerkt werden, daß die ihm oder vielmehr seinen Vorfahren übertragene Oberherrschaft ein freiwilliges Zugeständniß war, das durch allgemeinen Beschluß oder durch Abfall und Empörung der einzelnen Sigamoren zurückgenommen werden konnte. Die bloßen Eigenschaften seines Herzens und Geistes waren es also allein, die ihm ihre Treue erhalten, ihre heftigen Leidenschaften nach seinen Absichten bändigen, und ihm ihr persönliches Vertrauen und ihre Zuneigung erwerben mußten. Daß dieß der Fall war, geht daraus hervor, daß sein langes Leben hindurch zwischen den zahlreichen Pokanoketstämmen und den Engländern nicht der geringste Streit oder Zwist entstand. Da einige dieser Stämme der Kolonie näher lebten, als irgend andere Indianer und täglich so zahlreich in die Niederlassung kamen, daß die Ansiedler Massasoit bitten mußten, er möchte sie von diesen lästigen Besuchen befreien: so mußten diese schlauen Wilden so gut wie Massasoit selbst hinlänglich bemerkt haben, daß die Kolonisten eben so furchtsam, als schwach an Kraft und Zahl waren. Einige derselben, wie z. B. der Sachem Corbitant, zeigten offenbar feindselige Gesinnungen, und hatten vielleicht Ursache dazu, und doch rief dieser kühne und ehrgeizige Häuptling Massasoits Verwendung an, um ihn mit den Engländern auszusöhnen. Und so groß war der Einfluß des Obersachems nicht allein auf diesen, sondern auch auf die Sachems der Massachusetts, daß neun der mächtigsten von ihnen bald darauf aus großer Entfernung nach Plymouth kamen, um der englischen Macht ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Daß Massasoit von seinen Unterthanen und Nachbarn, nah und fern geliebt und geachtet wurde, beweist die große Menge besorgter Freunde, die sich während seiner oben erwähnten Krankheit um sein Lager drängten. Einige von ihnen waren ihn zu sehen mehr als hundert Meilen weit hergekommen, wie Winslow bemerkt; und alle warteten auf den Erfolg von Winslow's Arzneimitteln mit einer Aengstlichkeit, als wäre der Kranke Vater und Bruder eines Jeden von ihnen gewesen. So dürftig die geschichtlichen Nachrichten von ihm sind, so läßt sich aus ihnen doch ersehen, daß er sich diese Liebe durch große Herzensgüte zu erwerben wußte. In Winslow's Tagebuch ist ein Zug von rührender Einfachheit aufbewahrt, der beweist, wie sehr der Sachem das Wohl seiner Unterthanen im Auge behielt, selbst als er kaum noch vom Rande des Grabes gerettet worden war. „Diesen Morgen," erzählt Winslow, „bat mich der Sachem in Sowams einen oder den andern Indianer zu besuchen, und sie wie ihn zu behandeln und ihnen etwas von Dem zu geben, was ich ihm gegeben hatte; es seyen gute Leute, setzte Massasoit hinzu."

Massasoit zeichnete sich nicht als Krieger aus, und man weiß von keinen offenen Feindseligkeiten, in die er selbst mit den umwohnenden feindlichen Stämmen verwickelt gewesen wäre. Dieß gibt einen neuen Beleg für den überwiegenden Geist des Sachems, zumal unter einer so kriegerischen Bevölkerung wie die Indianer, die sonst nur durch Kriegsthaten ausgezeichneten Männern Ehrfurcht bewiesen. Alle eingebornen Stämme von Neu-England geriethen unter sich oder mit den Engländern in blutige Streitigkeiten, in

denen sie früher oder später einem Schicksal unterlagen, das Massasoits Klugheit sich und seinen Stämmen noch zu ersparen wußte. Die unruhigen Häuptlinge, die unter den Massachusetts Unfrieden stifteten, wurden von Standish insgesammt aufgerieben, nur einige Hunderte entkamen dem Verderben und gingen elend in ihren eigenen Sümpfen zu Grunde. Die Pikwots, die nur kurz vorher noch dreitausend Bogenschützen ins Feld stellen konnten, waren im Jahre 1637 bereits fast völlig ausgerottet, während die Wilden von Maine, die Mohaks von Neu-York, die Narraghansetts und die Mohigane sich unter einander bekämpften und aufrieben mit einer Wuth, als wollten sie absichtlich sich vertilgen, um den neuen Ankömmlingen ihre Wildnisse zu räumen.

Zum Schlusse mögen hier von ihm noch einige Anekdoten folgen. Sein alter Freund Winslow hatte im Jahre 1634 während des Sommers eine Handelsreise nach Connecticut gemacht und bei seiner Rückkehr seine Schiffe an der Narraghansett-Küste, man weiß nicht aus welchem Grunde, verlassen, um seinen Weg nach Plymouth quer durch die Wälder fortzusetzen. Da er in einige Verlegenheit, wahrscheinlich in Betreff des Weges gekommen war, so suchte er Sowams zu erreichen, um sich den Beistand seines alten Bekannten Massasoit zu erbitten, der ihn auch mit gewöhnlicher Güte aufnahm, und ihm anbot, ihn selbst nach Plymouth — zwei Tagreisen weit zu Fuße zu begleiten. Voraus aber hatte der Sachem einige seiner Leute gesendet, um der Kolonie die Nachricht zu bringen, daß Winslow gestorben sey, wobei er es ihrem eigenen Scharfsinn überließ, die näheren Umstände zu erfinden und auszumalen. Winslow's Tod wurde auch in der Kolonie mit großer Bestürzung vernommen und bedauert, als am folgenden Tag Massasoit mit Winslow eintraf, mit dem Ausdruck ungewöhnlicher Freudigkeit auf seinem ehrlichen und gutmüthigen Gesicht. Als man ihn fragte, warum er Tags vorher die falsche Nachricht habe ausstreuen lassen, erwiderte er; er habe es gethan, um Winslow einen desto herzlicheren Empfang zu bereiten und die Ansiedler durch seine Rückkehr desto glücklicher zu machen. Um sich an diesem Anblick des Wiedersehens zu erfreuen, hatte er den weiten Weg gemacht, und er kehrte zurück erfreuter als vielleicht über den glücklichsten Streifzug gegen die Narraghansetts.

Squanto, der wie schon früher gesagt wurde, in der Kolonie zurückgeblieben war, suchte auf mancherlei Weise zwischen Massasoit und den Ansiedlern Mißtrauen und Unfrieden zu stiften, man weiß nicht ob aus ehrgeizigen Absichten, oder bloß um sich ein unter den Indianern gewöhnliches Vergnügen aus der angerichteten Verwirrung zu machen. So kam im Jahre 1622 ein Indianer, wahrscheinlich auf Squanto's Anstiften, in die Kolonie gestürzt, im Gesicht eine tiefe Wunde und ganz mit Blut bedeckt, indem er ausrief, sie möchten ihr Leben retten, und dabei voll Angst zurückblickte, als ob ihm die Feinde auf den Fersen folgten. Dann erzählte er, Massasoit habe an einem gewissen Ort seine Leute versammelt, um einen Angriff auf die Kolonie zu machen; er habe die Wunde erhalten, weil er sich diesem Vorhaben widersetzt, und kaum sey er mit dem Leben davon gekommen. Dieser Bericht erregte nicht wenig Bestürzung; obgleich Hobamok ein anderer Indianer der Aussage des Pokanketindianers auf's bestimmteste widersprach und rieth, man möchte insgeheim einen Boten nach Sowams schicken, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dieß geschah, und da der Kundschafter in Montaup Alles vollkommen ruhig fand, unterrichtete er den Sachem von dem gegen ihn in Umlauf gebrachten Gerüchte. Massasoit entrüstete sich darüber höchlich und ging selbst nach Plymouth, um von dem Gouverneur gegen seinen Verläumder Gerechtigkeit zu verlangen. Letzterer besänftigte ihn so gut es ging, und der Sachem kehrte nach Hause zurück. Bald darauf aber kam eine Botschaft an, die den Gouverneur Anfangs nur bat, in Squanto's Tod zu willigen. Der Gouverneur erwiderte, er sehe ein, daß Squanto den Tod verdient, allein er wünsche ihm wegen seiner werthvollen Dienste das Leben zu retten. Allein Massasoit sendete denselben Boten mit noch einigen andern zurück, die jetzt Squanto's Auslieferung forderten, was nach den ersten Artikeln des Vertrages nicht verweigert werden konnte. Zugleich bot man dem Gouverneur für die Auslieferung eine Menge von Biberfellen, welche die Abgesandten sammt dem eigenen Messer des Sachems zur Hinrichtung des treulosen Renegaten mitbrachten. Squanto überlieferte sich jetzt mit der den Indianern bei solchen Gelegenheiten eigenthümlichen Lebensverachtung selbst dem Gouverneur, der jedoch abermals Vorwände hervorsuchte, um ihn zu retten. Die Gesandten waren „toll vor Wuth und voll Ungeduld über den Verzug," sagt das Tagebuch, und gingen höchst aufgebracht davon. So sehr der Sachem in diesem Fall das Recht auf seiner Seite hatte, was auch der Gouverneur und Squanto selbst einsah; so ließ er sich doch am Ende versöhnen. „Es kostete uns viel Mühe, sagt hievon der Kapitän Smith, bis wir den entrüsteten König und die übrigen Wilden versöhnten, die denn endlich Squanto vergaben; wir selbst konnten ihn nicht wohl entbehren, da er allein unsre Sprache redete." Dieß also war wohl der Hauptgrund, warum man Squanto zu retten suchte.

Nachricht von einigen persischen Städten.

(Schluß.)

Balferuch bildet eine völlige Ausnahme von allen übrigen persischen Städten. Der Reisende, an den Anblick der gewöhnlichen Städte dieses Landes gewöhnt, ist überrascht, hier eine Stadt zu finden, die sich ausschließlich mit Handel beschäftigt, und ganz von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bevölkert ist, die eines Wohlstandes genießen, der sonstwo in Persien ohne Gleichen ist. Nicht ein einziger Khan oder Edelmann ist hier zu finden; der Gouverneur selbst ist ein Kaufmann. Diese Stadt bietet einen Anblick von Wohlhabenheit, Wohlleben und Bequemlichkeiten, und in den besuchteren Theilen der Stadt von Regsamkeit und Bewegung, die man sehr selten in den übrigen Städten dieses Königreiches trifft, wo nichts dergleichen zu sehen ist; der Reisende wird dabei an die betriebsamsten Handelsstädte Indiens erinnert. Balferuch kann, meiner Meinung nach, so wie es jetzt besteht, kein hohes Alterthum ansprechen; es ist eine Schöpfung des Handels, durch dessen glücklichen Einfluß sich die Stadt allmählich zu dem Umfang und der Bedeutung, die sie gegenwärtig hat, aufgeschwungen. Es ist schwer zu sagen, was zuerst den Handel dahin gezogen und den Grund zu dem blühenden Zustande der Einwohner gelegt hat; da im Gegentheile viele Umstände Balferuch hinderlich scheinen, ein wichtiger Handelsplatz zu werden. Zwar liegt es in einer reichen aber niedern und sumpfigen Gegend; die tiefen und kaum gangbaren Straßen scheinen eher geeignet, jede Verbindung mit der Stadt abzuschneiden, als sie zum Sitze eines beträchtlichen Transitohandels zu machen, wie sie wirklich ist, und ihr Hafen, der ungefähr sechs Stunden von ihr entfernt liegt, ist, so viel ich bemerken konnte, nur eine von allen Seiten offene Rhede. Dagegen liefert ihr die fette und fruchtbare Ebene, in der sie liegt, im Ueberfluß alle

Lebensmittel, die Masenderan hervorbringt, und hiedurch wird sie auch der Hauptmarkt dieser Erzeugnisse. Außerdem liegt sie fast gerade in der Mitte nach Kaswin, Teheran, Schahrud und das Innere von Persien hin, da sie in der Nähe der zwei Hauptwege angelegt ist, auf denen man über den Elbrus geht; in gleichem Verhältniß steht sie zu Recht, der Hauptstadt von Ghilan, die gleichfalls der Sitz eines ausgebreiteten Handels ist. Welche Umstände aber auch immer zur Begründung des Wohlstandes von Balferuch beigetragen haben mögen, die wesentlichste Förderung des Handels war die Freiheit, deren die Stadt genoß, da sie so zu sagen mit der Regierung gar nichts zu schaffen hatte, und von der Bedrückung frei blieb, die auf dem übrigen Lande lastet. Ihr Gouverneur, ein Eingeborner der Stadt und selbst Kaufmann, wird, wenn er auch wollte, es nicht wagen, irgend eine despotische Maßregel zu ergreifen. Balferuch ist sehr mäßig besteuert und genießt der Befreiung von allen militärischen Requisitionen.

Allein eine solche Lage ist zu glücklich, um auf die Länge in Persien Bestand zu haben. Bereits haben Balferuch's Reichthümer die Habgier Mohammed Kuli Mirza's gereizt, der zur Zeit, wo ich im Lande war, seinen Sohn Iskander Mirza als seinen Statthalter nach Balferuch zu schicken vorschlug; ein Schwarm von Mirza's, Khans und Golamis (Pagen) und anderen Hofbeamten und Günstlingen wird den jungen Prinzen begleiten, und da die Stadt die Kosten seines Aufenthaltes zu tragen haben wird, so wird sie bald von drückenden Steuern ausgesaugt seyn. Statt einer billigen und haushälterischen Verwaltung, die bis dahin dort herrschte, wird ein System von Betrug und Bestechung einreißen, Ordnung und Gerechtigkeit werden drückenden Intriken und ungerechten Erpressungen eines verdorbenen Hofes weichen müssen. Auf solchem Wege wird der Wohlstand Balferuch's bald zu Ende seyn. — Man zählt zu Balferuch zwanzig bis dreißig Kollegien, und diese Stadt ist eben so berühmt durch die große Anzahl ihrer Mullas oder Gelehrten als durch ihren Handel.

Ein eigenthümlicher Zug, der die Bevölkerung von Masenderan vor den übrigen Gegenden Persiens und namentlich vor Khorasan auszeichnet, besteht darin, daß Diebstahl dort äußerst selten ist. Die Einwohner von Balferuch zeichnen sich noch außerdem vor den Bewohnern von Sari durch ihre Höflichkeit und die Rücksichten aus, die sie den Fremden beweisen. Fraser hatte davon mehr als Ein Beispiel zu rühmen. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt begegnete er auch einem Menschen wieder, dessen Bekanntschaft er bereits in Teheran gemacht hatte, und der als Derwisch ein Strolchenleben führte, wobei er seinen Unterhalt auf Kosten der unwissenden Gläubigkeit fand.

Amul liegt nur 22 engl. Meilen von Balferuch. Ein Fluß, Nirraz genannt, trennt die Stadt Amul von einer Vorstadt, wo sich ein ansehnlicher Bazar befindet. Die Bevölkerung von Amul wird auf 35 bis 45 tausend Seelen geschätzt; im Sommer vermindert sich diese Anzahl bedeutend, da die meisten Einwohner, die nur einigermaßen wohlhabend sind, in den Gebirgen eine gelindere Temperatur suchen. Die Bazars sind groß und wohl versehen, indeß ist der Handel dieser Stadt durchaus nicht mit dem Balferuch's zu vergleichen, da er sich bloß auf die den Einwohnern nöthigen Bedürfnisse zu beschränken scheint.

Die Einwohner von Masenderan sind im Vergleich zu den anderen persischen Provinzen noch weit zurück in den Genüssen und Bequemlichkeiten des Luxus. Fraser erzählt in dieser Beziehung, daß er zu Balferuch und Amul seinen Theevorrath erneuern wollte, und nur ein Viertelpfund davon bei einem Gewürzhändler finden konnte, der dieses sonst überall so häufige Kraut nur in kleinen Gewichten und zu unerhörtem Preise verkauft. Kaffee kannte man kaum dem Namen nach in vielen Gegenden Persiens, die vom persischen Golf oder großen Handelsplätzen weiter entfernt liegen. So sieht man in Khorasan nur selten Kaffee, und man wird damit nur in den Häusern der Großen und Reichen bedient.

Der einzige Gegenstand, der in Amul die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt, sind die Trümmer eines schönen Mausoleums, das von Schah Abbas dem Großen über dem Grabe des Seiden Kawam-Eddin, mehr bekannt unter dem Namen Miz Beyurg, der vor ungefähr vierhundert Jahren die Herrschaft über Sari und Amul besaß, erbaute. Die Mutter des Schah Abbas stammte von diesem Seiden. Der Ursprung Kawam-Eddins stieg bis zu Ali und Fatime durch den Imam Zein-Elabidin hinauf. Durch Tugend und Frömmigkeit hatte er sich einen so großen Namen erworben, daß er bei Gelegenheit einer Revolution, die im achten Jahrhundert der Hedschira in Masenderan ausbrach, auf den Thron erhoben wurde, und so Stammvater einer Seiden-Dynastie wurde, die ihre Herrschaft bis zum Jahre 920 d. H. behauptete. Der Sohn Kawam-Eddins, Kamal-Eddin genannt, wußte sich sogar die Huld Timurs zu erwerben, und rettete hiedurch Leben und Eigenthum seiner Unterthanen, und behielt seine Unabhängigkeit, und den größten Theil seiner Staaten. Das oben erwähnte Denkmal hat das Loos aller der prachtvollen Monumente des Schah Abbas getheilt, und ein furchtbares Erdbeben, das vierzehn Jahre vor Frasers Ankunft statt fand, trug viel dazu bei, den Verfall des prächtigen Bauwerkes zu beschleunigen. Um nach Amul von Sari her zu kommen, überschreitet man den Fluß Hiraz, dessen Lauf sehr ungestüm und reißend ist, auf einer Brücke von zwölf Bogen, die auf den Grundlagen einer weit ältern Brücke auf Kosten Mirza Scheff's, eines Ministers Feth Ali Schah's, erbaut wurde, der erst vor wenigen Jahren starb, und dessen Edelmuth Masenderan viele Gebäude von öffentlichem Nutzen und viele fromme Stiftungen verdankt.

Lahidschan ist eine alte Stadt, deren jetzige Bevölkerung ungefähr 15,000 Seelen zählt, und deren Bazars eben so groß wie die von Amul reich mit Handelswaaren angefüllt sind. Der Hauptgegenstand ihres Handels ist Seide, die nach Recht oder Enzeli geht, um von dort ins Ausland verführt oder geradenwegs nach Ispahan gebracht zu werden, wodurch einige Manufakturen unterhalten werden. Wenn man von Lahidschan aus nach Recht gehen will, muß man über den Sefidrud setzen, einen Fluß, der aus den Gebirgen kommt, und in den höher gelegenen Gegenden Kiziluzen genannt wird. Er stürzt sich aus einer tiefen und gefährlichen Bergschluchte hervor, und fließt mit reißendschnellem Laufe einige Meilen östlich von Enzeli ins kaspische Meer.

Recht, die Hauptstadt von Ghilan war der Ort, wo Fraser das Ziel seiner Reisemühseligkeiten zu erreichen hoffte; allein er hatte hier durch das ungewöhnliche Zusammentreffen von Umständen größere Gefahren zu bestehen, als auf seiner ganzen Wanderung. Hier möge noch eine Anekdote stehen, die beweist, daß wenn die Religion, wie Fraser zu glauben geneigt ist, ihren Einfluß auf die Gemüther der Perser verloren hat, dennoch der Aberglaube noch große Gewalt übt. Nicht selten geschieht es, daß reiche Leute verfügen, daß ihre Leichen nach Mecheded gebracht und in den durch die Asche des Imam's Riza geweihten Boden zur Erde bestattet werden sollen. Während Fraser zu Asterabad war, verbreitete sich das Gerücht, daß die Turkomanen, vom Stamme Tekeh, sich mit den Usbecken vereint hätten, um einen Einfall in Khorasan zu machen, und daß schon mehrere Tausende dieser Räuber bereit seyen, dieses Vorhaben auszuführen. Man sprach auch von Tschappus oder feindlichen Einfällen, die in der Nachbarschaft von Schahrud gemacht worden, wobei unter andern kostbaren Gegenständen auch die Leiche eines vornehmen Mannes entführt worden sey. Fraser glaubte, daß sie daran einen schlechten Fang gemacht haben möchten; allein man versicherte ihm, daß ihnen dieser Raub wenigstens 20,000 Tomans (275,000 Fr.) eintragen würde; denn der Sohn, der Bruder und die nächsten Anverwandten des Verstorbenen würden nicht zugeben, daß seine Leiche in einem von ungläubigen Sunniten bewohnten Boden beerdigt werde, und folglich würden sie um jeden Preis, den die Räuber forderten, die Leiche erkaufen müssen. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich einige Zeit zuvor, und da die Verwandten des Verstorbenen nicht das ganze verlangte Lösegeld zu bezahlen im Stande waren, so begnügten sie sich einen Arm zu kaufen, für den sie tausend Tomans (eine Münze von Khorasan, ungefähr 35,000 Fr.) bezahlten, und dieses Glied wurde nach Mecheded gebracht, und dort als Repräsentant des ganzen Leibes zur Erde bestattet.

Englische Schiffahrt.

Vom Jahre 1816 bis 1823 zählte man 27,309 englische Schiffe, die durch den Sund segelten, von 1824 bis 1830 also in den sieben Jahren, welche auf den zwischen Großbritannien und den nordischen Mächten geschlossenen sogenannten Reziprocitäts-Vertrag folgten, 30,966. In den diesem Vertrag vorausgegangenen acht Jahren schifften im Durchschnitt jährlich 3425 durch den Sund. Im Jahre 1816 zählte man 1848 solcher Schiffe und im Jahre 1830, 4239.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 25. 25 Januar 1832.

Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten zu Moskau.

Mit einem Seitenblick auf die Rechtspflege in Rußland. *)

Wenn noch häufig in Rußland unter der schimmernden Decke neuer Kultur die alte moskowitische Barbarei hervorblickt, so gibt es doch noch dort einen Gegenstand, welcher nur ungetheiltes Lob und aufrichtige Bewunderung verdient: ich meine Moskau's Wohlthätigkeitsanstalten, welche ich so eben besichtigt habe, und in denen mir die Ueberzeugung ward, daß man nirgends die Mildthätigkeit auf eine edlere Art und in reichlicherem Maße, als hier, üben kann. Freilich mußte wohl, in diesem Lande, wo bei dem Bestehen der Leibeigenschaft, die Arbeit, ja das Leben eines ganzen Volkes einer einzigen privilegirten Klasse gehört, auch diese sich ihrerseits zu um so größeren Verpflichtungen gegen die leidende Bevölkerung verbunden fühlen; doch mindert dieses nicht ihr Verdienst, diese edeln Pflichten so tief gefühlt zu haben, und ihnen so großmüthig zu genügen.

Das Waisen- und Findelhaus bildet, mit den dazu gehörenden Anstalten, ein geräumiges Stadtviertel von Moskau. Das Hauptgebäude gilt mit Recht für das am Besten unterhaltene Gebäude der Stadt; es enthält Wohnungen für mehr als 2000 Individuen. Diese Stiftung nimmt jährlich 5—6000 Kinder auf, und nie darf sie eines aus Rücksicht auf die Menge der dargebrachten Kinder, auf deren physischen Zustand, oder die Lage ihrer Eltern, zurückweisen. Unmittelbar nach ihrem Eintritte werden die Kinder getauft, dann vaccinirt und mit einer in ein elfenbeinenes Täfelchen gegrabenen Nummer versehen. Dieses Täfelchen legen sie nie ab, und so wird es den Eltern möglich, sobald sie es wünschen ihre Kinder wieder aus der Anstalt zurückzunehmen.

Bald nach ihrer Aufnahme werden die Kinder auswärts wohnenden Ammen übergeben, mit Ausnahme der Kranken und derjenigen, welche als Zöglinge (pensionaires) in der Anstalt selbst bleiben. Bis zum Alter von 18 Jahren werden die außer dem Hause Erzogenen auf Kosten der Anstalt unterhalten, nach diesem Alter aber erhalten sie eine bestimmte Versorgung. Die Mädchen sucht man zu verheirathen, die männlichen Individuen werden auf einem Krongute als Pächter untergebracht. Glücklicher ist das Loos der Zöglinge, sie erhalten im Waisenhause selbst eine ihren Fähigkeiten angemessene Erziehung, und diesen Vortheil genießen alle diejenigen, deren Eltern oder Wohlthäter bei ihrem Eintritte in die Anstalt die geringe Summe von 160 Rubeln entrichten. Gegenwärtig mag sich ihre Anzahl auf mehr als 1000 belaufen.

Eine edle Idee liegt der Erziehung dieser Kinder zu Grunde: indem man ihren Geist ausbildet, will man ihre traurige, freudenlose Lage mildern. Ihre Eltern mochten Leibeigene seyn, sie selbst sind alle frei, und man gibt ihnen die Mittel an die Hand, sich zu den höchsten Staatsämtern empor zu schwingen. Ihre Kindheit umschwebt die mildeste Sorgfalt, ihre Zukunft verklärt die Hoffnung, und der Frohsinn, der aus ihren Zügen leuchtet, bezeugt, daß sie sich glücklich fühlen.

Diese weise Wohlthätigkeit ist auch von großem Nutzen für den Staat selbst, welchem bisher ein Mittelstand fast gänzlich mangelte. Auch darf man das glückliche Fortkommen der Zöglinge dieser Anstalt mit Recht erwarten, indem einerseits nichts gespart wird, um ihnen den besten Unterricht zu verschaffen, und auf der andern Seite nur denjenigen eine vollständige Erziehung zu Theil wird, welche hiezu genügende Fähigkeiten bewiesen haben. Sobald sie nämlich in ihr achtes Jahr getreten sind, kommen sie in eine Vorbereitungsschule, wo man sorgfältig ihre Anlagen und Geisteskräfte kennen zu lernen sucht; von dem Ergebniß dieser Beobachtungen hängt ihre zukünftige Bestimmung ab, so daß so zu sagen ihr Geschick in ihren eigenen Händen liegt. Die Intelligenz tritt hier bei Vertheilung der Stände und Gewerbe an die Stelle des blinden Zufalls und seiner Launen, und was an jedem andern Orte für eine philosophische Träumerei, höchstens als Ausnahme gelten darf, tritt hier als allgemeine Regel in die Wirklichkeit. Bei ihrem Austritte aus der Vorbereitungsschule lernen die minderbefähigten Zöglinge ein Handwerk, die andern treten in höhere Klassen über, und diejenigen, welche sich in diesen auszeichnen, studiren später an der Universität zu Moskau Medizin, Rechte oder Literatur. Die Erziehung der Mädchen ist auf ähnliche Art eingerichtet. Diejenigen, welche mit Auszeichnung die erste Prüfung bestanden, bestimmt man zu Erzieherinnen. Nach Beendigung ihrer Lehrzeit verschafft ihnen die Stiftung eine Anstellung, und wacht noch sechs Jahre lang über ihr Fortkommen und ihre Aufführung. Eine an-

*) Aus: Voyage en Russie: lettres écrites en 1829 par Léon Renouard de Bussierre. Paris et Strasbourg chez J. G. Levrault. 1831.

dere, sehr einsichtsvolle Bestimmung verbietet diesen Mädchen während der ersten sechs Jahre eine Stelle in einer der beiden Hauptstädte anzunehmen, welches besonders dem ärmeren Landadel den Vortheil gewährt, seinen Kindern eine anständige Erziehung verschaffen zu können. Bewunderungswürdig ist der gefällige, bescheidene Anstand dieser weiblichen Zöglinge, kaum kann man bei ihrem Anblick begreifen, daß auch sie einst waren, wie jene schmutzigen in umpen gehüllten Kinder, welche man einen Augenblick zuvor von Weibern aus der Hefe des Pöbels in die Anstalt bringen sah.

Das Waisenhaus wurde von der Kaiserin Katharina der Zweiten in den ersten Jahren ihrer Regierung gestiftet; seinen jetzigen Zustand und Umfang verdankt es aber hauptsächlich der verstorbenen Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der Güte und Milde eines Engels Glück und Trost um sich her verbreitete. Die Anstalt kostet jährlich ungeheure Summen. Doch sind die Preise der Lebensmittel so niedrig, daß die Nahrung jedes Bewohners des Hauses im Durchschnitte auf nicht mehr als 20 Kopeken (5⅗ Kreuzer) zu stehen kommt. Ueberdieß hat die Stiftung bedeutende Einkünfte: so zieht sie den Ertrag der Polizeigeldstrafen; sie erhebt eine Abgabe von den Schauspielen und Lustbarkeiten, von den Versteigerungen, den Spielkarten u. s. w. und besitzt aus allen Schenkungen beträchtliche Kapitalien, zu deren Anlegung und Benützung eine Leihanstalt besteht. Dieses leiht auf deponirte Pfänder, z. B. Silberzeug, Edelsteine, und auf Hypothek aus. Im letztern Falle hat der Schuldner jährlich 8% zu zahlen, wodurch zugleich nach Verlauf mehrerer Jahre die Schuld selbst getilgt wird. Die Leichtigkeit, mit der man auf diese Weise seine liegenden Güter verpfänden kann, ist der Ruin vieler Grundeigenthümer. Luxus und Spiel verschlingen schnell das im Waisenhause aufgenommene Kapital, bald stockt die Interessenzahlung, der Termin läuft ab, und die Güter werden zum Verkaufe ausgeboten. Alsdann erscheinen in den öffentlichen Blättern der Hauptstadt Anzeigen besonderer Art; sie machen bekannt, daß zu bestimmter Zeit — Tag und Stunde, das geeignete Gericht zur Versteigerung an den Meistbietenden von so und so viel männlichen Seelen schreiten werde, welche dem kaiserlichen Waisenhause vom Edelmann NN. verpfändet worden.

Hier noch einige Worte über die Stiftungen, welche Moskau der Privatwohlthätigkeit verdankt. Das Scheremetiefsche Spital ist ein ansehnliches Gebäude im zierrathreichen Style der neueren russischen Architektur und zur Aufnahme von 110 Greisen bestimmt. Ihre Zimmer sind geräumig, geschmackvoll ausgemalt, selbst zierlich geschmückt, und die Größe der Anstalt gestattet, nicht mehr als 2 bis 3 Greise ein und dasselbe Zimmer bewohnen zu lassen. Die Pfründner scheinen sich in ihrer Lage glücklich zu fühlen. Ihre Kleidung, ihr Hausrath, ihre Wäsche, alles wird in der ausgezeichnetsten Reinlichkeit erhalten, die Kost ist vortrefflich, sie haben den Genuß eines schönen Gartens und denen, welche Krankheit und Gebrechlichkeit an das Haus fesselt, ist es gestattet in ihren Zimmern Blumen zu ziehen. In derselben Anstalt sind 60 Stellen für Kranke, und diese, wie die Greise, werden ohne Unterschied der Religion und der Herkunft aufgenommen. Der Gründer dieser Anstalt, Graf Scheremetief, nachdem er allein auf die Gebäude seiner Stiftung eine halbe Million verwendet hatte, schenkte ihr noch 8,500 Bauern, zugleich bewies er, wie sehr ihm das Wohl seiner ehemaligen Leibeigenen am Herzen lag, indem er zur Bedingung machte, daß dieselben nie höher als zu 10 Rubeln auf den Kopf besteuert werden dürften. Ueberdieß legte er noch beim Waisenhause ein Kapital von 500,000 Rubeln nieder, dessen Zinsen zum Unterhalte seiner Stiftung bestimmt sind. Seit seinem Tode gibt sein Sohn, ein junger Offizier in der kaiserlichen Garde, der Anstalt noch einen jährlichen Zuschuß von 25,000 Rubeln, so daß die Anstalt, deren Einkünfte gegen 140,000 Rubeln betragen mögen, noch eine große Anzahl Hausarme unterstützen, und jährlich an 50 arme Mädchen ausstatten kann. Solche Beispiele von Wohlthätigkeit sind in Rußland nicht selten. Moskau hat noch mehrere andere bedeutende, von russischen Großen gestiftete oder bereicherte Wohlthätigkeitsanstalten aufzuweisen, z. B. das Galizin'sche Spital, das Invalidenhaus der Fürsten Kurakin u. a. m. und was ich von der freigebigen Ausstattung, von der rührenden Humanität der Scheremetief'schen Stiftung sagte, gilt in gleichem Maße von allen andern.

(Schluß folgt.)

Berichte der Geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831.

5. Expedition der Gebrüder Lander nach der Ausmündung des Nigers.

(Schluß.)

Nahe bei Kirri widerfuhr den Reisenden ein Unfall: sie wurden von Kriegsfahrzeugen angegriffen und ihr Kanoe umgestürzt, wobei sie viele ihrer Effekten und den Kompaß, ihr einziges Instrument, verloren. Dieser, in einer Entfernung von 180 Meilen in gerader Linie, von der Mündung des Flusses Nun erfahrene Verlust ist Ursache, daß man über dessen Lauf in Ungewißheit ist. Indeß geben die von Clapperton schon aufgenommene Lage von Bussa und dieser Mündung zwei Anhaltspunkte, auf welche sich, wenn man sie mit den täglich angegebenen Richtungen und Schätzungen in Verbindung und die gebrauchte Zeit nebst der Geschwindigkeit der Strömung in Anschlag bringt, Berechnungen stützen lassen. Die Mündung des Flusses Nun ist fast unter dem Meridian von Bussa; überdieß läuft der Fluß gegen Osten eine Strecke, die seinem westlichen Lauf fast gleich kommt. Der Fluß Cudunia fällt genau auf der schon vorher angegebenen Stelle in den Quorra, dasselbe ist der Fall mit dem Tschadda; ferner ist Yauri fünf Tagreisen von Sakatu entfernt, was also den von Lander angegebenen 100 Meilen entspricht.

Dieß ist die Lösung des großen geographischen Problems. Seit Mungo Parks erster Entdeckung des Joliba ist jeder Punkt des Kompasses als dem Lauf und der Mündung dieses Flusses entsprechend angenommen worden. Der deutsche Reisende Reichard hatte gut gerathen, er war durch Schlüsse und Hypothesen die auf keiner Thatsache beruhten, zufällig auf die Wahrheit gekommen.

Es bleiben jetzt noch zwei Fragen zu beantworten. Ist der Quorra wirklich eine Fortsetzung des Joliba Mungo Park's, und ist der Joliba oder Quorra der Niger? Die erste Frage beantworten wir dreist mit Ja; nicht so die zweite, wenn man unter dem Niger

den Fluß meint, den die alten Geographen und Geschichtschreiber so nennen. Für die Identität des Joliba mit dem Quorra haben wir die stärksten Beweise. Mungo Park schrieb bei seiner Abreise von Sansanding an Lord Camden und Mistreß Park, daß er im Begriff sey, auf seinem Schooner den Fluß hinab bis in den Ocean zu fahren, und daß er über Westindien zurückkommen werde. Der Mandingo-Priester der abgeschickt wurde, um nach dem Schicksal des Reisenden zu forschen, erhielt Nachricht von dem Schiffbruch und Tod des Reisenden und seiner Gefährten zu Bussa, einer Gegend, die man nie zuvor hatte nennen hören. Als Kapitän Clapperton bei seiner zweiten Unternehmung Badagry verließ, überzeugte er sich, daß Bussa auf dem rechten Ufer des Quorra liege, und erhielt dort dieselben Nachrichten über Mungo Park's Schicksal, die der Mandingo-Priester überbracht hatte. Er sah den Felsen an dem der Schooner gescheitert war, und man sagte ihm von Büchern und Papieren, die sich noch in den Händen des Sultans von Nyffe befänden. Lander wurde auf seiner Rückkehr vom Sultan von Bussa aufgehalten, dem er einige Flinten reinigen mußte, die das Zeichen des Towers von London trugen. Es ist demnach erwiesen, daß Park bis nach Bussa kam. Allein ein noch stärkerer Beweis ist der, daß der alte Sultan den Gebrüdern Lander ein Buch mit logarithmischen Tabellen und ein Gebetbuch gab, in dem der Name „Anderson," eines der Gefährten Mungo Parks geschrieben stand. Im erstern befand sich überdieß noch ein Billet, durch das Mungo Park eingeladen wurde, bei einem Herrn im Strand zu speisen, und ein Brief der Lady Dalkeith, worin sie ihm für einige Zeichnungen dankte. Es ist also hinlänglich erwiesen, daß Park zu Bussa war und dort Schiffbruch litt; wenn er aber diese Stadt erreichte, so geschah Dieß natürlich indem er dem Lauf des Joliba folgte, auf dem er bis zum Meer hinab fahren wollte, denn außerdem würde er seinen Schooner verlassen, oder ihn zu Lande haben transportiren lassen, was wohl nicht denkbar ist.

Die Denkschrift schließt mit einigen Bemerkungen über den Niger der Alten, die wir unsern Lesern (Ausland Nro. 184 von vor. Jahr) bereits mitgetheilt haben. Richard Lander hat seitdem den königlichen Preis von 50 Guineen aus den Händen Lord Goderichs, der am 14 Nov. v. J. der Sitzung der geographischen Gesellschaft präsidirte, erhalten. Für seine Zukunft ist durch eine gute Anstellung gesorgt, und auch sein Bruder John, sein treuer Gefährte, ist der Berücksichtigung der englischen Regierung empfohlen worden.

Withbreads Brauhaus in London.

(Aus Weechs Reise über England und Portugal.)

Das Brauereigewerbe ist in London von so außerordentlicher Bedeutung, daß nur Personen von großem Reichthume sich demselben unterziehen können. Die Zahl der Brauhäuser in London scheint daher im Vergleiche mit der ungeheuern Bevölkerung durchaus in keinem Verhältnisse zu stehen, und man muß voraussetzen, daß die Menge des beliebten Nationalgetränkes, welches das öffentliche Bedürfniß erfordert, von jedem einzelnen dieser Brauhäuser in ungeheuren Quantitäten erzeugt wird; und Dem ist also.

London hat den Ruf erworben, daß seine Brauer allein das ächte Porterbier erzeugen können; man kann also annehmen, daß es von hier aus über alle Theile von Alt-England verführt wird. Die Bestandtheile des Porters sind übrigens von der Art, daß er das ganze Jahr hindurch gebraut werden kann, ohne dem Verderben ausgesetzt zu seyn, und daß man keiner Keller benöthigt ist, um ihn, wie das deutsche Bier, einige Monate lang auf dem Fasse abliegen zu lassen.

Ein Landsmann, in Withbreads Brauhause als Arbeiter angestellt, wurde mir zum Führer gegeben, und brachte mich zuerst nach dem großen Triebwerke, welches sich am Eingange des Gebäudes befand, durch Dampf in Bewegung gesetzt wurde, und alle Verrichtungen, welche in einem Brauhause nur immer durch Menschenhände vorgenommen werden, auf die geräuschloseste Weise versah. Das Wasser wurde durch dasselbe in die verschiedenartigen Bottiche und Behälter gepumpt; das Bier nach den Gährbottichen, Pfannen und Kühlen gebracht; das Maischen durch eigene, vielfach gekrümmte Maschinen versehen; das fertige Bier nach dem Lager gebracht, und durch einen eigenen, höchst kunstreichen Mechanismus die ungeheuern Fässer von der Stelle gehoben, um sie reinigen oder ausbessern zu können. Mit der beschwerlichen, Raum, Zeit, Menschenhände und Einsicht erfordernden Zubereitung des Malzes beschäftigt sich hier zu Lande kein Brauer, dieses wird von besondern Unternehmern verfertigt, und der Brauer hat die Annehmlichkeit, das Malz an Ort und Stelle kaufen zu können, wie er es eben für sein Gebräue benöthigt ist.

Im vierten Stockwerke des Hauses befand sich ein ungeheurer Behälter von Blei, mit Zink überzogen, in welchen durch das erwähnte Triebwerk alles Wasser gepumpt wurde, welches das Brauhaus benöthigte, und das man daselbst etwas abstehen ließ, um es hierauf mittelst großer Röhren nach seiner Bestimmung zu leiten. Im Hofraume stehen in mehreren Abtheilungen unter einem besondern Dache die Bierfässer. Man kann sie nur mit Staunen und Bewunderung anblicken, denn unser berühmtes Heidelberger Faß und Konsorten sind Fäßchen im Vergleiche mit diesen Kolossen. Die kleinsten dieser Bottiche halten 2000, die größten 9000 Eimer Bier, im Ganzen zählte ich 42 solcher Riesenfässer. Ich begriff nun vollkommen, wie Eines, das laut Zeitungsnachrichten vor mehreren Jahren platzte, Häuser zertrümmern, Straßen überschwemmen und viele Menschen ersäufen konnte. Welche außerordentliche Summen erfordert werden, um das Inventar eines solchen Brauhauses herzustellen und im guten Stande zu erhalten, kann man sich kaum vorstellen; ein nicht minder großes Kapital erfordern die ungeheuern Vorräthe zur Bereitung des Bieres, der Unterhalt und der Lohn der Knechte, deren Zahl sich trotz dem, daß die anstrengendsten Arbeiten durch Maschinen verrichtet wurden, noch auf hundert und zwanzig belief, und die Menge von Pferden zum Verfahren des Bieres, deren hundert und zehn in den Stallungen standen. Diese Pferde sind schon für sich selbst eine Merkwürdigkeit; sie sind von außerordentlicher Größe, und ihre Gliedmaßen stehen mit ihrem kolossalen Leibe im vollkommenen Ebenmaße. Ich glaube nicht, daß es auf dem Kontinente ähnliche Pferde gibt. Ein höchst sonderbarer Geschmack besteht darin, daß man den Schweif des Pferdes dicht am Kreuze abschneidet, und dafür eine Rose von buntfarbigen Bändern festbindet, welche einem Haarbeutel nicht ganz unähnlich ist.

Bei diesem Brauhause befanden sich alle nöthigen Gewerbe, deren Werkstätte und Wohnungen demselben gegenüber standen; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das Ganze wie eine kleine Stadt aussah. Daß ich den berühmten Withbreadischen Porter kostete, läßt sich wohl denken; aber für mich hatte dieses starke Bier den Geschmack eines Dekokts von Wermuth; — es schien mir äußerst stark an Malz, und nicht aus so einfachen Bestandtheilen zusammengesetzt zu seyn, wie das treffliche Bier meines Vaterlandes, welches, wenn es malzreicher wäre, füglich mit dem schottischen Ale verglichen werden könnte. Auch von jenem Porter kostete ich, der nach den Kolonien versendet, und um sich auf der Reise zu halten, ganz besonders gebraut wird. Ich fand viele Fremde, welchen das englische Bier mundete; in meinem Vaterlande möchte aber eine englische Bierbrauerei wenige Abnehmer finden. Die Point (halbes Maß) guter Porter kostet übrigens in den Gasthäusern vier Pence, was ungefähr sechzehn Kreuzern unsers Geldes gleich kommt.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Metzger oder Bäcker oder sonst ein Verkäufer angeklagt wurde, falsche Maße oder Gewichte zu führen, so verkleidete sich Djezzar nicht selten als gemeiner Türke oder Araber aus der niedersten Volksklasse,

um sich selbst von dem Grunde oder Ungrunde der Anklage zu überzeugen. Fand er sie bestätigt, so wurde der Schuldige ohne Weiteres ergriffen, ihm die Zunge so lange als möglich aus dem Halse gezogen und dieselbe an der Hausthüre des Frevlers angenagelt. Manchmal sah man auch einen solchen Elenden mit dem Ohr an der Wand seiner Bude hängen. Aber bei diesen beiden Strafarten blieb Djezzars sinnreicher Geist nicht immer stehen; oft ließ er einen Metzger an den aufwärts gekrümmten Eisenhaken, woran man das Fleisch auszuhängen pflegt, mit der untern Kinnlade einhängen, und so einen ganzen Tag dem Publikum ausgestellt.

Unumschränkt in seiner Gewalt, reich, grausam und mißtrauisch wie Djezzar war, hatte er auch geschickte und zuverlässige Spione, die sehr gut wußten, wie schwer er zu hintergehen war, und daß er ihnen nie Zeit ließ, ihn zwei Mal zu täuschen; daher war er auch von Allem, was in der Stadt vorging, genau unterrichtet. Kein Gespräch, kein Anschlag blieb ihm unbekannt. Eines Tages wurde ihm angezeigt, daß seine Sais das Vorhaben gefaßt hätten, seinen Leibarzt, einen Franzosen, zu ermorden und ihn dann aller Sachen von Werth zu berauben. Um sich von der Wahrheit eines so abscheulichen Anschlages zu überzeugen, verkleidete sich Djezzar als Sais und legte sich in seinem Marstalle unter seine Reitknechte. Seine Verkleidung war so gut gewählt, daß ihn die Stallknechte in der Dunkelheit für Einen ihres Gleichen hielten und mit ihm von ihrem Anschlage redeten. Er gab ihnen seinen ganzen Beifall und manchen nützlichen Rath, und schloß endlich mit der Bitte, sie möchten ihm, der besondere Ursachen habe, den Arzt zu hassen, den ersten Stoß auf ihn zu führen erlauben. Seine Worte verriethen so große Kühnheit und eine so tüchtige Bekanntschaft mit dem Verbrechen, daß die Sais ihm freudig seine Bitte bewilligten. Nur noch Ein Hinderniß blieb zu beseitigen; man bedurfte einer Leiter und hatte keine. Djezzar machte sich anheischig, eine zu schaffen und so wurde die Ausführung auf die folgende Nacht festgesetzt. Djezzar fand sich genau zur bestimmten Stunde ein und erschien mit Waffen und der unentbehrlichen Leiter an Ort und Stelle; diese lehnte er leise an eine Terrasse, die man ersteigen mußte, worauf man wartete, bis der Arzt sein Licht ausgelöscht hatte und tief in Schlaf versunken war. Nun sagte der falsche Sais, er wolle zuerst hinaufsteigen, machte ihnen aber bemerklich, das Gelingen ihrer That hänge nur davon ab, daß sie einzeln nach- einander auf ein gegebenes Zeichen ihm folgten. Alles Dieß wurde als eine treffliche Vorsicht bewundert, und Jedermann versprach, genau der er- haltenen Weisung zu folgen. Djezzar erstieg sofort die Terrasse und auf das gegebene Zeichen nach ihm ein Sais. Kaum aber war dieser einige Schritte nach der Seite zu gegangen, wo der Pascha stand, als ein gut geführter Säbelhieb ihm den Kopf vom Rumpf trennte; das Zeichen wurde abermals gegeben, ein zweiter Sais folgte, dessen Kopf auf gleiche Weise vor Djezzars Füßen rollte; ein dritter hatte dasselbe Schicksal, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, lagen acht oder zehn Sais in ihrem Blute. Nachdem sich Djezzar überzeugt hatte, daß keiner der Verbrecher seinem Säbel entgangen war, stieg er wieder die Leiter hinab, die er ge- räuschlos mit sich fortnahm und dann die übrige Nacht ruhig in seinem Lieblingskiosk zubrachte.

Wer schildert aber den Schrecken des guten Arztes, als er am nächsten Morgen auf die Terrasse hinauswandeln wollte, um frische Luft zu schö- pfen, und alle diese Rümpfe und Köpfe im Blute schwimmen sah! In seiner Herzensangst wußte er keinen bessern Rath, als zum Pascha zu eilen und ihm die schreckliche Geschichte zu erzählen. Djezzar runzelte die Stirn, und schon glaubte sich der Arzt verloren, als der Pascha, der sich einen Augenblick an der Angst des Doktors geweidet hatte, ihm lächelnd den ganzen Hergang der Sache erzählte.

Djezzar war ungemein eifersüchtig. Diese Leidenschaft ist ohnehin im Oriente endemisch, und Djezzar beobachtete in dieser Beziehung Alles, was ihn umgab, mit Argwohn und Mißtrauen. Hievon blieb selbst sein Leib- arzt nicht verschont, den er eines Liebesverständnisses mit einer seiner Sklavinnen verdächtig hielt. Eines Morgens ließ er diesen kommen und kündigte ihm an, er werde eben dieser Sklavin am Fuße Ader lassen müssen. Der Arzt sträubte sich dagegen, indem er zu beweisen suchte, daß Dieß völlig nutzlos sey; allein Djezzar beharrte auf seiner Meinung, und der Doktor hielt es für das Beste, nachzugeben. Während die Schwarzen des Serails den Doktor in das Innere des Harems geleiteten, war der Pascha durch einen geheimen Gang gleichfalls dahin gelangt und hatte sich dort an dem Orte, wo die Aderlässe vorgenommen werden sollte, so versteckt, daß er Alles mit ansehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Einige Au- genblicke darnach traten Arzt und Sklavin ein. Jener kündigte die Ursache seines Kommens an und begann die Vorbereitungen seiner Operation. Djezzar beobachtete mit Falkenaugen jede Bewegung des Arztes und der Sklavin, um vielleicht ein Zeichen ihres Einverständnisses zu erspähen. Da er aber sah, daß der Doktor mit größter Seelenruhe seine Lanzette hervor- langte, um die Ader zu öffnen, zerstreute sich sein Argwohn mehr und mehr. Indeß noch nicht damit zufrieden, benutzte er den Augenblick, wo das Blut sprang, und stürzte sich auf den Arzt, den er am ganzen Leibe betastete, um sich zu versichern, daß keine zärtliche Regung in ihm wach geworden war, indem er versicherte, er dürfe sich zu seiner ruhigen Gleich- gültigkeit Glück wünschen; denn das geringste Zeichen von Bewegung oder Unruhe würde ihm augenblicklich den Kopf gekostet haben. Man erschrickt über die Vermeidung einer ungeahneten Gefahr vielleicht eben so, sehr als über eine plötzlich drohende, und so erging es auch dem Arzte, dessen Be- stürzung unbeschreiblich war. Djezzar sparte jedoch Nichts, um ihn zu be- ruhigen; er machte ihm sogleich ein kostbares Geschenk und behielt fortan zu ihm ein unbeschränktes Vertrauen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber die syrischen Christen in Travancore oder Tiruwankada (ein von den Britten abhängiges Reich auf dem südwestlichen Theil der ostindischen Halbinsel unter der Präsidentschaft Bombai) finden wir in Tyermann's und Bennet's Missionsreise Tagbuch folgende Nachricht: „Die ganze syrische Bevölkerung in Travancore beträgt gegen 15,000 Familien oder ungefähr 30,000 Seelen unter einer Gesammteinwohnerschaft von 1,500,000 Seelen. Sie besitzen noch 55 Kirchen, von denen sich einiger die römischkatholischen Christen bemächtigten. Diese Kirchen gleichen im Ganzen unsren Lands- pfarrkirchen, nur sind sie von diesen in Größe und Baustyl verschieden. Viele derselben sind von beträchtlicher Größe und bilden ehrwürdige Gebäude. Innen haben sie weder Betstühle noch Bänke. Am östlichen Ende der Kirche erhebt sich auf Stufen ein Altar, auf dem ein Kreuz steht und beim Gottesdienst Wachskerzen angezündet werden. Ihr Ritus gleicht ziemlich dem der armenischen, und in manchen Stücken unverkennbar der römischen Kirche. Obgleich sie in ihren Kirchen Kreuze haben, so befinden sich doch daran keine geschnitzten Bilder. Die Gebete werden in syrischer Sprache verrichtet, von der das Volk nichts versteht; nur wenige Catenars sind ihrer kundig. Die Catenars sind die Priester; von Predigten oder was sonst zur Erbauung dienen könnte, weiß man nichts, außer daß eines der Evan- gelien in der Malayalim-Sprache vorgelesen wird, welche von den syrischen Christen gesprochen wird. Uebrigens leben sie in der erbärmlichsten Un- wissenheit. Englische Missionäre haben angefangen, das reine Wort Got- tes unter diesen verfinsterten Christen einzuführen. Einer derselben, Herr Bailey, hat angefangen, die h. Schrift in die Malayalim-Sprache zu über- setzen. Ein anderer, Herr Doran, steht an der Spitze des Kollegiums, in welchem einundfünfzig Knaben erzogen werden, von denen achtundzwanzig bestimmt sind, Catenars zu werden. Wir prüften diese Zöglinge über Mathematik, Lateinisch, Griechisch, Englisch u. s. w., fanden sie sehr weit fortgeschritten. Das Kollegiumgebäude ist groß und bequem, und besitzt eine schätzbare Bibliothek. Es besteht auch eine grammatikalische Lehrschule, aus der die Zöglinge für das Kollegium ausgewählt werden. Auch diese fanden wir in vortrefflichem Zustande. Außerdem gibt es noch in verschie- denen Theilen des Landes 55 andere Schulen, worin gegen 1000 Kinder von syrischen Christen Unterricht erhalten."

Ostindische Zeitungen fürchten bei dem bevorstehenden Kriege, der ihnen unvermeidlich scheint, viel von dem überwiegenden Einflusse, welchen Rußland auf Persien und die Türkei hat. Abbas Mirza soll in der Unterdrückung aufrührischer Provinzen durch 15,000 russische Hülfs- truppen unterstützt worden seyen. Bei diesen freundschaftlichen Verhält- nissen hätte es also Rußland in seinen Händen, England in Asien ge- fährliche Feinde zu erwecken.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 26. 26 Januar 1832.

Sitten und religiöse Gebräuche der Ureinwohner der Philippinischen Inseln.

3. Notiz über den Aberglauben der Bewohner der Marianischen Inseln.

(Historia de la provincia de las Filipinas, por al. P. Murillo Velardez. L. IV, c. 8 Manilla.)

Dieses Volk glaubt, daß Puntan ein sehr scharfsinniger Mann gewesen, der eine Reihe von Jahren während jener Zeit gelebt habe, ehe Himmel und Erde geschaffen worden seyen. Als er starb, trug er seiner Schwester auf aus seiner Brust und Schulter den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, und aus seinen Augenbrauen den Regenbogen zu erschaffen. Sie glauben eine Unsterblichkeit der Seele und sagen, daß Jene, die eines ruhigen, natürlichen Todes sterben ins Paradies, Jene aber die gewaltsam enden, in die Hölle kommen, die von ihnen Zazarcagnan oder Haus des Cayfi oder des Teufels genannt wird. Die Macanas waren ausgelernte Betrüger, die sich für Propheten ausgaben, und ihnen Gesundheit, Wasser, Fische und ähnliche Dinge versprachen, indem sie Todte anriefen, deren Schädel sie in ihren Häusern in Körben aufbewahrten. Beim Fischfang und andern Beschäftigungen zeigten sie viele Furcht und abergläubische Ehrerbietung vor den Anitis,*) Seelen ihrer Vorfahren. Den Tod ihrer Angehörigen beklagen sie mit vielem Prunk, und feiern ihre Hochzeiten und andere glückliche Ereignisse mit Tänzen und andern Vergnügungen.

Noch gibt es andere mehr nördlich gelegene Inseln als diese (die Philippinen), von denen eine, die nahe bei Luzon liegt, Xipon genannt wird, die wir jedoch nicht gesehen haben. **) Die nachstehenden Bemerkungen verdanke ich dem Bericht der Mauren, die mit dieser Insel Handel treiben. Diese sagen, daß es dort Silberminen gebe, mit deren Ausbeute die Eingebornen Seide und andere Bedürfnisse aus China beziehen; denn sie sind, Männer sowohl als Frauen, gut gekleidet und beschuht, und nähern sich wegen der Nachbarschaft von China der Civilisation dieses Reichs. Sie verfertigen viele ein- und zweihändige Säbel, die man Ques nennt; diese Säbel haben nur Eine Schneide und sind gekrümmt wie die türkischen. Der Rücken der Klinge ist fast einen halben Zoll dick, und die Schneide äußerst fein.

Mehr westlich liegt eine Insel Buglas oder Negros genannt, und weiter nordöstlich eine andere Namens Ybalon oder Luzon.

*) Diese Geister werden sonst auch Manganitin genannt.

**) Man wird leicht bemerken, daß dieß Japan ist. Das X wird wie ch ausgesprochen.

Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten zu Moskau.

(Schluß.)

Auch unser heutiger Besuch galt dem menschlichen Elende, aber dieses Mal fanden wir nicht den lindernden Trost neben dem Unglück, und das Schauspiel, das sich unsern Blicken bot, konnte nur widrige Gefühle in uns erwecken. Wir haben die Gefängnisse Moskau's besichtigt.

In jeder der Vorstädte, 5 oder 6 Werste vom Mittelpunkte der Stadt, erhebt sich, einer uralten gothischen Burg nicht unähnlich — ein Gebäude von Mauern und Thürmen umschlossen. Schildwachen hüten die Umgebung und die schweren Pforten desselben; nur in einiger Entfernung stehen elende Hütten, und ein trauriges Schweigen herrscht in dieser öden Gegend. Tritt man in das Innere, ist endlich der beängstigende Ton der Riegel, der Gitter und der Thürangeln verklungen, so kommt man in einen geräumigen Hof, wo man alsbald von einer Menge von Unglücklichen umringt wird. Die Einen sind in schwere Ketten geschlagen, Andern ist der Kopf zur Hälfte geschoren. Die Meisten schleppen sich mühsam fort, wie Menschen, die so eben eine grausame Marter bestanden, und unauslöschliche Brandmale an Stirne, Kinn und Wangen zeigen, daß sie einer lebenslänglichen Strafe verfallen sind. Jener furchtbare Ort heißt Ostrog, und dient den peinlich Angeklagten zum Aufenthalte, so wie denjenigen schon verurtheilten Verbrechern, welche noch, bevor sie nach Sibirien abgeführt werden können, die Heilung der Wunden abwarten müssen, welche ihnen die Knute geschlagen hat. Das eigentliche Gefängniß liegt in der Mitte des Hofs; es besteht aus einem niedrigen, feuchten Erdgeschoß, und ist so eingerichtet, daß die beiden Geschlechter und die verschiedenen Klassen von Verbrechern von einander getrennt sind. Die Angeklagten von Adel haben einen besondern Theil des Gebäudes inne, und erfreuen sich einiger Auszeichnungen, welche dem gemeinen Volke nicht zu Theil werden. So wird ihnen z. B. nicht

das Haupthaar zur Hälfte geschoren; eine Operation, die den übrigen Gefangenen ein besonderes Ansehen gibt, das zugleich das Mitleid und die Lachlust rege macht, und das Entfliehen sehr erschwert. Ueberhaupt bildet selbst an diesem Aufenthalte des Verbrechens und der Strafe der Adel noch eine privilegirte Klasse; nie unterliegen die Edelleute körperlichen Züchtigungen, die Knute trifft ihre Schultern nicht, und kein glühendes Eisen brandmarkt ihr Angesicht mit dem Zeichen ewiger Entehrung. Diese grausamen Strafen sind nur für das gemeine Volk bestimmt, dessen Erniedrigung mit ihren traurigen Folgen überall sichtbar ist. Die Krankengemächer waren mit Unglücklichen gefüllt, die in Folge ihrer Strafe kraftlos mit dem Tode zu ringen schienen. Einer der dort befindlichen Elenden war wegen eines Mordes zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt worden, man hatte damit angefangen, daß man ihm 75 Streiche mit der Knute gab, und die Wundärzte erklärten, er werde den Tag nicht überleben!

Nahe beim Ostrog zeigte man uns ein anderes Gefängniß, in welchem die aus den westlichen Provinzen nach Sibirien geschickten Sträflinge, auf ihrem Transporte dahin, einige Tage ausruhen. Dieser Ort steht unter zwei gefürchteten Männern, den Knutenmeistern von Moskau. Wir konnten uns in der Nähe dieser Vollstrecker einer barbarischen Justiz eines widrigen Gefühls nicht erwehren, besonders als sie uns das Mechanische ihrer Kunst mit vieler Bereitwilligkeit erklärten; sie zeigten uns ihre Pleta's, ihre Knuten und die zum Brandmarken dienenden Instrumente. Sie zu beschreiben ist meine Sache nicht; es genüge zu wissen, daß ein einziger Streich mit der Pleta auf eine Mauer von gebrannten Steinen, Stücke davon abschlug, und ein Knutenhieb eine Furche — eine halbe Linie tief — in einem Balken aus hartem Holze zog. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß solche Uebungen täglich an Menschen vorgenommen werden. *) Einer der Henker versicherte mich, mit dem Tone von Selbstgefälligkeit, den ein Künstler annimmt, wenn er von der Macht seiner Kunst spricht, er mache sich anheischig mit fünf Knutenhieben einen Menschen abzufangen; man hat Beispiele daß es dazu nur eines einzigen bedurfte. Das Auspeitschen mit der Pleta ist weniger beschimpfend als die Knute, und ihre Wirkung auf den Körper weniger schrecklich. Die Pleta besteht aus kleinen Lederstreifen, die sich in einen Knoten endigen, sie dringt nicht in das Fleisch ein, wie der lange Riemen der Knute, welcher die Härte des Eisens mit der fürchterlichsten Schnellkraft verbindet. Die zur öffentlichen Auspeitschung mit der Pleta Verurtheilten werden nach Sibirien geschickt, jedoch weder im Gesichte gebrandmarkt noch am Orte ihrer Bestimmung zur harten Bergwerksarbeit gebraucht, eine gewisse Anzahl Jahre hindurch werden sie zu öffentlichen Arbeiten verwandt, und siedeln sich nachher an, indem sie an einem ihnen vorgeschriebenen Orte entweder ein Gewerb oder Ackerbau treiben müssen. Diejenigen hingegen, welche für geringe Vergehen zur Pletastrafe im Innern des Gefängnisses verurtheilt sind, kommen nicht nach Sibirien, sondern werden gleich nach Ueberstehung der Strafe und ohne dadurch entehrt zu seyn, wieder nach Hause entlassen. Auf die Knute folgt im Gegentheil immer die Verweisung nach Sibirien. Die Knutenstrafe ist als solche eben so widersinnig als grausam und herabwürdigend, denn in der Hand des Henkers steht es, sie nach Belieben mehr oder weniger zu schärfen; überdieß ist sie gesetzwidrig, indem man bei ihr das Gesetz umgehen kann, welches in Rußland die Todesstrafen abschafft. *)

*) Und wer schaudert hier nicht, wenn er an die armen Polen denkt!!
Anm. d. R.

Wir weilten nicht lange an jenem Orte, was wir dort sahen beleidigte allzutief unser Gefühl. Während die Henker uns ihre Werkzeuge vorzeigten, hatten sich einige und fünfzig Uebelthäter um uns hergestellt, sie trugen schwere Fesseln, doch auf ihren scheußlichen, durch Brandmale entstellten Gesichtern äußerte sich eine rohe Freude, so oft die Knute in die Bretter drang, an denen uns der Nachrichter sein Verfahren mit den Verurtheilten versinnlichte. Ihre Züge sprachen die unbegreiflichste Sorglosigkeit aus. Diese endlose Reise nach Sibirien, an deren Ziel für sie ein neues Leben der Leiden und des Elends beginnen sollte, schien ihnen weder Kummer noch Sorge zu machen. — Sollte den Russen wirklich die Gefühllosigkeit eigen seyn, welche man ihnen zuschreibt, oder hat etwa jenes lebenslängliche Exil nichts Schreckendes für Die, welche gewohnt sind, ihrer Heimath entrissen zu werden, um einige tausend Werste davon zwanzig Jahre ununterbrochen unter den Waffen zuzubringen?

In Rußland sollen verhältnißmäßig weniger Verbrechen begangen werden als im übrigen Europa; mir scheint Dieses nicht unwahrscheinlich. Das Klima hat ohne Zweifel Einfluß auf das Temperament der Einwohner, die Leidenschaften müssen minder heftig, ihre Aeußerung minder schnell seyn. Außer dem haben die Russen eine große natürliche Gutherzigkeit, Haß und Rachgier sind ihnen im Allgemeinen fremd. Oft gibt sich ihre natürliche Rohheit kund, aber weniger als Wildheit, denn als Grobheit; sie werfen mit Schimpfworten um sich, schlagen aber nicht leicht zu, vielleicht hält der Gedanke an die Knute ihren Arm zurück. Was ich eben von dem geringen Hang der Russen zu Verbrechen sagte, gilt ganz und gar nicht, sobald von leichteren Vergehen die Rede ist. Der Russe ist eben so träge als eigennützig, diese beiden Eigenschaften reizen zum Diebstahl; auch ist dort die Dieberei eines der herrschendsten Laster, ja beim Volke fast zur Gewohnheit geworden. „Was nicht unter Schloß und Riegel liegt,“ lehrt ein russisches Sprüchlein, „das darf jedermann nehmen!“ Behauptungen dieser Art lassen sich am sichersten durch Zahlen beweisen, aber in Rußland kann man sich über diesen Gegenstand weder genaue noch amtliche Angaben verschaffen. Die Regierung sucht die Anzahl der verübten Verbrechen eher zu verheimlichen als bekannt zu machen, und auf jeden Fall hat dieß System das Gute, daß schändliche oder empörende Handlungen nicht zur täglichen Volksunterhaltung werden, und selbst der Lasterhafte weniger Gelegenheit findet, sich mit den Schilderungen des Verbrechens vertraut zu machen.

*) Seit der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna tritt die Todesstrafe nur bei Staatsverbrechen ein, doch liegt dieser Milde weniger die Menschlichkeit, als der Wunsch zu Grunde, Sibiriens Einöden zu bevölkern. — Noch vor ungefähr 15 Jahren wurden den Sträflingen die Nasenflügel ausgerissen; Kaiser Alexander schaffte dieses ab. Im Jahre 1806 hatte er bereits die Folter gänzlich aufgehoben, welche schon seit Katharina II nur noch in sehr wenigen Fällen angewandt wurde.

Auch das Civilgefängniß nahmen wir in Augenschein, daselbst befinden sich die, polizeilicher Vergehen Angeklagten, so wie die insolventen Schuldner, welche wie in Frankreich, nach fünfjähriger Haft ihre Freiheit wieder erlangen. Mehrere Gerichtsbehörden Moskau's befinden sich in demselben Lokale. — Wenn die Unpartei-lichkeit der russischen Themis der Pracht ihres Tempels entspricht, so hat gewiß Niemand über ihre Aussprüche sich zu beschweren. Leider! ist es nicht so, den vielen über sie erhobenen Klagen nach zu urtheilen, denen zufolge die Justiz in Rußland beinahe als eine Landplage betrachtet werden müßte. Zwar scheint bei der ersten Prüfung die Organisation der russischen Gerichtsbehörden große Garantien ihrer Unabhängigkeit darzubieten. Die Richter werden vom Volke ernannt. In den Civil-, Kriminal- und Polizeigerichten findet man diese vom Volke erwählten Männer als Richter und Beisitzer. Der Adel und die Bürger nehmen an diesen Wahlen Theil, ja selbst den Leibeigenen kommt der russische Rechtsgrundsatz zu Gute, dem zu Folge ein jeder von Seinesgleichen gerichtet werden muß; so oft ein Untergericht über einen Prozeß zu sprechen hat, bei welchem ein Muschik (leibeigener Bauer) betheiligt ist, so werden den Richtern Beisitzer von den Bauern aus ihrer Mitte gewählt beigeordnet. *) Man sollte glauben durch diese Einrichtung der Gerichte würde dem Volke eine unparteiische Rechtspflege gesichert; aber die zu erwartenden Vortheile werden wieder durch arge Mißbräuche aufgehoben, deren Quelle in einer fehlerhaften Gesetzgebung, vielleicht auch in der schlimmen Seite des Volkscharakters zu suchen ist.

Die Richter werden nur auf drei Jahre ernannt, sie besitzen wenig Kenntnisse, wenig Erfahrung, bisweilen wenig Rechtlichkeit. Die kurze Dauer ihres Amtes selbst macht sie geneigt ihre Geschäfte in die Länge zu ziehen, um sie ihren Nachfolgern aufbürden zu können; auch kommen die einfachsten Sachen nie zu Ende. Die armen Angeklagten schmachten Jahre lang in den Gefängnissen, die Parteien prozessiren sich zu Grunde, ehe ein Urtheil erfolgt. Wenn man vielfältigen Klagen Glauben beimessen darf, so mag auch die Bestechlichkeit der Richter hier zu Lande nichts Ungewöhnliches seyn; wozu die Art und Weise, wie die Richter ernannt werden, das Ihrige beitragen dürfte. Da sie nur auf kurze Zeit aus den verschiedenen Ständen gezogen sind, scheint es ihnen weniger Unrecht, sich in Ermanglung der nöthigen Kenntnisse lediglich durch ihr eigenes Interesse leiten zu lassen. Diese Unwissenheit der Richter ist auch der Grund, warum man ihnen in jedem Gerichte rechtskundige Beamte an die Seite gesetzt hat, welche sich in mancher Hinsicht mit dem französischen Ministère public (Staatsprokuratur) vergleichen lassen. Aber auch diese Einrichtung hat ihren Nachtheil. Da diese Beamten allein der russischen Rechte kundig sind, so machen sie aus den Richtern was sie wollen; gewöhnlich nimmt das Gericht ihre Anträge ohne weitere Prüfung an, und ihnen wenden sich daher hauptsächlich die Hoffnungen und Verheißungen der streitenden Parteien zu. Man will deßhalb auch wissen, daß ihr Amt, so schlecht sie auch vom Staate besoldet werden, ihnen zu einer Quelle von Wohlstand, ja von Reichthümern wird. Aber nicht jene Rechtskundigen allein üben einen schädlichen Einfluß auf die Richter aus. In Rußland steht die Justizverwaltung dermaßen unter der Aufsicht der Administrativ-Behörden, daß sie fast nur als Unterordnung der letztern erscheint. Die Urtheilssprüche der Untergerichte können erst nach eingeholter Bestätigung des Civilgouverneurs vollstreckt werden. Derselbe Staatsbeamte ist auch befugt, das Justizpersonal zur Rechenschaft zu ziehen. Auf gleiche Weise unterliegen die Entscheidungen der Obergerichte *) der Genehmigung des General-Gouverneurs, welcher in seiner Person die oberste Leitung der Civil- und Militär-Verwaltung mit der der Justizpflege vereint.

Der Senat endlich, die oberste Justizbehörde des Reichs, besteht gleichfalls nur aus absetzbaren Gliedern, und bietet gleich wenig Garantieen. Der Senat gilt für die höchste und letzte Instanz in allen vor ihn gebrachten Civil- und Kriminalprozessen, aber seine Aussprüche bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Genehmigung des Justizministers, der seine Unterschrift verweigern kann. Beharrt in diesem Falle der Senat auf seiner ersten Entscheidung, so steht es beim Kaiser, dieselbe aus höchster Machtvollkommenheit zu verwerfen, und nach eigenem Gutdünken über den Fall zu verfügen. Ueberdieß haben die Wenigsten dieser Senatoren, denen es obliegt, die Irrthümer der untern Gerichtsstellen zu berichtigen, sich in ihrer Jugend mit juristischen Studien befaßt. Die Meisten brachten ihr Leben im Gewühle der Schlachten, an der Spitze eines Armeekorps, höchstens in administrativen Stellen zu, und mehrere verdanken sogar ihre Aufnahme in den Senat lediglich den Gebrechen, welche sie zur fernern Ausübung ihrer bisherigen Funktionen unfähig machten. **) Diese Angaben habe ich im Lande selbst gesammelt. Wenn sie gegründet sind, so bedürfen die Verbesserungen Katharina's II in der Rechtspflege einer neuen Revision. Vor sechzig Jahren waren sie mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung, eine große Wohlthat für Rußlands Provinzen, welche damals noch von wahren Pascha's verwaltet wurden. Jetzt genügen sie nicht mehr. Die Fortschritte der Civilisation in Rußland verlangen Richter, welche sich weniger der Käuflichkeit verdächtig machen, die minder abhängig und besser mit den Gesetzen ihres Vaterlandes vertraut sind.

*) Schon im 10 Jahrhunderte bestand in Rußland die Sitte, von Seinesgleichen gerichtet zu werden. Damals schickten die Großfürsten umherreisende Richter durch's Land, welchem dann das Volk zwölf Geschworne beigab.

*) Die Obergerichte sprechen in letzter Instanz in allen Streitsachen, deren Objekt einen Werth von 500 Rubeln nicht übersteigt. Bei wichtigern Sachen findet Appellation an den Senat statt. Für Kriminalprozesse bilden diese Obergerichte die zweite Instanz.

**) Die Geschäfte des Senats sind sehr mannichfacher Art. Er erläßt die Gesetze, beaufsichtigt die hohen Staatsbeamten, ernennt zu verschiedenen Stellen, und bildet die höchste Instanz in Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit. Zugleich vertritt er noch die Stelle der französischen Cour des Comptes.

Die Anzahl seiner Mitglieder ist unbeschränkt, gewöhnlich steigt sie über hundert.

Englische Gefängnißscenen.

Eine Begnadigung von Schulknaben.

London hat noch eine unzählige Menge von Pflanzschulen für kleinere Verbrechen von Personen jeden Alters, von der Kindheit bis zum reifern

Alter. Ich hatte Gelegenheit, mehr als hundert Diebe zwischen acht und vierzehn Jahren über die Ursache, die sie zu Verbrechern gemacht hatte, auszufragen, und bei neunzehn von zwanzig Fällen schien es, daß der Knabe sein erstes Verbrechen nicht aus eigenem Antriebe begangen hatte, sondern daß er von Leuten, die sich aus der Verführung ein Geschäft machen, dazu verleitet worden war. Die größte Zahl solcher Verführer sind erfahrne Diebe, Männer und Knaben, welche nach noch unschuldigen Kindern umherspüren, denen sie das Leben eines Diebes als das angenehmste, schildern. Der Zweck solcher Schilderungen ist, Spießgesellen anzuwerben, mit deren Hülfe der erfahrne Dieb gefährliche Räuberzien mit weniger Gefahr für sich begehen kann; Theilnehmer zu gewinnen, die, weil sie die Gefahr nicht kennen, sich an die gefährlichsten Posten stellen, und endlich bei Theilung der Beute leicht betrügen lassen. Worte allein sind nicht die einzigen Mittel der Verführung, der Hungrige wird gespeist, und alle Arten lockender Vergnügungen werden Solchen geboten, die oft kaum die Mittel besitzen, ihr Leben zu fristen. Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich versichere, daß ein erfahrner Dieb oft binnen wenigen Tagen zehn Pfund verschwendet, um einen jungen Menschen zu verführen, indem er ihn ins Schauspiel und an andere öffentliche Orte führt, und bei Pastetenbäckern, Obsthändlern und in Gasthäusern aufs reichlichste bewirthet. Die unvermeidliche Folge von solchen Kniffen ist, daß das ausersehene Opfer unzufrieden mit seiner frühern Lebensweise wird, und ist dieses Gefühl nur erst vorherrschend geworden, so wird er für reif erachtet, die Rathschläge seines Verführers ohne Gewissensunruhe anhören zu können. Eine andere Klasse von Verführern besteht aus Männern und Weibern, vorzüglich aber aus alten Weibern, welche Obst- und Kuchenläden halten, die aber nur ihrem eigentlichen Erwerbe zum Deckmantel dienen, nämlich Kinder zum Diebshandwerke zu bereden und die von diesen gestohlenen Sachen zu hehlen. Die Mittel, welche dieses Gesindel sich zur Verführung aussinnt, sind fast den obenerwähnten gleich, zeichnen sich jedoch durch einige Besonderheiten aus. Da sie fortwährend auf Einem Orte bleiben und anscheinend einen guten Ruf haben, so stehen ihnen auch vorzüglich die Mittel zu Gebote, unschuldige Kinder an sich zu locken. Mehrere Fälle sind mir bekannt, wo Knaben rechtlicher Handwerksleute, sorgfältig erzogen, schon in irgend einem Gewerbe in der Lehre, und mit allen Aussichten auf ein gewerbsames, ehrliches Leben von Leuten der erwähnten Klasse verführt wurden. Die Weise, mit der sie zu Werke gehen, ist folgende: Das Kind kauft Früchte und Kuchen in dem Laden, dessen Verkäuferin durch anziehende Gespräche, die man sehr listig nennen muß, weil sie von der Art sind, mit der ein guter Lehrer das Vertrauen seines Zöglings zu gewinnen sucht, eine vertraute Bekanntschaft mit ihm anknüpft. Ist Dieß geschehen, so geht das Kind wohl einmal zufällig ohne Geld am Laden vorüber; die Verkäuferin ruft es herein und gibt ihm auf Borg. Unterliegt der Knabe dieser ersten Versuchung, so ist es um ihn geschehen. Einmal in Schulden, fährt er fort, sich immer tiefer zu verstricken, und ist bald außer Stand zu bezahlen. Wo ist hier die Polizei, die es retten könnte? Kein Diebstahl ist begangen worden, folglich hat sie hier nichts zu schaffen. Wahrscheinlich haben die Eltern oder seine Lehrer dem Knaben eingeprägt, daß es strafbar sey, Schulden zu machen; er ist also vor seinem Gewissen schon ein Verbrecher. Statt seinen Freunden seine Lage zu entdecken, denkt er vielmehr mit Furcht an sie. Alle seine Gefühle werden von der schändlichen Verkäuferin bewacht, die nun anfängt, hie und da ein Wort von strengen Eltern oder Lehrherren fallen zu lassen, und ihre eigene Zuneigung gegen ihn rühmt. Nach längerer oder kürzerer Zeit, was von der List der Verführerin und der größern oder geringern Reizbarkeit des kindlichen Gemüthes abhängt, erhält sie eine vollkommene Herrschaft über den Knaben. Endlich bringt sie ihn zum ersten Schritte auf der Bahn des Lasters, indem sie über Geldmangel klagt, ihn vielleicht auch durch die Drohung schreckt, sich an seine Eltern zu wenden, und ihn so leicht überredet, sie durch eine Kleinigkeit, die er aus dem Laden seines Meisters nehmen könne, zu bezahlen. Ist der erste Diebstahl einmal begangen, so kann man tausend gegen eins wetten, daß der angehende Dieb früher oder später gehangen oder transportirt wird. Er beginnt damit, seine Eltern oder seinen Meister zu bestehlen; das Weib bringt das gestohlene Gut an den Mann und gibt ihm nur einen kleinen Theil des daraus gelösten Geldes; sie macht ihn nun mit andern Knaben dieses Gelichters bekannt; hier gewöhnt er sich bald daran, Müssiggang und Verschwendung der Arbeit und einer gewöhnlichen Kost vorzuziehen, und so wird er in Kurzem ein erfahrner Dieb, verläßt seine Verführerin, mit der er nun nicht länger den Ertrag seiner Beute theilen will; schließt sich einer Bande an, legt sich vielleicht eine Buhlerin bei und ist nun ein vollendeter Räuber auf der großen Straße nach Botany Bay oder dem Galgen.

Für kleine Verbrecher besteht in Newgate eine eigene Schule, wo Knaben während ihrer Haft Unterricht erhalten. Sind nun die Sitzungen von Old-Bailey zu Ende, und befinden sich Verurtheilte in der Schule, über welche das Todesurtheil gesprochen ist, so werden alle Knaben die Nacht hindurch, in welcher man den Bericht erwartet, wach erhalten. Gegen Mitternacht tritt der Gefängnißprediger in seiner Amtstracht, in Begleitung einiger Beamten des Sheriffs in die Schule und ruft die zum Tode Verurtheilten namentlich auf. Nehmen wir nun an, daß sich drei von vierzehn, zwölf und zehn Jahren hier befinden, so treten diese aus der Menge der übrigen heraus, und der Gefängnißprediger redet sie nun im feierlichsten Tone so an: „Ich bin so glücklich, Dich A. B., Dich C. D. und Dich E. F. zu benachrichtigen, daß Euer Prozeß vom König im geheimen Rathe in Erwägung gezogen worden ist, und daß Seine Majestät gnädigst geruht hat, Euch das Leben zu schenken.“ Nach dieser Anrede fallen die Knaben auf die Knie und sprechen Dankgebete an Gott und den König für diese Gnade. Für den ununterrichteten Zuschauer mag ein solcher Auftritt viel Rührendes haben; doch den dabei interessirten Personen ist er, die Wahrheit zu sagen, nicht viel mehr als ein Possenspiel. Die ganze Scene ist zwischen dem Gefängnißprediger, dem Schulmeister und den Knaben abgemacht, und der erstere unterrichtet den zweiten und der zweite die letztern in der Rolle, die sie bei dieser Farce zu spielen haben. Die Knaben probiren die ganze Komödie vorher unter sich und geben ihr oft eine ganz andere Wendung, indem sie Den, der den Prediger vorstellt, anstiften, zu sagen, der König habe befohlen, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, worauf nun die, welche die Verurtheilten vorstellen, die größte Betrübniß affektiren. Folglich bringt das Gefühl von Dem, was man ihnen zu bekennen zur Pflicht macht, nämlich Dankbarkeit gegen Gott und den König, nie in ihre Herzen. Höchst ergötzlich ist es, die Selbstgenügsamkeit der Knaben zu beobachten, die man dadurch auszeichnet, daß sie Theil an dieser Ceremonie nehmen dürfen. Ihr Stolz scheint durch diese Auszeichnung höchst geschmeichelt zu seyn, und man bemerkt an ihnen ganz dasselbe selbstgefällige und altkluge Wesen, wie an einem Westminster Knaben, der die Auszeichnung erwartet, öffentlich auftreten zu dürfen. Die übrigen Knaben, welche theils ihr Verhör noch erwarten oder zur Transportirung verurtheilt sind, beneiden jene, welche knien und Gott und dem Könige danken dürfen, während alle übrigen dem mitternächtlichen Possenspiele gleich einer Unterhaltung entgegen sehen, „wo sie sich einen rechten Jux machen können“ (to make a good bit of fun), wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken. Bedenkt man das Einförmige des Kerkerlebens, so darf man sich nicht wundern, daß sie so leicht zu unterhalten sind.

Mittel gegen die Cholera.

Die Londoner „Medical Gazette“ theilt ein sehr einfaches, aber nicht sehr angenehmes Mittel gegen die Cholera mit. Ein Arzt wurde in Newcastle zu einem kranken Dienstboten gerufen, der an den letzten Symptomen der Cholera litt, und da er sich nicht getraute, ihn ins Spital bringen zu lassen aus Furcht, der Kranke möchte auf dem Wege sterben, übrigens auch an seiner Rettung verzweifelte, so verordnete er, man soll ihm den Bauch mit warmem Theer einreiben. So verließ er den Kranken, in der Ueberzeugung, daß er höchstens noch eine halbe Stunde leben könne. Zu seiner größten Verwunderung hörte er daher am folgenden Tage, daß der Kranke außer aller Gefahr sey. Die Kameraden desselben hatten nämlich einen Topf mit Theer bis zum Sieden gebracht, und mit einem großen Tüncherpinsel den Bauch des Kranken mit einer dichten Theerschichte bestrichen. Die Cholera hatte einem solchen Kraftmittel nicht widerstehen können; aber auch die Haut des Bauches nicht, die sich völlig abgelöst hatte. Sonderbar genug hatte der Kranke im Anfang der Operation kein Gefühl des Schmerzes, litt aber, wie sich denken läßt, nachher unsäglich.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 27. 27 Januar 1832.

Die französische Deputirtenkammer.

Von A. Bazin.

Aus dem II Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Von dem Platze Ludwigs XV oder Ludwigs XVI oder der Concordia oder der Revolution — denn die Emeute hat noch nicht darüber entschieden, welchen von diesen Namen er behalten soll — gelangt man über eine Brücke, auf deren Geländer zwölf große Männer lasten. Gerade vor sich sieht man dann eine falsche Façade im antiken Style, wie denn alle neuen Baudenkmäler alterthümlich gebaut seyn müssen, und diese Façade deckt die Rückseite eines großen Gebäudes. Am Fuße einer steinernen Treppe erblickt man hier zwei aufrechtstehende Bildsäulen von Frauen und vier sitzende von Männern, alle mit dem Rücken nach dem Gebäude zugewendet. Man kann die Frauen die Gerechtigkeit und Weisheit nennen, oder die Festigkeit und Mäßigung, oder auch die Kraft und die Klugheit oder auch die Bewegung und den Widerstand oder wie man überhaupt will. Die Männer, so viel noch ihre vom Regen geschwärzten Gesichter und die auf ihren Köpfen und in ihren Aermeln ansässig gewordenen Vogelnester erkennen lassen, stellen L'Hopital und Sully, Colbert und d'Aguesseau vor. Diese Figuren sind von einer entsetzlichen Mißgestalt und ihr gegenwärtiger Verfall ist eine Genugthuung, welche die Zeit dem guten Geschmacke gibt. Die Stufen führen zu nichts als zu dunklen Treppen, zu einem Säulengang ohne Licht, zu einer Pforte ohne Eingang, und diese ganze architektonische Verschwendung hat keine andere Bestimmung, als um dem neugierigen Volke bei einem öffentlichen Aufzuge oder Feuerwerk als Zuschauergerüste zu dienen. Gegenwärtig ist dieser Hinterbau mit Balken umbollwerkt — eine friedfertige Barrikade für die Maurer. Die Kammer ist nicht mehr in der Kammer, ihr Sitzungssaal in Besitz genommen von Handwerksleuten, gerade so wie der königliche Garten der Tuilerien. In dem Material unsrer Regierung gibt es unaufhörlich etwas zu repariren; es geht damit fast wie mit unsern Gesetzen. Hammer und Säge hallen jetzt allein in dem Saale wieder, wo früher die Stimme der Redner mit dem Geschrei: zur Abstimmung! zur Abstimmung! kämpfte. Aber kommen wird der Tag, wo dieß Alles anders seyn, wo man mit geblendeten Augen staunen wird, wo die Prediger der Ersparungen laut aufjammern werden; wenn die Legislatur aus der bescheidenen Stiftshütte, wohin sie jetzt verbannt ist, zu dem Tempel zurückkehren wird, den man jetzt für sie ausschmückt. Hier hat bereits der Meißel Wunder gethan; prachtvolle Blumengewinde schlingen sich längs den Mauern hin, der Sitzungssaal ist vom Boden bis zur Decke ganz mit Marmor verkleidet und scheint nur lachende Ideen, Träume des Reichthumes und des Glückes aus seinem glatten Spiegel erglänzen zu lassen. Es ist nicht wohl einzusehen, wie sich hieher die ungeschliffenen Worte von Einschränkungen und Ersparungen verlaufen können. Man beeile sich um Gottes willen die Civilliste von achtzehn Millionen zu bewilligen, bevor man sich in diesem prächtigen Lokal versammelt. Jedes dieser Ornamente, jede dieser Säulen, jeder Knauf würde uns dann eine Million mehr kosten. Was Horaz von den Dichtern gesagt hat, läßt sich ganz gut auf die Civil-Listen unsrer Zeit anwenden.

Mediocribus esse
Non Di, non homines, non concessere columnae.

Um die Wahrheit zu sagen, so gehört der Entwurf zu diesem Bau nicht mehr der Zeit an, in der er ausgeführt werden soll. Er schreibt sich noch von einer andern Regierung, einer andern Monarchie, einer andern Charte, einem andern gesellschaftlichen Zustande, einer andern finanziellen Lage — kurz von zwei Jahren her. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, und man braucht schon ein gutes Gedächtniß, wenn man ein Ereigniß durch den Schwarm der Begebenheiten, der sich aufeinander drängt, wieder hervorlangen soll — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, wurde der erste Grundstein zu diesem Gebäude im Monat Oktober 1829 von der Hand des Ministers des Innern gelegt. Nun denke man sich, daß eine lange Reihe von Jahren über dieses Bauwerk hinzieht, ohne es zu zerstören — daß nicht die Laune eines Architekten die Nothwendigkeit beweist, es umzubauen — man denke sich, daß es nicht von einer Volkswuth bis auf den Grund niedergerissen wird, sondern daß es nach vielen Jahrhunderten erst, deren Dauer man ihm verheißt, in Trümmer gefallen ist, und alle Stürme und Revolutionen, deren Schaubühne es werden wird, überlebt hat — würde es dann nicht für Alterthumsforscher, die seine Ruinen durchwühlen und mit dem köstlichen Fund jenes Grundsteines beglückt werden, der Gegenstand eines tiefen Nachdenkens werden, wenn sie unter dem Steine den Namen Dessen lesen, der ihn gelegt hat — des Ministers von drei Monaten, des Ministers einer Monarchie, die nur noch neun Monate zu leben hatte? Ich kenne nur etwas noch,

was wie Dieses ein bitteres Lächeln des Philosophen erregen könnte, das Wort „auf ewig,“ das man in ein Verbannungsgesetz aufnahm.
(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

1. Pampulha. — Der Vögel und Insekten-Verwalter. — Paraiba. — Ein brasilianischer Eremit. —

(Schluß.)

In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Aequator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so daß keine andere Pflanze aufkommen könnte. Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene Waldungen, welche die zerstörende Art bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte: mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebenen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen, Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft, und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor. Das Thal, dessen ich oben erwähnte, war von diesem Bilde einer brasilianischen Landschaft, welches ich so schwach entwarf, nur darin unterschieden, daß anstatt des Flusses in seiner Mitte ein herrlicher See lag; man hatte da, wo er abfließt, eine Zuckermühle erbaut, nach welcher dieser Ort Engenho de cebola genannt wurde.

Um Mittag kam ich an dem Flusse Paraiba an, welcher hier ungefähr 200 Schritte breit ist. Er fließt durch ein sehr schönes Thal zwischen steilen, felsigen Ufern; zahlreiche Felsen unterbrechen seinen Lauf, und weiter oberhalb liegen ein paar kleine Inseln in seiner Mitte. Nach anhaltendem Regen schwillt er außerordentlich an, tritt über sein hohes und steiles Ufer heraus, reißt mit unwiderstehlicher Gewalt alles mit sich fort, was seinen Lauf unterbricht, und fällt 30 Legoas von hier entfernt in das Meer. Man hat noch keinen Versuch gemacht, den Fluß ganz zu beschiffen; theils fürchtet man sich vor den wilden Völkerstämmen, welche sich in seiner Nähe aufhalten, theils findet man zu große Hindernisse an mehreren Wasserfällen, deren Beseitigung, wenigstens von hier aus bis an das Meer, keineswegs unmöglich und von großer Wichtigkeit wäre; ein weiteres Hinderniß an der Schiffbarmachung des Flusses steht ohnehin nicht im Wege, da Paraiba nach Barometermessungen 610 Fuß über dem Meere liegt, also bei 30 Legoas Entfernung von diesem — nur 20 Fuß Fall auf eine Legoa kommen. Am Ufer wartete bereits eine kleine Tropa, um übergesetzt zu werden; dieß geschieht mittelst einer großen Fähre, in welcher 20 Lastthiere Platz haben; drei Neger im Dienste der Regierung leiteten und schoben sie vom Ufer angefangen mit Stangen fort bis in die Mitte des Flusses, woselbst die Tiefe außerordentlich ist und gerudert werden muß. An dem Landungsplatze steht ein ziemlich großes, auf Pfeilern erbautes Haus; ein Soldat erwartete und führte mich in dasselbe zu dem Offiziere, der den Posten bei dem Registo (Wachthaus) hatte, und dem die Pässe der Reisenden zuerst vorgewiesen werden müssen; nachdem man mich hier höflich entlassen hatte, wurde ich nach dem Theile des Gebäudes gebracht, woselbst der Senor Intendente wohnte; Seine Gnaden waren aber nicht sichtbar, und wurden durch einen Escrivão (Schreiber) ersetzt, welcher mit jener Anmaßung und erbärmlichen Wichtigkeit, die den größten Theil dieser unbedeutenden Menschen in allen Ländern charakterisirt, meine Papiere untersuchte, und mich mit anmaßenden Fragen belästigte, welche ich am liebsten mit meiner Chicote beantwortet hätte.

Paraiba ist ein Kirchspiel (Fregezia), zu welchem einige zerstreut liegende Hütten gehören, die ohne Zweifel von sehr trägen Menschen bewohnt werden; denn ich traf noch mit keinem Reisenden zusammen, der sich nicht beklagt hätte, hier gar nichts erhalten zu können, so zwar, daß, ohne die Vorsicht des Tropeiros, nicht allein wir, sondern auch die armen Thiere ohne Nahrung geblieben wären. In der Nacht regnete es heftig, und obwohl die Tropa, welcher ich mich anschloß, sehr frühe aufbrach, so kamen wir doch erst gegen Mittag nach Farinha, einen unbedeutenden Ort, 2 Legoas von Paraiba, und kurz vor Sonnenuntergang nach Papol, woselbst wir übernachteten, so sehr wir auch gewünscht hätten, Paraibuna, das zweite Registo auf der Straße nach Minas, denselben Tag noch zu erreichen. Man kann die entsetzlich schlechten und unvernünftig angelegten Wege in diesem Lande nicht besser schildern, als durch die Bemerkung, daß von Paraiba nach Paraibuna in gerader Richtung höchstens 4 Legoas wären, welche man, der gegenwärtigen Straße folgend, bei sehr trockenem Wetter, nur in einer starken Tagreise zurückzulegen im Stande ist. Der Weg zog sich beständig in unzähligen Krümmungen Berg auf und Berg ab, einmal längs einem sehr engen und steilen Pfade hin, dem eine tiefe Schlucht eine geraume Zeit zur Seite blieb; ein Fehltritt des Reit- und Lastthieres reichte hin in die Tiefe zu stürzen. An dieser gefährlichen

Stelle begegnete uns ein Berittener, welchem ich sehr sorgfältig auswich, und in der Voraussetzung, daß er mit dem gräulichen Wege vertrauter seyn würde als ich, die Seite, die an dem Abgrunde vorbei führte, überließ. Zu meinem Erstaunen hielt der Reiter an einer sehr gefährlichen Stelle, während ich der Führung meines Pferdes meine ganze Aufmerksamkeit zuwendete; in demselben Augenblicke wurde mir ein kleiner Glaskasten mit einem Heiligenbilde vorgehalten, und eine näselnde Stimme forderte mich auf, es zu küssen. Ich hielt mein Pferd an, und erst jetzt nahm ich mir Zeit, den Reisenden zu betrachten, dessen Aeußeres, wäre ich in einer minder besuchten Gegend auf ihn getroffen, mich zuverlässig veranlaßt hätte, nach meinen Pistolen zu langen. Es war ein großer magerer Mann, von dessen sonnenverbranntem oder schmuzigem Angesichte man nichts sehen konnte, als ein paar schwarze Augen; der Rest war mit seinen langen, ungekämmten Kopfhaaren und einem gewaltigen Barte bedeckt; er trug eine Mönchskutte, über diese ein Seitengewehr, an den bloßen Füßen Holztoffel, (Tamangas) und ein paar verrostete Sporen; ein ungeheurer grauer Filzhut vollendete endlich den merkwürdigen Anzug, welcher den Wanderer vollkommen eignete, in einer Räuberbande zu glänzen; ein paar Pistolen, welche aus den Sattelhalftern hervorsahen, thaten diesem Vergleiche keinen Abbruch. Ich begriff leicht, daß es auf eine Bettelei abgesehen war, und reichte dem frommen Manne eine Gabe, die ihn sehr zu befriedigen schien, denn er grüßte höflich, und setzte dann seinen Weg so gelassen längs dem Abgrunde fort, als befände er sich auf einer breiten Landstraße. Meine Neugierde war ziemlich rege geworden, wer wohl dieser Mann seyn möchte, und ich säumte nicht, bei der ersten Gelegenheit den Tropeiro darüber zu befragen, der mich unterrichtete, daß jener Reisende zu der Zunft der frommen Faulenzer gehöre, die früher Europa unter dem Namen Eremiten überschwemmten; er führte Waffen, weil es sich schon einige Mal zugetragen hatte, daß gottlose Menschen die frommen Männer beraubten, oder durch einen wohl angebrachten Schuß in die Ewigkeit beförderten. Zu einer andern Klasse von Faulenzern gehören jene Leute, die das Land mit einer Fahne durchziehen, auf welcher der heilige Geist abgebildet ist, und den Einwohnern Almosen abnöthigen, um es in der nächsten Venda zu vertrinken.

Den folgenden Tag kamen wir zeitig vor dem Flusse Paraibuna an, der gewöhnlich nicht so breit als der Paraiba ist; durch Regen angeschwellt, trat er dießmal weit über sein gewöhnliches Ufer heraus; er ist reißend und wird weiter aufwärts durch Felsen eingeengt, zwischen welchen er mit außerordentlicher Heftigkeit durchbrach. Man kann unter dem Rancho bleiben, der sich auf dem dießseitigen Ufer befindet, wir eilten aber, uns der Fährte zu bedienen, welche gleich der am Paraiba der Regierung gehört. *) Im Wachthause jenseits des Flusses wird der Paß der Reisenden untersucht, und dafür 2 Patacas entrichtet, im Zollhause bezahlte man das Pflastergeld für die angefangene Straße über die Serra d'Estrella, und das Fährtengeld über beide Flüsse, im Ganzen für Reiter und Thiere 530 Reis, für jeden neuen Neger wird 5400 Reis bezahlt. Reisende, welche von Minas kommen, müssen sich einer strengen Untersuchung unterwerfen, ob sie keinen Goldstaub oder Diamanten bei sich führen. Die erwähnte Abgabe am Zolle fließt unmittelbar in die kaiserliche Schatzkammer; sie wirft jährlich eine beträchtliche Summe ab, und nach einer Liste vom Jahre 1818, welche mir zu Gesichte kam, betrug das Ueberfahrtsgeld über 28 Contos, und die Abgabe für eingeführte Sklaven 24 Contos de Reis.

Eine Merkwürdigkeit dieses Flusses ist, daß er Gold mit sich führt; viele Menschen nähren sich daher, indem sie den Flußsand waschen; dieß geschieht auf eine so unvollkommene Weise, daß ihre Mühe kaum belohnt wird, obwohl Jedermann überzeugt ist, daß der Fluß sehr goldreich ist. Auch hier leben die Leute in steter Furcht vor den Ureinwohnern, obwohl sie, nur mit der Jagd beschäftigt, sich in geringer Zahl und selten in der Nähe zeigen. Der Paraibuna scheidet an dieser Stelle die Provinz Rio de Janeiro von der Provinz Minas-Geraes, einer der wichtigsten und bevölkertsten des großen Reiches Brasilien. Von hier nimmt die Landschaft einen andern Charakter an, das Klima wird gemäßigt, der Boden erzeugt Produkte, welche in der heißen Zone nicht fortkommen, obwohl diejenigen, welche ein heißes Klima lieben, hier gut gedeihen; auf grasreichen Ebenen weiden große Heerden Hornvieh, und der Mensch wühlt in den Eingeweiden der Erde nach Gold und Edelsteinen.

*) Gegenwärtig ist über den Paraibuna eine schöne Brücke erbaut, die der Verfasser nicht sah; sie ist gedeckt, dauerhaft, soll aber zu nieder seyn.

Die Bevölkerung Rußlands im Jahre 1829.

(Nach dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Heft 1. 1831.)

Die Bevölkerung Rußlands ergibt nach der im Jahre 1829 beendigten Zählung folgende allgemeine Uebersicht:

		Personen männlichen Geschlechts.
I.	Steuerbare und Steuererlaß Genießende . .	19.097.621
II.	Unbesteuerte	727.332
III.	Militär	747.657
IV.	Laut Berichten der Ortsbehörden noch nicht in die Revisionslisten Eingetragene . . .	427.685
	Im Ganzen	21.000.295

Noch nicht zur Gewißheit konnte erhoben werden die Zahl: der Bewohner Grusiens, Imeretiens und Mingreliens, der armenischen Landschaft, des Gebietes von Achalzüch und der mohammedanischen Provinzen des transkaukasischen Landstriches; ferner die der von Abgaben befreiten Individuen Bessarabiens, so wie jene dieser Provinz, die noch kein bestimmtes Gewerbe haben; dann die der Ausländer, welche bloß eine Zeit lang in Rußland wohnen, oder noch nicht eingeschrieben sind; endlich die nicht angezeigten Fremdlinge in Sibirien; nicht angezeigte Edelleute u. s. w. Diese insgesammt nach einem mäßigen Anschlage auf 999.805 männliche Individuen angeschlagen, und hiezu die Personen weiblichen Geschlechtes etwas weniger als um das Zweifache der männlichen Bevölkerung gerechnet, gibt 45.700.000 Individuen; endlich das Königreich Polen und das Großherzogthum Finnland mit 5.500.000 Individuen beiderlei Geschlechtes dazu gezählt, ergibt eine Gesammtbevölkerung von 49.900.000 Seelen.

Die Bevölkerung des Königreiches Polen wird nämlich auf 2.019.155, die des Großherzogthums Finnland auf 635.651 Individuen männlichen Geschlechtes, und für beide mit dem weiblichen Geschlechte auf 5.500.000 geschätzt. Unter der Zahl von 2.019.155 Polen sind begriffen: Stadtbewohner ungefähr 435.000, Dorfbewohner 1.584.000, Edelleute 301.971.

I. Steuerpflichtige Unterthanen.

Unter diesen werden begriffen:

1) Die vier Gilden der mit Zeugnissen handeltreibenden Einwohner in den Städten mit 1.098.057 Individuen männlichen Geschlechts; hier-

unter befinden sich 13,264 Mohammedaner und 129,299 Israeliten. — Die Stadtbewohner der Provinz Bessarabien zählen 5408 Familien Ruptaschen und Maslien, 11.085 Familien Christen der untern Klasse, und 3979 Familien Israeliten; im Ganzen 18,469 Familien.

2) Die steuerpflichtigen Landbewohner. Dahin gehören:

Schlachten oder niederer Adel, der sich auf Kronländereien ansässig gemacht . . . 459
Kronbauern auf des Kaisers eigenen Ländereien, unter der Jurisdiktion des Kabinets, der Hofintendantur, der Kremlschen Expedition und des Apanage-Departements . . . 597,201
Einhöfler . . . 988,422
Ehemalige panzertragende Bojaren . . . 4,654
Kleinrussische Kosaken . . . 529,554
Bewohner der Ländereien des Kosakenheeres . . . 350,561
Verabschiedete angesiedelte Soldaten . . . 20,981
Bauern verschiedener Benennungen . . . 8,775,285
Ssibirische Ansiedler . . . 18,588
Ausländer . . . 16,807
Tepteren (Häusler, Bauern ohne Land) . . . 75,346
Bauern auf den Krongütern der Ostseeprovinzen, die das Recht der Umsiedlung haben . . . 109,089
Kronbauern und Bauern der Starostengüter in den westlichen Gouvernements und in der Provinz Bialystock . . . 250,524
Bauern der ehemaligen Jesuitenländereien (unter dem Namen der zweiten bekannt) . . . 8,528
Lootsen . . . 856
Unter Jurisdiktion des St. Petersburgischen und Kiewschen Kommandanten Stehende . . . 2,440
Wogulen und Samojeden . . . 3,031
Felltributpflichtige, Angesiedelte und Nomadisirende in ssibirischen Gouvernements . . . 208,971
Zu Kronstutereien sich Rechnende . . . 56,978
Zu verschiedenen Manufakturen und Fabriken . . . 151,473
Freie Ackerbauern . . . 58,001
Bauern, welche nach Abtragung ihrer Kronschuld in den Stand freier Ackerbauern treten werden . . . 15,968
In den westlichen Gouvernements, unter dem Namen freier Leute bekannt . . . 110,301
Bauern in den westlichen Gouvernements den Klöstern zugehörig . . . 116,577
Bauern, die in den Ostseeprovinzen den Pastoraten gehören . . . 6,401
Bauern in den westlichen und Ostseeprovinzen, den Städten, Magistraten und Kollegien gehörig . . . 5,688
Bauern, ehemals den Jesuiten gehörig, Jesuitenbauern genannt, für welche die Gutsbesitzer zum Unterhalte der Schulen Abgaben entrichten . . . 24,718
Bauern, die zu öffentlichen Wohlthätigkeits- und Lehranstalten gehören . . . 8,450
Auf Kronländern angesessene Kolonisten . . . 64,674
Hierunter befinden sich 46,405 Deutsche, 11,711 Griechen, Grusiner und Bulgaren, 3119 Armenier und 3439 Bucharen.
Die in Bessarabien auf Kronländereien angesessenen Masylen und Ruptaschen, Bauern der niedern Klasse und Handarbeiter, werden auf 5,836 Familien, hierunter 298 Familien Israeliten, 758 Zigeunerfamilien nicht eingerechnet.
Gutsbesitzern gehörige Bauern . . . 8,986,816
Dergleichen Hofsleute . . . 597,316
Im Ganzen . . . 9,565,132
Unterm Lehenrechte stehende Bauern . . . 15,710
Gutsbesitzern in den Ostseeprovinzen gehörige Bauern, die aber das Recht der Umsiedlung genießen . . . 411,795
Ordinariatsbauern, für welche die Gutsbesitzer im Wolhynischen und Podolischen die Ordinariatsgebühren zahlen müssen . . . 22,328
Einhöflerbauern . . . 12,945
Leibeigene Erbgutsbauern im Gouvernement Olonez . . . 92
Pflichtbare Landleute, die gegen Leistung gewisser Dienste auf herrschaftlichem Grund und Boden wohnen . . . 1,524
Halbbauern, die nur die Hälfte eines Ackers besitzen . . . 4,934
Zu Privatfabriken und Manufakturen gehörige . . . 141,592
Ausländische Kolonisten auf herrschaftlichen Gütern . . . 500
In Bessarabien wohnen auf herrschaftlichen Gütern 74,210 Familien; hierunter 3400 israelitische.

II. Unbesteuerte Unterthanen.

1) Die Geistlichkeit, die 218,418 Weltpriester, ihre Kinder mit eingerechnet und 4592 Mönche zählte. Dieselbe bestand aus:

Unirten . . . 7541
Katholischen . . . 5981
Armenischen . . . 37
Lutherischen . . . 587
Reformirten . . . 24
Mohammedanischen Mullahs . . . 6658
Lama's . . . 150

2) In den Städten rechnete man 10,254 unbesteuerte, auf dem Lande 467,475. Unter letztere gehören:

Zins-, Gränz-, Dienst- und unseßhafte Schlachten . . . 199,245
Verabschiedete Soldaten . . . 4,398
Postillone aus Bürgern und Bauern . . . 88
Frohnfreie Bauern im Gouvernement Kostroma . . . 90
Freie Ackerbauern in den Gouvernements St. Petersburg und Jekaterinoslaw . . . 22
Zu kaiserlichen Palästen gehörige . . . 1,692
Unter Jurisdiktion der Admiralität vom schwarzen Meere stehende . . . 3,502
Lootsen bei den Wasserfällen des Dniepr . . . 907
Postbauern . . . 36,789
Bei den Kronhüttenwerken, Branntweinbrennereien, Salinen und Fabriken stehende . . . 86,685
Verwiesene, auf eigene Kosten stehende . . . 9,629
Todtengräber in Bessarabien, Familien . . . 127
Mohammedanische Ansiedler in Taurien . . . 95,054
Ansiedler in Bessarabien . . . 58
Nogaische Tataren . . . 17,218
Jurten bewohnende Tataren . . . 7,371
Osseten . . . 685
Kalmucken und andere Asiaten, welche Kaufleuten auf gewisse Zeit zugehörig gewesen und frei geworden . . . 1,186
u. s. w.

Im Ganzen 721,257 unbesteuerte. (Schluß folgt.)

Französisches Theater.

Das Jahr 1831 war weit fruchtbarer als die vorausgegangenen an neuen Bühnenstücken, was wahrscheinlich mit der Errichtung der drei Theater: des Theaters in Palais Royal, des Theaters Molière und der Folies dramatiques zusammenhängt. Im Jahre 1827 spielte man auf den Bühnen von Paris 192 Stücke, im Jahre 1828 sah man deren 166, im Jahre 1829 und 1830 blieb sich ihre Zahl 175 gleich. Im Jahre 1831 erhob sich dieselbe auf 272; hierunter befanden sich 2 Trauerspiele, 27 Schauspiele, 19 Lustspiele, 21 Opern, 30 Melodrame, 3 pantomimische Ballette und 171 Vaudevilles. Es erschienen also in diesem einzigen Jahre so viele Vaudevilles, als in dem vorhergegangenen Stücken überhaupt aufgeführt wurden. Unter den dramatischen Schriftstellern war wie gewöhnlich Scribe der fruchtbarste, er lieferte 13 neue Stücke; ihm folgten Theodor Nezel mit 12, Brazier mit 11, Melesville, Desvergers und Ancelot mit 9, Bayard, Varin, L'Herie und Benjamin Antier mit 8 u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 28. 28 Januar 1832.

Briefe eines Franzosen aus Konstantinopel.

(Schluß.)

Die Unterhaltung ging auf diese Art noch eine Zeit lang fort, und schien den Mollah sehr zu interessiren, als man ihm bemerklich machte, daß es Zeit sey, in die Moschee zu gehen. Wir machten daher Miene aufzubrechen, allein er hielt uns noch zurück, und sagte mit vieler Artigkeit: „Ist Lernen nicht auch Gebet?“ Als wir Abschied nahmen, begleitete er uns bis an die Thüre, was Türken selten gegen Christen thun. Gewöhnlich hält man die Türken nicht für sehr höflich, allein mit Unrecht. Allerdings sind diejenigen, die ich besuchte, aus der höheren Gesellschaft, nach der man die ganze Nation nicht beurtheilen kann. Allein ich habe Grund zu glauben, daß die Höflichkeit unter den Türken überhaupt mehr verbreitet ist, als man denkt. Zu dieser Ansicht bestimmte mich der Umstand, daß die Osmanlis mehrere in hoher Achtung stehende Werke über gute Lebensart im Umgange besitzen. Als ich den Katalog der Serailbibliothek und einiger anderer Büchersammlungen der Hauptstadt durchlas, fand ich folgende Werke angegeben: „Erklärungen der Höflichkeit.“ — „Das Gleichgewicht der Höflichkeit.“ — „Der duftige Garten der Höflichkeit.“ — „Die Schönheit der Höflichkeit“ u. s. w. Man hat auch zu Nutz und Frommen der türkischen Jugend einen Auszug dieser Schriften veranstaltet. Ich erfuhr, daß in den Schulen von Konstantinopel eben so in den Lehren der guten Lebensart, wie in der Philosophie und Moral Unterricht ertheilt wird. Die Türken von Erziehung sind überzeugt, daß Höflichkeit in Reden und Manieren das Abbild der Güte ist, und daß das Schicklichkeitsgefühl einen Theil der Tugend ausmacht. Die gebildeten Türken sind daher im Allgemeinen sehr höflich, und um diesen Vorzug, den ihnen ihre Erziehung gibt, in vollem Lichte glänzen zu lassen, fehlt ihnen Nichts als die Gesellschaft, wie sie bei uns ist, wo die Begierde zu gefallen und die liebenswürdigen Eigenschaften des Geistes durch den ungezwungenen Umgang beider Geschlechter ermuntert und verfeinert werden.

Nachdem wir Ejub verlassen hatten, mietheten wir einen Kaik um über den Hafen zu setzen; die Ruderer, zwei Türken, schienen zur Oppositionspartei hinüber zu neigen. Man riß eben die Kaserne der Bombardiere nieder, die zunächst am Hafen lag, und wir nahmen hievon Anlaß, ein Gespräch anzuknüpfen. „Heutzutag ist es Brauch, Alles zu verändern, sagte der Eine, die Steine haben auch ihre Revolution.“ Es ist eine Leidenschaft des Sultans, öffentliche Gebäude niederreißen, und nach einem neuen Plan wieder aufbauen zu lassen. Diese an sich schon kostspielige Leidenschaft ist am wenigsten geeignet, den Türken zu gefallen, die nicht daran denken, ein Haus auszubessern, selbst wenn sie Gefahr liefen, demnächst unter seinem Einsturz begraben zu werden. Während wir noch von der schon zur Hälfte niedergerissenen Kaserne sprachen, fuhr dicht an uns eine Barke mit Weibern gefüllt vorüber, die laut lachten und sangen, und in einem Zustande von Trunkenheit zu seyn schienen. „Dieß sind türkische Weiber, sagte uns Einer der Ruderer, die von den Bergen kommen. (So nennt man den Zusammenkunftsort ausschweifender Personen in der Nähe der Hauptstadt.) Heutzutage sieht man alle Tage solche Skandale; früher hätte man so etwas nicht geduldet; so Etwas kam damals nicht vor, wo ein Mann sein ungetreues Weib tödten konnte.“ — Dieß waren wortwörtlich die Ausdrücke unseres Ruderers. Man könne sich indeß, fügten sie hinzu, nicht darüber wundern, da die bösen Beispiele von Denen selbst herkämen, die dem Uebel steuern sollten. Hiebei blickten sie nach dem Serail hinüber, und sahen einander mit einem bittern mißvergnügten Lächeln an.

Wir waren nach Pera zurückgekommen, und begaben uns um vier Uhr Nachmittags zu dem Obristen Namik-Bey, bei dem wir zum Mittagessen eingeladen waren. Der Obrist befehligte das Regiment, das in der großen Kaserne von Scutari liegt. Ein Kiosk oder Lustaufenthalt desselben, oberhalb dem Felde der Todten gelegen, war der Ort, wohin wir eingeladen waren. Man ließ uns in ein Belvedere eintreten, das eine bezaubernde Aussicht auf den Bosporus bot. Der um das Gebäude liegende Garten war dafür um so armseliger, fast ganz unangebaut und verödet. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war sehr einfach ausgestattet, ohne Spiegel, ohne Tapeten, einige Matten, ein zirkelrundes Sofa bildeten das ganze Geräthe. Der Tisch — eine kleine runde Tafel von anderthalb Fuß Höhe — war bereits gedeckt: Servietten mit Gold gestickt, lange hölzerne Löffel, ein irdenes Geschirr mit Wasser angefüllt. Man hatte bereits Salat, Trauben und Essiggurken aufgetragen. Die Türken kennen große Gastmähler, wie sie bei uns üblich sind, nicht; sie haben eben so wenig Speisesäle als gesellschaftliche Mahlzeiten. Die Großen wie die Kleinen, die Reichen wie die Armen speisen fast stets allein; nur bei gewissen Festlichkeiten

werden die Hofleute vom Großwessir und den Ministern des Divans bewirthet; man deckt dann zwanzig oder dreißig kleine runde Tische in einem weitläufigen Saale oder in einer Galerie, und an jeder dieser kleinen Tafeln sitzen drei oder vier Gäste zusammen. Ein solches Festmahl sieht dann einem großen Saale in einer pariser Restauration gleich, wo jeder abgesondert speist, nur mit dem Unterschiede, daß man bei den Türken auf Sofas sitzt oder liegt, und daß bei solchen Festen das feierliche Stillschweigen einer Moschee herrscht.

Namik-Bey war noch nicht angekommen; wir mußten einige Minuten auf ihn warten; es war Dieß von seiner Seite eine Höflichkeit, da die Sitte den Mosleminen verbietet, vor einem Christen aufzustehen. Da er nach uns ankam, so konnte er uns stehend empfangen; er drückte gegen uns in sehr gutem Französisch und mit der größten Artigkeit das Vergnügen aus, das er darüber empfinde, uns zu sehen und mit uns einige Stunden zubringen zu können. Der Obrist Namik-Bey ist ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, und besitzt ein sehr einnehmendes Wesen; er trug die kleine Uniform, Weste und Pantalons und den diamantenen Stern, das Zeichen seines Ranges. Seine Dienerschaft ist nicht zahlreich; er hatte in seinem Kiosk Niemand als einen griechischen Koch und einen armenischen Renegaten, der bei ihm den Dienst des Kammerdieners verrichtet. Namik-Bey ist unverheirathet; man wollte ihn mit einer reichen Erbin vermählen; allein er zog es vor zwei Sklavinnen zu kaufen. Die Weiber, die man kauft sind leichter zu beherrschen, als die man heirathet. Diese Worte, wohlgemerkt, sind die des Obristen. Nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, setzten wir uns zu Tische, ein Moslemin und zwei Christen. Nur der Obrist trank Wein; er hatte die Bouteille zu seinen Füßen auf dem Boden stehen, und schenkte sich von Zeit zu Zeit selbst von dem verbotenen Safte ein, während seine Bedienten uns Wasser einschenkten. Nur eine Schüssel wurde immer aufgetragen; zuerst Reißsuppe in einer großen Fayence-Vase, aus der Jeder von uns mit seinem langen hölzernen Löffel schöpfte; hierauf folgte gekochtes Rindfleisch, dann Hammelfleisch, das in kleine Stücke zerschnitten war, Gemüse, süße Speisen, endlich der Pilau, das letzte Gericht einer türkischen Tafel. Der Obrist lächelte ein wenig über meine Ungeschicklichkeit, mich der Finger statt der Gabel zu bedienen. Während des Essens beobachtete wir keineswegs die landesübliche Sitte des Stillschweigens, wir sprachen von der letzten Heerschau in Scutari. Namik-Bey hatte an diesem Tage der Revue die Lagerpolizei und über die Ordnung zu wachen. Es waren an diesem Tage viele Harems nach Scutari gekommen, und der Obrist hatte seinen Offizieren und Soldaten Befehl gegeben, in dieser Beziehung mit mehr Nachsicht und Schonung zu verfahren als gewöhnlich; vor Allem war ihnen empfohlen worden, hinsichtlich der Kleidervorschriften nicht allzustreng zu seyn, insbesondere gegen die Frauen wegen ihrer „Jachmal's" (Schleier) und ihrer „Feredje's" (Mantel). An diesem Tage, wo man den Franken gleichsam ein Fest geben wollte, wachte man auch nicht mit so großer Strenge als gewöhnlich über dem Gesetz, das die beiden Geschlechter trennt. Ein Muselmann oder auch ein Christ konnte sich an der Seite mehrerer türkischer Damen befinden, ohne daß man darauf sonderlich achtete; man konnte sogar mit ihnen sprechen, ohne Gefängniß oder Bastonade fürchten zu müssen; nur Die sollten gestraft werden, welche die Ordnung des Festes störten. Der Obrist fügte hinzu, er habe mehrere seiner Offiziere mit Frauen einen Arabath besteigen sehen, was früher als ein unerhörter Skandal betrachtet, und wohl gar mit dem Tode bestraft worden wäre. Es war kein Zweifel, daß Alles Dieß mit Genehmigung des Sultans geschah, der bei der großen Revue von Scutari selbst zugegen war.

Namik-Bey war bei der Gesandtschaft, die im vorhergegangenen Jahre nach Petersburg geschickt worden war; er gefiel sich darin zu erzählen, was er in Rußland gesehen, und seine Erinnerungen bewiesen, daß er nicht ohne Nutzen gereist war. Diese Gesandtschaftsreise wird am Hofe des Sultans als ein großes Ereigniß betrachtet, auch wurde das Haupt derselben bei seiner Rückkehr zum Kapudan Pascha ernannt, und Alle, die ihn begleitet hatten, zu höherem Range befördert. Namik-Bey verdankt dieser Reise zu den Moskowitern die Ehre eines der schönsten Garderegimenter zu kommandiren. Da die französische Sprache die der europäischen Diplomatie ist, so suchte man Alle aus, die ein wenig französisch konnten, und die Türken kamen erstaunt darüber zurück, daß sie die französische Sprache unter den höheren Ständen Rußlands so außerordentlich verbreitet fanden. Seitdem haben viele junge Leute von Stambul angefangen Französisch zu lernen; indeß ist ihre Zahl doch nicht so beträchtlich, als sie der Obrist angab, der fünfhundert Türken kennen wollte, die französisch sprechen könnten; man müßte denn dazu die neuen türkischen Stutzer zählen, die Einen oft in den Straßen anreden: „Bonjour, monsieur; comment vous portez-vous?" aber nichts als diese Worte wissen, und wenn man mit ihnen ein Gespräch anknüpfen will, sofort erwidern:

„Masch Allah, Balaium!"

Als wir von der Tafel aufstanden, goß uns der armenische Renegat, der uns bei Tische bedient hatte, Wasser über die Hände und reichte uns eine goldgestickte Serviette; dann wurden Pfeifen und Kaffee gebracht, womit man in diesem Lande Alles anfängt und beschließt. Einer von Namik-Bey's Nachbarn war gekommen, um mit ihm den Schibuk zu rauchen oder was man in Frankreich passer la soirée nennen würde. Die Ankunft dieses neuen Gastes brachte wieder Leben in die Unterhaltung, die bereits zu erlahmen begann. Man sprach über die Fortschritte der Civilisation in der Türkei. Jedermann ist darüber einverstanden, daß die Bildung nur sehr langsam vorrückt und bei weitem nicht gleichförmig und allgemein sich ausbreitet. „Es fehlt uns eine Sache," bemerkte Namik-Bey, „nämlich, daß wir Türken noch nicht das Bedürfniß fühlen, häufigen Umgang miteinander zu pflegen, und unsere Ideen mitzutheilen; außerdem haben wir mit dem Auslande, durch das wir uns unterrichten könnten, noch zu wenig Verkehr. Wie kann sich ein Volk aufklären, das an seinem eigenen Herde sitzen bleibt, bei dem Jeder einzeln für sich lebt und das selbst unter den übrigen Völkern isolirt steht." Diese Bemerkungen schienen uns sehr verständig, und jeder von uns fügte seine eigenen Ansichten bei. Das Erste, was für die Türken zu thun wäre, ist, sie zu überzeugen, daß sie unwissend sind, und Dieß werden sie nie einsehen lernen, so lange sie nicht außer Landes reisen. Der Maßstab des Schönen und Wahren ist bei ihnen, Das, was sie täglich vor Augen haben; daher sind sie sehr geneigt über Das zu spotten, was sie nie gesehen haben.

Wie sollten sie also von fremden Völkern Institutionen entlehnen, die sie nicht kennen oder verachten; wie sollten sie Aufklärung suchen, die sie bereits zu besitzen glauben? So sind übrigens alle Völker des Orients beschaffen, die stets in ihrer Heimath bleiben, und durch Vorurtheile, welche stärker sind als der Trieb sich zu belehren, von Reisen abgehalten werden. Diese Bemerkung machte Namik-Bey's Nachbar, der von der Pforte mit mehrern diplomatischen Sendungen beauftragt war und viele Reisen in Asien gemacht hatte. Indem wir von den gegenseitigen Vorurtheilen der Nationen und ihren aus Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche entstehenden Antipathien sprachen, erzählte er uns folgende Anekdote, die uns viel zu lachen machte. „Ich war," sagte er, „an den Pascha von Bagdad gesendet worden, und bei unsrer ersten Audienz sahen wir den Pascha und seinen ganzen Hofstaat mit lächelndem Gesichte uns betrachten, und auch wir konnten uns auf unsrer Seite eines Lächelns nicht erwehren. So standen wir uns eine Zeit lang gegenüber, ohne zu wissen, worüber wir gegenseitig lachten; am Ende fand sich, daß die von Bagdad unsere ungeheuren Turbane nicht ohne Lachen ansehen konnten, während wir unsrerseits lachen mußten, den Pascha und seine Hofleute mit rosenroth gefärbten Bärten zu sehen."

Gern hätten wir noch länger dieß Gespräch fortgesetzt; allein die Stimme der Moadsins (Muezzin) rief zum Abendgebete. Es war schon nahe an acht Uhr. Wir mußten Abschied nehmen. Ueber das Feld der Todten, das die Nacht bereits mit ihren ersten Schatten umhüllte, kehrten wir nach Hause zurück.

Der Pascha von Saint-Jean d'Acre.

(Schluß.)

Es ist bereits gesagt worden, daß Djezzar als Emir Abschi die zahlreichen Pilgrimkarawanen, die jährlich nach Mekka wallfahrten, zu geleiten hatte. Seine Vorbereitungen zu einer dieser jährlichen Reisen waren beendigt, als er seinen Kiaja, dem während der Abwesenheit des Pascha's die Statthalterschaft des Paschaliks anvertraut blieb, rufen ließ, indem er ihm eine Menge Befehle ertheilte und unter Anderm auch, seinem Kasnedar Aga (Schatzmeister) ein Auge auszustechen, und die Nase und ein Ohr abzuschneiden. Dieser unglückliche Kasnedar war Malhem Habim, ein reicher, rechtschaffener und ungemein wohlthätiger Jude. Djezzar reiste ab und ließ den Kiaja, der Malhem Habims vertrauter Freund war, in nicht geringer Unruhe zurück. Niemand wußte so gut die trefflichen Eigenschaften und Tugenden Malhem Habims zu schätzen, als der Kiaja, allein er wußte auch, daß Djezzar's Befehl nicht zu vollziehen für ihn unfehlbar zur Folge haben würde, gepfählt oder niedergesäbelt zu werden. In seiner Verlegenheit wußte er sich nicht besser zu rathen, als daß er Zeit zu gewinnen suchte.

„Malhem Habim, sagte er zu seinem Freunde, Du solltest die Abwesenheit des Pascha benützen, um Deine Gesundheit wieder herzustellen. Du bist krank, obgleich Du es zu verheimlichen strebst; deßhalb folge mir und brauche bis zur Rückkehr des Djezzar die Bäder von Tiberias." — Der Kasnedar schien erstaunt: „Krank soll ich seyn! erwiderte er, und ich habe mich nie besser befunden als jetzt! Wozu soll ich die Bäder von Tiberias gebrauchen!" — Der Kiaja bestand auf seinem Rathe: „Du wirst es bereuen, sagte er warnend, mir nicht gefolgt zu haben." Hiebei blieb es, und die Freunde trennten sich. Einige Tage nachher drangen diejenigen Mamelukken des Pascha, die in Acre zurückgelassen worden waren, mit Gewalt in sein Harem ein und verließen es erst nach einigen Stunden wieder; welche Abscheulichkeiten sie sich dort erlaubten, braucht nicht gesagt zu werden. Inzwischen ging die Zeit zu Ende, nach welcher Djezzar zurückerwartet wurde. Nachrichten langten an, welche Djezzar's glückliche Ankunft in Damaskus meldeten, man konnte also in wenigen Tagen seiner Rückkehr entgegen sehen. Alsbald ergriffen die Mamelukken die Flucht, die einen nach Aegypten, die andern ins Innere des Landes, wo sie sich den Beduinen anschlossen. Nun erinnerte sich auch der Kiaja des erhaltenen Auftrages; wollte er sich nicht selbst verderben, so mußte er ihn vollziehen lassen. Er ließ Malhem Habim rufen und zeigte ihm das schreckliche Befehlschreiben. „Du hast meinen Rath nicht befolgt, sagte er, siehe nun, ob ich nicht recht hatte, auf Deine Entfernung zu bringen." Der Schrecken des unglücklichen Malhem läßt sich nicht beschreiben; er starrte sprach- und regungslos das verhängnißvolle Papier an; aber das Gefühl der Selbsterhaltung war bei dem Kiaja stärker als die Freundschaft; einige Augenblicke später wurde Malhem Habim verstümmelt nach Hause gebracht. Indeß wurde nichts gespart seine Heilung zu sichern und zu beschleunigen. Endlich kam Djezzar an. Kaum hatte er den Fuß auf die Schwelle seines Palastes gesetzt, als alle Offiziere und Diener seines Hauses herbeieilten, sich vor ihm niederzuwerfen und ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Djezzar's Augen vermißten seinen Kasnedar; er fragte nach ihm. „Er ist noch krank in Folge der auf Deinem Befehl an ihm vollzogenen Strafe," erwiderte der Kiaja zitternd. Der Pascha schien überrascht. „Allein er sollte längst schon wieder geheilt seyn," bemerkte er gleich darauf. — „Hoheit, erwiderte der Kiaja, Malhem war während Deiner Abwesenheit krank; ich fürchtete bei dem Vollzug Deiner Befehle sein Leben in Gefahr zu setzen, und wartete daher seine Genesung ab. Erst seit einigen Tagen hielt ich ihn für hergestellt genug, um die Strafe auszuhalten." — „Du thatest Unrecht, so zu eilen, erwiderte Djezzar; Du hättest meine Rückkehr erwarten können, dann würde ich selbst die Strafe vollzogen haben. Man lasse ihn kommen, ich will ihn sehen, rief er einem seiner Offiziere zu.

Der arme Kasnedar wurde herbeigeführt; er befand sich in einem bejammernswerthen Zustande. Djezzar betrachtete ihn lächelnd. „In der That, rief er, ich hätte nicht geglaubt, daß Du so häßlich werden könntest; sonst würde ich Dir die Nase gelassen haben." Dann näherte er sich ihm, legte ihm die Hand auf seine Schulter und sagte: „Glücklicher Malhem, Du bist mein Freund; ich kann Dich nicht entbehren; danke darum Gott; denn hätte ich keine so große Zuneigung zu Dir, so wäre es um Deinen Kopf geschehen gewesen!" Die Spione Djezzar's ermangelten nicht, ihn von dem in seinem Harem begangenen Frevel in Kenntniß zu setzen. Diese Nachricht entflammte ihn zu neuer Wuth. Da sich die Mamelukken durch die Flucht seiner Rache entzogen hatten; so fiel diese auf seine Weiber. Fünf oder sechs dieser unglücklichen wurden vor ihn geführt, und er schlitzte ihnen selbst den Leib auf; zwanzig andere ließ er in lederne Säcke einnähen und ins Meer werfen, eben so viele andere befahl er auf dem nächsten besten Schiffe nach Konstantinopel zu führen und dort zu verkaufen. Es befand sich damals gerade eine französische Brigg auf der Rhede. Djezzar miethete es, und die Weiber wurden sogleich unter Aufsicht zweier Eunuchen nach Konstantinopel eingeschifft. Während der Ueberfahrt berauschten die Matrosen dieselben und wiederholten an ihrer Weiberladung den Frevel der Mamelukken. Letztere Thatsache wurde mir von dem Kapitäne, dessen Schiff damals zur Ueberfahrt diente, selbst erzählt; es war das nämliche, auf dem ich später von Sidon nach Marseille zurückkehrte.

Zwei Jahre waren nach diesen blutigen Auftritten zu Saint-Jean d'Acre vergangen, als einer der Mamelukken, welche die Schuld davon trugen und sich zu den Beduinen geflüchtet hatten, die Kühnheit hatte, wieder vor Djezzar's Angesicht zu kommen. Er langte in Acre an, eilt in den Palast, tritt kühn in den Saal, wo der Pascha eben Divan hält, drängt sich durch die Offiziere, von denen er Djezzar umgeben findet, und wirft sich seinem alten Herrn zu Füßen. Djezzar erkannte ihn auf der Stelle wieder; seine Züge nahmen einen Ausdruck von Wuth an, daß alle Anwesende erbleichten. Dann sprang er auf, riß einem Soldaten eine Streitaxt aus der Hand und schrie: „Elender, was willst Du hier?" — „Zu Deinen Füßen sterben, erwiderte der Mameluk, welcher Soliman hieß, denn ich ziehe dieses Loos dem vor, fern von Dir zu leben." — Die Streitaxt schwebte ob dem Haupte des Mamelukken, und Jedermann glaubte, dieses im nächsten Augenblicke zerschmettert zu sehen. Allein Djezzar senkte den Arm und sagte: „Welcher böser Geist treibt Dich hieher, weißt Du nicht, daß Djezzar nie verzeiht?" — Soliman widerholte seine erste Antwort, und der Pascha schwang zum zweitenmal die tödtliche Waffe. Plötzlich aber

trat er zurück, warf die Streitaxt weit von sich und sagte: „Djezzar hat das erste Mal in seinem Leben verziehen."

Diese Worte erfüllten ganz Acre mit Freude und Staunen. Soliman wurde mit Glückwünschen überhäuft, von Djezzar wieder zu Gnaden aufgenommen, und erwarb sich zuletzt so sehr die Freundschaft seines Herrn, daß dieser ihm eine wichtige Stelle des Paschaliks anvertraute.

Während der Belagerung von Saint-Jean d'Acre ließ Djezzar alle in der Stadt ansässigen Franzosen ins Gefängniß werfen, und mehr oder minder verstümmeln; nur der großmüthigen Verwendung des englischen Commodors Sir Sidney Smith verdankten sie ihr Leben; der vielen Reclamationen müde übergab sie der Pascha endlich einem türkischen Schiffe mit dem Befehl, sie an einem fernen Punkt der Küste auszusetzen.

Alle diese Grausamkeiten, die ich hier schilderte, bilden nur ein sehr unvollkommenes Gemälde von den Gräuelthaten, die Djezzar's langes Leben befleckten — und dennoch starb er ruhig auf seinem Bette im Jahre 1808 über 88 Jahre alt. Durch ein seltsames Spiel des Zufalles wurde eben jener Mameluk Soliman, an den Djezzar zum ersten Mal in seinem Leben Gnade bewiesen, sein Nachfolger. Soliman zeigte sich eben so sanftmüthig und gütig, als Djezzar grausam und blutdürstig war. Seine milde Herrschaft erwarb ihm die Liebe aller seiner Unterthanen. Der tugendhafte Kadneddar Malhem Habim stand ihm mit seinem Rathe bei, und Syrien begann wieder aus dem Elende und der Erniedrigung aufzuleben, in das es durch seinen raubgierigen und blutdürstigen Vorgänger gestürzt worden war. Als einen einzigen Beweis von seiner guten Regierung begnüge ich mich hier anzuführen, daß alle Räuber verschwanden und man im ganzen Umfang seines Paschaliks mit größter Sicherheit reisen konnte. Soliman starb zu Anfang des Jahres 1820.

Vermischte Nachrichten.

Die Brücken Londons verdienen eine besondre Aufmerksamkeit, sie sind mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit über der breiten Themse erbaut, zwar meist im Geschmacke der Vorzeit, dafür aber sicher dem Elemente trozend und durch ihre breiten Trottoirs und das treffliche Pflaster gleich bequem für den Fußgänger wie für den Fahrenden. Die Vauxhallbridge von gegossenem Eisen wird zwar dem nicht gefallen, der den Pont des Arts in Paris sah, dafür ist jedoch hier die Themse gewiß noch einmal so breit als die Seine, und Dauerhaftigkeit wichtiger als Eleganz. Der Triumph der modernen Baukunst ist aber die Waterloobrücke; denn obwohl von Quadersteinen erbaut, gewährt sie doch einen eben so anmuthigen als erhabenen Anblick. Der Bau dieser majestätischen Brücke wurde von einer Gesellschaft übernommen, und soll eine Million Gulden gekostet haben. Man könnte vielleicht nicht begreifen, wie die Unternehmer, welche berechtigt sind, das Brückengeld eine gewisse Anzahl von Jahren von den Passanten zu erheben, durch dieses Privilegium das Kapital nebst den Interessen zurück zu erhalten, und überdieß noch den beabsichtigten Gewinnst erwarten dürften; aber die nachstehende verbürgte Passage zweier Brücken Londons möchte beweisen, worauf die Unternehmer bei ihrer Berechnung fußen. Die eine ist die Blackfriars Brücke, welche die City mit Southwark verbindet, die andere ist die London Brücke, die älteste über die Themse, unter welcher der Hafen anfängt. Die erwähnte Angabe ist die Passage eines Tages im Jahre 1822.

	London Brücke.	Blackfr. Brücke.
Fußgänger	89,640	61.090
Karren und Schleifen	2,900	4.520
Lastwägen	769	540
Kutschen	1,250	960
Einspänner und Fiaker	480	520
Reiter	760	840

Ueber die Waterloobrücke muß der Fußgänger zwei Pence geben, Pferde und Wagen waren sehr hoch besteuert, und die Passage äußerst lebhaft. (Wechs Reise.)

•

Ueber den muthmaßlichen Anfang der Cholera in Bengalen und Bahar, den man in den Monat August des Jahres 1817 versetzt, enthält eine Zeitung aus Kalkutta eine anonyme Einsendung, wodurch die lokale Entstehung der Cholera auf Anfang 1816 in den Distrikt Burneah verlegt wird. „In diesem Jahr, sagt der Einsender, wohnte ich in dem genannten Bezirke nahe bei einem volkreichen Dorfe Satfgundsche, in dessen Nähe sich ein Lager der Kurarias, einer Volksklasse befand, die sich mit Vogelfang abgibt, aber auch mit Einsammlung und Verkauf von Feuerschwamm, wobei sie zugleich Mangobäume miethet, und die Früchte derselben, wenn sie reif sind, verkauft. Bei diesen Beschäftigungen lagern sie sich gewöhnlich unter Mangobäumen und Monate und Jahre vergehen, ohne daß sie ihren Lagerort verändern, wiewohl sie eigentlich nicht seßhaft sind. Diese Leute wurden im April und Mai 1816 von der Cholera befallen und zwar so, daß täglich zehn bis acht Menschen starben. Da die Seuche auch nach Verlauf eines Monats noch nicht aufhörte, so brachen die am Leben Gebliebenen ihr Lager ab und zerstreuten sich in den umliegenden Dorfschaften. Hier begegnete ich einzelnen Truppen von ihnen, und vernahm aus ihrem Munde, was ich hier erzähle. Damals bestand auch nicht einmal noch ein Name für die Cholera als Seuche unter den Eingebornen; im nächsten Jahre nannte man sie Ula."

•

Zeitungen aus Boston enthalten sehr vortheilhafte Berichte von dem Zustande der amerikanischen Neger-Kolonie in Nordafrika, die langsam aber gedeihlich aufblüht. Unter den kleinen Häuptlingen, vierzig Meilen nordwestlich von Monrovia wurde ein schon längere Zeit dauernder Krieg noch immer fortgeführt. Die Veranlassung dazu gab der Sklavenhandel. Königs Boatswain, des Beherrschers von Condo, Hauptstadt ist unlängst in Feuer aufgegangen. Die Einwohner von Condo, ein eigenthümlicher Menschenschlag, sind Mohammedaner und in Verbreitung ihres Glaubens große Eiferer. Manche von ihnen lesen und schreiben arabisch. Von den Mandigoes, einem andern Negervolk, wird gemeldet, daß sie ihre Kranken nicht des natürlichen Todes sterben lassen, sondern in den letzten Zügen mit einem scharfen Instrumente die Schlagader am Halse des Kranken öffnen. Dieß geschieht mit großer Andacht und der Name Gottes wird vor und während dieser Operation angerufen. Die von den Amerikanern eingerichteten Schulen nahmen einen sehr erfreulichen Fortgang, und die Eingebornen in der Nachbarschaft von Monrovia schienen bedeutende Fortschritte in der Civilisation zu machen.

•

Vor Zeiten kannte man in England von Seite der Regierung wirksamere Mittel, eine Bill durchzusetzen als heut zu Tage. In einem unlängst zu London erschienenen Werke: „Extinct, dormand and suspended Peerage" wird in dieser Beziehung eine Anekdote von Heinrich VIII erzählt, die eben sowohl diesen König, als die Fügsamkeit des damaligen Unterhauses bezeichnet. Da eine Bill, die vom Parlament namhafte Zuschüsse für den König verlangte, im Unterhaus nicht durchgehen wollte, so ließ Heinrich VIII den Sprecher desselben holen. Herkömmlicher Weise warf sich der Sprecher in Gegenwart des Königs auf die Knie und dieser sagte zu ihm: „Nun, wollen sie meine Bill nicht durchgehen lassen?" — Dann legte er seine Hand auf Montagne's Haupt und fuhr fort: „Macht, daß meine Bill Morgen bis zu der und der Stunde durchgegangen ist, sonst ist es um diesen Kopf geschehen." Diese königliche Rede war kurz, aber verständlich, auch lesen wir, es habe Sir Eduard Montague so wacker gearbeitet, daß noch vor Ablauf der bestimmten Zeit, die Bill zu Zufriedenheit des Königs durchgegangen sey.

•

Blätter aus Madras bringen verschiedene Nachrichten über die Insurrektion, die in Meisur ausgebrochen ist. Englische Truppen wurden zu ihrer Unterdrückung abgeschickt, und bei Heidernugger, im nördlichen Meisur fiel zwischen einer Brigade unter Obrist Evans und den Insurgenten, die in der dortigen Gegend eine feste Stellung auf Bergen eingenommen hatten, ein Gefecht vor, in Folge dessen er verwundet wurde und sich zurückziehen mußte. Ueberhaupt wird, jenen Nachrichten zu Folge, im ganzen britischen Indien eine große Unzufriedenheit laut, und es fehle den Eingebornen nur an Anführern, um Frankreich, Belgien und Polen nachzuahmen. Das ganze aus Eingebornen gebildete Seringapatam-Bataillon, das vor einiger Zeit aufgelöst wurde, und viele hunderte Sipoys haben sich mit den Insurgenten vereinigt. Man darf also von dorther wichtigen Nachrichten entgegensehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 29. 29 Januar 1832.

Die französische Deputirtenkammer.

(Fortsetzung.)

Hier wird es also seyn, wo in kurzer Zeit die Deputirtenkammer einen glänzenden Saal finden wird, in dessen spiegelglatten Wänden sich Frankreichs junge Deputirte ihre Toilette wiederherstellen können, wenn sie ihnen im Diskussionengefecht etwas aus den Fugen gegangen. Bis dahin muß sich die Kammer mit dem baufälligen Aufenthaltsorte begnügen, den ihr die vorige Regierung angewiesen hat — ein hölzernes Blockwerk, das in den alten massiven Tuilerienbau Bresche geschossen hat. Von hier aus nämlich erging wie ein zündender Funke die Adresse der 221; hier bereitete sich der Sieg des Volkes vor, hier machte man einen König, hier erhielt die Pairie den Todesstreich. Aus seinen schwachen, mit Kalk überworfenen Gebälken, die kaum einem Windstoß trotzen zu können schienen, erhoben sich Ungewitter, die die Welt zu erschüttern vermögen. —

Hieher muß sich begeben, wer einer Sitzung der Deputirtenkammer beiwohnen will — aber zu rathen ist ihm, daß er nur leicht auffuße auf das elastische und ächzende Fußbodengebälk eines Corridors, der sehr an die des Vaudeville's erinnert. Ich nehme an, man ist mit einem Billet versehen und also nicht gezwungen einen Platz auf der sogenannten „öffentlichen Tribüne" (Tribune publique) zu suchen, welche die gemeine Bestimmung hat, gemeines Volk aufzunehmen, und deßhalb aber auch zu Gunsten der Privilegirten von allen Seiten bezwackt worden ist — oder wäre es nicht auch möglich, daß man vormaliger Deputirter ist, oder Staatsrath, oder daß man einen Freund bei dem diplomatischen Korps hat oder eine Bekanntschaft unter dem königlichen Hofstaat? In allen diesen Fällen wird man einen guten bequemen Platz finden, ohne daß man sich etwa mehr zu beeilen braucht, als ein Deputirter, der mit namentlichem Aufruf *) bedroht ist. Hat man aber das Unglück, keine von allen diesen Vorschub leistenden Eigenschaften zu besitzen, so muß man sich mit einem Platz auf den „reservirten Tribunen" (Tribunes reservées) begnügen, zu denen an jedem Tag Billete an die Mitglieder der Deputirtenkammer vertheilt — und zu großem Aerger des Polizeipräfekten am andern Morgen vor dem Eingang verkauft werden. Aber dann eile man sich, dann nehme man sein Frühstück über Hals und Kopf ein; denn die Väter, die Brüder, die Vettern, die Freunde des Redners sind in lichtem Haufen angerückt, und machen jedem andern die Vorderbank streitig. Von den Damen schweige ich hier; sie haben ihren besondern Platz in beiden Ecken des Saales, der Versammlung von Angesicht zu Angesicht gegenüber, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Kammerquästoren kennen ihren Ovid.

Nun wird man — einmal so weit gekommen — seinen Blick neugierig hinabfallen lassen auf die mit grünem Tuch überzogenen Bänke, vor denen sich ein kleines Pult erhebt. Da es noch nicht zwei Uhr, und die Eröffnung der Sitzung auf Mittag angesagt ist, wird man diese Bänke noch unbesetzt finden, und somit Zeit haben, das Inventar von den Möbeln des Saales aufzunehmen. Dieß ist bald geschehen; hier ein Armstuhl und Schreibpult für den Präsidenten, eine Fahne, zwei Uhren, die wahrscheinlich durch lokale Einflüsse bestimmt, nie mit einander gehen, zwölf Stühle, vier Tabourets und zwei Messagères. *) Diese beiden letztgenannten Möbel verdienen jedoch näher beachtet zu werden. Seit der deliberirenden Versammlung seligen Angedenkens sind sie nicht mehr erneuert worden. Zwar glaube ich nicht, daß sie im Ballhause zugegen waren; aber sie haben den Staub der Nationalversammlung, des Konvents, der Fünfhunderte, des Corps legislatif, der Deputirtenkammer, der Repräsentantenkammer, der fünf Legislaturen, welche die Restauration versuchte, der Versammlung, von der letztere gestürzt wurde und der jetzigen Kammer verschluckt! Alles dieß haben sie ausgehalten, bloß mit einem kleinen Wechsel ihres Ueberzuges. Derselbe war früher von Sammt, gegenwärtig ist er von bloßem Tuch mit dreifarbiger Einfassung und goldenen Fransen. Ich beuge mein Haupt ehrfurchtsvoll vor diesen alten Stühlen, die so viele Menschen und Ereignisse überlebt haben. Könnten sie reden, sie würden ein furchtbares Zeugniß ablegen.

Man hat eben noch Zeit genug, sein Augenmerk auf den Präsidenten zu richten, der schon geraume Zeit auf seinem Platze harrt bis sich die gehörige Anzahl von Mitgliedern versammelt hat, um die Sitzung eröffnen zu können. Inzwischen vertreibt er sich die Zeit damit, die vor ihm aufgeschichteten Amendements zu ordnen. Der Präsident ist eigentlich kein Mensch, kein Redner, kein Depu-

*) Appel nominal, was in England a Call of the House heißt. Anm. d. R.

*) Eine Art Pult zu beiden Seiten des Präsidenten.

tirter, er ist mehr als Alles Dieß zusammen, er ist das Fleisch gewordene Reglement. Die natürlichen Erfordernisse seines Berufes sind unerschütterliche Kaltblütigkeit und eine gute Lunge. Er darf sich durch keinen Tumult außer Fassung bringen, durch keine Leidenschaft erhitzen lassen. Für jeden vorkommenden Fall muß er seinen Artikel in Bereitschaft haben, für jede Anmaßung einen Zügel; er muß handeln, hindern, leiten, zurückweisen und Alles dieß ohne Phrasen, ohne Diskussionen. Um diese Wunder zu bewirken, hat er nur drei Werkzeuge: ein elfenbeinenes Falzmesser, eine Glocke und einen Hut. Das elfenbeinene Messer wird bei geringeren Gelegenheiten angewendet, z. B. wenn die Stille durch die Konversation von nur dreißig oder vierzig Mitgliedern gestört wird. Die Glocke spielt schon eine wichtigere Rolle. Wenn sie fünf Minuten lang nach Leibeskräften gehandhabt worden ist, so darf man fast sicher seyn, die erste Unterbrechung wieder zu vernehmen, worauf sich das Getümmel erneuert und die Glocke wieder zu läuten anfängt, bis endlich die Ermüdung der Ohren über den Ungestüm der Zungen den Sieg behält. Das letzte Hülfsmittel bleibt der Hut, er ist der 14 Artikel der vormaligen Charte, der Staatsstreich, der gegen die Diskussionen geführt wird. Sobald derselbe auf dem Kopf des Präsidenten erscheint, ist das Zeichen gegeben, daß alle Ordnung zu Ende, daß eine weitere Verhandlung unmöglich, daß die Stimme des Reglements erstickt ist; er ist der Nothschuß der Verzweiflung, das sauve-qui-peut der Würde und Vernunft. Es begab sich eines Tags, daß die Regierung der Kammer aus Mangel eines Hutes fast den Kopf verlor. Man suchte den rettenden Filz auf und unter dem Schreibtisch, am Boden, im ganzen Saale. Nur eine schwarze seidene Schlafmütze fand sich, und auch diese war von der Wuth des allgemeinen Aufruhrs ergriffen. Endlich schaffte ein Lakai der Kammer einen Hut zur Stelle; leider aber hatte er einen zu großen gewählt, der einfältige Mensch glaubte wahrscheinlich, ein Präsident müßte den größten Kopf haben.

(Schluß folgt.)

General Clauzel in Algier.

(Fortsetzung.)

Die Sachen waren so weit gediehen, daß der Verlust der Stadt und des ganzen, mehr als ein Drittel der Regentschaft bildenden Beyliks von Oran zu befürchten stand. Bei der, unter solchen Umständen auf mir lastenden unermeßlichen Verantwortlichkeit, durfte ich nicht länger zögern, und ordnete eine Brigade unter General Damremont nach Oran ab.

Da ich übrigens das Beginnen der Feindseligkeiten noch immer abwenden wollte, entschied ich mich zu einem letzten Versuche, und beauftragte Obrist Auvray, dem Kaiser von Marocco vorzustellen, daß Muley Aly's Angriff das Völkerrecht verletze; dann Genugthuung zu fordern und dem Kaiser anzudeuten, daß im Falle seiner Verweigerung unsers Verlangens, unsere Truppen die seinigen zurücktreiben, und in seinem eigenen Lande furchtbare Repressalien üben würden. Bei seiner Reise durch Oran wurden dem Obrist viele aus Marocco, an die angesehensten Bewohner jener Stadt erlassene Briefe eingehändigt; mehrere waren vom Kaiser selbst, die übrigen von Muley und seinen Agenten; sie verstatteten hinsichtlich des persönlichen Antheils des Kaisers an Verletzung des Gebietes von Oran und seiner fernern Plane keinen Zweifel. Ein Verwandter jenes Fürsten, dem ich die Fahrt von Algier nach Oran auf einem unsrer Schiffe erlaubt, und der den Obrist Auvray nach Tandscher begleiten sollte, ward auf General Damremonts Befehl, wegen Aeußerungen, die er sich erlaubt, und Revolteversuchen, indem er falsche Gerüchte verbreitete, und die Einwohner gegen Frankreich und den Bey aufzuwiegeln suchte, zurückbehalten.

Obgleich Muley Aly das Feld zu behaupten fortfuhr, und die sich tapfer vertheidigende Stadt Tremesen enge eingeschlossen hielt, so hatte Damremont dennoch Befehl, vor Auvray's Rückkehr keine Feindseligkeit zu erwidern. Bei der Ankunft dieses Stabsoffiziers zu Tandscher verweigerte der dortige Pascha förmlich, ihn bis nach Fez, wo der Kaiser mit seinem Hofe sich befand, gelangen zu lassen. Nach vergeblichen Versuchen zu Beseitigung dieser Schwierigkeiten kehrte Auvray seinen Befehlen gemäß zurück. Schlechte Witterung, Mangel an Transportmitteln, mehr aber als dieß Alles, die formelle Weisung, den größten Theil der Truppen nach Frankreich zurückzusenden, erlaubten Damremont die Befolgung der ihm ertheilten Instruktionen nicht.

Da der Kriegsminister, nachdem er die von mir getroffenen Maßregeln anfänglich gebilligt, mir später angedeutet, daß die durch Muley Aly's offensive Bewegung erhobenen Anstände auf diplomatischem Wege zwischen dem Kaiser und dem auswärtigen Ministerium Frankreichs beseitigt werden sollten, da ich außerdem nach Paris zurückzukehren im Begriffe stand, so mußte ich der Ausführung meiner Plane nothwendig entsagen; werde jedoch stets bedauern, daß diese Gelegenheit, den westlichen Barbaresken eine Probe unsrer Macht zu geben, durch Büreau-Susceptibilitäten, die ich vielleicht mit einem andern Namen bezeichnen könnte, unbenützt geblieben.

Wenn sich übrigens unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten Glück wünschen möchte, durch Hinhalten und Temporisiren Algiers Gebiet von den Maroccanern geräumt zu sehen; so ist Niemand unbekannt, daß jener Rückzug lediglich nur durch ganz zufällige Umstände herbeigeführt ward, und daß unsere so duldsam abwartende Politik jenes Resultat binnen langer Zeit noch nicht erzielt haben würde, hätten nicht aufrührerische Bewegungen im Kaiserthume Marocco selbst dessen Monarchen zur Zurückberufung seiner Truppen gezwungen, deren Gewaltthätigkeiten übrigens die Einwohner in so hohem Grade zu erbittern begannen, daß jene ihrem nahen Untergange entgegen sehen konnten.

Nach Beendigung meiner hinsichtlich der Beyliks von Konstantine und Oran getroffenen Anordnungen, und nach legaler Anerkennung der Souveränität Frankreichs über das gesammte Land, widmete ich meine ganze Sorge der Colonisation des eigentlichen algierschen Gebietes, und hegte die Hoffnung, binnen wenig Jahren Metidjahs fruchtbare Ebene von mehreren Tausenden europäischer Kolonisten bevölkert zu sehen. Klima, Boden, kurz Alles zusammen genommen, berechtigt zu der Behauptung, daß Algier unsere sämmtlichen Kolonien Ost- und Westindiens mit Vortheil zu ersetzen vermöge.

(Schluß folgt.)

Die Festung Schuscha und die Provinz Karabagh. *)

Auf dem Wege von Tschinachtschi nach Schuscha sieht man auf dem höchsten Punkte eines der mächtigen Berge, welche die Provinz Karabagh in allen Richtungen durchschneiden, amphitheatralisch errichtete Gebäude; dieß ist Schuscha. Die Natur hat es von drei Seiten durch fast senkrechte Felsen geschützt, von denen einige eine perpendikuläre Höhe von 200 Saschenen (russischen Klaftern) haben. Auf der nördlichen Fortsetzung des Berges, welche minder hoch aber abschüssiger ist, befindet sich eine Festungsmauer mit Thürmen; von dem eriwanischen bis zum elisabethopolischen Thore, zieht sich diese Mauer auf dem halbkreisförmigen Rücken des Berges; senkt sich dann in eine Schlucht hinab, erhebt sich wieder, und erreicht in der ersten Richtung nach Nordosten den höchsten Punkt, einen steinigen, unzugänglichen Hügel, wo sie in verschiedenen halbzerstörten Gebäuden ausläuft. Da, wo der Berg nur wenig abschüssig ist, zieht sich eine andere Mauer allmählich aufwärts in östlicher Richtung, und endet in viereck'gen Gebäuden mit Thürmen, worin jetzt die Proviantmagazine sind. Der ganze nördliche Theil der Mauer geht im Zikzak, damit die Seiten einander gegenseitig bestreichen. Da jedoch das ganze Festungswerk nicht dauerhaft gebaut ist, so hat man dessen Ausbesserung beschlossen. Die übrigen Seiten, die durch unersteigliche Felsen geschützt sind, bleiben ohne Befestigung. Der ganze Umfang von Schuscha beträgt gegen 7 Werste. Die Stadt zieht sich von Norden nach Süden, amphitheatralisch gebaut, hin; die Gebäude sind nicht prächtig, und haben ungefähr dasselbe Aussehen, wie in Eriwan, mit dem Unterschiede, daß alle Häuser in Schuscha mit Ziegeln gedeckt, und die Dächer, die nicht flach, sondern mit Dachsparren versehen sind, der Stadt mehr ein europäisches Ansehen geben. Die Straßen sind ziemlich breit, und zum Theil mit Steinen gepflastert, wo aber dieß nicht statt findet, sind die Wege nach einem Regen wegen des lehmichten Bodens entsetzlich kothig. Gärten gibt es in Schuscha sehr wenig, aber vor jedem Hause findet man einige Bäume. Die merkwürdigsten Gebäude sind: lange Reihen steinerner Buden von vortrefflicher Bauart, das Haus Dschaber Kuli Aga's, Bruders des letzten Chans von Karabagh Mechti Kuli (in diesem Hause starb Aga Mehmed Schah, von dem an einem andern Orte die Rede seyn wird), das Haus Rustum Begs, das einer Schwester des Chans mit Namen Gewiartaga, das eines reichen armenischen Kaufmanns, dessen Handel ungeheuer ausgedehnt ist, und dessen Vermögen sich auf 2 Millionen Dukaten beläuft, auch das Haus der Baselschen Missionäre ist sehr schön, und hat einen großen Garten; außerdem noch einige kleinere regelmäßige Häuser, zwei armenische Kirchen und eine russische, die in einem Hause eingerichtet worden ist, und tatarische Moscheen ohne Minarets. — dieß sind sämmtliche Zierden von Schuscha. Aber statt dessen, welchen Anblick bieten die Umgebungen? nach allen Seiten fällt der Blick auf malerische Aussichten, mit Wäldern gekrönte Berge, moosbewachsene Felsen, furchtbare Abgründe und Schlünde, freundliche Thäler zwischen den Bergen, wo man viele großen Theils armenische Pflanzungen erblickt; angebaute Felder und Wiesen, auf denen Viehheerden weiden. Nach allen Seiten ist der Horizont durch hohe Berge begränzt, deren Spitzen häufig mit wallenden Nebeln bedeckt sind. Wie angenehm ist es, beim Aufgang der Sonne dieß großartige Gemälde zu überblicken, wenn die langen Schatten der mächtigen Gipfel sich ausbreiten über den Krümmungen der Berge, und der in den Thälern allmählich anbrechende Tag in die Felsenklüfte eindringt. Unter diesen Naturschönheiten ist besonders bemerkenswerth der Berg Tephana, der gegen Norden liegt und Schuscha beherrscht. Hier standen im Jahre 1826 die persischen Kanonen, und von dieser Höhe herab flogen die Bomben in die Feste, in welcher eine Hand voll russischer Krieger mit dem ihnen eigenen Heldenmuth eine anderthalbmonatliche Blokade beinahe des ganzen persischen Heeres aushielt. Einer der Felsen von Schuscha ist völlig senkrecht, unter ihm gähnt ein schwarzer Felsenschlund. Von der Höhe dieses Felsens wurden auf Befehl der Chane die unglücklichen Opfer ihrer zügellosen Eigenmacht in ihrer Gegenwart hinabgestürzt. Russische Gesetze wurden in Karabagh herrschend, und verdrängten diesen barbarischen Gebrauch; nur der Neugierige sieht jetzt manchmal hinab in dieß Denkmal der Tyrannei, und mit Schauder senkt sich sein Blick in den jähen Schlund. Ungefähr der Mitte des senkrechten Felsens gegenüber ist eine steinerne Mauer mit Thürmen, welche die im Felsen befindlichen, ehemals bewohnten Grotten vertheidigen; weiter unten ist ein Riß in dem Felsen, noch tiefer ein brausender Strom. Wenn man alle diese Orte betrachtet, wohin der bloße Zugang mit der außerordentlichsten Gefahr verknüpft ist, so staunt man und fragt sich: welche ungewöhnliche Ursache die Menschen veranlassen konnte, an diesem sonderbaren und gefährlichen Orte eine Wohnung zu gründen? Aber die Sicherheit vor drohenden Gefahren, und der Wunsch, seine Schätze vor Räubern zu schützen, zu was haben sie nicht überall den Menschen veranlaßt? Diese kleine Feste ist von Melik Awak erbaut, und heißt nach ihm Awaks Höhle. Sie diente anfangs der Familie Meliks und seinen Nachkommen, später der Familie Pan Chans zum Zufluchtsort. Bis zur Erbauung von Schuscha war sie für Räuber unzugänglich, und rettete Familie und Reichthümer des Beherrschers dieser Gegenden in den stürmischen Tagen Karabaghs, zur Zeit der Einfälle benachbarter Völkerschaften. Schah Aga Mehmed, der Beherrscher Persiens, der Timur der neuern Zeit, verbreitete im Jahre 1797 Schrecken in die an Persien gränzenden, jenseits des Araxes liegenden Lande. Seinen Weg mit Raub, Mord und unerhörten Gräueln bezeichnend, sammelte er, um zum zweitenmal Grusien von Grund aus zu verheeren, sein Heer auf dem Marsche zur Einnahme von Schuscha, das er zuvor lange vergebens blokirt hatte. Er beschloß hier auszuruhen, wählte das obenerwähnte Haus Dschaber Kuli's, und gab seinem Heere den Befehl, sich in der Provinz Karabagh zu vertheilen. Am Abend des Tages, an welchem Schuscha eingenommen worden war, befahl er in einem Anfall von Raserei und wüthend vor Zorn über den tapfern Widerstand, der seine Bewegungen aufgehalten hatte, für den folgenden Tag das Schaffot für den Khan von Karabagh und die vornehmsten Einwohner zu errichten; zugleich erklärte er einem den Dienst als Noker *) bei ihm verrichtenden Beg, als dieser ihn entkleidete, daß auch er sich zum Tode vorzubereiten habe, und am andern Morgen sein Kopf mit denen der Karabaghen abgeschlagen werden würde. Der Noker, welcher wußte, daß der Schah solche Befehle nicht zurücknehme, ging in der Nacht heimlich in sein Schlafgemach, und stieß ihm den Dolch ins Herz. Der Schrecken, den die tyrannische Strenge Aga Mehmeds erregt hatte, war so groß, daß am andern Morgen Niemand von seinem Gefolge es wagte, zu ihm hineln zu gehen, in der Meinung, er schlafe noch, oder wolle niemand bei sich haben. Endlich aber ward die furchtbare Wahrheit kund. — Seine Heere, welche Karabagh plünderten, zogen sich in einzelnen Abtheilungen nach Persien zurück, und der Chan des Landes sendete Aga Mehmeds Körper unter Ehrenbezeugungen an dessen Nachfolger. Auch der Mörder entging der Rache nicht; er verbarg sich wechselsweise an verschiedenen Orten der jetzt muselmännischen Provinzen, und ward endlich den Persern ausgeliefert, die ihn nach unsäglichen Martern lebendig einmauerten. Die Provinz Karabagh wird von dem russischen Kommandanten der Festung Schuscha verwaltet, welcher in dem Provinzialgericht den Vorsitz führt; dieß ist aus dortigen Einwohnern zusammengesetzt, welche zu einer bestimmten Zeit gewählt worden. Zur schriftlichen Führung von Prozessen finden sich bei dem Gerichtshofe und der Kommandantschaft russische Beamte und aus den dortigen Einwohnern genommene Dollmetscher. Die Provinz ist jetzt in 13 Magals eingetheilt, die von Naibs **) verwaltet werden, die man vorzugsweise aus denjenigen Einwohnern wählt, die sich in russischem Dienste befinden, und von denen Viele russische Titel und Orden haben. Die Gewalt eines Naibs ist beinahe dieselbe, wie die eines Beamten der Landpolizei in einem Distrikte. Die Magals sind folgende: von Warandin, Disach, Kaberlin, Disach-Dschewanschir, Talüschin, Dschewanschir, Sangesur, Migrigoni, ***) Otusikin, Tegeraschdort, Demurischassalin, Dschetäbjurt †) und Chatschin. Außer diesen gibt es noch besondere Kronkolonien, die keinen Theil der angeführten Magals bilden, aus der

*) Aus dem Russischen der kaukasischen Memoiren übersetzt, die über diese unserer Geographie noch so fremden Länder wichtige Mittheilungen enthalten. Wir hoffen, dieses Werk demnächst zu umfassendern Auszügen benützen zu können. A. d. R.

*) Persischer Ausdruck für ein Hofamt.

**) Ein arabisches Wort, das Fürst, Vorsteher bedeutet.

***) Dieß ist der ausgezeichnetste von allen, er liegt am Araxes und bildete in ältern Zeiten ein eigenes Fürstenthum.

†) Einen Theil von diesem Distrikte hat eine besondere Kolonistengesellschaft, und dieser Theil steht unter einem eigenen Naib.

Sequestration des Eigenthums ungehorsamer Begs an die Krone fielen, und unter der Gerichtsbarkeit eines Oekonomen stehen. Die Gutsbesitzer haben auf ihren Ländereien Kolonien, in welchen ihnen nur der Boden gehört; die Bauern zahlen ihre Abgaben für das Land, auf welchem sie leben, und welches sie bebauen. Das Volk im Ganzen besteht aus Armeniern und Tataren, und theilt sich in verschiedene Stände; in Meliks, von denen weiter unten die Rede seyn wird, in Begs oder Edelleute, Minbaschen und Jusbaschen, armenische und tatarische Geistlichkeit, Magaphen und eigentliche Bauern. Die Vorväter der jetzigen Begs, Minbaschen und Jusbaschen wurden von den Chanen für geleistete Dienste mit dieser Würde beschenkt; die ersten sind geborene Edelleute, die andern waren Befehlshaber über Tausend oder Hundert im Heere des Chans; die Nachkommen der letztern bedienen sich nur des einen Titels ihrer Vorfahren. Von den Magaphen verlangte der Chan gleichfalls Dienste, manchmal auch Geld. Seine Leibwache bestand aus Magaphen, die, da sie den Dienst bei ihm ohne Sold verrichteten, zum Ersatz auch keine Steuer zahlten. Ihre Nachkommen genießen noch dieß letztere Vorrecht, und werden deßhalb von den Militärkommandanten des Distriktes zu Versendungen im öffentlichen Dienst gebraucht. Die Steuern sind auf sehr verschiedene Weise eingetheilt, und haften namentlich an den Erzeugnissen des Bodens; die Bauern z. B. welche auf den Ländereien der Grundbesitzer leben, zahlen von dem Gesammtertrage einer jährlichen Ernte zwei Zehntheile. Ein Theil heißt Bagra und gehört dem Grundbesitzer, der andere Maldschagat, und dieser gehört zum Kroneinkommen. Die Armenier in Karabagh, hauptsächlich in Schuscha, treiben einen sehr bedeutenden Handel mit Seide nach Moskau, auf dem Jahrmarkt zu Nischegorod und sogar nach Konstantinopel. — Die Provinz Karabagh ist von ausnehmend tiefen Thälern und hohen Bergen durchschnitten, und schließt deßhalb alle Klimate in sich von dem kalten Himmel Finnlands bis zur sengenden Hitze unter dem Aequator. Neben dem schäumenden Terter erheben sich Berge, welche Mineralquellen in sich schließen, und so hoch sind, daß ein beinahe ewiger Schnee sie bedeckt, ja zur Sommerszeit sind neben diesen Bergen die Abende sehr kalt. In den Thälern, wo der Araxes und der Kura strömen, steigt, weil sie zwischen Berge tief eingesenkt sind, die Hitze auf 60° Reaumur, und die Luft wird dermaßen schwül, daß es gar nicht möglich ist, im Sommer daselbst zu leben. Dagegen ist die Winterzeit sehr angenehm und gesund. Der Schnee bleibt in diesen Thälern zur Winterzeit nur einige Stunden, aber dafür häuft sich eine ungemeine Menge giftigen Gewürmes an, das durch die Kälte von den Bergen nach den niedern Gegenden herabgetrieben wird, und den Aufenthalt in denselben gefährlich macht. Die übrigen Theile von Karabagh unterscheiden sich in ihrer Temperatur je nach ihrer Höhe und sonstigen Lage. Bei der Ungleichheit des Klimas und der bergigen Beschaffenheit des Landes, welche der Viehzucht günstiger als dem Getreidebau ist, führt der größere Theil der Einwohner von Karabagh, namentlich die Tataren, ein nomadisches Leben. Bei Annäherung der warmen Jahreszeit ziehen sie aus den Thälern in die Berge, wo ein frisches Gras ihre Heerden ernährt, und eine frische Bergluft ihnen die Mittel verschafft, den in heißen Klimaten so gewöhnlichen Krankheiten zu entgehen. Wenn die Kälte sich einstellt, ziehen sie wieder nach den niedern Gegenden, wo sie einem neuen Sommer entgegensehen, der eben so angenehm, wie der erste ist. Da sie auf diese Weise ihre Heerden nicht für den Winter zu versorgen brauchen, und von einem Ort zum andern ziehen, so können sie das ganze Jahr hindurch ihre Heerden auf den Wiesen waiden, die saftiges Gras in Fülle haben, ohne den kleinen Ausgaben und Mühseligkeiten ausgesetzt zu seyn, welche in Rußland mit der Viehzucht verbunden sind. Bei dieser Lebensart kümmern sich die Karabaghen wenig um eine gute Einrichtung ihrer Häuser; ihre Winterwohnungen sind aus Erde und sehr schlecht gebaut, bei dem fortwährend darin unterhaltenen Feuer sind Rauch, Hitze und Qualm so unerträglich, daß ein Fremder, wenn es nur möglich ist, seine Zeit in freier Luft zubringt, und lieber ein Obdach entbehrt, als die durch die gepreßte Luft erzeugte Engbrüstigkeit erträgt. Ihre Sommerhütten, welche aus dünnen Reisern gemacht, und mit Rohr, manchmal auch mit wollenen Decken edeckt sind, sind nicht minder unbequem. — Eine häßliche Eigenschaft der Karabaghen ist ihre Neigung zum Stehlen, namentlich sind mehr noch als die andern Karabaghen, die Kolonisten diesem Laster ergeben; weßhalb zur bessern Aufsicht ein eigener Naib über sie aufgestellt ist. Trotz der strengen Maßregeln des russischen Befehlshabers zur Unterdrückung des Diebstahls hört man doch unaufhörlich von Viehraub. Ein ziemlich bewährtes Mittel, die Diebe zu entdecken, ist seit langer Zeit dort in Gebrauch, und wird auch jetzt noch angewendet. Der Eigenthümer des Gestohlenen verspricht demjenigen, welcher den Dieb ihm anzeigt, den Muschtilug, d. h. eine Belohnung zu bezahlen, und den Angeber auf keine Weise zu nennen. Wenn er nun auf diese Weise sichere Nachricht hat, bei wem das gestohlene Vieh oder sonstige Dinge sich befinden, so zahlt er dem Angeber den Muschtilug, verklagt den Dieb, und verlangt nun von diesem nicht nur das Gestohlene, sondern auch die dem Angeber gegebene Belohnung zurück. Diese Methode veranlaßt oft die nächsten Freunde und Verwandte des Diebs, den Ankläger zu machen.

Die Zahl der Weingärten in Karabagh ist groß, und die Trauben sehr schmackhaft, allein der Wein, der daraus bereitet wird, ist nicht sehr gut. Früchte gibt es in Menge; die Seidenzucht wird mit gutem Erfolg getrieben; Baumwolle, Reiß, Weizen und Gerste wachsen im Ueberfluß. Die karabaghischen Pferde sind im ganzen kaukasischen Lande berühmt wegen ihrer Sicherheit und ihrem leichten Laufe, und sie genießen diesen Ruf mit Recht; ihrer guten Gesundheit, ihrem Feuer, ihrer Leichtigkeit und Folgsamkeit nach gehören sie zu den besten Racen, und taugen besonders zum Reiten; sie kosten auch am Platze selbst je nach ihren Eigenschaften und ihrer Schönheit 50 bis 500 Dukaten. Der Stamm der karabaghischen Pferde ist aus der Vermischung mit arabischen entsprungen, welche die frühern Chane von Karabagh zur Verbesserung ihrer Gestüte aus Arabien kommen ließen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Auf den Werften von Cherbourg wird gegenwärtig an einem riesenhaften Dreidecker gebaut, die Stadt Bordeaux genannt, zu welchem 110,600 Kubikfuß Holz, der Fuß zu 6 Fr., verwendet werden. Dieses ungeheure Schiff mißt 180 Fuß Länge am Kiel und 220 Fuß von einem Ende des Verdeckes bis zum andern. Seine Breite ist 52 Fuß. Er hat drei Batterien, auf der ersten befinden sich Kanonen von sechsunddreißig-, auf der zweiten von vierundzwanzig-, auf der dritten von achtzehn- und im Kastell von zwölfpfündigem Kaliber. Es ist bestimmt, 96 Kanonen zu führen. Der große Mast hat 120 Fuß Länge und 9 bis 10 Fuß im Umfange; er wiegt vierzig- bis zweiundvierzigtausend Pfund; der große Mars, der auf den großen Mast kommt, mißt zweiundsiebenzig Fuß, und der Bramsegelmast mit der kleinen fliegenden Bramstange fünfundzwanzig Fuß, was zusammengenommen eine Höhe von 244 Fuß gibt. Der große Raa hat hundertundzehn Fuß und der Fockmast hundert Fuß Länge. Das Schiff wird einer Mannschaft von tausend Köpfen bedürfen und noch fünf- bis sechshundert Mann Truppen aufnehmen können. Die Kabeltaue haben fünfundzwanzig Zolle im Umfange; es sind ihrer sechs, von denen eines 1800 Pf. wiegt. Die sechs Anker wiegen 64,000 Pf.; das Tauwerk 240,000 Pf. Es werden zu dem Baue des Schiffes verwendet 158,979 Pf. Eisen von jeder Art; 464 Pf. Kupfer, 2525 Kupferplatten zu Verkleidungen mit einem Gewichte von 50,824 Pf.; kupferne Nägel 4960 Pf., im Ganzen 91,765 Pf. Kupfer. Hiezu kommen noch 6290 Pf. Blei, Werg 48,950 P..; Schiffstheer 57,492 Pf. u. s. w. Für das Segelwerk bedarf man 31,312 Mètres oder 28,165 Ellen Leinwand, und da ein Schiff gewöhnlich doppelte Segel im Vorrathe hat, 56,328 Ellen. Seine große Flagge allein mißt 270 Mètres oder 250 Ellen weiße Leinwand. Zu seinem Ballaste sind 700 Fässer von 7000 Pf. Tonnengewicht nöthig. Wenn das Schiff unter Segel ist und seinen Ballast, seine Kanonen, seine Maste, seine Segel und seine Lebensmittel hat, wiegt es fünfmalhunderttausend Tonnen oder eine Milliarde und viermalhunderttausend Pfund.

Die Zahl der Geburten belief sich in Amsterdam im Jahre 1831 auf 7542, die der Verstorbenen auf 6,956, die der Ehen auf 1195. In dem Hafen von Amsterdam liefen im genannten Jahre 151 Schiffe aus Hamburg, 138 aus Königsberg, 123 aus Riga, 92 aus Petersburg, 62 aus Dänemark, 57 aus Surinam, 54 aus London, 34 aus Emden. Der Verkehr mit den französischen Häfen scheint sehr unbedeutend gewesen zu seyn, man findet nur 13 eingelaufene Schiffe aus Bordeaux, 9 aus Cette, 5 aus Dünkirchen, 1 aus Havre, 1 aus Marseille.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 30. 30 Januar 1832.

Die Sandwichinseln.

(Schluß.)

Die vorzüglichsten einheimischen Früchte sind die Uru oder Brodfrucht, die Niu oder Kokosnuß; die Maia oder Pisang, die Ohia eine Art Eugenia, endlich auch noch die Erdbeere und Himbeere. Orangen, Limonien, der Weinstock, Ananas, der Papayabaum, Gurken und Wassermelonen wurden eingeführt, und gedeihen bis auf die Ananas vortrefflich. Auch mit Bohnen, Zwiebeln, Kürbissen und Kohl ist das Pflanzenreich der Sandwichinseln bereichert worden; allein die Eingebornen setzen wenig Werth auf diese Gewächse und bauen sie nur an, um die Schiffe damit zu versorgen. Zuckerrohr ist einheimisch und wächst zu einer bedeutenden Größe heran, obgleich man auf seine Kultur wenig Sorgfalt verwendet. Große Strecken fruchtbaren Landes liegen unangebaut, auf denen leicht Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee und andere zwischentropische Gewächse in reicher Fülle erzielt werden könnten, was auch der Fall seyn wird, wenn die Eingebornen in Industrie und Civilisation größere Fortschritte gemacht haben werden.

Die Eingebornen sind im Allgemeinen über mittlerer Größe und schön gewachsen. Man findet unter ihnen Gestalten, die durch ihre Formen und Verhältnisse an die schönsten antiken Statuen erinnern. Namentlich läßt sich Dieß von den Häuptlingen sagen, die so groß und stark gebaut sind, und in ihrer Haltung ein so eigenthümlich edles Wesen verrathen, daß man verleitet werden könnte, sie für Menschen eines ganz eigenen Stammes zu halten. Dieß ist jedoch nicht der Fall, und ihre größere Schönheit nur der sorgfältigeren Erziehung und einer besseren Lebensart zuzuschreiben. Uebrigens haben die Gesichter der Eingebornen viele Aehnlichkeit mit den europäischen Zügen; ihre Farbe ist manchmal tiefbraun und fast schwarz, manchmal aber auch sehr licht und fast gelb. In ihrem ganzen Wesen spricht sich eine erfreuliche Munterkeit und Gutherzigkeit aus. Ihre Stirne ist hoch, viereckig, oft oben breiter als unten und vorwärts gewölbt. Die Augen sind groß, schwarz und sehr lebhaft. Der Mund ist groß und zeigt in der Lippenbildung eine Eigenthümlichkeit, die den Sandwichinsulaner aus allen Menschen der Erde herausfinden ließe. Die Oberlippe, anstatt wie bei den Europäern gebogen zu seyn, scheint viereckig. Die Linie, welche sie theilt, steigt gerade aufwärts, wird dann horizontal und neigt sich zu einem rechten Winkel. Auch steht die Oberlippe gewöhnlich der Nase sehr nahe, die meist platt und breit ist. Die Haare sind schwarz und ziemlich lang und fallen in großen Locken herab, niemals sind sie straff und selten gekräuselt. Einige haben die Gewohnheit, sie mittelst Kalk röthlich zu färben. Unter jungen Leuten sieht man Bärte selten, Greise aber tragen lange und sorgfältig gepflegte Bärte.

Die Frauen haben dieselben Gesichtszüge wie die Männer, nur mit jenem Unterschiede, den das Geschlecht mit sich bringt. Ihre Figur ist oft reizend, obgleich man sie selten schön heißen kann. Merkwürdig ist die Vollkommenheit ihrer Formen. Es gibt nichts Reizvolleres, als ihre Schultern und ihren Busen, der bis tief in ein vorgerücktes Alter hinein seine Ründe und Fülle behält. Die Mädchen sind schon frühzeitig mannbar und ergeben sich, möchte man sagen, schon von Kindheit an den Ausschweifungen. Die Mischung mit europäischem Geblüte gibt Mulatten von sehr hellgelber Farbe, die sogar manchmal in's Rosenrothe übergeht, was man bei Mulatten von schwarzer Abkunft niemals bemerkt.

Was den Charakter der Sandwichinsulaner betrifft, so wurden sie entweder vormals sehr verläumdet, oder sie haben sich seither erstaunlich geändert. Der Grundzug desselben ist heutzutage Güte und Umgänglichkeit, und die Inseln weit entfernt, wie sonst der Schrecken der Schiffer zu seyn, die gezwungen waren, an ihren Ufern zu landen, sind gegenwärtig freundliche Oasen des großen Ozeans, auf denen jährlich mehr als vierhundert Schiffe ihrer Mannschaft Erholung gönnen. Alle genießen dort der ungestörtesten Sicherheit, und ein Europäer kann unbewaffnet alle Inseln durchstreifen, ohne jemand Anderm als einfachen Menschen zu begegnen, bei denen er stets eine freundliche Aufnahme zu finden erwarten darf. Vielleicht erweckten früher die unbekannten und nützlichen Gegenstände der Europäer das Verlangen nach Besitz, und wie Kinder, die noch keinen Begriff von Gut und Bös hatten, wendeten sie alle Mittel an, sich ihrer zu bemächtigen. Gegenwärtig aber haben die Erzeugnisse unserer Industrie bereits in ihren Augen den Reiz der Neuheit verloren; andrerseits sind sie zum Begriff des Eigenthumes gelangt und enthalten sich daher jedes frevelhaften Eingriffes in fremdes Gut. Alle Schiffe, die oft Monate lang an diesen Inseln verweilen, haben fast täglich eine große Anzahl Eingeborner und selbst aus der niedersten Volksklasse an Bord, und alle stimmen darin überein, daß sie sich niemals über die geringste Entwendung zu beklagen hatten.

Die Männer auf den Sandwichinseln gehen noch größtentheils nackt und tragen nur eine Art Schürze, von der ein Theil zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, um die Hüfte; man nennt sie Maro. Die Weiber tragen gewöhnlich ein weißes Hemd und ein Stück einheimischen Tuches um die Lenden. Doch gilt Dieß nur von dem gemeinen Volke, die Häuptlinge und ihre Frauen gehen in europäischer Kleidung. Das Tatuiren wird immer seltener; die Männer begnügen sich meist, einige Zeichnungen von Thieren oder Schnörkeln auf die Arme einstechen zu lassen; während die Weiber am untern Theil des Beines einen Ring eingeätzt haben, von dem sich eine Art Kette von mehr oder minder künstlichen Verschlingungen bis nach dem Unterleibe hinaufzieht. Alle Sandwichinsulaner, Männer und Weiber, machen sich aus Blumen von verschiedenen Pflanzen, aus Vogelfedern, Fischzähnen u. s. w. einen Hals- und Kopfschmuck, der meist viel Geschmack verräth, und ihnen köstlich steht.

Die Nahrung des Volkes überhaupt ist meist vegetabilisch und besteht vorzugsweise aus dem Taro, das ungekocht herb und ungesund, aber gekocht von trefflichem Geschmacke und besser als Kartoffeln ist. Das Taro wird entweder in ihren unterirdischen Oefen gekocht, oder gestoßen in einer Art halbgegohrner Brühe, Poi genannt, genossen. Kartoffeln, gelbe Rüben, Fische die sie meist roh und gestoßen mit Salzwasser essen, sind nach dem Taro ihre gewöhnlichen Lebensmittel. Hunde, Schweine, Hühner, Ochsen werden wegen ihres hohen Preises nur von reichen Leuten und Häuptlingen gespeist. Ihre Art zu essen ist noch etwas barbarisch und für Europäer nicht sehr einladend, insbesondere wegen der Gier, mit der sie ihre Mahlzeiten verschlingen. Jeder greift mit den bloßen Fingern in die Schüssel, reißt ein Stück Fleisch ab, taucht sie dann in ein Gefäß voll Poi, und leckt sie zuletzt mit der Zunge ab. Die Missionäre Tyermann und Bennet wohnten einem Mahle der Königinnen bei. Der König der Sandwichinseln hatte nämlich damals noch mehrere Frauen. Das Hauptgericht bestand in einem gekochten Hund auf einer Schüssel, in einer andern waren die rohen Eingeweide eines großen Fisches, ein Stück rohes Fleisch in einer dritten, und frische Seegewächse in einer vierten. Auch diese Damen bedienten sich weder der Messer noch der Gabeln, und führten die Bissen mit ihren schönen Händen zum Munde. Mit sichtbarem Wohlgeschmacke leckten sie das Blut an dem rohen Fleische ab. Dazu tranken sie Branntwein mit Wasser gemischt. Nach Tische wurde Pfeife und Tabak gebracht, erstere ging in der Reihe herum von Mund zu Mund. Indeß zeigten sich die Damen doch etwas heiklich. Nachdem sie mit Zähnen und Nägeln einen lebendigen Fisch zerrissen hatten, ohne ihn abzuschuppen, oder die Eingeweide herauszunehmen, fanden sie in seinen Gedärmen eine Fliege, bei diesem Anblicke wurde einigen der Frauen beinahe übel, und Alle bezeigten den größten Ekel. Eine Art Branntwein bereitet man aus der Wurzel einer auf den Inseln sehr häufig wachsenden Pflanze, die man Lahi nennt. Diese Wurzel ist dick und faserig, aber gekocht von sehr süßem Geschmack und sehr zuckerhaltig. Man nennt sie Ti.

Die Wohnungen der Insulaner bestehen aus kleinen Häusern von leichtem Holzbau und sind mit getrockneten Pflanzen gedeckt. Sie bilden ein Giebeldach, das fast bis zum Boden hinabreicht. Gewöhnlich haben sie zwei Thüren, die den häufigst wehenden Winden entsprechen und das Innere kühl erhalten. Der Fußboden ist von einer Schichte getrockneter Binsen gebildet, die mit Matten belegt sind; er dient gewöhnlich zu Tisch und Bett zugleich. Nur die Häuser der Häuptlinge machen hievon eine Ausnahme und sind meist sehr elegant nach europäischem Geschmacke möblirt. Diese einfachen Wohngebäude sind sehr kühl und wenig kostspielig; die Insulaner wie auch viele Europäer ziehen sie von Stein und Holz gebauten Häusern vor, von denen man sehr schöne im europäischen Style sieht.

Die Einwohnerzahl der Inseln wurde von den ersten Entdeckern auf 400,000 Seelen angeschlagen. Wahrscheinlich war die Angabe zu hoch, wiewohl man heutzutage viele Spuren von verlassenen Dörfern findet und häufig auch vormals eingehegtes Land, das jetzt unangebaut und verlassen liegt. Gegenwärtig übersteigt die Bevölkerung kaum 130,000 oder 150,000 Seelen, von denen 85,000 auf Ha-wa-i leben. Diese reißendschnelle Abnahme innerhalb der letzten fünfzig Jahre ist theils den verheerenden Kriegen in den ersten Jahren von Tamahameas Herrschaft zuzuschreiben; theils den Verwüstungen einer Pest, die von fremden Schiffen in's Land gebracht wurde und zwei Mal die Inseln durchzog; theils der abscheulichen Sitte des Kindermordes und der Sittenlosigkeit des andern Geschlechtes.

Die Lage der Sandwichinseln ist von großer Wichtigkeit für den Handel. Nördlich von ihnen liegen die russischen Niederlassungen von Kamtschatka und die benachbarten Küsten, nordwestlich die japanischen Inseln, gerade gegen Westen die Marianischen Inseln, Manilla auf den Philippinen und Kanton in China; östlich die Küste von Kalifornien und Mexiko. Daher werden sie auch so häufig von den Schiffen besucht, die den nördlichen Theil des stillen Oceans befahren. Die von den südamerikanischen Staaten errungene Unabhängigkeit hat ihnen eine noch höhere Wichtigkeit gegeben, da sie den von dort nach China oder Calcutta und andern Theilen Indiens gehenden Schiffen gerade auf dem Wege liegen.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

Wenn man die in Frankreich und andern Ländern erscheinenden Rechenschaftsberichte der Justizverwaltung genau erwägt, so muß man erstaunen über die Regelmäßigkeit, mit der dieselben Verbrechen jedes Jahr sich wiederholen. Diese Regelmäßigkeit ist von der Art, daß man in Frankreich z. B., wenn nicht außerordentliche Umstände eintreten, vorausbestimmen kann, wie hoch sich im nächsten Jahre die Zahl der zum Tode, lebenslänglich oder auf Zeit zu den Galeeren, zum Kerker u. s. w. Verurtheilten belaufen wird, so daß also hier dieses Budget für das Schaffot, die Bagnos und die Gefängnisse mit größerer Genauigkeit bezahlt wird, als das Budget der Finanzen.

Man rechnet in Frankreich auf 4460 Einwohner einen Angeklagten, und von 100 Angeklagten werden regelmäßig 61 verurtheilt. Von diesen letztern ist ungefähr der vierte Theil wegen Verbrechen gegen Personen, und die übrigen wegen Verbrechen gegen Eigenthum angeklagt; und nicht etwa daß dieses Verhältniß nur von den Massen

sich verstände, nein, man findet es immer wieder, wenn man die verschiedenen Gattungen von Verbrechen und Strafen einer Prüfung nach den einzelnen Individuen unterwirft. Man sollte auf den ersten Anblick glauben, nichts müsse unregelmäßiger seyn als der Gang des Verbrechens, und es liege ganz außer dem Vermögen menschlicher Voraussicht, die Zahl der Mordthaten z. B. die im nächsten Jahre begangen werden, zu bestimmen, da solche Verbrechen gewöhnlich das Ergebniß von zufälligen Händeln und Schlägereien zu seyn pflegen. Allein die Erfahrung zeigt, daß nicht nur die Zahl der begangenen Mordthaten fast jedes Jahr beinahe gleich ist, sondern daß sogar die Instrumente, deren man sich zu denselben bediente, in dem nämlichen Verhältnisse stehen.*) Was soll man nun von den Verbrechen sagen, die mit Ueberlegung begangen werden!

Nicht in der Physik allein bemerkt man eine direkte Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, sondern selbst bei moralischen Erscheinungen, und der Einfluß des freien Willens erscheint fast als unwirksam. Man könnte daher behaupten: „daß das Menschengeschlecht als Masse betrachtet unter der Herrschaft physischer Einwirkungen steht; je größer also die Zahl der Individuen ist, desto unmächtiger ist der Wille des Einzelnen und desto vorherrschender eine Reihe von allgemeinen Einwirkungen, die von allgemeinen Ursachen abhängen, durch die das Bestehen und die Erhaltung der Gesellschaft bedingt ist.“ Diese Ursachen sind es nun, die man vor Allem ins Auge fassen und näher bestimmen muß, wenn man eine den Eigenschaften des Menschen angemessene Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes bezweckt.

Unter allen Ursachen, welche für die Entwicklung oder Unterdrückung des Verbrechens wirksam sind, ist unstreitig das Alter die einflußreichste. Der Hang zum Verbrechen scheint sich mit der physischen Kraft und den Leidenschaften des Menschen zu entwickeln, und mit dem Alter von 25 Jahren, als dem Zeitpunkte, wo die physische Ausbildung fast vollendet ist, seine höchste Stufe zu erreichen. Die intellektuelle und moralische Bildung, welche langsamer fortschreitet, dämpft in der Folge die Neigung zum Verbrechen, die sich überdem später noch durch Abnahme der physischen Kräfte und der Leidenschaften vermindert.

*)

	1826	1827	1828	1829
Mordthaten	241	234	227	231
Flinten	47	52	54	54
Pistolen	9	12	6	7
Säbel, Degen oder andere erlaubte Waffen.	8	2	6	6
Stilete, Dolche und andere verbotene Waffen	7	5	2	1
Messer	39	40	34	46
Knittel, Stöcke u. s. w.	23	28	31	24
Steine	20	20	21	21
Beile, Stallgabeln und andere schneidende oder stechende Instrumente	15	20	16	14
Hämmer und andere zerschmetternde Werkzeuge	22	20	26	31
Erdrosselungen	2	5	2	2
Hinabstürzungen und Ertränkungen	6	16	6	1
Fußtritte und Faustschläge	28	12	21	23
Durch Verbrennen	—	1	—	1
Werkzeuge unbekannt	17	1	2	—

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.*)

(Aus der Zeitung von Odessa.)

Der Ackerbau ist die hauptsächlichste Beschäftigung der Bulgaren, in der sich die arbeitsamen Bewohner der Distrikte von Sophia, Komanoff, Kratoff und Post-Rumelien auszeichnen. Der fruchtbare Boden dieser Distrikte und die Industrie der Bewohner hat diese nicht nur wohlhabend gemacht, sondern auch ihrem Lande den Namen des Kornspeichers der europäischen Türkei verschafft. Reiß wird besonders von den Bewohnern von Tatar Bazardschik und Philippopolis angebaut; in den Distrikten dieser beiden Städte befinden sich ausgedehnte Plantagen, wo der Anbau dieser Frucht im Großen betrieben wird. Die Kultur des Maulbeerbaums bildet den Haupterwerbszweig der Bewohner von Tirnova, wo es eine große Menge jener Bäume gibt; auch die Einwohner von Philippopolis und Adrianopel beschäftigen sich mit diesem Anbaue; doch ist bei ihnen die Anzahl der Bäume nicht so beträchtlich als zu Tirnova, und die Seide aus letzterer Gegend ist weit geschätzter. Da der Rauchtabak für alle Klassen der Bewohner des ganzen türkischen Reichs ein Bedürfniß ist, so macht er auch einen Hauptzweig der Industrie aus, auf den man viele Sorgfalt verwendet. Er wird in fünf Sorten eingetheilt. Die erste wird im Distrikt von Junurdscheni, und besonders in dem Dorfe Kara-Enidsche angebaut. Hier gibt es eine Gattung Tabak, die wegen des steinichten Bodens, auf dem sie wächst, „Tachlyk“ genannt wird. Dieser Tabak, von dem am Platze selbst nur eine geringe Quantität vorhanden ist, wird für die Rydjals und andere vornehme Leute zu hohen Preisen aufgekauft, und man bezahlt an Ort und Stelle für den Ok (ein Gewicht von drei Pfund) acht Piaster oder drei Rubel zwanzig Kopeken. Die zweite und nach der erstern vorzüglichste Gattung von Tabak wird in der nämlichen Gegend gebaut, ebenfalls für den Bedarf von Konstantinopel aufgekauft und am Platze mit vier und einem Viertelspiaster der Ok bezahlt. Diese beiden Sorten werden von den Bulgaren und einer kleinen Zahl Griechen kultivirt. Die dritte Gattung wird zu Strumbitza und zwar nur von Bulgaren gebaut; der Preis derselben ist an Ort und Stelle drei Piaster für den Ok. Die vierte Sorte, im Preise von zwei Piastern für den Ok, wird im Distrikte Kirdschala, vier Stunden von Uzondschava und zwei Stunden von Hasseklo, von Türken und Bulgaren gebaut. Die fünfte Sorte endlich pflanzt man in großer Menge im Distrikte Tschingbe-neß-Kele zwischen Sizopoli und Burgas gelegen, und zum Kreise von Hasseklo gehörig, der dreißig Dörfer begreift. Dieser Tabak ist gelb, sehr schwach und findet im Innern des ottomanischen Reichs fast gar keinen Absatz. Man verkauft ihn an die nach Tschingbe-neß-kele kommenden Schiffe, die ihn dann nach verschiedenen Gegenden von Europa ausführen. Nur Bulgaren beschäftigen sich mit dessen Anbau, und der Ok wird an Ort und Stelle mit zwanzig Paras bis ein Piaster bezahlt. Auch zu Jussuply, einem Dorfe des Ajanlyks von Karnabat, so wie zwischen Karnabat und Kasan findet man Tabak von der nämlichen Qualität; dort wird er von Türken gebaut, die ihn ebenfalls zur Ausfuhr bestimmen.

Brennholz, zuweilen auch Bauholz, wird von den die Distrikte von Akhiolo und Mesemvria bewohnenden Bulgaren geschlagen, die es nach der Küste zwischen Varna und Inada bringen und dort an jene Schiffe verkaufen, welche Konstantinopel mit diesem Artikel versehen. Ein kleiner Wagen Brennholz wird mit einem Piaster bezahlt; für den Bedarf an Bauholz schließen die Türken mit den Einwohnern eigene Lieferungskontrakte. — Kohlen werden in dem nämlichen Distrikte und zwar ebenfalls von Bulgaren gebrannt, der Ok wird mit einem Para bezahlt. — Salz wird in einem Salzsee bei Akhiolo gefunden, dessen Ausbeutung der Erwerbszweig der Einwohner ist. Obgleich eine große Menge dieses Salzes in Bulgarien selbst zum häuslichen Gebrauche verkauft wird, so verwendet man doch noch weit mehr zum Einsalzen der Fische. Der Preis dieses Artikels an Ort und Stelle ist ein Para für den Ok, oder weniger als vierzehn Para's für das Pud; also ungefähr ein Piaster oder vierzig Kopeken für drei Puds. Die Einwohner von Akhiolo tauschen ihren ganzen Bedarf von Nahrungsmitteln gegen Salz ein; besonders mit Philippopolis treiben sie diesen Tauschhandel, und bezahlen nur Kleidungsstücke und jene Lebensmittel, die

*) Als Fortsetzung des in Nr. 349 des Auslandes vom vorigen Jahre mitgetheilten Berichtes über den politischen Zustand von Bulgarien.

man im Lande unter dem Namen Bakalia begreift, als: Gewürz, Mandeln, Obst, Käse, Oel, Oliven u. s. w., mit baarem Gelde. — Salpeter wird auf einem Gebirge, sieben Werste von Kasan, gegen Tirnova, in einer von der Natur in dem Felsen ausgehöhlten Grotte, gefunden, deren Eingang nicht breiter als eine russische Klafter ist; jedoch nach und nach immer breiter wird, und endlich in einen Raum von einer Länge von fünf und einer Breite von dritthalb Werste führt, wo sich mehrere Quellen befinden. Die Bulgaren und nach ihnen die Türken haben diesem Orte den Namen Petschira gegeben, was wahrscheinlich, so wie das russische Petschera, Grotte bedeutet. Die Eingebornen sammeln hier den Salpeter, der sich ungefähr zwei Werste vom Eingange befindet, und treiben einen bedeutenden Handel damit. Obgleich sie diese Höhle nur mit Fackeln versehen betreten, so geschieht es doch zuweilen, daß Mancher sich verirrt und oft zwei Tage braucht, bis er den Ausgang wieder findet. Vor demselben fließt ein kleiner Fluß, dem die Bulgaren den Namen Sutha-reka oder trockener Fluß gegeben haben, weil er im Sommer fast ganz austrocknet. — Die Eisenminen von Samikoff geben unbestritten das beste Mineral dieser Art im ganzen ottomanischen Reiche. Sie waren schon im grauesten Alterthum bekannt, und jetzt kann man sagen, daß sie allein den Bedarf von Konstantinopel liefern. Die Bergleute sind sämmtlich Bulgaren. Noch gibt es in einer zwölf Stunden oder sechzig Werste von Kirklissa gegen das Meer hin, zehn Stunden von Widza und sechs Stunden von Bunar-Issara gelegenen, Samikoff genannten Gegend ebenfalls Eisenminen, die mehr von Griechen als von Bulgaren ausgebeutet werden. Die Türken haben dieser Gegend den Namen Budjak gegeben. — Das beste Rosenöl wird zu Kasanlyk und Karlova bereitet. Die Bulgaren allein beschäftigen sich mit dieser Fabrikation, und die Rosengebüsche oder vielmehr Wälder in jenen Gegenden bieten einen herrlichen Anblick. Das Oel von Kasanlyk ist das beste und ausschließend für den Gebrauch des Serails bestimmt. Die Bulgaren von Slivno und Eski-Zaara bereiten ebenfalls Rosenöl, allein ihr Erzeugniß steht dem von Kasanlyk an Güte und Menge nach. — Die besten Färbereien der europäischen Türkei findet man zu Ikhtimame. Die Güte der dortigen Färbung hat, wie man sagt, ihren Grund in den Eigenschaften eines Baches, der im Balkan entspringt und dessen Wassers man sich ausschließend bei Bereitung der Farben bedient. Die Farbstoffe werden größtentheils in Bulgarien erzeugt und hauptsächlich von Gabrova bezogen. — Steine und Mineralien besitzt Bulgarien in hinreichender Menge, um theils aus ihrer Verwendung zu Schmuck, theils im Handel großen Nutzen zu ziehen; allein die Regierung und die noch geringe Civilisation der Einwohner sind Ursache, daß diese Reichthümer ohne Nutzen für ihre Eigenthümer im Schoße der Erde verschlossen bleiben. Die Bulgaren von Kasan verfertigen indeß herrliche Schleifsteine von bedeutender Größe, von denen sie bedeutende Sendungen nach Konstantinopel machen, theils für den Bedarf dieser Stadt, theils zur Ausfuhr nach andern Gegenden. Diese Fabrikation ist ein Haupterwerbszweig der Bulgaren von Kasan.

Das beste Obst des ganzen Landes kommt von Slivno; besonders wächst hier eine vorzügliche Gattung Sauerdorn, *) dessen herrliche Früchte auf Befehl des Sultans jährlich in großer Menge für den Hof geliefert werden. In Varna und dessen Umgebung gibt es vorzügliche Kirschen in ungeheurer Menge, aus denen die Bewohner vielen Gewinn ziehen. Man versendet sie auf Barken in Ladungen von zehntausend Oken oder dreißigtausend Pfund nach den Küsten des schwarzen Meeres bis auf hundert und fünfzig Werste von Varna. — Was Schafzucht und Fabriken betrifft, so ist die türkische Regierung eben nicht geeignet, solche Industriezweige in den christlichen Provinzen des Reiches in Aufnahme zu bringen, und man findet auch deßhalb in Bulgarien weit weniger Manufakturen und Fabriken, als es unter einer andern Regierung dort vielleicht geben dürfte. Indeß ist Schafzucht und Tuchfabrikation dennoch ein Haupterwerbszweig eines großen Theils der Bewohner von Kasan. Die Tücher, die man hier verfertigt, werden nach Konstantinopel, der Moldau und Wallachei verkauft; sie sind von nur geringer Breite, und werden gewöhnlich mit zwei bis fünf türkischen Piastern, oder achtzig Kopeken bis zwei Rubeln, die Elle bezahlt. Dieser niedrige Preis läßt vermuthen, daß sie von nur sehr geringer Qualität sind; ähnliche Tücher werden auch in Slivno fabrizirt. Alle Bewohner des obern Bulgariens bereiten übrigens fast alle zu ihrer Bekleidung nöthigen Stoffe selbst.

(Schluß folgt.)

*) Ein Dornstrauch mit kleinen cylinderförmigen Früchten, die sobald sie reifen, roth werden.

Der Ball in den Tuilerien.

Schon lange her waren die prachtvollen Vorbereitungen zu einem Balle in den Tuilerien das Stadtgespräch von Paris. Endlich erschien der langersehnte Tag; Wagen erfüllten die Höfe der Tuilerien und schimmernde Uniformen und Toiletten von Blumen und Edelsteinen strahlend die Säle. Man sah eine Mischung von allen Ständen der Bevölkerung: Pairs und Deputirte, Offiziere des Heeres und der Nationalgarde, und selbst — Hofdamen werden hier gebeten, nicht in Ohnmacht zu fallen — und selbst gemeine Nationalgardisten. Aber auch exotische Gäste waren geladen und zogen die Blicke auf sich; man sah den Gesandten von Tunis mit seinem schönen ernsthaften Gesichte, in orientalischer Tracht, und neben ihm — den Sohn des Grafen Appony, der in seiner ungarischen Husarentracht die Augen blendete. Um neun Uhr erschien die königliche Familie; die Königin, Madame Adelaide, und die Prinzessinnen, begleitet von der Kaiserin von Brasilien und Dona Maria. Dann trat auch der König ein, mit ihm Don Pedro — der bei allen Festlichkeiten wie das Memento Mori dem Bürgerkönige zur Seite steht — und die königlichen Prinzen. Der Ball wurde im Saale der Marschälle eröffnet. Man hatte gehofft, an diesem Tage hier wieder das Bildniß des Marschalls Ney aufgehangen zu sehen — man glaubt, es sey abhanden gekommen und müsse erst wieder gemalt werden. Die Kontretänze bestanden meistens aus Arien der Oper „Robert der Teufel.“ Der Herzog von Orleans tanzte mit der Kaiserin von Brasilien; der Herzog von Nemours mit Dona Maria; Don Pedro mit der Prinzessin Louise; Herr Julius Larochefoucault mit der Prinzessin Marie, und ein Chef eines Bataillons der Nationalgarde — seinen Namen verschweigen die neidischen französischen Blätter — mit der Prinzessin Klementine. Man bemerkte, daß der Kaiser von Brasilien fast keinen einzigen Tanz aussetzte, und man bewunderte allgemein seine „nobeln Manieren.“ Es fährt Einem eine dumme alte Geschichte durch den Kopf, wenn man das junge Bürgerkönigthum und das abgesetzte Kaiserthum so lustig tanzen und springen sieht. In einer heiligen Zeit tanzten Bauern vor der Kirche oder gar auf dem Kirchhofe; ihr frommer Pfarrer sprach einen Fluch gegen sie aus, und sie tanzten fort und fort, bis sie sich in den Erdboden hinein getanzt hatten.

Vermischte Nachrichten.

Die nach Frankreich geflüchteten Polen haben sich unter der Präsidentschaft des Herrn Joachim Lelewel zu einer literarischen Gesellschaft vereinigt mit dem Zwecke, das Verdienst und die Schönheiten der polnischen Literatur, der alten und neuen Geschichte Polens, und Alles, was auf Kunst und Wissenschaft dieses Landes Bezug hat, in fremden Sprachen bekannt zu machen. Die Gesellschaft hat sich den Namen: „Société littéraire des refugiés polonais“ beigelegt, und zählt unter ihren Mitgliedern außer dem berühmten Lelewel noch viele ausgezeichnete Namen wie: Leonard Chodzko, Johann Czinski, Adam Gurowski, Moriz Mochnacki, Michael Podczaszynski, Roman Soltyk u. A. m.

*

Im Jahre 1820 führte Frankreich 1,157,960 Blutegel aus; diese Ausfuhr hat mit jedem Jahre abgenommen, und betrug im Jahre 1830 nur noch 759,259 Stücke, während in dieser Zeit die Einfuhr auf 35,654,000 gestiegen ist; im Jahre 1829 betrug sie gar 44,580,754. Außer diesen exotischen Blutegeln kann der Verbrauch der inländischen auf 20,000,000 angeschlagen werden, so daß im Jahre 1830 mehr als 60,000,000 Blutegel verbraucht worden seyn können und also fast auf jeden Menschen zwei Blutegel kommen. Man könnte also von den Franzosen sagen, daß zwar nicht Heinrichs IV Wunsch in Erfüllung gegangen, und jeder Bauer sein Huhn im Topfe, aber doch jeder Mensch seinen Blutegel habe.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 31. 31 Januar 1832.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

(Fortsetzung.)

Wenn man, statt die Verbrechen in eine Rubrik zusammen zu fassen, vielmehr jedes einzeln, rücksichtlich des Alters in dem es begangen wurde, untersucht, so findet man einen neuen Beweis, daß das Maximum der verschiedenen Arten von Verbrechen der Altersklasse zwischen 25 und 30 Jahren angehört, und daß der Mensch in diesem Alter von den verderblichsten Neigungen beherrscht wird; nur findet das Maximum für gewisse Verbrechen einige Jahre früher oder später statt, je nachdem gewisse Eigenschaften, die mit jenem Verbrechen in Verbindung stehen, sich früher oder später entwickeln. So wird der Mann durch seine Leidenschaften zuerst zur Nothzucht und zu Angriffen auf weibliche Schamhaftigkeit getrieben; fast zu gleicher Zeit betritt er die Bahn der Dieberei, die er gleichsam instinktmäßig bis zum letzten Augenblick seines Lebens verfolgt; die völlige Entwicklung seiner Kräfte führt ihn später zu Gewaltthätigkeiten aller Art, zu Mord, Aufruhr und Straßenraub, bis endlich später größere Verhärtung und Nachdenken den Mörder zum Meuchelmörder und Giftmischer machen. Je weiter der Mensch auf der Bahn des Lasters vorwärts schreitet, desto mehr ersetzt er Gewalt durch List und neigt sich mehr zu Betrug und Verfälschung als in jüngern Jahren.

Auch der Unterschied der Geschlechter hat einen großen Einfluß auf den Hang zum Verbrechen, denn man rechnet im Durchschnitt auf 4 angeklagte Männer nur Eine Frau. Die Ab- und Zunahme der Neigung zu Verbrechen findet bei beiden Geschlechtern fast nach denselben Graden statt, nur tritt die Epoche des Maximums bei den Weibern etwas später, nämlich mit dem dreißigsten Jahre ein.

Die nachstehende, aus den Rechenschaftsberichten der Jahre 1826, 1827, 1828 und 1829 gezogene Tabelle wird hievon eine genauere Uebersicht geben; die beiden letzten Spalten zeigen den Hang zu Verbrechen bei den verschiedenen Altersklassen beider Geschlechter nach Graden. Begreiflich mußte man bei Entwerfung dieser und der folgenden Tabelle die Zahl der Individuen jeder Altersklasse, wie sie die Bevölkerung Frankreichs ergibt, im Auge behalten und als Einheit wurde die größte Zahl jeder Spalte angenommen.

Alter der Individuen.	Verbrechen gegen Eigenthum; auf 100 Verbrecher.	Verbrecherinnen; auf 1000 Männer.	Grade des Hangs zu Verbrechen.	
			Männer	Weiber
unter 16 Jahren	85	187	0,02	0,02
16 bis 21 —	80	186	0,79	0,64
21 — 25 —	72	225	1,00	0,98
25 — 30 —	70	239	0,96	1,00
30 — 35 —	71	240	0,80	0,83
35 — 40 —	76	295	0,56	0,75
40 — 45 —	75	256	0,54	0,60
45 — 50 —	74	267	0,44	0,51
50 — 55 —	74	227	0,33	0,33
55 — 60 —	75	201	0,24	0,22
60 — 65 —	71	218	0.24	0,23
65 — 70 —	70	196	0,17	0,14
70 — 80 —	68	233	0,12	0,12
80 und darüber	71	56	0,06	0,01

Die Frau begeht, wahrscheinlich aus Gefühl ihrer Schwäche mehr Verbrechen gegen Eigenthum als gegen Personen, und schreitet sie zum Mord, so bedient sie sich meist des Giftes; überdieß scheint es nicht, daß das Gräßliche was in den Verbrechen liegt, und die meist in folgender Ordnung vorkommen sie abschrecke: Kindesmord, Abtreiben der Frucht, Elternmord, Verwundung von Angehörigen, Meuchelmord, Verwundungen und Stiche, Mord; so daß man, in Vergleich mit den Männern, von den Frauen sagen könnte, die Zahl der Schuldigen unter ihnen ist in dem Maß geringer, je mehr sie genöthigt sind, ihre Opfer in größerer Entfernung und ohne Rückhalt aufzusuchen. Diese Verschiedenheit hat unstreitig ihren Grund in den Verhältnissen der Frau, die mehr an ihren Wohnort gebunden ist, und daher nur gegen jene Personen verbrecherische Pläne ausführen kann, mit denen sie in näherer Berührung steht.

Auch die Jahreszeit hat einen nicht geringen Einfluß auf die Neigung zum Verbrechen, so daß im Sommer mehr Verbrechen gegen Personen und weniger gegen Eigenthum begangen werden, der umgekehrte Fall findet im Winter statt. Zu bemerken ist, daß die größere und geringere Zahl der Geisteskranken fast eben so sehr durch Alter und Jahreszeit bedingt wird, als die Zahl der Verbrechen gegen Personen. Dieß wird durch nachstehende Tabelle deutlich, in welcher die Verbrechen nach den Angaben von vier Jahren, und die Anzahl der Geisteskranken, wie sie in Charenton in den Jah-

ren 1826, 1827 und 1828 aufgezeichnet wurde, zusammengestellt sind.

Monat	Verbrechen gegen Personen	Verbrechen geg. Eigenthum	Verhältniß dies. Zahlen	Geisteskranke in Charenton aufgenom.
Januar	282	1,095	3,89	37
Februar	272	910	3,35	49
März	335	968	2,89	53
April	314	841	2,68	58
Mai	381	844	2,22	44
Junius	414	850	2,05	70
Julius	379	828	2,18	61
August	392	834	2,14	64
Septemb.	355	896	2,52	47
Oktober	285	926	3,25	49
Novemb.	301	961	3,20	35
Dezember	347	1,132	3,33	52
Summa	3,847	11,205	2,77	619

(Schluß folgt.)

Die französische Deputirtenkammer.

(Schluß.)

Endlich ist die erforderliche Anzahl von Deputirten angelangt: Man sah sie eintreten, einzeln, zwei und zwei, eben im Begriff, ihre Konversation abzubrechen, oder am Fuß der Tribüne, deren sich bereits ein Redner bemeistert hat, ein neues Gespräch anzuknüpfen. Langsam bewegen sie sich nach ihren Plätzen, indem sie ihren Freunden guten Morgen wünschen, und die schwarze Jagd der Huissiers vergebens hinter ihnen mit der Bitte hersetzt, doch Platz zu nehmen. Wenn sich Alle gesetzt haben, bis auf ungefähr ein Vierzig, die niemals Platz nehmen, stets hinauf und hinab, von Einem zum Andern, von der Rechten zur Linken, vom Centrum nach den äußersten Flanken, hin und her wandern und Jedermann belästigen — die wahren Stechfliegen der parlamentarischen Landkutsche — wenn sich, wie gesagt, Alle gesetzt haben; so kann man sich endlich eine Zeichnung von der Physiognomie der Kammer entwerfen. Vor Allem wird es Jedermann mit mir bedauern, daß das Deputirtenkostüm abgeschafft worden ist. Das Kostüm mag außer der Kammer eine Auszeichnung seyn, innerhalb derselben aber stellte es die Gleichheit her. Es ließ anstößige Verschiedenartigkeiten verschwinden; es verbarg die Nachlässigkeit des Anzuges, so gut als die Eitelkeit einer gesuchten Kleidung. Unter einem gleichförmigen Gewande, wie auch immer Schnitt, Farbe, Weite und Stickerei seyn mag, heben sich die Fehler der Taille und des eigenliebigen Geschmackes auf. Man ist nicht mehr Greis oder Stutzer, Elegant oder Sauertopf — man ist Deputirter, man ist auf der Bühne und spielt seine Rolle.

Es ist nicht unwichtig, im Durchschnitt das Alter der Deputirten zu wissen, aus denen diese Versammlung zusammengesetzt ist. Ehedem war es eine ausgemachte Sache, daß gepuderte Köpfe und Podagra der rechten Seite angehörten, feste Beine, dichte Haare und Schnurrbärte der linken, wie aus allen Karrikaturen zu ersehen ist. Heutzutag ist auf der eigentlichen rechten Seite nichts mehr von Puder zu sehen, nur die Trümmer der alten Opposition sind noch damit beschneit. Wenn man aber das Alter von der Vogelperspektive der Galerien aus nur aus dem mehr oder minder verdünnten Haarwuchs entnehmen kann, so erkläre ich, daß ich nach einer so gewissenhaften Abzählung, wie sie kaum die vier Sekretäre vor der Rednerbühne nach einer zweiten Abstimmung anstellen können, gefunden habe, daß wenn man auf die eine Seite die Kahlköpfe, die weißen Haare, die Perrücken, die ganz grauen Haare, und die offenkundig falschen Toupets stellt, die Köpfe, die einen hinreichend wohlbewachsenen Haarboden von ächter Farbe und Wurzel haben, die Majorität ausmachen. Hieraus kann man schließen, daß die Mehrzahl der Deputirten aus jüngeren Männern besteht, und hieraus kann man folgern, was man will.

Es steht nicht in meiner Macht zu bestimmen, wie viel oder wie wenig Vergnügen Einer in dieser oder jener Sitzung finden wird; Dieß hängt von dem Gegenstand ab, der gerade verhandelt werden muß, und auch ein wenig vom Zufall. Denn man kann sich keineswegs ganz auf die vorgeschriebene Tagsordnung verlassen, und man hüte sich ja, die Gelegenheit aus der Hand zu lassen, die Einem einen Platz auf einer Tribüne bietet, weil etwa das Bülletin eine uninteressante Diskussion anzeigt, z. B. eine Verhandlung über Auflagen und Aushebung, wo man über unsre Thaler oder über unsre Kinder verfügt. Der Skandal wird eben so oft unversehens und nach der Laune des Zufalls, als zur unrechten Zeit geboren. Mitten in der schläfrigsten Verhandlung fällt oft ein Wort wie eine zerspringende Bombe, die Hälfte der Versammlung fährt darüber auf, eine heftige Bewegung erschüttert alle Reihen und ruft wie ein Trommelwirbel alle Deputirten herbei, die im Konferenzsaale oder auf den Gängen zerstreut sind. Aber diese plötzlichen Aufregungen lassen sich nicht mit den Auftritten einer Sitzung vergleichen, zu der zum Voraus schon durch Kartel Kämpfer und Zeugen auf einen bestimmten Tag geladen sind. Dann sieht man auf den Bänken dicht geschlossene Reihen, dann stößt und drängt man sich auf den Tribünen. Vorzüglich wenn der Kampf von der Art ist, daß er keinen Erfolg haben kann, wenn das Resultat der feindlichen Meinungen, die während des Gefechtes entstandenen Ueberzeugungen sich im Skrutin nicht auseinanderklauben lassen, so hat man Grund genug die Verhandlung nicht zu schließen, sondern im Gegentheil von Neuem fortzusetzen. Denn Niemand will seinem Gegner das letzte Wort gönnen, Jeder muß seine Rede an Mann bringen, Jeder seinen Sack voll Groll und Vorwürfe ausleeren; dann folgt Frage auf Frage, die Antworten führen zu Erklärungen, zu Epigrammen, zu Gegenbeschuldigungen. Es mischen sich Persönlichkeiten ein, die verwundete Empfindlichkeit und unerschöpfliche Apologien werfen sich dazwischen; die Persönlichkeiten vervielfältigen sich, schießen auf wie die Saat der Drachenzähne, brechen hervor auf allen Bänken. Dieß ist es, was man dann am Abende eine interessante Sitzung heißt.

Hier wie allerwärts muß man einige Praxis haben, um die Wirkung gewisser herkömmlicher Worte und Ausdrücke zu begreifen, bei denen die eine Partei verwundet aufkreischt oder die andere sich auf das holdseligste geschmeichelt fühlt. Es gibt Worte, welche die Kraft besitzen, Leidenschaften zu reizen und in Aufruhr zu bringen, andere, die eines allgemeinen Beifalles und schallender Bravo's sicher sind;

andere endlich, die unfehlbar die Versammlung in fröhliche Stimmung versetzen. Die große Kunst besteht darin, sie zu rechter Zeit anzubringen, sie mit Klugheit zu vertheilen, die bittere Pille durch eine einschmeichelnde Süßigkeit vorzubereiten, den Meinungen, die man mit sich fortreißen will, ein Federspiel vorzuwerfen. Uebrigens muß man auch bemerken, daß nicht alle Reden, welche gehalten werden, für die Versammlung gemacht sind, die sie anhört. Viele derselben steigen geradenwegs nach jenen drei Logen dem Redner gegenüber auf, wo die Geschwindschreiber an ihren Pulten gekrümmt sitzen. Dorthin werden viele Phrasen geschleudert, um von da wie ein Ballen weiter geschlagen zu werden; von dort aus ergeht auch die Ertheilung der Verdienstes kronen; von dort her wird man mit den lobspendenden Parenthesen begünstigt, die so angenehm dem Faden einer Rede sich einweben; von dort her endlich wird auch mitleidig stolpernder Beredsamkeit unter die Arme gegriffen. Wie viele hinkende und gliederlahm zur Welt gekommene Perioden findet man am andern Tag in dem befreundeten Journal frisch und gesund auf den Füßen!

Allein schon ist es spät geworden. Lange schon hängen die sehnsüchtigen Blicke an einer der Uhren, und beinahe stets an der, die vorausgeht. Von mehreren Seiten des Saales her erhebt sich der Ruf: „Auf Morgen!“ Diejenigen, welche eine Verlängerung der Diskussion durchgesetzt haben, gehen zuerst fort. Die Minister sind bereits gegangen. Vor der Brücke Ludwigs XVI haben sich drei oder vier Wagen mit zaundürren Mähren aufgestellt, man erblickt auf ihnen alte Lakayen mit bordirtem Hut und in der Livree der Kammer. Nachdem sie den Tag über die Weiber der Sekretäre und die Kinder der Quästoren spazieren gefahren haben, kommen sie jetzt, ihre Herrn abzuholen, die ihnen das Skrutin auf sechs Monate gegeben hat. Die übrigen Deputirten, mit Ausnahme von wenigen, machen sich zu Fuß auf den Weg, die einen um ihr Mittagsmahl bei ihrer Familie einzunehmen, die andern bei dem Präsidenten der Kammer, wieder andere bei den Ministern, wobei sie bedauern, daß man den Gehalt derselben geschmälert hat, diese in einem guten Gasthofe, jene bei einem bescheidenen Traiteur. Glücklich Alle, wenn die Tuilerien noch nicht geschlossen sind, oder wenn die Schildwache nicht zu grimmig ist. Ich sah einen Deputirten ans Gitter kommen, der unter dem Arm das Budget trug; ich meine nämlich das gedruckte und in grauem Papier bröschirte Budget. Der Nationalgardist argwöhnisch über das gewaltige Paket sperrte ihm hartnäckig den Weg, und das ehrenwerthe Mitglied hätte einen großen Umweg machen müssen, wenn sich nicht der Korporal des Postens, ein verständiger Mensch, wie sie alle sind, beeilt hätte der Schildwache zuzurufen: „Laß den Herrn gehen, das Budget geht immer durch.“

Die Festung Schuscha und die Provinz Karabagh.

(Schluß.)

Karabagh bildete, vereint mit dem Elisabethopoler Kreise unter der Herrschaft Bagarschaks, des ersten armenischen Königs aus der Dynastie der Arsaciden, die Arzachische Gabora (Provinz) und war in 14 Kreise getheilt, deren Gränzen zu bestimmen sehr schwer ist, besonders weil die Agowanen, welche nach dem Ausgang der Dynastie der Arsaciden Karabagh beherrschten, diesen Kreisen, andere Namen gaben, und dadurch nur noch mehr Dunkelheit in die Geographie brachten. Im 10 Jahrhundert war diese Provinz den Griechen bekannt, denn Konstantin Porphyrogenetes gibt seinem Herrn den Titel eines Beherrschers derselben. Im 13ten Jahrhundert hieß sie bei den Armeniern Kaschten, ein Name, den sie von einem kleinen in den Bergen liegenden Fürstenthum erhielt, das bis ins 14te Jahrhundert bestand, wie aus der armenischen Geschichte Tschandschians zu ersehen ist. Die Türken nennen sie, wie der Verfasser des Dschihan-Numa meldet, Karabagh, oder nach armenischer Volksaussprache Garabag, was „schwarzer Garten“ bedeutet.

In alten Zeiten, besonders als Haikans Dynastie den Thron Armeniens verlor, während der Herrschaft von Alexanders des Großen Nachfolgern, zogen viele angesehene Familien nach Armenien, um für sich besondere Fürstenthümer zu gründen, deren Unabhängigkeit auch Bagarschak, der Gründer der Arsacidendynastie achtete. Unter diesen Fürsten waren auch die in der Provinz Arzach, deren bergige Lage die Befestigung ihrer Unabhängigkeit und Macht beförderte. Die Entfernung der Provinz von Mesopotamien, wo Bagarschak seine Hauptstadt hatte, schwächte die Kraft seiner Herrschaft über sie. Auch in der Folgezeit blieben diese Fürsten in dem Verhältnisse von Lehensherren, obgleich die armenischen Könige ihren Wohnsitz näher an Karabagh aufschlugen. Die Herrschaft der Dynastie der Bagratiden, welche nicht ganz Armenien, manchmal sogar nur den kleinsten Theil desselben unter sich hatten, verstärkte noch die Macht der Besitzer dieser entlegenen Fürstenthümer. Als in Cilicien die Rubinen regierten, hatten diese Herrscher nicht den geringsten Einfluß auf die entfernte Provinz Arzach. Schah Abbas der Große, welcher Armenien eroberte, achtete das Recht dieser Fürsten so sehr, daß er ihnen den Titel Melik ertheilte, was im Arabischen König bedeutet, ihre Unabhängigkeit unangetastet ließ, und nur Tribut von ihnen verlangte. Auf diese Weise bewahrten die späten Nachkommen der erwähnten regierenden Fürsten, die Meliks der fünf Chamtschinischen Distrikte *) noch einige Zeit den Schatten des ehemaligen armenischen Reiches; aber unaufhörliche innere Unruhen stürzten sie ins Verderben.

Nach dem Tode Nadir Schahs, welcher Karabagh von Grund aus verwüstet hatte, entfloh Pana Chan aus Chorasan, wohin er verpflanzt worden war, und wurde Oberhaupt des Distrikts Dschewanschir. Der Melik von Warandin, Hussein Schah Naser, welcher in den Pflanzstädten von Tschilnachtschi einen befestigten Platz besaß, wovon man noch die Ruinen 42 Werste von Schuscha erblickt, — sah sich in dem siebenjährigen innern Kampfe außer Stand, den vereinten Kräften der andern Meliks zu widerstehen, und lud Pana Chan zu seinem Beistand ein; vereint mit diesem gelang es ihm seine Gegner völlig zu besiegen. Der schlaue Pana Chan überredete den Melik Hussein, ihm einen Landstrich zu überlassen, wo eine Sommerwaide war, und baute an diesem Orte Schuscha im Jahr 1752. Als er seinen Zweck erreicht hatte, brachte er es durch List und Waffengewalt dahin, daß er als Chan anerkannt wurde, und obgleich die Meliks mehr seine Verbündeten, als seine Unterthanen waren, so verfiel doch seit jener Zeit ihre Macht sichtlich, und die der Chane stärkte sich allmählich. Sein Nachfolger, Ibrahim Chan, welcher im Jahre 1755 zur Herrschaft gelangte, regierte unglücklich. Unter ihm kümmerten sich auch die Meliks wenig um ihre Abhängigkeit, und machten ihm sein Vorrecht oft mit den Waffen in der Hand streitig; als aber Karabagh zweimal, in den Jahren 1795 und 1797, die Wuth Aga Mehmeds, des Schahs von Persien erfuhr, zogen einige von den Meliks nach Grusien, und begaben sich in den Schutz Rußlands; namentlich Melik Dschemschid Schah-Nasaroff und Melik Friden Begläroff, denen auf Befehl Kaiser Pauls I von dem Könige von Kartalin und Kachet, Georg II Ländereien im Distrikte Bolin angewiesen wurden, in dessen Umgebung sie einige räuberische Stämme zähmten. Als aber Ibrahim Chan im Jahre 1805 die Oberherrlichkeit Rußlands anerkannte, kehrten auch die Meliks in ihr Vaterland zurück. Nach einem Jahre aber zeigte sich dieser Chan, aufgehezt von Persien, beharrlich ungehorsam, wollte sich von Rußland trennen, und ging in der von ihm beförderten Empörung zu Grunde. An seine Stelle wurde Mechti Kuli Chan, der älteste Sohn Ibrahims, mit Beibehaltung des russischen Einflusses, zum Beherrscher von Karabagh erhoben, als aber auch dieser im Jahr 1822 sich an Persien anschloß, so war der Leichtsinn der Chane in ihrem politi-

*) Sie heißen Warandin, Gulistan, Disagh, Tschalinchiut und Chatschin.

schen Betragen, und ihr unruhiger Geist die Veranlassung, Karabagh völlig in eine russische Provinz zu verwandeln. Nach dem Mißlingen der persischen Belagerung von Schuscha im Jahr 1826, bei den sichtlichen Fortschritten der russischen Waffen erschien Chan Mechti-Kuly wieder in seinem Vaterlande, erhielt vom russischen Kaiser Verzeihung, den ihm früher versprochenen Rang als Generalmajor und eine ansehnliche Pension, hat aber bei der Verwaltung der Provinz nicht den geringsten Einfluß mehr.

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Schluß.)

Fischereien gibt es sehr bedeutende zu Mesemvria, Akhiollo und Sisopolis; Griechen und Bulgaren beschäftigen sich mit diesem Erwerbe. In den Gewässern der erwähnten Gegenden wird eine große Menge Makrelen gefangen, die von den Einwohnern während des Winters, wo sie fett sind, „Skumbria" und während des Sommers „Tzira" genannt werden. Die Zeit des Fischfangs für den Skumbria ist vom ersten September bis Ende Oktobers, und für den Tzira vom ersten Mai bis Ende Julius. Der Fang geschieht mit dem Schleppnetz und ist in guten Jahren sehr ergiebig. Der Skumbria wird eingesalzen, der Tzira hingegen getrocknet und an die von Konstantinopel, Griechenland und von andern Gegenden wegen dieses Handels kommenden Schiffe verkauft. Das Tausend Skumbria wird mit zwanzig bis vierzig Piastern und das Tausend Tzira mit acht bis zwölf Piastern bezahlt. Die Ajanen haben für den Fischfang einen Aufseher der Regierung, der beauftragt ist, zwanzig Prozent vom Ertrage einzuziehen. Ferner werden zu Mesemvria und Akhiollo auch Solen oder Meerzungen (pleuronectes) gefangen. Der Fang dieses Fisches, den die Türken Kalkan-Balyk nennen, geschieht vom 1 März bis 15 April. Der Ok wird an Ort und Stelle mit zehn bis fünfzehn Paras bezahlt. Die Griechen sammeln überdem auch noch zwischen den Felsen zu Sisopolis und auf dem Sand zu Mesemvria Muscheln, mit denen sie in Bulgarien und Mazedonien einen großen Handel treiben, der ausschließend in ihren Händen ist. Auch die Bulgaren von Burgas treiben Fischfang; sie fangen besonders viele Sazanes, eine Art Karpfen, sowie noch eine andere Gattung von Fischen, die von den Türken Pissi-Balla und von den Griechen Lifiriba genannt werden. Dieser Fisch hat Aehnlichkeit mit der Sole, von der er sich jedoch rücksichtlich der Gräten sehr unterscheidet, und erreicht kein größeres Gewicht als sechs Pfunde. Er ist sehr selten und wird wie man sagt sonst nirgend gefunden. Eingesalzen und getrocknet wird er nach Konstantinopel und dem Archipel versendet. Der Preis an Ort und Stelle ist zwölf bis fünfzehn Paras für den Ok. Der Eggan ist ein bedeutender Handelsartikel in Bulgarien selbst. Sieben und eine halbe Werste von Jmmurdschent ist ein See, der von den Griechen Limni genannt wird, aus dem die Bulgaren eine große Menge Fische fangen; unter andern eine im Lande unter dem Namen Akhelia bekannte Gattung, die, einige Gegenden von Albanien ausgenommen, in der europäischen Türkei sonst nirgends gefangen wird. Der Fischfang auf diesem See macht fast den einzigen Erwerb vieler in der Umgegend wohnenden Bulgaren aus, die die gefangenen Fische nach mehreren Gegenden versenden. Der Akhelia wird eingesalzen und nach Konstantinopel geschickt, wo man den Ok mit zehn Piastern oder vier Rubeln bezahlt. Der See wird gewöhnlich von den Türken in Pacht gegeben und zuweilen den Bulgaren überlassen.

Die besten Waffenschmiede der Bulgaren sind zu Slivno, Gabrova, Dschibmai und Razgrad. In der ersteren Stadt werden meist Pistolen verfertigt, die man mit hundert bis zu fünftausend Piastern das Paar bezahlt. In Gabrova verfertigt man hauptsächlich Flinten und in den beiden letzten Städten Schjutfars, eine Art Flinten oder Büchsen, in welche die Kugel mit Gewalt getrieben wird. Die Türken nennen diese Waffe Chechene, sonst wird sie auch Deli-Orman genannt. Die Bulgaren verfertigen nur die Läufe; die Damaszirung in Gold und Silber, so wie die Schlösser, werden von den Türken gearbeitet, und es ist den Bulgaren verboten, diese Gegenstände zu verfertigen. Es gibt jedoch mehrere, besonders zu Slivno, die in türkischen Werkstätten gearbeitet und das Damasziren und die Verfertigung der Schlösser gelernt haben; diese beschäftigen sich nun im Geheim oder vielleicht auf besondere Erlaubniß mit dieser Arbeit, deren Verbot übrigens nicht mehr so streng aufrecht gehalten wird. Die meisten der Bulgaren von Slivno sind Handwerker. Die Bulgaren von Schumla und einigen andern Gegenden verfertigen ebenfalls Flintenläufe; jedoch in geringerer Anzahl. In Widdin und Sophia werden die besten Jatagans und türkischen Dolche gemacht. Vor dem Jahre 1821 gab es in allen den genannten Städten Waffenfabriken, die jedoch damals zerstört wurden, weßhalb die Handwerker anfingen in ihren Häusern zu arbeiten.

Die Messen zu Slivno und Uzudschara waren früher die berühmtesten des türkischen Reichs und von Kaufleuten aus allen Ländern Europa's besucht. Die im Jahre 1800 von den Kirdschalen in diesem Theile des Reichs erregten Unruhen waren Ursache, daß diese Messen aufhörten. Sie wurden zwar in neuerer Zeit wieder gehalten, jedoch durch den Krieg des Jahrs 1828 abermals unterbrochen. Wahrscheinlich wird die türkische Regierung die Handelsverbindungen ihrer Staaten wieder herzustellen suchen.

Die besten Pferde Bulgariens werden im Walde von Deli Orman gezogen. Die Bewohner dieses Distrikts, die größtentheils Türken sind, beschäftigen sich mit Züchtung dieser Pferde, deren man sich nur zum Reiten bedient. Einige Werste von Turtukai gegen Tirnoff war das berühmte türkische Kloster Teke-Baba, das die beste Stuterei im Lande besaß, deren Pferde nach Konstantinopel geschickt und dort für die besten Reiter, ja sogar für den Marstall des Sultans gekauft wurden. Diese Pferde zeichneten sich bei den eigenen Kreiswendungen, die die türkischen Reiter bei ihren Uebungen machen, durch Stärke und Leichtigkeit aus. Die besten mazedonischen und bulgarischen Reiter bezahlten diese Pferde bis zu dreitausend Piastern. Als im Jahre 1826 die Janitscharen aufgelöst wurden, ließ der Sultan auch das Kloster Teke-Baba zerstören; die Mönche wurden ermordet und verjagt und die Stuterei der Plünderung preisgegeben. Die Pferdezucht der Bewohner des Dorfs zeigt jedoch noch einige Spuren dieser Anstalt. Das Kloster wurde von Mönchen bewohnt, die unter dem Namen Bektaschen bekannt sind. Die Türken hielten sie in ihrer Unwissenheit für Freimaurer, weil sie weder die mohammedanische noch eine andere bekannte Religion übten. Die meisten der Albanesen waren Bektaschen.

Vermischte Nachrichten.

Seit der Julinsrevolution wurden außer den ungewöhnlichen Aushebungen und Erhöhungen der Abgaben in Europa ungefähr achthundert Millionen neue Anleihen gemacht, die sich vertheilen wie folgt:

Holland	300.000.000 Fr.
Oesterreich	200.000.000 —
Frankreich	140.000.000 —
Rußland	80.000.000 —
Belgien	25.000.000 —
Piemont	25.000.000 —
Die römischen Staaten . . .	16.000.000 —
Zusammen . .	786.000.000 Fr.

In Frankreich soll außerdem, um die außerordentlichen Kosten von 1832 zu decken, das Budget durch die Emission eines neuen Anlehens von 150.000.000 Fr. kompletirt werden; deßgleichen durch einen außerordentlichen Verkauf von Staatswaldungen in 50.000.000 Fr. Die Stadt Paris allein wird ein Anlehen von 40.000.000 Fr. machen.

(Revue encyclopédique, 15. livraison, p. 72.)

Unter den in Rußland eingeführten Farbwaaren nimmt der Indigo in Folge der fortgeschrittenen Manufakturen den ersten Rang ein; seine Consumtion vermehrt sich mit jedem Jahre. Im Jahr 1824 waren 11,779 Pud Indigo im Werthe von 6,209,295 Rubel eingeführt worden, im Jahre 1830 war diese Quantität schon auf 24,950 Pud in einem Werth von 5,651,074 Rubel gestiegen. Während dieser ganzen Zeit ist der Preis des Indigo in dem Hafen von St. Petersburg, wohin man dieses Farbmaterial in großen Quantitäten brachte, fortwährend gesunken. Im Jahr 1824 kostete das Pud Indigo 457 Rubel, im Jahre 1830 nur 250.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 32. 1 Februar 1832.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

Nachstehender Artikel über Mexiko ist zwei Journalen von Philadelphia: der „Evening Post“ und dem „Casquet“ entnommen, wo ihn sein Verfasser auf amtliche Dokumente gestützt, im Monat Februar 1831 mittheilte. Man wird darin leicht die Ideen und Vorurtheile des Nord-Amerikaners ausscheiden; allein auch in ihrem Betracht ist es interessant, die Ansichten des Nordamerikaners über seine südlichen Nachbarn kennen zu lernen.

* * *

1. Die Bevölkerung von Mexiko.

Die vereinigten Staaten von Mexiko bildeten im Jahre 1824 ihre Verfassung nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Staaten, mit kaum merklichen Abweichungen. Neunzehn Staaten und neun Gebietstheile, leztere nördlich und an der Gränze der Vereinigten Staaten gelegen, bildeten die Conföderation. Ein Senat von zwei Mitgliedern auf jeden Staat und einem Deputirten für jede Volkszahl von 80,000 Seelen bilden den Kongreß. Jedes Individuum, das achtzehn Jahre zählt, ist Wähler, ohne Rücksicht auf Eigenthum, Steuerquotum oder Farbe. Indier und Mestizen, Neger und Mulatten sind gleich freie Bürger und Wähler. Obgleich es nur wenige Neger gibt, so ist doch einer derselben General. Die Mexikaner betrachten diese Bestimmung ihres Staatsgrundgesetzes als einen großen Vorzug über die nordamerikanische Verfassung, die zwar die bürgerliche Gleichheit der Menschen festsetzt, aber dabei doch Negersklaverei und Unterdrückung der Indianer zulässig findet.*)

Die mexikanische Bevölkerung nähert sich acht Millionen Seelen. Seit 1791, wo sie nur 5,500,000 zählte, hat sie somit beträchtlich zugenommen, obgleich man annimmt, daß über 300,000 Einwohner durch die Kriege und Revolutionen ums Leben gekommen sind. Die Bevölkerung ist noch fortwährend im Wachsthum begriffen; man fand sie im Jahre 1825 nur 6,500,000 Seelen stark. Sie theilt sich: 1) in Indianer reiner Race, die zahlreichste Volksklasse, die ungefähr vier Millionen zählt; 2) in Mestizen oder Abkömmlinge von Spaniern und Indianern, ungefähr zwei Millionen; 3) in Kreolen oder Abkömmlinge von Spaniern, gegen 1,200,000 Seelen; 4) in Zambos oder Abkömmlinge von Indianern und Negern, ungefähr 600,000 stark, wenn man die von Weißen und Schwarzen abstammenden und mehrere andere Racen farbiger Menschen dazu rechnet; 5) in Neger, die gegen 100,000 Köpfe zählen; 6) in Guachupins oder Spanier, die in Spanien geboren und gegenwärtig auf 10,000 herabgeschmolzen sind, während sie vor der Revolution und der lezten Vertreibung 80,000 Köpfe zählten; endlich 7) in Esteros oder Fremde aus verschiedenen Nationen: Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, gegen 15,000 zählend. Diese Angaben zeigen, daß die Indianer und Mestizen die größere Masse der Bevölkerung bilden, und da sie mit den übrigen gleiche Rechte haben, endlich zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangen werden. Früher waren die Guachupins die Herren; ihnen folgten die Kreolen, und diese sahen sich gezwungen, die Indianer (die sie „unvernünftig“ nennen, wie sie selbst sich mit dem Namen „vernünftig“ beehren) zu gleichen Rechten zuzulassen, da sie ohne dieselben nicht im Stande gewesen seyn würden, ihre Revolution ans Ende zu führen. Da sie voraussehen, daß die Gewalt nicht lange mehr in ihren Händen bleiben wird, so suchen sie weislich, die verschiedenen Kasten zu amalgamiren; nur die von unbegreiflicher Thorheit Verblendeten unter ihnen wollen sich noch dem unwiderstehlichen Strome der Zahl und Kraft entgegenstemmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Und die Merikaner, scheint es, haben in dieser Ansicht nicht so ganz Unrecht. A. d. R.

Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederholung zu verschiedenen Zeiten.

(Schluß.)

Auf den Hang zu Verbrechen gegen Personen scheint das Klima einen besondern Einfluß zu üben, da er sich in südlicheren Ländern in stärkerem Grade entwickelt als in den nördlichen, wo vermehrte Bedürfnisse dagegen mehr Verbrechen gegen Eigenthum erzeugen. Jene Länder, wo häufige Vermischungen verschiedener Völker statt hatten, jene wo Handel und Industrie eine starke Bevölkerung nebst vielen Gegenständen vereinigen, und eine erhöhte Thätigkeit erzeugen, jene Länder endlich, wo eine ungleichmäßige Vertheilung des Vermögens bemerkbar ist, sind sämmtlich der Schauplatz einer größern Zahl von Verbrechen.

Dieß zeigt sich besonders in Frankreich, wo

1) die größte Zahl von Verbrechen gegen Personen und Eigenthum zugleich in den, von der Rhone, dem Rhein und der Seine

durchströmten Departements, und vorzugsweise da verübt werden, wo die Flüsse schiffbar sind.

2) Die wenigsten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum finden in den Departements des Innern von Frankreich; in den im Westen gegen den Ocean von den Niederalpen an bis zum Kanal gelegenen, und in jenen gegen Norden statt, die von der Somme, der Oise und der Meuse durchschnitten sind.

3) Korsika, die Küsten des mittelländischen Meeres und die benachbarten Departemente, deren Bewohner von den Geographen als Abkömmlinge der alten pelagischen Race bezeichnet werden, zeigen sämmtlich einen vorherrschenden Hang zu Verbrechen gegen Personen, so wie der nördliche Theil von Frankreich zu Verbrechen gegen Eigenthum.

Das Gewerbe hat ebenfalls einen großen Einfluß auf die Natur des Verbrechens. Menschen, die ein freies Gewerbe treiben, zeigen mehr Hang zu Verbrechen gegen Personen, die Klasse der Taglöhner und Domestiken dagegen mehr zu Verbrechen gegen Eigenthum. Das Gefühl der Abhängigkeit und Schwäche, nebst größerer Gebundenheit an den Aufenthaltsort, erzeugen bei den Frauen das nämliche Resultat.

Man hat in neueren Zeiten vielfältig wiederholt, daß der Mangel an Unterricht eine Hauptursache der Verbrechen sey, ohne zu untersuchen, ob die Thatsachen mit dieser Behauptung übereinstimmen. Es ist dieß nicht der Fall; die Departements der Mitte von Frankreich sind die am wenigsten unterrichteten, denn hier werden, nach Dupins Berechnungen, die wenigsten Kinder in die Schulen geschickt; die meisten der hier Angeklagten können, den Rechenschaftsberichten der Kriminaljustizverwaltung zufolge, nicht lesen und schreiben, und doch sind gerade diese Departements die moralischsten unter allen. Die Departements des Ober- und Niederrheins hingegen nebst denen, die an den Ufern des schiffbaren Theils der Seine liegen, sind die unterrichtetsten von ganz Frankreich, und doch werden gerade in ihnen die meisten Verbrechen gegen Personen und Eigenthum begangen. Meines Erachtens verwechselt man hiebei die moralische Bildung mit jener, die in nichts besteht, als in der Kenntniß des Lesens und Schreibens, und die nur zu oft als Mittel zu Verbrechen benützt wird.

Auch der Armuth hat man Schuld gegeben, daß sie ein mächtiger Antrieb zum Verbrechen sey, und doch sind einige Departements von Frankreich, die als die ärmsten bekannt sind, die moralischsten. Der Mensch wird nicht zu Verbrechen hingerissen, weil er wenig hat, sondern meist nur darum, weil er plötzlich vom Wohlstand zum Elend herabsinkt, und sich nun außer Stand sieht, alle die Bedürfnisse zu befriedigen, die er sich selbst geschaffen hatte. Diese Erscheinung zeigt sich besonders in den industriellen Departements, wo die kleinste politische Bewegung, die mindeste Stockung im Handel Tausende von Menschen vom Ueberflusse in das größte Elend versetzen können.

Merkwürdig ist, daß von 1129 Mordthaten, die in einem Zeitraum von 4 Jahren in Frankreich begangen wurden, 446 die Folge von Händeln und Schlägereien in Wirthshäusern waren; ein deutlicher Beweis von dem traurigen Einfluß des Mißbrauchs geistiger Getränke. Noch ist ebenfalls merkwürdig, daß man in Frankreich wie in den Niederlanden jährlich 1 Angeklagten auf 4300 Einwohner rechnet, daß man aber im erstern Lande von 100 Angeklagten 39, und in den Niederlanden nur 15 freisprach; die Urtheile wurden in beiden Ländern nach Einem Koder geschöpft, nur vertraten in den Niederlanden Richter die Stelle der Geschwornen. Vor den Correktions- und Polizeitribunalen, wo die Vorgeladenen in beiden Ländern nur mit Richtern zu thun hatten, war das Verhältniß fast gleich. Noch ist zu bemerken, daß dem Koder in Belgien beigefügte Modifikationen unter gewissen Umständen gestatteten, gewisse verhängte Strafen nach der Moralität des Angeklagten und der Willkür des Richters zu mildern; daher mochte es kommen, daß in Frankreich Mehrere, die man nicht mit zu unverhältnißmäßigen Strafen belegen wollte, vor den belgischen Tribunalen verurtheilt wurden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man je härter die Strafen sind, sich um so mehr scheut, sie in Anwendung zu bringen, und so kommt es, daß im Ganzen von den Verbrechern gegen Personen mehr losgesprochen werden, als von denen gegen Eigenthum.

Wie bereits gesagt, steht die Entwicklung des Hanges zum Verbrechen mit der Entwicklung der Leidenschaften und der physischen Kräfte des Menschen in genauer Verbindung, und auf der andern Seite hat die Entwicklung des Verstandes einen nicht minder wesentlichen Einfluß auf die Unterdrückung jenes Hanges. Die nachstehende Tabelle enthält einige Angaben in dieser Hinsicht; die Angaben der körperlichen Kraft sind nach dem Dynamometer des Herrn Regnier angegeben, die Resultate rücksichtlich der Wahnsinnigen sind einem Aufsatz des Herrn Esquirol in den Annales d'hygiène (April 1829) entlehnt, und die Zahl der Individuen von 15 bis 20, von 20 bis 25 Jahren u. s. w. ist nach den Bevölkerungslisten berechnet. Die letzte Spalte zeigt die Zahl der Meisterwerke der französischen Bühne nach Picard's Repertorium, und weist den Tod der Autoren und das Alter das sie erreichten nach.

Alter	Stärke		Aufnahme von Wahnsinnigen in Charenton, für Einen Geheilten	Wahnsinnige	Meisterwerke d. französ. Bühne
	der Hände	der Lenden			
10	25	4			
15	60	9	2	34	
20	82	14	2,2	79	3
25	85	14,,5	2,2	109	13
30	88	15	2,7	134	26
35	90	15,,5	3,3	125	28
40	88	15	3,8	129	23
45	75	14,,5	5,1	131	34
50	70	14	4,3	108	29
55	65	13,,5	3,5	51	11
60	60	13	2,3	63	10
65	55	12	6	24	14
70 u. drüber	?	?	3,5	45	10

In dem Alter von 45 und 50 Jahren also wurden in Frankreich die meisten dramatischen Meisterwerke erzeugt; zu dieser Zeit sind also Verstand und Imagination am fruchtbarsten, und im seltsamen Kontrast zeigt sich auch in diesem Alter Geistesverwirrung am häufigsten, und bringt jene Krankheiten hervor, die der Heilkunst am hartnäckigsten Trotz bieten. Die Entwicklung der physischen

Kräfte vollendet sich früher, und man kann sagen, daß sie ihren Höhenpunkt zu der Zeit erreicht, wo die intellektuellen Kräfte erst kräftig zu wirken beginnen.

Die Meisterwerke der englischen Bühne wurden, rücksichtlich des Alters, fast in derselben Ordnung hervorgebracht als die der französischen, nur scheint es, daß das dramatische Talent in England um 5 bis 7 Jahre früher reift. Dieser Unterschied kann jedoch zum Theil daher rühren, daß ich, wenn mir die Zeit, zu der ein Stück geschrieben wurde, nicht genau bekannt war, die Zeit der ersten Darstellung annahm.

Eine große Schwierigkeit, die allen Untersuchungen über die Statistik der Verbrechen hemmend in den Weg tritt, ist der Umstand, daß wir von der Hauptsumme aller begangenen Verbrechen nur eine gewisse Anzahl kennen, die zur Aburtheilung kommt. Da aber jene Hauptsumme aller Verbrechen wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben dürfte, so sind alle Raisonnements, die man auf sie begründen könnte, mehr oder minder trügerisch; ja man kann dreist behaupten, daß Alles was wir über die Statistik der Verbrechen besitzen, unnütz seyn würde, wenn man nicht stillschweigend annehmen wollte „daß die bekannten und abgeurtheilten Verbrechen und die unbekannte Hauptsumme aller begangenen Verbrechen in einem unveränderlichen Verhältniß zu einander stehen." Dieses Verhältniß ist durchaus nöthig, und bestände es nicht, so wäre Alles, was man bis jetzt aus statistischen Dokumenten über Verbrechen weiß, falsch und abgeschmackt. Das eben erwähnte Verhältniß richtet sich natürlich nach der Beschaffenheit und der Schwere der Verbrechen; in einem gut organisirten Staate, wo die Polizei thätig ist, und die Justiz gut gehandhabt wird, wird wohl kein Individuum durch Mord oder Meuchelmord aus der Reihe der Lebenden verschwinden, ohne daß man Kenntniß davon hätte; der nämliche Fall dürfte nicht immer bei Vergiftungen statt finden.

Was Diebstähle und Vergehen von minderer Wichtigkeit betrifft, so dürfte das Verhältniß sehr gering ausfallen, und eine große Menge von Vergehen wird unentdeckt bleiben, theils weil Jene, die darunter leiden, den Verlust nicht gewahr werden, oder den Thäter nicht verfolgen wollen, theils weil die Gerechtigkeit aus Mangel an hinreichenden Indicien nicht handeln kann. Wenn überdieß alle Ursachen, die auf die Größe des Verhältnisses einwirken, dieselben bleiben, so kann man auch sagen, daß es mit den Wirkungen sich eben so verhalten wird, wenn man nämlich zugibt, daß die Wirkungen mit den Ursachen im Verhältniß stehen, wie Dieß die Ergebnisse der Statistik der Verbrechen auf eine so merkwürdige Art beweisen.

Da also jedes Jahr die nämliche Zahl von Anklagen und Angeklagten, von Verurtheilten und Losgesprochenen, dasselbe Verhältniß von Verbrechen und Strafen u. s. w. nachweist, so sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß wenn die Thätigkeit der Justiz dieselbe geblieben ist, die wirkliche Zahl der begangenen Verbrechen, wenn auch unbekannt, ebenfalls nicht gestiegen ist, und sieht man die Regelmäßigkeit, mit der die Ziffern des Budgets der Schaffotte, der Bagnos und der Kerker sich jedes Jahr wiederholen, so kann man kühn behaupten, daß Das, was jährlich der Aufmerksamkeit des Ministeriums der Justiz entschlüpft, eine regelmäßigere Summe bildet als die ist, die an den Einkünften des Schatzes fehlt.

Volks- und Kirchenfeste in Rio de Janeiro.

Unter den Festtagen in Brasilien wird ein großer Unterschied gemacht, und diese in zwei Klassen abgetheilt, als große Feiertage (dias santos da Guarda) und kleine Feiertage (dias santos de Remissao.) Erstere werden beinahe alle mit großer Galla und Handkuß bei Hofe gefeiert. Vor Allem zeichnet sich die kaiserliche Kapelle durch religiösen Pomp und eine äußerst würdige Feier des katholischen Kultus aus; sie ist an festlichen Tagen mit der geschmackvollsten Pracht geziert; der Kaiser sitzt auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Canonici der kaiserlichen Kapelle; in der Mitte der Kirche befinden sich die Hofchargen, der Senat und die Ritter des Christus-Ordens, in einer besondern Loge die Kaiserin mit ihren Kindern und einigen Hofdamen. Die Musik, besonders was den Gesang betrifft, ist vortrefflich. Bei den Mysterien der Messe salutiren die Forts, und die vor der Thüre aufgestellten Truppen geben drei Salven; dann betritt ein Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt. Ich habe nie schöner und würdevoller sprechen hören, als in dieser Kapelle, überdieß bediente sich häufig der Redner seines Kanzelrechtes, und selbst der Kaiser entgeht oft dem Tadel und der Rüge nicht; eine höchst achtungswürdige Freimüthigkeit, die aber, wie man mir sagte, den durch Schmeichler höchst verwöhnten kaiserlichen Ohren nicht behagt. Das wahre Volksfest ist jedoch der Abendgottesdienst, in einem Ave Maria bestehend. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Fronte der Kirche aufgerichtet, und mit dem Beginnen des Gottesdienstes angezündet. Die Kirchthüren sind weit geöffnet, das Innere des Tempels ist reich geschmückt, der Hochaltar prangt mit riesigen Leuchtern von gediegenem Silber, und der Glanz unzähliger Lichter wird allein durch Wolken des köstlichsten Weihrauches gemildert. Indessen füllt sich der Platz vor der Kirche mit Andächtigen, Müssiggängern und Negern, welche sich ungezwungen der geräuschvollsten Freude überlassen; das schöne Geschlecht, den ganzen Tag über durch die herkömmliche Sitte auf die innersten Zimmer seiner Wohnungen beschränkt, und mit Sehnsucht dem beginnenden Abende entgegen sehend, erscheint festlich geschmückt, mit Blumen im Haare, und von einer zahlreichen und vielfarbigen Dienerschaft gefolgt, in den Straßen; die jungen Männer drängen sich eifrig an die Pforten der Kirche, um die so seltene Gelegenheit, den Schönen zu huldigen, nicht unbenützt vorbeigehen zu lassen. Holdes Erröthen, feurige oder ängstlich suchende Blicke, bedeutungsvolles Lächeln, Winke und Zeichen werden gewechselt; Freude strahlt auf allen Gesichtern, und von der Menge, welche nach dem Gotteshause eilet, denken wohl nur sehr Wenige an den wahren Zweck ihres Besuches. Endlich verkündet ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener die Ankunft der Priester; ihre Kleidung ist prächtig, ihr Anstand, ihre Haltung Ehrfurcht gebietend; vom Chore herab begrüßet sie rauschende Musik und eine lebhafte Arie zahlreicher Sänger, meistens Kastraten, in welche die Andächtigen im Chore einstimmen. Nach der Dauer einer halben Stunde nähert sich die Hand des obersten Priesters dem Schranke, der das Allerheiligste bewahret, eine Rauchwolke verbirgt den Altar, und ist diese zur Decke der Kirche emporgestiegen, so erhebt derselbe die Monstranz und segnet die im Staube gebeugte Gemeinde; Jubelgesang vom Chore, eine Glockenvariation der Neger und knallende Raketen beschließen das Fest; die Menge eilt wonnetrunken und lärmend nach Hause, und freut sich auf den kommenden Tag.

Das Frohnleichnamsfest wird, wie in allen katholischen Ländern, mit großer Pracht gefeiert; mit noch größerem Pompe wird aber das Fest des Herzens Jesu (do coraçao de Jesu) begangen, welches die verwittwete Königin von Portugal, Donna Carlotta, während ihres Aufenthaltes in Brasilien stiftete, und welches der Papst bestätigte. Kein Bedienstèter darf, bei strengster Ahndung, von der bei dieser Gelegenheit statt findenden Prozession entfernt bleiben; der Kaiser trägt mit seinen ersten Beamten selbst den Baldachin über dem Hochwürdigsten, sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Vornehmsten umgeben das Allerheiligste, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt; die ganze Garnison bildet Spaliere in den Straßen, durch welche sich die Prozession bewegt; sobald das Allerheiligste erscheint, fällt die Mannschaft auf die Knie, und senkt die Bajonette zur Erde, und sämmtliche Forts und Kriegsschiffe

salutiren. Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heil. Georg, und der heil. Antonius, als Generalissimus von Portugal, am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Festtage in feierlicher Prozession von der Festung Conceição abgeholt, und in voller Rüstung auf ein Pferd befestiget, von einer berittenen Musikbande, aus Negern bestehend, begleitet, im Triumphe durch die Stadt geführt. Das Fest des heiligen Antonius zeichnet sich durch die unmäßigste Verschwendung an Pulver aus.

Merkwürdig waren mir auch die Feste der heiligen Anna und des heiligen Geistes, weil sich nirgends so sehr die Nationalität der Brasilianer aussprach, als an diesen Tagen. An dem durch die Zeitungen angekündigten Abende versammelte sich allmählich ein bedeutender Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro auf dem Acclamations-Platze, dessen Umfang so groß ist, daß sich wohl hunderttausend Menschen ungehindert auf demselben bewegen könnten. Dort steht die der heiligen Anna gewidmete Kirche, unfern eines schönen, öffentlichen Brunnens. Das Gebäude ist klein, aber von angenehmen Verhältnissen, und in tiefen, lockeren Sand gebaut; vor der Kirchenthüre war ein festlich geschmückter und schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet, zu beiden Seiten erhoben sich Gerüste mit Sitzen für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaft des Kirchspieles. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Treppen führten, war ein Thron errichtet, auf dem ein Knabe, mit Krone und Scepter geschmückt, saß; Kinder von demselben Alter umgaben ihn, auf verschiedene Weise gekleidet; die Würde und der Ernst ihrer Haltung nahm sich komisch genug aus. Ich habe über die Bedeutung dieser Maskerade keine hinreichende Auskunft erhalten. Vor dieser Gruppe standen eine Menge großer Körbe, welche Brod, Früchte, Hühner, Schweinchen u. s. w., durchaus Geschenke von frommen Gläubigen an die Kirche, enthielten; diese sollten nun an die Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener, dem dieses Geschäft oblag, übernahm die Rolle des Hanswurst, indem er den Werth seiner Waare auf eine nicht sehr zarte Weise, aber öfters mit glücklichem Witze, verkündete. Die Versteigerung hatte den besten Fortgang; unter Lachen und Frohsinn wurden die Körbe geleert, und manche der Anwesenden machten es gleichsam zur Ehrensache, sich gegenseitig zu überbieten; ich erinnere mich, daß ein alter Hahn einem der Mitsteigernden, unter dem Jubel der Zuseher, für vier Mil Reis (eilf Gulden sechsunddreißig Kreuzer) zugeschlagen wurde.

(Schluß folgt.)

Eine englische Fuchsjagd.

(Aus dem New Sporting Magazine, London 1831.)

Ein Tag der vergangenen Jagdzeit wird wie eine helle grüne Oase in meinem Gedächtnisse fortbestehen. Ein leichter Regen war die Nacht vorher gefallen und hatte die Erde erfrischt und mit Duft und Kühle die Luft balsamirt. Bei Tagesanbruch schon war ich auf dem Wege nach dem Versammlungsorte zu Hartley-row-Gate in Hampshire, zwanzig bis dreißig Meilen von dem Reviere, wo wir vorigen Tags gejagt hatten. Die Straße führte durch eine so reizende Landschaft zur Rechten und Linken, daß ich fast bedauerte, bei dem schönen Landsitze Sir John Cope's ihr Ende erreicht zu haben. Hier nimmt die Gegend den wilden Charakter eines Moores an; eine Haide von zwei oder drei Meilen dehnt sich südlich von diesem Landhause aus. Gerade hier überfiel mich ein Regenschauer, und ich eilte vorwärts an dem verabredeten Zusammenkunftsorte ein Obdach zu suchen. Es war ein Dorf mit zerstreut liegenden Häusern; aber noch waren hier weder Pferde noch Hunde zu sehen. Der Regen hielt noch immer an; ich stieg daher vom Pferde, um mich samt ihm unter dem Bretterdache einer Schmiede unterzustellen. Während ich hier stand und die Straße entlang sah, die ich gekommen war, erblickte ich einen Rothrock, dessen Insaße mit Schneckenschritt des Weges zog und offenbar dem Regengusse trotzte. „Es ist ein Jäger," dachte ich; „auch trägt er graue Beinkleider, ein sicheres Zeichen davon." Der Rothrock kam näher; es war ein Mann schon ziemlich bei Jahren mit einem ernsten nachdenklichen Gesichte. Seine Kleidung bestand in einem einfachen scharlachrothen Frak, lilaseidener Weste, bocklederenen Handschuhen, den obenerwähnten grauen Beinkleidern und Stiefeln à la Wellington, und in der That, es waren Stiefeln à la Wellington in jedem Sinne des Wortes; denn der Mann, der sie trug, war niemand Anderer als der hochgefeierte Arthur selbst. Es war der Eroberer Indiens und Spaniens, der große Ueberwinder Napoleons, der abgedankte Minister Englands, der ein Viertel nach zehn Uhr Morgens nach Hartleyrow-gate kam, um auf ein Rudel Fuchshunde zu warten, ganz allein ohne alle Begleitung. Als er an die Schmiede heran kam, fiel ich und mein Pferd ihm ins Auge, und mir seine unverkennbare Nase. Man konnte sich nicht irren, ich zog vor dem größten Manne des Tages meinen Hut ab.

Seine Gnaden näherten sich dem Bretterdache und nahmen mein ehrerbietiges Kompliment mit einer Verbeugung und einem gutmüthigen Lächeln an. Da er hörte, daß die Hunde an eben den Ort kommen würden, wo wir uns befanden, so folgte er meinem Beispiele und suchte wie ich mit seinem Pferde unter dem Dache Schutz, wo wir so lange der Regen dauerte mit einander plauderten. Er sey vor einigen Tagen, sagte er, mit Herrn Villebois Hunden auf der Jagd gewesen und habe einen glücklichen Tag gehabt; die Gegend, in der heute gejagt werden sollte, sey ihm übrigens ganz unbekannt. Als wir unsern Schupfen verließen, fuhr eine Kutsche des Weges, deren Passagiere den Herzog erkannten und ihre Hüte abzogen; er dankte mit seinem gewöhnlichen Gruße, indem er zwei Finger bis nach der Nase erhob. Sein Reitknecht, der zu Hartford Bridge gewesen war, kam endlich auch an, und bald darauf die Meute, Sir John Cope, zwei Damen und einige Herren.

Der Herzog war ganz der Landedelmann, herzlich und vertraulich mit Allen. Zuerst schüttelten er und Sir John sich die Hände, dann Squire Der und Squire Jener — in der That, er war Hand und Handschuh mit Jedermann. Dieß war der Tag, wo ein Meister Fuchsjäger sich zeigen konnte und mußte, und wenige Jagden begannen mit so günstiger Vorbedeutung. Die Fährte des Fuchses war bald gefunden, das Hüfthorn schrillte, und dahin flogen wir in Saus und Braus.

Das Revier war ganz für die Waidmannslust eines Reiters wie der Herzog von Wellington geschaffen, der zwar ein mächtiger Kriegsheld seyn mag, aber auf einer Parforcejagd keine sonderliche Figur macht. Ich will ihm sonst alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber ich habe noch selten Jemand gesehen, der so wenig einen Begriff vom Reiten hat, als er. Sein Sitz ist nicht zum Ansehen, und wenige Menschen werden leben, die im Laufe eines Jahres so oft aus dem Sattel geworfen werden, als Seine Gnaden. Freilich hört man bei einem Manne wie er von jedem solchen Unfalle, der ihm zustößt; allein es scheint doch fast, er könne stürzen, wo es einem andern Reiter unmöglich wäre. Dennoch schien er von dieser Art Vergnügen ungemein entzückt, und wirklich machte er auch seine Sache, manchen Seitenruck abgerechnet, mit Hülfe seines Reitknechtes so ziemlich gut. Ein an sich unbedeutender Umstand diente mir als Beweis von dem kaltblütigen Gleichmuthe des herzoglichen Waidmannes. Ich hatte vergessen, meinen Hut festzubinden, und da ich unter einen Baum mit meinem etwas raschen Pferde hinflog, streifte ihn mir ein Zweig vom Kopfe. Der Herzog war gerade an mir vorüber gekommen und sein Reitknecht gleich hinter ihm. Da er bemerkte, was mir geschehen war, hielt er an, bis sein Reitknecht heran kam, dem er befahl, meinen Hut aufzuheben.

Das Jagen ging, wie gesagt, in aller Lust und Leichtigkeit von statten. Der Ritt war mäßig, das Feld eben und das Ende gut. Der Fuchs wurde in einem Hohlwege nahe bei der Kirche von Hartley abgefangen. Er war über den Weg gesetzt; aber auf der Ferse verfolgt, kehrte er wieder um und sprang unter die Hufe der Pferde hinein, die Hunde hinter ihm her; allein ungeachtet des tollen Wirrwarrs, der nun anging, wurde doch kein Hund beschädigt. Eben war dem Thiere Ruthe und Pfoten abgeschnitten worden, als der Herzog anlangte, dem Sir John sie überreichte, um diese Trophäen bei seinen übrigen aufzuhängen. Da der Tag schon ziemlich vorgerückt war und Jeder so viel zu haben schien, quantum sufficit, trennte sich bald darauf nach gegenseitiger Begrüßung die Gesellschaft.

Bibliographische Notiz.

In London wurden im verflossenen Jahre 1100 neue Bücher gedruckt, worunter die neuen Ausgaben früherer Werke, Flugschriften und periodische Blätter nicht mitbegriffen sind; es waren fünfzig weniger als im Jahre 1830.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 33. 2 Februar 1832.

Das Findelhaus von Paris.

Von André Delrieu.

Aus dem zweiten Theil des Buchs von Hundert und Einem.

Es gibt wohl kein öffentliches Gebäude, dessen Anblick so geradezu den peinlichen Gefühlen widerspricht, die bei dem Gedanken an seinen Zweck in der Brust laut werden, als das Hospital der Findelkinder. Man wähnt bei dem Eintritte auf nichts als Thränen und widerwärtige Eindrücke zu stoßen, und kaum vernimmt man das Gewimmer der neugebornen Kinder — man macht sich auf düstere philosophische Rührungen gefaßt, und man begegnet nur Blumen, guten grauen Schwestern, schneeweißen Vorhängen, Kruzifixen — und einigen Zeugen weiblicher Schwäche vielleicht auch unnatürlichen Verbrechens. Man wandelt zwischen zwei Reihen Wiegen hin, wie zwischen wohlgeordneten Blumenbeeten eines Gartens, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mutter Erde ihre Kinder an eigenem Busen nährt. Man erblickt blonde Engelsköpfchen, einen Saal, dem man den poetischen Namen „Krippe" (La Crèche) beigelegt hat, eine niedliche Kinderkapelle und einen Anatomiesaal. Die Gebäude waren früher ein Kloster der Oratorianer, gegenwärtig bilden sie ein Hospice d'Enfans trouvés — ein Findlingshospitium — zwei Jahrhunderte liegen in diesen zwei Worten. Nichts Merkwürdiges ist an diesen Gebäuden selbst zu sehen, die einem Kollegium, einer Manufaktur, einem Straßeneckhause, eurer eigenen väterlichen Wohnung gleichen. Doch bald hätte ich eine Bildsäule vergessen, die man beim Eintritte ehrerbietig begrüßt. Vinzenz de Paula wacht in der Vorhalle seines Tempels; Vinzenz de Paula, dessen evangelischer Eifer das Leben von wenigstens einem Fünftheile der Bevölkerung rettete, die jetzt über seinem Grabe wandelt. Seine Zeitgenossen schrieben seinen Namen in den Kalender, Napoleon würde aus ihm einen Minister des Innern gemacht haben, und zwar mit Recht.

Als ich vor dem äußern Gitterthore anlangte, fiel mein Blick auf einen Behälter, einen Drehkasten, der zur rechten Hand des Thores zwischen zwei Schubwänden nach Innen und nach der Straße sich öffnet. Dieser Drehkasten hat die größte Aehnlichkeit mit einer Briefboite. Eine Mutter wirft da ihr Kind hinein, wie etwa ein Billetdoux auf der Post, nur mit dem Unterschied, daß dieses vielleicht den Liebeshandel beginnt, jenes ihn endet. Die Geschichte des Drehbehälters fügte sich nach den Launen der öffentlichen Moral. Vormals legte hier die unglückliche Verführte oder das ehebrecherische Weib unter dem Mantel der Nacht und des Geheimnisses ihren Neugebornen nieder, zog die Glocke, um die wachhabende Schwester herbeizurufen, und entfloh dann im Schatten des Dunkels mit Thränen oder Gewissensbissen. Gegenwärtig hat ein vormals häufig eingetretener Mißbrauch eigener Art hierin eine Veränderung nöthig gemacht. Häufig fand man nämlich sonst am Morgen in dem Drehbehälter todte Kinder, die man dahin gelegt hatte, um die Begräbnißkosten zu sparen, vielleicht auch die Spur eines Verbrechens zu verwischen. Dieses Mittel die Guillotine oder die pompes funèbres *) um ihren Bezug zu bringen, hat jetzt aufgehört. Eine graue Schwester wacht die Nacht über am Eingange des Sprachzimmers und nimmt von Hand zu Hand die kleinen Ankömmlinge; der Drehbehälter öffnet sich nicht mehr und ist in seinen Angeln eingerostet. Dieser Weg hat so den Reiz des Geheimnißvollen eingebüßt. Heutzutage gibt man sich keine Mühe mehr zu verbergen, daß Einem ein Kind zur Last fällt; mag es in einem Boudoir oder in der Dachkammer geboren seyn, mag es die Kalesche oder der Tragkorb überbringen, mag es in Windeln mit Spitzen besäumt, oder in wollene Lumpen gehüllt seyn — es ist ein Hausgeschäft, eine Familienangelegenheit, die man freundschaftlich mit einander abmacht. Man überreicht das Kind im Sprachzimmer am hellen Mittag; man empfiehlt es der sorgfältigen Pflege der Schwester und wiederholt sogar ausdrücklich den Namen des Vaters; man vergießt zum Ueberfluß einige Thränen, und damit gut. Das unglückliche Geschöpf mag dann schreien, sterben, von dem Anatomen zerschnitten, seine zerstückten Glieder in einen leinenen Sack genäht, und in die allgemeine Begräbnißgrube des Kirchhofes ohne Sang und Klang geworfen werden — was liegt daran? Die Ehre ist gerettet, die Mutter geht auf den Ball oder in die Salpetrière, **) die Civilisation geht ihren Gang, die Medizin gewinnt neue Aufschlüsse, und auf der Universität haben wir einen Lehrkurs der politischen Oekonomie! ***)

---

*) Die Leichenbegängnisse sind ein Monopol und werden von der Regierung verpachtet. Anm. d. R.

**) Ein Gefängniß für liederliche Weibspersonen. Anm. d. R.

***) Der Leser braucht wohl nicht auf die Bitterkeit dieser Bemerkung aufmerksam gemacht zu werden, die aus dem Munde eines Franzosen, wie so viele andere der neuern Schriftsteller Frankreichs,

Manchmal, jedoch selten, zeigt es sich denn doch, daß das Herz der Mutter bei dieser schrecklichen Trennung vor Leid zerspringen möchte; ihre Hände zittern, indem sie das zerlöcherte Windelzeug aufwickelt, sie hält das Kind, von dem sie nie den süßen Mutternamen hören wird, lange in ihren Armen und benetzt es mit ihren Thränen. Man hat mir rührende Auftritte dieser Art erzählt. Es gibt arme Ouvrieré, die ihren Neugebornen mit einem Bande um den Hals, mit einer Schnur oder einem alten Ring bezeichnen, die ihm einen geliebten Namen beilegen und die Schwester bitten, ihm denselben zu lassen. Solche arme Leute kommen jeden Monat, jede Woche und erkundigen sich mit älterlicher Besorgniß nach dem Befinden des verlorenen Kindes, denn sehen dürfen sie es nie wieder. Selbst wenn es stirbt, wird ihnen die Leiche verweigert, die Anatomie hat darauf gegründetere Ansprüche. Es gab Mütter, die den Schmerz der Trennung von ihrem Kinde nicht ertragen konnten, und zu einem zärtlichen Betrug ihre Zuflucht nahmen, indem sie sich als Ammen verdingten, um ihrem Kinde die Brust reichen zu können.

Es wäre eine der Philanthropie würdige Aufgabe, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse sich die unnatürlichen Mütter auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung vertheilen. Eine solche Zählung würde die tausendfachen Physiognomien lasterhafter Verdorbenheit, die uns durch ihre Beweglichkeit entschlüpfen, fest halten, und arithmetisch die vollständigsten Nachweise über den moralischen Zustand von Paris geben, vom Stand der Straße an bis zu den Säulen des Pantheons. Es würde sich dann wohl ergeben, daß der römische Pöbel, wie ihn Juvenal geißelte, nie auf dem Forum mehr leichtsinnige Sorglosigkeit und Lumpen zur Schau gestellt, daß selbst Petronius keine pikantern Memoiren entnervter Ruchlosigkeit des Prätoriums geschrieben haben dürfte. Welcher Keulenschlag würde Dieß seyn auf jenes elegantgewebte Netz, unter dem Lutetia's alte Sünden schlafen! —

Etwas Aehnliches dieser Art besteht inzwischen bereits in dem Findelhospitale: ein einfaches Register, worin bei der Aufnahme eines Neugebornen die genauesten Umstände, die seine Ueberlieferung begleiteten, verzeichnet werden. So wird z. B. darin bemerkt, ob das eingeschriebene Kind in grobe Leinewand oder in ein Spitzenhemd gekleidet, oder nackt übergeben wurde; man fügt hinzu, ob die Eltern geweint oder nicht, die Worte, die sie gesprochen, ihre Bitten, ihre Kaltblütigkeit oder Freude; man schreibt Tag und Stunde, wo man es überbrachte, so wie die Namen des Kindes, auf, wenn es bereits einen hatte; oft auch die Krankheit, von der es aufgerieben wurde. Endlich wenn die Waise stirbt, wird auch ihr Tod angemerkt. Dieses Verzeichniß bildet bändereiche Annalen und einen Abriß der seltsamsten Chronik, die wohl je geschrieben worden ist. Außerdem wird dieses „Memorandum des Hospitiums," dieses „große Buch der öffentlichen Schuld," auch noch in einem nützlichen Zwecke abgefaßt. Wenn Jemand aus den Händen des Staates sein Kind zurücknehmen will, liefern die alten und vergelbten Blätter das Signalement; allein man muß das Erinnerungsvermögen dieses Verzeichnisses mit schwerem Gelde auffrischen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, deren Grund ich Andern aufzufinden überlasse, daß die Stadt Paris im Vergleich mit andern Hauptstädten von Europa und im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl in gewöhnlichen Jahren am wenigsten Findlinge in ihr Findelhaus aufnehmen sieht; und dennoch ist es eben Frankreich, das am wenigsten für das Schicksal dieser Abkömmlinge des Elendes Sorge trägt. Zu London erhält die Erziehung dieser verwaisten Kinder durch die Franklin'sche Schule und die Gastlichkeit eines gewerbfleißigen Volkes ihre eigenthümliche Richtung. Man gibt sich sogar die Mühe, ihnen gute Sitten und einige Tugenden beizubringen, was in Frankreich nicht der Fall ist. Man muß noch beifügen, daß polizeilichen Vorschriften zufolge, die Mütter gehalten sind, vor der Niederkunft sich zu stellen, und obgleich ihren Namen nicht die Schande der Aufzeichnung trifft, so schreckt doch selbst die Scham vor Gericht zu erscheinen, Alle davon ab, die nicht äußerst elend und verworfen sind. In Rußland und Neapel befragt man zuvor doch die Fähigkeiten des Zöglings, ehe man ihn zu einem Handwerke bestimmt, und Moskau hat ein Findelhaus, wo die Findlinge Tanzen, Musik und alle dramatischen Uebungen auf einem Theater erlernen, das ganz ihr Werk ist. Diese Anstalt war es, an die Napoleon noch am Abende seines Einzuges in die alte Czaarenstadt zuerst eine Wache stellte.

(Schluß folgt.)

---

merkwürdig genug ist, und auf eine Trostlosigkeit in der Stimmung der Gemüther hinweist, die nur in einer völligen Umgestaltung des politischen und moralischen Lebens Heil und Hoffnung sieht. Anm. d. R.

General Clauzel in Algier.

(Schluß.)

Im Interesse der Menschheit noch wichtiger ist der Umstand, daß Algier das erste Beispiel einer Kolonie ohne Sklaven darzubieten vermag; daß daher deren Gedeihen alle Mächte, die nach endlicher Abstellung jenes empörenden Menschenhandels redlich streben, in vorzüglichem Grade interessiren muß. Auf zuverlässige Erfahrung gestützt, getraue ich mir zu behaupten, ohne Furcht mich widerlegt zu sehen, daß außer den Schaaren von Landwirthen und Ackerbauern aller Lande, die, sobald ihnen gesicherte Aussichten sich darbieten, Algier zuströmen werden, eine zugleich energische und gemäßigte Verwaltung in dem Sinne, wie ich sie mir denke, auch die Mitwirkung jener mehr gefürchteten als furchtbaren Beduinen sichern müsse. Die Araber, Kabylen oder Berbern, alle jene Völkerstämme, die wir unter dem gemeinsamen Namen Beduinen begreifen, spornt Gewinnliebe. Verbürgt man ihnen jene Art Unabhängigkeit, deren Genuß man ohne alle Gefahr ihnen leicht einräumen kann, so werden sie wetteifern uns ihre Dienste zu verkaufen. Dabei sind sie mit einer seltenen Intelligenz und Tüchtigkeit zur Arbeit begabt, wodurch die europäischen Konsuln längst schon bestimmt wurden, sie in dieser Hinsicht den Mauren und Juden vorzuziehn. Die Eroberung der Regentschaft und die Expedition nach dem Atlas im letzten November hat ihnen unsere militärische Ueberlegenheit bethätigt. Außerdem werden der religiöse Fanatismus der Muselmänner und alte Prophezeihungen, die Afrika's Eroberung durch die Christen längst verkündigt, die Unter-

werfung jener Völkerschaften dann besonders erleichtern, wenn wir unserer Herrschaft einen gewaltsamen, tyrannischen Charakter zu verleihen, und jener, bisher nur zu häufigen Manier, das Werk eines halben Jahrhunderts binnen einem Jahre vollenden zu wollen, uns enthalten; wenn wir nur den Geist, nicht den Buchstaben unserer Gesetzgebung bei ihnen einzuführen uns begnügen; wenn wir endlich, durch die von großen Unternehmungen unzertrennlichen Hindernisse nicht entmuthigt, Ausdauer bewähren.

Ich glaubte, ich wiederhole es, keine Anstände von Seiten der Regierung besorgen zu dürfen, um so einleuchtende durch Thatsachen unterstützte Ansichten begriffen zu sehen. Ich bereitete mich zur Rückkehr nach Frankreich, und schmeichelte mir, daß meine Gegenwart und jene anderer Personen, deren Mitwirkung ich mich zu erfreuen hatte, alle noch etwa dunkel und zweifelhaft scheinenden Punkte aufklären, und das Gouvernement von den unermeßlichen Vortheilen der Kolonisation und der Nothwendigkeit, was ich so glücklich begonnen fortzusetzen, überzeugen würde. Während meiner Anstalten zur Abreise ward ich vom Kriegsminister benachrichtigt, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, durch unsern tunesischen Generalkonsul von seinem „officiösen" nicht offiziellen Antheile an den mit dem Dey von Tunis getroffenen ungeeignet als Traktate qualifizirten Arrangements in Kenntniß gesetzt, eine Mißbilligung derselben provozirt habe, und daß dieselbe durch S. M. den König wirklich erfolgt sey.

Indem so das Gouvernement meine die Beyliks Constantine und Oran betreffende Uebereinkunft vernichtete, entzog es sich jährliche zwei Millionen Franks, und steigerte seine Ausgaben um drei Millionen für die Provinz Oran allein, wohin man einen zu bezahlenden Bey, anstatt des Tribut entrichtenden zu setzen vorzog, und wo zu Behauptung des Platzes Oran und des Fort Mes el Kebir allein 2500 Mann kaum genügen, indeß der tributbare Bey der Regentschaft zu Stellung dieser Garnison selbst verpflichtet gewesen seyn würde. Im Beylik von Constantine wird Frankreichs Autorität gar nicht anerkannt, und unsere Regierung vermag der Schifffahrt und dem Handel an den Küsten dieser Provinz selbst nicht einmal jenen Schutz, den es vom Dey von Tunis auf denen seines eigenen Landes verlangte, zu sichern. Statt der Franzosen haben im verflossenen Jahre nur Ausländer allein die Korallenfischerei ausgebeutet. Dieß die ersten Früchte der Vernichtung meiner Uebereinkunft, auf die man gezwungener Weise endlich dennoch zurückkommen muß.

Nur höchst ungern schließe ich gegenwärtige Schrift mit unheilvollen Ahnungen; allein das Interesse meines Vaterlandes gebietet mir, Mißgriffe zu bezeichnen, die durch längern Verzug ihrer Beseitigung, um so weniger wieder auszugleichen seyn werden. Das Mittel jener Abhülfe ist in Wiederergreifung meines Systems in seinem ganzen Umfange, zur Hand; weit entfernt, dasselbe für vollkommen zu halten, gewährt es wenigstens den Vortheil, allen und jeden Verbesserungen die Bahn offen zu lassen. Eben so weit entfernt bin ich, alles, während der Zeit meines Kommando's zu Algier gewirkte Gute mir zuzuschreiben. Mich unterstützten in trefflichster Weise sämmtliche Civil- und Militär-Beamte, und ich darf hinzufügen, selbst die Eingebornen des Landes, die mehr als wir glauben, die Wohlthätigkeit der Civilisation zu schätzen wissen, und deren Vertrauen erworben zu haben ich mich rühmen darf. Dieß Vertrauen war größtentheils die Frucht der Achtung ihrer Religion durch unsere Soldaten. Sie wußten uns Dieß zu danken; ihre Priester waren uns oft sehr nützlich. Unsere Soldaten selbst schienen mit Intelligenz in meine Absichten einzugehn. Binnen der sechs Monate meines Kommando's ward kein einziger Bewohner Algiers, Maure, Jude oder Araber mit irgend einer Leibesstrafe belegt, und in einer afrikanischen Stadt, wo zu Verhütung von Gewaltthätigkeiten die schärfsten Verbote das Besuchen der Straßen nach Sonnenuntergang untersagten, verlassen Europäer und Eingeborne zu jeder Stunde der Nacht ihre Wohnungen. Während meiner Expedition nach dem Atlas mußte ich allerdings einige Exempel statuiren, allein außer den Uebertreibungen der deßfalsigen Angaben, die ich zu widerlegen verschmähte, fanden solche lediglich nur während jenes so kurzen und dennoch so nützlichen Feldzuges statt. Am Tage selbst nach meinem Wiedereintreffen in Algier, betrachteten die Araber, in denen ein ganz vorzügliches Rechtsgefühl waltet, den ganzen Krieg als definitiv beendigt, und brachten mir verirrte Soldaten zurück.

Schließlich noch einen Wunsch, den ich bald erhört zu sehen hoffe: Möge unser Gouvernement die hohe Wichtigkeit des von keiner europäischen Macht ihm bestrittenen Besitzes von Algier in ihrem ganzen Umfange würdigen. Das Ministerium scheint durch die zu Gründung jener Kolonie nothwendig gewordenen Sorgen abgeschreckt; indeß genügt dazu allein schon, dem sich geäußerten und trotz der letzten Ereignisse noch immer andauernden Aufschwunge nur nicht entgegenzuwirken. Zeit aber ist keine zu verlieren: kein Umhertasten mehr, denn wenn zufolge jener unseligen Wandelbarkeit, deren man uns nur mit zu vielem Rechte bezüchtigt, Versuche auf Versuche angestellt werden; wenn man, nach Entmuthigung der Kolonisten des eigentlichen algierschen Gebietes, durch eine ganz unerklärliche Inkonsequenz, mit voreiliger Kolonisirung Oran's, wo die Vortheile weit unbeträchtlicher, und die Kolonisation minder leicht sind, beginnt, so wird man ohne angemessene Früchte nur Millionen in die Erde vergraben, und ohne Erreichung des beabsichtigten Zweckes, Menschen einbüßen. Besser wäre es in diesem Falle unserer Eroberung ganz zu entsagen, und sich dem bittern Vorwurfe preis zu geben: Eine aus der Juliusrevolution hervorgegangene Regierung habe ein Unternehmen, zu dessen gedeihlicher Ausführung ein Ministerium Polignac entschlossen gewesen, abgeschreckt! Die ganze Regentschaft Algier mit einem Male kolonisiren wollen, ist ein die Kräfte des mächtigsten Staates von Europa übersteigendes Vorhaben; die progressive, aber ausdauernde Bewerkstelligung dieser Kolonisation in der von mir angedeuteten Weise dagegen, dieselbe nämlich vom Mittelpunkte der Regentschaft ausgehen lassend, wird deren leichten, unfehlbaren, mit wenig Unkosten verknüpften Erfolg sichern.

Ferdinand der VII und sein Hof.

Es gibt vielleicht keinen europäischen Hof, von dem so wenig bekannt ist, als der Hof von Madrid; vielleicht gibt es aber auch keinen Monarchen, von dessen Charakter und Lebensweise man so wenig weiß, als von Ferdinand VII. Das erste Mal sah ich den König einen Tag nach meiner Ankunft in Madrid; man erwartete ihn gerade von St. Ildefonso zurück, und ich mischte mich daher, um ihn zu sehen, unter die im Palasthofe ver-

sammelte Volksmenge. Allein ich konnte nicht nahe genug kommen, um die Gesichtszüge und das Benehmen des Königs genauer zu beobachten. Das zweite Mal sah ich den König im Prado; es war an einem Sonntage, wo er in seiner Staatskarosse war, der die Equipagen der Infanten folgten. Der Aufzug war prachtvoll und eines mächtigern Monarchen als Ferdinands VII würdig. Der königliche Staatswagen wurde von acht herrlichen Pferden gezogen, die mit kostbaren Geschirren prangten; dann folgten die Wagen des Infanten Don Carlos und Don Francisco's; endlich die Karosse der Prinzessin von Portugal, mit sechs Pferden bespannt. Der Zug war von einer Abtheilung Husaren begleitet. In dem königlichen Wagen befand sich Niemand als die beiden Majestäten, der König in Militärtracht; die Königin trug einen französischen Federhut und ein farbiges Musselinkleid. Als der Zug vorüber kam, wurde der König mit dem gewöhnlichen ehrfurchtvollen Schweigen empfangen, und nur als der Wagen des Infanten Don Carlos vorbei fuhr, vernahm man einige „Vivas.“ Der König schien die Beweise der Ehrfurcht seiner Unterthanen kaum zu bemerken; die Königin jedoch dankte mit vielen Kopfbeugungen und sanftem Lächeln. Don Carlos verlor keines der Vivas, ohne mit Neigen des Kopfes und einem grinzenden Lächeln zu danken. Man sagt, und es ist sehr zu glauben, daß der König nicht gern mit seinem Bruder den öffentlichen Beifall der Volksgunst theile; allein es ist die unveränderliche Sitte des spanischen Hofes, alle Sonntagnachmittage in der königlichen Kapelle des Klosters San Geronimo dem Gottesdienste beizuwohnen und nachher im Prado spazieren zu fahren. Einige Tage später begegnete ich dem Könige und der Königin, die zu Fuß waren, im Retiro; sie hatten die dortige Menagerie besichtigt und kehrten zu ihren Wagen zurück. Ferdinand VII gleicht in seinem Aeußern einem wohlbeleibten lustigen Landedelmanne und ist ganz und gar nicht die magere Figur, als die man ihn gewöhnlich abgebildet sieht; er ist groß, korpulent, hat ein fettes plumpes gutmüthiges Gesicht, das keinen Zug von königlichem Stolze und noch weniger von Grausamkeit besitzt; mehr zeugt es von einer völligen Charakterlosigkeit. Die Königin ist ungemein herablassend und ein sehr schönes Weib; man sieht auf ihrem Gesichte die Güte und Freundlichkeit gemalt, die Alle rühmen, die in ihre Nähe kommen; sie sieht einer Frau von achtundzwanzig Jahren gleich, ist aber, so viel ich weiß, etwas jünger. Gewöhnlich glaubt man außerhalb Spanien, daß sich Ferdinand selten getraue, seinen Palast zu verlassen, wenigstens nicht ohne von einer furchtbaren Leibwache umringt zu seyn. Hierin irrt man sich sehr; kein Monarch in Europa vielleicht, die von Bayern und Oesterreich ausgenommen, wird so selten von bewaffneter Macht umgeben erblickt. Hievon könnte ich mehrere Beispiele anführen. Mehrere Tage vor meiner Abreise von Madrid ging ich im Retiro spazieren, wo ich Abends gegen sechs Uhr auf einem einsamen Fußwege einen Herrn in blauem Rocke und grauen Beinkleidern, mit einem einzigen Bedienten, der einige zwanzig Schritte hinter ihm zurück war, wohlgemuther daherkommen sah. Da ich langsamer ging als sie, so holten sie mich bald ein, und da ich dem Einen von Beiden ins Gesicht sah, erkannte ich den König, von einem neuen Bedienten begleitet, der dem einige Monate zuvor an einem Schlagflusse gestorbenen Merries im Dienste gefolgt war. Oefters sah ich zwar noch den König ohne Gefolge, aber nie so fern von jeder Begleitung und an einem so entlegenen Orte. Um mich ganz zu überzeugen, daß es der furchtbare Ferdinand sey, folgte ich ihm in einiger Entfernung. Er durchwanderte den Retiro, der an manchen Orten fast eine Stunde von jeder Wache entfernt ist, nach seiner ganzen Länge. Der Garten steht Jedermann offen, und einige Gänge sind äußerst abgelegen; so daß sich also Ferdinand in der Gewalt eines Jeden befand, der es auf ihn abgesehen haben konnte. Was mich hiebei noch mehr überraschte, war der Umstand, daß an diesem Tage die Madrider Zeitung angezeigt hatte, die Verbannten hätten die spanische Gränze überschritten; zu gleicher Zeit war durch dasselbe Blatt der königliche Befehl, durch den alle Universitäten geschlossen wurden, zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Ferdinand ging indessen spazieren, wie ein Mann, der nichts zu fürchten hat; er blickte nicht einmal hinter sich; was jedoch zuweilen von seinem Begleiter geschah.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Journal „L'Opinion“ stellt über die Civilliste des Bürgerkönigs Louis Philipp folgende Betrachtungen an, die in dieser Zeit des Civillistenkampfes auch anderswo ihre Anwendung finden dürften: „Die Argumente für und gegen die Civillisten lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen. Für: Der König mit nur zehn bis zwölf Millionen Einkünften ist nicht reich genug. — Gegen: Der König mit zehn bis zwölf Millionen Einkünften ist der reichste Privatmann von Frankreich. — Für: Vierzehn Millionen, welche die Kommission dem Könige als Civilliste bewilligt, sind nicht genug. — Gegen: Vierzehn Millionen, welche die Minister nicht ausreichend finden, würden vierzehntausend Familien mit einem jährlichen Einkommen von tausend Franken erhalten, und in den Provinzen zum Unterhalte von achtundzwanzig- bis dreißigtausend Familien ausreichen. — Für: Diese vierzehn Millionen reichen 1) nicht aus, weil Louis Philipp alle Unglücklichen unterstützen muß, und namentlich alle Soldaten, die zu Krüppeln geschossen worden. — Gegen: Man weiß nur allzugut, was für Unglückliche Unterstützung aus der Civilliste erhalten. Der Pensionen zu geschweigen, die den Weibern Derjenigen verliehen werden, die sich zunächst um die Person des Königs befinden, ist es bekannt, daß die servilsten Dienste immer am besten gelohnt werden. Beweis davon sind die dreihundert besoldeten Günstlinge Villèle's. Was die verstümmelten Soldaten betrifft, so heißt es Frankreich verleumden, wenn man glaubt, daß es seine im Kampfe untauglich gewordenen Söhne vor der Thüre des Königs betteln läßt. — Für: Die vierzehn Millionen sind nicht ausreichend, 2) weil der König fünfzehn königliche Schlösser zu unterhalten hat, in deren meisten er freilich niemals schläft, die aber als geschichtliche Denkmäler erhalten werden müssen. — Gegen: Das schönste Denkmal, das Heinrich IV hinterlassen hat, ist „sein Huhn im Topfe,“ aber vorzüglich jene goldenen Worte: „Die Reichthümer der Fürsten müssen nicht in ihren Kisten, sondern in denen ihrer Unterthanen liegen.“ — Für: Die vierzehn Millionen reichen nicht aus, weil 3) der König der natürliche Beschützer der Künste ist und Geld genug haben muß, um die Künstler aufzumuntern. — Gegen: Das beste Mittel, die Künstler zu bereichern, besteht darin, daß man Handel und Industrie so blühend als möglich macht, die hiedurch gewonnenen Reichthümer werden dann von selbst die Künstler und Künste aufmuntern. — Für: Die Civilliste von vierzehn Millionen ist zu klein, weil der König den Kaufleuten und Handwerkern von Paris keine großen Verdienste geben kann. — Gegen: Es fragt sich, was die Kaufleute und Handwerker der Provinzen davon haben, wenn neunundzwanzig Dreißigtheile der Civilliste, die sie bezahlen müssen, dahin wandern, um Kaufleute und Handwerker von Paris zu bereichern? Aber zugegeben, daß die Civilliste noch so groß wäre, was geschieht im höchsten Falle Anderes, als daß das Geld in die Taschen zurückkehrt, denen man es zuvor entnommen hat?“

•

Die neuesten Blätter aus Philadelphia enthalten folgende Nachrichten von den Falklandsinseln (Gruppe von zwei größern und etwa neunzig kleinern östlich von Patagonien), auf welche die Regierung von Buenos Ayres neuerdings Ansprüche gemacht und einen Gouverneur gesendet hat. Diese Inseln standen früher unter dem Vizekönige von Buenos Ayres, wurden aber während der Revolutionsunruhen ganz aufgegeben. Vor vier Jahren erst wurden sie wieder in Besitz genommen, und zum Gouverneur darüber, wie über Staaten-Eiland und die benachbarte Küste von Patagonien, von Rio Negro bis Cap Horn, Don Louis Vernet bestimmt. Diese Inseln haben für Schiffe, die das Cap Horn umsegeln, eine sehr günstige Lage, da man sich hier mit frischen Lebensmitteln versehen kann. Der Hafen von Saladad (Ostfalkland), früher Port Louis genannt, ist für Schiffe von jeder Größe sehr leicht zugänglich und vor Wind und Wetter wohl bewahrt. Auch findet man hier treffliches Wasser. Der jetzige Gouverneur ist ein geborner Hamburger, dem die Regierung als Besoldung eine der Inseln mit Jagd- und Fischgerechtigkeit verliehen hat. Das Klima ist gesund, die Insel von mehreren Flüssen bewässert, der Boden reich, hauptsächlich Weideland, und voll von wildem Rindviehe, wilden Pferden, Schweinen und Hirschen. Der Fischfang ist ergiebig an Wallfischen und der Seehundsfang beträchtlich. Die gangbarsten Einfuhrartikel sind Salz und Geräthschaften. Zu Port Louis befindet sich ein Fort und zur Beschützung des Fischfanges ein bewaffnetes Fahrzeug aufgestellt. Indianer fanden sich auf der Insel keine.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 3 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

4. Villa Ricca.

Die Hauptstadt der Provinz Minas Geraes, Ouro Preto, gewöhnlich Villa Ricca (die reiche Stadt) liegt in einer bergigten, von Waldung gänzlich entblößten Gegend; unstreitig konnte der an Gold äußerst reichhaltige Boden allein Veranlassung zur Gründung einer Stadt in einem der kahlsten und unfreundlichsten Landstriche Brasiliens geben. Sie ist, wo die Ungleichheit des Bodens es erlaubte, regelmäßig angelegt, die Straßen sind geradlinig, und die Hauptstraße, welche über eine Viertelstunde lang ist, nimmt sich sehr gut aus. Die Stadt zählt über 2000 Häuser, worin 8700 Menschen wohnen; von diesen sind kaum der zehnte Theil Weiße, oder Personen von ungemischtem europäischen Blute; die Uebrigen sind Mulatten, Cabras *) und Schwarze. Die vorzüglichsten Gebäude, ganz von Stein, sind der Pallast des ehemaligen Statthalters, der auf einer Anhöhe erbaut ist, und die Stadt beherrscht; vor demselben befindet sich ein freier Platz, mit einer Brustwehr umgeben, und mit einigen kleinen Feldstücken, auf Lafetten ruhend, versehen; in geringer Entfernung von dem Palaste stehen das Stadthaus, das Theater und das Gefängniß, sämmtlich Gebäude von großartigem und zugleich gefälligem Ansehen, welche jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden. Ein sehr großes Gebäude befindet sich in der sogenannten untern Stadt, es enthält die Schatzkammer, die Münze und das Zollhaus. Die Kirchen, deren es zehn gibt, sind nicht groß, aber gut gebaut und sehr reich verziert, eine derselben macht auf den besuchenden Fremdling einen überraschenden Eindruck, sie hat nämlich keine Fenster und wird durch die Lampen erhellt, die beständig vor den Altären brennen. Die Frömmigkeit der früher reichen Einwohner hat diese Kirche prächtig ausgestattet, und an hohen Festtagen prangt der Hochaltar mit unzähligen Wachslichtern, der Glanz der Juwelen und Goldzierrathen blendet das Auge, die herrschende Nacht erhöhet diesen Eindruck, und ich erinnere mich nicht, den katholischen Gottesdienst irgendwo feierlicher gesehen zu haben, als hier. Das Theater war während meines Aufenthaltes geschlossen; es ist klein, aber nicht ohne Geschmack eingerichtet und verziert. Die Wohnungen der reicheren Einwohner sind ein- auch zweistöckig, und gut gebaut, die der Aermern, d. h. vier Fünftheile aller Häuser von Villa Ricca, bestehen aus Lehmwänden, doch sind sie blendend weiß übertüncht, ein Beweis, daß Kalk in der Nähe ist. Eine ausgezeichnete Erwähnung verdienen die öffentlichen Brunnen, vierzehn an der Zahl, alle mit laufendem frischem Wasser, und mehrere sehr schön verziert. Reißende Bergströme mit steilen zerrissenen Ufern durchkreuzen die Stadt, über diese führen mehrere gut gebaute Brücken. Die Flüsse führen viel Gold mit sich, und sind daher immer mit Menschen aus der ärmern Volksklasse besetzt, welche es waschen. *) Man setzt übrigens seinen Fuß allenthalben auf Gold, und wenn heftiger Regen, Sand und Erde von den Anhöhen herab auf das schöne Straßenpflaster schwemmte, so kann man gewiß seyn, darunter Goldtheilchen zu finden; nichts desto weniger ist hier der Sitz der Armuth, und wenn keine Veränderung im Bergbaue vorgehet und die Trägheit der Einwohner nicht nachläßt, so dürfte Villa Ricca in einigen Decennien ganz zu Grunde gerichtet werden.

Meine gütigen Freunde waren eifrig bemüht, mir Unterhaltung zu verschaffen; sie führten mich nach der kaiserlichen Schatzkammer, woselbst sich auch die Schmelzhütte für das Gold befand, welches die Bergwerksbesitzer und Goldwäscher einliefern müssen. Hier wird, wie ich bemerkte, mit einem ungeheuern Aufwande von Queck-

*) Abkömmlinge von Mulatten und Negerinnen.

*) Die landesübliche Art im Fluß Paraibuna das Gold zu waschen, beschreibt der Verfasser an einem andern Orte, wie folgt: „Die Goldwäscher holen so viel als möglich von dem Grunde des Flußbettes herauf und bilden daraus Haufen von drei Fuß Höhe und drei Fuß Breite, welche sie in großen hölzernen Schüsseln (Gamellas) so lange schwemmen, bis das im Sande befindliche Gold sich zu Boden setzt, worauf der höchst verdünnte Sand abgegossen wird. Andere bringen den Flußsand in ein aus einem Baumstamme gearbeitetes Fahrzeug, welches in der Mitte eine kesselartige Vertiefung, und an der Seite eine Oeffnung hat, welche mit einem Pflock verschlossen werden kann. Der Arbeiter füllt diesen Kahn zur Hälfte mit Sand, schöpft ihn dann voll Wasser und rührt beide so lange um, bis alles Metall, das im Sande enthalten seyn kann, als der schwerere Theil sich zu Boden und in die erwähnte Vertiefung setzt, worauf man Sand und Wasser durch die Oeffnung ablaufen läßt und den Kahn neuerdings füllt. Das ganze Verfahren zeigt von der Unwissenheit der Leute, welche wahrscheinlich glauben, daß das Gold im Bette des Flusses sich befinde, während es mit dem Strome herabgeführt wird und eigentlich auf dem felsigen Grund gesucht werden sollte. Ein Goldwäscher soll sich in einer Woche einen Goldwerth von sechs Mil Reis verdienen; allerdings ein Beweis, daß der Fluß sehr reich an diesem Metalle seyn muß.“

silber das Gold von seiner Beimischung geschieden, in vierkantige Stangen von einer Palma Länge geschmolzen, und das kaiserliche Wappen, der Name des Schmelzortes, die Probe des Goldes und das Gewicht der Stange auf diese eingeprägt. Jetzt wird allein in Rio de Janeiro Geld gemünzt, die Goldstangen müssen daher in die kaiserliche Münze daselbst gebracht werden, woselbst man sie in Stücke von 6400 und 4000 Reis verwandelt. Es wurden mir Proben von dem gewöhnlichen Golde gezeigt, welches, wenn es gemünzt werden soll, gesetzlich 22 Quilates oder Caras Feinheit haben muß, und von welchem die Mark gegenwärtig einen Werth von 96,000 Reis hat.*) Auch sah ich schwarzen Goldstaub und angeblich giftiges Gold; Platina, welches man früher ouro branco (weißes Gold) nannte, wird viel gefunden, doch scheint man dessen Werth noch nicht gehörig zu würdigen. Die Beamten beklagten sich über die mit jedem Jahre abnehmende Ausbeute der Goldbergwerke und Wäschereien, von welchen der Regierung der fünfte Theil zukömmt, und die gegenwärtig kaum mehr 15 Arrobas erhält, während ihr Antheil in früherer Zeit jährlich über 100 Arr. betrug. Die Zahl der Beamten war groß, ihr Gehalt klein, aber ihr Aufwand nichts desto weniger sehr bedeutend.

Auf der Mauth bekam ich keinen großen Begriff von dem Handel von Villa Ricca, obwohl eine Menge Herren mit trägen, schläfrigen Mienen in den verschiedenen Arbeitszimmern unbeschäftigt umhersaßen. Die Stadt treibt Handel nach Goyaz und Cuyaba; am lebhaftesten mit Rio de Janeiro. Die Geselligkeit schien mir in Villa Ricca etwas größer zu seyn, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist; ich wurde zu mehreren Abendgesellschaften geladen, die Aehnlichkeit mit den Tertullas der Spanier haben. Es wurde gesungen, getanzt, und bis spät in die Nacht gelärmt. Auch hier war der Fabdo**) der Lieblingstanz, und beide Geschlechter überließen sich ihrer natürlichen Lebhaftigkeit so ungescheut, daß ich wohl einsah, daß hier den guten Sitten der Einwohner keine Lobrede gehalten werden dürfe. Später hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, mit Ausnahme einiger Familien, ein großer Theil der Einwohner von Villa Ricca aus ausschweifenden, lasterhaften Menschen und Taugenichtsen besteht. Ich äußerte oft meine Verwunderung über die kleine Bevölkerung einer so großen Stadt, und besonders, daß diese in einem Zeitraume von 20 Jahren kaum merkbar zugenommen habe; aber meine Freunde betheuerten, daß man Dieses gar nicht wünsche, im Gegentheile herzlich froh wäre, wenn man die Mehrzahl der Einwohner, Mulatten und freie Neger, ganz aus der Stadt entfernen könnte, und wirklich hat man hier eine ganz eigene Weise, das Ueberhandnehmen der Taugenichtse und bettelnden Faullenzer zu hintertreiben. Man verbreitet nämlich das Gerücht, ein im Lande umherstreifender Jäger oder Abenteurer habe in einer entfernten Gegend ein äußerst reiches Goldlager gefunden. Dieses ist hinreichend, eine Menge arbeitsscheue Menschen zu veranlassen, das neue Eldorado aufzusuchen, die oft Monate lang vergebens umherirren, und zuletzt genöthigt werden, sich irgendwo anzubauen. Auf diese Weise entstanden eine Menge Ortschaften in dem Inneren Brasiliens, und Villa Ricca verdankt gleich diesen ihr Entstehen einigen Abenteurern aus der Provinz S. Paulo, die lüstern goldreiche Länder zu entdecken, bis hieher vordrangen.

*) 274 fl. 32 kr. — Vergleicht man den Werth des Goldes in gegenwärtigem Augenblicke mit dem vergangener Jahrhunderte, (1557 galt unter dem König D. Joaõ III die Mark Gold 50,000 Reis), so wird man ihn sehr groß finden, und dennoch wird ihn die brasilianische Regierung noch erhöhen müssen, wenn nicht alles Gold aus dem Lande wandeln soll, da man beständig das gemünzte Gold zu 6 und 8 Prozent, und die Goldbarren um das Doppelte sucht.

**) Der Fabdo ist ein den Afrikanern nachgeahmter Tanz, wozu die Tanzenden singen; er besteht in Verdrehungen und Annäherungen des Körpers, die man in Europa äußerst unanständig finden würde. Außer diesem sind auch die Kastagnettentänze in Brasilien üblich.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

1. Die Bevölkerung von Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die so oft geschmähten Indianer bedeuten unter mancherlei Gesichtspunkten betrachtet mehr als die Kreolen. Sie sind sanftmüthig, höflich, fleißig, gut, ehrlich und dankbar; sie lieben sich untereinander, verehren ihre Aeltern und suchen weder zu stehlen, noch zu betrügen und zu lügen. Dieß läßt sich von der größern Masse der Indianer sagen, d. h. von den landanbauenden, die zum wenigsten neun Zehntheile ausmachen. Jene, die in oder nahe bei großen Städten leben, sind mehr oder minder von den Untugenden der Kreolen angesteckt, und übertreffen sie noch im Laster der Trunkenheit, während sie desto enthaltsamer und mäßiger leben, je weiter sie von den Städten entfernt sind. Die Trunkenheit macht jedoch auf sie nicht dieselben Wirkungen, als auf die nordischen Indianerstämme. Das Pulque oder Bier aus Maguey*) bereitet, ist nicht stärker als das sogenannte englische „Sprossenbier" (Spruce-beer) und ihr „Aguardiente" ist eine Art schlechten spanischen Liqueurs. Diese Getränke machen sie eher düster und verschlossen, als wild und tobsüchtig. Man muß sie übrigens, wie gesagt, nicht in der Nähe der Städte kennen lernen wollen, sondern in den Dörfern und auf dem Lande, wo man sie in unverdorbener Einfachheit und mit ihren ursprünglichen Eigenschaften findet. An Körperkraft kommen sie nicht ganz den nordamerikanischen Indianern gleich. Ihre Gesichtsfarbe ist gewöhnlich rothbraun, ihr Wuchs klein, denn ihre größtgewachsenen Männer sind nicht über sechsthalb Fuß hoch. Häufig trifft man Adlernasen und große Augen; was jedoch nach den verschiedenen Stämmen wechselt. Zu Zacatecas und in den Gebirgen sind sie so hellfarbig als die Kreolen; ihre Frauen sind schön, weißer als die Kreolinnen, und haben sogar gefärbte Wangen. Die Indianer sind treffliche Soldaten zu Pferde und zu Fuß. Vor der Revolution war ihnen der Gebrauch der Feuerwaffen untersagt; gegenwärtig sind sie als Miliz gut bewaffnet und disciplinirt. Obgleich ihrer überwiegenden Kraft sich bewußt, machen sie davon doch keinen Mißbrauch. Dagegen findet man bei allen Raufhändeln und Aufläufen Kreolen, wenigstens sind sie gewöhnlich die Anstifter davon. Nach dem Gesetze, daß, so lange

*) Ein Getränke, das aus der Agave americana gebraut wird.

die feindliche Stellung gegen Spanien fortdauert, bestehen wird, sind alle Bürger, und folglich auch die Indianer zu dreijährigem Dienste im stehenden Heere von 18 bis 21 Jahren verbunden. Jeder Staat hat eine Miliz, von der ein Theil zum Bundesheere, das gegenwärtig 25,000 Mann zählt, stoßen muß. Nach den drei Dienstjahren können sie entweder in ihre Heimath zurückkehren, oder sich von Neuem dem Heere einreihen lassen; im Nothfalle aber können sie auch nach Hause berufen werden. Auf diese Art gelang es, ein ansehnliches Heer zu bilden, das größtentheils aus Indianern besteht, die zu großen Dingen berufen seyn können, und vielleicht ihren unterdrückten Stamm an den Nachkommen seiner Unterdrücker rächen werden.

So haben die alten Mexikaner, die von den Spaniern unterjocht und zu Sklaven oder verächtlichen Vasallen herabgewürdigt worden waren, wieder ihre Freiheit erlangt. Jedes Dorf hat einen Alkaden oder indianischen Vorsteher, der alle zwei Jahre neu gewählt wird. Da wo sich noch Abkömmlinge der alten Kaziken fanden, wurden diese aus angestammter Ehrfurcht stets zu jenen Aemtern gewählt. Nach dem Alkaden ist der Pfarrer der wichtigste Mann in der Gemeinde. Oefters sind auch diese Indianer, und dann verstehen sie sich ganz gut mit ihrer Heerde; aber die alten spanischen und gegenwärtig kreolischen Geistlichen sind oft wahre Tyrannen, wenigstens suchen sie auf alle Weise so viel Geld als möglich zusammenzuscharren. So pflegen sie zwanzig Piaster für eine Ehesegnung von armen Indianern zu verlangen, die oft nicht mehr als fünfundzwanzig Sous des Tags verdienen. Daher entsteht dann häufig die Gewohnheit, ohne kirchliche Erlaubniß zusammen zu leben. Mit eben so viel Recht fordern die Pfarrer von jedem Indianer jährlich drei Piaster — auf seine künftige Beerdigung! *) Indeß war die Herrschaft der Kirche über die Indianer nie vollständig, und nimmt fortwährend mehr und mehr ab. Einer der Hauptgründe, welche die Gesetzgebung bestimmte, die katholische Religion zur ausschließenden Staatsreligion zu erheben, ging wohl aus der Furcht hervor, daß die ganze Urbevölkerung sich wieder dem alten Heidenthume zuwenden möchte. Alle Indianer hängen noch mehr oder minder an dem Götzendienst ihrer Väter und die von den Spaniern gewaltsam eingeführte Religion wurde für sie bloß eine neue Art desselben. Die Indianer nennen die Heiligen der Spanier nur „Götter der Guachupins“ (Spottnahme der Spanier), während sie ihre alten Götter „die Heiligen oder Götter ihrer Väter“ heißen. In einigen abgelegenen Dörfern hat man beiderlei Arten von Heiligenbildern; allein die ihrer Vorfahren bekränzen sie vorzugsweise mit Blumen und richten an sie insgeheim ihre Gebete. An manchen Orten betet man noch heimlicher Weise die aufgehende Sonne an. Viele Indianer verachten ihre Geistlichen, die auch an manchen entlegenen Orten selten den musterhaftesten Lebenswandel führen, Beischläferinnen halten, und oft sogar in Polygamie leben, was die Indianer selten zu thun pflegen. Die Geistlichen von indianischem Blute hegen insgeheim große Neigung, ihre alten Idole an die Stelle der spanischen Heiligen zu setzen, und wird einst die Freiheit des Kultus ausgesprochen, was doch einmal erfolgen muß, so wird vielleicht ein Drittheil der indianischen Bevölkerung zum Heidenthume und zur Sonnenanbetung zurückkehren.

*) Ueber den Zustand der Kirche in Mexiko werden diese Blätter demnächst in einem eigenen Artikel Bericht geben. Anm. d. R.

Der Unterricht ist noch sehr zurück, allein es läßt sich hierin eine günstige Veränderung wahrnehmen, die mit schnellen Schritten vorwärts geht. Obgleich die spanische Sprache in Mexiko die herrschende geworden ist, so behalten doch noch viele Indianer ihre Ursprache; eine große Anzahl derselben versteht kein Wort spanisch, und nur einige reden es unvermischt. Dieß wird der Verbreitung der Kenntnisse allerdings hinderlich seyn. Zwar sind alle gehalten, bei ihren Pfarrern lesen und schreiben zu lernen, auch sind lancasterische Schulen errichtet, allein dessenungeachtet steht der Elementarunterricht noch auf einer niedrigen Stufe. In den indianischen Sprachen werden nur wenige oder gar keine Bücher gedruckt, so daß es scheint, eine höhere geistige Bildung werde sich nur in dem Maße entwickeln, als die spanische Sprache sich über das ganze Land verbreiten wird. *)

Die Sklaverei wurde überall ohne Schwierigkeit abgeschafft. Die Neger und Mulatten befreiten sich selbst, oder wurden während des Krieges freigelassen. In den Zuckerpflanzungen war diese Veränderung den Plantagenbesitzern günstig. Hundert freie Neger, obgleich sie gegen die Indianer doppelten Taglohn erhalten, bereiten so viel Zucker, als zweihundert Negersklaven in Cuba, ohne daß die Plantagenbesitzer auch deren Weiber und Kinder zu ernähren haben. Sie produzieren Kopf für Kopf für 500 bis 700 Dollars Zucker, und erhalten dafür nicht mehr als 150 bis 200 Dollars Lohn. Dennoch sind diese Neger noch zu gut bezahlt, und wurden deßhalb größtentheils Trunkenbolde und lasterhafte und ungehorsame Menschen. Gut geleitete Indianer würden dieselbe Arbeit um die Hälfte des Preises verrichten.

*) Es ließe sich aber auch denken, daß die zahlreichere indianische Bevölkerung, bevor diese letzte Spur einer uralten eigenthümlichen Nationalität verschwindet, was dem Nordamerikaner eben kein sonderlich beklagenswerther Verlust scheint, die Oberhand gewänne, und das aufgedrungene Spanierthum sammt der Sprache vollends verdrängte. Es ließe sich ferner denken, daß diese neue indianische Republik nach und nach die durch die Civilisation aus Nordamerika vertriebenen Stämme an sich zöge, und die Entwicklung eines ganz neuen und eigenthümlichen Staatslebens begänne, was dem amerikanischen Kontinente, neben dem magern Quäckerthum und dem puritanischen Egoismus der Nordamerikaner mit der Zeit gar wohl zu statten kommen dürfte. Von einer bis jetzt ungeahneten Wirkung und Folge hiebei dürfte auch die Erfüllung der von dem Verfasser ausgesprochenen Muthmaßung begleitet seyn, daß die Indianer sich bei einem neuen Umschwung der Dinge ihren alten Landesgöttern wieder zuwenden möchten. Anm. d. R.

(Schluß folgt.)

Die Sängerin Malibran.

Maria Malibran ward im Jahr 1809 zu Paris geboren. Sie ist eine Tochter des bekannten Tenoristen Garcia, der mit Recht unter die besten Gesangkünstler neuerer Zeit gerechnet wird. Madame Malibran ist die beste Schülerin ihres Vaters; darf man jedoch der Sage glauben, so bedurfte es vieler Mühe, ja selbst Strenge, um ihr Geschmack an der Kunst beizubringen, in der sie sich jetzt so sehr auszeichnet; erst in ihrem dreizehnten Jahre machte sie befriedigende Fortschritte.

Maria Garcia war nur 15 Jahre alt, als sie zuerst auf dem Theater

des Königs als Rosine im Barbier von Sevilla auftrat. Ihr Erscheinen war ganz unerwartet, da sie diese Partie nur zur Aushülfe statt der engagirten Primadonna übernommen hatte. Ihre Bekannten wußten wohl, daß sie im Gesang eine gute Schule erhalten habe, allein die vollendete Darstellung des Charakters ihrer Rolle erregte allgemeines Erstaunen. Der Erfolg war glänzend; sie erhielt bald festes Engagement und erschien nun als Felicia, in den Kreuzfahrern in Aegypten, in der sie, besonders in dem herrlichen Terzett: Giorinetto cavalier etc. außerordentlichen Eindruck hervorbrachte.

Bald nachher ging Herr Garcia mit seiner ganzen Familie nach Amerika. In New-York trat seine Tochter in der Oper auf, und feierte in den schwierigsten Partieen, z. B. als: Tancred, Malcolm im Fräulein am See, Desdemona u. s. w. den höchsten Triumph. Rücksichtlich ihrer vollendeten Darstellung des letztern Charakters erzählt man sich eine artige Anekdote. Garcia gab den Othello, und da er bei der Probe das Spiel seiner Tochter sehr kalt fand, so drohte er ihr sie am Schluß der Oper im Ernst zu erstechen, wenn sie nicht mehr Leben in ihre Darstellung bringen würde. Diese Drohung aus dem Munde eines sehr strengen Meisters nahm Demoiselle Garcia für Ernst, und Dieß hatte den guten Erfolg, daß ihr Spiel vollendet war. Nach dem Fallen des Vorhangs überhäufte der entzückte Vater seine Tochter mit Lobsprüchen und Liebkosungen.

Herr Malibran ein als sehr reich bekannter Kaufmann in New-York, bot der jungen Sängerin seine Hand. Er war alt genug, um ihr Vater zu seyn, allein sein großes Vermögen beseitigte alle Bedenklichkeiten wegen Unterschied des Alters; die Heirath wurde vollzogen und Madame Malibran verließ die Bühne. Bald hernach machte indeß ihr Gatte Bankerott und verlor sein ganzes Vermögen. Man will behaupten, daß er sein Schicksal bereits voraus sah, als er um die Hand der Demoiselle Garcia anhielt, und daß er darauf spekulirte, durch den Ertrag des Talentes seiner Gattin seine kommerziellen Verluste zu ersetzen. Dem sey wie ihm wolle, kurz Madame Malibran betrat die Bühne wieder; die Gläubiger ihres Gatten bestanden darauf ihre Gage zu beziehen, und nun trat häuslicher Zwist ein, der mit einer Trennung endete.

Im Jahre 1827 kehrte Madame Malibran nach Frankreich zurück, und am 14 Januar 1828 sang sie im italienischen Theater in Galli's Benefiz. Sie gab die Semiramis in der Oper gleichen Namens, und es möchte schwer seyn, den Eindruck zu schildern den sie hervorbrachte.

Zwei Monate später sang Madame Malibran mit nicht geringerm Erfolg in einem der Conzerte des Conservatoriums, und endlich trat sie regelmäßig im italienischen Theater auf, bei dem sie ein Engagement mit 60,000 Fr. für die Opernzeit, nebst einer freien Einnahme erhielt. Jede ihrer Darstellungen war von dem glänzendsten Erfolg gekrönt, und wenn sie auch als Sängerin die mächtige Rivalität der Demoiselle Sonntag und die Erinnerungen zu fürchten hatte, die Madame Fodor hinterließ, so stand sie doch als Schauspielerin sowohl im Trauer- als Lustspiel, unübertroffen da, und nur die Pasta machte ihr im erstern die Palme streitig. Jede neue Partie in der sie erschien, war ein neuer Triumph für sie. Am 15 April entwickelte sie in der Desdemona ihre ganze Kraft; einige Abende später trat sie im Barbier auf und setzte die Versammlung eben so wohl durch die Frische ihres Spiels als durch die ganz nationelle Auffassung des Charakters der Rosine in Erstaunen. Man kann kühn behaupten, daß Madame Malibran rücksichtlich des Costüms beim italienischen Theater eine zweckmäßige Umgestaltung bewirkt hat.

Im folgenden Mai oder Junius ging Madame Malibran nach London, wo ihre Leistungen in der Oper und in mehrerern Conzerten den glänzenden Ruf rechtfertigten, der ihr voranging.

Im Privatleben zeichnet sich Madame Malibran durch jene natürliche Grazie und Munterkeit aus, die ihren komischen Partieen auf der Bühne einen so unnachahmlichen Reiz verleihen. Sie lebt ganz für ihren Beruf, und ihre liebste Beschäftigung ist Musik; nichts kann angenehmer seyn als sie unter eigener Begleitung am Pianoforte singen zu hören. Sie besitzt bedeutende Kenntnisse in der Composition, und hat selbst mehrere Barcarolen und dergl. componirt, die sehr bewundert werden. Sparsamkeit hat sie, wie man sagt, bereits in den Stand gesetzt, den Grund zu einem Vermögen zu legen, das ihr bald Unabhängigkeit sichern wird.

Madame Malibran bewahrte stets einen fleckenlosen Charakter und selbst Verleumdung, die sich so gern gegen Personen ihres Standes geschäftig zeigt, wagte nie gegen sie ihre Stimme zu erheben. Französische Journale haben kürzlich angezeigt, daß ihr Ehescheidungsprozeß zu Ende sey, und daß sie ihre Hand dem berühmten Violinspieler Herrn Beriot gegeben habe.

Vermischte Nachrichten.

Zu den schon früher in diesen Blättern über Torijos gegebenen biographischen Notizen liefern wir hier noch nachträglich Folgendes: „Der General Torijos stammte aus dem alten Geschlechte der Borjas (Borgia), dessen spanischer Zweig — sehr im Gegentheile mit dem italienischen — stets einen unbefleckten Ruhm bewahrte. Seine Jugend verlebte er im königlichen Palaste als Ehrenpage Karls IV, worauf er, obgleich noch nicht sechzehn Jahre alt, nach dem Brauche jener Zeit, zum Kapitän des Regiments von Ultonia ernannt wurde, das einen Theil der irländischen Brigade bildete. Ein Jahr lag er von dort an den Studien des Geniewesens ob. Bei Anfang des Krieges im Jahre 1808 wurde er zum Range eines Majors befördert, und im Verlaufe des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel zeichnete er sich, obgleich noch jung an Jahren, dennoch durch Tapferkeit und Verstand rühmlich aus, und erhielt mehrere schwierige Aufträge, deren er sich mit Klugheit und Energie entledigte. Mit neunzehn Jahren schon Oberstlieutenant, wurde er vielen Offizieren von höherem Range vorgezogen und erhielt den Befehl der Division, die die Avantgarde der Armee von Catalonien bildete. Im Jahre 1812 wurde er Oberster in Doyle's Füsilir-Regiment und lag mit diesem in der Garnison von Badajos; im Jahre 1813 stieß er mit diesem Regimente zum vierten Armeekorps, das mit der unter Lord Hill stehenden britischen Heeresabtheilung vereinigt wurde. In der Schlacht von Vittoria kommandirte er die zweite Infanterie-Brigade und wurde vom Oberfeldherrn der spanischen Regierung empfohlen, die ihn zum Brigadegeneral beförderte; als solcher zeichnete er sich in den Schlachten der Pyrenäen und im Feldzuge auf französischem Boden aus. Die allbekannten liberalen Ansichten Torijos und seine der Freiheit geleisteten Dienste zogen ihm im Jahre 1817 die Einkerkerung in den Gefängnissen der Inquisition zu, in denen er drei Jahre in einsamer Zelle schmachtete. Im Jahre 1820 theilte er den Triumph der Patrioten und erhielt mehrere wichtige Kommando's. Seine zu defensiven Operationen gegen den französischen Einfall entworfenen Plane wurden durch Verrath und Schwäche vereitelt; indeß vertheidigte er selbst als Kommandant von Carthagena und Alicante sich lange noch, nachdem bereits der Herzog von Angoulême im Besitze von Cadiz und die konstitutionelle Regierung aufgelöst war. Torijos war der letzte spanische General, der mit den französischen Truppen kapitulirte, und zwar auf höchst ehrenvolle Bedingungen, sowohl für die Stadt als die Truppen, welche aber von der Regierung nicht gehalten wurden. Torijos verließ Spanien und arbeitete seitdem mit unablässigem Eifer daran, die Tyrannei Ferdinands VII zu stürzen. Der spanischen Regierung, die ihn als einen ihrer gefährlichsten Feinde betrachtete, mußte Alles daran liegen, ihn aus dem Wege zu räumen. Hiezu boten zwei ehemalige Freunde Torijos, der General Gonsalez Morino, Gouverneur von Malaga, und der General Monit die Hand. Beide schrieben Torijos, daß sie bereit seyen, mit ihren Truppen sich für die Sache der Freiheit zu erklären, sobald er sich auf spanischem Boden zeigen würde. Torijos nahm daher zwei alte Spanier, Golfin und Florez Calderon, mit sich, welche die Junta der Insurrektion bilden sollten. Torijos edles Herz, das nichts Arges ahnte, ging in die Falle und er büßte sein Leben ein, gleich seinem Freunde Manzanares, der einige Monate vor ihm als Opfer der spanischen Gewaltherrschaft gefallen war. Torijos hinterließ eine Gemahlin, eine Tochter aus dem alten Hause der Velasco, in tiefer Armuth.

Nach mexikanischem Gesetze wird Jeder, der einen Andern im Duelle tödtet, für dessen Schulden haftbar. Es ließe sich denken, daß auch in andern Ländern Jemand, bevor er seinem Gegner mit der Waffe in der Hand Genugthuung gibt, sich erst nach dessen Vermögensumständen erkundigen, und somit mancher Zweikampf verhütet würde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 35. 4 Februar 1832.

Walter Scotts neuste Romane.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zum Schlusse heben wir noch zwei Scenen hervor, in denen die beiden Helden des Romanes, Graf Robert und Herward, der Franke und Sachse, neben einander auftreten. Es läßt sich denken, daß die Begegnung dieser gewaltigen Feinde nicht in Liebe und Güte vor sich geht. Graf Robert von Paris hat seinen Gefängnißwächter, einen an der Kette liegenden Tiger erwürgt, und ist mit dem großen Orangutang, der ihm als Wärter beigegeben ist, eben im Kampfe begriffen, als der Wäringer herbeieilt, den verhaßten Feind ergreift und eben so zu Boden hält, wie Graf Robert den Affen.

„Graf Robert war einer der stärksten Männer jenes kriegerischen Zeitalters, aber der Wäringer nicht minder, und hätte letzterer nicht den entschiedenen Vortheil vorausgehabt, seinen Gegner unter sich auf dem Boden zu halten, gewiß es wäre nicht mit Gewißheit zu sagen gewesen, wie der Ausgang des Kampfes seyn würde.

„Ergib Dich, rief der Wäringer, um in Eurer Sprache zu reden, oder stirb an der Spitze meines Dolches.“ — Ein fränkischer Graf ergibt sich nie, erwiderte Robert, der zu muthmaßen begann, mit welchem Gegner er es zu thun habe, am wenigsten aber an einen landstreicherischen Sklaven, wie Du.“ Mit diesen Worten strengte er alle seine Kräfte an, um sich emporzuringen, und Dieß that er so rasch und gewaltig, daß er sich beinahe aus den Händen des Wäringers befreit hätte, wäre nicht Herward durch die äußerste Anstrengung seiner großen Stärke wieder seines Gegners Herr geworden, indem er zugleich den Dolch zückte, um diesem Kampfe auf immer ein Ende zu machen. In diesem Augenblicke ließ sich ein lautes kicherndes Gelächter, wie es aus keiner menschlichen Brust kommt, vernehmen. Der Wäringer fühlte seinen aufgehobenen Arm mit Kraft festgehalten, während ein rauhhaariger Arm seinen Hals umschlang und ihn rückwärts zu Boden warf, so daß Graf Robert eben noch Zeit genug gewann aufzuspringen.

„Tod Dir, Elender!“ schrie der Wäringer, der kaum wußte, wem seine Drohung galt. Allein der Waldmensch hatte wahrscheinlich noch die kurz vorher erfahrene Kraft menschlicher Arme im Gedächtniß, und floh blitzschnell die Leiter hinauf, indem er die Entscheidung des Kampfes zwischen Herward und seinem Gegner dem guten Glücke überließ. Die Umstände schienen einen verzweifelten Kampf anzukündigen; beide Männer waren groß, stark und muthvoll; beide hatten Schutzwaffen, aber beide nur den Dolch zum Angriffe. Beide standen einen Augenblick einander beobachtend gegenüber, indem sie erst ihre Vertheidigungsmittel in Betracht zu ziehen schienen, bevor sie den Angriff wagen wollten, der, schlug er fehl, dem Einen oder dem Andern unfehlbar zum Verderben gereichen mußte. Während dieses schrecklichen Schweigens fiel ein Lichtstrahl durch die Fallthüre von oben herab, und man erblickte das wilde und ängstlich verzerrte Gesicht des Waldmenschen bei dem Licht einer von ihm angezündeten Fackel, die er so tief er konnte in den Kerker hinabhielt, heruntergrinsen.

„Nur immer tapfer gefochten, mein Geselle, sagte Graf Robert von Paris, denn unser Kampf wird nicht länger unter vier Augen fortgesetzt werden, da es diesem ehewürdigen Manne beliebt, sich als Zeugen einzustellen.“ — So gefährlich des Wäringers Lage war, so konnte er doch nicht umhin aufwärts zu blicken, und so überrascht wurde er von dem wilden und schreckensvollen Ausdruck des Thieres und durch die Mischung von Angst und Neugier auf den verzerrten Zügen des Affengesichtes, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Sylvan, sagte Herward, gehört zu den Leuten, die lieber zu einem so furchtbaren Kampfe das Licht halten, als mittanzen.“ — „Ist es denn überhaupt durchaus unvermeidlich nothwendig, daß Du und ich diesen Tanz aufführen?“ fragte Graf Robert. „Nur zu unsrem Vergnügen geschieht es, wenn wir ihn fortsetzen, erwiderte Herward, denn ich halte dafür, daß zwischen uns keine rechtmäßige Ursache besteht, warum wir an einem solchen Ort und vor einem solchen Zuschauer fechten sollten. Du bist, wenn ich nicht irre, der kühne Franke, der gestern Nacht hier mit einem Tiger eingekerkert wurde, der nicht auf Sprunges Länge von Deinem Bette angefesselt war?“ — „So ist es,“ antwortete der Graf.“ — „Und wo ist das gefährliche Thier, dem Du zur Bewachung übergeben warst?“ — „Dort liegt es, und erschreckt gewiß Niemand mehr, eben so wenig als eines der Thiere, das ihm so lange es lebte zur Beute diente.“ Mit diesen Worten deutete er auf den todten Tiger hin, den Herward bei dem Schein der schon erwähnten Gefängnißleuchte betrachtete. — „Und Dieß das Werk Deiner Hand?“ — fragte der Angelsachse verwundert. — „Die Wahrheit zu sagen, so ist es,“ entgegnete der Graf gleichgültig. — „Und Du erschlugst meinen seltsamen Wachtgefährten?“ — „Wenigstens verwundete ich ihn tödtlich.“ — „Mit Eurer Erlaubniß, sagte

Herward, ich versehe mich zu Euch eines augenblicklichen Waffenstillstandes, bis ich seine Wunde untersucht habe." — „Verlasse Dich darauf, erwiderte der Graf, und möge der Arm verdorren, der einen hinterlistigen Streich auf einen offenen Gegner führt."

Der zweite Kampf des Grafen Robert mit dem Wäringer geht in offenen Schranken mit sächsischen Streitärten vor sich, auch stehen dießmal ihnen würdigere Zeugen ihrer Tapferkeit zur Seite: Tancred, der mit fünfhundert Lanzen in Konstantinopel eingedrungen ist, um Graf Robert und seine Gemahlin aus den Händen der Griechen zu retten.

„Ich bin bereit, sagte Graf Robert, indem er einem Wäringer, der an den Schranken stand, die gleiche Waffe aus der Hand nahm. Beide traten sofort sich gegenüber, und der Kampf nahm ohne weitere Umständlichkeiten seinen Anfang. Die ersten Streiche wurden mit großer Vorsicht geführt und abgewehrt, und Fürst Tancred und Andere wollten bemerken, daß von Seite des Grafen Robert mehr als gewöhnliche Vorsicht beobachtet wurde; aber im Kampfe wie beim Mahle wächst die Lust mit der Uebung. Die heftigeren Leidenschaften erwachten wie gewöhnlich erst beim Getöse der Waffen und bei der Empfindung der tödtlichen Streiche, von denen einige auf beiden Seiten mit großer Wuth geführt, und nur mit sichtbarer Schwierigkeit abgewehrt wurden, jedoch nicht immer so glücklich, als daß nicht beiderseits schon Blut aus Wunden floß. Die Griechen betrachteten mit Staunen einen Zweikampf, wie sie selten noch einen mit angesehen, und der Athem stockte ihnen, als sie die wüthenden Hiebe sahen, die beide Krieger auf einander führten, und die jeden Augenblick die Vernichtung des Einen der Kämpfer nach sich ziehen zu müssen schienen. Noch immer sah man beide in gleicher Kraft und Gewandtheit, obgleich Einige, die sich besser auf dergleichen Dinge verstehen wollten, der Meinung waren, Graf Robert spare einen Theil seiner Waffengeschicklichkeit, wegen der er so berühmt war, auf einen günstigen Augenblick; allgemein aber machte man die Bemerkung, daß er sich eines großen Vortheiles begeben, indem er nicht auf seinem Rechte, den Kampf zu Pferde auszufechten, bestanden habe. Auf der andern Seite glaubte man, der tapfere Wäringer habe einige Blößen, die ihm die Hitze seines Gegners geboten, nicht benützt; denn augenscheinlich verlor Graf Robert mit der Dauer des Kampfes mehr und mehr die Anfangs beobachtete Mäßigung.

„Zufall endlich schien den bisher gleichgebliebenen Kampf zu entscheiden. Graf Robert machte nach der einen Seite seines Gegners eine Finte und versetzte ihm mit der Schärfe seiner Waffe auf der andern bloßgegebenen Seite einen so gewaltigen Hieb, daß der Wäringer taumelte und im nächsten Augenblick auf den Boden stürzen zu müssen schien. Der gewöhnliche Laut, den Zuschauer bei einem schmerzhaften oder unerfreulichen Anblicke von sich zu geben pflegen, indem sie den Athem durch die Zähne einziehen, ließ sich hören, zugleich aber auch eine laut aufkreischende weibliche Stimme, welche rief: „Graf Robert von Paris! Vergiß nicht, daß Du an diesem Tage Dein Leben dem Himmel und mir verdankst." — Der Graf wollte eben seinen Hieb wiederholen, als dieses Geschrei zu seinen Ohren drang, und ihm offenbar die Lust benahm, den Kampf fortzusetzen. „Ich erkenne meine Schuld an," sagte er, indem er die Streitart senkte, und zwei Schritte von seinem Gegner zurücktrat, der wie von Erstarrung befallen dastand, und sich noch nicht von der betäubenden Wirkung des erhaltenen Schlages erholen konnte, der ihn fast zu Boden geworfen hatte. Auch er senkte endlich, dem Beispiele seines Gegners folgend, die Streitart und schien nun in gespannter Erwartung, wie der Kampf weiter fortgesetzt werden sollte. „Ich erkenne meine Schuld an gegen Bertha von Britannien, wie gegen den Allmächtigen, der mich vor dem Verbrechen einer undankbaren Blutschuld bewahrt hat," sagte der tapfere Graf von Paris. „Ihr habt den Kampf gesehen, fuhr er gegen Tancred und seine Ritter gewendet fort, und könnt uns auf Eure Ehre bezeugen, daß er von beiden Seiten ehrlich und mannhaft geführt, und zu keines von beiden Vortheil geblieben ist. Mein ehrenwerther Gegner, hoffe ich, hat jetzt seinem Verlangen genügt, das mich mit ihm in die Schranken führte, und das sicherlich keine persönliche Feindschaft zum Grunde hatte. Ich für meinen Theil hege gegen ihn ein Gefühl so tiefer Dankbarkeit, daß die Fortsetzung des Kampfes von meiner Seite, wenn ich dazu nicht durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung gezwungen werde, ihn zu einem schmachvollen und sündhaften Beginnen machen würde."

Das Findelhaus von Paris.

(Schluß.)

In Paris erhält der kaum mündig gewordene Findling mit dem Abschiede aus der Anstalt ein Patent auf bürgerliche Ansässigmachung. Der Staat, der diese Unglücklichen wie den Tabak auf Regie behandelt, läßt sie in unausgeschiedener Masse für die unterste Stufe der gesellschaftlichen Verhältnisse erziehen, unter die sie, sie mögen wollen oder nicht, mit der Mitgift einer beschränkten Erziehung eingeschoben werden; und wenn der Paria mit einem höhern Aufschwunge des Geistes im groben Kittel unwillig in die Kette des Heloten beißt, wirft man ihm einen Hobel, eine Hacke oder das Hungertuch vor; die Wahl bleibt ihm natürlich nicht zweifelhaft. Und soll ich noch hinzufügen, daß nur die Hälfte derselben sich dieses dürftigen Erbtheiles zu erfreuen hat, da die andere dezimirt durch die Beraubung der Muttermilch, durch ungeschickte Behandlung und zum Theil von Geburt aus von schändlichen Krankheiten vergiftet, dahinstirbt? Fast drei Fünftheile der Findlinge kommen im ersten Jahre ihres Alters ums Leben. Von den Neugebornen stirbt der vierte Theil in den ersten fünf Tagen, und mehr als zwei Drittheile nach dem ersten Monat. Fünf Jahre nach dem Tage, wo acht Findlinge miteinander der Anstalt übergeben werden, würden nur noch drei am Leben seyn. Noch zwölf Jahre hinzugethan und man wird nur noch einen einzigen übrig haben! Allein man muß zugeben, daß Kunst und Verwaltung nicht hinreichen, diesen schrecklichen Verheerungen entgegen zu wirken; diese hängen von tausend lokalen und gesundheitlichen Ursachen ab, die außer ihrem Bereiche liegen. Uebrigens kann man die tröstliche Gewißheit hinzufügen, daß die Zahl dieser Sterblichkeit von Tag zu Tag abnimmt, und die bis auf diese Stunde erzielten Resultate haben dem Wesen der Anstalt, wie sie vor vierzig Jahren bestand, durchaus ein verändertes Ansehen gegeben. Zur Unterstützung meiner Behauptung darf ich nur eine Thatsache anführen. Gegenwärtig bringen bequeme Wagen

die Säugammen vom Innern des Landes nach Paris, und jedes Departement besitzt eine Filialanstalt des Findelhauses, wo die Neugebornen aufgenommen werden, bevor man sie nach der Hauptstadt führen läßt. Sollte man wohl glauben, daß vor der Revolution die Anstalt der Hauptstadt für ganz Frankreich ausreichen mußte, und daß aus allen Theilen des Königreiches die Kinder nach diesem Centralbureau geschleppt wurden, um sich ein Lebensbillet zu lösen, was nicht selten eine Eintrittskarte in die andere Welt wurde? Ein Mann, ein Lastträger, durchwanderte zu Fuß die Provinzen mit einem Korb auf dem Rücken, worin sich ein ausgepolstertes Schubfach befand, groß genug, um drei neugeborene Kinder zu fassen. Dieser Mensch nun wanderte durch Staub, Koth und Sonnenhitze der Heerstraßen, durch den Lärm der Fuhrmannskneipen getrosten Muthes auf Paris los. Die Kinder erhielten in ihrem Korbfache von oben herab die Luft. Von Zeit zu Zeit hielt der Mann an, um seine Mahlzeit einzunehmen, und dann ließ er seine kleinen Reisegefährten ein wenig Milch schnullen. Wenn er seinen Korb öffnete, fand er fast stets einen derselben todt. Dann warf er ohne viel Federlesens die Leiche heraus, stopfte den leergewordenen Raum zur Zeit wieder mit einem neuen Passagier aus und kam mit dem Reste seines Ballastes endlich an Ort und Stelle an. Hier erhielt er eine Bescheinung der gelieferten Ladung; für Schaden an der transportirten Waare während der Reise stand er nicht gut.

Wenn das gegenwärtig befolgte System diese bedauerlichen Spuren der Unvollkommenheit verwischt hat, was allerdings verdienstlich genug ist, so sind daraus auf der andern Seite auch wieder nachtheilige Folgen hervorgegangen. In Frankreich, wie in den andern Staaten des Kontinents, steht die fortschreitende Verbesserung der Findelhäuser in geradem Verhältnisse zur anwachsenden Zahl der Findlinge; so zwar, daß eben kein starker Geist dazu gehört, um bei der Ansicht eines solchen Resultats zuzugeben, daß es vielleicht zur Heilung dieses gesellschaftlichen Krebsschadens besser wäre, wenn die Neugebornen von den Händen ihrer Mütter erwürgt, von Hunger aufgerieben oder auf dem Pflaster von Kälte getödtet würden — wenigstens ist diese menschenfreundliche Ansicht von dem berühmten Malthus ausgesprochen worden. In den letzten Jahren vorzüglich hat die Zahl der Neugebornen, die zu Paris in die Anstalt gebracht wurden, monatlich um ein Drittheil zugenommen. Im Jahre 1830 zählte man gegen 5300 und im verflossenen und heurigen Jahre, wo das allgemeine Elend doppelt schwer auf den armen Klassen der Bevölkerung lastet, hat sich die Anzahl der eingelieferten Kinder noch vermehrt. Ich habe ein Billet vor Augen, das am 3 September ausgestellt wurde und die Zahl 4202 trägt, und damals stand man noch kaum an der Schwelle des Winters!

Man hat die Bemerkung gemacht, daß politische Bewegungen stets auf Vermehrung der Findelkinder wirken. Nach der Reaktion des Thermidors und mitten unter den patriotischen Illusionen des Direktoriums vermehrte sich die Zahl in achtzehn Monaten um das Doppelte. Sey es, daß das Verlangen die von dem Messer der Schreckensregierung gemachten Lücken wieder auszufüllen, in der Bodenkammer der Proletarien eben so lebhaft erwachte, als in den Orgien des Luxemburgs, sey es aus welchem andern Grunde — gewiß ist es, daß die republikanische Aera zum Erstaunen an mütterlichem Cynismus zunahm. Dieser gewaltige Bevölkerungstrieb sagte ganz ungemein dem kriegerischen Geschmack des künftigen Diktators zu, der sich vorgenommen hatte, das Gleichgewicht der Bevölkerung so schleunig als möglich wieder herzustellen. Mercier behauptet in seinem „Gemälde von Paris," es sey lange Zeit davon die Rede gewesen, das Findelhaus in Brigaden einzutheilen und jeden Findling als Soldaten zu taufen. Dieß wäre eine Erziehung nach dem Geschmacke Friedrichs des Großen geworden, eine Konscription im Mutterleibe. Das Projekt, wie viele andere, scheiterte indessen.

Die Einflüsse der europäischen Krisen, die schwarzen Eingebungen des Elendes, die schmutzigste Klügelei des Egoismus mögen sich immerhin mit den gröbsten Farben übertünchen — sie würden dennoch erblassen bei dem Anblicke, bei dem Gemälde jener andern Pest, mit der die Ausschweifung unaufhörlich die Kindheit vergiftet und im Herzen des Staates Aussatz und Siechthum fortpflanzt. Die Feder verweigert es, diesen schmutzigen Pfuhl auszumalen; nur so viel möge gesagt werden, daß mich ein Schauder überlief, als ich in den abgesonderten Saal trat, wo weiße und grüne Körbe unter ihren Vorhängen eine doppelte Missethat wiegen, wo die Neugebornen ihren schuldlosen Schlaf auf einer giftigen Natter verträumen, entstellt von jenem scheußlichen Aussatze, womit das Laster sich selbst straft. Hier liegen die unglücklichen Geschöpfe und erhellen mit einem Engelslächeln die teuflische Maske, die die Verworfenheit ihrer Eltern ihnen aufgedrückt; jene von Schmerz ergriffen, haben stets den Mund offen, als wollten sie die Seele aushauchen, die schon auf den Lippen schwebt; andere blicken und starr mit großen blauen Augen an, die von so lebhaftem Glanze strahlen, daß man sich gerührt über ihre Wiege beugt — es sind Leichen. An der Mauer hin gereiht liegen diese kleinen Schläfer, um nie mehr zu erwachen. Wenn man die Sorgfalt sieht, mit der die Schwestern des h. Vinzent de Paula um diese armen Wesen beschäftigt sind, so erräth man, daß sie das würdigste Werk ihres christlichen Berufes in der Pflege dieser unglücklichen Geschöpfe finden. Sobald eines derselben gestorben ist, wird auf die kleine Leiche ein Kreuz gelegt, man läßt die Vorhänge nieder und legt zu seinem Kopfe eine kleine Krone von Maßlieben und Immortellen. So bleibt es einige Stunden unter seinen Unglücksgefährten liegen, und vielleicht verwünscht noch die Mutter den Neugebornen, der für sie bereits jenseits um Gnade fleht.

Volks- und Kirchenfeste in Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Gegen fünf Uhr Nachmittag hatten sich wohl gegen 50,000 Menschen auf dem Acclamations-Platze versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich, und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten nieder; Andere lagerten sich auf dem Rasen, oder suchten ihre Bekannten auf; Viele sahen den Vorbereitungen zu dem Feuerwerke zu; Andere werden durch den Ton einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiten, oder vereinigen sich zu einem National-Tanze, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuseher ausführen. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen drängen sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, Erfrischungen anbietend; Andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert, und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und Süßigkeiten zu kaufen, welche sie mit vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet, und mit einer Menge Wachslichter umgeben hatten. Festlich gekleidete Negersklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen Manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre

im einem großen Kreise gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen, silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Auch Gruppen von Ausländern sah man, auf dem Rasen gelagert, mit ganzer Seele an dem Feste Theil nehmen. In der That konnte es für den Europäer keinen merkwürdigeren Anblick, als dieses Schauspiel geben; Menschen von allen Farben und so verschiedenartiger Abstammung waren hier versammelt, und überließen sich zwanglos der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes. Das schöne Geschlecht benützte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der ernste und phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner Grandezza. Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert; Alles sieht mit Ungeduld dem Beginnen des Feuerwerkes entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkünden, gleich darauf steigt eine Fronte von Raketen in die Luft, woselbst sie knallend platzen; sie geben gleichsam das Zeichen zu dem allgemeinen Rufe: „viva a sancta Anna!" dann beginnt das eigentliche Feuerwerk, welches, mit Ausnahme der schön steigenden Raketen, gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zwei Feuer und Flamme speiende, und mit einander kämpfende, Tiger beendigten das Feuerwerk, und erwarben ihren Verfertigern den lärmendsten Beifall; dann begab sich das Volk höchst vergnügt nach Hause. Bewunderungswürdig war die Ordnung und das höfliche und anständige Betragen der ungeheuren Volksmenge, so daß die zahlreichen Polizeiwachen auch nicht eine Veranlassung fanden, ihr Ansehen zu gebrauchen.

Die Charwoche ist reich an kirchlichen Festen, und die Vorbereitungen zu dieser, allen Christen heiligen Epoche beschäftigen Geistlichkeit und Einwohner in gleichem Maße. Die wohlhabendsten Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes bei den statt findenden Prozessionen figuriren zu lassen; selbst den Kaiser und seine Minister sah ich bei dieser Gelegenheit ein großes Christus-Bild von einer Kirche zur andern tragen, wobei besonders die nicht überkräftigen Herren Minister beinahe unter der Last ihrer kostbaren Bürde erlagen.

Die Oster-Woche beginnt mit dem Besuche der Gräber; das heilige Grab war in allen Kirchen des erhabenen Gegenstandes der Verehrung würdig ausgestattet, und mit vorzüglichem Geschmacke beleuchtet. Die Fußwaschung wurde in der schönen Kirche da Candelaria, von dem obersten Bischofe vorgenommen; sämmtliche sehr große Waschbecken waren von Silber. Eine feierliche Prozession stellte endlich die Beerdigung Christi vor; sie ging um zehn Uhr Nachts von einer der Hauptkirchen aus, und zog durch einen großen Theil der Stadt, welcher beleuchtet und mit Zusehern überfüllt war. Ein Zug der berittenen Polizei, ihre Kopfbedeckung in der Hand haltend, eröffnete die Prozession; dann folgte eine zahlreiche Priesterschaft; hinter derselben wurde die erste Station des Leidens Christi durch erbärmliche, mit den grellsten Farben angestrichene Bildhauerarbeit vorgestellt, und von zwölf Mitgliedern der Bruderschaft getragen; neben her gingen sechs als Engel gekleidete Kinder, mit großen Flügeln an den Schultern, gewaltigen Reifröcken von Silbergaze, gepuderten Haaren und geschminkten Gesichtern. Die armen Geschöpfe waren in Schweiß gebadet, der an Einigen, die sich keiner rein-europäischen Abkunft rühmen konnten, zum Verräther wurde; dann folgten zwei Reihen der Bruderschaft, welche ein Oberkleid von Taffet ohne Aermel über ihren Anzug, und große brennende Wachskerzen in der Hand trugen; hierauf wieder ein Bild u. s. w. Hinter dem Sarge kam ein großer Zug Geistlicher und eine starke Bande der Militärmusik, dann ein Zug der römischen Wache, ihren Hauptmann an der Spitze. Von diesen sprach man schon zwei Tage vorher in der ganzen Stadt, und die Anordner des Festes thaten sich nicht wenig mit der Ueberraschung zu Gute, welche sie dem Volke, nach ihrer Meinung, mit dieser noch nie gesehenen Erscheinung bereiteten. Vermuthlich glaubten sie, ein römischer Soldat könne nur von einem Riesen vorgestellt werden; derlei Leute ließen sich aber nicht in Rio de Janeiro finden, oder mochten sich zu dem Schauspiele nicht hergeben; seit jedoch ein paar Bataillons deutscher Grenadiere errichtet waren, konnte diesem empfindlichen Mangel leicht abgeholfen werden. Gegen gute Bezahlung hatte man auch wirklich ein Dutzend hochstämmige Deutsche angeworben, und in römische Krieger, nach brasilianischem Geschmacke, verwandelt. Als sie erschienen, brach das Volk in Bewunderung aus, wir Fremde boten aber unsere ganze Kraft und Selbstbeherrschung auf, um bei ihrem Anblicke nicht in das unmäßigste Gelächter auszubrechen. Der Hauptmann der Leibwache, wahrscheinlich der Flügelmann der Grenadiere, ragte um eine halbe Leibeslänge über die ganze Prozession hervor. Seine Kleidung bestand aus allen möglichen Farben, und sein Gesicht war dergestalt mit einem falschen Barte, aus aufgedrehten und betheerten Stricken, bedeckt, daß man nichts als seine Augen sah; zur besonderen Erbauung des Volkes handhabte er eine ungeheure, mit Eisen beschlagene Lanze mit solcher Kraft, daß bei jedem Stoße Funken vom Pflaster sprangen, oder dieses aufgerissen wurde. Seine in Zugsbreite nachfolgenden Untergebenen waren in Harnische von Pappendeckel eingepreßt; ihre Gesichter mit Röthel und Kienruß, den Bart vorstellend, angestrichen, triefend von Schweiß welcher, sich mit den aufgetragenen Farben vermischend, in breiten Streifen am Gesichte herablief, endlich ihre Ungeduld, da sie schon mehrere Stunden in der römischen Uniform steckten, die sie durch die sonderbarsten Gebärden ausdrückten, alles dieses vereiniget, gewährte einen Anblick, dessen Lächerlichkeit sich nur schwach beschreiben läßt. Die Bilder und andere Spielereien hinweggelassen, wäre diese Prozession, sich schweigend und feierlich durch die Nacht bewegend, denn laut wird hier nie gebetet, von ergreifender Wirkung, aber das Volk schwerlich zufrieden gewesen, da es nicht erbaut, sondern nur unterhalten werden will. Während der Dauer der Charfreitags-Prozession wurde in anderen Straßen angestrengt gearbeitet, um den kommenden Tag die Auferstehung Christi zu feiern. Jung und alt freut sich von einem Jahre zu dem andern auf diesen Tag, an welchem der Erzverräther und Apostel Judas in Effigie auf das gräulichste mißhandelt wird. Wer es nur immer vermag, verfertiget eine Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, manchmal lebenden und bekannten Personen sehr ähnlich, hängt sie am Halse an einer Straßenecke, oder über seiner Hausthüre auf, und befestiget ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden; also die Aermeren. Mühsame und sehr kostspielige Anstalten werden aber von den Ladendienern und Vendeiros, meistens Portugiesen, getroffen, welche in der ganzen Stadt Beiträge sammeln, um die Auferstehung zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchen große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, werden von einer Häuserreihe zur anderen befestiget; in der Mitte der Straße ist ein Gerüste aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan sitzt; seinen Leib umgeben Raketen vom stärksten Kaliber, unter ihm schwebt Judas, im reichsten orientalischen Gewande, von einer Tatze des Teufels gefaßt. Masken zu Fuß und zu Pferde belustigen bis zum entscheidenden Augenblicke das Publikum; erwartungsvoll sieht ihm Alles entgegen. Mit dem letzten Schlage der Uhr, welche die Mittagsstunde verkündet, werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, zwischen dieses entsetzliche Getöse donnern die Salven des Forts, der Teufel führt Judas unter fürchterlichem Geprassel in die Luft, ihm folgen die Uebrigen nach, und bedecken die Straßen mit ihren zerrissenen Gliedern; diesen Augenblick schon lange mit Ungeduld erwartend, stürzt ein Theil der Neger, unter dem Rufe „Alleluja!" über die Reste des Judas her, und schleppt ihn jubelnd durch die Straßen, von den Einwohnern zu der größten Ausgelassenheit ermuntert, ein Anderer wirft sich auf die erwähnten Töpfe und zerschlägt sie, um ihren Inhalt zu theilen, welcher gewöhnlich aus Früchten, Tauben und andern Vögeln, zuweilen aber auch aus Ratten und Mäusen bestehet. Ein Fremder, der an einem solchen Tage die Stadt zuerst betritt, darf starke Nerven haben, wenn er längere Zeit in den Straßen verweilen will; denn der Lärm übersteigt jeden Begriff.

Einen Fasching, nach unseren Begriffen, hat Rio nicht; ich weiß nur, daß man den ersten Tag der Fastenzeit (tempo do extrado) nicht ausgehen kann, ohne auf eine, keineswegs gelinde, noch angenehme Art, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Wer sich auf dem Balkon eines Hauses oder in den Straßen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffes; Kugeln von feinem Wachse, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Wasser gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern, und dann Gelegenheit findet, ihre Angriffe zu erwidern. Es gilt kein Ansehen der Person; selbst der Kaiser wurde, wie man mir sagte, von den Schönen nicht verschont. Rohheit oder Rachsucht bedienen sich, wie erzählt wird, zuweilen Kugeln, deren Inhalt nichts weniger als Parfümerie, wohl gar zuweilen Scheidewasser seyn soll. Man geht damit um, dieses etwas lästige Spiel abzubringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 36. 5 Februar 1832.

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

Ein biographisches Gemälde indianischer Fürsten.

2) Massasoits Söhne.

Massasoit folgte in der Herrschaft über die Pokanokets sein ältester Sohn Moanam, auch Wamsutta genannt, und bei den Ansiedlern unter dem Namen Alexander bekannt, wie sein Bruder Metacom, unter dem Namen Philipp. Beide junge Männer erschienen im Jahre 1656, wie ihr Vater vor ihnen auch gethan, an den Schranken des Gerichtshofes von Plymouth, indem sie ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Kolonie aussprachen, mit der Bitte, ihnen englische Namen beizulegen. Von der Lebensgeschichte Alexanders ist nur so viel bekannt, daß er noch sechs Jahre in Friede und Freundschaft mit den Kolonisten lebte, und im Jahre 1662 starb. Eben so wenig er, als Massasoit vor ihm oder sein Bruder Philipp nach ihm, zeigten eine Neigung sich zu civilisiren oder taufen zu lassen, auch gestatteten die Sachems Dieß ihren Unterthanen nicht. Die Umstände, von denen Alexanders Tod begleitet war, sind so eigener Art, daß sie einer kurzen Erwähnung verdienen. Es waren aus Boston Briefe nach Plymouth gekommen, die das, wahrscheinlich von herumziehenden Indianern ausgestreute Gerücht enthielten, der Sachem der Pokanokets habe mit den Narraghansetts gefährliche Anschläge gegen die Kolonie gemacht. Der Entschluß, den die Ansiedler auf diese sehr unsichere Nachricht hin ergriffen, gibt eben keinen großen Beweis von ihrer Politik und Gerechtigkeit. Man sendete unverzüglich eine Schaar von Bewaffneten ab, um den Sachem mit Güte oder Gewalt, todt oder lebendig nach Plymouth vor den Gerichtshof zu bringen. Winslow wurde mit dem Vollzuge dieses Befehles beauftragt. „Er nahm acht oder zehn starke und wohlbewaffnete Männer zu sich, erzählt das Tagebuch, und brach nach Sowams auf. Glücklicher Weise traf er Alexander einige Meilen davon in einem Wigwam mit achtzig seiner Landsleute. Winslow bemächtigte sich zuerst der vor dem Wigwam gelassenen Waffen der Indianer, trat dann ein und befahl dem Sachem, ihm nach Plymouth zu folgen. Nur mit Widerstreben gehorchte er, und erst nachdem man ihm gedroht hatte, wenn er sich weigere zu gehen, so sey es um sein Leben geschehen." Auf dem Wege bewies er einen schönen Zug von dem Zartgefühle eines Wilden. Winslow, „der Generalmajor," bot ihm ein Pferd zum Reiten an, allein Wamsutta schlug es aus, weil eine seiner Frauen, die ihn begleitete, zu Fuße gehen mußte. „So groß war der Stolz dieses Mannes, fügt das oftererwähnte Tagebuch bei, daß diese Gefangennehmung allein ihm ein Fieber zuzog. Darauf erhielt er auf gewisse Bedingungen die Freiheit wieder und die Erlaubniß nach Hause zurückzukehren, allein er starb auf dem Wege." Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller schreibt den Tod des Sachems „der inneren Wuth seiner schuldbewußten und stolzen Seele zu." — Was auch immer Alexanders Schuld gewesen seyn mochte, so wird doch die voreilige Gewaltthätigkeit der Ansiedler sich schwerlich gegen den Vorwurf schwerer Undankbarkeit schützen können. Der Sohn Massasoit's der Beherrscher einer Nation, die vierzig Jahre lang in Bündniß und Freundschaft mit den Kolonisten lebte, ungeachtet der offenkundigen Schwäche derselben und häufiger Herausforderungen zu Zwist und Streit — wird auf seinem eigenen Gebiete überfallen, mißhandelt, bedroht und zuletzt gezwungen sich vor dem Gerichtshofe seines Verbündeten zu stellen, und alles Dieß auf keine weitere Veranlassung, als weil herumziehende Indianer Verdacht erregende Gerüchte ausgestreut haben sollten! —

So war das traurige Ende Alexanders, nach dessen Tode sein Bruder Metacom die Herrschaft übernahm, der einer mehr als gewöhnlichen Popularität unter den Stämmen der Pokanokets zu genießen schien; wenigstens wurde der Antritt seiner Regierung von einer zahllosen Menge seiner Unterthanen, Sachems und andern Indianern, die von der fernsten Gränze seines Landes zu diesem Feste hergekommen waren, mit dem größten Jubel begangen. Bald darauf erschien Philipp mit seinem Oheim vor dem Gerichtshofe zu Plymouth, um nach dem Beispiel seiner Vorgänger die alten Verträge zu erneuern. Wirklich wurden auch die Verhältnisse mehrere Jahre noch freundschaftlich forterhalten, wiewohl schon mit einigem Mißtrauen von beiden Seiten, wie es scheint.

Die ersten Störungen der Eintracht ereigneten sich im Jahre 1671, wo man den Sachem der Pokanokets sich öffentlich über gewisse unrechtmäßige Eingriffe der Engländer in Gerechtsame seiner Jagdgründe beklagen hörte. Um dieselbe Zeit waren Gerüchte im Umlauf, seine Unterthanen versammelten sich häufig an verschiedenen Orten in ungewöhnlicher Anzahl, besserten ihre Feuergewehre aus und schärften ihre Streitäxte. Die Regierung von Plymouth gerieth in Bestürzung. Es wurden Boten an die Regierung von Massachusetts und zu gleicher Zeit an Philipp geschickt, „nicht um ihn wie seinen Bruder vor den Gerichtshof zu führen," sondern

um seine Absichten zu erforschen. Philipp schien sich Dieß so wohl gefallen zu lassen, daß er selbst eine Gesandtschaft nach Plymouth schickte, und den Gouverneur zu einer Unterredung einladen ließ. Diese Zusammenkunft wurde, nachdem der Sachem sicheres Geleit sich hatte verbürgen lassen, auf dem Stadthause von Taunton gehalten. Die Engländer von Plymouth sowie die Abgeordneten von Boston standen mit ernstem und feierlichem Gesicht in ihren Staatskleidern auf der einen Seite; ihnen gegenüber erschien Philipp mit einer Schaar indianischer Krieger, bewaffnet als ginge es zum Kampfe, ihr langes schwarzes Haar um den Nacken hängend, während ihre funkelnden Augen kaum den Argwohn und Verdacht bergen konnten, der aus ihnen blickte. Philipp allein führte das Wort. Er läugnete jede feindliche Absicht, und erklärte seine Kriegsrüstungen als bloße Vertheidigungsmaßregeln gegen die Narraghansetts. Die Abgeordneten der Regierung von Massachusetts hingegen brachten so schlagende Beweise zum Vorschein, daß er nichts zu entgegnen vermochte. Endlich stellte er sich, wie es schien, als gebe er sich überwiesen, verweigerte jedoch für frühere Angriffe Entschädigung zu geben. Indeß willigte er darein, daß seine Krieger, siebzig an der Zahl, ihre Feuergewehre auslieferten, und er selbst und einige andere Häuptlinge unterzeichneten eine Urkunde, worin das demüthige Geständniß seiner Treulosigkeit und eine feierliche Erneuerung des alten Bündnisses enthalten war. Wahrscheinlich war das ganze ein bloßer Kunstgriff des Sachems, um Zeit zu gewinnen, auch hatte diese Zusammenkunft keinen andern Erfolg, als daß der Ausbruch der Feindseligkeiten beschleunigt wurde, indem man die mißgünstige Stimmung der Indianer noch mehr reizte. Philipp mochte sich nun wirklich zum Kriege gerüstet haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß er noch nicht genug vorbereitet dazu war. Da er wußte, daß die Regierung von Massachusetts freundlicher gegen ihn gesinnt sey, so ging er im Monat August desselben Jahres nach Boston, wo bereits auch Briefe aus Plymouth eingetroffen waren mit der Nachricht, daß man dort im Begriffe sey, Philipp den Krieg anzukündigen. Allein der schlaue Sachem wußte die Regierung von Boston völlig von seiner Unschuld zu überzeugen, und es wurden abermals Abgeordnete nach Plymouth geschickt, um der Kolonie bemerklich zu machen, daß man von Seite Bostons gegen die Gerechtigkeit eines solchen Krieges erhebliche Bedenklichkeiten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Merikaner im Jahre 1830.

1. Die Bevölkerung von Merilo.

(Schluß.)

Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch gehen Vereinigungen unter ihnen ohne Schwierigkeit von Statten. Abkömmlinge aus solchen Mischungen heißen Zambos und sind sehr starke und geschickte Leute; auch scheinen sie besser geschaffen, das tödtliche Klima der Niederungen zu ertragen, und sind gegen das gelbe Fieber, das Weiße, Indianer und selbst Neger befällt, gesichert. — Die Mestizen vereinigen die guten Eigenschaften ihrer Eltern; sie haben schöne Gesichtszüge, sind thätig, betriebsam und verständig, und ihre Weiber oft besser als die Kreolinnen. — Es gibt in Meriko drei Arten von Weißen. Die außer Landes gebornen heißen Esteros, wenn sie nicht Spanier sind. Bigotte Leute und Geistliche nannten früher andersgläubige Fremde ohne Unterschied Juden, was jedoch gegenwärtig außer Gewohnheit kommt. Die Indianer lieben diese Fremdlinge, wenn sie sich ihren Sitten und Gebräuchen fügen, und halten sie für Abkömmlinge der alten Merikaner, die von den Spaniern aus dem Lande geschleppt wurden. Wenn Fremde noch dazu die indianische Sprache erlernen, so werden sie von den Eingebornen bald Brüder genannt und auch als solche behandelt. Die Fremden erlangen durch fünfjährigen Aufenthalt im Lande das Bürgerrecht und finden dann keine Schwierigkeit, eine Kreolin zu heirathen, wenn sie katholisch sind, oder einige Uebungen dieses Kultus mitmachen. Bei den Indianern wird eine solche Verbindung für sehr ehrenvoll gehalten. Die Nordamerikaner wurden vormals allen Ausländern vorgezogen; der englische Einfluß und die neuern Ereignisse haben hierin eine Aenderung herbeigeführt. Da die Franzosen und Italiener katholisch sind, so amalgamiren sie sich bald. Der Stolz und die Manieren der Engländer sind nicht sehr beliebt, allein ihr Geld, ihr Talent und ihr Einfluß machen sie gefürchtet und geachtet. Guachupins (Spitzköpfe) und Spanier sind in Meriko gleichbedeutend. Dieser Name bezeichnet gegenwärtig einen unversöhnlichen Feind, und bedeutet, was in der nordamerikanischen Revolution „Tory" oder „Loyalist" war. Vier und zwanzigtausend von ihnen besaßen bis zur letzten Revolution oder Befreiung, wie man sie in Meriko nennt, das Monopol aller Ehrenstellen und Einkünfte in der Regierung, im Heere und in der Kirche. Die Verbindungen mit ihnen waren sehr von den Kreolinnen gesucht, die sie ihres Reichthums und Ansehens wegen gern heiratheten, nicht selten aber insgeheim ihren Kindern Verachtung gegen ihre Väter einzuflößen bemüht waren. Gegenwärtig sind sie allgemein verabscheut, selbst von ihren Kindern. Während der Revolution gab ihnen ihr Reichthum großen Einfluß, später wurden sie zu einer gefährlichen Partei im Staate. Daher war auch ihre Vertreibung nicht sowohl eine ungerechte und grausame, als eine politische und vielleicht unvermeidliche Maßregel; sie wurden noch dazu gelinder behandelt, als die Loyalisten in den Vereinigten Staaten. Man verbannte sie nur auf so lange, als der Krieg mit Spanien dauern würde; ihre Güter wurden nicht eingezogen, wie die der Loyalisten, sondern ihren Weibern und Kindern gelassen; auch erlaubte man ihnen alles bewegliche Gut mitzunehmen. Darin that man vielleicht Unrecht; es kamen so 140 Millionen Dollars außer Landes, und ein Theil dieses Kapitales wurde später bei der letzten Invasion verwendet, während man es bis zum Frieden hätte sequestriren oder als ein Staatsanlehen behandeln sollen. *)

Die Kreolen stehen seit der Vertreibung der Spanier am Steuerruder der öffentlichen Angelegenheiten; sie haben fast alle Stellen im Besitz, theilen jedoch auch einige mit den Indianern, die allmählich dahin kommen, auf dem Kongreß und in der Legislatur des Staates die Majorität zu bilden. Diese beiden Klassen

---

*) Dieses von dem Verfasser vorgeschlagene System wird in Europa, wo man halben Mitteln stets den Vorzug einräumt, eben so wenig Beifall finden, als die Vertreibung von 30,000 Menschen wegen der von Einzelnen begangenen Fehler. A. d. R.

der Bevölkerung verschmelzen sich unter dem erneuerten Nationalnamen der Merikaner; allein der Reichthum und die Kenntnisse der Kreolen werden vielleicht noch lange Zeit der Zahl und dem Votum der Indianer das Gleichgewicht halten. Die Mestizen, obgleich sie sich mehr den Indianern zuneigen, bilden doch immerhin ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den beiden vorigen Klassen. In dem Charakter der Kreolen findet sich eine Mischung von vielen guten Eigenschaften und Fehlern. Sie sind liebenswürdig, heiter, thätig; allein auch eitel, leichtsinnig und betrügerisch; sie rühmen sich so weise wie die Griechen und so tapfer wie die Römer zu seyn. Zu träg schwere Arbeiten zu verrichten, sind sie in jeder andern Beschäftigung behend und rührig. Sie spielen, rauchen und vergnügen sich gern, sind dabei jedoch mäßig und edelmüthig; heftigen Leidenschaften unterworfen, sind sie dennoch nicht streitsüchtig und grausam, zu Freundschaft und edlen Gefühlen geneigt, oft hochherziger Gesinnungen fähig und zum Vergeben und Vergessen bereitwillig. Die unterste Klasse der Kreolen aber, die man in den Städten „Leperos" nennt, ist weit schlechter, voller Laster, Trägheit und Habsucht, zu stolz zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich erpicht, unwissend und aufrührerisch. Dagegen geben sie gute Soldaten ab, manchmal auch Pflanzer, wenn sie Leute unter ihrem Befehle arbeiten lassen können; Bergleute, wenn sie Minen besitzen, Maulthiertreiber und Viehhirten, wenn sie Maulthiere oder Vieh haben. Die Kreolinnen sind schön, liebenswürdig und reizend; aber träg, unwissend, abergläubisch und verschwenderisch. Die Gewohnheit zu rauchen, ist unter ihnen nicht selten; Prunksucht, Eitelkeit und Treulosigkeit in der Liebe sind ihre gewöhnlichsten Fehler. Die Geistlichen vergeben ihren Beichtkindern die kleinen Fehltritte gern, und sind gegen das schöne Geschlecht überaus nachsichtig. Einige Kreolinnen werden jedoch auch treffliche Weiber und Hausmütter, und selbst die unordentlichsten kehren, wenn die Zeit der Ausschweifungen vorüber ist, zur Zucht und Ordnung zurück.

Ferdinand der VII und sein Hof.

(Schluß.)

Das vollste Zutrauen des Königs besitzt der Justizminister Don Francisko Tadeo Calomarde. Die eigentlichen Ansichten dieses Mannes sind entschieden apostolisch, allein da seine Kollegen von gemäßigteren Gesinnungen sind, so sieht er sich genöthigt, seine Meinung zu verbergen, will er anders nicht sein Einverständniß mit den übrigen Ministern stören. Die wegen gemäßigter Gesinnung bekannten Minister sind Don Luis Ballasteros, Finanzminister, Don Luis Maria Salazar, Marineminister, den man im Allgemeinen für den fähigsten Kopf des Kabinetes hält und Don Manuel Gonsalez Salmon, Staatssekretär und wirklicher Premierminister. Früher bekleidete er einige Jahre lang diese Stelle nur provisorisch, da der König der bestehenden Etikette zu Folge seinen Premierminister mit sich in den Palast seines Sommeraufenthaltes nehmen muß, und hiedurch Calomarde dieses bisher genossene Privilegium einzubüßen fürchtete. In jüngster Zeit jedoch wurde Salmon ohne Vorbehalt zum Staatssekretär ernannt, wahrscheinlich weil er nicht mehr anders dienen wollte oder, wie auch behauptet wird, weil er Calomarde mit einer gewissen Entdeckung bedrohte, wenn er sich länger seiner Ernennung widersetzen würde. Calomarde, ein Mann, der sicherlich nicht auf den Kopf gefallen ist, hält das ganze Ministerium zusammen; da der Marineminister, der einzige andere Mann von Talent, noch zu neu ist, zu wenig Einfluß besitzt, und sich nicht einen Augenblick gegen Calomarde halten könnte. Indeß hat auch Calomarde selbst um die Gunst des Königs gegen Ohrenbläsereien und Intriken anzukämpfen. In der Umgebung des Königs finden sich noch zwei andere Männer, die zwar keine Staatsdienste bekleiden, aber großen Einfluß auf den Monarchen haben, und gewissermaßen als seine erklärten Günstlinge betrachtet werden. Diese sind der Herzog von Alegon und Salsedo. Ersterer wurde im Herbste des Jahres 1829 zum Generalkapitän der Garde ernannt, ein Dienst, der ihn oft in die Nähe des Königs führt. Dieser Alegan ist ein alter Wüstling, der dem Könige seit lange her schon bekannt ist, und früher seinen Maitre des plaisirs und Kuppler machte. Ferdinand vergaß den dienstwilligen Freund seiner jüngeren Jahre nicht, und glaubte so ihn für seine früheren Gefälligkeiten würdig zu belohnen. Das andere Individuum, das den Titel Günstling des Königs par excellence verdient, heißt Salsedo und bekleidet die Stelle eines königlichen Privatsekretärs. Ein nicht sehr ehrenvolles Band fesselte ihn früher an den König, bei dem er noch immer seinen Einfluß zu behaupten gewußt hat. Es ist bekannt, daß vor der Vermählung des Königs mit der gegenwärtigen Königin, Salsedo's Gemahlin die Gunst des Königs genoß. Salsedo ist entschieden ein Mann von großem Takt, wenn nicht von Talent; der Umstand, daß er sich fünfzehn Jahre auf seinem Posten zu behaupten wußte, ist ein Beweis für beides. Seine Grundsätze sind, so viel man weiß, gemäßigter Art, wenigstens sind es seine Rathschläge, da er Verstand genug hat zu begreifen, daß eine entgegengesetzte Politik wahrscheinlich den Sturz seines Herrn und folglich auch den seinigen zur Folge haben würde. Salsedo hat im Kabinet größern Einfluß als Calomarde; der König liebt jenen mehr und schenkt ihm auch größeres Vertrauen. Der Einfluß Calomarde's gründet sich nicht sowohl auf Gunst; der König folgt seinen Ansichten, weil er auf seine Kenntnisse großes Zutrauen setzt. Es gibt außerdem noch zwei oder drei Männer, die am Hofe Etwas zu sagen haben, namentlich der Herzog von Higar, der beste Mann der „Camarilla." und ein Mann von Talent und Bildung; allein sein Einfluß ist nicht groß. Auch der obenerwähnte Kammerdiener des Königs, der vor einigen Monaten am Schlagflusse starb, hatte sich tief in die königliche Gunst einzuschmeicheln gewußt. Sein Tod hat Salsedo noch größern Einfluß eingeräumt. Gegenwärtig hält man dafür, daß der steigende Einfluß der Königin in kurzer Zeit jeden andern verdrängt haben wird. Nie lebte wohl ein König und eine Königin glücklicher miteinander, als Ferdinand VII und seine junge Gemahlin. Der König ist ihr leidenschaftlich zugethan, und wie man sagt, ist sie mit ihrem Loose sehr zufrieden. Er bringt den größeren Theil des Tags in ihren Gemächern zu, und rufen ihn Geschäfte in den Staatsrath, so sieht man ihn im Verlaufe von einer oder zwei Stunden wohl ein halbdutzend Mal die Versammlung verlassen, um die Königin zu besuchen. Das Mittagmahl nimmt nicht mehr als eine Stunde weg, und gleich darauf fahren beide miteinander aus. Der König speist nach halb acht zu Abend und geht frühzeitig zu Bette. Die Königin steht nicht so früh auf als der König, sie frühstückt um neun Uhr, wobei der König stets ihr zur Seite sitzt. Hoffeste gibt es fast gar nicht, da die Königin die Zurückgezogenheit und Stille liebt; dann und wann ein Privatkonzert ausgenommen, gibt es bei Hofe keine andern Unterhaltungen. Während meiner Anwesenheit zu Madrid bestand eine der Belustigungen des Königs und der Königin darin, daß sie in den Retiro fuhren und dort die wilden Thiere besahen, was um so sonderbarer erscheinen mag, wenn man weiß, daß sich die Königin damals der Stunde ihrer Niederkunft näherte.

Die Rivalität des Infanten Don Carlos mit dem Könige gibt zu manchem seltsamen Auftritte Anlaß. Bei einer Ausfahrt in den Retiro saß der König in seiner Karrosse, von einer Dragonerabtheilung und Lakaien in Staatslivreen umgeben; während dort Don Carlos in einem Wagen von sechs Maulthieren bespannt anlangte, die mit Stricken angeschirrt waren; die Reitknechte, einer auf dem Bock, einer als Stangenreiter, trugen statt der Hoflivreen die Sonntagstracht spanischer Bauern. Alles dieses Gepränge von Einfachheit und spanischer Landessitte stellt der Infant zur Schau, um sich bei dem Volke beliebt zu machen; aus gleichem Grunde erscheint deßhalb auch seine Gemahlin meistentheils in der Mantilla. Während der König und die Königin sich mit den wilden Thieren erlustigten, mischte sich Don Carlos und seine Gemahlin in das dichteste Volksgedränge und suchten so die Aufmerksamkeit zu theilen, die außerdem den

königlichen Majestäten allein sich zugewendet haben würde. Uebrigens läßt sich bei solchen Gelegenheiten nicht verkennen, daß Don Carlos unter dem gemeinen Volke einer größern Popularität genießt als der König; wenn letzterer vorüberging, zog man kaum den Hut, dagegen beugten sie sich vor dem Infanten fast bis auf den Boden. Dagegen bringt das Erscheinen der Königin stets und unfehlbar den günstigsten Eindruck hervor, vorzüglich wenn man sie mit ihrer Rivalin vergleicht. Man kann Don Carlos Gemahlin nicht ansehen, ohne zu bemerken, wie sehr ihr nach einer Krone gelüstet, während man auf dem Gesichte der Königin Gleichgültigkeit gegen diesen lästigen Schmuck zu lesen glaubt. Bei mehreren anderen Gelegenheiten noch fand ich Beispiele, mit welcher Aengstlichkeit der Infant nach der Gunst des Volkes hascht. Eines der auffallendsten fand am Abende statt, wo die Königin von einer Prinzessin entbunden worden war; kaum eine Stunde nachdem diese Neuigkeit bekannt geworden, sah man den Infanten mit seinen drei Söhnen, die durch die Aufhebung des salischen Gesetzes an diesem Tag um das Erbe der Krone gekommen waren, im offenen Wagen durch die Straßen und längs dem Prado hinfahren. Das erwähnte Ereigniß — die Niederkunft der Königin, war für Madrid ein Gegenstand von höchstem Interesse; die gespannteste Erwartung herrschte unter allen Ständen. Jede Partei hatte dabei ihre eigenen Absichten und Wünsche. Die gemäßigte oder Regierungspartei und Viele die zu andern, aber gleichfalls Friede und Ruhe liebenden Parteien gehörten, sahen mit ängstlicher Erwartung der Geburt eines Prinzen entgegen, da hiedurch mit einem Male die Ansprüche Derer niedergeschlagen werden sollten, die nur durch die Aufhebung des salischen Gesetzes von der Thronfolge ausgeschlossen worden waren, auf die sie bei Geburt einer Prinzessin Ansprüche gehabt haben würden. Die Karlisten wünschten natürlich im Grunde ihres Herzens gerade das Gegentheil, und die liberale Partei, die in Allem was die bestehende Regierung erschüttern konnte, Vortheile sah, vereinigte ihre Wünsche mit denen der Karlisten. Allein der größte Theil der angesehensten Einwohner der Hauptstadt, die in der Geburt eines Prinzen eine Bürgschaft für die Ruhe des Königreiches und die Sicherheit des Eigenthumes sehen, wünschten herzlich, daß die Königin mit einem Prinzen gesegnet werden möchte. Nicht geringer war die ängstliche Besorgniß der Regierung selbst, da die Häupter des Staates sehr gut wußten, daß Verschwörungen im Werke seyen; indem man zugleich fürchtete, die Karlisten möchten bei Geburt einer Prinzessin Anlaß nehmen, ihre Absichten offen auszusprechen. Letztere hatten sich indeß entschlossen, nicht so lange zu warten und einen Anschlag gemacht, der wahrscheinlich geglückt wäre, jedenfalls aber blutige Auftritte zu Folge haben konnte, wäre er nicht glücklicher Weise einen Tag, bevor er ins Werk gesetzt werden sollte, entdeckt worden, worauf sogleich die ernstlichsten Maßregeln dagegen ergriffen wurden. Am fünften Oktober um Mitternacht wurden Wagen mit gehöriger Bedeckung an die Wohnung des Franziskanergenerals Peter Cirillo, des Don Rufini, des Don Manuel Herro, zweier Staatsräthe, und dreizehn Anderer geschickt, die Verschwornen ergriffen und nach verschiedenen von der Hauptstadt entlegenen Orten gebracht; so der Pater Cirillo nach Sevilla und Rufini in die Mancha. Die Verschwornen hatten ausgemacht, einige von ihnen sollten, wenn der König auf seiner Abendspazierfahrt begriffen sey, im innern Hofe des Palastes erscheinen; gegen Tausend der royalistischen Freiwilligen — meistens Karlisten — sich auf dem Hofplatze versammeln, der Eingang des Palastes besetzt und der König bei seiner Rückkehr gefangen genommen und gezwungen werden, seine Minister zu entlassen und das salische Gesetz wieder herzustellen. Wahrscheinlich würde man aber, wäre Dieß geglückt, nicht bei dem Ministerwechsel stehen geblieben seyn. Im Heere und selbst unter den Garden befinden sich viele Mißvergnügte, die in der Erhebung des Infanten eine größere Bürgschaft für ein unpartheiischeres Beförderungssystem zu sehen glauben; die royalistischen Freiwilligen von Madrid sind 6000 Mann stark, mit Waffen versehen und in ihrer Handhabung geübt, meist aus der niedrigsten Volksklasse und größtentheils karlistisch gesinnt. Am Abende, wo man der Niederkunft der Königin entgegensah, begab ich mich auf den Hofplatz, den ich von einer dichten Volksmasse, meist Bürger und Leute aus dem Mittelstande, erfüllt sah. Alle harrten mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, der über die Ruhe des Landes so gebieterisch zu bestimmen schien. Endlich wurde die weiße Fahne — das Zeichen von der Geburt einer Prinzessin — langsam emporgerichtet. Ein allgemeiner Ausruf verdrüßlich getäuschter Hoffnung ließ sich hören: „Que lastima! Que lastima!“ (Wie Schade!) und allmählich verlief sich die Volksmenge.

Vermischte Nachrichten.

In den siebenundneunzig Pfarrspielen innerhalb der Mauern von London wurden vom 15 Dezember 1830 bis zum 15 Dezember 1831 geboren 968, begraben 1187. — In den siebenzehn Pfarrspielen außerhalb der Mauern wurden getauft 4660, begraben 4551; in den vierundzwanzig äußern Pfarrspielen von Middlesex und Surey getauft 18.179, begraben 14.758; in den zehn Pfarrspielen der City und Westminster-Liberties getauft 4490, begraben 5054. Die Gesammtzahl der Getauften betrug 28.263; hierunter 14.217 männlichen und 14.046 weiblichen Geschlechtes. Die Gesammtzahl der Verstorbenen beläuft sich auf 25.337, von denen 12.769 männlichen und 12.568 weiblichen Geschlechtes. Man bemerkt eine Zunahme von 5692 Todesfällen in den Sterb- und Geburtslisten von 1831 gegen die von 1830. Unter den Todesfällen werden 2675 als Folge von Altersschwäche angeführt. An Auszehrung starben 4807; an Konvulsionen 2980; am Keuchhusten 1758; an Entzündungen 2812; an Schlagflüssen 485; an Wassersucht 986; an Gehirnwassersucht 853; Brustwassersucht 122; am Fieber 965; Typhus 225; Blattern 563 u. s. w. Durch Unglücksfälle büßten ihr Leben ein: 55 durch Feuer; durch Sturz 155; durch Blitz 2; ermordet wurden 5; vergiftet 7; als Selbstmorde erklärt 48; ertrunken sind 151; erstickt 5; am Hungertode gestorben 1. — Unter den Verstorbenen zählte man unter zwei Jahren 7812; zwischen zwei und fünf Jahren 2647; zwischen fünf und zehn Jahren 1051; zwischen zehn und zwanzig Jahren 954; zwischen zwanzig und dreißig Jahren 1649; zwischen dreißig und vierzig Jahren 1968; zwischen vierzig und fünfzig Jahren 2175; zwischen fünfzig und sechzig Jahren 2169; zwischen sechzig und siebenzig Jahren 2257; zwischen siebenzig und achtzig Jahren 1786; zwischen achtzig und neunzig Jahren 825; zwischen neunzig und hundert Jahren 1; ein Individuum erreichte hundert und ein, ein anderes hundert und fünf Jahre.

•

Die Direktion des königlichen Theaters in London zeigt in einem großen Programme über die Vorstellungen, die in diesem Jahre zu London statt finden werden, an, daß eine Gesellschaft deutscher Sänger und Sängerinnen von erstem Rufe engagirt ist, während der Monate Mai und Junius l. J. die vorzüglichsten Meisterwerke deutscher Tonkunst aufzuführen; so Beethovens Fidelio, Webers Freischütz und Euryanthe, Spors Jessonda, Figaro's Hochzeit, die Entführung aus dem Serail und Don Juan von Mozart, Chelards Macbeth, zu dessen Aufführung der Komponist selbst aus München eingeladen ist, Lindpaintners Vampyr, die Schweizerfamilie, Ries Räuberbraut u. s. w. Alle diese Stücke sollen auf dem großen Theater des italienischen Opernhauses gegeben werden. Von den Sängerinnen und Sängern, die hiezu engagirt sind, nennt das erwähnte Programm Madame Schechner-Wagen aus München, Madame Schröder-Devrient von der italienischen Oper in Paris, Madame Spitzeder, Mlle. Schneider, Herrn Halzinger, Herrn Pellegrini von München, Herrn Spitzeder, Herrn Dobler vom Frankfurter Theater u. s. w.

•

Seit dem Beginn der französischen Revolution und selbst als er noch Bischof von Autun war, hatte Fürst Talleyrand die Gewohnheit über jedes politische Ereigniß, und die Charaktere, mit denen er in Berührung kam, seine Bemerkungen entweder eigenhändig aufzuzeichnen oder von seinem Sekretäre niederschreiben zu lassen. Dieses Werk, das über die Geschichte unsrer Zeit die wichtigsten Aufschlüsse enthalten muß, besteht bereits aus mehreren Bänden. Der Fürst liest zuweilen aus diesen „Memoiren des Satans“ seinen Freunden vor.

•

In Madrid ist ein neues Theater im Werke, dem König Ferdinand selbst als Oberintendant vorstehen wird, und dessen Kosten durch Auflagen auf gewisse Gegenstände gedeckt werden sollen. Das Repertorium dieser Bühne möchte wohl manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik ihres Intendanten liefern, und die Stumme von Portici u. A. schwerlich jemals auf dem Repertorium erscheinen. Wehe übrigens dem Theatervölkchen, wenn die Oberintendantur Koulissenkonspirationen so strenge bestraft als politische!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 37. 6 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

1. Der Gerichtshof der Alcaden.

Als ich am 14 Julius des Jahres 1830 gegen zehn Uhr Morgens über den Plaz von „Santa Cruz" zu Madrid; an der Carcel de Corte *) vorbeiging, bemerkte ich, daß eine Menge Menschen in großer Eile die große Treppe zum Gerichtshof der Alcaden hinaufstieg. Ich schloß daraus, daß dort heute ein wichtiger Fall verhandelt werden dürfte und ich folgte daher dem Strome der Menge, der mich in den Audienzsaal führte. Die Sitzung wurde so eben von dem „Gobernador" (Präsident) eröffnet, dem fünf Alcaden in schwarzer Kleidung zur Seite saßen. Ich sah den Angeklagten, er trug die Tracht eines „Calesero" — eines Fuhrmannes mit einem einspännigen Wagen; es war ein junger Mensch mit großen schwarzen Augen und langen gelockten Haaren; der sanfte schwermüthige Ausdruck auf seinem Gesichte, so wie seine schöne Gestalt, nahmen mich sogleich für ihn ein. Der „Relator" — Advokat des Gerichtes — erhob sich und setzte den Fall mit wenigen Worten auseinander. Jose Guzman (so hieß der Angeklagte) war vor einem Monate auf frischer That ergriffen und verhaftet worden, und hatte noch die zwanzig Realen bei sich, die er mittelst Einbruch in eine verschlossene Kammer entwendet hatte. Der Thatbestand war durch die Untersuchung außer allen Zweifel gestellt. Der Advokat des Angeklagten nahm hierauf das Wort, indem er ohne großes Gepränge einfach darstellte, wie Jose Guzman mehrere Jahre sich ehrlich mit seinem Gewerbe als „Calesero" ernährt; der kleine Erwerb sey hinreichend gewesen zu seinem Unterhalte, so lange er seinem Verdienste nachgehen konnte. Allein vor zwei Monaten sey ihm sein Pferd, sein einziges Pferd gefallen und dieses Unglück habe Guzman ins Verderben gestürzt. Ohne Mittel, sich ein anderes Pferd anzuschaffen und so jedes Lebensunterhaltes beraubt, sey er endlich, nachdem seine geringen Mittel erschöpft waren, von Noth und Verzweiflung getrieben, der Versuchung unterlegen. Der Anwalt schloß, indem er seinen Klienten der Nachsicht der Alcaden empfahl, mit der Bitte, seine Jugend und seine vorige gute Aufführung in Betracht zu ziehen, und ihn nicht wegen eines ersten Fehltrittes mit Dieben von Profession auf gleiche Stufe zu stellen, da die unerbittliche Anwendung des Gesetzes lange schon selbst gegen diese zu streng geschienen habe. Der Relator erhob sich und drang, nachdem der Fall reiflich erwogen und unläugbar sey, auf die von Gesetz gegen Diebstahl mit Einbruch ausgesprochene Todesstrafe.

Das richterliche Erkenntniß wird in Spanien nicht in öffentlicher Gerichtssitzung ausgesprochen; es wird dem Angeklagten erst im Gefängnisse bei verschlossenen Thüren angekündigt. Die Alcaden standen auf und entfernten sich.

„Er ist verloren der Unglückliche," sagte eine erstickte Stimme hinter mir. Ich wendete mich um, und sah ein Mädchen von großer Schönheit vor mir stehen. Ihre Verwirrung so wie die Bestürzung, die sich auf ihrem Gesichte aussprach, ließ keinen Zweifel, daß sie den leisen Ausruf, der meine Aufmerksamkeit erregt hatte, ausgestoßen. Ihr Anzug war einfach, aber nicht ohne Eleganz. Sie trug ein feines Kattunkleid von weißem Grund mit Blumen, und den seidenen Mantel mit schwarzem Sammt verbrämt, die gewöhnliche Tracht der „Manolas" (der Grisettes). Ich wollte sie anreden, allein sie entfernte sich schnell mit der Volksmenge, die sich aus dem Saale drängte. Indeß verlor ich sie nicht aus den Augen. Ich folgte ihr bis an den Absatz der großen Treppe, wo sie stehen blieb und schmerzvoll ausrief: „Pepe!" — In diesem Augenblick hatte sie nämlich am Fuß der Treppe Jose Guzman erblickt, den die Alguazils gefesselt wieder ins Gefängniß führten. Bei diesem Namensrufe hatte sich der junge Mensch umgewendet und hob das Haupt empor. „Pepe," wiederholte das Mädchen mit einer herzzerreißenden Stimme und hielt sich am Geländer fest, um nicht hinabzustürzen. „Adieu Mariquita," erwiderte der junge Mensch, der sie bemerkt hatte. Bei diesen Worten stand er an dem Eingang des Gefängnisses, das die Alguazils öffneten und hinter sich schlossen.

Das Mädchen stieg langsam die Treppe hinab. Als sie den Platz von Santa Cruz erreicht hatte, redete ich sie an. Dicke Thränen rollten aus ihren schwarzen Augen über ihre Wangen. Ich faßte ihre Hand und versuchte sie zu trösten und ein wenig zu beruhigen. Das arme Kind sah wohl, daß ich von ihrem Schmerz gerührt war. Wahres Mitleid wird nicht leicht mißverstanden. Nachdem ihr Vertrauen zu mir erwacht war, erzählte sie mir, daß der Angeklagte Jose Guzman, daß Pepe ihr „Querido" (Geliebter) sey. Sie allein, so schien mir aus ihrer Erzählung hervorzugehen, trug die Schuld an Pepe's Vergehen. Obgleich sie seine Armuth seit dem Verluste seines Pferdes kannte, hatte eines Abends in

*) Die Carcel de Corte ist ein weitläufiges Gebäude, in welchem sich das Gefängniß und der Gerichtshof der Alcaden befinden.

ihrer leichtsinnigen Eitelkeit ungestüm in ihn gedrungen, ihr einen Kamm nach der neuen Mode anzuschaffen, und Pepe, der ihr nichts abschlagen konnte, wahrscheinlich den Einbruch begangen, um ihrem Verlangen zu genügen. Das Mädchen begann wieder zu weinen, als ob ihr das Herz brechen müßte. Ich ließ sie schweigend gewähren, bis endlich die Thränen versiegten. Es gelang mir zwar nicht, sie zu trösten, aber doch wenigstens ihr einige Hoffnung zu geben, indem ich versprach, noch an demselben Tage mich bei dem Minister der Gerechtigkeit und Gnade für Pepe zu verwenden. Es schlug zwei Uhr auf der Thurmuhr von Santa Cruz, und ich verließ Mariquita, nachdem ich mit ihr eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag an der Pforte von Santa Cruz verabredet hatte. Dann wollte ich ihr hinterbringen, was ich zu Gunsten des unglücklichen Pepe ausgerichtet.

Die Sandwichinseln.

(Hiezu das beiliegende Kärtchen).

2. Staatsverfassung und Gesetze.

Die Regierung der Sandwichinseln ist eine unbeschränkte Monarchie. Die höchste Staatsgewalt ist erblich. Der Rang der obersten und untergeordneten Häuptlinge, die Stellen der Priester und andere mit Ehren, Einfluß und Einkünften begleitete Würden gehen vom Vater auf Sohn über, und vererben sich oft viele Generationen hindurch in einer und derselben Familie, obgleich die Macht zu jeder Stelle und Würde zu ernennen, in der Hand des Königs liegt. Männer, die sich Verdienste oder die Gunst des Königs erworben haben, werden oft von dem untersten Range zu den höchsten Würden erhoben. Ein Beispiel hievon ist Karaimoku, der von den Ausländern den Namen William Pitt erhielt. Dieser Mann, ein Häuptling des dritten oder vierten Ranges, war lange Zeit erster Minister, und stand an Würden nächst dem Könige. Gegenwärtig ist er Statthalter aller Sandwichinseln. Die königliche Würde vererbt aber nicht bloß auf männliche Nachkommen, sondern auch auf weibliche, und der Sage zufolge standen mehrere Inseln ein oder zwei Mal unter der Herrschaft von Königinnen.

Es lassen sich vier Klassen oder Rangordnungen in dem Staate der Sandwichinseln von einander unterscheiden. In die erste Klasse gehören der König, die Königin und alle Zweige der königlichen Familie. Hiezu gehört auch der oberste Rathgeber oder Minister des Königs, der in seinem Amte, wenn auch von niedriger Geburt, den Königinnen und andern Mitgliedern der königlichen Familie im Range vorgeht. Der zweite Rang begreift die Statthalter der verschiedenen Inseln und die Häuptlinge einzelner großer Bezirke der Inseln. Viele derselben sind Abkömmlinge der von Tamehamea gestürzten Dynastien, und gehören den alten Geschlechtern der Taraiopu, Kehekiri, Teporiorani und Taeo an, welche noch die einzelnen Inseln beherrschten als Kapitän Cook sie besuchte. Einige von ihnen waren Günstlinge oder Waffengefährten Tamehamea's oder stammen von denselben ab, wie der Statthalter Kuakini, Piia, Boki, Wahinepio, Kaikeova u. a. m. Den dritten Rang bilden Häuptlinge, welche Bezirke oder Dorfschaften besitzen, und eine regelmäßige Abgabe für den Grund und Boden entrichten, den sie entweder selbst mit ihren Hausgenossen und Unterthanen bebauen oder in kleinen Stücken an einzelne Einwohner verleihen. Diese Klasse zählt bei weitem die meisten Häuptlinge auf den Inseln. Zu den vornehmsten unter denselben gehören gegenwärtig Maaro zu Waiakea auf Hawaii, Kahanaumaitai zu Waititi auf O-a-hu u. s. w. Man nennt sie gewöhnlich Haku Aina, Landbesitzer. Hiezu gehörten auch die vormaligen Priester. Zur vierten Klasse der Bevölkerung werden die kleinen Landeigenthümer gerechnet, die von zehn bis zwanzig oder dreißig Morgen Land bewirthschaften; die Handwerker, namentlich Kanoe- und Häuserbauer, die Musikanten und Tänzer, überhaupt die ganze arbeitende Bevölkerung und Alle, die sich einem Häuptlinge oder Pächter anschließen, und auf seinem Grund und Boden um Nahrung und Kleidung arbeiten, oder auch solche, die für eigene Nahrung Felder bewirthschaften.

Obgleich die Häuptlinge nicht mit jener knechtischen Unterwürfigkeit verehrt werden, wie man sie häufig bei andern barbarischen Völkerschaften trifft, die unter einer willkürlichen Herrschaft stehen, so bewies das gemeine Volk doch stets gegen sie eine dem Rang oder Amte der Häuptlinge entsprechende Ehrfurcht. Diese stieg jedoch gegen die geheiligten Häuptlinge *) zu einer Art von Anbetung; das gemeine Volk durfte ihren Leib nicht berühren, und warf sich vor ihnen auf den Boden nieder; auch ihre Wohnungen durfte es nicht betreten, ohne vorher dazu die Erlaubniß erhalten zu haben. Das Benehmen der Häuptlinge unter sich war höflich, und bewies die Absicht, sich gefällig zu seyn, während sie insgesammt in ihren Berührungen mit dem Könige eine Art von Etikette beobachteten. Der König ist gewöhnlich von einer Anzahl Höflingen oder Günstlingen umgeben, die man Punahele heißt, die seine Vergnügungen und Beschäftigungen theilen, mit Staatsangelegenheiten aber sich nicht zu befassen haben. Im Zustande der Trunkenheit, der an dem Hofe früher nicht ungewöhnlich war, wurden freilich die Schranken der Etikette nicht beobachtet, allein zu jeder andern Zeit legten selbst die Günstlinge der Könige eine tiefe Ehrfurcht gegen sie an den Tag. Kapihe und Kekuanoa, die den König Rihoriho nach England begleiteten, sah man oft vor dem Könige erscheinen und schweigend verharren, was sie auch immer bei ihm auszurichten hatten, bis er an sie das Wort richtete; auch blieben sie stets so lange vor ihm stehen, bis er ihnen zu sitzen erlaubte.

In einiger Beziehung gleicht die Staatsverfassung der alten Feudalherrschaft der nordischen Völker. Viele Jahrhunderte hindurch standen nicht nur die einzelnen Eilande unter besondern Herrschern, sondern auch größere Bezirke derselben waren unabhängigen Häuptlingen oder Königen unterworfen, und bis auf Rihoriho, den letztverstorbenen König, scheinen die Inseln nie unter einem Beherrscher vereint gewesen zu seyn. Der König ist auf allen Inseln als Herr und Eigenthümer des Bodens durch Erbrecht oder das Gesetz der Eroberung anerkannt. Nachdem Tahamea den größern Theil der Inseln unterworfen hatte, vertheilte er unter seine geliebtesten Häuptlinge und Krieger das Land mit der Bedingung, nicht allein ihm Kriegsdienste, sondern auch jährlich eine bestimmte Abgabe zu leisten. Diese Art der Landesvertheilung scheint bei

---

*) Geheiligte Häuptlinge waren solche, die unter dem Tabu standen, von dem in einem spätern Artikel die Rede seyn wird. Anm. d. R.

ihnen eine altherkömmliche Sitte, da die Hupahora oder Papahora, Vertheilung des Landes unter die Ranakira oder Sieger stets auf die Eroberung eines Bezirkes oder einer Insel folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Persepolis. *)

Farsistan ist, so zu sagen, der klassische Boden Persiens; dieses Land, die Wiege der Familie des Cyrus, war für dessen Nachfolger der geweihte Boden, wo die Könige mit der höchsten Gewalt bekleidet und begraben wurden. Nach der Eroberung Persiens durch Alexander nahmen jedoch andere Neigungen und Erinnerungen die Aufmerksamkeit der persischen Monarchen in Anspruch, bis endlich Artaxerxes oder Ardeschir, ein Sprosse aus dem Blute des Cyrus, wie er sich selbst nannte, der im Jahre 227 n. Chr. sich des Thrones bemächtigte, wieder eine Art Vorliebe für Farsistan blicken ließ, und es wurde nun, bis zur Eroberung des Landes durch die Türken, für jeden seiner Nachfolger zum Ehrenpunkte, irgend einen Beweis seiner Erinnerung in Farsistan zu hinterlassen. Daher findet man jetzt noch an mehreren Orten Ueberbleibsel von Monumenten, die zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden, und von denen jene, die man gewöhnlich die Ruinen von Persepolis nennt, unstreitig die merkwürdigsten sind. Sie liegen nordöstlich in einiger Entfernung von Schiras und erstrecken sich bis auf zwanzig Meilen gegen Norden. In ihrem Bereiche sieht man jetzt bebaute Felder und mehrere Dörfer, von denen Merbascht und Murghab die bedeutendsten sind. Hier eine Beschreibung dieser Gegenden, an die so unendliche Erinnerungen sich knüpfen, wie Reisende, die jene Ruinen erst kürzlich besuchten, sie geben:

„Nahe bei Merbascht, am Fuße eines grauen Marmorgebirgs, gewahrt man eine Art Platform in den Felsen gehauen, deren vier Seiten den Himmelsgegenden entsprechen. Diese Stelle wird von den jetzigen Persern „Tschihl-Minar“ oder die vierzig Säulen genannt, und hier scheint der Palast gestanden zu haben, den Alexander in trunkenem Muthe zum Theil verbrennen ließ, um dadurch den ewigen Untergang des Reichs des Cyrus zu bezeichnen. Das Ganze hat die Gestalt eines Amphitheaters und mehrerer übereinander angelegter Terrassen. Die Stufen von einer Terrasse zur andern sind so breit, daß zehn Reiter neben einander sie ersteigen könnten. Auf der Fläche jeder Terrasse sieht man noch Reste von Bogengängen und Trümmer von Gebäuden mit Zimmern, die, wie es scheint, bewohnt waren, und im Hintergrunde endlich, nach dem Felsen zu, an den dieses ungeheure Gebäude sich anlehnte, befinden sich zwei in den Felsen gehauene Grabmäler, deren Eingang man bis jetzt noch nicht entdecken konnte. Die Treppen, Bogen und Gewölbe bestehen aus Marmor, ohne Kalk oder Mörtel zusammengefügt, und doch sind die Steine so gut verbunden, daß man nur mit Mühe die Fugen entdeckt.

„Was diesen Gebäuden ein noch größeres Interesse gibt, ist, daß die Mauern mit Basreliefs und Inschriften bedeckt sind, über deren Bedeutung lange ein geheimnißvoller Schleier lag, den der Scharfsinn der Gelehrten jedoch zum Theil gelüftet hat. Einige der Basreliefs stellen den Herrscher dar, theils wie er den Großen seines Hofes Audienz ertheilt, theils wie er religiöse Ceremonien verrichtet; weiterhin sieht man eine Art von Prozessionen. Auf andern Stellen der Mauer sind Kämpfe von Thieren gegen einander und gegen Menschen vorgestellt; diese Thiere sind größtentheils von fabelhafter Bildung, und aus Theilen verschiedener Thiere zusammengesetzt, die an den Quellen des Oxus, in der Bucharei und in Tübet zu Hause sind, als Greife, Drachen, das Einhorn u. s. w. Die Buchstaben der Inschriften sind bekanntlich sogenannte Keilschrift, und manche findet man oft drei Mal, jedoch auf verschiedene Weise wiederholt, weil sie wahrscheinlich verschiedenen Sprachen angehörten. Aus der einfachsten dieser Inschriften, in welcher die Worte durch Winkel oder einen schräg gestellten Nagel getrennt sind, hat Herr Grotefend die Namen des Darius, Sohns des Hystaspes und seines Sohnes Xerxes, entziffert. Unstreitig wurden diese erhabenen Gebäude unter den ersten Nachfolgern des Cyrus errichtet; die Thiergestalten und die religiösen Ceremonien erinnern an Zoroasters Lehre, die wie bekannt in Bactria ihren Ursprung und unter jenem mächtigen Geschlechte Gesetzeskraft hatte.

„Einige Meilen nördlich von Tschihl-Minar liegt ein anderer Berg, in den ebenfalls vier, den ersten beiden fast ganz ähnliche, Gräber gehauen sind. Herr Ker-Porter, der eines derselben besuchte, bemerkte noch deutliche Spuren der Gewalt, deren es bedurft hatte, um den Eingang zu öffnen. In der Nähe dieses Grabes finden sich sechs Basreliefs aus einer spätern Zeit, die der Dynastie der Sassaniden im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören. Auf einem sieht man „Ormuzd,“ den guten Genius der Religion der Magier, der dem Artaxerxes, dem Gründer der Sassanidendynastie ein Diadem überreicht, von welchem Opferbinden herabhängen: das Sinnbild der königlichen Würde. Zwei Inschriften, eine in der Pehlwi- und die andere, als Uebersetzung, in griechischer Sprache, lassen keinen Zweifel über die Deutung dieser herrlichen Arbeit. Ein zweites Basrelief stellt eine Fürstin dar, die von einem Manne, der der König, ihr Gemahl, zu seyn scheint, ein ähnliches Diadem erhält. Auf einem andern Basrelief sieht man einen Monarchen zu Pferde, der eine vor ihm stehende Person bei den Händen faßt, neben welcher ein Mann in flehender Stellung auf den Knien liegt. Da dieselbe Scene auch auf den Monumenten von Schapur vorgestellt ist, und da hier die stehende sowie die kniende Figur römisch gekleidet sind, so läßt sich annehmen, daß beide Basreliefs den unglücklichen Kaiser Valerian vorstellen, der in die Gewalt Sapors I fiel. Das Gebirg, in welches jene vier Gräber gehauen sind, sammt den sechs Basreliefs, wird im Lande „Nakschi-Rostem oder Gestalt des Rostem genannt, weil das Volk auf ihnen das Bild dieses alten persischen Helden zu erblicken glaubte.

„Nicht weit von Nakschi-Rostem, in einer „Nakschi-Redscheb“ genannten Gegend, findet man drei ebenfalls in den Felsen gehauene Basreliefs, von denen das eine einen König zu Pferde mit einem Gefolge von neun Personen darstellt; der Kopf der erstern Figur ist später von den Persern verstümmelt worden. Auf den beiden übrigen Basreliefs sieht man zwei Figuren, die sich ein Diadem entreißen zu wollen scheinen, eine Inschrift in der Pehlwi- und in griechischer Sprache sagt, daß die Figur zu Pferde Sapor I ist.

„Nördlich von Nakschi-Rostem und Nakschi-Redscheb, in einer Ebene Namens Murghab, findet man ein kleines viereckiges Gebäude auf einem ungeheuer großen Piedestal von weißem Marmor. Das Volk nennt dieses Gebäude „Meschhed-Mader-i-Soleyman“ oder das Grab der Mutter Salomo's, der Gewohnheit der Orientalen zufolge, jedes Monument, dessen Entstehung ihnen nicht bekannt ist, dem großen Salomo zuzuschreiben. Da der Styl dieses Gebäudes mit der Beschreibung übereinstimmt, die Diodor von Sicilien von dem Grabmale des Cyrus macht, so hält es Herr Ker-Porter für das Mausoleum dieses großen Fürsten, und die Ebene, in der es liegt, scheint ihm Passargade zu seyn.“

Dieß sind die Denkwürdigkeiten, die der Boden von Persepolis bietet, und die bei fortgesetzter Untersuchung an Interesse nur gewinnen können. Noch muß man bemerken, daß ein Theil dieser Ruinen wegen ihrer Lage am Fuße der Gebirge noch unter Geröll vergraben liegt, und daß man in den Ebenen hie und da auf Trümmer von Säulen, von Steinen mit Inschriften und Basreliefs stößt. Oft finden sich neben diesen erhabenen Resten des ehrwürdigen Alterthums arabische Inschriften, die zum Theil der Regierung der Boniden und zum Theil dem Zeitalter eines Enkels des großen Tamerlan angehören.

*) Wir theilen diese kleine Notiz über die Ruinen von Persepolis aus dem „Moniteur Ottoman“ mit, nicht als ob sie besonders neue Angaben enthielte, sondern weil sie kurz und faßlich eine Uebersicht des hauptsächlich Wissenswürdigen über diese prachtvollen Denkmäler des Alterthums gibt.
A. d. R.

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Aus der Zeitung von Odessa).

Jeder Distrikt oder Ajanlik wird von einem Ajan regiert, der die ausübende Gewalt und die Verwaltung der Finanzen besorgt. Dem Ajanen steht immer ein von der Gemeine gewählter Bulgare zur Seite, der den Titel eines Tscharabadji oder Kadjibaschi hat. Der Ajan hat nicht das Recht, sich selbst einen Beamten zu ernennen; aber er kann den gewählten absetzen und verlangen, daß man einen andern ernenne. Dieß geschieht jedoch nur sehr selten und meist nur dann, wenn die ärmere Klasse der

Bulgaren, die bei der Wahl keine Stimme hat, sich bei dem Ajan gegen den Tscharabadji beschwert, worauf dann der erstere, nach vorausgegangener Untersuchung den Beamten zuweilen entsetzt. Indeß entsagt der Tscharabadji, wenn er sieht, daß der Ajan ihm nicht geneigt ist, meist freiwillig seiner Stelle. Der Tscharabadji hat die Pflicht auf sich, alles Nöthige in Vollzug zu setzen, um den Vorschriften und Forderungen der Ajanen zu genügen, und also auch die Lieferungen an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen für die Türken, die Istschiri genannt werden, zu veranstalten. Dem Tscharabadji ist noch ein anderer Bulgare beigegeben, der den Titel Kadzimal oder Schreiber hat, nebst einem Türken, den man Koidji nennt und der nöthigenfalls den Kadzimal in die Dörfer begleitet. In jedem großen Dorfe oder Kreise befindet sich ein türkischer Chef, Subaschi oder Izobtschi genannt, der ebenfalls seinen vom Dorfe oder der Gemeinde ernannten Tscharabadji an der Seite hat, dem gleiche Pflichten, wie jenem den Ajanen beigegebenen obliegen. Der Subaschi wird vom Ajan ernannt. In den von Wojewoden verwalteten Wojewodschaften findet dieselbe Rangordnung unter den Beamten statt wie bei den Ajanliks. *) In den Ajanliks, wo ein dem Fiskus gehöriges Eigenthum besteht, sey es nun ein Zoll oder irgend eine andere Abgabe, deren Ertrag in die Kasse des Sultans fließt, ist die Verwaltung einem eigenen Beamten übergeben, der den Titel Wojewoda hat, und dessen Anstellung, so wie die der übrigen Wojewoden, von Konstantinopel aus verpachtet wird. Oft geschieht es, daß Bulgaren solche Aemter in den Ajanlyks kaufen. Der Wojewode und der Ajan, die sich in Einem Ajanlyk befinden, sind gänzlich unabhängig von einander. Gegenwärtig sind diese Wojewoden durch Serdars ersetzt worden, die ungefähr den Wirkungskreis unsrer Polizeibeamten haben, und über kleinere Vergehen der Eingebornen, als z. B. über Verkauf nach falschem Gewichte u. dgl., entscheiden. Jedes Ajanlyk oder jede Wojewodschaft hat einen Kadi oder Richter, der weder unter dem Ajanen noch unter dem Wojewoden, ja nicht einmal unter dem Pascha steht. Diese Aemter werden auf einige Monate in Konstantinopel verkauft. Die Bulgaren, die von ihren Glaubensverwandten gerichtet seyn wollen, sind mit dieser Einrichtung sehr unzufrieden.

Die Erhebung der Abgaben geschieht, wenn das Land ruhig ist, zweimal im Jahre. Zu diesem Zwecke versammelt der Ajan alle Tscharabadjis seines Ajanlyks jedes Mal am Tage des heiligen Georgs (23 April) und am Tage des heiligen Demetrius (26 November) im Hause des Kadi, und theilt ihnen den Bestand der Ausgaben für sechs Monate mit. Gewöhnlich bezahlt er die Summe, die nach Konstantinopel geliefert werden muß, aus seiner Tasche und vergrößert sie so wie das Budget aller übrigen Ausgaben, um sich keiner unangenehmen Verantwortlichkeit auszusetzen. Hierauf nimmt er mit den Tscharabadjis die Vertheilung der Summe auf die einzelnen Dörfer vor; ein Geschäft, bei dem nicht immer Unparteilichkeit waltet. Ueberdieß wird noch ein Para von jedem Piaster oder dritthalb Prozent für den Kadi zum Voraus abgezogen. **) Solche Versammlungen finden jedoch nur dann statt, wenn die Pforte durch einen Ferman eine außerordentliche Vermehrung der Einkünfte verlangt. Im gewöhnlichen Geschäftsgange nimmt der Ajan die willkürliche Vertheilung der Abgaben auf die einzelnen Dörfer selbst vor. Jene Ajanen, denen daran gelegen ist, sich auf ihren Posten zu erhalten, machen, besonders in Oberbulgarien, nie eine solche Vertheilung ohne Vermittlung der Generalversammlung. Die Türken, welche in den bulgarischen Ajanlyks ansässig sind, bezahlen die gleichen Abgaben. Zahlt ein Dorf die ihm zugeschiedene Summe nicht auf der Stelle, so begibt sich der Kadzimal in Begleitung von Türken sogleich dorthin, um die Bezahlung zu erzwingen, wobei dann diese Exekutionsmannschaft noch zehn Prozent für ihre Mühe erhebt. ***) Sobald die Gesammtsumme der Auflagen für jede Stadt oder jedes Dorf bestimmt ist, machen die Tscharabadjis ihre Vertheilung auf die einzelnen Familien oder Individuen, und zwar ebenfalls nicht immer mit Unpartheilichkeit. Rücksichtlich der Auflagen ist das Volk in drei Klassen getheilt, von denen die erste in gewöhnlichen Zeiten bis zu tausend Piaster, die zweite von zweihundert bis zu fünfhundert Piaster und die dritte von hundert bis zu hundert und fünfzig Piaster jährlich bezahlt. Die Tscharabadjis versetzen einzelne Individuen, je nach der Zu- oder Abnahme ihres Vermögens, in eine andere Klasse; eine solche Versetzung geschieht jedoch oft auch auf einen Beschluß des Ajans. In Kriegszeiten haben die Auflagen keinen festen Satz; während des letzten Krieges waren sie drei Mal stärker als gewöhnlich, andere durch den Krieg verursachte Abgaben ungerechnet.

(Schluß folgt.)

*) Seit einiger Zeit fängt man an, die Woiewoden durch Ajanen zu ersetzen. Indeß behalten die Distrikte noch immer den Namen Woiewodschaften.

**) Auf alle Fälle erhält der Kadi siebentausend Piaster für sechs Monate, und reicht der Bezug von einem Para für jeden Piaster nicht hin, so wird ihm das Fehlende aufgezahlt.

***) Dieser Gebrauch besteht noch jetzt in der Moldau und Wallachei, nur nehmen hier mehrere Beamten und Gerichtsstellen an diesem Privilegium des Bezugs von zehn Prozenten Theil, das sogar auch auf Privatschulden ausgedehnt wird.

Die Bevölkerung Rußlands im Jahre 1829.

(Schluß.)

III. Zum Militär gehörige unbesteuerte Unterthanen.

In der regulären Militäransiedlung aus den Kronbauern übergeführte	189,870
Die Kosakenheere: Im Donischen:	
Offiziere	1,585
Kosaken	90,223
In dem Tschernemorskischen:	
Offiziere	509
Kosaken	57,679
Längs der kaukasischen Linie angesiedelte:	
Offiziere	508
Kosaken	32,507
Im Astrachanischen:	
Offiziere	282
Kosaken	12,079
Im Orenburgischen:	
Offiziere	617
Kosaken	51,160
Im Stawropolischen:	
Offiziere	58
Kosaken	1,790
Im Baschkirischen:	
Offiziere	4,241
Kosaken	160.689
Geistlichkeit	2.559
Im Metscheräkischen:	
Offiziere	872
Kosaken	29.709
Geistlichkeit	578
Im Ssibirischen:	
Stadtmilitär	5.718
Gränzmilitär	5.816
In den Linienkosaken:	
Offiziere	229
Kosaken	19.776
Nomadisirende Kalmucken	28.544
Nomadisirende Kirgisen	68.810
Im Ganzen	747,557

IV. In den Revisionslisten nicht Eingetragene.

Zum Erbadel gehörige und ins Adelbuch eingetragene	146.330
Persönliche Edelleute	46.441
Oberoffizierskinder	19,889
Beamte	19,854
Bürgerliche	92,999
Verabschiedete Soldaten	85,791
Ausländer	16,581
Im Ganzen	427,686

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Karte der Sandwichinseln.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 38. 7 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

2) Die Verurtheilung.

Bevor ich für Guzman Schritte thun konnte, deren Erfolg mir allein von einer wahren unumwundenen Darlegung der Verhältnisse abzuhängen schien, mußte ich den Gefangenen sehen und sprechen. Erst am folgenden Morgen, Dienstag um zwölf Uhr, erhielt ich unter der Aegide eines Alcaden des Gerichtshofes die Erlaubniß, Jose in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Man führte mich in ein enges, feuchtes und dunkles Gewölbe, wo ich Guzman mit Fesseln an den Füßen auf Stroh liegen fand. Ich setzte mich auf einen Stein den einzigen Sitz in diesem Kerker neben ihn. Der Gefängnißwärter entfernte sich, und ließ uns allein im Dunkeln zurück. Der junge Mensch schwieg. Wahrscheinlich hielt er mich für einen jener Vögel von schlimmer Vorbedeutung; für einen Alcaden, Alguazil oder Escribanos, die sich im Gefängnisse, gleich der Eule auf der Wohnung eines Sterbenden, sehen lassen. Ich brach zuerst das Schweigen, indem ich meinen Wunsch zu erkennen gab, ihm in seiner gefährlichen Lage beizustehen, wobei es jedoch von seiner Seite nöthig sey, sich mir ganz und ohne Rückhalt mitzutheilen. Jose dankte mir mit Wärme, obgleich er mit vollkommener Resignation gestand, daß er keine Hoffnung habe, und sich als verloren betrachte. Er erzählte mir Alles, nur von seiner Liebe schwieg er. „Ihr hofft nicht mehr, Pepe, sagte ich ihm, allein Mariquita will, daß ihr hofft." — „Mariquita, rief er mit zitternder Stimme. — Sie haben Sie also gesehen, Sie wissen Alles! — Wohlan so will ich noch hoffen, weil sie mich noch liebt. Einige Tage werden noch verstreichen, bevor mein Urtheil gesprochen wird — vielleicht kann man diese Zeit benützen." —

Dieß war auch mein Gedanke. Wir hatten uns verrechnet. Da die Diebstähle in Madrid täglich zunahmen, so hatte der Minister der Gerechtigkeit und Gnade, um die Verbrecher durch ein nachdrückliches Beispiel zu schrecken, noch an demselben Morgen von dem Gerichtshof der Alcaden im Namen des Königs das Urtheil in diesem Prozesse verlangt, und im Falle der Verurtheilung die unverzügliche Hinrichtung des Schuldigen. Im Augenblicke, wo ich Guzman verlassen wollte, trat der Gefängnißwärter mit einer Laterne in der Hand und von einem „Mandadero" (einer Art Gerichtsdiener) begleitet ein, der dem Angeklagten den Befehl gab, ihm zu folgen, um die Eröffnung seines Urtheiles zu vernehmen. Die Sentenz erfolgte gewöhnlich nicht so schnell. Dieser schleunige Rechtsgang schien von keiner guten Vorbedeutung. Ich fühlte mich sehr beunruhigt. Wenn er verurtheilt wurde! War es dann nicht eine Grausamkeit von mir, Hoffnungen in ihm zu beleben, die so schnell und furchtbar getäuscht werden sollten? Der junge Mensch schien weniger bestürzt als ich; er stand so schnell auf, als es ihm seine gefesselten Füße erlaubten, und folgte dem Mandadero. Als er auf der Schwelle seines Gefängnisses stand, nahm ihn der Kerkermeister — eine dicke schwerfällige Gestalt mit dichtem rothem Backenbart bei Seite, und sagte zu ihm:

„Amigo, es ist möglich, daß Euch ein Unglück begegnet, was zwar die santissima Virgen del Carmen verhüten möge! Allein wenn es Gottes Wille wäre, daß Ihr in die „Capilla" *) kämet, so will ich Euch nur bemerken, daß die Brüderschaft „de Paz y „Caridad," Euch fünfhundert Realen zustellen wird, über die Ihr zu Gunsten von Jedem, den Ihr wollt, verfügen könnt. Da wär' es denn, dächt' ich, ein gutes Werk von Euch, wenn Ihr in Eurem Testamente eines armen Menschen gedenken wolltet, der Euch in seinem Gebete nicht vergessen würde."

Ein Lächeln aus Verachtung und Mitleid gemischt, malte sich auf dem Gesichte des Angeklagten, indem er sagte: „Seyd ruhig, mein Freund, ich werde mich Eurer Bitte erinnern."

Noch blieb mir ein schwacher Schimmer von Hoffnung. Der Mandadero ging voran. Ich folgte, indem ich Guzman unterstützte, der wegen der Eisen an seinen Füßen nur mühsam sich bewegte. Wir befanden uns in einem langen und schmalen Gang. Wenn am Ausgang desselben der Mandadero sich links wendete, so war Guzman gerettet. Man führte ihn dann in die „Sala de Declaraciones" — in den Saal der Erkenntnisse, wo kein Todesurtheil ausgesprochen wurde, er konnte hier höchstens zu einigen Jahren „Presidio" (Galeere) verurtheilt, vielleicht gar freigesprochen werden. Wenn der Mandadero dagegen sich rechts wendete, war der Angeklagte verloren, man führte ihn dann in die Capilla. Es war ein furchtbar langer Weg durch den Corridor. Als der Mandadero an's Ende gekommen war, blieb er stehen, und zu erwarten; denn wir waren zurückgeblieben. Als wir ihn erreicht hatten, ging er rechts

*) Die „Capilla," Kapelle, in die bloß die zum Tode Verurtheilten gebracht werden.

ab. Es war um Guzman geschehen, der Weg ging nach der Capilla. Der junge Mensch schleppte sich fort, indem er sich auf mich stützte. Ich spürte wie ein heftiger Schauder seinen Körper schüttelte. Ein kalter Schweiß stand auf meiner Stirne. Als dieser erste Schrecken vorüber war, empfanden wir vielleicht beide ein minder schmerzliches Gefühl bei der unerbittlichen Gewißheit des Todes als bei der Höllenangst auf dem Wege durch den Corridor. Wir waren vor der Pforte der Capilla angelangt; sie stand offen. Der Mandadero blieb auf der Schwelle stehn, und befahl Guzman gleichfalls stehen zu bleiben. Dieß dauerte einige Minuten. Es war unverkennbar, man hatte Guzman in der Capilla erwartet. Alle nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange waren bereits von der Brüderschaft „de Paz y Caridad" für diesen Tag getroffen. Diese Brüderschaft ist eine fromme Verbindung, die nach allen Kräften den zum Tode Verurtheilten von ihrem Eintritt in die Kapelle bis zu ihrem letzten Augenblicke beisteht, und auch nach der Hinrichtung für das Begräbniß besorgt. Guzman fand hier sechs Brüder der Gesellschaft, die bestimmt waren — ihm Hülfe und Beistand zu leisten.

Es schlug die Mittagsstunde auf dem Thurm von Santa Cruz, und wenige Augenblicke darauf nahten sich feierlichen Schrittes aus der Tiefe des Corridors sechs Alguazils, vier Carceleros und der Alcaide des Gefängnisses, *) voran ein Alcade, alle in schwarzer Kleidung. Vor der Pforte der Capilla, dem Angeklagten gegenüber, blieben sie stehen. Der Alcade las hierauf das Urtheil vor, das Jose Guzman zum Tode an der „Horca" — dem Galgen — wegen eines Diebstahles von 20 Realen mit Einbruch verurtheilte. Der Alcade las die Sentenz mit aller gebührenden Würde vor, und schien sein Gefühl so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß er auch nicht die leiseste Spur davon verrieth. Er las mit einem äußerst reinen kastilianischen Accent, sprach jedes Wort rein und deutlich aus und nicht eine Saite seiner Stimme erbebte, nicht die mindeste Zuckung auf seinem Gesichte verrieth einen einzigen ungehorsamen Nerven. Guzman hatte während des Vorlesens nicht weniger Ruhe bewiesen als der würdige Alcade, der ihn den Händen der Brüderschaft überließ. Diese führte ihn in die Capilla und der Alcade entfernte sich eben so feierlich mit seinem Gefolge von Aguazils und Carceleros, als er gekommen war.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

2. Die Parteien.

Die Parteien in Mexiko haben im Verlaufe der Revolution oft die Namen gewechselt. Anfangs waren es die Patrioten und Guachupins, später die Republikaner und Imperialisten, endlich die Föderalisten und Centralisten, die man auch Schotten und Yorkinos nannte. Gegenwärtig, im Jahre 1830, erheben sich zwei große Parteien, in die sich wahrscheinlich die ganze Bevölkerung theilen wird, wie vormals die Kreolen und Spanier die einzigen Gegner waren. Diese beiden neuen (oder vielmehr sehr alten) Parteien sind die des Landes und die der Kreolen, die sich wieder in einige Fraktionen abtheilen. Um ihre Ansichten und Absichten zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Mexiko noch im Kriege gegen Spanien steht, daß seine Unabhängigkeit noch nicht anerkannt ist, daß seine Regierung noch keine Festigkeit hat und wandelbar ist, wie in den Vereinigten Staaten von 1783 bis 1789, selbst noch nach dem Frieden mit England.

Die Partei des Landes, die sich selbst die Patrioten oder die alten Mexikaner nennt, ist die zahlreichste, weil sie fast alle Indianer und Racen von gemischtem Blut enthält. Die Kreolen bezeichnen sie verachtungsweise mit dem Namen: „gentes irrazionales," vernunftlose Menschen — während diese die Kreolen Söhne der Guachupins heißen. Erstere, obgleich sie in der gegenwärtigen Zeit im Ganzen noch eine unwissende Masse bilden, zählen unter sich doch auch unterrichtete Leute. Sie verabscheuen die Spanier, die sie Verwüster, Räuber und Tyrannen schelten. Sie läugnen, von Cortez unterjocht worden zu seyn. Ihre Vorfahren, die Mexikaner, sagen sie, seyen von ihren Feinden, den Tlaskalanern besiegt worden, unter denen sich eine Handvoll Spanier befunden, die durch ihre Feuerwaffen Schrecken verbreitet und nach Mexiko's Zerstörung alle Indianer entwaffnet, die Edlen des Volks, die Priester und Krieger getödtet, die Tempel, die Götterbilder und die Bücher jeder Art zerstört, die Schätze, die Ländereien und die Weiber von edlem Geblüte geraubt, das Volk zu einer tiefen Unwissenheit und grausamen Knechtschaft herabgewürdigt und ihm neue Heilige und neue Götzenbilder aufgedrungen habe. Gegenwärtig, nachdem diese tyrannischen Guachupins vertrieben und die Kreolen selbst, als Abkömmlinge der von den Spaniern geraubten Frauen, Mexikaner seyen, könne man sie nur als eine einzige Nation betrachten.

Nachdem die Indianer ihre Freiheit errungen haben, und man ihnen den Gebrauch der Waffen gestattet und gleiche Rechte verliehen hat, müssen sie auch religiöse Freiheit, eine größere Theilnahme an den Stellen und Einkünften, und ein allgemeines Erziehungssystem erlangen. Die Kreolen können es zwar verschieben, diesen gerechten Forderungen nachzugeben; allein die Nationalpartei wird früher oder später doch siegen, und der Herrschaft über das Land theilhaftig werden. Die Fraktionen dieser Partei weichen nur in einzelnen Punkten in ihren Meinungen von einander ab, und die Kreolen bemühen sich diese Schattirungen in neue Parteien zu spalten, um ihre Kraft getheilt zu erhalten, und zu schwächen. So glauben die Einen, daß man mit den Spaniern niemals Friede machen, für die Anerkennung der Unabhängigkeit nichts bezahlen, und niemals mehr, auch nach dem Frieden nicht, Guachupins in's Land lassen solle. Diese Ansicht ist sehr weit verbreitet, und ihre Gegner nennen die Anhänger derselben „Antiguachupins." Eine andere Fraktion will alle Kirchengüter eingezogen haben, um die Staatsschuld zu bezahlen; deßgleichen verlangt sie, den Erpressungen der Geistlichkeit dadurch ein Ende zu machen, daß man sie mit einem bestimmten mäßigen Gehalte besoldet. Diese Ansicht hat viele Anhänger im Heere und selbst unter den Kreolen. Die Priester nennen sie insgesammt „die Ungläubigen" (infideles). Eine dritte Schattirung der Patrioten will eine Grundsteuer eingeführt wissen,

*) Die Carceleros, Gefängnißwärter; der Alcaide des Gefängnisses, der oberste Kerkermeister.

wodurch ein stehendes Einkommen gebildet würde, allein die großen Gutsbesitzer (und einige derselben haben unermeßliches Grundeigenthum) benützen ihren Einfluß, dieser heilsamen Maßregel entgegen zu arbeiten, obgleich durch sie allein es möglich würde, die Kosten der Regierung, die Interessen der Staatsschuld und den rückständigen Sold des Heeres zu bezahlen. Statt dessen nimmt man seine Zuflucht zu Monopolen, Stempelanlagen und Lotterien, ohne eine hinreichende Revenue zu schaffen, während das Grundeigenthum ganz unbesteuert bleibt.

Die andere Partei, die der Kreolen, die sich oft auch die „Nacionales" nennen, beherrscht das Land mit Hülfe der Generale und Bischöfe, der Priester und Mönche, der Richter und Advokaten, der Beamten und Monopolbesitzer, die fast alle von dieser Klasse sind. Allein im Heere, in der legislativen Versammlung, unter den verschiedenen Handwerken, selbst unter den Gutsbesitzern, haben die Patrioten bereits die Majorität. Während die Indianer nur kleine Pachtungen und Gärten besitzen, haben die Kreolen oft wahrhaft fürstliche Besitzungen von 50 bis 100,000 Morgen Landes. Zwar geben sie sich den Anschein, die Indianer zu verachten, denen sie Unwissenheit, Blödsinn und viele Laster vorwerfen: allein sie wissen gar wohl, daß eben diese Fehler, durch die es ihnen allein möglich ist, die Indianer zu beherrschen, ein großes Gewicht in die Schale legen, wenn man ihres patriotischen Beistandes bedarf. Viele von den liberalen Kreolen haben sich bereits mit den Patrioten vereinigt, und die übrigen werden das Gleiche thun, wenn sie einsehen, daß sie nachgeben müssen. Uebrigens ist die Partei der Nacionales selbst unter sich getheilt. Die aristokratische Partei will die Kirche und das Grundeigenthum in allen ihren Vorrechten aufrecht erhalten. Man nennt sie „Yorkinos" und „Anglicanos," weil sie von England geleitet werden, und sich wieder mit Europa in Verbindung setzen möchten. Einige von dieser Partei hegen sogar noch heimlich eine Sehnsucht nach der „väterlichen Herrschaft der Spanier." Diese Partei herrscht in Merito, seit Bustamente Guerrero gestürzt hat, der als Mestize der Abgott der Patrioten war. Guerrero's Talente waren unbedeutend, man kann ihn mit Paez von Venezuela vergleichen. Man konnte ihn entfernen, sogar verbannen, so wenig fürchtete man ihn. Indeß ist seine Partei zahlreich und bereitet sich vor, Bustamente Widerstand zu leisten, der ungeachtet seines Talentes gestürzt werden wird, da er allzu sehr Aristokrat ist. Die Furcht vor einem neuen Bürgerkriege allein hindert die Patrioten kräftig aufzutreten. Doch dieser Krieg hat bereits begonnen und ist noch nicht geendigt.*) Bravo ist ein braver und rechtschaffener Patriot von einigem Talent. Obgleich er dieser Partei angehört, könnte er doch zur Präsidentschaft gelangen und dann würde er wahrscheinlich den Washington spielen, wenn ihn anders seine Umgebung nicht daran verhinderte. Der erste Präsident Vittoria ist ein guter Landwirth geworden. Petrazza war von Allen verabscheut, außer von den Ultras seiner Partei, da er von Spanien erkauft war. Santanna wird wegen seiner Grausamkeit und Habsucht von den Indianern verabscheut und von den Republikanern gehaßt, weil er Imperialist war.

*) Der Verfasser schrieb diesen Beisatz im J. 1830. Bekanntlich ist der Aufstand der Anhänger Guerrero's nicht geglückt.

Anm. d. R.

Die zweite Fraktion der kreolischen Partei wird die Centralisten genannt, die das Föderativsystem umstürzen, und eine Centralregierung einführen möchten. Viele Mitglieder der Kirche und des Heeres gehören ihr an, wie sie es denn auch für sachdienlich hielten, Bustamente gegen die Patrioten zu unterstützen. Die liberalen Kreolen, die alten Imperialisten, die Spanischgesinnten (denn auch solche gibt es unter den Kreolen) bilden die verschiedenen Schattirungen dieser Partei. Die beiden letzten Kategorien sind von keiner Bedeutung; allein die liberalen Kreolen, die sich mit jedem Tage vermehren, könnten ein großes Gewicht in der Wagschale werden. Die Politik der gegenwärtig am Ruder der Gewalt stehenden Partei besteht darin, den englischen Einfluß zu begünstigen und Spanien durch England die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit abzunöthigen oder die Erlaubniß zu einem Angriffe auf Cuba zu erhalten, das eine Entschädigung für den Frieden wäre oder ein Mittel, ihn herbeizuführen. Die Eroberung dieser Insel würde nicht schwer seyn, wenn die Merikaner unter sich einig und nicht von innern Erschütterungen bewegt wären; unter den gegenwärtigen Verhältnissen jedoch, am Vorabende neuer Kämpfe für die Freiheit, kann dieser Wunsch keiner Erfüllung entgegensehen.

(Schluß folgt.)

Kriminaljustiz in Frankreich.

(Aus dem im Moniteur enthaltenen Berichte an den König.)

Die französischen Gerichtshöfe urtheilten im Jahre 1830 7068 Anklagen nach angehörter Vertheidigung und 664 in Kontumaziam ab. Unter den erstern waren 6962 Angeklagte begriffen, unter letztern 787. Im Vergleiche mit dem Jahre 1829 zählte man 458 Anklagen und 570 Angeklagte weniger — eine auffallende Erscheinung unmittelbar nach einer Revolution, die große Unordnungen nach sich ziehen konnte. Mitten unter der Auflösung der politischen Ordnung, in der heftigen Gährung von Parteien und Leidenschaften, ist dieses Resultat ein Beleg für die fortgeschrittene Ausbildung des sozialen Körpers. Wenn man die in diesem Jahre vor den Assisenhöfen abgeurtheilten politischen Preßvergehen mit 13 Anklagen und 18 Angeklagten; die nach der frühern Gesetzgebung von der korrektionellen Justiz abgehandelt worden wären, hinwegrechnet, so würden sich 451 Anklagen und 388 Angeklagte weniger finden, als im Jahre 1829.

Das Verhältniß der Verbrechen gegen die Personen zu den Verbrechen gegen das Eigenthum ist fortwährend ein abnehmendes. Von den 7068 Anklagen hatten 5910 Verletzungen des Eigenthums zum Gegenstande, und 1158 Verbrechen gegen Personen. Das Verhältniß der letztern war im Jahre 1825 29 auf 100; 28 in den Jahren 1826 und 1827; 25 im Jahre 1828; 24 im Jahre 1829; 25 im Jahre 1830.

Das Verhältniß der Angeklagten zur Bevölkerung des Königreiches war im Jahre 1829 1 auf 4321; im Jahre 1830 1 auf 4576.

Dreißig Departements haben diese Durchschnittszahl überschritten. An der Spitze derselben stehen wie gewöhnlich die Departements der Seine und von Corsica: ersteres hatte einen Angeklagten auf 1260 Einwohner: letzteres einen auf 2152. Das Departement der Aisne zählte 1 auf 17,081; das der Creuse 1 auf 12,647; das der Loire 1 auf 11,385; das der Meurthe 1 auf 10,606.

Unter den 6962 Angeklagten zählte man 5608 Männer und 1354 Weiber; letztere stehen also zu den männlichen Angeklagten in einem Verhältnisse von 19 zu 100, wie im Jahre 1828. Dieses Verhältniß war im Jahre 1829 20. Das Verhältniß der Weiber ist in den Verbrechen gegen die Personen 15 zu 100, und von 21 zu 100 in den andern Verbrechen.

114 Angeklagte hatten weniger als 16 Jahre; 1161 waren zwischen 21 und 22. Im Jahre 1828 zählte man von der erstern Altersklasse 113; von der zweiten 1278; im Jahre 1829 von jener 117, von dieser 1226.

Es vermindert sich also fortdauernd die Zahl der jüngern Verbrecher, was einem zweckmäßigen Fortschreiten der Volksbildung zugeschrieben werden dürfte.

Unter den Angeklagten zählte man 5908 unverheirathete Individuen und 5151, welche verheirathet oder verwitwet waren; 2472 der letztern hatten Kinder; 216 waren keine Franzosen.

Im Jahre 1850 wie im Jahre 1829 konnten drei Fünftheile der Angeklagten (62 zu 100) nicht einmal lesen.

Von den 8962 Angeklagten wurden 2852 entlassen oder freigesprochen und 4150 verurtheilt, nämlich:

Zur Todesstrafe	92
Zu Strafarbeit auf Lebenszeit (Zuchthaus)	268
Zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit	975
Zu Gefängniß	1005
Zum Pranger	8
Zur Entsetzung der bürgerlichen Ehre	1
Zu korrektionellen Strafen	1740
Kinder unter 16 Jahren, die in Korrektionshäusern behalten wurden	45
Zusammen	4150

Alle zum Tode Verurtheilten bis auf Einen kamen um Kassation ein; vier erhielten, nachdem ihre erste Verurtheilung annullirt worden war, dieselbe Strafe vor einem zweiten Assisenhofe; 58 wurden hingerichtet; 1 tödtete sich selbst im Gefängnisse; 52 erhielten eine Verwandlung der Todesstrafe; nämlich 22 in lebenslängliches Zuchthaus und zu Strafarbeit auf unbestimmte Zeit; 24 zu beständigem oder unbestimmtem Gefängnisse; ein Einziger wurde ganz begnadigt.

Das Verhältniß der Freisprechungen zu den Verurtheilungen ist fast alle Jahre gleich. Die Zahl der freigelassenen Weiber (46 zu 100) ist stets beträchtlicher als die der Männer (59 zu 100). Die Erfahrung beweist auch, daß der Grad der Bildung einen bemerkbaren Einfluß auf die Freisprechung ausübt. Diese gab bei Leuten ohne alle Schulbildung ein Verhältniß von 38 zu 100; bei denen, die unvollkommen lesen und schreiben konnten, von 42 zu 100; bei denen, die eine vollständigere Kenntniß davon besaßen, von 48 zu 100, und von denen, die eine höhere Bildung genossen hatten, von 65 zu 100. Die Geschicklichkeit der Pariser Diebe bei ihrer Vertheidigung alle Wege zu berechnen, auf denen sie, durch Schweigen oder Zweideutigkeit des Gesetzes begünstigt, der Gerechtigkeit zu entwischen suchen, ist bekannt.

Der zweite Theil des Berichtes beschäftigt sich mit den korrektionellen Tribunalen, die im Jahre 1850 159,055 Anklagen abhandelten, wobei 210,691 Individuen betheiligt waren. Es wurden also über 21,178 Anklagen und 51,464 Angeklagte mehr entschieden, als im Jahre 1829. Dieser Unterschied gründet sich hauptsächlich auf Waldfrevel, die sich im Jahre 1850 bei verschiedenen Umständen bedeutend vervielfältigten. 177,721 Angeklagte wurden verurtheilt und 32,970 freigesprochen. Man zählte darunter 47,884 Weiber und 5032 Minderjährige.

Der dritte Theil des Berichtes enthält die Nachweise über die einfachen Polizeiabwandlungen, welche 105,902 Händel begreifen, worin 138,575 Individuen verwickelt waren. 20,006 wurden freigesprochen und 117,047 verurtheilt, die meisten zu Geldbußen.

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beleg, welcher Bedrückung und Grausamkeit das irländische Landvolk ausgesetzt ist, erzählt das Morning Chronicle folgende Geschichte, zu der es an Seitenstücken nicht fehlen soll: „Ein kleiner Pächter im südlichen Irland auf einem der Güter des Herzogs von Devonshire erhielt vor einem Jahre die Weisung, sein Gütchen, dessen Pachtzeit gerade zu Ende ging, zu verlassen. Da er und sein Vater viele Jahre hindurch auf dem Pachte gesessen waren, und ihnen des Herzogs gütiger Charakter bekannt war, so gerieth er über diese Aufkündigung in nicht geringe Bestürzung. Mit Thränen im Auge stellte er dem Agenten des Herzogs vor, wie hart es sey, ihm und seine Familie ohne allen Grund zu verstoßen; allein die einzige Antwort, die er erlangen konnte, lautete, daß er bis zu einem bestimmten Tag die Pachtung geräumt haben müsse. Dieß sey des Herzogs Wille und Befehl. „Gut denn, Sir, sagte der arme Pächter, aber ich hoffe, Sie werden mir nicht hinderlich seyn, bei einem andern Herrn eine Pachtung zu erlangen und mir ein Zeugniß ausstellen, daß ich ein ehrlicher, nüchterner und fleißiger Mann bin, und nicht etwa von dem Gute vertrieben worden bin, weil ich mit dem Pachtschilling nicht eingehalten." „Nur ein Schuft könnte Euch verweigern, erwiderte der Agent, worauf Ihr so gerechten Anspruch habt." Der Pächter empfing mit Dank das Zeugniß, beurlaubte sich auf einige Tage von seinem Weibe, setzte sich zu Cork in ein Dampfschiff, landete in Bristol und stand bald darauf vor dem Thore des Palastes des Herzogs von Devonshire in London. Anfangs wollte ihn der Herzog nicht vorlassen, allein da sich der Pächter durchaus nicht abweisen ließ, so willigte er endlich ein, ihn zu sprechen. „Ich bin erstaunt, fuhr der Herzog den armen Irländer an, daß ein so schlechter Mensch wie Ihr, der sich dem Trunk ergeben und Weib und Kinder am Hungertuche nagen läßt, so unverschämt seyn kann, mir vor Gesicht zu kommen, oder gar um eine neue Pachtung anzuhalten." — „Mich dem Trunke ergeben! Weib und Kinder am Hungertuche nagen lassen! rief der Irländer erstaunt. Wer sagt Das?" — „Wer es sagt? erwiderte der Herzog, indem er ihm einen Brief vor die Füße warf. Hier lest, Was mir von Euch geschrieben worden ist." Der Pächter hob den Brief auf, las ihn, sah den Herzog an, dann wieder den Brief und brach endlich in ein lautes Gelächter aus. „Wie, rief der Herzog entrüstet, ist Dieß die Art, wie man eine so ernsthafte Sache behandelt! Ich sehe, mein Agent hat mir die Wahrheit geschrieben, daß Ihr ein unverbesserlicher Mensch seyd." — „Ich bitte Eure Gnaden um Vergebung wegen meines Gelächters, erwiderte der Irländer, allein ich habe da Etwas Schwarz auf Weiß bei mir, was der Wahrheit näher kommt. Wollen Eure Gnaden es nicht gefälligst eines Blickes würdigen?" Somit überreichte er dem Herzog ehrfurchtsvoll sein Zeugniß. Dieser war nicht wenig erstaunt, zwei so verschieden lautende Berichte von einer und derselben Hand zu lesen. Der Herzog ließ hierauf seinen Pächter gut bewirthen, ersetzte ihm das Reisegeld und gab ihm beim Abschiede einen Pachtbrief und ein Schreiben an seinen Agenten mit, indem er sagte: „Nun, mein Freund, sagt Niemand ein Wort, wo Ihr gewesen seyd, bis der Sheriff in Euer Haus kommt, um Euch hinauszutreiben. Dann zeigt diesen Pachtbrief vor und gebt meinem Agenten, der Euch gewiß nicht mehr belästigen wird, dieses Schreiben." Gesagt, geschehen. Der Pachter wanderte nach Hause zurück, und erwartete getrosten Muthes den Tag, wo er vom Pacht abziehen sollte, und als der Agent mit dem Sheriff ins Haus trat, überreichte er diesem den neuen Pachtbrief, jenem zu seinem größten Schrecken das Schreiben des Herzogs, worin ihm sein Dienst genommen wurde. Der Agent hatte einen Bruder, dem er gern die wohlangebaute Pachtung in die Hände spielen wollte, und deßhalb den ehrlichen Irländer bei dem Herzoge so angeschwärzt.

•

Das „Annuaire du Bureau des Longitudes" für 1832 enthält folgende statistische Angaben über die Geburten, Sterbefälle und Ehen in Paris während des Jahres 1850; dem zufolge zählte man in gedachtem Jahre zu Paris 28,587 Geborne, von denen 14,488 Knaben und 14,099 Mädchen waren; 18,580 waren ehelich erzeugte, 10,007 uneheliche; von diesen wurden 2258 von ihren Eltern anerkannt und 7749 in die Findelhäuser gegeben. Die Zahl der Ehen belief sich auf 7324; hievon waren 583 zwischen Junggesellen und Witwen, 729 zwischen Witwern und Mädchen und 160 zwischen Witwern und Witwen. Die Zahl der Verstorbenen betrug 27,466, von denen 15,664 in ihrem Hause, 10,754 in Spitälern, 606 in den Militärlazarethen, 67 im Gefängnisse starben; 575 Leichen waren an der Morgue ausgestellt. — Die Gesammtzahl der Geburten in ganz Frankreich war im Jahre 1829 964,545, die der Todesfälle 806,717, so daß also in erwähntem Jahre sich eine Bevölkerungszunahme von 157,626 Seelen ergab. In demselben Jahre wurden in Frankreich 158 Personen gezählt, welche das hundertste Jahr erreicht hatten; von diesen gehörten nur 2 dem Departement der Seine an. Die meisten hundertjährigen Greise zählte das Departement der Aude: 22.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 39. 8 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

8. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

Wenige Städte Brasiliens gewähren einen so anmuthigen, freundlichen Anblick, als Mariana, das in einem schönen, geräumigen, ganz von kahlen Bergen umgebenen Thale liegt; der Riberão do Carmo, mit dem sich hier mehrere Bäche vereinigen, bildete es ohne Zweifel gemeinschaftlich mit den Gewässern, welche sich von den hohen, goldhaltigen Bergen herabstürzten, so daß der Boden des Thales aus einer Menge Schichten aufgeschwemmter Erde besteht, und die Stadt, in der vollen Bedeutung des Wortes, auf den reichsten Goldlagern erbaut ist. Sie scheint beinahe viereckig zu seyn, und besteht aus regelmäßig gebauten, gut gepflasterten Straßen, welche nach einem geräumigen Platze führen. Die Häuser sind alle weiß angestrichen, und sehen darum reinlich aus; unter ihnen zeichnet sich die Kathedrale, die Wohnung des Bischofs von Minas-Geraes, das Seminarium zur Erziehung junger Geistlichen und das Regierungsgebäude, in welchem der Juiz de Fora seine Sitzungen hält, ganz besonders aus. Die Stadt mag etwas über 550 Feuerstellen, von 4800 Seelen bewohnt, enthalten. Das Klima von Mariana ist, da es um 1300 Fuß niederer als Villa Ricca liegt, und besonders, da es ganz von Bergen eingeschlossen wird, nur wenig von dem von Rio de Janeiro unterschieden, und nur in der sogenannten Periode des Winters merkt man einen auffallenden Unterschied. Die Gärten, welche zwischen den Häusern der Stadt liegen, prangen mit den schönsten Gewächsen der Tropenländer, und der Reichthum an Wasser befördert ihr Gedeihen; beide tragen unstreitig viel dazu bei, die Hitze, welche während der hohen Sommerszeit in diesem Thale außerordentlich drückend ist, zu mildern.

Mariana sollte eigentlich das Ziel meiner Reise seyn, ich wußte aber, daß die Niederlassungen einiger Stämme der Ureinwohner nur wenige Tagreisen von hier entfernt waren, und es zog mich so mächtig zu diesen Kindern der Freiheit und Natur hin, daß ich meinem Reiseplan untreu wurde, und mir vornahm, auf gut Glück mich ihnen ganz allein zu nähern. Ich hatte schon in Villa Ricca und gegen meine Freunde auf dem Lande den lebhaftesten Wunsch geäußert, die Wilden in den Urwäldern besuchen zu können, aber alle riethen mir, dieses Vorhaben aufzugeben, schilderten sie als hinterlistige, mordlustige Menschen, und äußerten allgemein die Hoffnung, man würde mit der Zeit gegen die wilden Völkerstämme, welche Minas-Geraes noch bewohnten, denselben Zerstörungskrieg führen, wie gegen die menschenfressenden Botocudos am Rio Doce. Auch in Mariana konnte man nicht begreifen, daß Wißbegierde oder Neugierde allein mich veranlassen sollten, eine in den Augen der Brasilianer so nutzlose Reise zu unternehmen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und ein glücklicher Zufall gab mir denselben Tag, als ich in Mariana angekommen war, einen willkommenen Reisegefährten. Im Begriffe, das Mittagsmahl einzunehmen, saß ich eben in dem Gastzimmer des Wirthshauses, als ein junger Mann hereintrat, welcher europäische Kleidung trug; er setzte sich, forderte Wein, betrachtete mich eine Weile, und redete mich endlich in französischer Sprache an. Wir wurden schnell bekannt, und ich erfuhr, daß Senhor Lucio Soares Teixeiro, mit noch ein paar Namen, die ich vergaß, Doktor der Medizin war, fünf Jahre in Paris studirt, daselbst promovirt hatte, und sich jetzt in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt aufhalte. Nachdem ich die Erzählung seiner Schicksale angehört hatte, theilte auch ich ihm meine Absicht mit, die Indianer zu besuchen, und zu meinem Erstaunen erbot er sich, mich zu begleiten. Wir trafen sogleich Anstalten zur Abreise; ich ließ mein Pferd zurück und miethete ein Maulthier, packte mein Mantelsäckchen voll Spielereien, den Wilden zum Geschenke bestimmt, und meine Alforges voll Lebensmittel, woran ich auf der vorhabenden Reise großen Mangel vermuthete, und widmete selbst dem Zustande meiner Pistolen einige Aufmerksamkeit. Den kommenden Tag säumte ich nicht, den Herrn Doktor in seiner Wohnung abzuholen, frühstückte bei seinen Eltern, welche, die Reise ungern sehend, ihn mit einem schützenden Skapulir beschenkten, worüber der aufgeklärte Brasilianer erröthete, und bald darauf hatten wir Mariana im Rücken.

Das Wetter war sehr günstig, und wir hatten alle Ursache, uns darüber zu freuen, denn hinter Mariana führte der Weg über die steile Serra do Itacolumi, auf einer nur mehr theilweise gepflasterten und sehr verfallenen Bergstraße. Als wir auf dem höchsten Punkte derselben angekommen waren, ließen wir unsere Thiere ruhen, und hofften, uns an einer prächtigen Aussicht zu erfreuen, welche nach unserer Meinung unbegränzt seyn mußte, da

wir uns wahrscheinlich höher als Villa Ricca befanden, aber die herrlichen Aussichten, welche die Küstenländer darbieten, scheinen sich im Innern Brasiliens nicht wiederholen zu wollen. Wir übersahen bis zu einer fast gränzenlosen Ferne zahllose Berge und Hügel, tief eingeschnittene Thäler und den gewaltigen Itacolumi, den höchsten der Berge, *) welche diesem Theile des Kontinents Form und Dauer geben. Der kahle Rücken dieser Hügel und Berge, das nackte Land, welches unfruchtbar schien, gab dem Ganzen das Ansehen, als wäre es vor nicht gar langer Zeit durch eine große Revolution emporgehoben, gebildet worden, und fange erst jetzt an, sich zu setzen und eine bestimmte Gestalt anzunehmen. Auf dem Gebirgsrücken, den wir nun erstiegen hatten, zeigten sich zuerst wieder Spuren einer kräftigen Vegetation, und als wir tiefer kamen, umgab uns undurchdringlicher Urwald, der Aufenthalt der Calhombolas, **) von welchen man in Mariana viel gefabelt hatte; ich wußte aber, was von solchen Gerüchten zu halten war, und hielt es für hinreichend, mit größerer Aufmerksamkeit und Vorsicht als gewöhnlich weiter zu reisen; ein Entschluß, welcher den Muth meines etwas furchtsamen Begleiters stärkte. Die einzige Wohnung auf einem Wege von vier Stunden war ein armseliges Wirthshaus, von drei bis vier Hütten umgeben; wir eilten an ihnen vorüber dem Rio Mainarde zu, über welchen eine gute Brücke führte, und langten bald darauf auf der Fazenda dieses Namens an, woselbst eine gut gebaute Venda uns einlud, kurze Zeit auszuruhen. Der Besitzer dieses Landes ist der Crösus der Gegend, ein Geistlicher dem Goldbergwerke gehören, welcher seinen Reichthum jedoch dem Ackerbaue verdanken dürfte, der hier, wie es scheint, im Großen und mit Erfolg getrieben wird; außerdem erbaute dieser unternehmende Mann an verschiedenen Orten kleine Kapellen, bei welchen er Branntwein-Schenken anlegte, welche ihm sehr viel eintragen. Wir waren Anfangs nur Willens, unsern Thieren Futter geben zu lassen, aber der geschäftige Vendeiro gab keine Ruhe, bis wir uns entschlossen, hier Mittag zu machen; zu unserm großen Erstaunen wurde uns ein reinliches, schmackhaft zubereitetes Essen vorgesetzt, und obwohl die Rechnung ungefähr so war, als hätten wir bei einem der berühmtesten Restaurateurs in Paris gegessen, so gaben wir doch gern, was gefordert wurde, und ritten neu gestärkt weiter. Die Gegend wurde nun etwas belebter, wir kamen an sorgfältig angebauten Landgütern vorbei, welche in dem schönen Thale von Rio Mainarde liegen; sie sind meistens Eigenthum von Geistlichen, welche Berg- und Ackerbau gemeinschaftlich treiben und sämmtlich reich sind.

Die Sonne hatte ihren Lauf beinahe vollendet, als wir auf der Fazenda Teixeiro ankamen; die Eigenthümer derselben waren nahe Verwandte meines Begleiters, und hatten ihn seit seiner Abreise von Brasilien nicht mehr gesehen; der Empfang war daher etwas lärmender, als dieses bei den förmlichen Brasilianern gewöhnlich der Fall ist. Es wurde Alles aufgeboten, uns gefällig zu seyn, und ich kann wohl sagen, daß ich mich in dem Kreise der wackern Menschen, welche dieser zahlreichen Familie angehörten, recht behaglich fühlte. Niemand verschmähte daselbst, bei der Arbeit behülflich zu seyn; die Neger wurden wie treue, nützliche Diener, und nicht wie Sklaven behandelt; allenthalben herrschte Ordnung, zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, und weit entfernt, reich zu seyn, hatte alles, was wir in diesem gastlichen Hause sahen, das Gepräge des Wohlstandes und eines behaglichen Daseyns.

Mit dem Versprechen, bei unserer Rückkehr länger zu verweilen, setzten wir den kommenden Tag unsere Reise links dem Ribeirão de Bacalhão fort, kamen auf einer Strecke Weges von fünf Stunden in dem Arrayal de St. Anna dos Ferros an, und stiegen vor der Wohnung des Vikario, eines Befreundeten der Familie Teixeiro, ab. Dieser Distriktshauptort liegt an dem linken Ufer des Rio Piranga; früher war er ein sogenanntes Präsidium, oder ein befestigter Posten gegen die Einfälle der Wilden; seitdem diese nicht mehr zu befürchten sind, siedelten sich mehrere brasilianische Familien an, da die vielen kleineren Flüsse, welche das Land durchströmen, reich an Gold sind, und gegenwärtig mochte St. Anna gegen vierzig Feuerstellen enthalten. Es liegen hier dreißig Mann Soldaten, von einem Offiziere befehligt, welcher zugleich Distrikts-Kommandant ist. Die Häuser waren fast sämmtlich geschlossen, und werden von ihren Eignern nur an Sonn- und Feiertagen besucht, die übrige Zeit bringen sie auf ihren zerstreut liegenden Gütern zu. Der Rio Piranga ist der Hauptfluß dieser Gegend, mit ihm vereiniget sich der Rio de Bacalhão; der Piranga setzt nun seinen Lauf nordöstlich fort, vereinigt sich mit dem Rio do Carmo, nimmt nun den Namen des berühmten Rio-Doce an, und ergießt sich in der Provinz Espirito-Santo in das Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2) Massasoits Söhne.

(Fortsetzung.)

Dieser Erklärung der ältern Kolonie unterwarfen sich die Ansiedler von Plymouth und durch die Vermittlung der Abgeordneten von Boston wurde eine neue Zusammenkunft mit Philipp gehalten, bei der er sich Zugeständnisse entreißen ließ, die deutlich seine geheimen Beweggründe erkennen lassen: er bekannte sich als einen Unterthanen der englischen Regierung, versprach im Fall einer Klage sich persönlich vor dem Gouverneur von Plymouth zu stellen und jährlich hundert Pfunde an Werth in Dingen „wie er sie habe“ und einen „Tribut von fünf Wolfsköpfen“ zu entrichten.

Der Erfolg dieses Stratagems entsprach ganz den Erwartungen des Sachems, die er darauf gebaut hatte, denn obgleich er, wie es scheint, nicht einen einzigen Wolfskopf lieferte, noch weniger einen Heller Werthes selbst von solchen Dingen, „wie er sie hatte,“ so ereignete sich doch drei Jahre lang nicht das Mindeste, was den

*) Der Itacolumi erhebt sich auf der rechten Seite der Straße von Villa Ricca nach Mariana, nach von Eschwege, der ihn bestieg, 5700 Fuß über die Meeresfläche.

**) Die Calhombolas oder Waldneger sind Sklaven, welche ihren Gebietern entliefen, und sich einer im Walde verborgenen Bande solcher Flüchtlinge anschließen. Sie haben ihre eigenen Anführer (Capitães) und Gesetze, pflanzen einige Lebensmittel, leben aber größtentheils von Beraubung entfernterer Pflanzungen. Sie wagen sich manchmal an Reisende, sind aber äußerst feig, und entfliehen bei dem geringsten Widerstand. Ihr Zufluchtsort wird Quilombo genannt, daher ihre Benennung.

Argwohn der Kolonien erregen konnte. Es ist kein Zweifel, daß der Sachem diese ganze Zeit benützte, um einen Plan reifen zu lassen — den größten, der je von einem Wilden gefaßt wurde — nämlich den der gänzlichen Vertilgung der Engländer in den nördlichen Provinzen. Dieß, wie er wohl einsah, konnte nur durch Mittel ausgeführt werden, die mit der Gefahr und Schwierigkeit des Unternehmens im Verhältniß standen. Die Kolonien waren nicht mehr die schwachen und furchtsamen Bundesgenossen, wie sie fünfzig Jahre früher sein Vater kennen gelernt; sie hatten zugenommen an Zahl und Stärke, und noch mehr an Erfahrung und Muth. Mit Einem Wort, nur eine allgemeine Vereinigung aller Indianerstämme von Neu-England konnte eine sichere Bürgschaft für den Erfolg eines Krieges werden, wie ihn Metacom im Schilde führte. Die Vorbereitungen zu diesem großen Unternehmen erforderten alle Energie und Gewandtheit Philipps. Die Schwierigkeiten derselben konnten ihm nicht unbekannt seyn. Beherrscher eines kleinen Staates, der bereits seinem mächtigen Nachbar verdächtig geworden war und von diesem argwöhnisch beaufsichtigt wurde, mußte er nicht allein seine eigene feindselige Gesinnung vorläufig in seiner Brust verschlossen halten, sondern auch seine gereizten, von Leidenschaft glühenden Stammgenossen zügeln. Noch mehr als Dieß, er mußte eine Menge zerstreuter Nationen, die sich früher nie genähert und kennen gelernt, als um in Haß, Neid, Rache und oft von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Stammkriegen sich zu bekämpfen, und in deren Berathungen nie ein ähnlicher Plan zu was immer für einem Zwecke gefaßt worden war, vereinigen, und für einen und denselben Zweck zu gewinnen suchen. Wie weit ihm dieses große Unternehmen gelang, lehrt die blutige Geschichte des Krieges, der länger als ein Jahr mit einer Wuth und Erbitterung ohne gleichen geführt wurde, und nur mit dem Tode Philipps spät im Jahre 1676 endigte.

Die Unterhandlungen Metacoms mit den Stämmen der Rothhäute scheinen so geheimnißvoll betrieben worden zu seyn, daß die englischen Ansiedler nicht das Mindeste davon erfuhren; die Geschichte derselben ist daher auch völlig dunkel geblieben. Erst der Ausbruch des Sturmes bewies, daß Philipp in der Zwischenzeit nicht müßig geblieben. Die erste Veranlassung zu Feindseligkeiten scheint ein gewisser John Sassamon gegeben zu haben, der früher bei Philipp die Stelle eines Sekretärs versehen hatte. Sassamon war ein geborner Indianer, erhielt zu Cambridge eine hinlängliche Erziehung und wurde endlich zu Natick als Schulmeister angestellt. Die gleichzeitigen Schriftsteller sagen von ihm, er sey wegen Mißhelligkeiten mit den Engländern vom Christenthum abgefallen, und zu Philipp gegangen, bei dem er wieder als Heide gelebt und Dienste eines Sekretärs versehen habe. Später jedoch verließ er den Sachem wieder, und gab so aufrichtige Beweise von Reue, daß er unter den Indianern von Natick als Prediger verwendet wurde, unter den Augen seines alten Lehrers, des ehrwürdigen Missionärs Eliot. Sassamon hatte das volle Vertrauen Philipps genossen und wahrscheinlich auch alle Geheimnisse desselben kennen gelernt; Grund genug für den Sachem, diesen gefährlichen Menschen zu fürchten. Allein Sassamon selbst war noch so kühn, unter allerlei Vorwänden das Gebiet der Pokanokets zu betreten, Alles was dort vorging auszukundschaften und den Engländern davon Bericht zu erstatten. Bald darauf verschwand Sassamon, und da seine Freunde mit Recht besorgten, es möchte ihm ein Unfall zugestoßen seyn; so wurden Nachsuchungen angestellt, und man fand endlich seine Leiche in dem Assawomset Teiche (in Middleborough), wo noch ein Loch im Eise offen war, in das man ihn gestürzt hatte. Sein Hut und seine Flinte lagen neben ihm, als ob er sich selbst ertränkt habe. Die Ansiedler, argwöhnend, Sassamons Tod möchte nicht freiwillig gewesen seyn, ließen die Leiche durch Geschworne untersuchen, wo es sich denn ergab, daß ihm das Genick gebrochen war, „eine bei den Indianern übliche Art zu ermorden,“ wie der Arzt der Kolonie Dr. Mather in seinem Berichte hierüber bemerkt. Ein Indianer sagte ferner eidlich aus, daß er von einem Hügel nahe am Teiche den Mord vollbringen gesehen habe, und bezeichnete als Thäter drei Pokanoketindianer, die auf diese Aussage eingezogen, überwiesen und gehangen wurden. Unter diesen drei Indianern befand sich Einer, Namens Tobias, der unter seinen Landsleuten in großem Ansehen stand, und Dr. Mather führt als unzweifelhaftes Zeugniß seiner Schuld an, daß so wie sich Tobias der Leiche näherte, diese zu bluten angefangen habe, ja Dieß sey bei Wiederholung dieses Experimentes noch einmal geschehen, obgleich die Leiche schon einige Zeit zuvor eingescharrt gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mögliche Zunahme der europäischen Bevölkerung.

(Aus Moreau de Jonès Vortrag in der französischen Akademie der Wissenschaften.)

Wenn die Hindernisse, welche dem Anwachse der Bevölkerung unaufhörlich im Wege stehen, gehoben wären, so würde ihre Zunahme überall reißend schnelle Fortschritte machen. Wenn die der Reproduktionskraft entgegenwirkenden Einflüsse beseitigt werden könnten, so ließe sich annehmen, daß aus jeder Ehe sechs Kinder entspringen und wenigstens vier davon ein höheres Alter erreichen würden. Angenommen nun, daß diese Progression nicht unterbrochen würde, so könnte eine einzige Familie von August Philipps Zeiten an einer Bevölkerung, die der an Zahl gleich käme, welche gegenwärtig Frankreichs Boden bedeckt, den Ursprung gegeben haben. Alle Einwohner Europa's könnten von einem einzigen Paare aus Hugo Capets Zeiten (987) abstammen und das ganze menschliche Geschlecht des Erdkreises von einer Familie aus Karls des Großen Zeit. Es ist leicht begreiflich, wie nothwendig es ist, daß diese ungeheure Fruchtbarkeit durch die gewöhnlich als Geißeln der Menschheit verschrienen Hindernisse, als da sind Hunger, Krieg, Pest, Elend, Unmäßigkeit, Leidenschaften u. s. w. Schranken gesetzt sind, und Frankreich dürfte sich Glück wünschen, daß seine Bevölkerung in einem Zeitraume von achtzehnhundert Jahren, von der römischen Invasion an bis auf unsre Tage, sich kaum vervierfacht hat. Die Menschheit überhaupt also dürfte der Vorsehung danken für den Ehrgeiz der Timurs und Ludwigs XIV, für die medizinischen Systeme und Guillotinen, für die Verschwendung und Sittenvergiftung der Höfe in großen Städten, für die Pest und Cholera.

Wenn man die gegenwärtige Zunahme der Bevölkerung zum Maßstabe nimmt, so würde die Verdopplung derselben in verschiedenen Ländern, wie leicht begreiflich, sehr verschiedene Zeiträume erfordern. Im Kaiserthum Oesterreich würde sie sich in vierundvierzig Jahren verdoppeln; im europäischen Rußland in achtundvierzig; in Polen und Dänemark in fünfzig; auf den großbritannischen Inseln in zweiundfünfzig; in Schweden, Norwegen, der Schweiz und Portugal in sechsundfünfzig; in Spanien in zweiundsechzig; in Italien in achtundsechzig; in Griechenland und der europäischen Türkei in siebenzig; in den Niederlanden in vierundachtzig, in Deutschland in hundert und zwanzig, in Frankreich in hundert und fünfundzwanzig. Die nordischen Länder würden nur ein halbes Jahrhundert brauchen, um ihre Bevölkerung zu verdoppeln, während die mittäglichen dazu achtzig Jahre

bedürften. Im Durchschnitte würden alle Länder Europa's siebenundfünfzig Jahre nöthig haben, dieses Wachsthum der Bevölkerung zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß die zu dieser Verdoppelung anberaumte Periode nur der analytische Ausdruck der menschlichen Fruchtbarkeit in jedem Lande ist, und nicht auf der Einwohnerzahl beruht, die ein Land zu einer gegebenen Zeit zählt. In einigen Staaten von Europa steht einer solchen Verdoppelung nichts im Wege; in andern hingegen ist sie durchaus unmöglich. Die eine wie die andere Annahme wird sich aus folgender Tabelle erläutern:

	Zeit der Verdoppelung.	Bevölkerung in dieser Zukunft.	Einwohnerzahl auf die Quadratmeile.
Niederlande . .	1912	12,200,000	4000
Italien . . .	1875	40,000,000	2600
Britannien . .	1872	41,000,000	2550
Frankreich . .	1951	65,000,000	2400
Deutschland . .	1947	24,000,000	2000
Portugal . .	1874	7,560,000	2000
Preußen . .	1862	25,400,000	1790
Schweiz . . .	1865	4,000,000	1700
Dänemark . .	1869	5,000,000	1500
Spanien . .	1876	25,000,000	1550
Oesterreich . .	1872	74,500,000	1260
Türkei . . .	1898	20,000,000	1000
Griechenland .	1898	2,000,000	800
Rußland u. Polen	1874	95,000,000	410
Schweden u. Norwegen. . .	1879	7,554,000	200
Nördliches Europa	1947	260,400,000	800
Südliches Europa	1951	161,600,000	1800

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courrier enthält über den Handel von Petersburg im Jahre 1851 Mittheilungen aus Briefen, denen zu Folge in der russischen Hauptstadt in erwähntem Jahre 1635 Schiffe anlangten, von denen 910 brittische, 134 holländische, 121 preußische, 98 russische, 72 dänische; 59 amerikanische, 58 lübecker, 41 schwedische, 54 hannoveranische, 28 französische, 24 norwegische, 21 Bremer, 15 Hamburger, 2 sizilianische und 1 spanisches waren. Die nach Petersburg geschafften Unschlittvorräthe betrugen 152.086 Fässer, wovon 146,287 verladen, 5501 zum Verbrauch an Ort und Stelle verwendet, und 2298 auf den Lagern blieben. Es wurden 2927 Fässer weniger verladen, als im Jahre 1850, und 4976 Fässer weniger aus dem Innern des Landes nach Petersburg gebracht, als im letztgenannten Jahre. Es wurden für den Anfang der Schiffahrt im Frühjahr Contracte auf 8000 Fässer Unschlitt zur Versendung geschlossen. Die Verschiffung von Linnen nach den Vereinigten Staaten hat im Jahre 1851 sehr zugenommen. Tafeltücher wurden 2,571,657 Stücke ausgeführt, im Jahre 1850 nur 1.520,102. Die Ausfuhr von Leinwand stieg von 71.400 Arschins zu 157,242. Segeltuch ging im Jahre 1851, 59.907 Stück, im Jahre 1850 nur 37.017 Stück ins Ausland. In Sackzwilch hatte jedoch die Ausfuhr namhaft abgenommen, insbesondere nach England; sie war von 518.060 Arschinen im Jahre 1850 auf 18.825 herabgesunken. Ein Gleiches war mit der Ausfuhr des Kupfers der Fall, die von 178.000 Pud im Jahre 1850 im verflossenen Jahre auf 77,000 Pud gefallen ist. Hievon gingen 54,000 Pud nach Frankreich, das Uebrige in andere Seehäfen des Kontinents.

*

Nach jüngst im Druck erschienenen Parlamentspapieren belief sich die Bevölkerung von England im Jahre 1801 auf 8.551.454 Seelen; im Jahre 1811 auf 9.538.871, wo sie einen Zuwachs von 14% Prozent erlangt hatte; im Jahre 1821 auf 11,261,457 (der Zuwachs betrug also 17% Prozent) und im Jahre 1851 auf 15,089.558 — ein Zuwachs von 16 Prozent. Innerhalb der letzten dreißig Jahre betrug die Zunahme der Bevölkerung 4.757.904 Seelen. — Die Schätzung des Vermögenswerthes ergab in England 49.744.622 Pf., in Wales 2,155,801 Pf., und in Schottland 6.652.655 Pf., im Ganzen also 58,551,078 Pf. St. — Der Stand der Bevölkerung von Wales war folgender: im Jahre 1801, 541,546; im Jahr 1811, 611,788; im J. 1821, 717.438, und im J. 1851, 805.236. Die Bevölkerung von Schottland zählete im Jahre 1801, 1,599,068 Seelen; im J. 1811, 1.805.688; im J. 1821, 2,093.456; im J. 1851, 2,565.807. Im Allgemeinen war die Bevölkerung von Großbritannien im J. 1801, 10,942.646; im J. 1811, 12,609,864, was einen Zuwachs von 15% Prozent gibt; im J. 1821, 14,391,631 — ein Zuwachs von 14 Prozent — im J. 1851, 16,557,598 — ein Zuwachs von 15 Prozent. Im Jahre 1801 betrug die Zahl der Individuen weiblichen Geschlechtes 5.492,356; im J. 1811, 6.269.650 eine Vermehrung von 14 bis 15 Prozent — im J. 1821, 7,254,615 — im J. 1851, 8,375,780 — — Die Bevölkerung von London betrug im J. 1801, 864.845 Seelen; im J. 1811, 1,009,546; im J. 1821, 1.225,694; und im J. 1851, 1,474,069, hierunter 684.441 männlichen und 789.628, weiblichen Geschlechtes.

*

Der Gipfel des Piks von Teneriffa, sagt Herr Berthelot in einem Briefe an einen Freund über einen neuerlichen Besuch des Piks, bildet eine Vertiefung von 600 Fuß im Durchmesser, und 120 Fuß in der Breite. Die Ränder dieses Kraters sind verwittert; inwendig ist derselbe mit einer röthlichen, weichen und heißen Substanz bedeckt, die beträchtlich viel Eisenoxyd zu enthalten scheint. Diese Art vulkanischen Thones erhärtet schnell, wenn man sie herausnimmt. An andern Stellen bemerkte man eine weiße, weniger teigartige Substanz, deren Analyse schwefelsaures Salz mit Ammonium verbunden ergab. Zwischen diesen Schichten von weißer und rother Substanz befinden sich die wohlbekannten Schwefelkrystalle. Der Grund und die Seiten des Kraters sind von Spalten zerklüftet, aus denen Dämpfe aufsteigen, in deren Nähe die Temperatur so heiß ist, daß man unmöglich lange daneben aushalten kann. Man behauptet, die Hitze des Kraters habe seit einigen Jahren allmählich zugenommen; wenn sich Dieß so verhält, so muß man gerechte Befürchtungen für das Schicksal der Bewohner von Teneriffa hegen, wenn der Teyde (Pico del Teyde, wie der Pik auch genannt wird) aus dem Schlummer erwachen sollte, in den man ihn begraben glaubte. Leicht könnte dann der Ausspruch eines früheren Naturforschers: „Unter solchen Umständen kann jede Stunde die letzte einer ganzen Bevölkerung seyn" — in Erfüllung gehen.

*

Das Journal des Connaissances usuelles et pratiques enthält einen Bericht des Herrn Darcet über die Beschaffenheit der Atmosphäre von London. Hr. Darcet bemerkte bei einem neuerlichen Aufenthalte in London an den Gebäuden daselbst Wirkungen, die nur durch Schwefelsäure in der atmosphärischen Luft hervorgebracht worden seyn konnten. Um hierüber nähere Beweise einzuziehen, heftete er jeden Morgen beim Ausgehen blaugefärbtes Lakmuspapier an seinen Hut, das in kurzer Zeit sich roth färbte; anderes Papier dieser Art, das nur einige Augenblicke dem Einfluß der Luft ausgesetzt blieb, wurde von einer Menge rother Punkte bezeichnet. Hr. Darcet wiederholte diese Versuche während seines Aufenthaltes in London jeden Tag und fand immer dasselbe Resultat. Hr. Darcet schreibt diese Schwefelsäure in der Atmosphäre dem Brennen der Steinkohlen zu, und ist jetzt im Begriffe, die englischen Steinkohlen zu analysiren, um die Quantität der Schwefelsäure zu bestimmen, die in der Atmosphäre von London circulirt, und ohne Zweifel großen Einfluß auf den gesundheitlichen Zustand der Hauptstadt hat.

*

Die französische Geistlichkeit hat im verflossenen Jahre nur 500,000 Fr. durch fromme Gaben und Legate erworben. Während des Jahres 1830 betrugen ihre Erwerbungen 5 Millionen, und sie überstiegen 4 Millionen, während der Verwaltung des Hrn. Frayssinous, des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, nämlich in den Jahren 1824, 1825, 1826 und 1827.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 40. 9 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Wir passirten zuerst eine große, gut erhaltene Holzbrücke, dann eine zweite über den Rio Turbo, der sich in den Piranga ergießt, und sahen uns gleich darauf von undurchdringlichen Waldungen umgeben, durch welche ein schmaler Fußweg führt. Dieser Wald war früher ein von dem kriegerischen Stamme der Puris-Indianer häufig besuchter Jagdplatz; es ereignete sich wohl auch, daß benachbarte Pflanzungen beraubt, und einzelne Neger und Reisende von ihnen angefallen und ermordet wurden. Man vergrößerte übrigens die Gefahren, wie die Anzahl der umherstreifenden Indianer weit mehr, als dieses der Wahrheit gemäß der Fall war; gegenwärtig haben sich die Puris von dieser Stelle zurückgezogen, und wenn auch hie und da ein Jagdlustiger gesehen wird, so hat man doch seit langer Zeit kein Beispiel mehr, daß irgend ein Reisender angefallen worden wäre. Wir durchritten daher den nach den Puris genannten Wald sorglos, und kamen nach einer sehr starken Tagreise in Santa-Ritta an. Hier befindet sich eine Kapelle, die Wohnung des Geistlichen, ein paar Häuschen und eine große, gut eingerichtete Venda, welche dem geistlichen Besitzer von Mainarde gehört. Es ist auffallend, daß der Wald hier plötzlich aufhört, und hohem Farrenkraute Platz macht, welches die ganze Umgegend bedeckt.

Den kommenden Tag erreichten wir bald wieder eine waldige, unwirthbare Gebirgsgegend; als wir endlich auf dem Gipfel der Serra de St. Geraldo ankamen, sahen wir auf eine dickwaldige, kesselförmige Niederung herab, welche die hohe Serra da Onça im Hintergrunde umgab; dieses war der Aufenthalt und Distrikt der Coroatos-Indianer. Der abwärts führende Weg war außerordentlich steil, an manchen Stellen gefährlich, und wir waren herzlich froh, als wir noch vor dem Eintritte der Nacht das Präsidium von St. João Baptista erreichten. Wir sahen uns sogleich von einer Menge Indianer umgeben, fragten nach der Wohnung des würdigen Herrn Marlier, General-Direktors der Coroatos, an welchen wir vielfach empfohlen waren, und hörten zu unserm großen Bedauern, daß er sich nicht zu Hause befand. In dieser Verlegenheit wendeten wir uns dem Hause des Ortsgeistlichen zu, woselbst unsere Bitte um Gastfreundschaft Anfangs nicht günstig aufgenommen wurde; als aber mein Reisegefährte seinen wohlbekannten Familiennamen durch die verschlossene Thüre rief, öffnete diese sich sogleich, und der Herr des Hauses erschien selbst, um uns zu dem Eintritte unter sein Dach einzuladen. Ein paar Indianer bemächtigten sich unserer Reitthiere, brachten sie unter einen offenen Schoppen und wir selbst bekomplimentirten uns eine Weile mit unserm gefälligen Wirthe, dessen schwere Zunge, glänzendes Antlitz und unsichere Haltung seines wohlgenährten Körpers uns auf den Gedanken brachte, daß der Apostel der Wüste es für nöthig erachtet habe, sich zu dem schweren Geschäfte der Heidenbekehrung durch eine ungewöhnliche Dosis geistigen Getränkes zu stärken. Se. Hochwürden ermangelten auch nicht, uns sogleich von der erwähnten Herzstärkung vorzusetzen, und da wir dieselbe für ein Fabrikat aus der Hefe des Zuckerrohrsaftes, die Caraça, erkannten, ein Getränk, welches dem europäischen Gaumen wie abgestandenes Scheidewasser schmeckt, so waren wir so frei, unsere mit trefflichem Jamaika-Rum gefüllten Flaschen hervorzubringen, und unsern gütigen Wirth einzuladen, ihn zu versuchen. Er fand unbegränzten Beifall, beraubte uns jedoch für diesen Abend der angenehmen Unterhaltung des frommen Missionärs, welcher für gut fand, sich noch, bevor das Abendessen aufgetragen wurde, auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Den kommenden Tag hatten wir natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns in dem Präsidio umzusehen. Außer der Wohnung des Direktors und der des Geistlichen, waren alle übrigen schlechte, mit Stroh bedeckte Hütten; die Einwohner, theils Soldaten, theils Indianer, sahen kränklich und unzufrieden aus; die Letztern waren gekleidet, wie die brasilianischen Landbewohner, und wir wollten schon in Klagen über unsre getäuschten Erwartungen und die vergebliche Reise ausbrechen, als sich uns ein alter, freundlicher Soldat näherte, und sich freiwillig anbot, uns nach einer andern Aldea oder Dorf der Indianer zu führen, da in João Baptista die meisten Bewohner an der Ruhr krank darnieder lagen. Das Anerbieten wurde natürlich mit Vergnügen angenommen; wir eilten in unsere Wohnung, einige Lebensmittel und Geschenke, welche wir den Indianern bestimmten, zu holen, und folgten unserm Führer, welchen eine Erquickung aus unsern Reiseflaschen in die gesprächigste Laune versetzte. Wir hatten zur nächsten Aldea der Coroatos drei Viertel-Stunden zu gehen, diese Zeit benützte unser Führer, uns die Geschichte seines Lebens zu erzählen, mit welcher man füg-

lich einige Seiten anfüllen könnte, ohne den Leser zu ermüden. Es genüge jedoch, zu bemerken, daß der alte Kriegsmann vor zwanzig Jahren eines Subordinations-Vergehens wegen nach einem Präsidio versetzt wurde, welches man in den Urwäldern zwischen dem Rio Doce und dem Rio Jequetinhonha errichtet hatte, um gegen den kriegerischen und gefürchteten Stamm der Botocudos zu kämpfen. Zwölf Jahre hatte er auf diesem und entfernteren Gränz-Posten in beständigem Kriege mit den Indianern zugebracht, viele Wunden erhalten und wurde endlich als untauglich, zu dem Garnisons-Dienste in Villa-Ricca berufen. Einige Jahre später drangen die Klagen der Coropos und Coroatos-Indier am Rio Xipoto, welche sich schon vor zwanzig Jahren der Regierung unterworfen hatten, zu den Ohren des gerechten und menschlichen Gouverneurs von Minas. Er wählte unter den Offizieren der Garnison den Capitän Marlier, und sandte ihn nach dem Distrikte der Indianer, um die Gerechtigkeit ihrer Klagen zu prüfen. Als dieser rechtliche und einsichtsvolle Offizier von seiner Sendung zurückkam, erstattete er einen ausführlichen Bericht über die empörenden Bedrückungen, welche sich die über die Indianer gesetzten Direktoren und die unter ihnen lebenden Portugiesen gegen dieselben erlaubten; zugleich überreichte er einen sehr einsichtsvollen Bericht über den Zustand dieser verfolgten Menschen, welcher von dem Gouvernent so günstig aufgenommen wurde, daß er die Direktoren augenblicklich absetzte, Herrn Marlier zum General-Direktor der Indianer ernannte, und ihm alle möglichen Vollmachten gab, für ihr Bestes zu sorgen. Als dieser nach seiner neuen Bestimmung abreiste, erbat er sich unsern Führer, dessen Erfahrungen, wie man mit den Wilden umgehen müsse, ihm nicht unbekannt waren, zum Gehülfen, und nun lebte dieser bereits seit acht Jahren unter den Coroatos, Coropos und Puris, und kannte natürlich die Sitten und Gebräuche dieser Völker vollkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Fortsetzung.)

Jede Insel ist von dem Könige einem vornehmen Häuptlinge übergeben, der darüber die Statthalterschaft führt, aber dem Könige unterworfen bleibt, an den er eine regelmäßige Abgabe nach Verhältniß der Größe der Insel und ihres Ertrages zu entrichten hat. Jede Insel ist in mehrere Bezirke abgetheilt, die oft fünfzig oder sechzig Meilen im Umfange haben. In Ha-wa-i gibt es deren sechs: Kohala, Kona u. s. w. Jeder von diesen großen Bezirken wird von einem oder zwei Häuptlingen regiert, die von dem Könige eingesetzt sind, oder von dem Statthalter, und dann noch die Bestätigung des Königs nachsuchen müssen. Diese großen Bezirke sind wieder in kleinere Feldmarken abgetheilt, die sich oft fünf oder sechs Meilen längs der Küste hinziehen; während andere nur eine halbe Meile betragen. Ueber diese Feldmarken, die wieder in einzelne Grundstücke oder Pflanzungen abgetheilt sind, wird von dem Statthalter ein Hauptmann ernannt. Die Namen der Bezirke sind größtentheils sehr bezeichnend, z. B. Towahai, Wasserbruch, weil ein Fluß, der durch dieses Gebiet strömt, in der Nähe des Meeres sich in zwei Arme theilt; Kairua, zwei Seen, da hier das Wasser der Bai von einer Landspitze getrennt wird. Obgleich Dieß die gewöhnliche Landvertheilung ist, so besitzt der König auf den meisten Inseln doch noch mehrere Bezirke als Privateigenthum, und manche der angesehensten Häuptlinge werden unmittelbar und unabhängig von den Statthaltern mit Landstrichen beliehen.

Der Gouverneur einer Insel zahlt jährlich oder halbjährlich die von dem Könige auferlegten Abgaben, die er hinwieder von den ihm untergebenen Häuptlingen fordert und gemeiniglich in Erzeugnissen des Bodens erhält. Der König verlangt die Abgabe gewöhnlich in einer bestimmten Summe von spanischen Thalern oder in Sandelholz. Diese Art der Besteuerung ist jedoch erst in neuerer Zeit gangbar geworden, seitdem das Volk der Inseln mit dem Gebrauche des Geldes und dem Werthe des Sandelholzes bekannt geworden ist. Vormals wurden die Abgaben in Kanoen, Tuch, Matten, Fischnetzen, Hunden, Schweinen und in Produkten des Bodens entrichtet, wovon der König seinen Unterhalt bestritt, so wie den des zahlreichen Gefolges von Häuptlingen und Dienern, von denen er umgeben war und die täglich in seinem Hause gespeist wurden. Der Gouverneur ist für diese Abgabe verantwortlich und muß entweder dafür sorgen, daß sie an den König abgeliefert oder nach dessen Willen verwendet wird. Eine zweite Besteuerung wird von dem Statthalter für sich selbst auf die Bezirke gelegt. Die Bewohner jener Gebietstheile, die andern unabhängigen Häuptlingen gehören, müssen zwar zu dem Einkommen des Königs steuern, leisten aber keine Abgabe an den Gouverneur, sondern müssen einen Theil des Ertrages von ihrem Grund und Boden an ihre eigenen Häuptlinge einliefern. Wenn diese Steuern entrichtet sind, legen die kleinen Häuptlinge der Dorfschaften und Feldmarken dem armen Volke noch eine nachträgliche Abgabe auf, die aber nur sehr geringfügig ist. Es besteht kein ein für alle Mal angenommener Steuerfuß, sondern die Abgaben hängen von der Willkür oder den Bedürfnissen der Beherrscher ab. Zuweilen übernimmt das ärmere Volk ein Stück Land unter der Bedingung, einen Theil davon für den Häuptling und den andern für seinen eigenen Unterhalt anzubauen. Solche Verträge werden dann gewöhnlich nach jeder Ernte erneuert. Außer den oben erwähnten Abgaben ist das gemeine Volk auch noch zu Handarbeiten verpflichtet, und muß, wenn es verlangt wird, zwei Tage von sieben für seine Herren das Feld bearbeiten, Häuser bauen u. s. w.

Gewöhnlich ist eine bestimmte Zeit für die Steuereinnahme festgesetzt, und das Volk erscheint dann bei dem Statthalter und bringt was es zu entrichten hat. Ist der erlangte Steuerbetrag entrichtet, so darf es wieder auf seine Grundstücke zurückkehren — komo hon, wie sie es nennen. Kann aber Einer die verlangte Abgabe nicht zahlen, oder ist der Herr des Bodens nicht mit den Geschenken seines Mannes zufrieden, oder glaubt er, daß der Pächter das Feld vernachlässigt und schlecht bewirthschaftet hat, so wird ihm verboten zurückzukehren und das Feld einem Andern verliehen. Wenn jedoch der eingelieferte Steuerbetrag ziemlich der geforderten Summe gleichkommt, und die Häuptlinge erkennen, daß der Steuerpflichtige Alles geleistet, was in seinen Kräften stand, so wird ihm, was an Betrag fehlt, erlassen und nach Hause zurückzukehren erlaubt. Außer diesen bestimm-

ten Forderungen erwarten die Häuptlinge von dem Volke auch noch Geschenke, gewöhnlich den ersten Fisch, der zur Zeit des Fischfanges in ihren künstlichen Weihern oder in der See gefangen wird, wenn die Grundstücke am Meere liegen, eben so die ersten Früchte von den Bäumen und Pflanzungen.

Außer diesen besteuerten Grundstücken gibt es aber einige Bezirke Aina ku pono, aufrecht stehendes Land genannt, welche frei von aller Besteurung sind, und nur freiwillige Geschenke entrichten. Dieses Vorrecht wurde wahrscheinlich vor Zeiten von Königen an solche verliehen, die ihnen vorzügliche Dienste geleistet, und erlöscht niemals, denn wenn der König den Besitzer eines solchen Gutes wegen eines Verbrechens z. B. verbannt, so tritt der nachfolgende Eigenthümer in dieselben Rechte ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Malabar.

Schon seit Marco Polo ist das Bestehen einer jüdischen Kolonie in Malabar bekannt. Die ersten genaueren Nachrichten erhielt Europa durch Dr. Buchanan in seinen Christian Researches 1811. Derselbe hatte während des Jahres 1806, wo er sich in Indien aufhielt, der britischen Regierung in Betreff der syrischen Christen in Südindien Mittheilungen gemacht und die Aufmerksamkeit des damaligen Generalgouverneurs, des Marquis Wellesley, auf die Juden von Malabar gelenkt, worauf dieser Anordnungen traf, um die Nachforschungen Dr. Buchanans zu fördern. Letzterer begab sich demnach im November 1806 nach Cochin, der Hauptstadt von Malabar, wo er ein ganzes Jahr verweilte, und über die Lage und Geschichte der dortigen Juden vollständige Erkundigungen einzuziehen Gelegenheit hatte. Aus diesen ging hervor, daß die Juden nicht eigentlich in Cochin wohnen, sondern in einer Stadt ungefähr eine Meile davon entfernt, die Matacherry und Judenstadt genannt wird, und fast ganz von Juden bevölkert ist, die hier zwei ansehnliche Synagogen besitzen. „Es befanden sich unter ihnen, sagt Dr. Buchanan, sehr einsichtsvolle Männer, die nicht ganz unbewandert in der Geschichte anderer Nationen waren. Auch Juden aus entfernten Theilen Asiens waren hier zu finden, so daß dieser Ort die Hauptquelle der Geschichte des jüdischen Volkes in diesem Theil des Orientes ist. Die hier wohnhaften Juden theilen sich in jerusalemitische oder weiße, und schwarze Juden. Jene haben hier ihren Aufenthalt vorzugsweise, auch die schwarzen Juden haben hier eine Synagoge, allein der größere Theil dieses Stammes bewohnt Städte im Innern der Provinz.“ Die weißen Juden zeigten ihm eine Erzählung in hebräischer Sprache von ihrer Ankunft in Indien, die ihnen von ihren Vorfahren hinterlassen worden, deßgleichen zwei wohlerhaltene Kupferplatten, in altem Tamul beschrieben, die eine auf beiden Seiten, die andere zu drei Viertheilen. Diese enthielten die ihnen von einem alten Könige von Malabar verliehenen Privilegien. Von diesen Kupfertafeln wird weiter unten die Rede seyn. Dr. Buchanan erfuhr aus diesen schriftlichen Urkunden so wie aus mündlichen Ueberlieferungen, daß die Juden nach der Zerstörung des zweiten Tempels in großer Anzahl nach Indien gekommen und Erlaubniß erhalten, sich in Kranganor niederzulassen. Die ihnen ertheilten Privilegien waren Buchanans Ansichten zu Folge, im Jahre der Welt 4250 (490 n. Ch.) verliehen worden. Gegen tausend Jahre blieb Kranganor der Wohnsitz dieser Juden, die von 72 Aeltesten beherrscht wurden. Andere Juden sollen ihnen, der mündlichen Sage nach, aus Judäa gefolgt seyn und die aus der Plünderung des Tempels geretteten silbernen Trompeten, auf denen der unaussprechliche Name Gottes geschrieben war, mit sich gebracht haben.*) Später seyen Juden aus Spanien und andern Orten, die von der glücklichen Lage ihrer Brüder in Indien vernommen, dahin gewandert, bis zuletzt unter ihnen Uneinigkeiten ausgebrochen und einer der jüdischen Häuptlinge einen indischen Fürsten zu Hülfe gerufen, der mit einem großen Heere sie angegriffen, ihre Wohnungen und öffentlichen Gebäude zerstört, sie aus Kranganor vertrieben, einen Theil von ihnen getödtet, und einen andern in die Gefangenschaft geschleppt habe. Die Uebrigen seyen nach Cochin entflohen, wo sie seitdem, wie wohl unter mancherlei Bedrückungen, ansässig geblieben.

Dr. Buchanan schloß aus der indischen Gesichtsbildung der schwarzen Juden, daß sie viele Jahrhunderte von den weißen Juden, die jene als eine Kaste von niedrigerer Art verachteten, nach Indien gekommen seyn mußten. Bei seinen Besuchen in den Städten der schwarzen Juden im Inneren des Landes fand er viele Manuskripte in hebräischer Schrift, und eine alte Abschrift des Pentateuch auf einer ledernen Rolle von achtundvierzig Fuß Länge aus zusammengenähten Häuten. Dr. Buchanan gab die Zahl der in Cochin, Malla, Parur und andern Städten ansässigen Juden auf 1529 an.

Erst im Jahre 1821 wurde Hr. C. M. Whish, der eine ausgezeichnete Kenntniß der tamulischen Sprache besitzt, auf die obenerwähnten Kupfertafeln aufmerksam gemacht, und theilte der asiatischen Gesellschaft in Madras eine Uebersetzung derselben mit, die das Asiatic Journal in einem seiner neuesten Hefte in Folgendem gibt:

„Swasti Sri! der König der Könige hat es befohlen! Als Radscha Sri Bhaskarah Iravah Warma das königliche Szepter über hunderttausend Städte führte, im sechsunddreißigsten Jahre des zweiten Cyklus, ward folgende Urkunde ausgefertigt, während der Fürst in seinem königlichen Palaste von Muyil Kottah verweilte: Von Jussuf Rabba und seinem Volke fordern wir den Tribut der unserer hohen Würde schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit, und die gewöhnlichen Geschenke für unsere königliche Person: dagegen verleihen wir ihnen das Vorrecht, fünf Arten von Namen zu führen, sich der Tagslampen zu bedienen, lange Gewänder zu tragen, sich der Palankine und Payons (Sonnenschirme), kupfernen Gefäße, Trommeln und Trompeten zu bedienen, Blumenguirlanden zu tragen und über ihre Straßen zu spannen, und wir haben ihnen gegeben 72 einzelne Häuser, und ihnen alle Steuern und Abgaben dafür erlassen, und auf daß diese Urkunde, durch die sie von allen Gebühren (Zehnten) an die Kirche befreit werden, wie alle Bewohner anderer Städte sie zu entrichten haben, ihnen und ihren leiblichen Nachkommen gesichert bleibe, haben wir sie auf diese Kupfertafeln eingraben lassen. Dieser Vorrechte sollen sie genießen nach diesen fünf Arten der Erbfolge: nämlich Jussuf Rabba selbst und seine Nachkommen, seine männlichen und seine weiblichen Kinder, seine Neffen und die Neffen seiner Töchter; und dieses erblichen Rechtes sollen sie genießen so lange Erde und Mond besteht. Sri!“ — Hierauf folgen die Unterschriften von sechs Zeugen.

Die in dieser Urkunde angegebene Jahreszahl: „das sechsunddreißigste Jahr des zweiten Cyklus,“ ist nach der früher in Malabar und allen indischen Staaten üblich gewesenen Jahresrechnung, nach dem Cyklus von sechzig Jahren, der im Jahre 75 n. Ch. G. begann. Das sechsunddreißigste Jahr des zweiten Cyklus ist also das Jahr 231 unserer Zeitrechnung.

Von diesen Kupfertafeln und ihrem Inhalte hatten auch die Holländer bereits im Jahre 1665 Kunde, als sie zum Besitze der Stadt gelangten. Ihre damals über die dortigen weißen und schwarzen Juden eingezogenen Erkundigungen geben an, daß letztere die Ankunft ihrer Vorfahren in Indien in das Jahr der Welt 3828 oder 68 n. Ch. Geb. setzten. Die weißen Juden erzählten, daß ihre schwarzen Brüder zahlreicher wurden, als sie selbst, und im fünften Jahrhundert sey zwischen ihnen ein Krieg ausgebrochen, durch den der König des Landes sich veranlaßt gefunden habe, mit gewaffneter Hand einzuschreiten. Hierauf habe er die Schwarzen bezwungen, und seitdem sey zwischen beiden Theilen keine Gemeinschaft mehr bestanden. Im Jahre 4150 (370 n. Ch. G.) seyen 70 bis 80,000 Juden von Majorca nach Indien gekommen; die ersten spanischen Juden aber im Jahre 5272 (1511 nach Ch. G.) in Cochin angelangt; also kurze Zeit nachdem Albuquerque sich der Stadt bemächtigt hatte. Im Jahre 1584 waren nach Van Linschotens „Itinerarium“ die Juden von Cochin nicht nur angesehene Kaufleute, sondern auch Mitglieder des hohen königlichen Gerichtshofes zu Cochin. Damals, im Jahre 1686, waren nach eigener Aussage der dortigen Juden, nur noch zwei Geschlechter von der ursprünglich eingewanderten Generation übrig, die von Joseph Assar, dem letzten und 72sten jüdischen König von Kranganor abstammen sollten. Nach der

---

*) Hiemit stimmt nicht überein, daß unter den Basreliefs auf dem Triumphbogen des Titus die silbernen Trompeten als ein Theil der Beute aus dem Tempel zu Jerusalem abgebildet sind.

Ankunft der Portugiesen, in Indien wurden sie, nach denselben Berichten, so grausam verfolgt, daß sie Kranganor verließen und nach Cochin flohen, wo ihnen der König einiges Land am Ufer des Flusses anwies, um dort ihre Wohnungen und Synagogen zu bauen. Im Jahre 1770 befanden sich noch 10 Familien weißer Juden in Cochin, und die schwarzen Juden, die im Jahre 1772 ins Innere des Landes zerstreut wurden, zählten 1272 Familien. „Diese waren, sagen die holländischen „Noticias," Abkömmlinge jener alten Juden, die zuerst ankamen und unter den Eingebornen oder ihren Sklaven Proselyten machten, während die weißen Juden von jenen abstammten, die in spätern Zeiten nach Indien kamen."

Die höheren Unterrichtsanstalten in Frankreich.

Paris im Januar 1832.

Die zweite Lieferung des Thesaurus linguae graecae von Stephanus ist fertig und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden. Es ist eine bittere Satyre auf die Gelehrsamkeit in Frankreich, und es gibt einen genauen Maßstab der Kenntnisse in der klassischen Literatur in Frankreich, daß man sich genöthigt gesehen hat, dieses so gerühmte nationale Unternehmen drei Deutschen anzuvertrauen, den Herren Hase, Sinner und Fix. Ebenso kann man keinen Franzosen finden, dem man die Stelle von Schweighäuser in Straßburg übertragen könnte. Dieß ist die Folge der schlechten Einrichtung der Université de France, die in den fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens noch keinen Philologen und überhaupt nur wenige ausgezeichnete Männer irgend einer Art gebildet hat. Man kann sich darüber gar nicht wundern, wenn man die Art betrachtet, wie die Studien hier geleitet und betrieben werden. Die Sorbonne entspricht eigentlich den philosophischen Fakultäten deutscher Universitäten; aber wenn man die Liste der angekündigten Vorlesungen sieht, so erstaunt man zuerst über den gänzlichen Mangel an System und Vollständigkeit, der darin herrscht. Keine Wissenschaft wird in einer Reihe von koordinirten Vorlesungen gelehrt, die dem Schüler helfen könnten, sich nach und nach in Besitz der ihm nöthigen Kenntnisse zu setzen, sondern jeder wählt, ohne die mindeste Rücksicht auf seine eigenen früheren Vorlesungen und auf die gleichzeitigen der andern Professoren, irgend einen speziellen Theil seiner Wissenschaft, und liest oder liest nicht, wie es ihm gefällt; denn da das Kolleglengeld an die Fakultät und nicht an die Professoren bezahlt wird, so hat kein Lehrer ein Interesse, auf das Bedürfniß seiner Zuhörer Rücksicht zu nehmen. Allein es wäre noch erträglich, wenn wenigstens die angekündigten Vorlesungen noch gehalten würden, und wenn gleich keine Ordnung und kein System im Ganzen wäre, so hätte man wenigstens den Vortheil, ausgezeichnete Männer über spezielle Theile ihrer Studien zu hören; allein die meisten, und zwar die besten Professoren, halten ihre Kurse nicht selbst, sondern schicken Stellvertreter, denen sie einen Theil des Gehalts abtreten, so daß wenn man hofft, Boissonade über griechische Literatur zu hören, man Hrn. David findet, oder wenn man glaubt, Guizot über neue Geschichte lesen zu hören, so erscheint Herr Girardin und hält eine politische Rede; so ist es mit Villemain, Cousin, Royer Collard und andern ausgezeichneten Lehrern. Dieser Mißbrauch ist für die Faculté des Lettres höchst verderblich, aber er ist zu tief in den allgemeinen Verhältnissen hier gegründet, als daß zu hoffen wäre, daß ihm vorgebeugt werden könnte. Eine Professur ist in Paris ein Posten, der weder einflußreich, noch ehrenvoll, noch vortheilhaft genug ist, als daß ein Mann von großem Talent sich damit begnügen möchte; er nimmt daher andere Stellen im Staatsrathe, im Erziehungsrathe u. s. w. an, die seinen Ehrgeiz besser befriedigen. Allein diese Stellen sind zu unsicher, als daß man geneigt seyn könnte, ihretwegen die unbedeutenden allein sichern Stellungen in den Fakultäten für immer aufzugeben. Dieß Alles ist sehr natürlich, aber die Studien leiden dabei und werden fortfahren dabei zu leiden, bis man die Stellung der Professoren in jeder Rücksicht so festgesetzt haben wird, daß sie das definitive Ziel eines bedeutenden Mannes bilden können. Aber dazu ist noch lange kein Anschein; die Politik verschlingt Alles; die Stellen werden immer unsicherer, und eine immer größere Menge wird in den Strudel der politischen Verhältnisse gezogen, in dem sie abwechslungsweise mächtig oder einflußlos ist, wie das Glück der Parteien wechselt. Es werden aber dennoch in diesem Jahre einige vortreffliche Vorlesungen gehalten; ob sie gleich die öffentliche Aufmerksamkeit weit weniger auf sich ziehen, als in den letzten Jahren geschehen wäre. Cuvier liest über die Geschichte der Naturwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert; er setzt den Einfluß der verschiedenen philosophischen Schulen in Deutschland auf die Entwicklung der naturhistorischen Wissenschaften weitläufig auseinander, und wenn er auch vielleicht nicht ganz gerecht gegen die Metaphysik und die Metaphysiker seyn mag, so ist es doch immer ein Fortschritt, ihre Lehren von Cuvier in einem französischen Hörsaale auseinander setzen zu hören. Champollion hatte angefangen über Hieroglyphen zu lesen, als ein wiederholter Schlaganfall ihn nöthigte, seine Vorlesungen aufzugeben. Ampère liest über Klassifikation aller Wissenschaften, wie sich von einem Manne von seiner Originalität, tiefen und großen Gelehrsamkeit erwarten läßt. Fauriel hält in der Sorbonne zwei vortreffliche Vorlesungen, eine über provençalische Poesie, die andere über serbische und griechische Volkspoesie. Sie zeichnen sich, wie alle seine Arbeiten, durch die vollkommenste Eleganz der Form und eine Masse neuer Ansichten aus. Er soll an einer neuen Ausgabe seiner Sammlung neugriechischer Lieder arbeiten, die etwa um den dritten Theil vermehrt werden wird. — Die Ecole des Chartes ist wieder aufs Neue organisirt worden. Sie ist bestimmt, junge Leute zu bilden, die Archivare werden wollen. Sie wurde schon mehrere Male in Gang gebracht und wieder aufgelöst, und auch jetzt scheint sie noch keinen rechten Bestand zu gewinnen; sie war früher in dem Archivgebäude, ist aber jetzt in die königliche Bibliothek verlegt worden; sie besteht aus zwölf jungen Leuten, die ein Wartgeld von sechshundert Fr. erhalten; sie besuchen zwei Jahre die Vorlesungen der Schule, und werden dann examinirt und in die Provinzen als Archivare geschickt. Es sind zwei Professoren ernannt, Champollion Figeac und Guerard; es soll aber noch einer für provençalische Sprache und Handschriften ernannt werden. Man will die Schule benutzen, Brecquigny's großes Werk über die Quellen der Geschichte von Frankreich fortzusetzen.

Vermischte Nachrichten.

Das Abgabenbudget von Holland ist für das Jahr 1832 auf 48,695,645 holländische Gulden und davon 12,100,000 für das Kriegswesen bestimmt. Für unvorhergesehene Fälle sind dem Könige für den Lauf des Jahres 1832 außerdem noch 500,000 Gulden zur Verwendung gestellt.

Verurtheilungen, die in den letzten sechs Jahren in Frankreich statt fanden:

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.
Zum Tode	154	150	109	114	89	92
Zu lebenslänglicher Strafarbeit	285	281	317	268	275	268
Zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit	1052	1159	1082	1142	1035	975
Zu Gefängniß	1160	1226	1108	1225	1222	1005
Zur Verbannung	1	1	1	—	51	1
Zur Entsetzung der bürgerlichen Ehre	2	1	6	—	1	1
Zu Korrektionsstrafen	1542	1487	1446	1759	1825	1740
Kinder, die in Korrektionshäusern aufbewahrt werden	57	59	68	55	28	45
Gesammtsumme	4057	4548	4257	4551	4475	4150

Der eine von den nach Paris bestimmten Obelisken von Luxor ist am 31 Oktober v. J. von seiner Basis glücklich herabgenommen worden. Acht Mann, die an den Aufhaltapparaten angestellt waren, ließen die ungeheure Granitsäule schneller oder langsamer, wie es ihnen beliebte, sich senken. Der Obelisk schwebte zwei Minuten in einem Winkel von 30°. Es bildete einen großartigen Anblick, die kolossale Säule ohne Geräusch, ohne Erschütterung langsam herabsinken zu sehen, indem sie hinter sich einen Büschel Maste und Taue herzog, die durchaus in keinem Verhältniß zur bewegten Masse zu stehen schienen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 41. 10 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

Von Jules Janin.

Aus dem dritten Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Paris wimmelt von einem gewerbfleißigen Völkchen, das nur der großen Stadt angehört und keinen Schritt über die Barrièren hinausgekommen ist. Es treibt seine Industrie unter der Dachtraufe und am Kreuzwege, in der Dachstube und in der Gassenrinne — ein Gewerbe auf gut Glück, das seine Spekulationen und seine Meisterschaft hat wie eines, ein Handel mit Lumpen, alten Nägeln, zerbrochenen Gläsern, epischen Gedichten und Vaudevilles — lauter Sachen, von denen ich mit hohem Ernst und großer Achtung spreche — lauter Gewerbe, die sich auf die strengste Redlichkeit, und auf die unabweislichsten Bedürfnisse gründen — Industriezweige, die Familien ernähren, Söhne auf die Studienanstalten senden, den Töchtern Aussteuern geben und oft ein Grabmahl auf dem Kirchhof Père Lachaise erringen, wenn nämlich der Spekulant reich, glücklich und ehrlich war und sein Testament nicht für Undankbare gemacht hat. Ja, man darf sagen, die Kleingewerbe sind die vorzüglichsten in der großen Stadt. Es kostet heutzutag so viel, nur die Stelle eines Huissiers bei einem Taxator zu kaufen! Man braucht so viel Geld, um die kleinste Bude zu eröffnen in einer Zeit, wo es keine Bude ohne Spiegel an den Wänden, ohne Acajou-Möbel gibt. Die Eigenthümer in Paris sind so hart und die Papiere so schwer zu diskontiren! Und doch muß man leben, doch muß man dem Bettelstabe oder dem Spitale zu entrinnen suchen! Es lebe denn das Kleingewerbe ohne Buden, ohne Patent, ohne Wechsel, das Kleingewerbe unter freiem Himmel, zu Fuß, die Hände in der Tasche, den Tragkorb auf dem Rücken, oder an der Straßenecke wohlbehaglich ausgestreckt in Geduld eines Kunden harrend. Um ein Uhr Morgens, wenn ganz Paris eben in Schlaf versunken ist, in einen unruhigen Schlaf, den man in eiligster Hast genießt, in einen Schlaf, der mehr einem Alpdrücken gleicht, das mit dem Gerassel der Wagen beginnt und mit dem Geschrei der Kleiderhändler aufhört — um diese Zeit hört man um die Hallen herum ein sonderbar belebtes Geräusch. In den Hallen schläft man nicht; hier beginnen die kleinen Gewerbe. Um diese Zeit kommen dort von allen Seiten her, an kleine Wagen gespannt, Leute an, die den ganzen Tag mit einem Schäffel Kartoffeln, einem Dutzend Büschel Rüben, einem Bunde Zwiebeln, einigen Schock Eiern spekuliren werden. Während der große Handel mit Lebensmitteln unbeweglich auf seinem Platze verweilt, und stolz die Köche und Köchinnen der großen Häuser und die vornehme Bürgerwelt erwartet, sieht man unsre kleinen Spekulanten schon frühzeitig sich nach allen Himmelsgegenden zerstreuen, um den Armen und Poeten ihre Nahrung für den Tag zu bringen. Der Arme müßte Hungers sterben ohne diese Rüben, ohne diese Kartoffeln, ohne diese zweideutigen Eier. Der Arme ist nicht reich genug, um seine Lebensmittel in der Halle zu holen, wo Alles wohlfeiler ist; er erwartet in seinem fünften Stockwerk den Raben der Vorsehung, der ihm sein Brod bringt, nicht nur jeden Tag, sondern auch zu jeder Stunde. So ist das große Paris beschaffen, das Paris, das sich zwischen Arbeit und Hoffnung theilt. Das ganze Leben dieses Paris von zweitem Range wird damit hingebracht, seinen Unterhalt von den Wiederverkäufern zu kaufen. Morgens wenn die Milchfrau ihre Milch gehörig zubereitet, und sich mit edlem Anstand neben ihrem Hund und ihrem blechernen Gefäße niedergelassen hat, sieht man in langem Zug das ganze früh aufgestandene Personal des Quartiers anrücken: Frauen in weißen Ueberröcken, das Gesicht noch bleich vom Schlafe, die Haare in ein Tuch zusammengebunden; Mädchen von fünfzehn Jahren, die statt ihrer Mütter kommen, blauangelaufen von Kälte und mit herabhängenden Haaren, die joviale Kammerjungfer, der steifgliedrige Hagestolz und der grinsende Portier, der Angestellte, der sich erniedrigt fühlen würde, wenn er bei hellem Tage seine Portion holen müßte. Die Milchfrau theilt nur mit karger Hand ihre Milch aus, und diese Vertheilung dauert bis Mittag; diese Milchfrau besaß nie eine Kuh, sie hat nie das Geschrei der Henne gehört, die ihr die Eier legt; ihre ganze Meierei besteht aus einem Haus in der Bärenstraße, ihr Kind, das man sich vielleicht als einen rothbackigen Bauernknaben denken möchte, ist Abschreiber bei einem Advokaten, ihr Mann, der einfache ehrliche Landmann, gibt sich damit ab, in einem Spielhause Stöcke und Hüte in Verwahrung zu nehmen.

Es wird Mittag und Paris erwacht. Das Getöse steigt zum Himmel, Alles ist in Bewegung, die großen und die kleinen Gewerbe gerathen mit einander in Konkurrenz. Jedes Gewerbe in Paris hat seinen Nebenbuhler, seine Parodie neben sich herlaufen; hoch oder niedrig, ehrlich oder nicht, erlaubt oder nur geduldet, gleich viel; überall erblickt man zur Seite der großen Spekulationen kleine mit den kleinsten Mitteln von einem Kaufmann getrieben, der keiner

ist. Das Kleingewerbe ist ein Proteus, der über nichts erröthet, der sich in alle erdenkliche Gestalten verwandelt, der fadennackt umherlaufen würde, um sich eine Kleidung zu verdienen, der, wenn es seyn muß, sich im Kothe wälzen wird, der keine Art der Schande, keine Gattung Wucher scheut, der sich biegt und schmiegt, der sich belügt und betrügt, der sich stößt und drängt, der Tag und Nacht auf der Lauer steht, der sich todt stellt, der allen Fährten nachstöbert. Man kennt doch die Geschichte des heiligen Simeon Stylites, der fünfzehn Jahre auf einer Säule stand? In Paris würde man für Geld und noch dazu für wenig Geld leicht einen Mann finden, der dieß Gewerbe triebe.

Doch es ist Zeit auszugehen. Wenn man aus seinem Zimmer herabkommt, muß man nothwendiger Weise vor der Stube des Portiers vorbeigehen. Diese Stube ist eine Art Nische zu ebener Erde, in die man oft nicht seinen Hund würde sperren mögen, wenn man anders einen schönen Hund hat. Man denke sich einen Raum von sieben oder acht Fuß; hier hält sich meist eine ganze Familie auf; der Vater, der Schuhe macht; die Mutter, die Romane liest; die Tochter, welche Verse deklamirt — sie, die Hoffnung des Theater Français; der ältere Sohn, der die Violine spielt, der künftige Kompositeur des Ambigu; der jüngst geborene, der bei Eugen Delacroix Farben reibt. Und diese ganze kleine Künstlerwelt, lebt und webt und glüht in enthusiastischem Künstlergeiste und hütet dabei das Haus und handhabt bei dem ersten Hammerschlag den Thürzug. Weiß man, wie diese ganze Sippschaft in der engen Höhle nistet? Begreift man, wie darin diese Kinder geboren werden und aufwachsen konnten? Wie sie Kleidung und Nahrung fanden? Wer vermöchte Dieß zu sagen? Der Vater dieser ganzen Familie bezieht das ganze Jahr für seinen Platz dreihundert Franken, und das ist Alles. Und doch hat die Familie eine Erziehung erhalten, und doch hat der Vater zwei Anzüge und die Mutter ein Merinokleid und die Tochter eine goldene Kette und der ältere Sohn ein Paar Stiefel! Wunder der Industrie, der Geduld, der Arbeitsamkeit, des beharrlichen Willens — Wunder, wie man sie in allen Häusern von Paris findet!

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2) Massasoits Söhne.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit an machte Metacom aus seinen feindseligen Gesinnungen weder mehr ein Geheimniß, noch hinderte er die Pokanokets feindlich gegen die Engländer aufzutreten. Wohl mochte er gedenken, was seinem Bruder in einer friedlicheren Zeit begegnet war, und allen damaligen Geschichtschreibern zu Folge, schwebte auch wirklich sein Kopf in Gefahr. Die Pokanokets versammelten sich von allen Seiten bewaffnet um ihn her, und alle Vorbereitungen zu dem drohenden Kriege wurden getroffen. Vielleicht zerriß das ungestüme Rachegefühl seiner Leute allzu früh den Schleier seiner Plane; seit der Hinrichtung ihrer Landsleute war ihre Wuth so sehr gestiegen, daß ein Einwohner von Swansey (in der Grafschaft Bristol) bei einem Handgemenge mit einigen Pokanokets sich genöthigt sah, auf sie Feuer zu geben, wodurch ein Indianer verwundet wurde. Es war am 25 Junius des Jahres 1675, als dieser Auftritt den Krieg eröffnete, der nun mit aller Wuth entbrannte. „So begann also, sagt der würdige Annalist Dr. Mather, der Krieg einer wilden Indianernation gegen ein ehrliches, harmloses, christliches Völkchen von Engländern, die in Wahrheit zu den Angreifern hätten sagen können, wie einst zu den Ammonitern gesagt wurde: „Ich habe nicht gesündiget gegen Dich, und doch bekriegst Du mich ungerechter Weise.“ Wahrscheinlich war dieß die Ansicht der meisten seiner Zeitgenossen.

Die Kolonie war inzwischen auch nicht unthätig geblieben; die Regierung von Massachusetts wurde um schleunigen Beistand angerufen, bewaffnete Mannschaft gesammelt und im Gebiete der Kolonie vertheilt. Bald darauf begannen die gegenseitigen Streifzüge mit einer Erbitterung, die keine friedliche Ausgleichung mehr hoffen ließ. Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Begebenheiten dieses blutigen Kampfes einzugehen; nur so viel möge bemerkt werden, daß er länger als ein Jahr mit allen Schrecknissen wüthete und über das Schicksal der Indianerstämme von Neu-England vollkommen entschied, wie es Metacom wohl vorausgesehen haben mochte. Die Pokanokets wurden beinahe völlig vernichtet. Die Narraghansetts verloren über tausend Mann in dem berühmten Sumpfgefecht bei Sunque-Squaw. Alle Indianer am Connecticut und die meisten Nipmucks die dem Verderben entgingen, flohen nach Canada, wo sie in der Folge den Franzosen große Dienste leisteten; einige Hunderte von ihnen fanden in Neu-York einen Zufluchtsort. Eine einzige Schaar englischer Truppen unter Kapitän Church rühmte sich zwischen dem Junius und Oktober des Jahres 1676 allein gegen siebenhundert Indianer erschlagen zu haben. Eine große Anzahl der letztern wurden gefangen, außer Landes geführt, und als Sklaven verkauft. Aber der Sieg mußte theuer erkauft werden. Die ganze bewaffnete Macht der vier Kolonien war dazu nöthig und unaufhörlich in Bewegung gesetzt. Ein- oder zweitausend Mann waren bloß in dem erwähnten Sumpfgefechte zugegen — eine ungeheure Macht für die über Neu-England zerstreute englische Bevölkerung, die kaum vierzigtausend Seelen zählte. Dreizehn Städte wurden von den Indianern bis auf den Grund verwüstet, sechshundert Wohngebäude verbrannt, und ungefähr eben so viele Engländer getödtet, so daß es fast keine Familie gab, die nicht einen Verlust zu beweinen hatte. Die Kriegskosten waren gleichfalls sehr groß; die Kommissäre der vereinigten Kolonien schlugen die Ausgaben der „alten Kolonie“ allein auf einmalhunderttausend Pfund an.

Man kann wohl sagen, daß König Philipp diesen Krieg allein durch seine Energie und sein Talent führte; nicht als ob er keine andere Unterstützung gehabt hätte, als die sechzig Wampanoags, die des Sachems eigenen Hofstaat bildeten, oder nur die verschiedenen Stämme des Pokanoketlandes; sondern weil alle andern Stämme, die ihm Beistand leisteten, nur auf seinen Betrieb vereinigt, und unter seiner Leitung, was niemals zuvor geschehen war, gemeinsam handelten. Einige Schriftsteller haben behauptet, er habe alle Stämme der Rothhäute für sein Vorhaben zu gewinnen gesucht, sogar südwärts hinab bis Virginien; allein hierüber liegen keine Beweise vor, und der Mangel aller Wegverbindungen stellt diese

Angabe sehr in Zweifel. Nicht einmal alle Stämme von Neu-England konnte er völlig auf seine Seite bringen, und nicht geringer war die Aufgabe des Sachems, die seit undenklichen Zeiten durch Eifersucht entzweiten Klans zu vereinigen, als heimlich und öffentlich alle jene Stämme zu bewachen, die ihn verließen, hintergingen oder feindselig gegen ihn auftraten. Die Stämme von Neu-Hampshire entzogen sich fast alle dem Kampf. Einer von Philipps eigenen Stämmen verließ ihn in seinem Unglücke und die Pikwots und Mohigans standen vom ersten Tag des Kriegs bis zum letzten gegen ihn im Felde. Man kann jedoch annehmen, daß einige dieser Stämme durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges, der ein Jahr früher erfolgte, als man verabredet hatte, wie Anfangs Philipp selbst, in Bestürzung geriethen. Sassamons Ende und der unbändige Ungestüm der jungen Pokanoketkrieger hatten, wie schon oben gesagt wurde, diese allzu frühzeitige Entwicklung herbeiführt.

Philipp soll bei der ersten Nachricht von dem Ausbruche der Feindseligkeiten Thränen vergossen haben. Vielleicht schmerzte ihn der Gedanke, die lange Freundschaft, die sein Vater gestiftet und erhalten hatte, brechen zu müssen; vielleicht betrübte er sich aber auch nur, daß seine mühsam angelegten Plane noch nicht völlig zur Reife gediehen waren. Allein der Würfel war geworfen, und wie von jener merkwürdigen Stunde an auf Philipps Antlitz nie mehr ein Lächeln gesehen wurde, so gab sich seine Seele ganz der gestellten Aufgabe hin. Weder bei Tag noch bei Nacht fanden fortan seine Glieder Ruhe oder seine Augen Schlaf. Waren doch seine Hülfsmittel noch beschränkt genug, wenn seine jetzt zum Theil vereitelten Entwürfe von glücklicherem Erfolge begleitet gewesen wären. Die streitbare Macht seines Gebietes betrug gegen sechshundert Krieger, fast die ganze waffenfähige Mannschaft seiner alten Feinde, der Narraghansetts stieß zu ihm. Auch von den Nipmucks und den Indianern des Connecticuts und noch westlicher war ein Stamm nach dem andern auf seine Seite getreten. Noch waren nicht sechs Wochen seit dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten verflossen, als alle Indianer längs der Küste von Maine, auf einer Strecke von zweihundert Meilen für die gemeinschaftliche Sache, wie sie Metacom nannte, gewonnen waren. Daß hiebei keine Künste gespart wurden, läßt sich denken; eben als die drei Unterthanen des Sachems zu Plymouth verurtheilt wurden, hielt er in Sowams einen großen Kriegstanz, wobei er die rothhäutigen Krieger musterte, die von allen Seiten dazu gekommen waren. Mehrere Indianerstämme bekannten später den Engländern, daß sie von ihm so zum Kriege verleitet worden seyen. Selbst als seine Streitkräfte Anfangs September 1675 auf die Stämme am Connecticut zurückgeworfen worden waren, hatte er unter ihnen bald neue Verbündete geworben. Die Hadley-Indianer, die sich den Engländern angeschlossen hatten, und zwar, wie man glaubte, auf Antrieb Metacoms, wurden ihren Bundesgenossen verdächtig, entflohen und gingen zu ihm über. Die benachbarten Indianer von Springfield (jetzt Hauptort der Grafschaft Hampshire) stießen zu Philipps Kriegern, als sie diese Stadt angriffen, und so wurde der ganze Stamm der Nipmucks in den Krieg verwickelt. Im darauffolgenden Winter begab sich Philipp zu den Mohawks in New-York, und da es ihm nicht gelang, sie durch Gründe auf seine Seite zu bringen, faßte er den verzweifelten Entschluß, einige ihrer in den Wäldern herumstreifenden jungen Männer zu tödten und zwar auf eine Weise, daß der Verdacht dieser That auf die Engländer fallen mußte. Allein diese List schlug ihm fehl; einer der Mohawks, der von dem Sachem nur verwundet worden war, entkam und verrieth ihn, so daß er über Hals und Kopf seinen Abschied nehmen mußte. Fortan gehörten die Mohawks zu seinen erbittertsten Feinden.

(Schluß folgt.)

Statistische Mittheilungen über Bulgarien.

(Schluß.)

Die Abgabe von den Ernten wird in Konstantinopel verpachtet. Der Pächter, Wer er auch immer sey, erhebt von den Ernten der Bulgaren von je zehn Maß Eines. Tritt in Kriegszeiten Mangel an Lebensmitteln ein, so müssen die Einwohner liefern ohne, troz der zuweilen gemachten Versprechungen, einige Entschädigung zu erhalten. Die Bulgaren der Ebene sind solchen Kontributionen am meisten ausgesezt. Die Bulgaren und Türken, die Pascha's selbst nicht ausgenommen, unterliegen einer Auflage, Beylik genannt, die darin besteht, daß sie von je zehn Schafen eines in Natura abgeben müssen. Ueberdieß sind sie noch gehalten, von jedem dieser Thiere acht bis zehn Paras, sowie noch eine dritte Auflage zu bezahlen, die unter dem Namen des Wollrechts bekannt ist und in einem Para von jedem Schafe besteht, das nach den Städten auf den Markt gebracht wird. Diese drei Abgaben werden von Konstantinopel aus in Pacht gegeben, um den auch Christen sich bewerben können. Die Erhebung dieser Steuern wird auch zuweilen den Ajans übertragen. Da die Türken keine Schweine züchten, so haben nur die Bulgaren die auf diesen Thieren lastende Abgabe zu entrichten, die an den Thoren der Städte den Umständen nach mit vier bis vierundzwanzig Paras erhoben wird.*)

In jenen Ajanlyks, wo Wein gebaut wird, zahlt man die Abgabe von diesem Artikel nach einer zwischen dem Ajan und den Einwohnern abgeschlossenen Uebereinkunft, die zuweilen eine Summe von hunderttausend Piastern festsezt. Die Abgabe von den Bienen besteht bei den Bulgaren in Einem Maß Honig von acht und bei den Türken in Einem von zehn.

Zölle werden von den Türken und Christen gleich bezahlt und nur in den Städten erhoben. Waaren, die in Dörfern verkauft werden, sind zollfrei; übrigens besteht der Zoll in einer Abgabe von nur drei Prozent. Gegenwärtig sind rücksichtlich der Zölle mehrere neue Verordnungen erschienen, von denen auch bereits einige in Bulgarien in Kraft getreten sind. In den Städten wird ohne Unterschied der Religion bei Verkäufen und Kontrakten eine Abgabe von zehn Prozent bezahlt, die dem Ajan gehört.

Ohne Erlaubniß des Kadi, die nach einer beiderseitigen Uebereinkunft oder dem Vermögen des Verstorbenen jedoch nie geringer als mit fünfzig türkischen Piastern bezahlt wird, darf kein Bulgare begraben werden. Früher wurde der ganze Nachlaß des Verstorbenen geschäzt und von jedem Piaster zwei Asper erhoben (der Piaster hat hundert und zwanzig Asper). Diese Abgabe ist vom jezigen Sultan abgeschafft worden. Wenn in einer Stadt, wo der Siz eines Kadi ist, ein Bulgare ohne Erben stirbt, so nimmt der Kadi den Titel eines Bruders des Verstorbenen an und wird sein Erbe. In jenen Orten, wo nur ein Wojewode residirt, findet jenes Erbschaftsrecht nicht statt, das übrigens in neuern Zeiten bedeutend geändert worden ist. Der Ajan oder Wojewode bemächtigen sich jezt des Nachlasses und überlassen dem Kadi nur ein Zehnttheil. Will ein Bulgare sich verheirathen, so muß er dem Wojewoden oder Ajan zwei bis zwölf Piaster für die Erlaubniß bezahlen. Die Bulgaren, so wie alle Christen des ottomanischen Reichs unterliegen einer Auflage, Haratsch genannt, die ihren Namen von einem Billet in Form einer Quittung hat, das Jeder auf ein Jahr erhält. Die Erhebung des Haratsch geschieht gewöhnlich am Kurbanbairam, dem

*) Die Abgabe von Schafen und Schweinen besteht, nebst andern eben so lästigen Steuern, noch jezt in den Fürstenthümern und wurde im Anfange des lezten Krieges noch in Natura eingefordert. In Bessarabien ward dieselbe Abgabe noch bis zum Jahre 1824 bezogen, doch nicht in Natura; dem Grafen Woronzow danke das Land die Befreiung von dieser Last, und die Krone hat nichts dabei verloren.

neuen Jahre der Türken, und dann läßt man jeden Christen den Haratsch da bezahlen, wo man ihn trifft. In Folge eines Mißbrauchs, der zur Gewohnheit und endlich zum Gesetze wurde, erhebt man den Haratsch sogar von einem Hause, dessen Eigenthümer abwesend ist. Diese Abgabe wird in zwei Klassen eingetheilt, von denen die erste, Alla genannt, zweiundfünfzig Piaster, und die zweite, Jvsate genannt, zweiunddreißig Piaster beträgt. Es besteht auch noch eine dritte, Odna genannte Klasse im Betrage von vierzehn Piastern, die, so viel mir bekannt ist, nur in den Umgebungen von Misopol und auf dem Gebirge Hassi-Kilik, dessen Bewohner arm sind, bezogen wird. Obgleich auch andere Gegenden die Begünstigung des Odna haben, so verfährt man doch willkürlich, und erhebt ihn selbst von Kindern und ohne eine Quittung zu geben. Der Haratsch wird in der Regel nur von den Familienhäuptern erhoben, und die Kinder sind auf dem Billet ihrer Väter mitbegriffen; meist werden jedoch widerrechtlich von fünf bis zu fünfzehn Piaster für jedes Kind noch besonders erhoben und nicht in der Quittung bemerkt. Die Frauen bezahlen diese Auflage nicht.

Jeder, der ein Haratschbillet hat, muß auch noch ein anderes Billet, Epenja genannt, lösen. Ein solches Billet wird von dem Wojewoden ertheilt, ist mit seinem Siegel versehen und kostet jährlich von zehn bis zu hundert Paras oder dritthalb Piaster. Diese Abgabe wird gewöhnlich am 1 Mai erhoben; in Konstantinopel kostet ein solches Billet nur sechs Paras. Armenier, Juden, und Alle, die nicht Mohammedaner sind, unterliegen dem Haratsch, jedoch nach verschiedenen Taxen. Die Zinganen oder türkischen Zigeuner, die sich zum Islamism bekennen, sind ebenfalls jener Abgabe unterworfen.

Jeder Bulgare, der in ein anderes Ajaulyk reisen will, muß sich mit einem Passe vom Kadi versehen. Ein solcher Paß ist nichts als ein mit einem Siegel versehenes Billet und wird unentgeldlich ertheilt. Diese Polizeiverordnung besteht seit der griechischen Revolution im Jahre 1821.

Die Civil- und Kriminalrechtspflege ruht in den Händen des Kadi. Die Rechtsverhandlungen geschehen mündlich; die Parteien bringen nach der Reihe ihre Gründe vor, und der Kadi spricht dann nach Anhörung der Zeugen sein Urtheil. Weder der Ajan noch selbst der Pascha dürfen sich in die Amtsverrichtungen des Kadi mischen. *) Niemand, wer er auch sey, darf ohne einen Ilam oder Beschluß des Kadi einen Bulgaren mit dem Tode bestrafen. Einige Pascha's maßen sich wohl dieses Recht an, jedoch nur in Kriegszeiten; außerdem setzen sie sich einer schweren Verantwortlichkeit aus, wenn der Kadi, was häufig geschieht, den Fall an die Pforte berichtet.

Meuchelmord, Diebstahl, Aufruhr und Verschwörungen gegen die Regierung werden ohne weitere Untersuchung und ohne nach Namen oder Aufenthaltsort des Schuldigen zu forschen mit dem Tode bestraft. Es geschieht oft, daß der Kadi, wenn er die Möglichkeit sieht, den Verbrecher zu befreien, ihn foltern läßt und ihn so zwingt, sich loszukaufen. Auch verurtheilt der Kadi, bei Civilprozessen, sehr oft eine der Parteien zu einer Geldbuße, von der er den zehnten Theil für sich behält. Gewöhnliche Polizeiübertretungen, als Schlägereien, Zänkereien, Ungehorsam u. s. w. werden nach einem Beschlusse des Kadi und zuweilen auch des Ajan oder Wojewoden mit der Bastonade oder Stockschlägen auf die Fußsohlen bestraft; der Leidende muß überdieß noch für jeden Streich einen Piaster bezahlen, und die genannten drei Beamten theilen diese Sporteln unter sich. In den Dörfern werden solche Vorfälle von den Subaschis gewöhnlich durch Geld und ohne Schläge geschlichtet. Geld ist übrigens das beste Mittel, um vor dem Kadi jeden Prozeß zu gewinnen.

Brücken und Straßen werden in Kriegszeiten auf Befehl des Chefs des Sandschak oder des Ajanen ausgebessert oder neu angelegt. Bei den Türken und Bulgaren ist es entweder aus Liebe zur Wohlthätigkeit oder um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, Sitte, auf den Straßen und in den Städten Brücken und Brunnen anzulegen; auch errichten sie Odai oder Herbergen, wo Reisende jedes Glaubens über Nacht unentgeldlich Obdach finden.

*) Vor dem letzten Kriege war Soliman Pascha von Breikoff mit dem Kadi unzufrieden, weil dieser die ungesetzliche Einmischungen des Pascha nicht beachtete. Der Pascha benutzte daher die Abwesenheit des Kadi, um ein öffentliches Weib in dessen Haus zu führen und dort zu verbergen. Als der Kadi zurückkam und sich eben mehrere Personen bei ihm einfanden, zeigte sich das Weib. Der Pascha ließ folglich das Haus von dem Aga (Polizeiaufseher) durchsuchen; das unglückliche Weib wurde statt der reichen Belohnung, die man ihr versprochen hatte, ins Wasser geworfen und der in Konstantinopel verklagte Kadi durch einen andern ersetzt.

Das vergiftete Thal.

In der letzten Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft in London wurde ein Brief des Herrn Alexander Loudon vorgelesen, worin er von seinem Besuche eines kleinen Thales der Insel Java Bericht erstattet. Dieses Thal, von den Eingebornen Guepo Upas — das vergiftete Thal — genannt, liegt 3 Meilen von Bathur, und ist wegen der tödtlichen Eigenschaft seiner Atmosphäre merkwürdig. Es war der 4te Julius, wo Herr Loudon es besuchte. Man kann sich auf einem anstoßenden Berge, hinter den Bäumen, die den Rand des Thales umfassen, ohne Gefahr auf eine halbe Viertelsmeile nähern. Von diesem Punkte aus überblickte Herr Loudon und sein Führer, stets mit brennenden Cigarren im Munde, die Vertiefung des Thales, das eine halbe Meile im Umfang und eine ovale Form hat. Seine Tiefe mag 35 bis 40 Fuß betragen. Der Boden ist eben, mit Steinen bedeckt und von aller Vegetation entblößt. Man gewahrte hie und da einige menschliche Gerippe, wahrscheinlich von den während der vorigen Kriege dahin geflüchteten Soldaten des Rebellenheeres, die nichts von der tödtlichen Eigenschaft des Thales wußten. Auch eine Menge todter Thiere, Bären, Hirsche, Tiger u. s. w. sah man umherliegen. Unsere Reisenden hatten zwei Hunde und ein paar Hühner mitgebracht, um damit Versuche anzustellen. Zuerst warfen sie einen Hund hinab: binnen 14 Sekunden konnte sich das Thier nicht mehr auf den Füßen halten, sank zusammen und hatte in 18 Minuten aufgehört zu leben. Der zweite Hund folgte; als er bei dem Kadaver des andern ankam, blieb er unbeweglich stehen; zwei Sekunden nachher legte er sich, und nach 7 Minuten verendete er ohne die geringste Zuckung. — Dieses Phänomen erinnert an die Hundsgrotte in Neapel, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß das Thal Guepa Upas ganz von giftiger Luft erfüllt scheint, während man in jener ohne Gefahr aufrecht stehen kann, und die mephitischen Ausdünstungen sich nur einige Zoll hoch über den Boden erheben.

Vermischte Nachrichten.

Die Auflagen und indirekten Abgaben in Frankreich

trugen im Jahre 1831	527,023,000 Fr.
Während des Jahres 1829	591,010,000 —
Während des Jahres 1830	572,243,000 —

Es trat also im Jahre 1831 eine Verminderung der Einnahmen von 45,220,000 Fr. gegen das Jahr 1830 und von 63,987,000 Fr. gegen das Jahr 1829 ein. Diese Verminderung ist zum Theil der Herabsetzung des Getränketarifs zuzuschreiben, der im Verhältniß zum Jahre 1829 einen Ausfall von 32,400,000 Fr., und im Verhältniß zum Jahre 1830 einen Ausfall von 34,800,000 Fr. ergibt. Die von dieser Ursache unabhängige Verminderung beträgt also gegen das Jahr 1829 noch 29,187,000 Fr. und für das Jahr 1830 noch 12,520,000 Fr. — Der Ertrag der direkten Steuern ist im Etat mit 527,077,129 Fr. angeführt.

Zu Paris ist zum Andenken des in der letzten italienischen Revolution als Opfer gefallenen Patrioten Vincenzo Borelli und Ciro Menotti eine Gedächtnißmünze, etwas größer als ein Fünffrankenstück geschlagen worden, welche die Brustbilder und Namen beider Männer und die Umschrift zeigt: Pro Italica libertate pugnantes Franciscus quartus Mutinae tyrannus trucidabat die XXVI Maii 1831.

Von dem Medaillenraub aus der königlichen Bibliothek zu Paris scheint jede Spur verschwunden. Man muthmaßt, daß die goldenen Münzen der französischen Monarchie, deren Metallwerth auf 200,000 Fr. angeschlagen wird, von den Dieben eingeschmolzen worden sind. Die antiken Münzen, deren Metallwerth 100,000 Fr. beträgt, sind höher als eine Million geschätzt, und werden daher von den Dieben verschont worden seyn, um sie später stückweise an Liebhaber zu verkaufen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 42. 11 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

3. Die Capilla.

Kein Ort wohl verdiente so wie die Capilla als Ueberschrift die Worte Dante's:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Der Verurtheilte, der einmal diesen verhängnißvollen Ort betreten hat, verläßt ihn nur einmal wieder, wenn er zur Hinrichtung geführt wird. Aber wie viele peinliche Strafen hat der Unglückliche hier auszustehen, bis endlich die letzte seinem Leben ein Ende macht. Der Verurtheilte muß zwei Tage in der Capilla zubringen. Zwei Tage oder achtundvierzig Stunden, von denen eine jede für ihn ein Jahrhundert voll Seelenangst und Martern ist! Und während dieses langen vorbereitenden Todeskampfs bietet man noch überdieß Alles auf, um alle Kräfte und Schmerzen des armen Sünders zu erschöpfen, als wollte man ihn für den letzten Schmerz völlig zum Voraus ertödten.

Ich war Guzman in die Capilla gefolgt. Diese Kapelle, ein Grab, worin der Verurtheilte lebendig begraben wird, besteht aus zwei Gewölben, die jedem Strahle des Tageslichtes verschlossen sind. In dem ersten findet man bloß eine Bank und eine große brennende Laterne, die zur Linken des Einganges auf dem Boden steht. Hier verweilen die Mitglieder der Brüderschaft „de Paz y Caridad,“ die nicht um den armen Sünder beschäftigt sind. In der zweiten Kapelle, die eng und niedrig ist, und ein Viereck von sechs Schritten Länge und vier Schritten Breite ungefähr bildet, steht gleichfalls zur Linken des Einganges ein sehr einfacher Altar. Auf dem weißen Tuche, womit er bedeckt ist, steht ein hölzernes Kruzifix und vier brennende Kerzen; einige Bildnisse der heiligen Jungfrau sind oberhalb an die Mauer geklebt. Dem Altar gegenüber befindet sich ein sehr reinliches Bett und zwei Stühle daneben.

In dem Augenblicke, wo Guzman, geführt von zwei Brüdern der Gesellschaft „de Paz y Caridad“ in diese zweite Kapelle eintrat, begann eine Menge von Stimmen, die aus der Tiefe des Gefängnisses emporzusteigen schienen, einen Chorgesang, der ungefähr folgende Worte enthielt: „Gnadenreiche Jungfrau Maria erbarme Dich unsers Bruders, der zum Tode geht, und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohne.“ Der junge Mensch erbebte. Auch mich ergriff eine tiefe Rührung. Ich fragte Einen der Brüder, woher diese Stimmen. „Oh, es ist weiter Nichts, erwiderte er mit großer Seelenruhe, als das erste „Salve,“ das dem Herkommen zufolge die Gefangenen, die in einem anstoßenden Hofe versammelt sind, beim Eintritte eines Verurtheilten in die Capilla singen.“ — Der wehklagende Gesang hatte sich allmählich in den langen Gängen des Gefängnisses verbreitet, wo er in dumpfem Echo widerhallte, bis er endlich erstarb. Ein tiefes Stillschweigen folgte.

Der eine Bruder ließ Guzman auf einem der Stühle neben dem Bette Platz nehmen, und fragte ihn, ob er nichts wünsche; die Brüderschaft werde Alles aufbieten, was in ihren Kräften stehe, um seinem Verlangen zu genügen.

„Tausend Dank, mein Bruder, erwiderte der junge Mensch traurig. Euer Anerbieten kommt etwas zu spät. Warum habt Ihr es mir nicht einen Monat früher gemacht? Alle Eure Dienstwilligkeit hilft mir jetzt zu Nichts mehr.“

„Nur allzuwahr, mein Bruder. Aber wußten wir, daß Ihr damals eines Beistandes bedürftig waret? Werdet Ihr nicht den Beistand der Religion verlangen, wenn Ihr den unsrigen nicht annehmen wollt?“

Der junge Mensch schwieg und schien in Nachdenken zu versinken. „Wohlan, sagte er endlich mit sanfter, trauriger Stimme, die verrieth, daß bereits alle Bitterkeit aus seiner Seele verschwunden war, „Wohlan, Bruder Pedro, was soll ich thun?“ — „Wählt Euch einen Beichtvater, erwiderte Pedro, Ihr könnt Euch einen wählen aus jedem beliebigen Orden.“ — „Ach Gott, es ist einerlei, lasset kommen Wen Ihr wollt.“

Bruder Pedro ging. Guzman stützte sich den Kopf in der Hand mit dem Ellbogen auf den Bettstollen. Ich wagte es nicht ihn anzureden. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Auch der andere Bruder, der bei uns zurückgeblieben war, schwieg. Er war mit etwas ganz Anderem beschäftigt, als mit dem armen Sünder; er drehte zwischen den Fingern mit großer Sorgfalt „Cigarritos“ aus Papier, die er sehr schnell und geschickt zu machen verstand, und so wie eines fertig war in seine „Petaca“ (Cigarrenbüchse) steckte. Nach einer Viertelstunde kam Bruder Pedro zurück, begleitet von einem Kapuziner, einem ehrwürdigen Greis mit silberweißem Barte. Ein Strahl tiefer Seelenruhe lag über seine schöne Gestalt verbreitet, wie über Murillo's heiligen Franciscus de Paula in der Contemplation. Ich entfernte mich mit den beiden Brüdern. In der ersten Kapelle fand ich die vier andern, die mit leiser Stimme

gelassen über Stadtgeschichten und Neuigkeiten plauderten, als befänden sie sich in einer „Tertulia“ *) oder auf der „Puerta del Sol.“ **) Von allen diesen Menschen schien der Bruder Pedro allein seinen frommen mildthätigen Beruf zu verstehen. Seine Mitbrüder trieben ihn als ein Handwerk, als einen Dienst, den zu verrichten heute an ihnen die Reihe war.

Es war zwei Uhr; ich erinnerte mich, daß ich mit Mariquita eine Zusammenkunft an der Pforte von Santa Cruz verabredet hatte, ich konnte ihr nur eine traurige Kunde bringen, und beflügelte daher nicht sehr meine Schritte; indeß verließ ich das Gefängniß. Als ich über den Platz von Santa Cruz ging, bemerkte ich eine zahlreiche Gruppe von Menschen an der Kirchenpforte versammelt. Von Mariquita war nichts zu sehen. Indem ich einige „Cuartos“ (kleine Kupfermünze) einer alten Bettlerin, die seitwärts kauerte, in den Schooß warf, fragte ich sie um die Ursache dieses Gedränges. Die Alte erzählte mir, daß ein Mädchen, das seit dem frühen Morgen in der Kirche gebetet hatte, Mittags sie verlassen habe, in dem Augenblick, wo man Santa Cruz gegenüber „die Tablilla“ ***) der Bruderschaft aufgestellt habe, was bedeute, daß ein Verurtheilter die Capilla betreten habe. Da habe das Mädchen einen Schrei ausgestoßen, und sey ohnmächtig zu Boden gesunken. Man hatte sie dann in ein benachbartes Haus getragen, das mir die Alte zeigte. Von diesem Vorfalle also unterhielten sich wahrscheinlich die Leute an der Kirchenpforte. Ich konnte nicht zweifeln, das Mädchen war die arme Mariquita. Sie brauchte also nichts mehr zu erfahren; Trost konnte ich ihr ohnehin nicht bringen, ich entfernte mich also, ohne sie zu sehen, um anderswo zu wirken, wo es nöthiger war; ich beschloß Alles aufzubieten, um für den Verurtheilten Gnade zu erwirken.

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Fortsetzung.)

Das gemeine Volk wird gewöhnlich als zum Boden gehörig betrachtet und geht mit dem Lande von einem Häuptling an den andern über. In neueroberten Bezirken war es ehedem gezwungen, auf dem Grund und Boden, den es anbaute, als Sklave des Siegers zu bleiben; heutzutage bleibt es zwar unter einem und demselben Häuptling lebenslänglich als Unterthan oder Pächter, doch scheint dieses Verhältniß mehr freiwillig. Kein Häuptling kann von den Unterthanen eines andern Abgaben oder Dienste verlangen, wenn der Eigenthümer nicht einwilligt. Wenn die Einkünfte des Königs nicht für seine Bedürfnisse ausreichen und benachbarte Pflanzungen Kartoffeln oder Taro auf ihrem Felde haben, so sendet er oder einer der vornehmsten Häuptlinge bloß ihre Leute ab und lassen den größten Theil der Früchte einernten, ohne dafür dem Beeinträchtigten eine Schadloshaltung zu geben. Außer den Summen die der König von den Grundsteuern und dem Handelsmonopol mit Lebensmitteln und andern Gegenständen zieht, die in verschiedenen Häfen an die Schiffe verkauft werden, erhöhen sich seine Einkünfte auch durch die Hafengelder von O-a-hu. Jedes Schiff, das in dem äußern Hafen ankert, zahlt sechzig Dollars, und achtzig, wenn es in das Bassin oder den innern Hafen einlaufen will. Noch vor einem oder zwei Jahren betrugen diese Abgaben für erstern nur vierzig, für letztern nur sechzig Dollars. *) Die Lootsengebühren sind ein Dollar für den Fuß für jedes Schiff, sowohl beim Ein- als Auslaufen; der Ertrag wird zwischen der Regierung und den Lootsen getheilt.

Eine andere seltsame Art das Volk zu besteuern, besteht darin, daß sich der König oder einer der vornehmsten Häuptlinge ein Haus bauen läßt. An dem Tage, wo der König das erste Mal es betritt, erscheinen die Häuptlinge und das Volk aus der umliegenden Gegend, um dem Könige Geschenke zu überbringen. Das Herkommen verlangt, daß bei solchen Gelegenheiten jeder Häuptling seine Aufwartung macht, wenn er anders nicht für übelgesinnt und säumig gehalten werden will, und keiner darf ohne ein Geldgeschenk eintreten. Der Betrag desselben richtet sich nach seinem Rang oder seinem Besitzthum. Manche Häuptlinge steuern bei dieser Gelegenheit fünfzig Dollars, andere zehn, andere fünf, manche nur einen Kurze Zeit bevor sich Rihoriho nach England einschiffte, ließ er sich ein großes Wohngebäude nach inländischem Geschmack zu Honnururu auf O-a-hu errichten. Drei Tage lang, nachdem der König es bezogen hatte, strömte das Volk mit seinen Geschenken herbei, und die Missionäre sahen an einem Tage mehr als zweitausend Dollars eingehen.

Vor der Begründung einer Missionsanstalt auf den Sandwichinseln besaßen die Insulaner keine Schrift und folglich auch keine geschriebenen Gesetze. Es bestand jedoch unter ihnen eine Art Gesetzbuch in mündlichen Ueberlieferungen, eine Anzahl Verfügungen, die entweder von früheren Königen erlassen, oder nach allgemeiner Uebereinkunft befolgt wurden. Diese rechtlichen Bestimmungen betrafen die Verpachtungen der Ländereien, das Eigenthum, die persönliche Sicherheit und den Tauschhandel; sie waren allgemein bekannt und gewöhnlich wurde darnach verfahren. So war auch das Verhältniß der persönlichen Handleistungen, die ein Pächter seinem Herrn schuldig war, durch Herkommen festgesetzt und ein

*) Abendgesellschaft.

**) Ein sehr berühmter Platz in Madrid.

***) Um Mittag, in dem Augenblicke, wo ein Verurtheilter die Capilla betritt, errichtet man der Kirchenpforte von Santa Cruz gegenüber die „Tablilla.“ Die Tablilla ist ein kleiner Tisch, der mit einem grünen Tuche behangen ist; um ihn herum stehen zwei oder drei Mitglieder der Brüderschaft de Paz y Caridad, um in einem silbernen Becken das Geld zu sammeln, das zu Messen für die Seele des armen Sünders gespendet wird..

*) Diese Abgabe wird seit dem Jahre 1816 erhoben, wo ein Schiff des Königs nach Canton unter Segel ging, dort seine Ladung von Sandelholz verkaufte, aber statt Kleider, Seide u. s. w. zurückzubringen, ganz leer und noch mit Schulden zurückkehrte. Der König fragte nach der Ursache, und der Kapitän klagte ihm, daß ein Theil des Geldes ihm gestohlen worden, daß er so und so viel für Lootsen, Ankergeld u. s. w. habe bezahlen müssen und ihm daher nichts übrig geblieben sey, das Schiff wieder segelfertig zu machen; weshalb er gezwungen worden sey, Schulden zu machen. „Wenn sich Dieß so verhält,“ erwiderte der König, „so wollen wir auch Lootsen halten, und jedes Schiff das in den Hafen einläuft, soll uns dafür bezahlen.“

Häuptling konnte den Mann, der auf Geheiß den Dienst verweigerte, aus dem Besitze vertreiben; wenn dagegen ein Häuptling Jemand, der seine Frohndienste leistete und seine Abgaben gehörig entrichtete, austreiben wollte; so wurde Dieß für ungerecht gehalten, und wenn der in seinen Rechten verletzte Mann bei dem Könige oder Statthalter klagte, und ihm sonst keine Schuld zur Last gelegt werden konnte, so wurde er gewöhnlich wieder in den Besitz seines Gutes eingesetzt. Die Bewässerung ihrer Pflanzungen ist für sie von großer Wichtigkeit, und es besteht ein Gesetz, daß das Wasser wöchentlich zwei Mal, und in der trockenen Jahreszeit ein Mal über die Felder geleitet werden soll.

(Schluß folgt.)

Die Rettung der acht Bergleute von Bois Monzil.

(Bericht des Herrn Delseries, Generaldirektors der Bergwerke, in den Annales des Mines.)

In den Kohlengruben von Bois Monzil bei St. Etienne hörte man im Julius des verflossenen Jahres, eines Morgens ungefähr nach halb sieben Uhr, ein donnerähnliches Getös; die Luft war heftig bewegt und fast alle Lampen erloschen. Einer der Bergleute, Namens Anton Chausson, der eben beschäftigt war, einen am Ende des zweiten Ganges im Flügelort *) der obern Schicht gelegenen alten Bau wieder aufzugraben, schlug in eine starke Wasserader, die sich sogleich mit großem Geräusche in die Mine ergoß, die Stützbalken umriß und ungeheure Felsenstücke herabschwemmte. Im Augenblicke, wo dieß geschah, arbeiteten fünfzehn Bergleute mit Einschluß des Obersteigers in der untern Schicht; als sie das Geräusch hörten, schrien sie: „Wasser! rette sich, wer kann!" und kletterten durch die Flügelorte nach dem Stollen. Einer von ihnen, Gabriel Martin, trieb den Jungen, Anton Féréol, mit Gewalt vorwärts, der durch das Geräusch erschreckt sich zu folgen weigerte. Kaum hatte jedoch der erstere den Stollen erreicht, so kehrte er wieder zurück, um zwei andere Bergleute, die in der Nähe arbeiteten und nichts von der Gefahr wußten, die ihnen drohte, zu warnen. Eilf Bergleute, die an verschiedenen Stellen der untern Schicht arbeiteten, suchten zu entkommen. Zwei hatten kaum den Stollen erreicht, als sie vom Wasser ergriffen und verschlungen wurden. Der Obersteiger und ein Bergmann, die sich auf dem Boden eines Schachts befanden, wurden von dem Strome bedeckt und kamen wahrscheinlich auf der Stelle um. Die zwölf Bergleute, die sich in der obern Schicht befanden, konnten nicht entfliehen, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ein Flügelort am Ende der Schicht, der aber bereits mit Wasser angefüllt war. Um sich einen Begriff von der Gewalt zu machen, mit der das Wasser hereinbrach, muß bemerkt werden, daß das Schachtloch **), das glücklicher Weise leer war und hundert und achtzig Kubikmètres faßt, sich so schnell füllte, daß zwei Bergleute, die sich durch den obern Flügelort an der Mündung dieses Schachtlochs retten wollten, den Stollen nicht mehr erreichen konnten, und in wenigen Minuten standen alle Werke unter Wasser.

Der Maschinist, der das Getös hörte, welches das Wasser beim Falle in das Schachtloch verursachte, beeilte sich, die kleinen Kübel durch große zu ersetzen, und trieb die Kraft der Dampfmaschine auf den höchsten Punkt.

Die, welche entkommen waren, unterrichteten sogleich die Herren Robinet und Sohn von der schrecklichsten Katastrophe, und Alle begaben sich sofort in Begleitung Herrn Rollets, eines Zöglings der Bergschule, nach der Mine. Wir fuhren bis auf den Grund des Stollens ein, und nachdem wir uns von der Höhe des Wassers überzeugt hatten, sahen wir keinen andern Ausweg, um bis zu den Werken zu gelangen, als durch den Gang von Herrn Robinets Mine oder durch die alten benachbarten Baue; wir dachten also auf Mittel, das Wasser abzuleiten. Zu diesem Zwecke ward uns von den umliegenden Minen aller nur möglicher Beistand angeboten, und nach unendlichen Schwierigkeiten und unaufhörlicher Arbeit überzeugten wir uns, daß noch einige der verschütteten Bergleute am Leben seyen. Dieser Umstand veranlaßte uns, auf noch wirksamere Mittel zur Rettung zu denken, und befeuerte den Eifer unsrer Bergleute, die trotz unsers Zuredens nur muthlos gearbeitet hatten, weil sie überzeugt zu seyn glaubten, daß ihre Kameraden ertrunken seyn müßten.

Gegen halb vier Uhr am Nachmittage des folgenden Tages berichteten uns zwei Bergleute, daß sie bis zu einem Theile der Werke der untern Schicht durchgedrungen wären und verschiedenes Werkzeug gefunden hätten, das den Männern gehöre, die beim Einbruche der Ueberschwemmung entflohen seyen; sie waren durch einen alten Flügelort bis dorthin vorgedrungen, der, da er fast ganz mit Geschiebe *) angefüllt war, nur einen sehr engen und beschwerlichen Durchgang gewährte, und noch über der Wasserfläche lag. Wir krochen von mehreren Zöglingen der Bergschule gefolgt, die unsre Arbeiten getheilt hatten, durch diesen Gang, der uns zu verschiedenen Flügelorten führte, die auf dem höchsten Theile der untern Schicht angelegt waren. Wir durchkrochen alle, fanden aber Niemand; wir riefen laut nach allen Richtungen hin, aber ohne Erfolg. Wir befahlen nun einem der Bergleute, mit dem Schlägel stark an die Wölbung des Ganges zu schlagen; er schlug drei Mal in Zwischenräumen, und wir hatten die Freude, von der Seite her, wo wir die unglücklichen Männer vermutheten, die Schläge erwidern zu hören. Wir schlugen höchst bewegt nochmals stark an und erhielten abermals Antwort; ihr Daseyn war also nicht mehr zweifelhaft. Wir riefen nun sogleich Herrn Rollet, Aufseher der Minen, herbei, um die Richtung zu bestimmen, in der wir einschlagen sollten, um zu den unglücklichen Leuten zu gelangen. Aus seiner Angabe sahen wir, daß wir eine Strecke von achtzehn Mètres Länge durch Kohlen und Felsen graben mußten. Der Flügelort, den wir auf diese Weise durchzutreiben hatten, war ganz dem in einer benachbarten Grube ähnlich, der, die großen Kosten ungerechnet, erst nach einem Monate Tag- und Nachtarbeit vollendet werden konnte. Diese Aussicht war nicht ermuthigend; allein überzeugt, daß die Kraft des Mannes sich verzehnfacht, wenn es darauf ankommt, Menschenleben zu retten, und von dem Wunsche beseelt, Nichts unversucht zu lassen, um die Unglücklichen zu retten, beschlossen wir, die Arbeit sogleich zu beginnen. Wir schickten dem zu Folge um Pulver, Werkzeuge, Bergleute und Steinbohrer.

Die Arbeiter begannen ihr Werk Donnerstags um sieben Uhr Abends, konnten aber wegen beschränkten Raums nur zu Zweien zugleich arbeiten und mußten oft abgelöst werden. Während sie mit Graben beschäftigt waren, wurde das Auspumpen des Wassers unaufhörlich fortgesetzt. Da unsre Kräfte nicht hinreichend waren, so schickten wir zu den Grubeneigenthümern in der Umgegend, um sie um ihre Mannschaft zu bitten; doch diese waren bereits unserm Gesuche entgegen gekommen, denn die Boten begegneten den Bergleuten, die ihren unglücklichen Kameraden zu Hülfe eilten. Am Freitage brach etwas an unsrer Pumpe, die durch Pferde getrieben wurde; sogleich fuhren nun die Nationalgarden, die seit dem unglücklichen Ereignisse sich versammelt hatten, sammt den Bewohnern der Umgegend, die voll Verlangen etwas zu Rettung der Unglücklichen beizutragen, sich am Eingange des Schachtes einfanden, ein und bildeten eine doppelte Kette von zweihundert Mann bis zur ersten Pumpe; so wie diese kein Wasser mehr hatte, stellten sie noch eine zweite kleinere Kette an, die sich vergrößerte je mehr das Wasser abnahm.

Doch alle diese Bemühungen konnten die Wirkung unsrer Maschine nicht ersetzen, die wir bis Sonnabend Morgens wieder hergestellt hatten; doch fuhren alle fort, bis zu Befreiung der Unglücklichen Wasser auszuschöpfen, wobei auch Handpumpen angewendet wurden. Am selben Tage (Sonnabend) Abends als das Wasser zum Theile ausgepumpt war, entdeckten wir die Körper von zwei Arbeitern, die vom Wasser übereilt worden waren, als sie sich retten wollten.

Am Freitage Morgens, als die Bohrer anlangten, machten wir Versuche zu einem Einschlage auf gleicher Höhe und in gleicher Richtung nach der Gegend, wo sich die Unglücklichen befanden; allein diese, sowie viele andere, waren, wie wir aus den Signalen der Gefangenen schließen konnten, erfolglos. Wir setzten jedoch unsre Anstrengungen bis Sonntag ununterbrochen fort; allein nach vierzehnstündiger unausgesetzter Arbeit wurde diese durch die verdorbene Luft oder Schwaden unterbrochen, die

---

*) Die Strecke, die seitwärts von einem Stollen zu einem Gange getrieben wird, nennt man den Flügelort.

**) Eine Grube, in der das ablaufende Wasser sich sammelt, aus der es dann durch Dampfmaschinen ausgepumpt wird.

*) Vom Wasser fortgeschwemmte Erde und Gesteine.

mit Einbruch der Nacht so dick ward, daß unsre Lampen verloschen. Wir brachten sogleich einen Ventilator an, und nach Verlauf einer Stunde konnten wir fortfahren.

Da das Ausgraben des Ganges nur langsam von Statten ging, so wurden wir von der Furcht gepeinigt, wir möchten die armen Gefangenen, deren Klopfen wir fortwährend hörten, zu spät erreichen; wir beschlossen also einmüthig, das Ausgraben aufzugeben und uns nur ans Bohren zu halten, was wir auch glücklich ausführten, denn das Klopfen hörte auf, und daraus schlossen wir, und wie der Erfolg zeigte ganz richtig, daß die armen Eingesperrten uns auf der rechten Richtung wußten. Bald darauf drang der Bohrer in den Gang, in dem sie sich befanden; einer von ihnen ergriff ihn, und wir hörten ihn uns zurufen, sie seyen ihrer acht und befänden sich ziemlich wohl. Dieß war am Montage Morgens um fünf Uhr.

Die Aerzte, die den Ausgang unsers Unternehmens abgewartet hatten, kamen jezt herab zu uns und schickten den armen Gefangenen durch die Oeffnung leichte Fleischbrühe und kölnisches Wasser in dünnen Röhren, das diese unter sich theilten. Nachdem nun auf diese Art ihre durch ein fünftägiges Fasten geschwächten Magen etwas gestärkt waren, sezten wir unsre Arbeit fort. Gegen vier Uhr Nachmittags schienen die Unglücklichen schläfrig zu werden; ihre Stimmen waren schwächer, und wir fürchteten schon, daß einige von ihnen vom Schlagflusse getroffen seyn möchten oder daß sie an Indigestion litten. Da wir ihnen nur nach vollendeter Arbeit Hülfe zu leisten im Stande waren, so sezten wir diese so schnell als möglich fort, und am Montage Abends um zehn Uhr war sie endlich vollendet, und wir hatten die Freude, die Armen nicht nur besser zu finden, als wir vermutheten, sondern sogar so wohl, daß die Mittel, die die Aerzte bei sich hatten, nicht einmal nöthig waren; selbst die Tragsessel, die herbeigeschafft worden waren, bedurften sie nicht, sondern sie stiegen mit Hülfe der Aerzte, der Maschinisten und ihrer Kameraden herauf; nur ein Einziger wurde getragen. Als sie an die freie Luft kamen, wurden sie sogleich in ein benachbartes Haus geführt, wo Betten u. s. w. für sie bereitet waren. Am 15 wurden drei Körper gefunden und am 18 der des Anton Chausson, der in die Wasserader eingeschlagen hatte; er war nur wenig beschädigt. Von den siebenundzwanzig Personen, die beim Einbruche der Ueberschwemmung in der Grube gewesen waren, kamen acht um, eilf entflohen noch zur rechten Zeit, und die übrigen acht wurden gerettet, nachdem sie hundert und sechsunddreißig Stunden in der Grube eingeschlossen gewesen waren und hundert und zwanzig Stunden ohne Nahrung hingebracht hatten; da sie unterhalb der Schicht arbeiteten, als das Wasser einbrach, konnten sie sich nicht retten. Einer von ihnen wollte durch das Wasser schwimmen, er wurde aber von den Uebrigen zurückgehalten, die zu ihm sagten: „Wir können hier so gut sterben, als im Wasser.“ Merkwürdig ist, daß bei der langen Gewohnheit, verdorbene Luft zu athmen, das Eindringen reiner Luft durch die Oeffnung des Bohrers sehr nachtheilig auf sie wirkte. Die acht Gefangenen hatten kaum bemerkt, daß das Wasser sich verminderte, so glaubten sie auch schon, daß wir Versuche zu ihrer Rettung machten, und diese Hoffnung verließ sie nie. Nur Einer von ihnen hatte sein Mittagmahl bei sich, das in einem halben Laibe Brod, etwas Käse und einer halben Flasche Wein bestand; gegen die Mitte des ersten Tags schlug der brave Bursche seinen Unglücksgefährten vor, dieses karge Mahl unter sich zu theilen; das Anerbieten ward angenommen, und nur zwei, die vor der Einfahrt gefrühstückt hatten, weigerten sich etwas anzunehmen, indem sie sagten, daß sie zusammen sterben wollten. Solche Züge bedürfen keines Kommentars. Sie waren nicht sowohl von Hunger, sondern vielmehr von Kälte und der Unthätigkeit des Magens gepeinigt. Einer von ihnen, dem das Wasser seine Jacke fortgeschwemmt hatte, war daher mehr zu bedauern, als seine Kameraden; doch ein Anderer, der eine flanellene Unterweste trug, zog seine Jacke aus und lieh sie ihm. Etwas später nagte der Eine an seinem Grubenhemde, der Andere an einem ledernen Riemen und ein Dritter verzehrte den von Fett getränkten Docht seiner Grubenlampe; sie glaubten so ihr Leben zu fristen; doch hatten sie einige Tage nach ihrer Erlösung viele Beschwerden deßhalb auszustehen.

Vermischte Nachrichten.

Eines der lezten Hefte der Annales d'Hygiène enthält eine Abhandlung über den Selbstmord in verschiedenen Lebensaltern, worin der Verfasser, der 9000 gerichtliche Protokolle über die von 1796 bis 1830 in Paris vorgefallenen Selbstmorde verglichen hat, feststellen zu können glaubt: 1) daß der Selbstmord mit Bedacht oder die philosophische Selbstentleibung in der Nacht oder kurz vor Tagesanbruch vollzogen wird; 2) daß der durch zufällige Umstände veranlaßte Selbstmord am Tage eintritt, wo die Veranlassungen dazu: Zänkereien, unglückliche Neuigkeiten, Spielverluste, Unmäßigkeit u. s. w. ihre Wirkungen äußern. In jedem Lebensalter wählt der Mensch besondere Mittel, um sich zu entleiben. In der ersten Jugend nimmt er den Strick zur Hand, später die Feuerwaffen; je mehr seine Lebenskräfte schwinden, desto mehr kehrt er zu dem ersten tödtlichen Werkzeuge zurück; Greise tödten sich gewöhnlich durch Erhängen. Diese Betrachtungen sind von großer Wichtigkeit für die medizinische Polizei. Folgende Tabelle von 1000 Selbstmorden zeigt die in jedem Lebensalter am häufigsten vorkommenden Arten der Selbstentleibung:

	durch Pistolen	durch Strick.
Von 10 bis 20	61	68
— 20 — 30	285	51
— 30 — 40	182	94
— 40 — 50	150	188
— 50 — 60	161	256
— 60 — 70	126	255
— 70 — 80	35	108
— 80 — 90	2	—
	1000	1000

Don Bernardo O'Higgins, der gegenwärtige Präsident von Chili, ist der einzige Sohn eines Mannes, dessen Name lange Zeit in Amerika's Annalen fortleben wird, Don Ambrosio's O'Higgins, der, von Karl III zum Marquis von Osorno ernannt, Vizekönig von Peru war, und diese Würde bis zu seinem Tod bekleidete. Im Jahre 1791 wurde Don Bernardo O'Higgins nach England geschickt, um hier seine Erziehung zu vollenden. Weit entfernt ein irländischer Abenteurer zu seyn, wofür man ihn bis jezt hielt, betrat er nicht einmal den irländischen Boden. Allerdings wurde er im J. 1792 als Mitglied der irländischen Union verhaftet, und vor ein Spezialgericht gebracht, allein auf Ansuchen des spanischen Gesandten wieder auf freien Fuß gestellt. Bei der Invasion Napoleons in Spanien war O'Higgins einer der Ersten, die in seinem Vaterlande (Chili) die Fahne der Unabhängigkeit erhoben, und er wurde zum Präsidenten dieser Republik ernannt. Neuerdings von dem Vertrauen seiner Mitbürger zu dieser Würde berufen, läßt nur sein hohes Alter bedauern, daß Chili nicht lange mehr der Dienste dieses rechtlichen und talentvollen Bürgers sich zu erfreuen haben dürfte. Der General O'Higgins ist schon seit langer Zeit erster Marschall von Peru.

Das „Institut der archäologischen Korrespondenz,“ das im Jahre 1829 mit dem Zwecke gestiftet wurde, einer sehr geringzähligen und zerstreuten Gelehrtenfamilie — den Freunden klassischer Alterthumskunde — einen Vereinigungspunkt zu geben, gibt zu Rom ein Monatsjournal heraus, worin alle Entdeckungen auf dem ganzen klassischen Boden bekannt gemacht, die alten Denkmäler besprochen und neue Werke über Archäologie geprüft werden. Diese Gesellschaft, die unter ihren Mitgliedern die ausgezeichnetsten Männer des archäologischem Fachs zählt, hat am verflossenen 9 Dezember auf dem Kapitol eine außerordentliche Sizung zur Feier des Jahrestages der Geburt Winckelmanns, unter Vorsiz ihres Generalsekretärs des Herrn von Bunsen, gehalten. Mehrere Mitglieder, unter denen man die Herren Dodwell, Beugnot und den ehrwürdigen Abbate Fea bemerkte, lasen Mittheilungen über neue archäologische Entdeckungen vor. Herr Gerhard trug einen Bericht vor über die neulich zu Tarquinium eröffneten Gräber, deren Ausbeute an Reichthum wohlerhaltener Gegenstände Alles übertraf, was man bisher in dieser Art kannte. Die Abbildung dieser Gräber wird unter den von dem Institut herausgegebenen Denkmälern des Alterthums erscheinen. Herr Gerhard beschloß seinen Vortrag mit der Anzeige des bevorstehenden Erscheinens des 3ten Bandes der Annalen der Gesellschaft und der 5ten und 6ten Lieferung der Monumente. Die Herausgabe der Arbeiten der Gesellschaft im Jahre 1832 ist Herrn Panofka, einem der Sekretäre des Institutes, übertragen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 43. 12 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen uns nicht zu lang an der Thüre aufhalten — wir treten hinaus. Acht gegeben auf den Mann, der vor unsern Füßen in der Gassenrinne kauert! Dieser Mann ist ein „Regratteur," er scharrt und krazt zwischen den Steinen herum. Er hascht nicht nach Lumpen, nach Auskehricht, nach Papierfetzen, die der Wind entführt — diese Handelswaaren sind für unsern Kleingewerbler von zu erhabener Art. Er will nichts, er sucht nichts, der bescheidene Mann, als die Nägel, die dem Hufbeschlag der Pferde entfallen, oder Stückchen Eisen, die von einem Wagenrade gesprungen sind; er wäscht den Rinnsaal der Gasse wie andere Sklaven den Goldsand in Mexiko. Einen Nagel ohne Kopf zu finden ist für ihn ein so großes Glück, als ein Diamant, den ein Neger in einem Bergwerk findet. Der arme Mann, wie er sich abmüht in seiner peinlichen Stellung, wie er sich über seiner Beute krümmt, welche leidenschaftliche Begier in seinen Blicken! Wie viele Flüche mögen in seiner Seele aufdämmern, wie das Herz in seiner Brust pochen! Der arme Mann, seine Nägelwäsche fällt nur kümmerlich aus! Die Juliusrevolution hat so viele Pferde an den Pflug geschickt, so viele Wagen zu einer andern Bestimmung umgeschaffen, daß kaum die ausgelaugte Gassenrinne so viel Eisen abwerfen wird, daß der Regratteur davon Sonntags und Montags an der Barrière sich wird trösten und erlaben können. Es gab bessere Zeiten, wo er dort drei Tage zubringen konnte, wie im Himmel.

Wenn man so glücklich war, dem Regratteur und dem Wasser, das er rechts und links ausspritzt, zu entkommen; so stößt man gewöhnlich auf den „Commissionaire" des Quartiers. Der Commissionäre des Quartiers ist meist ein Mann von breiten Schultern, rundem Bauch und schwarzem Bart; von seinem Vollmondgesichte strahlt zufriedene Heiterkeit, man kann ihn nicht ansehen, ohne zu fühlen, daß er ein Mann ist, der sein Schäfchen in's Trockene gebracht, der keinem Menschen etwas schuldig ist, dem dagegen viele Leute schuldig sind, und der sich auf schlimme Tage einen Nothpfenning zurückgelegt hat. Der Commissionär des Quartiers ist euer, mein, unser aller Bedienter, er ist der Bediente von allen Häusern, er geht überall nach Belieben aus und ein. Man läßt ihn rufen im Winter, um Holz zu sägen, im Sommer, um den Blumentisch zu besorgen; er begleitet Monsieur an die Diligence und geht Madame bei ihrer Rückkehr entgegen. Der Name des Commissionäres ist im ganzen Quartier bekannt; man weiß, wo seine Heimath ist, wie alt er, wie alt seine Mutter ist; er ist der Freund der Köchin und der Feind des Portiers, übrigens unabhängig, wie ein Bedienter, der mehrere Herren hat. Verständig und thätig richtet er viel aus ohne vielen Kraftaufwand, er durchläuft einen langen Weg im Schritte, sagt nie zu viel, ist verschwiegen, nüchtern, stets auf den Beinen, stets gefällig und von gleichem Eifer, es mag nun ein Geschäft oder einen Liebeshandel betreffen. Eine Straße von Paris würde nicht vollständig seyn, wenn sie nicht neben ihrem Gewürzkrämer und Weinwirth ihren Commissionär hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mexikaner im Jahre 1830.

2. Die Parteien.

(Schluß.)

Die gegenwärtige Regierung von Mexiko ist nicht sehr freundschaftlich gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika gesinnt; sie mißtraut ihnen vielmehr und haßt sie. Die Klagen, die sie gegen dieselben hat, sind folgende: Erstens macht man es ihnen zum Vorwurf, daß Poinsett sich in die Politik gemischt und den Verschwornen gegen Pedrazza sein Hotel zur Versammlung geöffnet. Zweitens habe er die mexikanische Nation insultirt, indem er ihr angeboten, Texas abzukaufen, ein Gebiet, das durch die Konstitution für unveräußerlich erklärt sey, und 160 Millionen Morgen Landes Umfang habe; und dafür habe er zehn Millionen Dollars geboten, so daß also sechs Cents auf einen Morgen kämen, während die Regierung den Morgen unangebauten Landes in dieser Provinz um vierzig Cents verkaufe. Drittens, als er wahrgenommen, daß man auf sein Anerbieten nicht eingehen werde, habe er der Nation von Neuem eine Beleidigung angethan, indem er ihr angeboten, zehn Millionen zu leihen und dafür Texas als Unterpfand zu nehmen. in der tückischen Absicht Texas während der Zeit der Verpfändung mit amerikanischen Auswanderern und Sklaven zu bevölkern, um es zuletzt ganz und gar zu behalten. Selbst die Patrioten, die übrigens große Freunde der Nordamerikaner und Poinsetts sind, be-

trachteten diesen Antrag als eine so grobe Beleidigung, als wenn Merīko den vereinigten Staaten angeboten hätte, ihnen Louisiana oder das Gebiet von Arkansas abzukaufen. Viertens wird den Amerikanern vorgeworfen, daß sie sich heimlich Eingriffe in Texas und die Gränze erlauben, und die Einfälle räuberischer Indianerstämme in das neumerikanische Gebiet unterstützen, indem sie den Indianern Waffen liefern, und ihnen den erbenteten Raub, entführte Maulthiere und selbst freie merikanische Bürger, Mulatten und Indier, die man wie die von Louisiana behandelt, abkaufen. Fünftens seyen schon unzählige Mal die Einwohner von Texas durch amerikanische Emissäre angestiftet worden, sich von Meriko zu trennen und den Vereinigten Staaten anzuschließen, die ihnen die Einführung der Sklaverei erlauben würden. Sechstens klagt man die Vereinigten Staaten an, daß sie die nordamerikanischen Indianer immer mehr und mehr verdrängen und auf Meriko zurückwerfen, eine Ungerechtigkeit, die zu großen Verwirrungen und Kriegen zwischen beiden Staaten Anlaß geben könne. Die Treulosigkeit, mit der die Vereinigten Staaten überdieß gegen die südlichen und westlichen Indianer verfahren, indem sie die heiligsten Verträge mit denselben brechen, beweise nur allzudeutlich, wie wenig Werth sie auf ihre Verträge mit Meriko legen, dessen Bevölkerung größtentheils indianisch und völlig den verfolgten Cherokesen, Creeks und Choktaws ähnlich sey. Endlich seyen auch die Spanier, die im Jahre 1829 unter Barradas in Meriko einfielen, auf nordamerikanischen Schiffen von Cuba nach Tampico gebracht, und diejenigen von diesen Schiffen, die Beschädigungen erlitten, in Neu-Orleans ausgebessert worden, wo überhaupt die spanischen Truppen gute Aufnahme gefunden, sich rekrutirt, und von dort nach Meriko gegangen.

Diese Klagen wurden von den Agenten und der Partei der Engländer geschickt unterhalten und verbreitet; ein allgemeiner Unwille wurde in Meriko laut, man forderte Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Ein Anleihen von zwei Millionen wurde geboten zu einem Einfalle in Louisiana, wobei man zugleich die Freiheit der Schwarzen proklamirt, und alle Amerikaner aus Texas vertrieben haben wollte u. s. w. Selbst die Patrioten und Anhänger der Vereinigten Staaten begannen zu wanken, da nichts so geeignet war, die Gemüther zu erbittern, als die harte Behandlung, mit der die Nordamerikaner gegen die Indianer verfuhren. So standen zwei Staaten, die ihrer Natur nach eng verbündet seyn sollten, im Begriffe sich zu bekriegen. Inzwischen verhinderte die Klugheit der Regierung und der schwankende Zustand der innern Verhältnisse noch einen völligen Bruch. Auch die nordamerikanische Regierung gab ihre etwas zu herben Ansprüche in Betreff von Texas auf, rief Poinsett zurück und gab alle Zeichen der Versöhnung. Allein die ein Mal aufgeregten bittern Gefühle übten einen solchen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß die Amerikaner nicht mehr die am meisten in Meriko begünstigte Nation sind; ihre Landwirthe, Kaufleute, Seefahrer und Reisende, statt wie früher überall freundlich aufgenommen zu werden, erfahren vielmehr oft unangenehme Begegnungen. Früher wurden sie in ganz Meriko am besten behandelt, gegenwärtig ist ihre Lage in Texas und selbst in der Hauptstadt sehr unsicher. Ein Philadelphier, Herr Maclure, ein reicher und unterrichteter Mann, der eines großen Ansehens genoß, steuerte nach dem Einfalle des Barradas, zur Bekleidung eines Kavallerieregiments freiwillig siebentausend Dollars, und diese patriotische Großmuth wurde ihm als eine bloße Prunksucht ausgelegt. Derselbe hatte sich angeboten, zweihundert Indianer mit geringen Kosten in einem Kollegium am Wabash (im Staat Indiana) erziehen zu lassen; die merikanische Regierung schickte mit ihrem gewöhnlichen Mißtrauen *) einen Agenten ab, um an Ort und Stelle die Erziehungsanstalt zu besichtigen. Dieser Agent erstattete einen Bericht, der nachher in englischer und spanischer Sprache im Druck erschien, worin er erklärte, daß der Vorschlag eine neue Vorspieglung sey; das Kollegium stehe unter der Leitung einer unwissenden und sittenlosen Frau; überhaupt seyen die Vereinigten Staaten nicht zur Erziehung der Indianer geeignet, da diese von ihnen verachtet und unterdrückt würden.

Die politischen Erörterungen und Streitfragen haben zum Organ eine freie Presse, die eine Menge Journale und Flugschriften, besonders in der Hauptstadt zu Tage fördert. Die drei vorzüglichsten Zeitungen sind der „Correo" (Courier), der Wortführer der Republikaner und Patrioten, der „Sol" (die Sonne), das Organ der aristokratischen Kreolenpartei und der „Censor," der sich als neutral ankündigt. Außerdem werden auch in Meriko unzählige Flugschriften gedruckt, und wie zu Paris feilgetragen und sehr gelesen. Manchmal haben sie nicht die säuberlichsten Titel, wie eine: „Zwei Ochsen und ein Esel" überschriebene, worunter man Guerrero und seine zwei Minister verstanden haben wollte. Ueberhaupt sind die Zeitungen sehr heftig und in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht sehr bedenklich. Seit der Rivalität des englischen Abgesandten, Herrn Ward und des nordamerikanischen Herrn Poinsett, entspann sich ein Federkrieg in diesem Geschmack und wurde lange Zeit fortgeführt.

Die Merikaner glauben, im Fall eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, ihren nördlichen Nachbarn gar wohl gewachsen zu seyn, und hiebei zählen sie insbesondere darauf, daß die Meriko zunächst gelegenen Staaten eine sehr zahlreiche Sklavenbevölkerung haben, die man durch die Verheißung der Freiheit leicht würde aufwiegeln können. Ueberdieß wimmelt es an den Gränzen von vertriebenen Indianerstämmen, die unkluger Weise gerade auf die verwundbarste Seite der Vereinigten Staaten hingedrängt wurden. Diese Stämme würden zuverlässig gemeinsame Sache mit den Merikanern machen, da sie fast insgesammt einer und derselben Völkerfamilie angehören. Die Bevölkerung von Meriko wird in kurzer Zeit mit der Zahl der freien Menschen in den Vereinigten Staaten auf gleicher Höhe stehen; sie wird durchaus kriegerisch herangebildet, und die Bewohner der Hochebene des Centrallandes haben ein kaltes Klima nicht zu scheuen. Hiemit soll indeß nicht gesagt werden, daß die Merikaner im Mindesten Lust hätten, Eroberungen zu machen; allein sie werden Repressalien gebrauchen, wenn man sie angreift, oder heftig ihr Nationalgefühl verwundet; in diesem Falle haben sie, wie man sieht, Mittel in der Hand, um mit Nachdruck aufzutreten. Die Nordamerikaner haben auf ihrer Seite

*) Nach dem was der Verfasser über die zwischen den Vereinigten Staaten und Meriko entstandenen Mißhelligkeiten vorausgeschickt hat, ist ihr dieser Argwohn gegen ihre nordamerikanischen Brüder nicht so ganz übel zu nehmen. A. d. R.

nichts, als ihre größere Zahl, ihre unersättliche Ländergier und ihre Vorliebe für Sklaverei und Unterdrückung der Indianer. Uebrigens würde England nie die Eroberung von Texas zugeben und bei einem so ungerechten Kriege Mexiko's Verbündeter seyn. Nordamerika hätte also bei einem solchen Kriege Nichts zu gewinnen, und Viel zu verlieren, und die Klugheit wird ihm daher sein Verhalten in den Beziehungen mit Mexiko vorzeichnen.

Inzwischen versäumt der letztere Staat keine Maaßregel, um sich den Besitz von Texas zu sichern. Fünf Regimenter wurden dahin abgeschickt, um Militärkolonien zu bilden, und sobald der Friede mit Spanien geschlossen ist, werden auch die übrigen beurlaubten Soldaten Ländereien angewiesen erhalten, unter der Bedingung, sich in dieser Provinz anzubauen. Die Mexikaner fangen an, den Werth des noch unangebauten Landes kennen zu lernen, und alle Abtretungen großer Landstriche sind in neuerer Zeit beharrlich verweigert worden; so wurde das Anerbieten zweier Engländer, der Herrn Baring und Owen, eine englische Kolonie, als Damm gegen die Amerikaner anzulegen, abgewiesen. Gegenwärtig verleiht oder vielmehr verkauft man kleinere Grundstücke an Eingewanderte von verschiedenen Nationen um den Preis von vierzig Dollars für hundert Morgen, und mit Kredit auf sechs Jahre; Niemand darf jedoch mehr als fünfzigtausend Morgen Landes kaufen. Die Neger und Indianer, die der Sklaverei und Unterdrückung der Nordamerikaner entfliehen, finden Aufnahme und Schutz. Jeder Sklave, der den Boden von Texas betritt, ist frei. Die Indianer erhalten Ländereien, auf denen sie sich niederlassen. Man betrachtet sie als das beste Bollwerk gegen die Vereinigten Staaten. Die Choctaws, die Cherokesen und Creeks, die durch die mittäglichen Staaten zur Verzweiflung getrieben, ihr Land verkaufen mußten, ohne freie Bürger werden zu können, würden in Texas ein Asyl finden, und mit offenen Armen aufgenommen werden. Man würde ihnen durch ein besonderes Gesetz das Bürgerrecht ertheilen oder sie würden in fünf Jahren ohnehin Bürger werden. Man würde ihnen umsonst oder um sehr geringen Preis Ländereien abtreten, und sie als die besten Kolonisten ansehen; da sie gegen die Angriffe des Nordens ein Bollwerk bilden würden, das so dauerhaft wäre, als der Haß des Verfolgten gegen den Verfolger.

Eine Tigerjagd in den Certoẽs.

(Erzählung aus Weechs Reise in Brasilien.)

An der Gränze von Minas-Geraes beginnt ein ungeheurer Landstrich, welcher eben, nur mit Gras bedeckt, manchmal wieder mit Gebüsch überzogen, beinahe noch gänzlich unangebaut und so wenig bevölkert ist, daß man Tage lang reisen kann, ohne auch nur die Spur von einer menschlichen Wohnung zu entdecken. In der Landessprache werden diese Gegenden Certõẽs genannt, und dort allein findet man dieselben großen Heerden, welche in den Pampas von Buenos Ayres den Reichthum der Einwohner ausmachen. Aus diesen Certoẽs stammte mein Vater, und als ich mein achtzehntes Jahr erreicht hatte, beschloß er, mich zu seinen Verwandten zu schicken; ich bekam einen treuen Neger und ein gutes Pferd mit, und langte wohlbehalten und freudig empfangen bei dem Bruder meines Vaters an. Nachdem ich gehörig ausgerastet hatte, gesellten sich die zwei ältesten Söhne des Hauses zu mir und erboten sich, mir ihres Vaters Heerde zu zeigen; ich wurde in ein Zimmer geführt, bekam Hosen, Brustfleck, Jacke und Hut, von Rehleder verfertigt, ein frisches kräftiges Pferd und eine lange, mit einer Spitze versehene Varra in die Hand, und nun ging es über die Ebene weg, was die Pferde laufen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben meine Vettern eine Menge Beweise von ihrer Reitkunst, welche an Tollkühnheit gränzten. Ich war oft nicht im Stande, ihnen zu folgen, und als wir dichtes Gebüsch erreichten, verlor ich sie gänzlich aus den Augen; kaum bemerkte dieß mein Pferd, als es den Kopf zwischen die Beine nahm, in einem wüthenden Galoppe mit mir in das Dickicht stürzte und alle Hindernisse besiegend mit mir fortrannte. Ich blieb mechanisch auf dem Pferde sitzen, Anfangs bemüht, es aufzuhalten, oder es auf eine bessere Bahn zu leiten; aber jede Anstrengung war vergebens. In dem Gebüsche angekommen, fühlte ich nur den Widerstand, welchen Zweige und die Stacheln von Dornhecken der reißenden Gewalt, mit welcher mein Pferd zwischen ihnen durchsetzte, leisteten; ich war allein bedacht, mein Gesicht zu schützen, übrigens vollkommen überzeugt, meine Kleider und einen Theil meiner Haut bei diesem verwünschten Ritte zu verlieren. Ich besinne mich nicht mehr, wie lange das Rasen meines Pferdes dauerte; ich fühlte nur, daß es plötzlich stille hielt, und als ich die Hände vom Gesichte brachte und ganz verwirrt um mich sah, erblickte ich meine beiden Vettern, welche sich vor Lachen die Seiten hielten. So roh sie übrigens waren, so bemerkten sie doch, daß meine Erschöpfung zu groß war, um mit Anstrengung weiter zu reiten; wir setzten daher den Weg langsam fort, bis wir einen Theil der Heerde erreichten. Es befanden sich auf dieser Stelle zwölftausend Stück Hornvieh auf einem Umkreise von einer halben Stunde weidend, großes prächtiges Vieh, und der kleinste Theil von dem Eigenthume meines Oheims, der vierzigtausend Stücke des schönsten Hornviehes und zwanzig Quadratlegoas unbestrittenes Land besaß. Mehrere berittene Schwarze, eben so wie wir gekleidet, mit einer Varra bewaffnet und mit einem Laço (Fangschlinge) versehen, hüteten die Heerde. Während dieser Zeit konnte ich nicht unterlassen, mich zu besehen und zu betasten, und zu meinem Erstaunen war ich nicht im Geringsten beschädigt und sah nun die Zweckmäßigkeit der schweren ledernen Kleidung vollkommen ein; dadurch kühn gemacht, forderte ich meine Vettern selbst zu einem rascheren Ritte auf, und wir legten eine beträchtliche Strecke Weges zurück, als wir plötzlich auf einen halbgewachsenen Ochsen stießen, welcher zerrissen und zum Theile aufgezehrt an dem Rande eines Dickichts lag. Meine Vettern baten mich zu warten, sprengten in das Gebüsch und kamen bald darauf wieder zurück. Sie beklagten sich sehr über den Schaden, den sie durch die Raubgier eines großen Tigers leiden mußten, dem sie schon lange vergebens auf der Spur wären; sie versicherten mich jedoch, daß er ihnen nicht mehr lange entgehen könne, und daß sie zuversichtlich hofften, mir vor meiner Abreise noch das Vergnügen einer Tigerjagd zu verschaffen. Als wir vor der Wohnung ankamen, wurde ich einstimmig befragt, wo ich meine Varra gelassen hätte, und es blieb nichts übrig als mein Abenteuer zu erzählen und mich tüchtig auslachen zu lassen. Da ich übrigens seit meiner zartesten Jugend mich im Reiten geübt hatte, so reichten wenige Tage hin, und ich blieb hinter dem besten Reiter der Certõẽs nicht mehr zurück und brachte jedesmal meine Varra mit nach Hause. Die Lebensweise auf dem Gute meiner Verwandten war mir eben so auffallend; wir hatten beinahe keine andere Nahrung als Fleisch, und nur, wenn mein Oheim oder einer seiner Söhne von Bahia zurückkamen, wohin sie im Jahre zweimal einige tausend Stücke Hornvieh zum Verkaufe trieben, brachten sie Salz, Mandioc-Mehl, Wein und Branntwein mit sich; war der Vorrath aufgezehrt, so lebten sie wieder allein vom Fleische; die Vaqueiros erhielten nie etwas Anderes. Eben so wenig sah mein Oheim jemals Leute bei sich oder besuchte seine Nachbarn, und nur zwei- bis dreimal im Jahre ritt er mit seiner Familie nach einem Kirchspiele, welches dreißig Stunden von seiner Wohnung entfernt war.

Am achten Tage meines Aufenthaltes und im Augenblicke, als wir die gewöhnliche Mahlzeit einnehmen wollten, sprengte ein Sklave vor das Haus und kündigte uns an, daß so eben ein gewaltiger Tiger sich in der Nähe der Heerde gezeigt habe. Wir sprangen Alle von dem Boden auf, und selbst mein alter Oheim warf sich auf eines der schnell gesattelten Pferde; die Söhne brachten sechs gekoppelte Hunde herbei, und nun ging es im raschesten Laufe der beschriebenen Stelle zu. Die Hunde wurden losgelassen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Spur des Tigers aufgefunden. Einer der Söhne stürzte ins Dickicht, und das Geheul der Hunde verrieth, daß sie sich bereits im Kampfe mit dem Raubthiere befanden. Ihre Bemühung, den Tiger aus dem Dickicht zu bringen, schien jedoch vergebens; ungeduldig darüber, eilten ihnen alle Anwesenden zu Hülfe, nur mein Oheim, ein erprobter Vaqueiro, und ich, blieben im Freien. Ein allge-

meiner Schrei der Angreifenden erregte endlich unsere Aufmerksamkeit, und fast in demselben Augenblicke theilte sich das Gebüsch, aus dem der Tiger wüthend und von zwei muthigen Hunden hart bedrängt hervorstürzte. Ein Schlag seiner gewaltigen Tatze streckte einen derselben zu Boden, und ohne sich weiter zu besinnen, befand er sich mit einem einzigen Sprunge in unsrer Mitte. Ich gestehe gern, daß ich für einen Augenblick alle Besinnung verlor; als ich jedoch zu mir kam, erblickte ich meinen alten Oheim unter den mörderischen Klauen des Unthieres; der Neger war bereits vom Pferde gesprungen und griff es mit seinem Messer an, und ich säumte nicht, seinem Beispiele zu folgen. Der Tiger, als wäre ihm meine Unbekanntschaft mit diesem Kampfe bekannt gewesen, ließ nun meinen Oheim los und brachte mich augenblicklich unter sich. Schon gab ich mich für verloren, als er von der Barra eines meiner herbeieilenden Vettern wohl getroffen niederstürzte und von den übrigen augenblicklich getödtet wurde. Man zog mich betäubt unter ihm hervor, und jetzt erst bemerkte ich, daß ich eine bedeutende Verletzung am Arme erhalten hatte und ganz mit Blut bedeckt war; ich wurde nach Hause gebracht; man wendete einige Kräuter an und stellte mich in kürzerer Zeit als ich gehofft hatte vollkommen her. Ich wollte übrigens diese mir merkwürdig gewordene Gegend nicht eher verlassen, bis ich mit der Art, den gefährlichsten Feind der Heerden aufzusuchen und anzugreifen, bekannt war, und die Gelegenheit hiezu stellte sich bald ein. Als ich das Gut meines Oheims verließ, drangen mir meine Vettern die Haut des erlegten Tigers zum Andenken auf; ich kam glücklich in Palmeiros an und habe seitdem manchen nützlichen und glücklichen Kampf mit unsern Unzen bestanden, welche, obwohl bedeutend kleiner, als die Tiger der Sertões, nicht weniger schädlich und raubgierig als jene sind.

Altfranzösische Literatur.

Paris, im Januar 1832.

Das Studium der altfranzösischen Literatur ist keineswegs populär und verbreitet in Frankreich; allein es bildet sich doch nach und nach ein Publikum dafür, das die Herausgabe der unedirten Monumente befördert. Es hat jedoch bis jetzt noch ganz den Charakter einer kleinen Zahl von Dilettanten, und die Ausgaben tragen die deutlichsten Spuren an sich, daß das große gebildete Publikum nicht dabei in Betracht kommt, sondern daß sie für eine Gesellschaft von Bibliomanen bestimmt sind. Die meisten dieser Bücher erscheinen in wenigen Exemplaren, auf chinesischem oder anderem seltenem Papier, sind numerirt, illuminirt, und mit allen den kostspieligen Thorheiten ausgezeichnet, die dazu dienen, ihnen einen Werth in den Augen Derer zu geben, die mehr Geld als Verstand, und mehr Eitelkeit als Wißbegierde besitzen. Allein es ist immer ein Glück für die Literatur, daß es möglich geworden ist, diese Handschriften, wenn auch auf eine so unvollständige Art, herauszugeben, und sie dadurch der beständigen Gefahr von Zerstörung zu entziehen. Auch scheint die Zahl der Liebhaber dieser Literatur zuzunehmen, und wenn man noch vor kurzer Zeit Ausgaben, die nur zu 15 Exemplaren abgedruckt wurden, sehen konnte, so sind die neuesten schon zu 200 vorgeschritten, und nähern sich so mehr und mehr einer eigentlichen Publizität und leidlichen zugänglichen Preisen. Das neueste Werk dieser Art ist der so eben erschienene Roman de Mahomet et livre de la loi au Sarrazin, herausgegeben von F. Michel und Reinaud, Paris bei Silvestre 140 S. in 8°. Der Roman von Mahomet ist eine gereimte Geschichte des arabischen Propheten, geschrieben im Jahr 1252 von Alexander du Pont, angeblich nach der Erzählung eines zum Christenthum bekehrten Muselmanns, dessen Bericht ein Mönch in Sens, Namens Gautier, in lateinische Verse gebracht. Ohne Zweifel aber ist die Erwähnung des Muselmanns als Quelle der Erzählung eine Fabel, und das Gedicht ist bloß auf die damals in Europa umgehenden Sagen über Mahomet gebaut. Es ist ein neues und nicht uninteressantes Beispiel, auf welche Weise populäre Tradition die Geschichte umgestaltet. Mahomet erscheint als ein Leibeigener des Gemahls von Chadidja, der ein mächtiger Baron im Besitz von Städten und Castellen, und Lehnsherr vieler Ritter, Castellane, Bürger und Leibeigener war. Der Herr stirbt, und Chadidja seine Wittwe wünscht von Mahomet als einem treuen und klugen Diener, Rath über die Wahl eines neuen Gemahls, verlangt aber vor allem einen Mann von hohem Adel, um keine Mesalliance zu treffen. Mahomet stellt ihr vor, daß ein junger und reicher Ritter ein schlechter Gemahl seyn würde, und sie vernachlässigen möchte; daß ein alter Mann ein noch schlimmerer Eheherr, und von Husten und Zipperlein geplagt, übeln Humors, und langweilig sey, und täglich zusammenschrumpfe. Er schlägt sich daher selbst vor, und um die Einwendungen der Wittwe wegen seines niedern Standes wegzuräumen, bewegt er die Ritter und Vasallen von Chadidja, daß sie selbst ihn zum Gemahl für sie vorschlagen, u. s. w. Das Ganze ist auf diese Art aufgefaßt, und gibt ein treues Bild der Sagen, welche zur Zeit der Kreuzzüge Europa gegen den „Lügenpropheten“ in Bewegung setzten. Es ist ein für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtiges Document, und für Geschichte der französischen Sprache von ziemlichem Interesse. — Das zweite Buch, das in dem Bande enthalten ist: Le livre de la loi au Sarrazin, ist eigentlich nur ein Fragment eines beträchtlichen Werks von Raimundus Lullus, das den Titel Livre du Gentil et des trois sages führt. Lullus unternahm in den letzten Jahren seines Lebens drei Reisen nach Nordafrika, um die Araber zum Christenthum zu bekehren, und schrieb jenes Werk im Jahr 1507 zu Montpellier. Er schrieb es, wie es scheint, ursprünglich in arabischer Sprache, und ließ es nachher ins Lateinische, Französische, Catalanische und Hebräische übersetzen. Das Fragment, welches hier abgedruckt ist, enthält die Auseinandersetzung der mahommedanischen Lehre durch den Mund eines Mahommedaners, und ist im Ganzen eine getreue Darstellung des Systems. — Der französische Text und die Noten, welche sich auf die Sprache beziehen, sind von F. Michel besorgt; die Noten, welche sich auf die Geschichte und Mahomet beziehen, sind von M. Reinaud, sie sind genau, aber unbedeutend. — Es werden mehrere ähnliche Unternehmungen angekündigt, z. B. le Roman de la Violette aus dem 15ten Jahrhundert, wird von demselben F. Michel herausgegeben werden, und es ist die Rede von der Errichtung einer Gesellschaft, die die Herausgabe der Monumente der altfranzösischen Literatur zu ihrer Aufgabe machen würde; es ist sehr zu wünschen, daß dieser Plan zur Ausführung komme, und daß endlich die große Masse von provençalischen und französischen Handschriften, welche so viele Materialien zur Geschichte des Mittelalters enthalten, der Welt zugänglich gemacht werden.

Vermischte Nachrichten.

Aus den von dem Finanzminister der Vereinigten Staaten vorgelegten Rechenschaftsberichten geht bezüglich auf Handel und Schifffahrt der nordamerikanischen Freistaaten hervor, daß sich die Einfuhr während des Jahres 1830, das am 30 Sept. zu Ende ging, auf 70,876,920 Dollars belief; wovon für 66,035,739 Dollars, von amerikanischen und 4,844,181, von ausländischen Schiffen eingeführt wurden. Die Ausfuhren beliefen sich in dem gedachten Jahre auf 73,849,508 Dollars, wovon 59,462,029 Dollars den Werth im Lande erzeugter Artikel ausmachten und 14,016,199 Dollars außer Landes produzirte Handelswaaren. Für 51,016,189 Dollars. Waaren wurden von amerikanischen Schiffen ausgeführt; für 8,555,841 Dollars von fremden. Von den ausländischen Produkten wurden für 12,776,539 Dollars von amerikanischen Schiffen und für 1,610,955 von fremden Schiffen ausgeführt.

*

Am 15 Januar d. J. ist zu Agen, Hauptstadt des französischen Departements Lot und Garonne, der Leib des heiligen Victors angelangt, der von Rom eine Wanderung über den atlantischen Ozean nach Columbien macht. Der Heilige war sorgfältig in doppelter bleierner Kiste verschlossen, mit einer päbstlichen Bulle begleitet und an die RR. PP. Barfüßer-Franziskaner adressirt. — Man kann sich wenig Hoffnung von dem republikanischen Leben eines Landes machen, dem Rom noch seine Todten sendet.

*

Unter andern merkwürdigen Ausgaben von der Civilliste Karls X findet man auch folgende: den Jesuiten zu Calvary und der Kathedrale zu Rheims 40,000 Fr. — Aussteuern, zu denen der König beitrug, 500,000 Fr. — Jährliche Geschenke an die Herzogin von Berry und die Herzogin von Gontaut als Erzieherin von Mademoiselle 45,000. — Den Mönchen von Latrappe, den Vätern von Montrouge, den syrischen Katholiken, einem religiösen Orden zu Bordeaux und verschiedenen frommen Instituten 30,000 Fr. — Dem Abbé Tharin, Präzeptor des Herzogs von Bordeaux, zu seiner Besoldung für gemiethete Wagen, 6000 Fr. u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 13 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Mariana. — Die Caibembelas. — Besuch bei den Corratos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns auf einem sehr schmalen Pfade ziemlich unbehülflich fortgebracht hatten, erreichten wir die früher erwähnte Aldea. Diese ganze Niederlassung bestand aus zwei Hütten, welche nach einer Seite offen, und, gleich den Wohnungen der armen Brasilianer, mit Stroh bedeckt waren; um diese her waren etwas Mais und Patatas gepflanzt. Eine Frau, nur mit einer Schürze bedeckt, saß am Eingange der Hütte und säugte ihr Kind; der Mann, mit einer kurzen Hose bekleidet, lag in einem Hängnetze, schaukelte sich und schnitzte Pfeile. Sie schienen bei unserm Anblicke auch nicht im Geringsten überrascht, und erwiderten unsern Gruß so einsylbig, als möglich. Beide sprachen etwas portugiesisch; unser Führer zog aber vor, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden, erhielt eine kurze, trockne Antwort, und forderte uns dann auf, ihm zu folgen; er hatte nämlich erfahren, daß in der nächsten Aldea eine beträchtliche Anzahl Indianer versammelt sey, um ihre Jagdbeute zu verzehren, und die bei dieser Gelegenheit üblichen Feste zu feiern. Nach einer Viertelstunde hörten wir das verwirrte Getöse schreiender Kinder und bellender Hunde, und bald darauf befanden wir uns in der Mitte einer Gruppe von einigen zwanzig Personen beiderlei Geschlechts. Die glückliche Jagd schien einigen Einfluß auf ihre Laune zu haben: denn unser Führer wurde einstimmig mit dem Rufe „Viva Senhor Antonio“ begrüßt; er richtete dann einige Worte in ihrer Sprache an sie, wahrscheinlich unsern Besuch ankündigend, worauf sämmtliche Männer in ihre Hängmatten sprangen, woselbst sie, ohne eine Wort zu sprechen, Tabak rauchten. Sie verstanden alle portugiesisch, waren aber so wortkarg, daß wir uns sogleich zu einer Gruppe von Weibern wandten, deren Beschäftigung unsere Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nahm. Sie standen in der Mitte einer geräumigen Wohnung und umringten mehrere Gefäße von gebrannter Erde, welche in dem Boden befestigt waren. Einige derselben waren mit Mais (türkischem Weizen) gefüllt, welcher ganz weich gekocht war. In diese langten die Weiber mit den Händen, brachten eine Portion nach dem Munde, kauten ihn klein, spien ihn wieder in die Hand und tunkten damit in einen nebenstehenden Topf, der halb mit warmem Wasser gefüllt war, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzuspülen, worauf sie von Neuem zu kauen anfingen, bis aller Mais auf diese Weise reichlich mit Speichel gesättiget und verkleinert war; hierauf wurde das Ganze durch ein Sieb in einen anderen Topf gelassen, das, was zurückblieb, noch einmal durchgekaut, wiederholt durchgeseihet, der Topf ganz mit warmem Wasser gefüllt und zugedeckt. Diese Brühe bleibt nun den Tag hindurch stehen, bis sie in saure Gährung übergeht und geistig wird; dann ist das Getränke vollendet, welches alle brasilianischen Wilden leidenschaftlich lieben, und wovon sie so lange trinken, bis sie sich berauschen. Zwei große Gefäße, mit diesem Getränke gefüllt, waren wahrscheinlich schon Tags vorher verfertigt worden, und wurden nun auf einen freien Platz vor der Hütte gestellt; sogleich sprangen die Männer aus ihren Netzen; einer, welcher das Haupt mit einer Federkrone geschmückt hatte, und der Anführer des Festes zu seyn schien, stellte Männer und Weiber um die Töpfe her, andere versahen sich mit Klappern und der hohlen Frucht eines kleinen Kürbisses, die wahrscheinlich mit Steinchen gefüllt war, und nun erwarteten Alle das Zeichen zum Tanze. Vorerst trat aber der Anführer mit einer hohlen Kürbisschale an einen der Töpfe, schöpfte den auf dem Getränke schwimmenden Schaum sorgfältig ab, und leerte seine Schale mit sichtbarem Behagen: hierauf wurde uns von diesem indianischen Nektar angeboten, und dann trank jeder der Anwesenden, wie ihn die Reihe traf. Nachdem sich alle erquickt hatten, begann der Tanz. Er bestand in kurzen und phlegmatischen Bewegungen der Füße und Hände nach dem Takte eines äußerst monotonen Liedes, wozu die erwähnten Instrumente bewegt wurden. Nach einer Viertelstunde wurde wiederholt getrunken; dann warfen sich die Männer in ihre Netze, die Weiber machten ein großes Feuer auf, holten das erlegte Wild herbei, nahmen die Eingeweide heraus, um welche sich ihre Kinder balgten, sengten, auf eine äußerst nachlässige Weise die Haare ab, und steckten das Wild an hölzerne Spieße, die sie um das Feuer her in die Erde befestigten und von Zeit zu Zeit umwendeten; als es halb gebraten war, wurden die Anstalten zum Mahle getroffen. Männer und Weiber kauerten sich um das Feuer her, indem sie sich auf die in ganz Brasilien übliche Weise auf ihre Fersen setzten, jeder ergriff ein Stück des gebratenen Wildes, und zerriß und verschlang es mit solcher Gier, als hätte er sehr

lange Zeit gehungert; dazwischen wurde dem Topfe fleißig zugesprochen und dann wieder mit derselben Gier gegessen, ohne daß nur ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Hierauf begann der Tanz von Neuem. Unser Führer versicherte uns, daß dieses Fest nicht eher ende, bis die ganze Jagdbeute, sie möge so groß seyn, als sie wolle, und der Vorrath des erwähnten Getränkes, welches sie Ween heißen, aufgezehrt wäre. Die berauschende Wirkung bleibt nicht aus, ihr Blut erhitzt sich, und sie überlassen sich sodann den größten Unordnungen, welche von den traurigsten Folgen seyn würden, wenn die Weiber nicht so vorsichtig wären, an diesem Tage die Waffen ihrer Männer zu verstecken.

Während die Coroatos ihren Hunger stillten, besahen wir die innere Einrichtung ihrer Wohnungen. In jeder derselben waren so viele Hängmatten, als Bewohner; diese verfertigten sie mit vieler Kunst aus den Fasern der Kokuspalme, oder aus gedrehten Baumwollenfäden, und färben sie manchmal mit Indigo. In der Mitte der Hütte stehen größere und kleinere Kochtöpfe mit der Spitze in den Boden eingegraben; in der Ecke Bogen und Pfeile, auf deren Verfertigung sie viele Sorgfalt verwenden; an den Pfeilern der Wohnung sind das Kriegshorn und einige Körbe aufgehangen, welche mit vieler Geschicklichkeit aus Palmblättern geflochten sind, und worin sie gewöhnlich ihre besseren Kleidungsstücke aufbewahren. Wenn sie in dem Besitze von eisernen Werkzeugen sind, auf welche sie den größten Werth legen, so hängen sie diese immer rein und scharf schneidend erhalten dicht neben ihrer Lagerstätte auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Auf dem Pont Neuf und dem Quai der Grève außerhalb der nomadisirenden oder stationären Buden trifft man ein anderes gewerbfleißiges Völkchen, das in unaufhörlicher Bewegung sich durcheinander treibt. Hier kniet Einer auf seinem Laden, der nicht mehr als einen Quadratfuß im Umfang hat, und bittet um die Gnade, den erloschenen Glanz eures Fußwerkes auffrischen zu dürfen; dort ruft eine heisere Stimme eurem Pudel, der mit aller Gewalt geschoren werden soll, das erschrockene Thier schmiegt sich ängstlich an seinen Herrn und bellt; dieser verkauft Schwefelhölzchen, jener Stecknadeln, der alte Mann dort fristet sich sein Leben mit Gerstenzucker. Und hier die vierschrötige Frau Gevatterin! sie trägt auf ihrem Bauch eine ganze Garküche: das Feuer brennt auf dem Herde, das Schmalz prasselt in der Bratpfanne, die Luft ist auf zehn Schritte in der Runde mit Duft gewürzt. Das saftige Bratwürstchen, der goldgelbe Kartoffel, die frischen Schweinskoteletten, leckere Näschereien des Grèveplatzes, werden in dieser wandelnden Küche bereitet. Doch was sage ich? Der köstliche Merlan, die Scholle, der Gründling, die feinen Gerichte einer schon ausgesuchtern Gesellschaft, reizen einer um den andern den Appetit des Vorübergehenden. Die Fleischbank ist gleich neben der Küche, der frische Fisch, bestimmt den gebratenen zu ersetzen, hängt an der Hüfte der Köchin. Es ist ein Uhr, der Pariser hält seine zweite Mahlzeit; frühmorgens hat er eine Tasse Milch zu sich genommen, um ein Uhr wird er für vier Sous geröstete Kartoffeln oder sonst etwas Gebratenes speisen, indem er sich dazu als Teller eines gedruckten Blattes Papiers bedient. So unter dem Baldachin des Himmels, und an das Brückengeländer gelehnt und vielleicht einem Possenreißer zusehend, kann der Pariser sich von Zeit zu Zeit über Staats- und Kunstneuigkeiten aus dem Umschlag seines Mittagmahles belehren, und so vereinigen sich in dieser glücklichen Stunde für den Pariser alle Arten von Genüssen. Unten rauscht der muntere Fluß, die Sonne scheint erquicklich, die Vögel am Quai des Orfevres singen, die Gaukler spielen, der Braten prasselt; der ehrliche Ouvrier des Quai de Gèvres liest bei seiner zweiten Mahlzeit so viel Neuigkeiten in der gestrigen Zeitung, als der Politiker des Marseiller Hafens nicht in drei Tagen bei seinem Frühstücke lesen kann.

Aber man bilde sich nur nicht ein, daß diese Nebenindustrie für alle Leute auf der Welt geschaffen ist. Die kleine pariser Industrie ist nur für den Pariser da. Nur der Pariser begreift, liebt und weiß den Werth aller dieser kleinen Kaufleute zu schätzen. Der kleine Verkäufer ist ein rein pariser Wesen, eine rein pariser Nothwendigkeit. Nur ein Pariser versteht es, an einem Sommertag von brennendem Durst gequält, einen ehrlichen Cocoverkäufer aufzuhalten, der mit ihm schwatzt, während er sein versilbertes Glas ausschwenkt und es ihm bis zum Rande füllt, worauf der gelabte Mensch auf sein zehn Centimenstück heraus verlangt, nachdem er wenigstens für zwei Sous getrunken und mit dem ehrlichen Cocoverkäufer geplaudert hat. Der Cocoverkäufer ist ein guter Junge, er lächelt den Pariser freundlich an, gibt ihm auf fünf Centimen zwei hinaus, und nachdem er höflich gegrüßt hat, fährt er wieder fort zu schreien: „Coco à la glace!“ — Der Cocoverkäufer ist die wahre Vorsehung der Soldaten und Kindsmägde. Man denke sich an die Stelle des Parisers einen Provinzmenschen, einen sehr heiklichen aber sehr durstigen Provinzmenschen, der geringschätzig auf den Cocoverkäufer herabblickt; er wird stolz an dem wohlthätigen Getränke vorüber stürzen, er wird das wohlwollende Lächeln der alten Hebe verachten, die ihn einladet und eine Stunde darnach wird er sich mit einem Krug Bier, den er in einer Schenke ausstürzt, ein Indigestion holen. Es gibt kein menschliches Wesen auf der Welt, das wie der Pariser mit einem Fischweibe zu sprechen, mit einer Austerhändlerin angenehm umzugehen versteht, und eine wandelnde Garküche nicht in Harnisch bringt, während er von ihr seine Mahlzeit einkauft. Der Pariser ist wohlerzogen, er ist höflich, er versteht das anmuthige Geplauder und vermeidet alle Dissonanzen; zugleich aber auch erröthet er über nichts; er gibt bei hellem Tag der Grisette den Arm, die ihm gefällt; er hält sein Mittagessen auf offener Straße, er geht in die nächste beste Weinschenke und trinkt; er ist der Diogenes, der sich die Hände mit Mandelseife gewaschen hat. Nicht so der Provinzialmensch. Der Provinzialmensch ist stolz; er ist der Typus des Philisters im Sonntagsstaate. Er verachtet alle Erleichterungen des Lebensgenusses. Hat man ihn vorher lieber vor Durst verschmachten, als Coco trinken gesehen, so wird man ihn jetzt in eine jener verpesteten Höhlen hinabsteigen sehen, wo man um vier und zwanzig Sous zu Mittag ißt. Hier setzt sich der Provinzialmensch breit an einen sauber gedeckten Tisch, verschlingt seine vier Schüsseln ohne ein Wort zu reden,

und nachdem er seine dünnen Schnitten Rindfleisch, seinen Hasenpfeffer von Kaninchen, seine aufgeblasenen Omeletten und sein kleines Schälchen Crème verzehrt hat, geht er wieder seines Wegs mit verdrüßlichem Gesicht, leerem Bauch und grämlichem Magen, ohne daran zu denken, daß er auf dem Grèveplatz oder sonst auf einem lustigen Boulevart ein köstliches und sehr vergnügliches Mahl um die Hälfte Geld hätte haben können. Doch der Provinzialmensch kann nicht ohne Serviette und silbernes Bestecke zu Mittag essen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

Die vorliegende Schrift bildet den zweiten Theil der Memoiren über Polen, über die bereits in diesen Blättern (vorigen Jahrgangs S. 1151) berichtet worden ist. Was dort von den Memoiren gesagt wurde, gilt auch hier von den Erinnerungen. Niemand, der diese beiden Bücher gelesen hat, wird fortan über den langen Zug „der tapfern Männer ohne Vaterland" erstaunen, den wir durch unsere Städte wandern sehen. — Niemand wird sich mehr verwundern, daß sie Herd und Heimath verlassen, um auf fremdem Boden ein Asyl zu suchen und die bittersten Entbehrungen und den Verlust des Vaterlandes der Begnadigung vorziehen.

Den interessantesten Theil dieser Erinnerungen bilden die Schilderungen des russischen Soldatenlebens und der russischen Kaserne, die außer dem Verfasser wohl noch Keiner zu verlassen das Glück hatte, um sie zu beschreiben. Manche Erwägung über den langsamen Fortgang des russischen Waffenglückes gegen die Polen bei so entschiedener Uebermacht, wird aus diesen Erinnerungen Licht schöpfen. — Wir theilen hier eine Beschreibung der Kaserne der Garde-Uhlanen in Warschau und des Lebens in derselben in den Worten des Verfassers mit: „Acht lange Gebäude aus Bohlen gezimmert, ein Stockwerk hoch, weiß angestrichen, regelmäßig mit Pappeln umgeben, sind so gestellt, daß eines derselben den innern Hofraum theilt, und solcherweise zwei Tummelplätze bildet, auf welchen sich das Regiment ganz bequem bewegen kann. Gen Osten erblicken wir die Kasernen der zweiten und dritten Escadron, in der Mitte die erste, und gen Westen (alle in gleicher Richtung) die vierte Escadron; welche sämmtlich gen Süden und Norden durch die vier Stallgebäude geschlossen. Jede Escadron hat vier Säle, an den Enden die Küche, die Kanzlei und ein Montur-Magazin. Zu zwei Sälen führt Ein Portal-Eingang, der einen engen Vorraum bietet, vor dem du jour-Zimmer des Offiziers, wie vor der engen Wohnung des Wachtmeisters der Escadron. Das du jour Zimmer der ersten, oder der sogenannten Leib-Escadron ist durch einen Ausbau geräumiger als die übrigen, indem auf den Rittmeister du jour Rücksicht genommen wird, der dort mit dem Offizier du jour der Escadron gemeinschaftlich verweilen muß. Sonst sind alle Ställe und alle Kasernen einander gleich; jeder Saal umfaßt einen „Zug," fünfzig Mann, die selbander eine Pritsche einnehmen, welche auf eisernem Gestell ruht. Unter jeder Pritsche stehen zwei hölzerne Kasten, schwarz angestrichen, für die Montursstücke. Zwischen vier Säulen, welche zugleich als Stütze die Decke tragen, glänzen in gerader Linie die doppelten Waffen-Pyramiden. Die Schapke steht oben, unter ihr hängt die Patrontasche an der Kuppel über dem Mantelsack, darunter der Säbel, und neben der ganzen Armatur steckt die Lanze. Ganz unten stehen die Stiefel. Die beiden innern Enden der Pyramiden schmücken die Karabiner der Flankeurs, nebst kupfernen Feldkesseln. Zwei große Fayence-Oefen dienen ebenfalls zur Zierde des Saals, jedoch vermögen sie nicht, ihn im Winter zu durchheizen und das Eis von den Wänden zu vertreiben. Die Fenster sind, wie im Lazareth, hoch oben und nicht groß. Dem Zugs-Wachtmeister ist ein Tisch und ein Stuhl gestattet. An der Thüre steht eine hölzerne Wasserkanne mit einem blechernen Trinkbecher zum allgemeinen Gebrauch.

„So ist jeder einzelne „Zug" in seiner Einrichtung von den übrigen getrennt. Die Soldaten leben in ihrer Absonderung, und bekümmern sich so wenig um die nächsten Züge, wie die einzelnen Escadronen um das Regiment. Die Ställe sind sauber und ordentlich, wie die Kaserne. Die Pferde stehen zu zwei und zwei, durch Tragsäulen getrennt, an welchen der Zaum ꝛc. hängt, und oben auf einem Zwischenbrette lieg Sattel und Decke. Die Züge der Pferde sind durch den Raum getheilt, den die verschiedenen Seitenthüren bilden. In jedem Zuge sind täglich vier Mann ohne Waffen zur Ordnung im Dienst, und über die Escadron ein Junker oder Unteroffizier in voller Form, der den Stall nicht verlassen darf auf drei Schritt. Ein ähnlicher Dienst du jour besteht auch in der Kaserne, so daß diese Posten allein täglich acht Junker ꝛc. des Regiments beschäftigen — wenn dieser peinliche Müßiggang „Beschäftigung" genannt werden kann. Wir folgen der Dienstliste, und besuchen den Stab des Regiments, ein ganz abgesondertes Quadrat, ebenfalls mit Schlagbaum und Schildwachen: eigentlich eine kleine Stadt, denn fast Alles, was der Mensch braucht — ohne Leckereien ꝛc. — ist dort zu haben, indem es dort verfertigt wird. In verschiedenen recht freundlichen Häusern arbeiten dort die Tischler, Schmiede, Wagner, Schlosser, Schwertfeger ꝛc., und die Chirurgen und Apotheker, denn es ist auch ein Interims- oder Vice-Lazareth dort für Pferde und Menschen, wohin sich mancher Kranke begibt, das große Elend auf Ujazdow zu vermeiden. Der Regiments-Arzt besucht es alle Morgen, und sendet die gefährlichen Kranken etwa in den Palast des Jammers. In der Mitte des Platzes, den diese Gebäude und die Wohnungen der Beamten bilden, steht das zwei Stock hohe Arsenal, worin die Herrlichkeiten des Regiments: die vierundzwanzig silbernen Trompeten mit dem St. Georgs-Orden, die Pracht-Standarte ꝛc., eine zwei- oder dreifache Montur und dergl. in bestem Zustande, Reserve-Armatur und Munition. Sämmtliche bisher genannte Gebäude stehen auf erhöhtem Boden, dessen Abhang einen Rasen bildet, der fast überall mit kleinen Gärtchen umgeben ist, wenigstens an der Frontseite. Neben dem Stab, an einer Chaussee, finden wir die Hauptwache des Regiments, die ein Junker vertritt — um sich im Kommandiren zu üben; denn es ist nichts Seltenes, daß er an Einem Tage, vom Antritt bis zum Appel, dreißig Mal die Wache ins Gewehr führt, zumal an heitern Sommertagen, wenn die Stabs-Offiziere ausfliegen.

„Das Treiben der Soldaten, welche, ohne die Kaserne auf Urlaub zu verlassen, Jahre lang ihre Waffen poliren und ihre Pferde putzen, ist im höchsten Grade — russisch. Der große Dienst (d. h. die Wache zu Lazienki, das Piquet auf dem Sächsischen Platze ꝛc.) wechselt in den Escadronen, und außerdem hat jede Escadron täglich ihren besondern Dienst im Regimente. Dieses System zu erörtern, wäre zu langweilig — wenn auch bei weitem nicht so langweilig, als der Dienst selbst. Außer dem bestimmten Dienst gibt es fast an jedem Tage eine besondere Beschäftigung; entweder eine Musterung oder Uebung der Division, der Brigade, des Regiments, der Escadron, oder der einzelnen Züge, nach Launen und Ordre der Kommandeurs dieser Massen und Abtheilungen. Zu einer solchen Uebung steht der Soldat dann etwa um drei Uhr Morgens auf, und begibt sich in den Stall. Gleich einer Striegel-Maschine oder einem Besänftigungs-Automat bearbeitet er sein Pferd, und besorgt dessen Pflege gewissenhafter, als ein Wärter die Krankenpflege im Lazareth. Ist er endlich mit Allem fertig worden, so geht er, bereits ermüdet, zu seiner Pritsche zurück, schiebt den Kasten hervor und beginnt seine Toilette, muß sich in Eile rasiren, und bedarf der Hülfe eines Kameraden, die Säbelkuppel und den „Paß" umzulegen, und eines dritten, um sich dergestalt zusammenzuziehen, daß die Kuppel ins Schloß springt und der Paß zugehakt werden kann. Eingeschnürt zum Umsinken, legt er nun noch die letzte Hand an die Politur der Waffen, läßt noch einmal seine Stiefel wichsen, und erweiset dem dienstfertigen Kameraden gleichen Dienst. Alles geschieht still und schweigend, und die fünfzig Mann im Saale wechseln kaum zehn Worte. Die Trompeter haben sich nach und nach auf ihren Schecken neben der ersten Escadron versammelt, und der Rittmeister du jour folgt dem Prekas (Tagsbefehl) und läßt blasen zur bestimmten Stunde. Die Pferde stehn längst gesattelt, der Gurt wird untersucht, und indem die Offiziere nach und nach erscheinen, macht die Escadron Fronte längs der Barriere des Stalles. Der General sprengt herbei und flucht sein Regiment an, lamentirt von „Fünfhundert" und von „degradiren," macht hie und da einen Junker en canaille herunter, und sagt einem Stabs-Offizier Russische Artigkeiten, die auf Deutsch wie Grobheiten

klingen würden, wüthet den Trompetern ein „Raspranaj . . . . — matj!“ entgegen, und das Alles aus übler Laune, weil der Großfürst etwa beim Lever ihn bekomplimentirte, und ihm in Gegenwart der ganzen Generalität und aller dienstthuenden Offiziere zudonnerte: „Sie verstehen so viel vom Dienst, als ein Rekrut!!! Ich werde Sie zum gemeinen Lanzier degradiren!!!“ *) Das fällt wohl einmal vor, und es läßt sich leicht berechnen, was der Subaltern-Offizier, oder gar der arme Gemeine verschlucken muß, wenn dem General der alten Garde dergleichen Tropfen zum Frühstück servirt werden. Das Regiment rückt aus, und da wir insonderheit nur die Kaserne beleuchten, warten wir daselbst vier, fünf, auch wohl sechs Stunden, bis es bestäubt und triefend wieder zurückkehrt. Der Lanzier wirft ermattet und total kaput seine Uniform ab, und eilt wieder zu seinem Pferde. Was hat das Regiment nun in der langen Zeit gethan? — Front' gemacht — Marsch-Marsch geritten, Escadron formirt — wieder Marsch-Marsch geritten und wieder Front' gemacht, und so fort, bis einige Krüppel nach Ujazdow transportirt werden können.

„Der militärische Leser wirft hier vielleicht die Frage auf: ob denn das ein Manövre der leichten Kavallerie sey, die doch höchst selten in Masse gebraucht wird, und sich weit zweckmäßiger im „kleinen Kriege“ üben könnte? Militärischer Leser, der du das russische System nicht kennst! Du hast in Deiner Frage zwar ganz Recht; allein bedenke, daß der sogenannte „kleine Krieg“ großes Nachdenken, gehöriges Studium — in Summa, Thätigkeit des Geistes, Beschäftigung des Verstandes erfordern würde, und wisse dann, daß Solches dem russischen System und namentlich dem Militärsysteme (als dem der ganzen Regierung) schnurgerade zuwider läuft. Nimm ferner die Versicherung auf mein Wort, daß weder die litthauische Kavallerie, noch die russische Garde-Kavallerie zu Warschau, seit fünfzehn Jahren an den „kleinen Krieg“ gedacht hatte, und erst im Sommer 1829 endlich einmal ein Versuch der Art gemacht wurde, der auch kurios genug ausfiel. Bei der ganzen russischen Armee existirt kein Buch, außer dem Kamaschendienst-Reglement, welches ohnehin kaum der dritte Offizier geläufig lesen kann. Würde erst das Lesen, das Studiren, das Denken in der russischen Armee eingeführt, da würde dem Absolutismus die größte Gefahr drohen; und in Uebereinstimmung mit demselben bedarf es durchaus keines besonderen Kommando-Genies, jede geistige Beschäftigung, sey es auch nur die Berechnung der Vedetten und Piquets als höchst gefährlich zu verwerfen und zu verbieten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Kosaken der russischen Armee zum Theil ersetzen, was sie nach obigem Systeme offenbar entbehrt. Aber auch der Kosak wird im Vorposten-Dienst keineswegs geübt, sondern überläßt sich im Nothfall des Krieges seinem Instinkt; und seine merkwürdige Naturgabe, sich überall zurecht zu finden, hilft ihm durch — so gut es denn auch geht. Wir kehren ins Regiment zurück.

„Der Lanzier hat sein Pferd wieder gepflegt, und es ist Mittag geworden. Die Kapusta mit abgeschabtem Rindskopf (das tägliche Gericht) wird in hölzerne Kübel — eine Art Tröge — gegossen, die sechs bis acht Mann umlagern, in der Linken einen Knollen Kommisbrod, in der Rechten den hölzernen Löffel. „Der Fraß ist kurz, die Arbeit lang!“ denn schon wartet die ganze Armatur und Montur im miserabelsten Zustande, nach dem halsbrechenden Manöver, auf Bürste und Polirbein, und fast umsinkend vor Müdigkeit, setzt sich der Soldat auf seine Pritsche, schabt Röthel und Kreide und — übt sich im Dienst, zur Aufrechthaltung des russischen Systems. Um drei Uhr ruft ihn die Stimme des du jour-Junkers, der despotisch durch die Säle klirrt, wieder in den Stall. Der Soldat brummt sein „Sluschey“ (Ich gehorche) und erfüllt seine Pflicht, kehrt wieder zurück zum Dienst — d. h. zum Knopfputzen — und um fünf Uhr donnert der Junker oder Wachtmeister ihn abermals an; und er eilt zu Kamm und Striegel, und bürstet und kratzt anderthalb Stunden an seinem Gaul herum, bis er um sieben Uhr im Mantel zum Appel erscheinen muß, und nach dem Kartoffel-Fraß zu Nacht, für den nächsten Tag seine Stiefel und Schariwari putze, bis er um neun Uhr seinem Pferde das letzte Futter gibt, und (wenn er nicht vor der Schwelle des Offiziers du jour bis zwölf Uhr als Nachtwache liegen muß) sich auf seinen Strohsack legen kann und träumen von der Seligkeit unter dem Monde. Durch die Befehle in Betreff der Division, der Brigade, des Regiments, der Escadron und des Zuges — und mit Rücksicht auf all' die Posten, welche der Garde-Dienst besetzen muß, ist Ein Tag im Regiment fast dem andern gleich. Im Gegensatze zum deutschen Soldaten (ich wollte sagen zum preußischen oder österreichischen ꝛc.), der in Freistunden sein Mädchen zum Tanze führt, oder mit seinen Kameraden beim Bierkruge sich erholt, hat der russische Soldat das ganze Jahr hindurch, und mithin seine zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre hindurch, keine fröhliche Stunde. Höchstens besäuft er sich in aller Eile in einer schmutzigen Judenschenke, wird zum Vieh, und holt sich in aller Eile eine Krankheit auf Zeitlebens, taumelt in die Kaserne, wird als Besoffener erwischt, im Stallarrest verwahrt, etwa in einer Haberkiste — und bekommt am nächsten Morgen seine Fünfhundert, wenn er nicht in besagter Kiste erstickt ist, wie solches im Husaren-Regiment passirte, u. s. w. — dann ist er todt und wird begraben, und ein Rekrut fängt an, wo der Erstickte oder im Lazareth Verfaulte aufhörte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Worte, die der General Mackow einst hören mußte. Anm. d. V.

Vermischte Nachrichten.

Die „Times“ sagen in einem Artikel über die Einkünfte Englands: „Mehr als die Hälfte unsrer Staatseinkünfte fließt aus der Besteuerung einer kleinen Anzahl von Artikeln, die früher unbekannt oder als Gegenstände des Luxus betrachtet, heut zu Tage unentbehrliche Bedürfnisse geworden sind. Dahin gehört die Besteuerung der geistigen Getränke, gebrannter Wasser, Weine, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak, die im Jahre 1827 eine Summe von 27.416.662 Pf. St.; im folgenden Jahre 28.156.658 Pf.; im J. 1829 die Summa 26.084.625 Pf.; und im J. 1830 die von 27.509.765 Pf. abwarfen. Wenn der Continent erstaunt seinen Blick auf die ungeheure Consumtion in England richtet, was muß er von einer Nation denken, die jährlich für ungefähr 20.000.000 Pf. St. gebraute Getränke verzehrt, wovon sich die Abgaben auf 8.000.000 Pf. belaufen? Das Frühstück des englischen Volkes trägt dem Staatsschatze jährlich gegen 8.000.000 Pf. St. ein, und wenn man den Verkaufspreis der Waare mit in Anschlag bringt, so kann die für Kaffee, Thee und Zucker ausgegebene Summe nicht unter 20.000.000 Pf. St. betragen. Alle andern Artikel, die mit Accise und Mauthabgaben belegt sind, tragen dem Staate nur 12.000.000 Pf. Nach diesen Artikeln ist der Stempel der am meisten ergiebige Zweig der Staatseinnahme; sein Ertrag hat in drei Jahren nicht mehr als um ein Prozent gewechselt; im Jahre 1828 betrug er 7.317.609 Pf.; im folgenden Jahre 7.285.976 und im J. 1830, 7.248.085 Pf. Diese Staatseinnahme knüpft sich an alle Angelegenheiten des Königreiches und bildet daher ein ziemlich genaues Thermometer, an welchem sich die Schwankungen in den öffentlichen Verhältnissen kund geben. Der dritte Hauptartikel unseres Staatseinkommens, die ständigen Abgaben, hat nicht mehr Veränderung erlitten als der Stempel. Im Jahre 1828 trugen sie 5.162.875 Pf.; im J. 1829, 5.206.592, im J. 1830, 5.294.870 Pf. St. Man kann noch hinzu fügen, daß die Erhebungskosten, ungeachtet sie in den letzten Jahren bedeutend vermindert wurden, doch noch ungeheuer sind. Im Jahre 1827 betrugen sie für Mauth, Accise, Stempel und ständige Abgaben 3.270.475 Pf.; im folgenden Jahre 3.118.102, und im J. 1830, 3.014.224 Pf.; hierunter ist die Post nicht mit begriffen, die dem Staate im J. 1830 eine Summe von 718.559 Pf. kostete und 2.212.206 Pf. St. eintrug.“

*

Bei einer Schuldklage, welche neulich einige von Karls X Gläubigern gegen ihn bei dem Gerichtshofe von Paris anhängig machten, erstaunten die Kläger nicht wenig, als der Advokat des Exkönigs darzuthun versuchte, daß Karl X kein Franzose mehr sey, und folglich auch vor keinem französischen Gerichtshofe zu erscheinen brauche. Später ergriffen seine Agenten freilich auch nachdrücklichere Rechtsmittel, indem sie geradezu die Schuld leugneten und sich dabei auf eine vierzigjährige Verjährung beriefen.

Im Gouvernement Litthauen allein sind im Jahre 1823 amtlichen Berichten zufolge von Wölfen getödtet worden: 1841 Pferde, 15.182 Schafe, 1807 Stücke Hornvieh, 733 Kälber, 726 Lämmer, 2545 Ziegen, 4190 Schweine, 312 Spanferkel, 183 Ziegenlämmer, 705 Hunde, 1243 Stücke Hausgeflügel, 675 Gänse.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 45. 14 Februar 1832.

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Aus dem Schreiben eines Missionärs.)

Der mährische Bruder Samuel Liebisch war, als er noch die Oberaufsicht über die Missionen der Brüderschaft auf der Küste von Labrador führte, durch Berufsgeschäfte genöthigt, eine Reise nach Okkak, der am weitesten gegen Norden gelegenen, ungefähr 50 Stunden von seinem Aufenthaltsorte Nain, entfernten, Missionsanstalt zu machen. Der Bruder Turner wurde beauftragt, ihn zu begleiten, und sie verließen Nain am 11 März 1822 mit Anbruch des Tages, als noch Sterne am Himmel glänzten, bei der heitersten Witterung. Ihr Schlitten wurde von einem getauften Eskimo, Namens Markus, geleitet, dem noch ein anderer Schlitten, mit Eskimos besezt, folgte.

Ein Schlitten der Eskimos wird von einer Art Hunde gezogen, die in der Gestalt viel Aehnlichkeit mit Wölfen haben, und auch wie diese nicht bellen, sondern nur ein sehr unangenehmes Geheul hören lassen. Sie werden von den Eskimos in Meuten oder Zügen unterhalten, deren Zahl sich nach der größern oder geringern Wohlhabenheit ihrer Besitzer richtet. Sie lassen sich geduldig aufzäumen und anspannen, obgleich sie von den heidnischen Eskimos sehr hart behandelt und schlecht genährt werden. Ihre Nahrung besteht in Abfall vom Fleisch, alten Häuten, verfaultem Wallfischfleisch u. s. w., und fehlt es an solcher Nahrung, so läßt man sie todte Fische und Muscheln am Ufer suchen. Werden diese armen Thiere von Hunger gepeinigt, so ist nichts sicher vor ihnen, und es ist deßhalb sehr nöthig, sobald sie ausgespannt sind, das Geschirr die Nacht über in der Schneehütte zu verstecken, da es außerdem von ihnen verzehrt, und die Fortsetzung der Reise am andern Morgen unmöglich seyn würde. Sobald man an dem Ort angekommen ist, wo man die Nacht über Halt zu machen gedenkt, werden die Hunde ausgeschirrt, und man läßt sie sich selbst Löcher in den Schnee graben, in denen sie schlafen, bis der Führer bei Anbruch des Tages sie zusammenruft, um ihnen ihr tägliches Futter zu reichen. Ihre Stärke und Geschwindigkeit, selbst bei leerem Magen, sind erstaunlich. Wenn man sie vor den Schlitten legt, muß man wohl Acht haben, sie nicht neben einander zu spannen; sie werden mit einzelnen Riemen von ungleicher Länge an eine horizontale Deichsel vor dem Schlitten gespannt. Der älteste und geschickteste Hund leitet das Gespann, indem er zehn oder zwanzig Schritte vorausläuft, und durch die sehr lange Peitsche des Kutschers, die Niemand besser zu führen versteht, als ein Eskimo, gelenkt wird; die übrigen Hunde folgen wie eine Heerde Schafe. Bekommt einer einen Peitschenhieb, so beißt er gewöhnlich seinen Nachbar, dieser wieder den seinigen und so fort.

Die beiden Schlitten unsrer Missionäre waren mit fünf Männern, einer Frau und einem Kinde besezt. Alle waren in der besten Laune abgereist, und da Alles eine gute Reise erwarten ließ, so hofften sie Okka nach zwei oder drei Tagen glücklich zu erreichen. Der Pfad auf dem Meere ging über festes Eis, und die Reisenden legten ungefähr 6 bis 7 Meilen in einer Stunde zurück. Als sie die Inseln in der Bai von Nain hinter sich hatten, entfernten sie sich bedeutend von der Küste, theils um das glatte Eis zu gewinnen, theils um das hohe, steinige Vorgebirg von Kiglapeit zu umgehen. Gegen 8 Uhr begegnete ihnen ein Schlitten mit Eskimos von der entgegengesezten Richtung her; nach den gewöhnlichen Begrüßungen stiegen die von Nain kommenden Eskimos aus, und unterhielten sich mit den Fremden, die auf sehr unbestimmte Weise zu verstehen gaben, daß es für unsre Reisenden wohl besser seyn dürfte, wenn sie umkehrten. Da jedoch die Missionäre glaubten, daß diese Befürchtungen ohne Grund und von den Eskimos nur vorgebracht würden, um länger in Gesellschaft ihrer Freunde zu bleiben, so sezten sie ihre Reise fort. Nachdem sie noch einige Stunden zurückgelegt hatten, wurden sie von ihren Eskimos benachrichtigt, daß sich eine Bewegung unter dem Eis spüren lasse. Noch war diese kaum bemerkbar; wenn man sich aber mit dem Ohr auf den Boden legte, so hörte man ein dumpfes Geräusch, als ob ein Strom im Abgrund wühle. Der Horizont blieb rein, gegen Osten ausgenommen, wo sich eine leichte, von schwarzen Streifen durchschnittene Wolkenschichte zeigte; bald erhob sich der Nordwestwind, und kündigte eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre an. Es wurde Mittag und noch war keine merkbare Veränderung am Himmel eingetreten, allein die Bewegung des Meeres unter dem Eis wurde fühlbarer, so daß die Reisenden unruhig wurden, und es gerathener fanden, sich dem Ufer zu näher n. Das Eis zeigte an verschiedenen Stellen Spalten und Risse, von denen einige einen bis zwei Fuß breit waren; da es deren jedoch auch zu Zeiten gibt, wo die Fahrt ganz sicher ist, so sind sie nur Neulingen gefährlich; die Hunde setzen leicht darüber und der Schlitten folgt ungefährdet.

Als die Sonne unterging, ward der Wind heftiger und endlich stürmisch. Die schon früher im Osten bemerkten Wolkenschichten stiegen herauf, ihre schwarzen Streifen bewegten sich gegen den Wind, und der Schnee wurde in einzelnen Wirbeln theils auf dem Eis hin, theils von den Gipfeln der Berge herabgefegt. In demselben Augenblick wurde die Bewegung des Meeres so heftig, daß sie eine höchst seltsame und beunruhigende Wirkung hervorbrachte. Die Schlitten, statt über eine ebene Fläche hinzugleiten, liefen bald den Hunden in die Füße, bald mußten diese sie wieder mühsam eine Höhe hinanziehen, die sich plötzlich wieder ebnete; denn die Elastizität dieser großen, mehrere Quadratmeilen haltenden, auf dem Meere ruhenden Eismasse, gerieth zuweilen in eine oszillirende Bewegung, der ähnlich die sich einem auf einer wellenförmig bewegten Wasserfläche liegenden Bogen Papier mittheilt. Auch hörte man in verschiedenen Zwischenräumen unterirdische Explosionen gleich Kanonenschüssen, die von dem Bersten des Eises herrührten.

Die Eskimos lenkten nun in größter Eile nach dem Ufer ein, in der Absicht im Süden des Nivak Nachtquartier zu halten. Da es aber augenscheinlich war, daß das Eis brechen, und auf offenem Meere umhertreiben würde, so rieth Markus, sich lieber nach dem Norden des Nivak zu wenden, wo, wie er hoffte, der Pfad bis nach Okkak noch unbeschädigt geblieben seyn könne. Dieser Rath wurde genehmigt, allein kaum hatten sich die Schlitten der Küste genähert, so bot sich den Reisenden ein wahrhaft entsetzliches Schauspiel; das von den Felsen losgerissene Eis ballte sich zusammen und brach an der Brandung mit so furchtbarem Getös, zu dem sich noch das Toben des Sturms gesellte, daß es der menschlichen Stimme unmöglich war sich verständlich zu machen, während man durch das dichte Schneegestöber verhindert wurde, irgend einen Gegenstand zu erkennen.

Die letzte Hoffnung, die den Reisenden blieb, war, Alles zu wagen, um das Land zu gewinnen; allein nur mit der größten Anstrengung konnte man die erschrockenen Hunde vorwärts treiben, da das Eis sich nach und nach von den Felsen unter dem Wasser losriß und nach oben trieb. Der einzige günstige Augenblick zum Landen war der, wo das Eis sich auf gleicher Höhe mit der Küste befand; es blieb Dieß immer ein sehr gewagter Versuch, allein mit der Hülfe Gottes gelang er, und beide Schlitten erreichten glücklich das Ufer.

Kaum hatten die Reisenden Gott für ihre glückliche Landung gedankt, als auch schon dieselbe Eisscholle, die sie eben verlassen hatten, zersplitterte, das Wasser durch die Spalten drang, die Trümmer bedeckte, und in den Grund des Meeres hinabspülte. In einem Augenblick, gleichsam als ob Dieß das Signal gewesen wäre, zerschellte nun auch die ganze Eismasse auf mehrere Meilen längs der Küste, so weit das Auge reichte, und ungeheure Wellen verschlangen die einzelnen Schollen. Diese großen Wassermassen, die sich aus dem Schoße der Fluthen erhoben, und mit unbeschreiblicher Gewalt und einem Getös, gleich dem von zahllosen Batterien, zusammenfließen, boten ein furchtbar erhabenes Schauspiel. Das Dunkel der Nacht, das Gebrüll des Meeres, der Donner der an den Felsen brechenden Eisschollen und Wellen, erfüllten die Reisenden mit heiligem Schauer, und einem Schrecken, der sie der Sprache beraubte. Lange standen sie, ob ihrer wunderähnlichen Rettung in Staunen versunken, und selbst die heidnischen Eskimos dankten Gott mit Inbrunst.

Die Eskimos machten sich nun daran, ungefähr 30 Schritte vom Ufer eine Schneehütte zu errichten, aber kaum waren sie damit zu Stande gekommen, so drangen die Wellen bis an den Ort, wo sie ihre Schlitten gelassen hatten, und beinahe wären sie fortgespült worden. Gegen neun Uhr krochen die beiden Missionäre, Markus und die übrigen Eskimos in die Schneehütte, wo sie Gott dankten, diesen Zufluchtsort gefunden zu haben, denn der Wind wehte so kalt und heftig, daß man sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten konnte. Ehe die beiden Missionäre diese Wohnung betraten, die den Reisenden in dieser Gegend als Zelt dient, konnten sie sich nicht enthalten, das Meer noch einmal zu betrachten, das jetzt ganz frei von Eis war. Mit Schrecken sahen sie, wie thurmhohe Wellen vom Sturm gegen das Ufer getrieben wurden, wo sie sich mit betäubendem Getös an den Felsen brachen, und zischenden Schaum in die Luft schleuderten. Die Reisenden verzehrten nun ihr Nachtessen, und nachdem sie ihr Abendlied in der Sprache der Eskimos gesungen hatten, legten sie sich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Sie waren so eng zusammen gepreßt, daß jede Bewegung den Schlaf des Nachbars störte. Die Eskimos schliefen bald ein, allein Bruder Liebisch konnte theils wegen des Getöses der Wogen, theils wegen eines Halsübels, an dem er viel litt, die gewünschte Ruhe nicht finden. Auch Bruder Turner überdachte noch sehr bewegt die eben überstandenen Gefahren, und beide vereinigten ihre Gebete um göttlichen Beistand in der kritischen Lage, in der sie sich noch immer befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Der Pariser, der unter freiem Himmel lebt und herumdämmert, der sich in selbstgefälliger Behaglichkeit in der Sonne spreizt und sich des Winters in den Galerien des Palais Royal wärmt; der für jede Stunde Unterhaltung hat und auf jedem Schritt und Tritt von einer Schaar Sklaven begleitet wird, die bereit sind auf den leisesten Wink alle seine Wünsche zu erfüllen. Der Pariser läßt sich so glücklich seyn, als man ihn glücklich machen will. Er hat alle Sorgen des Lebens abgestreift. Für ihn ist ein Kleinhandel erfunden worden, der jedem andern Volke Angst und Bange machen würde. Der Pariser erhält auf Verlangen für einen Pfennig Zucker, man verkauft ihm den Flügel eines Huhns, den Schenkel eines Rebhuhns, den Bürzel eines Fasans, der Pariser hat Alles was er will. Was habt ihr denn z. B., ihr Reichen der Erde, was nicht auch er hätte! Dieser sorgenlose hinschlendernde Träumer ist so schön, so gut, so reich wie ihr. Die Frau Herzogin bestellt sich heute ein Gazekleid; steckt eine Rose in ihr Haar, ein neues Band schmückt ihre Taille: morgen vielleicht schon hat Jenny, die Blumenverkäuferin, eben dieses Gazekleid am Leibe, steckt die Rose aus dem Haare der Herzogin in das ihrige, und das neue Band umschlingt Jennys Taille, nur um eine Fingers Breite enger zusammen-

gezogen. So ist es mit Allem, was in Paris gemacht, fabrizirt, erfunden und eingeführt wird. Alle diese Arbeit, all dieses Sinnen und Denken, all dieser Luxus ist für den Pariser geschäftig. Man nennt Staub,*) man empfiehlt ein Kleid, ein Stoff weich wie Seide wird ausgesucht, das Modejournal schreibt die Farbe der Knöpfe und des Unterfutters vor; man trägt eine Weste, die geradenweges aus England gekommen ist; man hat Stiefel von Sakoski an, der Hut wiegt kaum drei Loth; wohlan Dandy, erdrossle Deine Wespentaille mit dem neuen Rocke, zerquetsche Deine Füße in den Stiefeln, ersticke Dich in dem Schnürleib Deiner Weste, trage den Hut in der Hand, aus Furcht das kunstvolle Lockengebäude Deines Hauptes zu zerstören — und gehe acht Tage später an einem Kleidertrödler vorüber: „Alte Kleider! Alte Kleider! Wer kauft, wer verkauft alte Kleider?" wird er rufen hören. O Sakoski! O Staub! Die Stiefel von Sakoski wandern, obgleich ein wenig zu weit, an den Fuß eines Contremarkenverkäufers, in das Kleid von Staub schlüpft ein Statist der Bühne des Gymnase, dem sein Theater täglich zwanzig Sous bezahlt unter der Bedingung, sich sehr gut gekleidet zu halten.

Doch weil wir gerade auf den Contremarkenverkäufer und den Theaterstatisten zu reden gekommen sind, ein Paar Worte von ihnen. Der Contremarkenverkäufer ist für den Pariser der Verkäufer seiner dramatischen Vergnügungen. Der Pariser und die Prinzen von Geblüt waren ehedem die einzigen, die das Privilegium genossen, für das Schauspiel nichts bezahlen zu dürfen. Gegenwärtig wo es keine Prinzen von Geblüt mehr gibt, genießt der Pariser allein noch dieß Privilegium. Das erste Stück hat begonnen; der Reiche kommt an, langweilt sich und schläft ein; er geht wieder, und am Eingange des Theaters wirft er seine Eintrittskarte entweder einem der Spekulanten zu, die dort darauf passen, oder verkauft sie ihm. Sogleich eilt auch schon der Pariser herbei oder vielmehr man eilt, ihn aufzusuchen. — „Pariser, wollen Sie Madame Alexis Dupont tanzen sehen?" — „Pariser, wollen Sie Mademoiselle Georges im fünften Akte spielen sehen?" — „Pariser, Odry hat so eben angefangen, er ist zum Entzücken!" Und unser Pariser mit der Cigarre im Mund, besinnt sich ein wenig, ist zerstreut, kauft eine Karte, und sieht um den Preis einer Kerze, die er den Abend zu Hause verbrennen würde, alle Schönheiten eines Schauspieles, die der übersättigte Reiche verschmäht hat. Der Pariser ist es nun, der Beifall klatscht, lacht, pfeift, amusirt wird. Nur für ihn allein besteht ein Opernhaus in der Welt, für ihn allein arbeitet Kunst und Poesie in Frankreich. Glücklicher Mensch! kaum ist er vom Bette aufgestanden, so hat man schon angefangen, ihn zu bedienen! Für ihn hat die Henne ihr Ei gelegt, für ihn die Kuh ihre Milch gegeben, für ihn der Décroteur seine Stiefelwichse verschwendet, für ihn der Schneider alle Kleider verfertigt, die man sieht, für ihn arbeiten sich alle Lieferanten ab, für ihn werden alle Buden beleuchtet, für ihn alle Theater geöffnet. Gesegnet, drei Mal gesegnet seyen die Kleingewerbe für diesen wohlthätigen Einfluß!

*) Unter seinen Zeitgenossen der berühmteste Künstler mit Scheer und Nadel — ein von der pariser Modewelt hochgefeierter Name.

(Fortsetzung folgt.)

Die cherokesischen Schulen in Nordamerika.

Die erste cherokesische Schule wurde durch die mährische Brüdergemeinde von Salem, in Nord-Carolina, vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren gegründet, und seitdem ohne Unterbrechung, obgleich nach einem kleinen Maßstabe, fortgeführt. Eine andere und größere Schule befindet sich zu Chickamaugh, unter der Oberaufsicht des amerikanischen Vereins der fremden Bekehrungsgesellschaften. Der erste Lehrer dieser Schule war Cyrus Kingsbury, der sie aber vor einigen Jahren wieder verlassen hat, um eine ähnliche Schule unter den Choctaws zu gründen.

Der gegenwärtige Vorsteher jener Gesellschaften ist der ehrwürdige Hard Hoyt, ein geschätzter, frommer und verständiger Mann, welcher mit seiner Frau und sechs Kindern das liebliche Thal Wyoming in Pennsylvanien verließ, um die Sitten unter den Cherokesen zu verbessern und das Christenthum unter ihnen zu verbreiten.

Die Schule wird nach dem Lancasterschen Plane geleitet und besteht aus dreiundfünfzig Schülern, worunter neunundvierzig Indianer sind. Ich brachte einen ganzen Tag in der Schule zu, und ich muß gestehen, daß ich nie eine besser geordnete Schule, oder Schüler von mehr versprechenden, natürlichen Fähigkeiten gesehen habe, als diese. Sie hatten eine schnelle Fassungskraft, ein gutes Gedächtniß, und waren lernbegierig und eifrig. Die größte Zahl der Schüler war zwischen acht und zwölf Jahre alt, und einige wenige hatten sechzehn und achtzehn Jahre erreicht. Unter den letzten war ein Mädchen, das sehr würdevoll und anständig in seinem Betragen war, ein hübsches Aeußeres besaß, und jede Gesellschaft geziert haben würde.

Die Schule wurde mit Beten eröffnet und geschlossen, und alle Schüler sangen Hymnen. Diejenigen, welche durch Pünctlichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich auszeichnen, bekommen täglich zweimal kleine Zettel zur Belohnung, auf welchen die Anfangsbuchstaben jener drei Eigenschaften verzeichnet sind und zugleich einen Werth von drei Viertels-, anderthalb und fünf Viertelskreuzern haben. Sie werden für baare Münze angenommen, wenn die Kinder Messer, Bücher u. dgl. kaufen wollen; wenn sie aber ihre Schiefertafeln beschädigen, ihre Bleistifte verlieren, oder andere Nachlässigkeiten begehen, so werden sie manchmal auch um solche Zettel bestraft. Die Kinder schätzen diese Zettel theils wegen der Ehre sehr hoch, die ihnen zu Theil wird, wenn sie viele davon beisammen haben, theils auch des Nutzens wegen, den sie ihnen gewähren.

Sämmtliche Schüler wohnen im Schulhause, wo sie unentgeldlich gekleidet und genährt werden; wenn anders ihre Eltern nicht vorziehen, die Kosten zu bezahlen, was aber nicht oft der Fall ist. Neben dem wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Unterrichte, den sie genießen, bekommen sie Anweisung im praktischen Feldbaue, und werden in Betriebsamkeit, Künsten und Tugenden eingeweiht, die den Wilden unbekannt sind. Sie essen in einer geräumigen Halle neben dem Wohnhause des Vorstehers; die Mädchen an einer Tafel, und die Jungen an einer andern, wobei der Geistliche, die Lehrer und ihre Frauen den Vorsitz haben. Bei Tische wird viel Ordnung und Anstand beobachtet. Die Jungen bewohnen mehrere abgesonderte Zimmer, welche den rechten Flügel des Schulgebäudes bilden, und die Mädchen leben in einem geräumigen Saale zur Linken, wo sie in Gesellschaft der Tochter des Herrn Hoyt wohnen. Sie arbeiten im Hauptgebäude und machen daselbst eine geschäftige und gefällige Gruppe unter ihren Lehrerinnen aus. Uebrigens ist Das, was in den Schulen gelehrt wird, in Beziehung auf die Lage der Nation nicht der bedeutendste und wichtigste Theil ihrer Erziehung; denn sie werden unter der Aufsicht eines geschickten Verwalters zu praktischen Landwirthen gebildet, wodurch sie der Anstalt viel Dienste leisten und sich selbst mit der Zeit wichtige Vortheile verschaffen.

Jeden Montag Morgen wird jedem Schüler seine Arbeit für die ganze Woche angewiesen, bei welcher Gelegenheit die Jungen außerhalb und die Mädchen innerhalb des Hauses sich versammeln. Sie werden nach den Arbeiten benannt, die sie verrichten, z. B. Pflugjungen, Spinnmädchen u. s. w. Jeden Morgen stellen sich die Jungen auf ein mit einer Pfeife gegebenes Zeichen in Reihe und Glied. Nachdem sie verlesen sind, werden die Klassen abgetheilt und zur Arbeit geschickt. Gewöhnlich bleiben sie alle Tage sechs Stunden in der Schule und vier bis fünf Stunden auf dem Felde; und wenn man nach ihrem Betragen und Aussehen urtheilen kann, so scheinen sie keine andere Erholung zu bedürfen. Ein kluges, wohlgeordnetes System moralischer Erziehung hat die Nothwendigkeit jeder Art körperlicher Strafe oder physischen Zwanges entbehrlich gemacht. Durchgängig herrschte vollkommene Einigkeit unter den Schülern, und weder Trägheit noch Spiele gaben ihnen Anlaß zu Streit und Uneinigkeit. Ihre Anhänglichkeit an ihre Lehrer schien unbegränzt. Ich habe gesehen, daß die Jungen gruppenweise den Herrn Chamberlain (einen der Lehrer) umringten, und ihn begierig am Halse und an den Armen umklammerten, wenn er ermüdet ins Zimmer trat, um ihm etwas zu sagen, oder seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; und wenn er gutmüthig eine Partie von sich geschüttelt hatte, wurde er sogleich wieder von einer andern umgeben. Ein einziges Wort würde sie jedoch sogleich zur Ruhe und Ordnung gebracht haben.

Spiele werden bisweilen erlaubt, und häufig üben sich die Jungen mit Pfeil und Bogen. Wenn einer von ihnen einen Kürbis in die Luft wirft, so kann man darauf rechnen, daß dieser, mit einem Dutzend Pfeilen durchschossen, wieder auf den Boden fallen wird. Zweimal in der Woche erlaubt man ihnen, in dem schönen klaren Flusse bei Chickamaugh zu baden. Ein Indianer würde diese Gewohnheit nicht entbehren können; denn sie sind ungemein reinlich. Ein indianisches Kind springt so natürlich ins Wasser, wie eine Ente. Ich habe kaum sechs Jahre alte Kinder im Bezirke Chickasaw gesehen, die bis ans Kinn in einem reißenden Strome sich befanden. Oberst Meigs, der indianische Agent, fragte ein cherokesisches Mädchen, warum sie nicht einen weißen Mann heirathe, der ihr den Hof machte? und erhielt zur Antwort, daß sie die weißen Männer nicht ausstehen könne, weil sie so unreinlich seyen und nicht wie die rothen Leute sich badeten.

Die Mädchen bilden bei ihren verschiedenen Beschäftigungen einen Cirkel mit der weiblichen Familie der Lehrer, und bringen ihre Zeit mit Singen und Gespräch zu. Die weißen Kinder der Gesellschaft werden in jeder Hinsicht wie die indianischen behandelt; denn eine Ausnahme bei irgend einem Theile ihrer Arbeiten würde in der That eine sehr nachtheilige Wirkung hervorbringen. Dieser Grundsatz ist für die Sitten und das künftige Wohlergehen der Indier unumgänglich nothwendig; und die Art, wie die Chickamaugh-Schule geleitet und eingerichtet ist, kann nicht besser seyn. Bei meinem Aufenthalte daselbst wurde die Tafel von einem jungen indianischen Mädchen mit vieler Aufmerksamkeit und Heiterkeit bedient; und weil diese Verrichtung wechselsweise an Alle kommt, so wird es nicht für Dienstbarkeit gehalten. Dieses Mädchen war die Tochter eines stolzen, indianischen, wohlhabenden Häuptlings, der gute Tafel und viel Dienerschaft hielt, und von der Verwaltung dieser Schule mit vielem Lobe sprach.

Außer dieser Schule werden noch zwei andere ausschließlich von Indiern unterhalten. Ich besuchte einen der Vorsteher derselben, welcher sehr über den moralischen Charakter des Lehrers klagte, und sagte, er habe ihn schon Sonntags betrunken gesehen und gedroht ihn zu entlassen. Dieser Lehrer, ein geborner Europäer, hatte die gewöhnliche Besoldung eines Dorfschulmeisters, konnte so viel Feld bebauen, als er wollte, und hatte eine große Anzahl Schüler: allein die Indianer ärgerten sich über seine Unregelmäßigkeit, die unter den dortigen europäischen Lehrern und Sittenverbesserern nur zu oft vorkommt.

Heirathsgebräuche der Abyssinier.

Bruchstück aus Pearce's Abyssinian Travells.

(Vgl. hiezu eine kurze Andeutung hierüber, Ausland vorigen Jahres, S. 943.)

Die Art und Weise, wie die Abyssinier ihre Töchter verheirathen, ist höchst eigenthümlich. Sobald ein Mädchen für alt genug gehalten wird, um einen Mann zu nehmen, was sowohl bei der Bevölkerung des Staates von Amhara als bei der von Tigre sehr frühzeitig der Fall ist *), so wird ihm das Haar zierlich geflochten, die Augenbrauen mit einer mineralischen Substanz, „Cohol“ genannt, die sie von den ägyptischen Karawanen kaufen, schwarz gefärbt. Auch die Hände werden mit einer Wurzel, „Sozella“ genannt, dunkelroth gefärbt. Dann setzt man die so herausgeputzte Tochter bei trocknem Wetter vor die Thüre, wobei sie sich mit Spinnen oder Säuberung des Getreides beschäftigt zeigt, so daß sie jedem Vorübergehenden ins Auge fällt. Findet ein Mann, er sey jung oder alt, Gefallen an ihr, so geht oder sendet er zu der Mutter oder ihren Verwandten und hält um sie an; übrigens um sich über gewisse andere Punkte Auskunft zu verschaffen, sendet er eine Frau von seiner Verwandtschaft zu dem Mädchen, um es zu besichtigen. Die Mutter verlangt hierauf für ihre Tochter eine Morgengabe, die in einem Kleide, einem baumwollenen Hemde und einem Stücke Tuch besteht, das, wenn sich der Bräutigam recht übermäßig anstrengen will, vier oder fünfthalb Dollars kosten mag; dagegen macht sich das Mädchen verbindlich, sechs Monate lang in seinem Hause die Arbeit zu verrichten; es ist ihr jedoch gestattet, dabei eine Magd zu halten, die ihr Holz und Wasser tragen und andere Geschäfte außer dem Hause besorgen muß. Hat der Mann Ursache, mit dem Mädchen zufrieden zu seyn, so sendet er ein Stück weißes Tuch, das in das Blut eines Vogels getaucht ist, ihren Anverwandten zu; wo nicht, sie selbst, und nimmt dagegen seine Kleidungsstücke zurück. Die ersten drei Tage muß das Mädchen eine Brühe, die sehr stark mit Pfeffer und Zwiebeln gewürzt ist, trinken, von der ich nicht entscheiden will, ob sie die beabsichtigte Wirkung hervorbringt. Der Bräutigam kann sie zu jeder Zeit fortschicken, und sie nach Verlauf der ausgemachten sechs Monate, wenn ihr das Verhältniß nicht zusagt, nach Hause zurückkehren. Die Hochzeit wird mit großem Pompe gefeiert. Ein großer viereckiger Daß wird aus Baumzweigen errichtet, und am bestimmten Tage versammeln sich hier alle Freunde und Verwandte beider Häuser, mit Ausnahme des Vaters oder nächsten Verwandten des Bräutigams, der daheim Vorkehrungen trifft, um das vermählte Paar in seinem Hause zu empfangen. Gewöhnlich werden einige Kühe geschlachtet, und eine Tafel, die von einem Ende des Daß bis zum andern reicht, ist mit Brod, Mais und Sowa besetzt, einem Getränke, das von den Einwohnern Amhara's Tsug und Taller genannt wird. Jeder kann davon trinken so viel ihm beliebt und sein Kopf vertragen kann. Wenn Alles fertig ist, erscheint der Bräutigam von mehreren Freunden umgeben zu Pferde, reitet in den Daß, steigt ab und sucht sich mit Schild und Lanze in der Hand so vortheilhaft als möglich darzustellen, indem er sich nach Landessitte seiner frühern Thaten rühmt und auch derer, die er noch zu verrichten gedenkt u. s. w. Auch seine Arkeys oder Begleiter nehmen bei dieser Gelegenheit den Mund voll von ihren Großthaten. Dann setzt man sich nieder, und die gegenseitige Mitgift, bei vornehmen Leuten: Luntenschlösser, Schwerter, Rindvieh, Kleider, Geld und Salz, die Kurrentmünze des Landes u. s. w. werden von den Schummergilbas untersucht und den Arkeys übergeben, die sie in die Wohnung des Bräutigams schaffen. Hierauf beginnt das Fest, und das rohe Fleisch, das noch unter ihren breiten zweischneidigen Messern dampft, wird herumgereicht. Das Mädchen sitzt auf einem Polster und ist von Dienerinnen und ihren Arkeys umgeben, die sie mit ihren Gewändern den Augen des Bräutigams zu verdecken suchen. Bevor das Fest seinen Glanzpunkt erreicht hat und wenn alle Gäste schon anfangen etwas betrunken zu werden, springt der Bräutigam auf und streicht noch einmal seine Thaten heraus, während seine Arkeys sich auf das Mädchen stürzen, sie gleichsam mit Gewalt aus der Mitte ihrer Freundinnen reißen und auf ein Maulthier setzen, auf dem auch einer der Arkeys hinter der Braut Platz nimmt. Der Bräutigam steigt dann mit seinen Begleitern zu Pferde und reitet hinten drein. Die Arkeys in der Tigresprache heißen in Amhara Musiers; es sind ihrer gewöhnlich vier oder fünf. Die Braut hat gewöhnlich nur zwei Arkeys; vertraute Bekannte, die man bittet, diesen Dienst zu thun. Diese Arkeys schwören sich auf das ganze Leben Treue und gegenseitigen Schutz ihrer Weiber und Familien zu; auch leben sie nachher als die innigsten Freunde. Während der ersten drei Wochen der Ehe wandern sie in den Bezirken, wo sie wohnhaft sind, umher, und sammeln unter kläglichen Gebärden für das neue Ehepaar, wobei sich ein Jeder bemüht, den Andern durch eine reiche Sammlung zu übertreffen. Um dazu zu gelangen, stehlen sie oft Schafe, Ziegen und selbst Kühe, und nehmen armen Leuten ihr Geflügel mit Gewalt. Hat der Bräutigam seine Braut weit von seines Wohnung herzuholen, und kann er wahrscheinlicher Weise nicht an demselben Tage noch nach Hause gelangen, so bleibt er mit seinem Gefolge in einem Dorfe unterwegs über Nacht. Hier legen sich Mann und Frau zu Bette, wobei beiden ein Arkey zur Seite liegt. Ist der Bräutigam mit seiner Braut zufrieden, so wird unverzüglich ein Vogel getödtet und mit seinem Blute ein weißes Tuch gefärbt, das sammt einer fetten Ziege und einem Horne voll weißen Honig durch einen Arkey an die Eltern der jungen Frau geschickt wird. Der Ueberbringer erhält für diese gute Zeitung gewöhnlich ein Geschenk zum Lohne. Findet der Bräutigam hingegen Grund, an der Tugend seiner Neuvermählten zu zweifeln, so zwingt er sie durch Peitschenhiebe, ihren Liebhaber zu nennen, um allen künftigen Verbindungen zwischen beiden vorbeugen zu können. In einem solchen Falle kann er sie auch wieder zurücksenden, und seine Morgengabe zurückverlangen; um des lieben Friedens willen behält er sie jedoch gewöhnlich. Aber statt der fetten Ziege und des Horns voll Honig wird eine alte magere Geiß mit aufgeschlitzten Ohren und ein halbes Horn voll verdorbenen Honigs an die Eltern geschickt.

*) Manche Männer von schon mittleen Jahren nehmen oft Kindee von acht bis zwölf Jahren zu Weibeen, und mit vierzehn Jahren gebären diese schon Kinder. Pearce sah auch Mädchen von zehn und eilf Jahren, die niederkamen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 46. 15 Februar 1832.

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Fortsetzung.)

Hätten beide Missionäre, so wie die Eskimos, geschlafen, so wären Alle in dieser Nacht verloren gewesen. Gegen zwei Uhr Morgen fühlte Liebisch einige Tropfen Salzwasser auf den Lippen, das durch das Dach der Schneehütte sickerte. Obschon der salzige Geschmack des Wassers ihn beunruhigte, so wartete er doch noch einige Augenblicke, ehe er Lärm machte; aber kaum hatte er, als die Tropfen häufiger fielen, seinem Gefährten Turner zugerufen, so brach sich auch schon eine ungeheure Welle an der Schneehütte, in der sie eine große Menge Wasser zurückließ, und bald folgte eine zweite, die den Schneehaufen, der die Stelle der Thür vertrat, fortschwemmte. Die Missionäre riefen sogleich den schlafenden Eskimos zu, aufzustehen und zu fliehen. Diese waren im Augenblick auf den Füßen; einer von ihnen grub sogleich mit einem großen Messer einen Seitenausgang, und Jeder ergriff einen Theil seines Gepäcks, das er so weit als möglich vom Ufer wegwarf. Turner half den Eskimos, während Liebisch, die Frau und das Kind sich auf eine benachbarte Anhöhe flüchteten. Das Kind wurde in ein großes Fell gewickelt, und alle Reisenden suchten Schutz an einem Felsen, denn es war unmöglich gegen Sturm, Schnee und Hagel zu kämpfen; wenige Minuten später schwemmte ein neuer Wogenbruch die ganze Hütte weg, doch ging nichts Wesentliches verloren. Die Reisenden befanden sich nun zum zweiten Male in der augenscheinlichsten Todesgefahr, und der Rest der Nacht war für sie eine Zeit der herbsten Prüfungen und der traurigsten Betrachtungen, bis die Eskimos eine sicherere Stelle zum Bau einer neuen Hütte gefunden hatten. Bis zum Anbruch des Tages kamen sie nur mit Aushöhlung einer großen Grube in einem Schneehaufen zu Stande, in der sich die Frau, das Kind und die beiden Missionäre bargen. Liebisch konnte jedoch die stickende Luft nicht ertragen, und war genöthigt, sich außerhalb niederzusetzen, wo er von den Eskimos mit Fellen bedeckt wurde, um ihn, da sein Halsweh sehr heftig wurde, warm zu halten.

Mit Tages Anbruch ward eine neue Schneehütte gebaut, und so elend auch immer eine solche Wohnung seyn mag; so fühlten doch Alle sich sehr glücklich, in ihr sich bergen zu können. Die Hütte war ungefähr 8 Fuß breit und 6 bis 7 hoch; Alle wünschten sich, obgleich sie fühlten, daß es ihnen nicht zum Besten gehe, doch zu ihrer Rettung gegenseitig Glück. Die Missionäre hatten nur eben so viel Mundvorrath bei sich, als sie für die kurze Fahrt von Nain nach Okkak bedurften, Joel, sammt Frau und Kind und Kassigiak, genannt der Zauberer, hatten gar Nichts. Man war also genöthigt, Alles was sich vorfand, in tägliche Rationen abzutheilen, da man nicht hoffen durfte, diese Gegend so bald zu verlassen, und einen bewohnten Ort zu erreichen. Für den letzten Zweck gab es nur zwei Mittel; entweder den Weg zu Lande durch das wilde und öde Gebirg Kiglapeit zu versuchen, oder zu warten bis ein neuer Frost ihnen den Weg auf dem Meer wieder öffnete, was aber noch lange dauern konnte. Sie entschlossen sich also, die tägliche Ration auf einen und einen halben Zwieback zu beschränken. Da aber hiermit der Magen eines Eskimo nicht zu befriedigen ist, so schlugen die Missionärs vor, einen der Hunde zu schlachten, jedoch mit der Bedingung, daß wenn neuer Mangel eine Wiederholung nöthig mache, der zweite Hund vom Gespann der Eskimos genommen werden müsse. Diese antworteten, daß sie mit Freuden einwilligen würden, wenn sie nur einen Topf hätten, um das Fleisch zu kochen, da dieß aber nicht der Fall sey, so wollten sie lieber ihren Hunger zähmen, denn sie könnten sich nicht entschließen rohes Hundefleisch zu essen. Die Missionäre blieben nun in der Hütte und bemühten sich täglich, über ihrer Lampe so viel Wasser zu sieden, als zu einigen Tassen Kaffee nöthig war. Mit Gottes Hülfe blieben sie gesund, und Liebisch wurde am ersten Tage plötzlich von seinem Halsweh befreit. Die Eskimos waren gutes Muths, und selbst der rohe Heide Kassigiak erklärte, daß man Gott für ihre Rettung danken müsse, denn wäre man genöthigt gewesen, noch länger auf dem Eis zu bleiben, so wären unfehlbar Alle an dem Felsen zerschmettert worden. Kassigiak war übrigens nicht gut davon gekommen, denn er hatte die Fersen erfroren, und litt viel. Mit Einbruch des Abends sangen die Missionäre mit den Eskimos einen Lobgesang, den sie jeden Abend und Morgen wiederholten.

Am dreizehnten Tag gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und man konnte die Meeresfläche übersehen. Markus und Joel erkletterten die Berge um Erkundigung einzuziehen; sie kamen zurück und brachten die Nachricht, daß man selbst von der Höhe herab nicht die kleinste Eisscholle mehr bemerke, und daß das Thauwetter auch die an der Küste von Nuasärnack geschmolzen habe; sie waren daher der Meinung, daß kein anderer Weg als durch das Gebirg Kiglapeit bliebe.

Kassigiak klagte an diesem Tage sehr über Hunger, wahrscheinlich um von den Missionärs eine stärkere Ration als die gewöhnliche zu erhalten. Diese bemerkten ihm jedoch, daß sie selbst nicht mehr hätten als er, und verwiesen ihm mit sanften Worten seine Ungeduld. So oft die Lebensmittel vertheilt wurden, verschlang Kassigiak seine Portion sogleich, und hielt die Hand hin, um noch eine zu empfangen, doch gab er endlich der Vernunft Gehör. Die Eskimos aßen an diesem Tage einen alten Sack von Fischhaut, gewiß ein sehr trockenes und schlechtes Gericht. Während dieser sonderbaren Mahlzeit wiederholten sie brummend die Worte: „Noch vor Kurzem warst du ein Sack, jetzt dienst du uns zur Nahrung." Gegen Abend trieben einige kleine Eisschollen nach dem Ufer zu, und am vierzehnten Tag Morgens war das Meer damit bedeckt, allein der Wind wehte noch sehr heftig, und die Eskimos konnten die Schneehütte nicht verlassen, was sie sehr niedergeschlagen und traurig machte. Kassigiak äußerte, es würde gut seyn „schönes Wetter zu machen," womit er auf seine Kunst als Zauberer anspielte. Die Missionäre setzten sich dagegen und sagten, daß sein heidnisches Treiben zu nichts führe, daß aber das Wetter schön werden würde, sobald es Gott gefiele. Hierauf fragte Kassigiak, ob Jesus schönes Wetter machen könne. Die Missionäre antworteten, daß Jesus alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben sey. „Nun denn," erwiderte Kassigiak, „so wende man sich an ihn." Ein andermal sagte er: „Ich werde Alles das meinen Landsleuten in Seglek erzählen." Die Missionäre antworteten: „Sage ihnen, daß wir all unser Hoffen und Vertrauen auf Jesum Christum unsern Erlöser gesetzt haben, der alle Menschen liebt, und der sein Blut vergossen hat, um sie von ewiger Verdammniß zu befreien." An diesem Tag zehrten die Eskimos von einem alten schmutzigen und verbrauchten Fell, das ihnen zum Lager gedient hatte.

(Schluß folgt.)

Die Sandwichinseln.

2. Staatsverfassung und Gesetze.

(Schluß.)

Bei dem Tode eines Häuptlings fällt das Land dem König oder Statthalter der Insel wieder heim, der dann den Sohn oder das Weib des Verstorbenen, oder Wen er sonst will, damit belehnen kann; jedenfalls muß der neue Eigenthümer, bevor er den Besitz antritt, von dem König oder dem Statthalter die Bestätigung nachsuchen. Dieser Gebrauch trägt nächst dem Tabu am meisten dazu bei, das Ansehn des Königs und der Häuptlinge aufrecht zu halten.

Bei Angriffen auf Leib und Leben, oder bei wirklich erfolgtem Todtschlag steht der Familie oder den Freunden des Beleidigten oder Getödteten das Recht der Wiedervergeltung zu. Sind sie zu schwach, den Beleidiger zu strafen, so rufen sie ihre Nachbarn um Hülfe an, oder klagen bei dem Häuptlinge des Bezirks oder bei dem Könige selbst, worauf dann selten eine schwerere Strafe als Verbannung folgt, selbst für Todtschlag — ein Verbrechen, was unter den Eingebornen nur selten vorkommt. Anders jedoch ist in diesem Betracht das Verhältniß der Häuptlinge zu dem Volke. Da der Wille des Königs das höchste Gesetz ist, so kann auch seine Regierung mehr oder minder willkürlich und gewaltthätig seyn, je nachdem seine Gemüthsart gütig oder grausam ist. Seine Macht erstreckt sich nicht bloß auf das Eigenthum, sondern auch auf die Freiheit und das Leben des Volks. Diese Macht wird von ihm auch auf die Statthalter der verschiedenen Inseln und von diesen auf die Häuptlinge übertragen. Ein Häuptling kann daher jeden von seinen Unterthanen für jedes Vergehn, dessen er sich schuldig macht, das Leben nehmen, ohne daß er dafür zur Rechenschaft gezogen wird. Indeß erstreckt sich diese Gewalt nur über die Leute des Häuptlings, keiner darf die eines andern bestrafen, sondern muß sie bei dem Herrn verklagen, in dessen Gebiet sie ansässig sind.

Diebstahl wird streng bestraft. Früher, wenn ein Garten oder Haus beraubt worden war und der Räuber entdeckt wurde, begaben sich Diejenigen, die bestohlen worden waren, nach dem Hause oder der Pflanzung des Thäters, und bemächtigten sich aller Gegenstände die sie finden konnten. Diese Maßregel war so fest begründet, daß der schuldige Theil, auch wenn er der stärkere war, es nicht wagen durfte, diesem Recht der Wiedervergeltung sich zu widersetzen; denn in diesem Fall würde das Volk eines ganzen Bezirks herbeigekommen seyn, um die Thäter zu bestrafen. Wurde eine Verletzung des Eigenthums an einem vornehmen Häuptling oder in hohem Werthe begangen, so band man dem Diebe auf einigen Inseln Hände und Füße, legte ihn in einen alten gebrechlichen Kahn und ließ ihn ins Meer hinaustreiben. Das Kanoe füllte sich dann bald mit Wasser und der Uebelthäter, der gebunden war, mußte ertrinken.

Ehebruch wurde unter den höhern Ständen mit Enthauptung bestraft. In Betreff ihres Tauschhandels gab es gewisse Bestimmungen, die pünktlich beobachtet wurden. Kein Handel hatte verbindliche Kraft, bevor nicht die Gegenstände wirklich ausgetauscht waren und die gegenseitigen Eigenthümer sich zufrieden erklärten. Nachher konnte kein Kauf rückgängig werden, selbst wenn eine Partei den höchsten Nachtheil erlitten hatte.

Es gibt auf den Sandwichinseln keine Landleute oder Handwerker, die um Taglohn arbeiten oder für ihre Arbeit einen bestimmten Lohn erhalten. Will man Steine brechen, Ziegel brennen, ein Haus oder ein Kanoe bauen lassen, so ist unter den Eingebornen selbst Sitte, mit einem kleinen Häuptling einen Vertrag abzuschließen, der dann alle seine Leute aufbietet, um die verlangte Arbeit verrichten zu lassen. Gewöhnlich zahlt man zum Voraus, und wer bereits den ausbedungenen Lohn erhalten hat, muß auf Verlangen die bedungene Arbeit vollbringen oder sich gefaßt machen, sein Eigenthum in Beschlag genommen oder seine Pflanzung geplündert zu sehen.

Das Haus des Königs oder Statthalters, oder dessen Vorplatz ist der gewöhnliche Gerichtshof, wo jedoch größtentheils nach Billigkeit entschieden wird. Selten wird ein Urtheil gefällt, bevor beide Parteien einander gegenüber gehört worden sind. Es bestehen auf den Sandwichinseln verschiedene Arten von Gottesgerichten für verschiedene Verbrechen. Eines der seltsamsten ist das Wai haruru, das wallende Wasser. Eine große Kalabasse oder hölzerne Schüssel mit Wasser gefüllt, wird in die Mitte eines Kreises gestellt; zu beiden Seiten stehen die Parteien. Der Priester spricht ein Gebet und die Angeklagten werden einzeln aufgefordert, ihre Hände mit ausgespreiteten Fingern über die Schüssel zu halten, während ein

Häuptling oder Priester seinen Blick fest auf das Wasser gerichtet hält. Man glaubt, wenn die angeklagte Person schuldig ist, fange das Wasser an sich zu bewegen. Klagen werden ohne Verzug entschieden und die Gerechtigkeit nimmt schnell ihren Gang. Der Missionär Ellis befand sich bei Karaimoku, als ein armes Weib vor ihm erschien und sich über den Häuptling ihres Bezirkes beklagte, der mehrere Tage lang das fließende Wasser auf seinem Felde zurückbehalten hatte, während die Kartoffeln und Taro ihres Gartens vor Dürre zu Grunde gingen. Nachdem Karaimoku einige Fragen gestellt hatte, rief er Kaiakoiri, einen seiner Günstlinge und sagte: „Geh mit diesem Weibe; und wenn der Häuptling das Wasser gedämmt hat, so öffne die Kanäle und laß es unverzüglich ihr Feld überströmen." Der Häuptling gürtete sofort seinen Maro um, und machte sich mit dem Weibe nach dem Bezirke auf den Weg, wo sie ansässig war. Es gibt keine Anwälte bei ihren öffentlichen Gerichten; Jeder vertritt seine Sache selbst, indem er gewöhnlich mit gekreuzten Beinen vor dem Richter sitzt. Die Missionäre erstaunten oft nicht wenig über den Scharfsinn und die Gewandtheit, mit der die streitenden Theile ihre Sache verfochten.

Nationalversammlungen sind auf den Sandwichinseln nicht gebräuchlich; auch hat das gemeine Volk keine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten. Doch unternimmt der König, der übrigens für seine Handlungen Niemand Rechenschaft zu geben braucht, selten etwas, ohne einige vertraute Häuptlinge um Rath zu fragen. Bei wichtigeren Angelegenheiten werden auch die Gouverneure und vornehmsten Häuptlinge der verschiedenen Inseln zu einer berathenden Versammlung berufen, die jedoch sehr geheim gehalten wird, so daß das Volk selten etwas von den Resultaten derselben erfährt, als bis diese durch des Königs Herolde oder Boten in den Inseln verkündet werden. Der König sendet seine Befehle unmittelbar an den Gouverneur, oder den vornehmsten Häuptling des Bezirkes. Früher richtete der Herold seine Botschaft mündlich aus, gegenwärtig überbringt er sie in Schreiben. Das Amt eines königlichen Boten, wie das eines Heroldes, ist erblich, und wird für höchst ehrenvoll gehalten, da dergleichen Leute das Vertrauen des Königs und der Häuptlinge besitzen mußten.

Das hier geschilderte Regierungssystem auf den Sandwichinseln — sey es nun aus dem Lande mit eingewandert, woher die ersten Ansiedler stammten, oder in einer spätern Periode von kriegerischen Häuptlingen gegründet worden — zeigt in seinem entschieden monarchischen Charakter, und seiner feudalartigen Verfassung mit erblichen Würden und Aemtern eine soziale Ausbildung, die sich schon weit über den Zustand barbarischer Nationen erhoben hat, und zu dem Schlusse berechtigt, daß dieselbe schon viele Generationen vorher diese Stufe erreicht haben mußte. Abgesehen von dem Alterthume dieser Staatsverfassung muß übrigens zugegeben werden, daß sie wenig auf die öffentliche Wohlfahrt berechnet ist. Nur selten wird von den Beherrschern auf das Wohl oder Wehe der Unterthanen Rücksicht genommen; man hat sich gewöhnt, diese bloß als eine Sache zu betrachten, die zum Nutzen des Häuptlings geschaffen ist, und die durch die Berührungen mit den Ausländern erwachten Bedürfnisse, so wie die gesteigerte Begierde nach Besitz, trugen keineswegs dazu bei, das Loos der niederen Stände zu verbessern. Die Industrie hat sich keiner Aufmunterung zu erfreuen, und selbst Leute von höheren Anlagen und strebenderem Geiste werden, von dem Anbau eines größeren Landstriches, als ihre Bedürfnisse erfordern, durch die Furcht abgeschreckt, hiedurch sich der Raubgier habsüchtiger oder armer Häuptlinge auszusetzen. Nichts kann den wahren Vortheilen der Häuptlinge, so wie der Civilisation und dem Glücke des Volkes hinderlicher seyn, als die tiefe Erniedrigung des letztern, die Unsicherheit des Pachtbesitzes und des Eigenthumes, die Erpressungen der Häuptlinge und die Beschränkungen des Handels mit den fremden Schiffen. So finden wir auf fern entlegenen Inseln ein Regierungssystem mit allen Gebrechen und nachtheiligen Folgen wieder, wie es jahrhundertelang auf Europa lastete, und zum Theil noch mit eisernem Drucke auf dem geistigen Aufschwunge der Nationen lastet. Es möchte vielleicht nichts geben, was für absolute Regierungen von Gottes Gnaden, so wenig schmeichelhaft wäre als ihr gleichzeitiges Bestehen, und ihre sprechende Aehnlichkeit mit dem barbarischen Königthum der Sandwichinseln. Aber selbst nach diesen glücklichen Inseln, die sich der überall aus der Welt vertriebene Feudaldespotismus als letzte Zufluchtsstätte aufgespart zu haben scheint, hat das Licht des Jahrhunderts seinen Weg gefunden. Die Fortschritte, die dort die Civilisation macht, lassen sogar hoffen, daß die Sandwichinsulaner nicht so lange, als manche Staaten von Europa brauchen werden, ihre Versäumniß nachzuholen.

Ueber die Veränderung des Klima's.

(Aus The Life of Bishop Heber.)

Die Aehnlichkeit des Don's mit dem Nil ist schon von mehrern Schriftstellern besprochen worden; daß jedoch die großen Flächen, wohin das fruchtbarmachende Wasser des erstern nicht dringen kann, bis jetzt noch nicht zu einer Wüste gleich der thebaischen wurden, muß der Verschiedenheit des Breitegrads und den wohlthätigen Wirkungen eines vier Monate lang anhaltenden Schnees zugeschrieben werden. Diese Strenge des Klima's steht mit den lockenden Berichten, die Katharina II., in der Hoffnung Ansiedler herbeizuziehen, verbreiten ließ, so sehr im Widerspruch, und weicht von einer Temperatur, wie man sie doch unter 46° Breite, also parallel mit Lyon und Genf vermuthen sollte, so sehr ab, daß, obgleich schon die Alten Dieß berichten, dennoch die meisten der neuern Beobachter nur erst sehr spät die Wahrheit dieser Bemerkung zugestanden. Selbst von Jenen, die sonst gegen die Autorität der alten Dichter und Geschichtschreiber die größte Achtung hegen, nahmen Viele an, daß diese Eigenthümlichkeit schon längst nicht mehr bestehe, und leiteten aus dieser angeblichen Verschiedenheit zwischen dem frühern und dem jetzigen Klima von Scythien einen Beweis ab, daß durch Ausrottung von Wäldern, Ableiten von Sümpfen und durch größere Verbreitung des Ackerbaus, nicht nur die Temperatur gewisser Distrikte, sondern sogar der ganzen Erde sich gemildert habe. Ob solche Veränderungen des Bodens hinreichend sind, so große Wirkungen hervorzubringen, was wohl zu bezweifeln seyn möchte, ist bei der vorliegenden Frage überflüssig zu untersuchen, da in Scythien ähnliche Umgestaltungen noch nicht vorgenommen wurden, und noch keine merkbare Verbesserung des Klima's eingetreten ist. Das Land befindet sich größtentheils noch immer in dem wilden Zustand, den schon Herodot und Strabo schilderten, und alle am Euxinus liegenden Gegenden haben jedes Jahr ihren strengen Winter, von dem die Bewohner Englands, obgleich unter einem höhern Breitegrad, kaum einen Begriff haben. Daß auf den Boden geschüttetes Wasser friert; daß der Boden im Winter nur da weich wird, wo man ein Feuer anzündet; daß kupferne Kessel springen, wenn die in ihnen enthaltene Flüssigkeit gefriert; daß Esel, die bekanntlich gegen die Kälte sehr empfindlich sind, hier weder wild, noch als Hausthiere gefunden werden, sind Umstände, die dem gegenwärtigen Scythien nach eben so eigen sind, als dem von Herodot und Strabo beschriebenen. *) Die Autorität

*) Herod. Melpom. 28 Strabo. L. VII.

des letztern ist ebenfalls nicht zu bezweifeln, wenn er erzählt, daß der Bosporus zuweilen so fest zufror, daß zwischen Panticapäum und Phanagoria eine gebahnte und kothige Straße war, oder daß einer der Heerführer des Mithridates hier während des Winters mit seiner Kavallerie einen Sieg erfocht, wo im verhergegangenen Sommer seine Flotte siegreich gewesen war. In der Nachbarschaft der letztern Stadt, von den Russen jetzt Tmutaracan genannt, wurde eine slavonische Inschrift entdeckt, die sich auf eine Messung dieser Straße über das Eis auf Befehl des russischen Fürsten Gleb im Jahr 1068 bezieht. Solche Ereignisse müssen jedoch, der starken Strömung wegen, zu allen Zeiten sehr selten gewesen seyn. Den besten Nachrichten zufolge, die ich mir hierüber verschaffen konnte, bleibt doch gewöhnlich, obgleich die Fahrstraße so voll Eis ist, daß die Schiffsahrt gehemmt ist, eine freie Passage für die ungefrorne Strömung. Ueber den Hafen von Phanagoria können indeß Schlitten ohne Gefahr gehen, und ein russischer Offizier versicherte mich, daß er auf der andern Seite der Krim über die Mündung der Flüsse Bug und Dnieper von Otschakoff nach Kinburn im Schlitten gefahren sey. Allein nicht nur die Straßen und Mündungen, sondern das ganze asowsche Meer friert jährlich im November (!) zu und ist selten früher als im April schiffbar. Gefischt wird auf dem See während des Winters in Löchern, die man in das Eis haut, und dann die großen Netze mittelst langer Stangen von einer Oeffnung zur andern fortzieht. Diese Verfahrungsweise hat wahrscheinlich Veranlassung zu Strabo's übertriebener Beschreibung gegeben, der von Fischen so groß als Delphine (er meinte wahrscheinlich den Beluga) spricht, die mit Spaten aus dem Eis gegraben wurden. Diese merkwürdige Strenge des Klima's der nördlichen Ufer des Euxinus kann dazu dienen, Das was wir in alten Klassikern über die östlichen und südlichen Ufer lesen, gehörig zu würdigen; denn obschon man annehmen kann, daß Ovid die Drangsale seiner Verbannung übertrieben hat, und daß Tertullian bei dem düstern Gemälde, das er vom Pontus entwirft, von afrikanischen und religiösen Vorurtheilen befangen war, so kann man etwas Aehnliches doch nicht von Strabo vermuthen, wenn er Homers Unkenntniß von Paphlagonien damit entschuldigt, „daß diese Gegend wegen ihres strengen Klima's unzugänglich sey." Dieses Phänomen zu erklären, ist weit schwieriger, als seine Existenz zu beweisen, und diese Schwierigkeit wird um so größer, wenn man einige der Theorien, durch die man klimatische Probleme zu lösen pflegt, auf den hier besprochenen Fall anwenden will. An Höhe über der Meeresfläche, die, wenn sie beträchtlich, wie bekannt, eine unzweifelhafte Ursache der Kälte ist, übertreffen die Flächen der europäischen Tatarei die von England nicht. Wälder, deren Ausrottung in vielen Gegenden für ein Mittel gehalten wird, die Kälte zu vermindern, haben hier nie existirt, und wenn schon die Gewohnheit verdorrtes Gras abzubrennen, die seit vielen Jahrhunderten das einzige Geheimniß der scythischen Landwirthschaft war, auf den großen Weiden des Landes eine bedeutende Menge Salpeter absetzen mag, so kann man doch mit Gibbon nicht wohl annehmen, daß diese Ursache hinreichend sey, einen so schneidenden Wind oder eine so unveränderliche Strenge des Winters zu erzeugen. Es muß indeß bemerkt werden (und diese Bemerkung, obgleich sie die Frage nicht löst, kann doch vielleicht dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf die richtige Spur zu leiten), daß das Klima von Scythien nur im Vergleich mit den westlicher gelegenen Gegenden von Europa auffallend ist, und daß auf beiden großen Continenten östlich, längs den Parallelen der Breite, ein merkbares und gleichförmiges Steigen der Kälte bemerkbar ist. Wien ist kälter als Paris; Astrachan kälter als Wien; und auf Chota, einer Insel des stillen Oceans unter gleichem Breitegrade mit Paris oder Astrachan, fanden die russischen Weltumsegler im Jahre 1805 einen längern und strengern Winter, als er gewöhnlich in Archangel zu seyn pflegt. In Amerika ist derselbe auffallende klimatische Unterschied zwischen Nutka und Hudsonsbai bemerkbar, und selbst bei den geringen klimatischen Abstufungen, die die Ausdehnung Englands zuläßt, ist die Kälte in Lancashire doch gewöhnlich minder streng als im östlichen Theil von Yorkshire. Wenn so die südlichen Distrikte des europäischen Rußlands einem strengern Winter ausgesetzt sind, als die von Frankreich oder Deutschland, so erfreuen sie sich dagegen eines fruchtbarern Klima's als die Ufer des Ural und Amur; denn die Natur vertheilt ihre Gaben über einen zu großen Raum, und zu gleichmäßig, als daß man das Mehr oder Minder aus lokalen oder temporären Ursachen erklären könnte.

Vermischte Nachrichten.

Einem unlängst zu Paris von Herrn Baron von Rothschild gegebenen Balle wohnten der Herzog von Orleans, die fremden Gesandten und ihre Frauen, und andere Männer von hohem Range bei. Unglücklicher Weise offenbarte sich bald, daß die Unpopularität Ludwig Philipps auch gewissermaßen sein Sohn mit entgelten mußte, und selbst Gäste eines Herrn Barons von Rothschild — wer sollte es glauben? — konnten sich illoyaler Anwandlungen nicht erwehren. Ein junger Mann von Stande hatte eine Dame seiner Bekanntschaft um die nächste Galopade gebeten; sie schlug es ihm ab, da sie bereits von dem Herzog von Orleans engagirt sey, wie sie sagte. Der in seinen Hoffnungen getäuschte Tänzer trat zurück und gesellte sich mit trübseligem Gesicht zu einigen andern Herrn, deren Einer ihn fragte, warum er nicht tanze? — „Es ist nicht meine Schuld, war die Antwort, ich wollte mit einer Dame diese Galopade tanzen, allein sie sagte, sie sey von dem „Grand Poulot" bereits engagirt." Da seine Freunde bei diesen Worten verlegen einander ansahen, ohne eine Erwiderung finden zu können, so merkte der junge Murrkopf wohl, daß die Macht einer unheimlichen Nähe hier im Spiele seyn müsse. Er drehte sich um und bemerkte den Herzog von Orleans, der Alles gehört haben mußte; denn seine Blicke schossen Feuer und Flammen, während seine Adjutanten bemüht waren, die Aufmerksamkeit Sr. Hoheit anderswohin zu lenken. Bekanntlich wird der Herzog von Orleans auf Karrikaturen, in Zeitungen und im scherzhaften Gespräche mit dem Namen „Grand Poulot" — was ungefähr gleichbedeutend ist mit: bausbackigem Kirchenengel — bezeichnet, und der junge Mann glaubte einer derben Lektion nicht entgehen zu können. Am folgenden Morgen erschienen auch wirklich zwei Adjutanten des Herzogs bei ihm, um ihn zu fragen, ob er sich noch erinnere, was er gestern Abends geäußert habe. — „Ich gestehe, erwiderte er, daß ich den Herzog Grand Poulot genannt habe, sind Sie gekommen, deßhalb Genugthuung zu verlangen?" — „Nein, wir wollen die Sache nicht so weit treiben, allein zugestehen müssen Sie doch selbst, daß diese Aeußerung ungeziemlich war." — „O, wenn Sie die Sache in Güte ausgleichen wollen, so gebe ich zu, daß ich Unrecht hatte und versichere Sie, daß ich die Nähe des Prinzen nicht wußte." — Mit dieser Erklärung zufrieden, entfernten sich die Adjutanten des Herzogs. Einige Tage später war Ball bei der Gemahlin des österreichischen Gesandten, Gräfin Appony, dem auch der Herzog von Orleans beiwohnte. Der erst erzählte Vorfall schien den Stoff der allgemeinen Unterhaltung zu bilden, und vorzüglich besprachen sich die Damen die Sache mit aller Weitläufigkeit, die eine so wichtige Staatsaktion erfordert. Die fatalen Worte „Grand Poulot" zischelten und wisperten im ganzen Saale, und es schien zuletzt, daß die Damen übereingekommen waren, mit dem Grand Poulot nicht zu tanzen. Wenigstens verließ der unglückliche Herzog von Orleans bald darauf den Saal, nachdem er, wie man sagt, mehrere Körbe erhalten hatte.

*

Die Aufmerksamkeit der pariser Aerzte ist neuerdings durch eine Erfindung des Hrn. Le Molt erregt worden, dem es gelungen ein Instrument zu verfertigen, das er „elektrische Bürste" (Brosso Electrique) nenne, und womit er sich in Stand gesetzt sieht, das elektrische Fluidum auf kranke Theile des Körpers überströmen zu lassen, und zwar in solcher Fülle, und zugleich so allmählich und ohne die mindeste Erschütterung oder Funkenaussprühung, daß die Wirkungen dieses neuen therapeutischen Apparates in paralytischen, rheumatischen und nervösen Leiden, in Atonie, Hypochondrie u. s. w. alle Erwartungen übertreffen sollen.

*

In Buenos Ayres und Monte Video bedienen sich die Barbiere statt des ledernen Streichriemens eines vegetabilischen, nämlich des Zweiges eines Monokotyledons, der nach dem Laufe seiner Fasern gespalten wird, und den Messern eine vortreffliche Schärfe gibt. Man bezieht es aus Rio Janeiro, wo es als der Zweig der Pita bekannt ist, unter welchem Namen zu Buenos Ayres die amerikanische Aloe (Agave americana) verstanden wird.

*

Die Zahl der Geburten in Kopenhagen belief sich vom 21 Dezember 1830 bis zum 21 Dezember 1831 auf 5627, die der Verstorbenen auf 5678; Ehen wurden geschlossen 912.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 47. 16 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

4. Die Hochzeit in der Capilla.

Man hatte mir alle Hoffnung genommen; weder Begnadigung noch Umwandlung der Strafe blieb zu erwarten. Allerdings hätte ich den Schauplatz so großen Elendes, dem mein unfruchtbares Mitleid keinen Trost bringen konnte, eher meiden als aufsuchen sollen. Allein ich muß es gestehen, eine seltsame Unruhe, eine gewisse grausame Neugier trieb mich wieder in die Capilla. Ich traf den Bruder im Vorgemache. Er erzählte mir, was während meiner Abwesenheit vorgefallen. Guzman hatte endlich eingewilligt, einige Speise zu nehmen. Hierauf etwas ruhiger geworden, zeigte er große Ergebung und Andacht. Ohne Widerrede willigte er ein, dem Pater Antonio — so hieß der Kapuziner — zu beichten; da er aber in der Beichte bekannt hatte, daß er mit einem Mädchen in unerlaubter Verbindung lebe, so drang der Pater in ihn, diese Sünde durch eine Heirath mit Mariquita gut zu machen. Guzman, weit entfernt, sich diesem Verlangen zu widersetzen, schien vielmehr freudenvoll einzuwilligen, indem er erklärte, wenn Mariquita gleichfalls wolle, so würde ihm Dieß den einzigen Trost gewähren, den er noch im Leben hoffen könne. „Der Beichtvater,“ fügte Bruder Pedro hinzu, „theilte uns den Wunsch seines Beichtkindes mit, und da Gefahr auf Verzug stand, so trafen wir eilig alle Anstalten zu diesem Werke der Sühne. Zwei unsrer Brüder und der Pfarrer von Santa Cruz suchten das Mädchen auf und beredeten sie ihre Einwilligung zu geben. Morgen Mittag wird die Vermählung vor sich gehen. Alles ist bereit und Sie, der Sie den jungen Menschen kennen und Antheil an seinem Schicksal zu nehmen scheinen, können sein Zeuge werden und ihrerseits zur Versöhnung zweier Seelen mit Gott beitragen.“

Bruder Pedro sprach mit einer so eindringlichen Ueberredungsgabe der Frömmigkeit, daß er alle meine Anstände beseitigte. Gab doch diese seltsame Cerimonie zwei armen Liebenden wenigstens Gelegenheit, sich das letzte Lebewohl zu sagen. Ich erklärte dem Bruder, daß ich entschlossen sey, seinem Wunsche zu entsprechen.

So sah ich mir denn mit einem Male in diesem schrecklichen Drama, dem ich zufällig als Zuschauer beiwohnte, eine Rolle übertragen. Mittwochs um eilf Uhr Vormittags fand ich mich in der Capilla ein. „Der junge Mensch,“ so erzählte mir Bruder Pedro, hatte sich die ganze Nacht in der höchsten Aufregung befunden, und noch litt er sehr an dem Anfall jenes hitzigen Fiebers, von dem alle Verurtheilten in der Capilla am Abend des ersten Tages ergriffen werden, und das mit heftiger Erschütterung des ganzen Organismus bis zur Mitte des zweiten Tages fortwährend zunimmt, dann aber unmerklich verschwindet und einer großen Niedergeschlagenheit weicht, die endlich am dritten Tage in eine völlige Entkräftung übergeht. Dieses Fieber, das von den Gefängnißärzten oft beobachtet wurde, zeigte unveränderlich dieselben Uebergänge und denselben Verlauf. Man könnte es das Capilla-Fieber nennen; es ist ein Fieber, das zuverlässig nur zwei Tage dauert, der Tod heilt es am dritten auf ewig.

Ich trat in die zweite Kapelle. Der Altar war bereits in Ordnung gebracht, und noch zwei Kerzen waren für die Messe angezündet. Guzman mit heißen Augen, das Gesicht roth und aufgetrieben, saß neben Pater Antonio, der leise mit ihm sprach. Zerstreut und fieberhaft aufgeregt, schien der Verurtheilte ihn kaum zu hören. Der junge Mensch nickte mir zu, als er mich sah, und ein trauriges Lächeln von unbeschreiblicher Sanftheit überflog sein Gesicht. Es schien mir zu sagen: ich weiß warum Du kommst und danke Dir. — Bald darauf trat Mariquita ein, auf den Arm des Bruder Pedro gestützt. Sobald sie ihren Pepe erblickte, stürzte sie sich zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und küßte seine Hände und seine Fesseln. Der junge Mensch hob sie auf und schloß sie in seine Arme. Sie wollten sprechen, allein unter Schluchzen versagte ihnen die Stimme. Sie konnten sich bloß krampfhaft umschlungen halten. Man ließ sie gewähren und einige Augenblicke auf Alles vergessen.

Bald darauf trat der Pfarrer von Santa Cruz ein. Man trennte die beiden Liebenden. Willenlos fügten sie sich fortan in Alles, was man von ihnen verlangte. Man ließ sie ihre Thränen trocknen und neben einander vor dem Altare niederknien. Auch wir knieten nieder: Pedro, ein anderer Bruder und ich, mit dem Rücken gegen das Bette zugekehrt, hinter Jose und Mariquita, deren Zeugen wir vorstellten. Der Pfarrer las die Messe, wobei einer der Bruderschaft ministrirte. Als er nach der Communion gegen uns gewendet sich zu den unglücklichen Brautleuten herabneigte und ihnen das Abendmahl reichte, sah ich eine Thräne über seine Wange rollen und in das Ciborium fallen, das er in der Hand hielt. Gewiß, diese Thräne der Liebe verdiente nicht in den Staub eines Gefängnisses zu fallen, als köstlicher Diamant sollte sie in das

heilige Gold gefaßt werden. Noch ein Augenblick glücklicher Vergessenheit schien den Brautleuten zu lächeln. Als der Priester sie fragte, ob sie in ihre Vereinigung willigten, als er die Worte der Einsegnung aussprach und ihre Hände ineinander fügte, waren ihre Stimmen, die das: Ja aussprachen, klar und ruhig; ihre Gesichter gegen einander gewendet, leuchteten von innerer Heiterkeit. In diesem Augenblicke schlug die Glocke von Santa Cruz zwölf Uhr, und der Chor der Gefangenen ließ wieder seinen traurigen Gesang hören:

„Gnadenreiche Jungfrau, erbarme Dich unseres Bruders, der zum Tode geht und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohn." Ein Donnerschlag hätte den süßen Traum einer augenblicklichen Selbsttäuschung der beiden Menschen nicht schrecklicher verscheuchen können. Mariquita sank ohnmächtig zu Boden. Man benützte ihre Bewußtlosigkeit, sie hinaus zu tragen. Guzman sank auf das Bette und verhüllte sich das Gesicht. Ich verließ das Gefängniß tief erschüttert: wie im Traume wandelte ich dahin, eine Wolke schwebte vor meinen Augen; ich wußte nicht wohin mich meine Füße trugen. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf der Puerta del Sol. Aus der unterirdischen Nacht der Capilla stand ich plötzlich unter dem Getümmel einer wogenden Menge, in hellem Sonnenschein. Gruppen von Menschen standen hier und dort. Man plauderte, rauchte, lachte. Soldaten an der „Casa de Postes" (Hotel der Posten) sangen und spielten Guitarre. Der helle freundliche Tag widerte mich an. Ich floh nach Hause und verschloß mich den übrigen Tag in meinem einsamsten Gemache.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Ehe wir uns von den Indianern entfernten, wollten wir ihnen mit einigen Geschenken Freude machen; wir vertheilten daher an die Männer Messer, an die Weiber und Kinder Glasperlen und Bänder, welche sie aber ohne irgend ein Zeichen von Dank oder Freude annahmen; jedoch erregte ein kleines Brennglas, welches ich bei mir hatte, und womit ich meine Cigarre anzündete, ihre Aufmerksamkeit; sie schienen nicht abgeneigt, es für eine Zauberei zu halten, und der Anführer nahm es mir ohne Umstände aus der Hand, betastete und betrachtete es nach allen Seiten, bis es mir gelang, ihn mit seiner Wirkung etwas bekannt zu machen. Als er nach vielen Versuchen das Brennglas so zu halten wußte, daß der Sonnenstrahl darin aufgefangen, und auf einen Gegenstand geleitet, diesen allmählich entzündete, äußerte er Freude und Verwunderung, rief seine Freunde herbei, und erklärte ihnen mit wichtiger Miene die ihm unbegreifliche Wirkung dieses Geräthes, worauf ihm die meisten den Arm oder den nackten Leib hinhielten, und sich sämmtlich brennen ließen. Sobald einer die Wirkung der Sonnenstrahlen spürte, machte er einen Sprung auf die Seite, und drückte durch seine Gebärden Furcht und Verwunderung aus. Auch die Weiber kamen herbei, und ließen sich in ihre kurzen Unterröckchen Löcher brennen. Als ich das Brennglas zurückforderte, sprang der Anführer in seine Wohnung und erschien sogleich wieder mit Bogen, Pfeilen und seiner Hängmatte, um mir diese als Tausch anzubieten; ich überließ ihm für die letztere mein Brennglas, und bin überzeugt, daß er es für einen Klumpen Gold nicht mehr vertauschen würde. Dann überließen wir die Indianer ihrem Feste, und schickten uns an, nach João Baptista zurückzukehren, da unser Führer betheuerte, daß wenn wir sämmtliche Niederlassungen der Coroatos, deren hundertundfünfzig seyn sollen, besuchen wollten, wir allenthalben dasselbe Bild ihres uncivilisirten, noch gänzlich verwilderten Zustandes erhalten würden.

Die Erzählung des ergrauten Bewohners der Urwälder von den verschiedenen Volksstämmen der Ureinwohner Brasiliens, unter welchen er so viele Jahre gelebt hatte, war uns daher eben so lehrreich, als wenn wir wenige Augenblicke unter ihnen zugebracht hätten. Wir hatten das Mittel, seine Zunge zu lösen, an der Seite, und wendeten es so an, daß ihre Geläufigkeit nicht durch zu häufigen Gebrauch gelähmt wurde. Was ich daher von den wilden Volksstämmen, die gegenwärtig noch die Provinz Minas bewohnen, erzähle, ist nur eine Wiederholung des Berichtes des Senhor Antonio, und stimmt, wenn auch weniger ausführlich, mit den Berichten der meisten Reisenden in Brasilien überein.

Unter den wilden Nationen, welche den Brasilianern in der Provinz Minas Geraes bekannt sind, zeichnen sich nur mehr zwei durch ihre Anzahl und ihre kriegerischen Eigenschaften aus; diese sind die Puris und die Botocudos. Die Uebrigen, als die Paraibas, welche links den Ufern des Rio-Paraiba wohnen, die Corobos ihre Nachbarn, die Coroatos, welche sich am Rio-Xipoto aufhalten, dann weiter nach Norden die Patachos, Maconis, Penhames und die Menhans sind kleine Völkerstämme, welche größtentheils bestimmte Gegenden bewohnen, sich der Regierung unterworfen haben, und indem diese sich ihrer indischen Vasallen häufig bedient, um die feindlich gesinnten Stämme der Indier zu bekriegen, sind sie durch Krankheiten und den immerwährenden Krieg so zusammen geschmolzen, daß die meisten dieser einst mächtigen Nationen jetzt nur mehr aus einigen hundert Köpfen bestehen. Auch die Puris fangen an, des ewigen Krieges und der Verfolgung müde zu werden, und wenn die Regierung Männer unter sie schickt, welche die vortrefflichen Eigenschaften des würdigen Kapitäns Marlier besitzen, so werden auch diese sich allmählich unterwerfen, wozu bereits der Anfang gemacht wurde. Die Botocudos scheinen allein noch ihre Unabhängigkeit behaupten zu wollen, wenigstens waren die militärischen Unternehmungen, welche mit großen Kosten gegen sie ausgerüstet wurden, bisher von geringem Erfolge, und dienten nur dazu, sie noch mehr gegen ihre Feinde zu erbittern.

Nach der Angabe der Portugiesen soll diese Nation, welche zwischen dem Rio-Doce und dem Rio-Jequetinhonha wohnt, über zwölf tausend Köpfe zählen. Obwohl sie das allgemeine Abzeichen, nämlich ein rundes Holz, dem Spunde eines Fasses ähnlich, in der Unterlippe tragen, welches auf portugiesisch Botoque heißt, so sondern sie sich doch in mehrere Volksstämme ab, die von den Reisenden verschiedenartig benannt werden, und von welchen viele

gen Annäherung und zum Frieden mit den weißen Einwohnern geneigt, und keine Menschenfresser sind. Der Hauptstamm ist jedoch dieser unmenschlichen Sitte ergeben, und zeichnet sich durch Grausamkeit und unversöhnlichen Haß gegen seine Unterdrücker aus. Die Botocudos zerstörten alle Pflanzungen, welche die Portugiesen in der Nähe des Landstriches, den sie als ihr Eigenthum ansprechen, anlegen wollten, und tödteten schonungslos, wer ihnen in den Wäldern oder auf ihren Streifzügen begegnete. Die Regierung beschloß daher, diese hartnäckigen Feinde zu unterwerfen, errichtete sechs Divisionen Soldaten, jede von hundert Mann, befahl, sie anzugreifen, und mit der Verfolgung nicht eher nachzulassen, als bis sich diese Barbaren unter das sanfte Joch der Gesetze schmiegen würden. Die Botocudos hatten jedoch an ihren eigenen Landsleuten zu traurige Beispiele, um nicht einzusehen, daß es besser sey, als freie Männer in ihren Wäldern zu leben, als unter dem sanften Joche der Gesetze die Sklaven ihrer Unterdrücker zu werden. Der Kampf gegen sie dauert bereits zweiundzwanzig Jahre, kostet der Regierung 2,200,000 Crusados, und noch ist es ihr nicht gelungen, die Botocudos auch nur eine Quadratmeile zurück zu drängen; das äußerst fruchtbare Land in ihrer Nähe kann noch immer nicht mit Sicherheit bewohnt werden, und jeder Versuch, sie durch sanfte Mittel zu Freunden zu gewinnen, wird an der Erinnerung der unerhörten Grausamkeit scheitern, welche sich die portugiesische Soldateska gegen die Unglücklichen erlaubt; Erinnerungen, die in dem Gedächtnisse des rachgierigen Wilden ewig fortleben, und ihn mit unauslöschlichem Hasse gegen seine Feinde erfüllen. Man begnügte sich nicht, die unglücklichen Wilden allenthalben, wo man sie antraf, nieder zu schießen, sondern bediente sich der schändlichsten Mittel, sie in ihren Wohnungen zu überfallen und schonungslos zu ermorden. Sie wurden unter den Betheuerungen der Freundschaft angelockt, und, während man ihnen zu essen gab, grausam ermordet; man hing Kleidungen von Blatterkranken in den Waldungen auf, welche von den Indianern gefunden und angezogen wurden, und die ihnen das zerstörende Gift mittheilten, von welchem Unzählige hinweggerafft wurden. Daß sie nach solchen Handlungen Gleiches mit Gleichem vergelten, wird Niemand befremden, und es gibt vielleicht kein anderes Mittel, die anwohnenden Pflanzer vor ihren Ueberfällen zu sichern, als die Militärabtheilungen von der Gränze ihres Gebietes zurück zu ziehen, alle Angriffe auf sie zu unterlassen und ihnen nur dann Widerstand zu leisten, wenn sie in beträchtlicher Anzahl aus ihren Wäldern hervor zu brechen suchen. Würde man diesem Systeme einige Jahre treu bleiben, so wären die Botocudos vielleicht geneigter, Friedensvorschläge anzunehmen, und wenn man sie mit dem sanften Joche der Gesetze verschonte, ihre Nachbarn gleichfalls mit ihren räuberischen Besuchen zu verschonen.

Man hatte bisher fast gar keine Gelegenheit, sich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen; man weiß nur, daß es wohlgebildete, kräftige Menschen sind, deren Gesichtsbildung, ohne des fürchterlichen Schmuckes, mit dem sie sich entstellen, angenehmer wäre, als die der meisten übrigen Völkerstämme. Sie sind alle von mittlerer Größe, untersetzt, breitschulterig und von ungemeiner Körperkraft; ihre Kriegskunst besteht in der getreuen Nachahmung der Jagd; wie das Wild, so beschleichen sie ihre Feinde, und bedienen sich keiner andern Waffe, als ihres sieben Fuß langen Bogens, und ihrer fünf Fuß langen Pfeile, die sie rasch nach einander auf geringe Entfernung, und mit der größten Sicherheit abschießen; sie haben Anführer, die sich mehr durch Klugheit in der Anordnung des Gefechtes, als durch Tapferkeit auszeichnen, und welche man nie daran Antheil nehmen sah. Nach einigen unzuverlässigen Angaben sollen sie von einem mächtigen Cazilen beherrscht werden. Man bemerkte, daß sie das Fleisch der Neger dem der Weißen vorziehen; das Blut der Getödteten scheint ihnen besonders angenehm zu seyn; war die Anzahl der Erschlagenen so groß, daß sie nicht alle aufzehren konnten, so schneiden sie ihnen die Waden und das Inwendige der Hände aus, und nehmen dieses mit sich fort.

Mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen indianischen Völkerstämme ist man besser bekannt. Sie sind sich im Allgemeinen ähnlich, und indem man hier über jene der Coroatos- und Coropos-Indier berichtet, entwirft man eine Schilderung, welche den früher genannten Volksstämmen mit geringer Abweichung angepaßt werden kann. Diejenigen, welche allein von der Jagd leben, haben keine bestimmte Wohnung, sie errichten in wildreichen Gegenden Hütten, machen Feuer auf, und legen sich während der Dauer der Nacht in die warme Asche; vermindert sich das Wild, so suchen sie eine andere Stelle auf. Volksstämme, welche sich mit den Brasilianern befreunden, leben in festen Wohnplätzen, richten Hütten auf, die an einer Seite offen sind, und pflanzen um sie her etwas Mais, Caras (eine Art Kartoffel), Bohnen, Tabak und Pisang. Bei der ihnen angebornen Gefräßigkeit lassen sie diese selten reif werden; sind ihre Lebensmittel aufgezehrt, so gehen sie zu ihren Nachbarn und fordern ohne Umstände zu essen. Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals gute Landbauer werden, da sie über jede Beschreibung arbeitscheu und dem Kriege und der Jagd leidenschaftlich ergeben sind. Man könnte sie vielleicht mit der Zeit zu guten Hülfstruppen abrichten, da sie sich unter der Anführung der Weißen stets tapfer zeigen, jedes Ungemach spielend ertragen, und sich in den undurchdringlichen Wäldern mit einer Gewandtheit fortbewegen, welche der civilisirte Mensch nie erreichen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie man in russischen Kasernen die Kunst einübt, wird Jedermann ergötzlich vorkommen, der nicht das Unglück hat, die musikalische Schule in Warschau durchmachen zu müssen.

„Die Rekruten werden an das Regiment abgegeben und in Gegenwart des Generals u. A. zum besondern Dienste vertheilt. Die Kittelfronte steht da, und es wird abgezählt: Eins, zwei, drei u. s. w., und etwa den ersten Sechsen mit Kreide auf den Rücken geschrieben:

„Trubatsch“ (Trompeter).

„Der Rekrut fühlt die Kreidestriche auf dem Rücken und fragt seinen Nebenmann ganz leise: „Trompeter? Trompeter? was ist das? Trompeter?“ — denn er kommt tief aus dem Innern des Landes und hat das Wort noch kaum in seinem Leben je gehört. Aber der Nebenmann darf in der Fronte nicht viel reden, und die sechs neuen Trompeter werden in den Stab geführt, in das Lokal der Hauptwache, und bekommen ein Instru-

ment, um — den Ton zu gewinnen. Nun fangen sie an und blasen den ganzen Tag die furchtbarsten Melodien, die je in der Tonkunst wütheten, bis der Instruktor sich ihrer annimmt, das heißt, ihnen die Noten einprügeln, und sie so lange prügelt oder prügeln läßt, bis sie vortreten können zum Mitwirken im Trompeterkorps, welches wenigstens täglich Einmal vor dem General blasen muß.

„Der General besucht die Kasernen oder den Stab des Regiments in der Regel täglich drei- bis viermal, bald zu Pferde, bald in der Droske u. s. w., und selten verläßt er die Barriere, ohne ein Quantum Hiebe diktirt zu haben. Dieß klingt barbarisch; aber man bedenke, was sich ein General auf Belvedere gefallen lassen muß, und der Umstand, daß der Gemeine nur durch Hiebe gerührt werden kann, und durchaus keine Spur von derjenigen Empfindung verräth, welche wir Ehrgefühl nennen, entschuldigt obiges Verfahren zum Theil. Der Wachtsoldat ohne Waffen gibt ein Zeichen; die Schildwache zieht an der Glocke (das Herausrufen in andern Ländern) und der wachthabende Junker ordnet seine Fronte bis ins Kleinlichste und kommandirt sein: „Sabli — won!“ (Säbel — h'raus!) lange vorher, ehe die Epaulets des Kommenden heranrücken. Alle Geistesgegenwart, auf einen einzigen Punkt konzentrirt, läßt er nun präsentiren, und empfängt den General, der mit zornsprühendem Blicke die Fronte mustert, wie den blanken Junker. Er entdeckt die allerkleinste Unrichtigkeit, eine Säbelkuppel sinkt etwa um einen Strohhalm breit unter dem „Paß“ hervor, und — er wird wüthend. Alle russischen Nationalflüche entdonnern den zuckenden Lippen des Generals, der nun auf den Junker loszieht. *) „Daß Dich zehn Millionen Teufel in die Hölle bringen! Was ist das für eine Fronte! Wie kannst Du Dich unterstehen, mir die Wache so vortreten zu lassen! Alle zehn Millionen Teufel in Deine verfluchten Rekrutenseelen! — Ich lasse Dich degradiren auf fünfundzwanzig Jahre, Dich nach Ssibirien schicken auf Zeitlebens! — Du sollst Gemeiner bleiben in Ewigkeit, und hundert Jahre in der Fronte dienen im letzten Infanterieregiment! Dann sollst Du zurück — zurück zu mir hieher auf die Hauptwache, und als Kutscher mich auf und ab fahren in nowi Swiat und den Stall kehren vor meinen Augen! Alle zehn Millionen Teufel, ist das eine Fronte aus dem Leibgarde-Uhlanenregiment! — Marsch, in Arrest.“

„Der Rittmeister du Jour ist mittlerweile herbeigeeilt und hört noch den Schluß des Sermons, beordert sofort einen andern Junker zur Hauptwache, und nun schreitet der General zu den Trompetern, die sich während dessen versammelt haben und schon einzelne Töne von sich geben. Der Stabstrompeter horcht dem Befehle, wenn nicht etwa der Divisions-Kapellmeister, Oberst von Haase, zugegen, der dann die Ordre des Generals vollzieht. Die Kerle stehen um ihre Pulte und müssen blasen „nach Noten“ — im eigentlichen Sinne des Worts. Der General versteht keine Note. — Das ist eine Selbstfolge; aber er gibt sich das Ansehen, als verstände er mehr von der Musik als der Kapellmeister, und Das ist wieder eine Selbstfolge; denn der General Markow ist General, der Kapellmeister ist nur Klassenoffizier und führt keine Epaulettes. — Die Scene mit dem Junker, oder sonst ein Vorfall, hat den General zur Desperation entrüstet, wenn er nicht schon entrüstet vom Hause weggefahren. Er sucht einen Gegenstand, seinen Muth zu kühlen, und mitten im besten Allegro aus dem „Don Juan“ oder aus dem „Bauer als Millionär“ ruft er: „Halt! halt!! falsch! falsch!!“ Irgend ein Trompeter, den just der Blick des Musikkenners trifft, muß austreten und gepeitscht werden, während die Andern weiter blasen und aus Angst aus dem Takt kommen, worauf der Kapellmeister Verweise gibt, in welche der General bekräftigend einstimmt; und die Trompetenstunde schließt mit einer „generellen“ Prügelei, auf die schon jeder Einzelne des Korps gefaßt war, als er bei der Ankunft des Generals zum Instrumente griff.

„Ist diese Musikprobe vorüber, geht der General gewöhnlich in das Pferdelazareth des Stabs, läßt den Roßjunker du Jour rapportiren, donnert ihn an, wenn seine Chapke nicht tief genug sitzt, **) und nimmt großen Antheil an dem Zustande der — kranken Pferde, denn der Verlust derselben kostet ihm sein baares Geld. Die Krankheit oder der Tod eines Menschen ist ihm gleichgültiger; es ist die Sache der Krone, und ein Rekrut ersetzt den Verlust ohne Kosten des Regiments. Raschen Schrittes eilt der General aus dem Lazareth etwa noch in irgend einen Eskadronsstall, oder durch alle vier, und selten, höchst selten wird diese Tour zurückgelegt, ohne Verhaftung eines Junkers oder Aufzählung einiger Hunderte auf die Kronsbreiten der Gemeinen. Endlich findet sich nichts mehr zu arretiren und nichts mehr durchzuprügeln, und der General verläßt die Barrieren und rollt oder trabt von dannen, und verschwindet dem aufathmenden Regiment im Schatten einer Allee.

„Der General Markow besuchte auf solche Weise einst sein Regiment, um es am folgenden Tage dem Divisionsgeneral vorzuführen. Aufmerksamer als je beobachtete er die Trompeter, während so eben die Posaunenzieher ihre Tiefen ausholten. Das gefiel ihm unendlich. Er trat zu ihnen und befahl: „Paßt auf! wenn ich morgen mit dem Divisionsgeneral in Eure Nähe komme, dann macht es wie jetzt, streckt den Arm aus, so lange Ihr könnt, und schiebt den Messingdarm auf und nieder, wie jetzt, so rasch und weit es immer möglich.“ „Sluschen, Gospodin *) Generalmajor!“ (Ich gehorche u. s. w.) rief jeder Posaunist, und, des höhern Beifalls gewiß, erwartete der General die glänzende Wirkung dieses außerordentlichen Manövers.

„Die Besichtigung fand statt, und die Generale blieben zufällig unweit der Posaunen stehen, als die zarten Klapptrompeten ihr Adagio durchführten. Ein wüthender Blick des Generals traf die Posaunenmänner, die auf ihre Noten schauten, die Pause zählten, ohne sich zu rühren. Der General knirschte vor Wuth und Grimm, und kaum war er vor seinem Regimente allein, als er die immer bereitliegenden Ruthen zu bringen befahl und den Posaunisten ihr befehlwidriges Betragen vorwarf. Eine Sylbe der Erwiderung hätte sie nach Ssibirien schaffen können. Sie schwiegen, wie sich das von selbst versteht, und starrten ins Blaue hinein, ohne zu begreifen, wie sie gefehlt.

„Fünfhundert!“ — die gewöhnliche Ruthendosis,“ kommandirte der Chef, als der Kapellmeister (der kraft seines Ranges allenfalls ein leises, aber sehr bescheidenes Wörtchen reden durfte) dazu trat und dem General die Sache begreiflich machen wollte, indem er erklärte, daß die Posaunisten strenge ihre Pflicht beobachtet, da sie nach Vorschrift der Noten, schweigen mußten, so lange die Pause — „Was Pflicht! was Vorschrift! was Pause!“ wüthete der General Markow. „Es gibt nur Eine Pflicht, mir zu gehorchen! — Vorschrift gebe ich, nur ich allein! — und Pausen? — was Pausen!“ hier donnerte er den unübersetzbaren Nationalfluch und fügte mit Nachdruck hinzu:

„Im russischen Dienste gibts keine Pausen!“

(Fortsetzung folgt.)

*) Wörtliche Predigt des Generals Markow an einen Junker Flatow der zweiten Eskadron.

**) Wie solches einst beim Verfasser der Fall war.

*) „Herr.“ Spr. Chospodin.

Die Ausdehnung der Erdbeben.

Ueber die ungeheure Ausdehnung des Erdbebens vom 16 November 1827 enthält das „Edinburgh new Philosophical Journal“ folgende Bemerkung: „Am 16 November 1827 wurde es zu Santa Fé de Bogota in Columbien, und an demselben Tage auch zu Ochotsk in Ssibirien gespürt. Zwar wird das erwähnte Erdbeben in Ssibirien auf den 17 November angezeigt, allein der geographischen Lage zufolge ist es derselbe Tag, wie zu Santa Fé de Bogota. Es ist bemerkenswerth, daß die Richtung des Erdbebens in Columbien Südost nach Nordost war, und daß diese Richtung nach Ssibirien hinweist. Nicht weniger merkwürdig ist es, daß die Linie von Columbien nach Ssibirien die vorzüglichsten vulkanischen Gegenden von Mexico berührt und mit dem Hauptzweige der amerikanischen Gebirge parallel läuft. Man kann Dieß als einen Beweis betrachten, daß sich die Wirkung der Erdbeben in geradliniger Richtung fortpflanzt, nach dem Striche der Gebirgsketten oder den Schichtenlagern und Felsen. Zugleich erhält man hiedurch einen wichtigen Fingerzeig, wie tief der Prozeß, der die Erdbeben verursacht, in dem Organismus der Erde begründet seyn muß.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48. 17 Februar 1832.

Die Kleingewerbe von Paris.

(Fortsetzung.)

Die Kleingewerbe sind für den Pariser, der nicht reich ist, die Vorsehung, die für seine täglichen Bedürfnisse sorgt. Das Kleingewerbe schützt ihn vor Langweile und Verzweiflung, und läßt ihn an allen Genüssen des Reichthums Theil nehmen; es gibt ihm die Mittel an die Hand, alle seine Wünsche zu befriedigen. Den Kleingewerben verdankt der Pariser Wohlseyn und Wohnung, Bediente und Wagen, denn die Kleingewerbe halten für jeden Pariser einen Wagen mit zwei oder drei Pferden in Bereitschaft, um auf den ersten Wink mit ihrem Gebieter Paris in allen Richtungen zu durchfliegen. Für ihn hat der Conducteur der Omnibus seine Livree angezogen, für ihn mit Sorgfalt Zahl und Farbe der Pferde ausgesucht. Wenn man so den Pariser mit wichtigem Gesicht auf elastischen Polstern ausgestreckt, auf sein Rohr mit elfenbeinernem Knopf gestützt sieht, so wird man uns auf's Wort glauben, daß er seinen Nachbar, den ehemaligen Marquis, der um ein Mal fahren zu können, erst einen Wagen kaufen, einen Kutscher miethen, Heu und Stallknechte bezahlen muß, und dennoch oft genug in einem Fiaker zu fahren sich gezwungen sieht, um nichts zu beneiden braucht.

In Paris gibt es, Dank den kleinen Gewerben, kein Ding, das nicht zwei Preise — zwei äußerste Preise — einen höchsten und einen niedrigsten hätte; es gibt darin kein Justemilieu, obwohl oft der höchste und niedrigste Preis einerlei sind. So verkauft man Wildpret auf dem Boulevart-Neuf, und bei Madame Chevet; so spielt man Roulette im ganz vergoldeten „Salon des Princes" — in dieser prachtvollen Gruft, die schon so manchen Unglücklichen mit Leib und Gut verschlungen hat — aber man spielt auch Roulette auf dem Pont-Neuf. Wer möchte sagen, daß man weniger Vergnügen habe auf einem Balle der Chaussée d'Antin, als auf dem der Courtille? Was für einen Unterschied findet man, die Kokette in Band und Seide zu überwinden, oder die schwarzäugige Grisette mit diebisch flüchtigem Fuß zu verfolgen — die Grisette, das eigentliche Geschöpf von Paris, die halbaufgeschlossene Blume seines Blumenkorbes, die Zierde seiner Gärten und prachtvollen Magazine, die Poesie des Studenten, ein liebenswürdiges Ding, das nicht Laster und nicht Tugend ist. Auch die Grisette gehört zu den kleinen Gewerben; auch sie, fröhlich, munter, sorgenlos, ist für den Pariser gemacht, und er allein im Stande, sie zu begreifen. Für den Pariser ist Laster oder Tugend, Schmerz oder Vergnügen, Liebe oder Reue stets und überall eine und dieselbe Sache.

Aber nicht bloß für des Leibes Nothdurft und für die Bedürfnisse des Luxus, die auch eine Nothwendigkeit geworden sind, sorgen die Kleingewerbe; sie bemühen sich, den launenhaftesten Grillen des menschlichen Herzens und Geistes zu genügen — Einfällen, die man sonst gewöhnlich nur an den Reichen und Mächtigen wahrnimmt — Launen, die sich in andern Ländern nur die reichen Leute erlauben, und die sich der Pariser in dem seinigen erlaubt, ohne irgend einen andern Grund dafür zu haben, als weil es ihm eben so beliebt, weil er weiß was er will, weil er nur eine gewisse Zeit zu leben hat, und weil er ein Pariser von Paris ist. Catharine z. B. will an Jean-Jean schreiben, der zu Chartres ist, Catharine kann aber nicht schreiben; gut, Catharine wird dennoch den wohlgefertigtsten, empfindsamsten Brief, ohne den leisesten Schreibfehler, auf parfümirtem Velinpapier mit Siegelwachs und Wappenpettschaft verschlossen, nach Chartres schicken. Der Sergentmajor wird, wenn Jean-Jean den Brief erhält, alles Ernstes fragen, ob dieser Brief nicht wohl gar von Frau von Sévigné geschrieben sey? Oder gesetzt, man hat einen Oheim, er ist Mitglied der philotechnischen Gesellschaft, er liebt die Verse; für fünfzehn Sous und mit einem Tage Vorausbestellung wird man ein Gedicht haben, das ausdrücklich für den Namenstag dieses würdigen Oheims abgefaßt ist, worin sein Name vorkommen, worin dieser Name sich mit allen folgenden Versen reimen wird, wenn man noch fünf Sous zulegt. Weiß man wohl, daß es ein Theater zu Paris gibt, am Gitter des Luxemburg, wo ein Marquis um zwölf Franken ein Vaudeville mit allen dazu gehörigen Couplets verfertigt? Ein Melodram wird an diesem Ort mit fünfundzwanzig Franken bezahlt, und das Stück: Napoleon betitelt, erhielt gar vierzig! Es gibt Leute, die Einem ein Viertel von dem Melodram des Ambigutheaters verkaufen werden. Man wird es kaum glauben, wie viele Schriftsteller auf dem Quai aux Volailles wohnen, die einen Band Romane für ein Billet von fünfzig Franken schreiben. Zwar wechseln sie um fünfzehn Prozent dieß Billet an ihren Buchhändler aus; allein wenn das Werk gedruckt ist, findet sich am Ende doch, daß der Buchhändler nicht viel gewonnen hat.

Eine ganze Familie wohnt zu ebener Erde in einem ungesunden Quartier. Schwerlich dürfte Jemand auf den ersten Blick an

ihnen errathen, was für ein Gewerbe sie treiben. Zu bestimmten Stunden gehen Alle aus; sie leben und sehen ihre Nachbarn über die Schultern an; man sieht sie nur spät in der Nacht nach Hause kommen, Uebungen, Studien, Schwenkungen vornehmen. Wenn das Familienoberhaupt ausgeht, nimmt er seine ganze Hausgenossenschaft mit sich, das Kind in der Wiege selbst nicht ausgenommen; nur sein alter Vater und eine kranke Mutter bleiben daheim; manchmal schließen sich der Gesellschaft selbst der Pudel Azor und die Elster Margot an. Gewiß, es ist eine Zigeunerfamilie! Fehlgeschossen: Dieser Familienvater ist Statist auf einem Theater; sein ganzes Leben hat er auf der Bühne zugebracht, ohne jemals ein Wort über seine Lippen zu bringen, ohne je als handelnde Person aufzutreten. Auch an ihm haben alle Wechselfälle der dramatischen Kunst ihre Tücke geübt. Als noch die Römer auf der Bühne herrschten, holte er sich als Römer in der Toga und im Purpurmantel einen Fluß am rechten Arm, weil er ihn entblößt haben mußte. Die Zauber- und Feenstücke der Opera comique haben ihm rheumatisches Hüftweh auf der linken Seite eingetragen, die er bloß mit einer rosenrothen und himmelblauen Gazeschürze bekleiden durfte; auch die Einführung von Schiller's Räubern auf der französischen Bühne hat ihm ein Denkzeichen zurückgelassen. Die verwünschten Spitzbuben der böhmischen Wälder setzten ihm übel zu; beinahe hätte Einer ihm an einem Abende mit einem hölzernen Säbel den Kopf gespalten, ein andermal bekam er eine Ladung Schießpulver in's Gesicht. Dann kamen die Ungeheuer, die Teufel, die höllischen Feuerabgründe auf die Bretter, und er mußte sich roth und schwarz übersudeln lassen, Schlangen um das Haupt wickeln, über Hals und Kopf sich in einen Schlund stürzen. Endlich da die Wirklichkeit auf den „Brettern, die die Welt bedeuten," immer täuschender und wirklicher nachgeahmt wurde, ließ man den Statisten zu Pferde steigen und auf Dächern herumklettern mit der Gefahr sich Arme und Beine zu brechen, man bedeckte ihn mit scheußlichen Geschwüren, man brandmarkte ihn, man gab ihm die Knute, dem unglücklichen Statisten — zuletzt, da aller Fortschritte der dramatischen Kunst ungeachtet, das Haus leer und leerer wurde, zwickte man ihm an seiner Löhnung ab, man zwang ihn Roth und Weiß und Waden sich selbst anzuschaffen — Sachen, die er früher alle umsonst erhalten hatte. Der gedrückte Statist mußte also auf andere Auswege denken; er fing an, sich in tausenderlei Gestalten zu vervielfältigen; er schleppte Weib und Kinder auf die Bühne, nahm Bruder und Schwester zu Hülfe; kleidete seinen alten Vater als Senator, Dogen oder Pair von Frankreich; seine alte Mutter mußte Rollen in den Dramen der Revolution und des Kaiserreiches übernehmen — kurz Alles was bei dem ehrlichen Manne nicht niet- und nagelfest war, wurde ins dramatische Gebiet hinübergezogen. Diese Elster, die man an seinem Fenster hängen sieht, spielt ihre Rolle in der Gazza ladra; dieser Pudel, den man neben ihm herlaufen sieht, rührte in der Rolle von Aubry's Hund bis zu Thränen.

Ein kleines Gewerbe, wie es je eines gab, besteht auch darin, Couplets zu verfertigen und ein Schauspiel in Stücke zu reißen, um daraus ein Vaudeville zu machen. Wenn endlich das unglückliche Geschöpf mit unsäglichen Qualen zur Welt gebracht ist, und aufgeführt werden soll, dann sich noch vor armen Teufeln, die ein noch kleineres Gewerbe treiben, als der Verfasser, auf die Knie zu werfen — in der That ein höchst beschwerliches Gewerbe! — Der Tag der Aufführung ist gekommen. Bei dem Weinwirth im Eckhause sind alle Kunstkenner des Parterres versammelt; man deutet ihnen an, wo gelacht, wo geweint werden; in welchem Augenblick auf ein Haar der Enthusiasmus ausbrechen soll. Es ist mir kein kleineres Gewerbe als dieses bekannt; ausgenommen das von solchen Schriftstellern.

Es ereignet sich nicht selten, daß die Gewerbe den Titel wechseln, das kleine Gewerbe wird ein großes, und das große ist zu einem kleinen herabgesunken. Was für ein Mann war ehedem der Großjägermeister, der Großalmosenier, der Ceremonienmeister! Welch ein großes Gewerbe treibt heute Herr Fumade, der Verkäufer phosphorischer Feuerzeuge, und Herr Hunt, der Stiefelwichsfabrikant! Der ehrgeizige Decrotteur schmückt jetzt sein Magazin mit Spiegeln und Kupferstichen aus. In einer Straße des Marais steht auf großer Tafel mit ellenlangen Buchstaben zu lesen: „Dutocq fils, successeur de son père, fabricant de sacs en papier." — Ein kleines Gewerbe besteht auch darin, an dem Ausgange der Schauspielhäuser den Wagenschlag zu öffnen; ein kleines Gewerbe ist auch das Stimmen des Klaviers. Der arme Teufel tritt mit dem Stimmhammer in den Salon, er öffnet das von Sonaten zermarterte Instrument, er schlägt eine Saite um die andere hundertmal an, bis er die Akkorde zusammengeschraubt hat. Ist er endlich mit seiner Arbeit fertig, so überläßt er sich zitternd vor Freude — der arme Kerl von Künstler besitzt nämlich kein Instrument — dem Genusse, ein wenig zu spielen. Endlich kommt der Kammerdiener herein, und man reißt den Meister Stimmhammer mitten aus den Tonwellen, auf denen seine entzückte Phantasie sich schaukelte, um ihn zu verabschieden; er wird etwas besser bezahlt als der Zimmerwichser, das ist der ganze Unterschied, den man zwischen beiden macht.

(Schluß folgt.)

Abenteuer zweier mährischer Brüder.

(Schluß.)

Am fünfzehnten Tag war das Wetter noch immer stürmisch, und die Eskimos schienen zuweilen ganz muthlos zu werden; indeß haben sie die herrliche Eigenschaft, schlafen zu können so oft es ihnen beliebt, und so schlafen sie bei Gelegenheit Tag und Nacht vier und zwanzig Stunden hinter einander. Gegen Abend heiterte sich der Himmel auf, und die Hoffnung ward neu belebt. Markus und Joel gingen abermals auf die Spähe und kamen mit der Nachricht zurück, daß das Eis schon ziemlich fest und bald zur Fahrt geeignet sey. Die armen Hunde hatten schon vier Tage gefastet, da jedoch Aussichten zu baldiger Abreise waren, so bewilligten die Missionäre jedem einige Stück Zwieback. Die Temperatur der Luft war plötzlich milde geworden und Dieß war eine neue Quelle der Betrübniß für die Reisenden, deren Ausdünstung und Athem das Dach der Schneehütte nach und nach schmelzte, so daß alle Gegenstände einer beständigen Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Dem Bericht der Missionäre zufolge, war diese Beschwerde die empfindlichste von allen,

die sie zu bestehen hatten, denn jeder Faden ihrer Kleidung war durchnäßt, keine trockene Stelle war zu finden, wo sie sich niederlegen konnten.

Am Morgen des sechszehnten Tags heiterte sich der Himmel auf, aber der Wind trieb Wolken des feinsten Schnees herbei. Joel und Kassigiak entschlossen sich ihre Reise nach Okkak über Nuasornak fortzusetzen, und reisten ungeachtet des Windes und Schnees, der ihnen ins Gesicht schlug, ab. Markus konnte sich nicht entschließen weiter gegen Norden vorzudringen, weil, seiner Meinung nach, die Gewalt des Sturms das Eis an der Küste von Tikkerasuk so sehr angehäuft haben mußte, daß es unmöglich war ans Ufer zu kommen; indeß glaubte er, daß man sich noch mit Sicherheit nach Süden wenden könnte, indem man den Berg Kiglapeit umgehe. Die Missionäre versuchten ihn zu bereden, Joel und Kassigiak zu folgen, allein er war unbeweglich, und sie wagten nicht auf ihrem Verlangen zu bestehen, weil ihnen die Oertlichkeiten nicht hinlänglich bekannt waren. Es war indeß hohe Zeit etwas zu wagen, um an einen bewohnten Ort zu kommen. Nach mancherlei Versuchen ging Turner mit Markus abermals aus, um das Eis zu untersuchen, und da beide überzeugt zu seyn glaubten, daß es fest genug sey, so entschlossen sie sich endlich, dem Schutz Gottes vertrauend, nach Nain zurückzukehren.

Am siebzehnten Tag trat stärkerer Wind mit Platzregen ein, dennoch reisten sie um zehn Uhr Morgens ab. Markus lief dem Schlitten voraus, um den Kiglapeit herum, um guten Weg zu suchen, und um ein Uhr Nachmittags waren sie mit Gottes Hülfe aus aller Gefahr und erreichten die Bai. Hier fanden sie einen guten Weg auf ebenem Eis, hielten eine Mahlzeit von dem Rest ihres Vorraths und nahmen etwas Kaffee. So gestärkt setzten sie ihren Weg ohne anzuhalten bis Nain fort, wo sie um Mitternacht anlangten. Die Brüder zu Nain waren über ihre Rückkehr höchst erfreut, denn die Berichte jener Eskimos die den Missionären begegnet, und deren dunkle Warnungen verschmäht worden waren, hatten die lebhaftesten Besorgnisse erregt. Ein Eskimo, dessen Frau für den Bruder Samuel Liebisch irgend ein Kleidungsstück verfertigt hatte, ging zur Frau des letztern, um den Arbeitslohn zu fordern. „Warte nur," sagte Frau Liebisch, „bis mein Mann zurückkommt, dann wird er seine Rechnung berichtigen." „Samuel und William werden nicht mehr wiederkehren," antwortete der Eskimo. „Wie? warum? wie kannst Du das sagen?" Nach kurzem Ueberlegen erwiderte der Eskimo mit dumpfer Stimme: „Samuel und William sind nicht mehr; ihre Knochen sind zerschellt und liegen im Bauch des Haifisches begraben." Die erschrockene Frau Liebisch rief ihre Familie zusammen, und man fragte den Eskimo aus dessen Antworten jedoch immer gleich dunkel und unzuverlässig blieben. Er schien fest überzeugt, daß man die Reisenden zu Nain nie wieder sehen werde, und daß sie unmöglich einem solchen Sturm entrinnen konnten. Man kann leicht denken, wie innig die Familie der Brüder Gott für deren Rettung dankte. Auch in Nain hatte der Sturm gewüthet, obschon mit geringerer Heftigkeit als an einer Küste, die durch keine Insel geschützt ist. Alle versammelten sich am folgenden Morgen, um Gott für eine so wunderbare Rettung zu danken.

Blick auf die Stadt und die Geschichte des Reichs Algier. *)

Wer, bevor er noch eine Hauptstadt der Barbareskenstaaten sah, Aleppo, Alexandrien oder Cadix gesehen hat, verliert viel; denn allmähliche Uebergänge schwächen den Eindruck, den ein neuer und ungewohnter Anblick hervorbringt. Aber für Den, der noch nie bis unter den dreiundvierzigsten Grad südlicher Breite kam, als um sich zu Toulon einzuschiffen; für Den, dessen Auge an die Schieferdächer von Paris, an die deutschen Giebel-, an die abhängigen Hohlziegeldächer der mittägigen und der Provinzen des Centrums in Frankreich, an die prismatischen und überhohen Thürme, an die verschnörkelten Schornsteine und Rauchfänge; mit Einem Worte, Jedem, der an den schwarzen, rothen und metallischen Ton der Landschaften kalter und feuchter Länder gewöhnt ist, wird die weiße, regelmäßige Krystallisation der Häuser in Algier einen eben so neuen als überraschenden Anblick gewähren.

Krystallisation ist fürwahr das rechte Wort, denn Algier sieht aus, wie eine unermeßliche Salzscheibe am Abhange eines Felsen, an dem die Wogen des Meeres sich brechen. Jedes Haus bildet einen regelmäßigen Würfel, wie die Krystalle des Stein- und Seesalzes; und glaubt man vielleicht, daß der Glanz fehle, so darf man die Terrassen von Algier nur im vollen Sonnenlichte und ohne grüne Brillen betrachten, so wird man sich bald eben so geblendet fühlen, als von Sonnenstrahlen, die von einem Spiegel zurückgeworfen werden. Wie in einer Salzscheibe berühren sich auch hier die Krystalle; die Straßen von Algier sind so eng und die obern Etagen der Häuser springen so weit über die Straßen vor, daß beide Häuserreihen oben sich fast zu berühren scheinen, und so sind die meisten Straßen eigentlich nichts als gewölbte Gänge, deren Wölbung durch die hart an einander fortlaufenden und überhängenden Häuser gebildet wird. Ein Verliebter könnte, wenn er sich mit einigen Ellen Stricken versieht, ganz sicher von irgend einem Punkte der Stadt bis zu einem andern auf den Terrassen fortgehen. Den Beweis hievon liefern die Katzen, die jede Nacht nur mit Hülfe ihrer Krallen und ihrer Gewandtheit ihre Geliebten auf ähnlichen Wegen besuchen, ohne Stricke nöthig zu haben. So zieht ein Weibchen oft einige hundert Anbeter nach einem Hause, und die Franzosen, die für diese Thiere und ihre Liebschaften nicht die Achtung haben, wie die Jünger Mohammeds, waren oft genöthigt, ihnen nächtliche Gefechte zu liefern, um vor diesen unangenehmen Scharivaris Ruhe zu haben.

Sobald jedoch die Sonne hinter Budjerah hinabsinkt, gewinnt der blendende Kalk, mit dem alle Häuser übertüncht sind, ein angenehmes Weiß; der Blick streift ruhig an den Terrassen herab bis auf den Azur der Bai, und wenn der grünliche Schimmer, der diesem Azur von dem benachbarten Boden mitgetheilt wird, einen Augenblick an den Ganges erinnert, so wird man fast versucht, nach der großen Pagode von Benares sich umzusehen, so sehr ähneln diese weißen Stufenreihen der großen vom heiligen Flusse bespülten ungeheuern Außentreppe jenes Meisterstücks hindu'scher Baukunst.

Sieht man genauer hin, so wird man gewahr, daß die geraden Linien an einigen Stellen ausbauchen; Dieß sind die Kuppeln von einigen und zwanzig Moscheen. Die Krümmung ihres Profils ist von besonderer Eigenheit: eine solche Kuppel ist weder eine auf einem Thurme ruhende Kugel wie die des Kremlin zu Moskau, noch eine von einem Cylinder ausgehende und in einen Cylinder endende Halbkugel, wie man an alten Domen und neuen Gebäuden dieser Art sieht. Ein englischer Dichter hat die Thürme gothischer Kirchen einem erhobenen Finger verglichen, der auf Schweigen deute. Ich möchte eine algiersche Moschee einer auf dem Rücken liegenden Mutter vergleichen, die eine Brust entblößt, um ihrem Säuglinge die reine Milch des Glaubens zu reichen; die Kurve der Kuppel dünn am Gipfel und voll am Grund gleicht sehr einem horizontal liegenden weiblichen Busen. Diese Kuppel bildet das obere Ende der Moschee und entspricht ungefähr dem Chor in einer christlichen Kirche, so wie die innere Eintheilung ebenfalls mit der einer gothischen Kirche übereinstimmt: Ein großes Mittelschiff, zwei Seitenschiffe und mehrere kleine durch Säulen-

---

*) Aus dem Werke: „Aly le Renard, ou la conquête d'Alger," von Herrn Eusebe de Salle, Dolmetscher des Generalquartiermeisterstabes der afrikanischen Armee.

gänge mit vielfach ausgezackten Bogen getrennt. Auch die Rippen der gothischen Gewölbe sieht man hier, spitz in den Bogen, mehr gerundet im Gewölbe des Schiffes und niedergedrückt im Innern der Kuppel. Der Thurm oder Minaret, der sich immer an der Seite der Moschee wie ein junger Zweig aus einem alten Stamme erhebt, hat selten die Höhe der Kuppel.

Etwas Grün drängt sich zuweilen zwischen ihnen durch, und dieß sind die Feigen- oder Palmbäume im Garten des Imams oder des Kollegiums der Moschee. Ein solcher Luxus ist jedoch selten; nicht etwa als ob es in Algier an Boden gebräche, sondern weil ein Garten königlichen Ueberfluß ankündigt. Die Privathäuser des Deys sind damit geziert, und nur der Regierungspalast, die Kasaba, hat das Vorrecht, mit einigen dunkeln Cypressen, Platanen oder Sycomoren bepflanzt zu seyn. Endlich haben Eifersucht und Furcht, die bei allen muselmännischen Bauten den Vorsitz führen, berechnet, daß man in einem Garten dem Lauschen der Nachbarn ausgesetzt ist. Wundern muß man sich, daß bei Anlegung der Terrassen nicht daran gedacht wurde, daß man hier ebenfalls gesehen wird; denn sie sind die eigentlichen öffentlichen Promenaden, die Salons der Männer und Frauen, und bei warmen Nächten sogar die Schlafgemächer. Allein der Algierer antwortet, daß man bei Nacht nicht gesehen werde, und daß Der, der am Tage über die Mauer seiner Terrasse blicke, eine Unziemlichkeit begehe, für die er ihn mit einem Flintenschusse bestrafen könne.

Der Privatmann, der weder Imam noch Pascha ist, und Schatten und etwas Grün um sich haben will, ist darauf beschränkt, Erde auf seine Terrasse führen zu lassen und einige Weinstöcke hineinzusetzen, die er über ein Gitterhäuschen emporranken läßt, oder längs seiner Mauer hinzieht, gleich den Kapuzinerstöcken einer Pariser Mansarde. Einige Nachbarn von Babedjedid haben ihre Weinlaube mit dem grauen Laubwerke eines hundertjährigen Oelbaumes verschlungen. Dieser Baum in der Mitte eines Gäßchens, das von Babedjedid nach Castralnes führt, muß schon damals sehr alt gewesen seyn, als dieses Quartier noch nicht von den Ringmauern Algiers umschlossen war. Algier blieb vor zwei Jahrhunderten auf derselben Stufe stehen; seit hundert Jahren war es im Verfalle. Jetzt noch einige Worte über die Schicksale, die diese Stadt vor jener Periode erfuhr.

Zur Zeit der Römer wird einer kleinen Stadt, Namens Icosium im cäsarischen Mauritanien gedacht, die den Nachweisungen des Ptolemäus, Pomponius Mela und Plinius zufolge an der Stelle lag, wo jetzt Algier steht. Als das Christenthum sich in Afrika ausbreitete, wurde das Bisthum Rusgunia errichtet, dessen Ruinen jetzt Tamedfus oder Matifu genannt werden; es war eines der vierhundert Bisthümer, die von ihren Bischöfen auf dem Konzilium zu Karthago vertreten wurden. Im fünften Jahrhundert wurde Mauritanien von den Vandalen verwüstet und später von Belisar wieder erobert. Durch lange Kriege geschwächt, wurde es zwei Jahrhunderte später durch die Statthalter der Ommiaden leicht unterworfen; hierauf machten die Araber, die sich hier niederließen, sich unabhängig, und mehrere Dynastien, durch Bürgerkriege erzeugt und wieder gestürzt, beherrschten und theilten dann das Land, und Dieß ist der Ursprung eines der kleinen Königreiche, von dem Algier die Hauptstadt wurde.

Ein arabischer Reisender, Edrisy, der eine geographische Beschreibung von Afrika hinterlassen hat, besuchte sie im zwölften Jahrhundert und beschreibt sie unter dem Namen Djezair Beni-Mezguna (die Insel der Kinder Mezguna's). Diese Beni-Mezguna's waren ein mächtiger Stamm, der die Ruinen von Icosium erobert und wieder aufgebaut hatte. Leo Africanus, der sie im sechzehnten Jahrhundert besuchte, glaubte den Ursprung der Benennung: Inseln, in der Nachbarschaft der balearischen Inseln zu finden. D'Herbelot sieht in dem arabischen Worte Aljezair eine Verstümmelung der Julia Cäsarea, die er mit Unrecht an die Stelle des alten Icosium setzt, da doch Julia Cäsarea (eine Stadt ersten Ranges mit einem guten Hafen und einem Cothon oder künstlichen Bassin von bewundernswerther Bauart, das ein Erdbeben ausfüllte, indem es die Stadt in dasselbe stürzte), zwanzig Stunden von da gegen Osten, an der Stelle lag, wo jetzt Chershel steht. Der eigentliche Ursprung der Benennung: Aljezair, beruht auf zwei Inseln, die sich der Stadt Beni-Mezguna gegenüber befanden, und von denen der Kardinal Ximenes später die eine, Oran, in Besitz nahm und befestigte. Der Sultan von Algier und der Ebene von Metidja wünschte die Spanier von dort zu vertreiben, und da er keine Marine hatte, so wendete er sich an zwei Brüder, Eigenthümer und Führer einer Eskadre von Galeeren, deren Räubereien Schrecken unter den Christen verbreiteten; Dieß waren Orudsi und Kheir-Eddin, genannt der Barbarossa.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der unlängst zu Wien unter dem Namen Achmed Nadir Bey verhaftete und nach gegebener Aufklärung wieder entlassene Pole war der Sohn des polnischen Generals Malachowski. Die provisorische Regierung von Polen hatte ihn nach Konstantinopel geschickt, um die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bestimmen. Als man aber zu Konstantinopel die Nachricht von der gänzlichen Unterwerfung Polens erhielt, riethen ihm einige Freunde, die den Einfluß des russischen Gesandten bei der Pforte fürchteten, auf seine persönliche Sicherheit zu denken. Da Malachowski außerdem von mehreren Seiten her hörte, eine so wichtige Person wie er, von der man sichere Aufschlüsse über Frankreichs Theilnahme an der polnischen Insurrektion erwarten könne, dürfte vielleicht auf neutralem Gebiete nicht sicher seyn, so stellte sich Malachowski dem Seraskier Chosrew Mehemed Pascha vor und bat ihn um einen Paß, als türkischer Unterthan nach Frankreich zu reisen. Der Seraskier machte keine Schwierigkeit und bat den österreichischen Gesandten Herrn von Ottenfels um einen Paß für einen türkischen Obersten, Namens Achmed Nadir Bey, der Oesterreich und einige benachbarten Staaten zu bereisen gedenke, um dort die Militäreinrichtungen zu studiren. Herr von Ottenfels stellte den verlangten Paß aus, und Malachowski verließ in türkischer Kleidung Konstantinopel. Zu Belgrad angelangt, wurde er von dem Pascha zu Tische geladen, der bald bemerkte, daß er es mit keinem Türken zu thun habe. Da aber der Paß in Ordnung war, so stellte er der Weiterreise des Fremden zwar kein Hinderniß in den Weg, berichtete aber durch einen Kurier an Herrn von Ottenfels, was ihm aufgefallen war. Herr von Ottenfels besprach sich nun mit dem Seraskier, erhielt die gehörige Aufklärung und benachrichtigte dann seine Regierung von dem ganzen Hergange der Sache.

*

Briefe aus dem Hafen St. Peter und Paul in Kamtschatka vom 30 Junius v. J. berichten, daß Einwohner jeden Standes, Geistliche, Kaufleute und Offiziere gegen Ende des Jahres 1830 durch Subskription einen beträchtlichen Fonds für Einführung des Ackerbau's in Kamtschatka errichtet haben. Der Plan hiezu wurde der Regierung vorgelegt, und im letzten Frühling wurden die ersten Feldbauarbeiten begonnen. Am 30 April erschien der Gouverneur von Kamtschatka, begleitet von den Einwohnern von Peterpaulowski auf dem zum Anbau hergerichteten Felde, das ungefähr 40 Werste vom Hafen, am Ufer des Flusses Awatscha, bei Starol Ostrog liegt. Am ersten Mai wurde auf dem Felde ein Te Deum gesungen und die ersten Samenkörner in die Erde gelegt. Nach dem Gottesdienste hielt der Geistliche eine kurze Rede an die Versammlung, worin er auf den Nutzen und die Wichtigkeit des Unternehmens hinwies. In wenig Jahren vielleicht wird hier der Wanderer unter dem gastlichen Dache eines fleißigen Landmannes Aufnahme finden. (Literary Gazette.)

*

Die Güter des Herzogs von Wellington in Spanien liegen in dem untern Theil der Vega, zwei Meilen von Granada, und werfen jährlich 15.000 Dollars ab. Die Gülten werden nach einer festgesetzten Quantität, nicht nach Verhältniß der Ernte geliefert, was auch andere Gutsbesitzer nachzuahmen nicht versäumen. Der Herzog hat dreihundert Pächter, die wahrscheinlich sehr kleine Pachtungen inne haben, denn wenn man die Einkünfte des Herzogs von 15.000 Dollars mit dreihundert dividirt, so zahlt im Durchschnitt jeder Pächter daran fünfzig Dollars. Die Pächter auf den Gütern des Herzogs sind übrigens besser daran, als andere; sie zahlen keine Steuern und sind von den schweren Lasten befreit, die das übrige Land bedrücken. Der Herzog bezieht statt aller Abgaben ein für allemal sechs Prozent. (Inglis, Spanien im Jahr 1830.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 49. 18 Februar 1832.

Die Negervölker südlich vom Aequator.

Eine ethnographische Skizze des Herrn Douville. *)

Vor vier Jahren an der unwirthbaren Küste von Afrika gelandet, das bis jetzt durch eine finstere Politik nur portugiesischen Unterthanen geöffnet war, gab mir der Zufall die günstige Gelegenheit an die Hand, tiefer in's Innere dieses großen Kontinents einzudringen, und eine weite Länderstrecke mit Ausdauer und Fleiß zu durchforschen. Erst nachdem ich in jenen afrikanischen Gegenden einen Flächenraum von mehr als zwei tausend Stunden durchwandert hatte, und von der Küste von Kongo über vierhundert Stunden weit in gerader Linie vorgedrungen war — mehr als zweihundert Stunden über die Gränze hinaus, zu denen bis jetzt unsere geographischen Kenntnisse reichten — kehrte ich nach Europa zurück. Ein ausführlicher Bericht über diese Länder von Centralafrika, die unsere neuern Karten nur mit den Worten: „Unbekanntes Land" bezeichneten, und die älteren Geographen nicht anders als „Mono Emugi" oder „Micoco" zu benennen wußten, wird der Ethnographie so wie der Geographie interessante Materialien liefern. Während ich mit der Ausarbeitung desselben beschäftigt bin, will ich hier die Gelegenheit benützen, eine allgemeine Ansicht der von mir durchwanderten Gegenden vorzulegen.

Von der Küste von Kongo bis zu den Moluas, dem interessantesten der Völker, die ich in einer Entfernung von vier hundert Stunden vom atlantischen Ozean zu besuchen Gelegenheit hatte, bietet der afrikanische Boden überhaupt einen lachenden Anblick. Je mehr man sich von der Küste entfernt und gegen Osten vorrückt, desto mehr vermindert sich die Hitze und das Land erhebt sich unmerklich in übereinander aufsteigenden Terrassen. Anfangs gewahrt man nur vereinzelte kleine Berghöhen, bald aber lassen sich Hügelketten und selbst Gebirgsverzweigungen wahrnehmen, die in nordöstlicher Richtung gegen einen Hauptgebirgsstock, der den Namen Zambi trägt, fortlaufen. Von diesem majestätischen Gebirgsgipfel aus breiten sich fernhin in entgegengesetzter Richtung andere Berge aus, zwischen denen sich Thäler öffnen, die den Gewässern ihre Rinnsale vorzuschreiben scheinen. Einige dieser Gebirgsströme eilen dem indischen Meere zu, andere dem atlantischen Ozean. Der Zambi erhebt sich ungefähr 1100 Toisen über die umliegenden Gebirgsterrassen, und sein Gipfel hat über 2400 Toisen absolute Höhe. Ich befand mich auf demselben im Monat November des Jahres 1829, in der Zeit, wo die Hitze in jenen Gegenden sehr groß ist — und ich fror. Indem ich nach der Ebene hinabstieg, zeigte das Thermometer in der heißesten Stunde des Tages nur 20° Reaumur, und doch war ich nur einige Stunden vom Aequator entfernt. Eine so gelinde Temperatur beweist hinlänglich die beträchtliche Höhe dieses Plateaus.

Wenn man sich von der Küste unter dem zwölften Grad südlicher Breite entfernt, so bemerkt man, daß die Absenkung des Landes weit jäher ist, als in den mehr nordwärts gelegenen Gegenden; bei den Bihens, die nur 150 Stunden vom atlantischen Ozean entfernt sind, befindet man sich bereits 1100 Toisen über der Meeresfläche. Diese Ebene scheint nur eine Abstufung hoher Berge zu seyn, die man gegen Osten wahrnimmt, und in denen die zwei größten Flüsse dieser Gegend, der Kuango oder Zaire, und der Kuanza ihren Ursprung haben. Zahlreiche barometrische Messungen bewiesen mir, daß gegen diesen Punkt hin das Land zur größten Höhe aufsteigt. In den Gebirgen, die ich besuchte, erkannte ich mehrere erloschene Vulkane; ich fand sogar einen, der noch Flammen ausstößt, dessen Ausbrüche jedoch schon mehrere Jahrhunderte lang aufgehört zu haben scheinen. Da er nur in mäßiger Entfernung von der Küste gelegen ist, so wurde seine Existenz bereits von den ersten Reisenden wahrgenommen, die seiner in ihren Berichten über Kongo oberflächlich erwähnten. *) Nicht so ist es mit dem See Quiffua (Kuffua), der in einer Gegend liegt, wohin noch kein Europäer vorgedrungen. Dreihundert fünfundfünfzig Stunden von den Küsten entfernt, und von ungefähr fünfzig Meilen im Umfange, bietet er die nämlichen Erscheinungen wie der asphaltische See, oder das todte Meer. Dieses große Wasserbecken, rings von vulkanischen Bergen eingeschlossen, von denen unaufhörlich Erdharz herabquillt, ist mit einer Naphtharinde bedeckt; kein Fisch lebt in seinen Gewässern, kein Grün bekleidet die umliegenden Berg-

*) Von Douville's afrikanischen Reisen und Entdeckungen ist im Auslande vorigen Jahrganges S. 1077, 1082, 1085 und 1095 Nachricht gegeben. Die obenstehende Skizze wurde von Herrn Douville in der Generalversammlung der geographischen Gesellschaft vorgelesen. Anm. d. R.

*) Den umständlicheren Bericht von diesem Vulkan, Sambi genannt, so wie von dem See Quiffua, gaben diese Blätter S. 1077, 1082 und 1095 im vorigen Jahrgange. Anm. d. R.

wände. Keine Quelle läßt sich wahrnehmen, aus der dieser große See, dessen Ufer ich rings umreisete, Zufluß erhält, und doch entspringen aus ihm mehrere beträchtliche Flüsse, deren einige ihren Lauf gegen Osten, andere gegen Westen nehmen.

Die Bodenerzeugnisse dieser Gegenden sind reich und mannichfaltig. Die Wälder enthalten Farbhölzer, die Ebenen sind mit aromatischen Kräutern erfüllt. Kaffee, Pfeffer, Zuckerrohr, Indigo wachsen wild. Auf den höheren Gebirgsterrassen findet sich das Klima und die Vegetation der gemäßigten Zonen. Die Erde birgt in ihren Eingeweiden Kupfer-, Eisen- und Zink-Adern, und eine Menge anderer Metalle.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bevölkerung dieser Gegenden; dieselbe besteht aus schwarzen, größtentheils häßlichen Menschen, von denen nur wenige anmuthig in's Auge fallen; so daß man nach unserer Gewohnheit zu sehen, sagen möchte, die Natur habe sich stiefmütterlich gegen sie benommen. In der Mitte eines fast ganz runden Gesichtes erhebt sich eine kleine platte Nase zwischen kleinen stechenden Augen. Der Mund ist groß und sehr weit gespalten; hervorstehende Backenknochen, dicke Lippen, wovon die obere weit von der Nase entfernt ist, lange Ohren und krause Haare vollenden diese ziemlich häßliche Physiognomie. Die Weiber haben überdieß sehr herabhängende Brüste, an denen sie unter dem Arm hindurch ihre Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, säugen können. Wie die Hottentotinnen haben sie sehr dicke Hinterbacken. Da die Hitze außerordentlich heftig ist, so wird man sich nicht wundern, daß diese Neger, Männer und Weiber fast ganz nackt gehen.

Die abergläubischen Gebräuche dieser Völker verdienen die Aufmerksamkeit des Ethnographen; ihre Sitten sind eben so seltsam als ihre Gestalten. Sobald die Mädchen sich mannbar fühlen, verlangen sie, ohne im geringsten eine geschämige Schüchternheit zu verrathen, von ihrem Vater einen Mann. Sind sie Weiber geworden, so erwerben sie sich in dem Maße die Achtung ihrer Gatten, als sie die eheliche Treue verletzen. Der Ruf der Liebenswürdigkeit, den sich eine Frau zu erwerben weiß, schmeichelt ihrem Gemahle, dessen Habsucht zugleich mit Freude von den häufigen Strafen, zu denen die Liebhaber der verheiratheten Weiber verurtheilt werden, Vortheil zieht. Die Männer nehmen überdieß so viele Weiber, als ihnen beliebt. Sinnliche Genüsse sind für diese Völker die höchsten Vergnügungen, und die freundlichste Aufnahme, die sie einem Fremden erweisen können, besteht darin, daß sie ihm ihre Töchter anbieten. Das häusliche Leben der Männer ist ungemein angenehm. Die Weiber bieten Alles auf, ihre Gatten glücklich zu machen. Letztere liegen in wohlbehaglicher Ruhe vor der Thüre ihrer Hütten und stricken oder weben Schürze, bis die Mahlzeit fertig ist, die von den Weibern bereitet wird. Selten nur entstehen eifersüchtige Zänkereien zwischen den Weibern eines Mannes; obgleich sie ihm um die Wette zu gefallen suchen; denn er behandelt alle mit Liebe und Sanftmuth. Verläßt er eine, so klagt sie deßhalb nicht ihre glücklichere Nebenbuhlerin an, sondern begnügt sich, die Schuld auf die Laune ihres Mannes zu schieben. Die Knaben verlassen das väterliche Haus mit vier oder fünf Jahren; die Mädchen, wenn sie sich verheirathen. Nach den von mir aus den Taufbüchern der portugiesischen Niederlassungen erhobenen Angaben stellt sich das Verhältniß der Geburten zwischen beiden Geschlechtern ungefähr von zehn Knaben zu dreizehn oder vierzehn Mädchen. Bei den Völkern im Innern des Landes zählt man das Alter nach Monden; bei der Geburt eines Kindes pflanzt man einen jungen Baum, in den man bei jedem Monde einen Einschnitt macht. Ich zählte viele dieser Baumkerben und fand selten mehr als fünfhundert Einschnitte, die ungefähr vier Jahre unsres Zeitmaßes betragen.

(Schluß folgt.)

Die Kleingewerbe von Paris.

(Schluß.)

Die kleinen Gewerbe errathen jeden Gedanken; sie schaffen, was das Herz will und der Sinn verlangt. Beliebt man eine Rose ins Knopfloch, so bekommt man eine einzige Rose zu kaufen. Will man ein Veilchen, am Pont des Arts erhält man eines um einen Sou. Ist man Maler und braucht ein Modell, einen Mars oder eine Venus, die Schönheit oder den Ruhm: gleich ist hier ein Mars zur Hand, ein Mars in Lumpen, und mit zerlöcherten Knien, ein kummerbeladenes Geschöpf mit traurigem Gesicht und feuchtem Aug' um Almosen schreiend; dort harrt eine Venus mit zartem Wuchs, weißen Schultern, wallendem Busen, köstlichen Händen! Entschleiere Dich, holde Göttin, zeige den marmorweißen Nacken, strecke diesen zierlichen Fuß vor; halte Dich in der Stellung, die ich Dir gebe, in der Du dem Schaum des Meeres entstiegen bist! — Man miethet sich einen Gott oder eine Göttin auf die Stunde; es kostet ungefähr eben so viel als eine Fiakerfahrt nach dem neuen Tarif. Die Wissenschaft ist nicht theurer als die Schönheit; über dieser großen Stadt ist das Füllhorn der Kunst und Wissenschaft ausgegossen; es wimmelt in ihr von Professoren aller Art. Seit den letzten unglücklichen Ereignissen in Italien stehen die italienischen Sprachlehrer in bei Weitem niedrigeren Preis als die Professoren der lateinischen und der schönen Wissenschaften. Besser bezahlt wird das Deutsche. Das Polnische ist ohne allen Preis: wer möchte auch, aufrichtig gesagt, Deine Sprache lernen, unglückliches Polen! Auf dem Felde der Erziehung, des Professorthumes und der schönen Wissenschaften kenne ich kein Fach, das so beliebt und geachtet wäre, als das der Tänzer. Es war Dieß so zu allen Zeiten.

Selbst der Wucher, der schändliche Wucher, wird als Kleingewerbe getrieben, um die Unglücklichen noch schneller auszuziehen. Der Wucher verkleidet sich in einen abgetragenen Kittel und nimmt die Gestalt eines Krämers in der Nähe der Hallen an; er leiht sechs Franken, um davon für einen Tag sechs Franken fünf Centimes zu beziehen; er kauft die Leihhauszettel des Mont de Piété, des Vorstehers der Wucherzunft, des niedrigen Beutelschneiders, der sich unter dem Mantel des Tartuffe birgt, und auf diesen Wucherschein hin findet er Gelegenheit, noch einige Sachen zu stehlen. So gibt es nichts in Paris, was man nicht auf seinen einfachsten Ausdruck zurückführen könnte. Hier ist Gold — man verfolge es die abwärtsführende Leiter hinunter, und man wird endlich auf die Blechmünze stoßen; hier die Pracht des katholischen Kultus, dort die Saint Simonisten; hier Saint Sul-

pice, der große christliche Tempel, dort der Stall des Abbé Chatel; hier Papst Clemens XIV, dort der Alkoven der Päpstin Bazar; hier das Theatre Français, dort das Ambigu. Welches Chaos, welche unbeschreibliche Bewegung! Man kommt von einem Gott zu einem Beutelschneider, von einem König zu einem Marktschreier, vom Mont de Piété zu einem Gerichtsdiener, von der Akademie in die Butte eines Lumpensammlers! — Doch es sey weit von mir entfernt, das ehrbare und erhabene Gewerbe eines Lumpensammlers unter die Zahl der Kleingewerbe zu werfen. Unter den Kleingewerben ist wenigstens der Lumpensammler der Cäsar; er ist der größte unter den Kleinhändlern; er ist ein ernstes, feierliches, stummes Wesen, das am Tage schläft und nur in der Nacht lebt und arbeitet. Er ist der Markstein der Schöpfung, das letzte Gericht von Allem, was in der Welt gesagt und geschrieben wird. Unerbittlich wie das Schicksal ist der Lumpensammler auch geduldig wie das Schicksal; er harrt und harrt: aber wenn die Stunde geschlagen hat, vermag nichts mehr seinem Arme Halt zu gebieten, Alles stürzt hinab in den Schlund seiner Butte. Die Gesetze des Kaiserreiches werden in diese unermeßliche Gruft begraben, um neben den Dekreten der Republik zu ruhen. Alle unsre epischen Gedichte seit Voltaires Zeit liegen darin. Alle Journale seit dreißig Jahren nachdem sie Alles verschlungen, was auf der Oberwelt war, wurden von diesem unersättlichen Vielfraß aufgezehret. Die Butte des Lumpensammlers ist der Schindanger, auf den alles Aas des sozialen Körpers geworfen wird. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist der Lumpensammler ein Wesen, das seine eigene Geschichte verdient. Der Lumpensammler ist mehr als ein bloßer Gewerbsmann, er ist eine Behörde, eine Amtsperson, die ohne Appellation urtheilt, und die zugleich Richter, Werkzeug und Henker ist.

Ohne Zweifel habe ich viele Kleingewerbe vergessen. Es gibt noch eins, von dem man am wenigsten spricht und das Jedermann kennt. Meiner Meinung nach besteht dieß kleinste Gewerbe darin, Lob zu verkaufen, wenn nicht des, es zu kaufen, noch kleiner ist.

Blick auf die Stadt und die Geschichte des Reichs Algier.

(Schluß.)

Die Piraten ergriffen begierig den Vorschlag des Sultans Entemy. Sie schifften dreitausend Mann aus, die als Freunde in Algier aufgenommen wurden. Orubji, Herr der Stadt und Person seines Alliirten, erdrosselte den Sultan mit eigener Hand und bemächtigte sich des Thrones. Bekanntlich kam er später mit seinen Truppen um, die eine lange Belagerung in der Kasaba von Tlemsen aushielten. Sein Bruder, der den Thron erbte, erkaufte sich den Schutz Sultan Selims, indem er den Titel König mit dem eines von der Pforte eingesetzten Paschas vertauschte. Der Beistand an Mannschaft, Geld und Artillerie, den er von Konstantinopel erhielt, sicherte ihm nicht nur den Besitz des ganzen Königreichs seines Bruders, sondern gestattete ihm auch, dessen Gränzen bis nach Tunis und Tripolis auszudehnen. Die Spanier, von seinen Galeeren heftig verfolgt, waren genöthigt, zu kapituliren und die Insel und das von ihnen erbaute Schloß zu räumen. *) Kheir-Eddin beeilte sich nun, die Insel mit der Stadt durch einen Hafendamm zu vereinigen. Von diesem Zeitpunkte an datirt sich die Wichtigkeit Algiers: die Hauptstadt einer Seemacht erhielt einen befestigten Hafen.

Die Macht der Piraten stieg jetzt unter einer Reihe von Paschas, die fast Alle italienische Renegaten waren. Im Jahre 1601 setzte die türkische Miliz die Deys ein, um der lehensherrlichen Obergewalt des Sultans zu Konstantinopel die Wage zu halten und den Despotismus der Paschas zu zügeln, deren Macht nun bis zum Jahre 1700 immer mehr abnahm, wo endlich der Dey Baba-Aly den letzten vertrieb und nun die Verwegenheit der Seeräuber keine europäische Macht mehr achtete und selbst mehrere Einfälle in das Gebiet des Großherrn wagte.

Im vorhergehenden Jahrhundert hatten sie Karl V widerstanden, fünfzehntausend Spanier unter dem Grafen Alcaudete niedergemacht, in der Schlacht von Lepanto die große Fahne des heiligen Johannes von Jerusalem erobert und in Einem Jahre zehntausend Christensklaven auf dem Bazar zu Algier verkauft; jetzt schmeichelte ihnen Richelieu, und die Engländer schickten ihnen einen Konsul. Neue Seeräubereien forderten endlich ernste Repressalien; allein die Kraft des afrikanischen Ungeheuers bestand einen zweihundertjährigen Todeskampf. Betäubt von den Expeditionen des Venetianers Capello, des Engländers Edward Spragg und den Bombardements Duquesne's und des Marschalls d'Estrée, hatte es doch noch Kraft genug, die ungeschickten Angriffe d'Oreilly's und Castejons und die schlecht geleiteten Expeditionen von 1783 und 1784 abzuschlagen; endlich fiel es in Todeszuckungen unter den Bomben Lord Exmouths, und hauchte zuletzt unter den französischen Bajonnetten die Seele aus.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war es, wo Algier sich in dem Verhältnisse vergrößerte, als die Macht seiner Beherrscher ihren Höhepunkt erreichte. Auf der Anhöhe stieß es an die Kasaba, die ein von der Stadt abgesondertes Schloß war; unten dehnte es sich in Vorstädten aus und deckte seine Flanken mit Befestigungen. Etwas weniger fest war es von der Landseite; aber doch hielt es sich noch nicht für so sicher als später, wo es versäumte, die Ruinen des Sternforts wieder herzustellen und die Hügel, die den Sultan Calasy beherrschen, mit Werken zu befestigen.

Ein Engländer, Shaw, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts durch Algier kam, hörte die Einwohner selbst über den Verfall des Landes, die Verminderung der Schiffe und die geringe Zahl ihrer Seeoffiziere klagen; Dieß waren die Nachwehen, die Ludwigs XIV Admirale und der Commodore Breach hinterlassen hatten; der Herzog von Montemar nahm Oran und Mersalquebir.

Den Verfall der Seemacht fanden die Franzosen in noch weit höherem Grade; einige schlechte Schebecken, die Duperré auftakeln ließ, um sie als Seltenheiten nach Toulon zu schicken; zwei wurmstichige, baufällige Korvetten auf dem Ufer jenseit Babezuns, wo sie zerschlagen werden sollten; ein Fregattenrumpf, der auf der Werfte aus Trümmern kleinerer Schiffe eben im Baue war; denn die stümperhaften Schiffsbaumeister von Algier arbeiteten nichts Neues mehr; Dieß war die ganze Seemacht, die man von der Höhe der Terrassen überblickte.

Die Matrosen, welche die Schebecken auftakelten, luden als Ballast mehrere Kanonen, an die sich historische Erinnerungen knüpften, und sie deßhalb den Franzosen interessant machten. Da sah man eine Anzahl Stücke von prismatischer Gestalt, mit Lilien bedeckt, die Karl V Franz I abgenommen hatte, und sie dann bei seinem eiligen Rückzuge nach Matifu im Stiche lassen mußte. Hier sah man auch jene Kanone, der Konsul genannt, weil sie gegen die Flotte Duquesne's hin den unglücklichen Pater Levacher schleuderte, der, damals Missionär und französischer Konsul, mit den durch das zweite Bombardement erschreckten Janitscharen eine Kapitulation unterhandeln wollte. Sie ermannten sich plötzlich, ermordeten ihren Dey, den sie durch den wilden Mezzomorte ersetzten, und begannen die Feindseligkeiten durch diese schreckliche Verletzung des Völkerrechts aufs Neue. Die verbrannte Flotte, der Ruin der halben Stadt und der Tod des vierten Theils der Einwohner waren das Racheopfer für den Mord des Konsuls.

Die Ringmauer von Algier, so wie sie jetzt ist, scheint nach den Expeditionen Duquesne's und des Marschalls d'Estrée's erbaut worden zu seyn. Die beiden Hauptstraßen, welche von der Casaba herab nach Babeloued und Babazun führen, durchschneiden die Stadt wie die beiden

*) Admiral Ferdinand, der die Spanier befehligte, ward gefangen und ermordet. Die Spanier boten siebentausend Piaster für seinen Leichnam; allein die Algierer antworteten, sie handelten nicht mit Aas, und warfen den Körper in einen Brunnen.

Hauptfasern eines Nießwurzblatts, und wie bei diesem Blatte die sekundären Fasern, jemehr sie sich vom Blattstiel entfernen, in immer schrägeren Winkeln auf die Hauptfasern zulaufen, so ist Dieß auch hier mit dem Laufe der Straßen nach ihrem Hauptpunkte, der Kasaba, der Fall. Diese sekundären Straßen durchfurchen den steilen Abhang des Hafendamms, der Algier trägt, gleich eben so vielen durch Platzregen ausgehöhlten Schluchten. Der lange Vereinigungspunkt dieser Zuflüsse, die Straße Asuaka, verbindet Babelued mit Babazun; obgleich horizontal, liegt sie doch zwanzig Fuß tiefer als die Meeresfläche.

Am Westen, nahe bei Babelued, ist der Hafendamm mit Asuaka durch einen schrägen Vorsprung verbunden, auf dem die große Moschee, ein Kollegium der Derwische und fast alle Hotels der Konsuln sich befinden. Oestlich begränzen die Häuser des rechten Ufers das Gestade des Hafens; der Eingang des innern Hafens ist mit dem Anlaufe des Vorsprungs gleich.

Hier haben die Franzosen einige Häuser niedergerissen, um einen öffentlichen Platz und einen neuen Ausladungsplatz zu begründen. Die beiden Vorgänger Husseins hatten hier schon jene Batterie von Bescaris errichtet, die künftig einen ähnlichen kühnen Versuch, wie der des Lords Exmouth, unmöglich macht. Dieser Admiral beschoß Algier aus so geringer Entfernung, daß der Bugspriet seines Schiffes die Häuser berührte, die am Binnenhafen lagen. Hätte damals die Batterie von Bescaris schon existirt, so wäre eine einzige Ladung hinreichend gewesen, ihn zurückzutreiben.

Die Verheerungen der Cholera.

Die medizinische Zeitung von London enthält folgende Bemerkungen über die Verheerungen der Cholera in den verschiedenen Theilen der Welt. „Die Anzahl der von der Cholera befallenen, und das Verhältniß der daran Verstorbenen in Hindustan war nach den verschiedenen Orten beträchtlich verschieden. Gewöhnlich raffte sie die Hälfte oder zwei Drittheile der Kranken hinweg, wenn sie sich ganz überlassen blieb. Man hat sich überzeugt, daß bei Anwendung ärztlicher Hülfe selten ein Drittheil, manchmal nur ein Fünftheil der Cholerakranken erlag. Die Bevölkerung in Masse genommen, kam von sechzehn Personen eine um. Dieses Verhältniß stellt die durch die Cholera veranlaßte Sterblichkeit in Indien auf zwei und eine halbe Million Einwohner jährlich. Wenn man in Betracht der von Zeit zu Zeit eingetretenen Unterbrechungen der Seuche, von dieser Zahl die Hälfte abzieht, so kann man annehmen, daß die Cholera innerhalb vierzehn Jahren, während deren sie in Indien wüthete, wenigstens achtzehen Millionen Seelen weggerafft hat. — In China scheinen ihre Verheerungen noch beträchtlicher gewesen zu seyn; ohne Zweifel wegen der dichteren Bevölkerung. — In Arabien soll die Sterblichkeit in der Stadt Muscat und den Vorstädten ein Drittheil der Bevölkerung umfaßt haben. — In Persien war sie zu Buschir, Schiras und Yerd, unter einer trockenen und reinen Luft bei einer Temperatur von 56°, ein Sechstheil. — In Mesopotamien fiel ein Viertheil oder selbst ein Drittheil der ganzen Bevölkerung als Opfer, vorzüglich in Bassorah und Bagdad, die am Euphrat und Tigris gelegen, von Alluvialboden, und einer feuchten Atmosphäre umgeben sind. — Unter der Bevölkerung von Erivan und wahrscheinlich auch zu Tauris, unter einer Temperatur von 28 bis 30°, stieg die Sterblichkeit auf ein Fünftheil, aber zu Erzerum und Kars, in den armenischen Gebirgen, verlor die Krankheit sehr an ihrer Stärke. — Auch in den Städten von Syrien nahm die Krankheit einen wesentlich verschiedenen Charakter an, obgleich sich Dieß weder aus örtlichen oder vorübergehenden Ursachen erklären läßt. Im Ganzen tödtete sie nur ein Zehntheil der Bevölkerung, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie an einzelnen Orten die Hälfte der Bevölkerung wegraffte, und an andern wie z. B. in Tripolis nur einen von drei Tausenden. Die mindere Gefährlichkeit, mit der hier die Seuche auftrat, kann nicht einer Verminderung des kontagiösen Prinzips zugeschrieben werden, da ein Viertheil der Erkrankten im Paschalik von Tripolis und zu Astrachan zwei Drittheile starben. Vielmehr scheint Dieß davon abzuhängen, daß der Krankheitsstoff in diesem Theil der Levante wegen der minder dicht auf einander wohnenden Bevölkerung nicht so schnell verbreitet werden konnte. In allen Gegenden steigt die Zahl der Frauen, die der Cholera unterlagen, kaum auf ein Viertheil der Männer, was ihrer Constitution, ihrer sitzenden und regelmäßigen Lebensweise zugeschrieben werden könnte. — Bei dem Einbruch der Cholera in Rußland zeigte sich die Gefahr der Ansteckung und das Verhältniß der Todten nach verschiedenen Orten und Jahrszeiten verschieden. In den südlichen Provinzen breitete sich die Krankheit am schnellsten und tödtlichsten aus, und die Städte, welche von der Seuche erst gegen Ende des Herbstes erreicht wurden, litten am wenigsten. In Tiflis starben drei Viertheile der Kranken, und zwei Drittheile zu Astrachan und im Gouvernement des Kaukasus. Fast überall betrug die Sterblichkeit die Hälfte und unter den wandernden Stämmen so wie in den Orten, die in dem Mittelpunkt der Steppen lagen, nur ein Fünftheil. Die längste Dauer der Cholera war 114, die kürzeste 20 Tage. Jene Periode trat im Sommer, die letztere im Herbst ein. Die größte Zahl von Kranken und Todten findet sich in der Provinz des Kaukasus, wo 16,000 Personen von der Krankheit befallen und 10,000 daran gestorben seyn sollen. Nach den offiziellen Angaben sind in ganz Rußland vom Mitte Junius 1830 bis zum 15 November 54,567 Personen von der Cholera befallen worden, und 51,256 derselben erlegen. Wenn man die Dauer der Cholera von ihrem ersten Erscheinen in Rußland an, bis der Winter ihre Fortschritte hemmte, berechnet, so kann man sie auf 150 Tage oder fünf Monate anschlagen; allein 1071 Tage müßte man annehmen, wenn man das Verweilen der Krankheit in jeder der Hauptstädte, in denen sie ausbrach, mit in Anschlag bringt. Wenn man durch diese Zahl die Summe der Erkrankten und Todten dividirt, so ergibt sich, daß während einer Periode, die drei Jahren gleichkommt, je in vierundzwanzig Stunden 51 Individuen von der Krankheit befallen wurden, und daß von diesen 51 Erkrankten 30, also Dreifünftheile, starben. Die offiziellen Angaben der Todesfälle sind unstreitig weit unter der Wirklichkeit, denn eine Menge Fälle wurde entweder übersehen oder aus verschiedenen Gründen zu verhehlen gesucht. Man kann demnach ohne Uebertreibung annehmen, daß seit dem Ausbruch der Cholera in Rußland 100 000 Menschen erkrankten, und 60,000 umkamen. Dieß angenommen, würde die Zahl der Erkrankten dem 420sten Theil der ganzen Bevölkerung gleichkommen, und die der Todten dem 700sten. Da aber die Krankheit nur die Hälfte der russischen Provinzen durchzogen hat, so ist anzunehmen, daß sie von je 210 Individuen eines befallen und eines von je 350 aufgerieben hat. *)

Vermischte Nachrichten.

Der neue Verbindungsweg, den man zwischen Europa und dem indischen Meere herzustellen gedenkt, würde in folgender Art zu Stande gebracht werden können: Die Reisenden würden sich auf dem mittelländischen Meere nach Alexandrette begeben, hier Dampfboote besteigen, die den Orontes bis Aleppo hinaufgehen, dann zu Lande ihren Weg nach der Stadt Beles nehmen, abermals auf Dampfbooten den Euphrat hinabschiffen, mittelst eines Kanales von 30 engl. Meilen Länge, der zu Bagdad in den Tigris mündet, in diesen Fluß einlaufen und auf ihm bis Bassora hinabfahren, das der Sammelplatz aller aus den verschiedenen Häfen Asiens ausgelaufenen großen Dampfschiffe werden würde. Den Kanal von dem Tigris in den Euphrat würde der Pascha von Bagdad herstellen, der sehr zu dieser Unternehmung geneigt scheint. Der Weg nach Indien würde auf diese Art um vierzehn Tage verkürzt und die Reisekosten bedeutend vermindert werden, theils wegen des kürzeren Weges, den man zurückzulegen hätte, theils wegen der Wohlfeilheit des Brennmaterials in jenen Gegenden.

Ein berühmter Miethwagen-Eigenthümer von London, Namens Smith, der sich ein unglaubliches Vermögen gesammelt hat, ist englischen Blättern zufolge mit Tod abgegangen, und hat 233 uneheliche Kinder hinterlassen, deren jedem er 12,000 Pf. St. vermachte — im Ganzen also 2,796,000 Pf. St. Außerdem erhält jedes seiner rechtmäßigen Kinder und seine Frau jährlich ein lebenslängliches Einkommen von 3000 Pf. St. In diesem Vermögen sind seine Mobilien, Häuser, Pferde, u. s. w. nicht mitbegriffen.

*) Augustino Capello in seinem zu Rom 1831 herausgegebenen Werke: Del Cholera Morbus ragionamento primo schlägt die Zahl der in Rußland Erkrankten auf 115,098, der Todten auf 60,548 an; was die oben aufgestellte Meinung der Londoner medizinischen Zeitung unterstützt. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 50. 19 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. Joao Baptista.

(Fortsetzung.)

Unter den Indianern herrscht eine vollkommene Gleichheit; was sie besitzen, ist gemeinschaftlich. Bei Streitigkeiten gilt die Gewalt des Stärkeren; wenn viele Familien beisammen wohnen, gehorchen sie gewöhnlich dem Aeltesten; sie bauen dann ihre Hütten gemeinschaftlich, legen bei der Kultur ihres wenigen Feldes alle mit Hand an, ziehen gemeinschaftlich auf die Jagd und genießen gemeinschaftlich die Früchte ihrer Arbeit. Nur dann vereiniget sich ein ganzer Volksstamm, wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden; die Töne eines Ochsenhornes, welches jede Familie besitzt, versammelt sie auf einer Stelle, und der Herzhafteste unter ihnen wird während der Dauer des Kampfes zu ihrem Anführer erwählt. Ihre Siegesfeste feiern sie durch Tanz, wobei sie sich mit dem früher erwähnten Getränke, aus Mais bereitet, berauschen. Bei dieser Gelegenheit geht gewöhnlich ein Arm oder ein anderes Glied ihrer erschlagenen Feinde im Kreise umher, an dem alle nach der Reihe saugen, oder den sie an einer Stelle befestigen, und mit ihren Pfeilen nach ihm schießen. Bei solchen Gelegenheiten bemalen sie sich den Körper mit dem Milchsafte einer Pflanze, oder dem von verschiedenfarbigen Beeren.

Ihre Religionsbegriffe sind äußerst beschränkt, und von der Anbetung eines höheren Wesens scheinen sie gar nichts zu wissen; doch haben sie sogenannte Zauberer unter sich, welche Todte citiren, Krankheiten heilen, die günstigen Tage zur Jagd bestimmen, und die Gegenden und die geeignetste Zeit angeben, ihre Feinde anzugreifen. Ihre Heirathen sind ebenfalls weder mit religiösen, noch weltlichen Gebräuchen verknüpft; es herrscht unter ihnen Vielweiberei, und es ist nichts Seltenes, daß ein Indianer Vater und Schwager des Sohnes ist. Gleich den unvernünftigen Thieren gehorchen sie bloß den Naturtrieben, und man sieht Mädchen von acht Jahren, die schon mit Männern in vertrautem Umgange leben; dieß mag Ursache seyn, daß die Weiber nur wenige Kinder zur Welt bringen. Eheliche Treue findet unter ihnen nicht statt; sie verlassen sich ohne Umstände, wie sie sich wählten; nichts desto weniger sind die Männer sehr eifersüchtig und rächen sich, wenn sie ihre Weiber auf der That ertappen, auf die grausamste Weise. Diesen liegt alle Arbeit ob; sie bereiten die Speisen, bearbeiten den Boden, folgen ihren Männern auf die Jagd, werden mit dem erlegten Wilde belastet, und von ihren Männern wenig besser als Sklavinnen behandelt, und viele Portugiesen stimmen in der Behauptung überein, daß, wenn die Weiber in die Wochen kommen, sich die Männer an ihrer Stelle in die Netze legen. Man bemerkt, daß sie im Allgemeinen nur so lange Liebe zu ihren Kindern zeigen, als diese gänzlich unbehülflich sind; haben sie so viele Kräfte erlangt, daß sie einen kleinen Bogen spannen können, so bekümmern sie sich beinahe gar nicht mehr um sie, und man hat Beispiele, daß sie ihre Kinder mit der größten Gleichgültigkeit an die brasilianischen Kolonisten verhandelten; dieses gefühllose Betragen der Eltern ist daher wohl Hauptursache, daß ihre Kinder nicht die geringste Anhänglichkeit gegen sie äußern, und wenn sie erwachsen sind, sie mißhandeln, oder mit der größten Gefühllosigkeit sich von ihnen trennen.

Die Indianer sind, seitdem sie mit den Europäern im Umgange leben, mit Krankheiten bekannt geworden, von denen sie früher zuverlässig nichts wußten; unter diesen hat keine so große Verheerungen angerichtet, als die natürlichen Blattern. Es scheint, daß die Indianer höchst empfänglich für diese ansteckende Krankheit sind, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß mehrere Volksstämme ganz allein durch die Folgen des Blattergiftes zu ihrer jetzigen Unbedeutenheit herabsanken. Es gibt auch nichts, was die Wilden so sehr scheuen, als die Anzeichen dieser Krankheit, welche hinreichen, daß sie nicht allein ihren kranken Mitbruder verlassen, sondern selbst die Gegend meiden, welche ihnen mit Ansteckung droht. Sie haben gegen ihre Krankheiten sehr einfache Mittel, und unter diesen manche, die höchst nachtheilig und gefahrbringend auf sie einwirken müssen. So stürzen sich z. B. bei manchen Völkerstämmen die Fieberkranken in kaltes Wasser, und überleben diese indianische Heilmethode meistens nur kurze Zeit. Mit größerem Erfolge lassen sie zur Ader, und ritzen den Körper an mehrern Stellen auf, dem bei uns üblichen Schröpfen nicht unähnlich. Den Aderlaß verrichten sie mit einem kleinen Bogen und Pfeil, welcher letztere eine sehr feine Spitze von scharfem Bergkrystall hat. Bei Leibschmerzen bedienen sie sich des Speichels, womit sie sich den Leib beschmieren; mehrere Personen umringen dann den Kranken und spucken ihn an. In andern Fällen bedienen sie sich der Dampfbäder, um den Kranken in heftigen Schweiß zu versetzen; sie erhi-

hen zu diesem Zwecke einen grossen Stein, halten Ersteren darüber und schütten nun so lange Wasser auf, bis dem Steine keine Dämpfe mehr entsteigen. Obwohl ihnen die heilenden Kräfte vieler Waldpflanzen nicht unbekannt sind, so gebrauchen sie doch keine innerlich. Wunden und äußere Verletzungen wissen sie sehr geschickt zu heilen. Sie zeigen bei Verwundung, überhaupt wenn sie krank sind, im Ertragen der heftigsten Leiden eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Man vernimmt weder eine Klage noch einen Seufzer des Leidenden, und mit derselben Gleichgültigkeit sehen sie den Tod herankommen, und einen Gefährten für immer aus ihrer Mitte scheiden. Bei den Begräbnissen herrscht einige Verschiedenheit unter den Volksstämmen; manche begraben die Todten in die Hütte, welche sie bisher bewohnten, und verlassen die Gegend auf immer; andere brechen ihnen Arme und Beine und bringen sie in ein irdenes Gefäß, welches sie gleichfalls in den Boden verscharren, manche errichten den Verstorbenen kleine Hütten, welche sie mit Federn ausschmücken, und dieses Grabmahl alle Jahre erneuern. Der Aberglaube allein scheint diese gleichgültigen Menschen zu dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit unter einander zu veranlassen, da sie fest glauben, daß der Unbeerdigte ihnen nach seinem Tode erscheinen, ihre Jagd stören, und sie bei allen Gelegenheiten necken wird.

Die Nationen der Ureinwohner, welche Minas-Geraes bewohnen, unterscheiden sich in ihrer Gestalt und Gesichtsbildung wenig von einander. Sie sind sämmtlich von mittlerer Größe, Schultern und Arme äußerst muskulös, hingegen die Beine gewöhnlich dünne; der Hintertheil ist bei beiden Geschlechtern auffallend klein, und von den Becken aus immer schmäler werdend. Die Weiber sind äußerst klein, und man erstaunt, daß sie vermögend sind, sich so großen Beschwerden zu unterziehen. Die Gesichtszüge dieser Nationen zeichnen sich durch ihre große Aehnlichkeit mit der mongolischen Race aus; die Augen sind ganz dieselben, wie die der Kalmüken und krimmischen Tataren; der Kopf ist rund, die Backenknochen stehen vorwärts, und die Nase ist etwas breit gedrückt; manche Volksstämme haben eine sanfte, gutmüthige Gesichtsbildung; andere tragen das Gepräge einer finstern Schwermuth, alle einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negervölker südlich vom Aequator.

(Schluß.)

Die Religion, die nur aus einem groben Fetischdienste besteht, übt auf diese Völker einen mächtigen Einfluß; nicht nur die wichtigsten Handlungen ihres Lebens, sondern auch ihre Vergnügungen unterliegen religiösen Bestimmungen und Vorschriften. Uebrigens steht sie im Einklang mit ihren Neigungen und Gelüsten, und legt ihnen im sinnlichen Genusse keine Entbehrungen auf. Die Beschneidung, die bei allen Völkerschaften, ausgenommen in Kassange, eingeführt ist, verdankt wahrscheinlich ihren Ursprung weniger der Reinlichkeit als einer religiösen Vorschrift; denn bei dem Begräbniß eines Verstorbenen erwähnt man unter den preiswürdigen Handlungen seines Lebens auch, daß er sich beschneiden ließ. Es würde hier zu weit führen, von der Menge der Cerimonien zu sprechen, die diese Völker zu Ehren ihrer Götzen anstellen, einige sind wunderlicher, andere grausamer Art, denn unter gewissen Umständen werden auch Menschenopfer geschlachtet; ich selbst mußte fürchten als ein solches zu fallen, und entging diesem Schicksale nur dadurch, daß ich sorgfältig auf meiner Hut blieb und mich mit einem tüchtigen Gefolge umgab. Von ihren Leichenbegängnissen will ich hier nur folgende kurze Andeutung geben. Sobald Jemand von der Hand des Todes berührt ist, fangen Tänze an, die acht Tage fortdauern. Während dieses achttägigen Festes wird vor dem Bilde der Schutzgottheit des Verstorbenen ein schwarzes Schwein geschlachtet, dessen Kopf den bösen Göttern geweiht wird, die ohne dieses Opfer die Seele des Verstorbenen quälen würden. Unter Tanzen und Springen wird die Leiche an ihren Begräbnißort gebracht, der sich gewöhnlich an einer begangenen Straße befindet. Wenn das Grab ausgefüllt ist, legt man darauf den Fetisch des Verstorbenen, die Werkzeuge seines Handwerkes und Symbole, um den Vorübergehenden die wichtigsten Verhältnisse und Züge seines Lebens anzudeuten.

Die Rechtspflege wird im Allgemeinen von dem Könige eines jeden Staates verwaltet. Wenn jedoch der Angeklagte läugnet, so schickt man ihn sammt dem Kläger zu irgend einem berühmten Wahrsager, der sie eine Art Gottesgericht mit zwei Bechern bestehen läßt, von denen der eine mit vergiftetem Getränke angefüllt ist. Der Angeklagte hat zu wählen, und der Zufall allein entscheidet, da der vergiftete Trunk eben so gut in die Hand des Unschuldigen wie des Schuldigen gerathen kann. Wer den verhängnißvollen Becher geleert hat, stirbt unfehlbar, wenn nicht seine Verwandten die Vorsicht treffen, den Wahrsager durch große Geschenke zu bewegen, daß er ihm ein Gegengift reicht.

Alle Völker, die ich besuchte, sind größtentheils kriegerisch und führen gegenseitig einen unaufhörlichen Krieg. Bei einigen dieser Nationen erkennt man die Tapfern an den Zähnen, die sie ihren erschlagenen Feinden ausgebrochen, und mit denen sie ihre Mützen schmücken. Ich beschließe diese Skizze der zahlreichen Völkerschaften, die ich sah und in deren Mitte ich lebte, mit der Bemerkung, daß eben so wenig ihre Physiognomie als ihr Charakter, ihre Gebräuche und ihr Aberglauben allerorten dieselben sind. Aber wie die Ambundasprache ungeachtet ihrer verschiedenen Mundarten ein gemeinschaftliches Verbindungsmittel unter ihnen bildet, so stellen sich auch in ihrem Körperbau, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren religiösen Gebräuchen gewisse allgemeine Züge dar, die an allen ohne Unterschied bemerkt werden können. Diese sind es, die ich oben andeutete. Unwissenheit, Rohheit und Kannibalismus erniedrigen diese Völker, während sie sich auf der andern Seite durch einige ihrer Einrichtungen und Gebräuche den civilisirten Nationen nähern. Es fehlt ihnen weder an Geistesanlagen und Geschicklichkeit, noch an Industrie. Bis jetzt muß man sich bloß auf den Wunsch beschränken, daß sie auf die Bahn der Civilisation eingeführt werden, ihr Schicksal verbessern und einen edleren Gebrauch von den Fähigkeiten zu machen lernen mögen, die ihnen die Natur verliehen hat.

Sitten und Charakter des portugiesischen Volkes. *)

So lange Portugal von Fürsten beherrscht wurde, wie Alphons, Johann II und III und Emanuel, erhob sich kein Volk über die Portugiesen: Thätigkeit, Unternehmungsgeist, Vaterlandsliebe, Muth, der oft in Tollkühnheit ausartete, und hohe Rechtlichkeit waren ihre vorzüglichsten Eigenschaften; sie herrschten in allen Welttheilen und zählten Männer unter sich, deren Namen in dem großen Buche der Weltgeschichte für die Ewigkeit aufgezeichnet sind. Dann folgten schwache und fanatische Könige; Priester und ehrgeizige Minister lenkten abwechslungsweise, oder im Einverständnisse, das Ruder des Staates; das Verdienst wurde unterdrückt, die wichtigsten Aemter mit kopf- oder gewissenlosen Kreaturen besetzt; Unwissenheit absichtlich verbreitet und unterhalten, und allein dem politischen Grundsatze gehuldigt, daß ein großer Theil der Menschen zum Vortheile und zur Sicherheit des kleinern von der Nacht des Irrthums und des Aberglaubens umfangen bleiben müsse. Ein Jahrhundert reichte aber auch hin, das unglückliche Volk um seine Macht, seine großen Besitzungen, seinen Wohlstand und um die Achtung der übrigen Nationen zu bringen, und Portugal zu einem der unbedeutendsten Länder des europäischen Kontinents herabzusetzen. Vor dreihundert Jahren herrschte es auf dem Weltmeere, und in unsrer Zeit wurde ein König von Portugal, unter dem Schutze einer fremden Macht, nach seinen überseeischen Besitzungen gebracht, die ein Portugiese entdeckt und erobert hatte. So wechselt Alles auf unserm Planeten, und so veränderte sich auch der Charakter dieses Volkes. Entmuthigt und unbeschäftigt, ist der Städter träge geworden; der Handel liegt gänzlich darnieder, oder ist im Besitze des Ausländers; der Landmann baut sein Feld noch wie vor Jahrhunderten, und erzeugt, im Besitze des fruchtbarsten Bodens, nicht so viel Getreide, als er selbst bedarf, und der Fabrikant ging längst zu Grunde, weil der überbegünstigte Fremdling das Land mit wohlfeilen Waaren überschwemmt, und Monopole Fleiß und Industrie nicht aufkommen lassen.

Dieses ist das schwach entworfene Bild des gegenwärtigen Zustandes (von dem politischen ist nicht die Rede) Portugals; er wird sich aber noch auffallend verschlimmern, wenn jene Reichthümer abnehmen, welche sich noch in Lissabon und Oporto befinden, und die Quellen, neue zu erwerben, immer mehr verstopft werden; schon besteht die Ausfuhr des Landes aus nichts mehr, als aus Baumfrüchten, Oel, Kork und Wein, und selbst dieser Artikel, der bedeutendste, ist fast ganz in den Händen der Engländer; alle übrigen Bedürfnisse werden von dem Auslande eingeführt, dem Portugal vollkommen zinsbar wurde. Noch weit trauriger, nur weniger bekannt, ist die Lage des Landmannes, welcher größtentheils Güter von der Krone oder dem Adel als Lehen besitzt oder in Pacht hat, und so übermäßig hoch besteuert ist, daß er sich vergebens abmühe, seinen Lehensherrn zu befriedigen. Der Adel wohnt nie auf seinen Landgütern und erinnert sich ihrer nur, um Geld zu verlangen; er glaubt sich seines Standes allein in der Hauptstadt, oder den nahe gelegenen Quintas, würdig zeigen zu können; verzehrt daselbst seine sämmtlichen Einkünfte, und indem der Hauptstadt alles Geld vom Lande zufließt, nimmt dort der Umlauf desselben so sehr ab, daß man höchstens noch einiges Kupfergeld zu sehen bekommt; außerdem wird diebischen oder unwissenden Beamten die Verwaltung der Güter anvertraut, welche durch sie immer mehr in Verfall gerathen, und die wesentlich zur gänzlichen Verarmung des Bauern beitragen, der mißmuthig und hoffnungslos nur mehr so viel thut, als durchaus erforderlich ist, seine Familie vor dem Hungertode zu schützen. Die Verarmung der nützlichsten Klasse der Bewohner eines Landes rächt sich jedoch auf die empfindlichste Weise an denjenigen, von welchen sie ausgeht. Die öffentlichen Kassen sind leer; die Finanzen des Staates ganz zerrüttet: die Einnahme von den Zollgefällen längst verpfändet; der öffentliche Kredit vollkommen gesunken; die Pensionen werden seit vielen Jahren nicht mehr ausbezahlt; die Staatsdiener auf bessere Zeiten vertröstet, und das Heer muß seinen lange rückständigen Sold ertrotzen: Erpressungen aller Art, Vermehrung der Landesschulden, gänzliche Ohnmacht sind die Folgen eines Staatshaushaltes wie der Portugals ist, und daß es nicht längst die Beute Spaniens wurde, verdankt es nur der ähnlichen und gleich erbärmlichen Lage dieses Landes. Wohin es mit Portugal noch kommen wird, muß die Zeit lehren; gegenwärtig ist es eine Kolonie England's.

Ueber den Charakter eines Volkes kann sich nur Derjenige ein gültiges Urtheil erlauben, welcher sich sehr lange unter ihm aufhielt. Der der Portugiesen scheint dem Fremdlinge eine Mischung von Urbanität und Arglist, von Klugheit und Unwissenheit, von natürlicher Gutmüthigkeit und Mißtrauen zu seyn. Bei genauerer Prüfung entdeckt man jedoch eine Menge gute Eigenschaften und ausgezeichnete geistige Anlagen bei diesem durch schlechte Erziehung und Verwahrlosung tief gesunkenen Volke. Man hat sich oft über die pedantische Höflichkeit der Portugiesen und ihre Nachahmung der spanischen Grandezza lustig gemacht, und es befremdet allerdings, wenn man auf der Straße Leute aus der niedersten Volksklasse, oder in Lumpen eingehüllte Bettler sieht, welche sich gegenseitig mit höflichen Redensarten überhäufen, und deren Gebärden denen des geübtesten Hofmannes abgelernt scheinen; ich gebe selbst zu, daß die Höflichkeit dieser Leute oft lächerlich und selbst lästig werden kann; aber sie ist mir doch lieber als Grobheit. Mit Vergnügen bemerkte ich die Armuth der portugiesischen Sprache an jenen gemeinen Schimpfwörtern, mit welchen die erfinderische Rohheit die Sprache anderer Nationen so überreich versah. Streitigkeiten unter den gemeinen Leuten erkennt man daher nur an dem außerordentlich leidenschaftlichen Ausdrucke ihrer Gesichtszüge und der Heftigkeit ihrer Gebärden, mit welchen sie ihre Worte begleiten. Zum Handgemenge lassen sie es nie kommen; wenn ihre Erbitterung alle Gränzen überschreitet, so langen sie nach ihren Messern, mit welchen besonders die Seeleute und Küstenbewohner trefflich zu fechten verstehen. Heftige Leidenschaften, als Eifersucht, tiefe Beleidigung ihrer Ehre, reizt die gebildetern Portugiesen wohl auch zu heimlicher und blutiger Rache, welche sie lange zu verbergen wissen, aber desto sicherer zum Ziele gelangen. Höchst nachtheilig auf ihre geistige Bildung wirkt zuverlässig die Ungeselligkeit aller Stände; es ist darum äußerst schwer, in portugiesischen Familien Zutritt zu finden, aber noch schwerer, wenn man es dahin gebracht hat, seine Besuche zu wiederholen; denn Niemand macht sich eine Vorstellung von der langen Weile, die man im Umgange mit Menschen aussteht, welche zu träge zum Sprechen und zum Denken, oder zu mißtrauisch sind, selbst die unschuldigste Meinung gegen einen Fremden zu äußern. Woher sollte übrigens Bildung in einem Lande kommen, wo fast Niemand liest, und die Censur mit der lächerlichsten Strenge jedes Wort streicht, welches nur entfernt auf Religion oder Politik hindeutet, aber den Druck von Uebersetzungen schlüpfriger französischer Romane duldet. Man muß die wenigen erbärmlichen Zeitungen lesen, die jetzt in Lissabon herauskommen und man wird erst begreifen, wie es möglich ist, daß ein ganzes Volk so äußerst unwissend in Allem bleiben kann, was in der Welt und in seiner Nähe vorgeht. Nichts desto weniger hält sich der Städter für sehr klug, und ohne zu ahnen, welche Fortschritte die Völker seit Jahrhunderten in allen Fächern des menschlichen Wissens machten, glaubt der Portugiese, wie einst seine Vorfahren, auch jetzt noch allen Nationen überlegen zu seyn. Der Fremde, dessen Hinterlist er die Unmacht seines Landes zuschreibt, wird daher von ihm gehaßt; und selbst Denjenigen ihrer Landsleute, welche der Drang nach geistiger Ausbildung in das Ausland führte, wird absichtlich nicht geglaubt, wenn sie von den Vorzügen der Länder und ihrer Bewohner erzählen, die sie besuchten.

Eine große Schwäche der Portugiesen, besonders der Leute aus dem Bürgerstande, ist die Wuth, zu einem Orden zu gelangen; um dieses Glückes theilhaftig zu werden, scheuen sie kein Opfer, keine Mühe, und wirklich sieht man, besonders in Lissabon, viele Personen, welche die niedersten Gewerbe verrichten, in dem Knopfloche ihres abgetragenen Rockes einen Orden tragen. Die Regierung verkauft zwar diese Auszeichnungen nicht; aber sie nimmt bei ihrer Vertheilung auch keine Rücksicht auf wahres Verdienst, und der unermüdet Zudringliche erreicht meistens seinen Zweck. So sieht man häufig die Hausbedienten des hohen Adels dekorirt, was einst zu einem drolligen Ereignisse Veranlassung gab: Dem Fürsten von Waldeck, zum Oberbefehle des portugiesischen Heeres berufen, wurde bei seiner Ankunft in Lissabon von dem vornehmsten Adel ein glänzendes Gastmahl gegeben; zu seiner Verwunderung bemerkte er, während die Speisen aufgetragen wurden, daß mehrere aufwartende Diener das Ritterkreuz des Christusordens trugen, und daß er selbst von einem ähnlich dekorirten mit der größten Aufmerksamkeit bedient wurde; eine Weile ließ

*) Weech's Reise, 1ster Theil, S. 204 bis 214

der Fürst Dieß geduldig geschehen, aber plötzlich erhob er sich von seinem Stuhle, nahm dem hinter ihm stehenden Bedienten Teller und Serviette ab und nöthigte ihn, seinen Platz einzunehmen. Vergebens entschuldigte sich der arme Teufel und suchte der ihm zugedachten Ehre zu entgehen; er mußte nachgeben und wurde einige Zeit lang von dem Fürsten auf die eifrigste und ehrerbietigste Weise bedient. Als dieser endlich dem Staunen und der Verlegenheit der Anwesenden ein Ende machen wollte, entließ er den Bedienten von dem Marterstuhle; bemerkte jedoch, indem er seinen Platz wieder einnahm, daß ein Mann, welchen der König mit der Ertheilung eines Ordens beehre, dadurch jedem Edelmanne gleichgestellt werde; entweder müsse man daher den Bedienten keine Orden geben, oder sie als Edelleute behandeln. Man sagt, daß diese gute Lehre so viel wirkte, daß wenigstens so lange der Fürst von Waldeck lebte, die Orden mit etwas mehr Auswahl vertheilt wurden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Herren Cooper, J. A. Smith und De Kay erstatteten am 30 Mai vorigen Jahres dem Lycäum der Naturgeschichte zu New-York Bericht über, am 30 September 1830 zu Big Bone Lick, 20 Meilen südlich von Cincinnati in Kentucky, ausgegrabene fossile Knochen. Es sind größtentheils Mammuthknochen, unter denen ein Kopf dieses Thieres sich befindet, der, obgleich nicht vollständig, doch besser erhalten ist, als je einer gefunden wurde. Die Hirnschale ist sehr flach, wodurch dieses Thier sich merkbar vom Elephanten unterscheidet. Beide Fangzähne sind gut erhalten; der eine stak noch im Kiefer, und der andere wurde nicht weit vom Schädel gefunden. Ferner fand man Fangzähne, von denen fünf 6½ bis 12 Fuß Länge haben; Bruchstücke von noch weit größern Zähnen; sechs obere Kinbacken, alle mit Zähnen versehen; fünfzehen untere, von denen zwölf von einem bis zu drei Schneidezähnen haben, und 37 einzelne Backenzähne, größer als man deren bis jetzt gefunden hat, nebst andern Knochen von ungeheurer Größe, theils ganz, theils mehr oder weniger beschädigt. Obgleich die letztern vorläufig als Mammuthknochen bezeichnet werden, so ist es doch, besonders da mehrere derselben sehr verstümmelt sind, nicht unwahrscheinlich, daß bei näherer Untersuchung sich ergeben dürfte, daß einige Elephanten angehörten. Die fossilen Elephantenknochen sind nächst den vorerwähnten die interessantesten dieser Sammlung. Vorzüglich bemerkenswerth ist der Kopf eines jungen Thiers dieser Gattung, besser erhalten als je einer in Nordamerika gefunden wurde. Er ist mit Ober- und Unterkiefer nebst sechs gut erhaltenen Backenzähnen versehen. Einzelne Schneidezähne fand man wohl zu verschiedenen Zeiten in den Vereinigten Staaten, doch noch nie irgend ein Stück einer Kinnlade. Außerdem zählt die Sammlung noch verschiedene Bruchstücke von Kinnbacken und 20 einzelne Backenzähne. Eine außerordentliche Erscheinung sind mehrere Pferdeknochen und Zähne, da man dieses Thier bis jetzt in Amerika nicht einheimisch glaubte. Der Umstand, daß diese Ueberbleibsel mit den obigen Knochen gefunden wurden, scheint zu beweisen, daß das Pferd gleichzeitig mit dem erloschenen Mammuthgeschlecht in Amerika einheimisch war. Die Zähne sind ausgezeichnet groß und stark. Von widerkäuenden Thieren finden sich Schädel und andere Knochen von Büffeln; von der erloschenen Gattung die Dr. Harlan „Bos bombrifos“ genannt hat, und von einer großen Hirschgattung, die dem Cervus Alces gleicht. Noch sieht man unter diesen interessanten Ueberbleibseln einige ansehnliche Knochen des Megalonyx, dessen Osteologie man bis jetzt noch so wenig kennt. Das wichtigste Stück unter diesen ist ein rechter Unterkiefer mit 4 Zähnen, und ein einzelner Zahn der dem Oberkiefer angehört zu haben scheint. Der Mammuthschädel sammt dazu gehörigen Zähnen wiegt über 500 Pfund. Ein paar andere Fangzähne derselben Gattung, die nicht vollständig erhalten sind, wogen nach dem Ausgraben 600 Pfund. Man kann sich hieraus einen Begriff von der Stärke machen, die das Thier besitzen mußte, um mit einem solchen Schädel, Zähnen und allen übrigen mit diesen im Verhältniß stehenden Gliedern sich frei bewegen zu können. Die Zähne unterscheiden sich von den Elephantenzähnen durch ihre außerordentliche sichelförmige Krümmung; mehrere der Backenzähne sind sehr durch Kauen abgenützt, und haben auf der Oberfläche einen außerordentlichen Glanz, der wahrscheinlich durch Reibung erzeugt wurde. Sie scheinen Thieren von verschiedenem Alter angehört zu haben, da manche kleiner und gar nicht abgenützt sind. Die Auswüchse oder Furchen, die den Mammuthzähnen eigen sind, und durch die sie sich von den Elephantenzähnen unterscheiden, sind bei einigen dieser Sammlung nicht mehr zu sehen, und an ihrer Stelle findet sich eine tiefe eiförmige Höhlung von außerordentlichem Glanz, als ob sie lackirt wäre. Sämmtliche Knochen dieser Sammlung wurden in einer Tiefe von 22 Fuß gefunden; sie haben ein Gewicht von 5300 Pfund.

Die amerikanischen Blätter zeigen den Tod eines Mannes an, der zu den reichsten Handelsleuten der Welt gehörte. Stephan Girard starb am 27 Dezember in seinem 85 Jahre zu Philadelphia, wo er länger als 50 Jahre gelebt hatte. Zu Perigueux von armen Eltern geboren, von denen er nicht immer die beste Behandlung erfahren haben soll, ging er als Schiffsjunge an Bord eines Schiffes von Bordeaux, das er in New-York verließ. Frühzeitig entwickelte sich in dem jungen Girard das Talent für den Handel; und seine Thätigkeit, Oekonomie und Geschäftskenntniß erwarben ihm nach und nach einen ungeheuren Reichthum. Er hinterließ bei seinem Tode 19 Millionen Dollars, ungefähr 100 Millionen Franken. Die Legate, die er in seinem letzten Willen vermachte, sind eben so merkwürdig als seine Lebensumstände. Zwei Millionen Dollars bestimmte er zur Gründung eines großen Kollegiums für den Staat Pensylvanien, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nie ein Geistlicher, was immer für einem Kultus er angehören möge, Vorstand davon seyn solle. 300,000 Dollars vermachte er gleichfalls Pensylvanien zur Belohnung nützlicher Erfindungen, 500,000 der Stadt New-York, wo er zuerst Amerika's Boden betrat. Sein übriges Vermögen schenkte er der Stadt Philadelphia mit Ausnahme einiger Vermächtnisse an einige Verwandte seiner Frau, die sich nicht über 400,000 Dollars belaufen. Girard war etwas Sonderling, aber von Allen geachtet und geliebt, die ihn kannten. Mehr als 3000 Individuen gab er täglich Arbeit und Nahrung. Eigenthümer des größten Baumgartens von Philadelphia, pflegte er selbst seiner Bäume mit der größten Sorgfalt. Die Früchte ließ er auf dem Markte verkaufen, bezeichnete aber zuvor eigenhändig jede Sorte mit dem Preise.

Französische Blätter geben die Bevölkerung von Paris nach den einzelnen Arrondissements und die Todesfälle im Jahre 1830 in Folgendem an:

1stes Arrondissement . .	61,798	1550	Todte.
2tes	74,775	1451	—
3tes	49,958	977	—
4tes	44,754	1668	—
5tes	67,556	1794	—
6tes	80,811	1945	—
7tes	59,415	1456	—
8tes	72,600	1879	—
9tes	42,561	1225	—
10tes	85,127	1955	—
11tes	50,227	1294	—
12tes	77,454	1912	—
	770,286	18,494	Todten.

Zu bemerken ist, daß die Arrondissements, in denen die größte Sterblichkeit herrschte, solche sind, deren Straßen und Häuser wegen ihrer dumpfigen und ungesunden Lage bekannt sind. In dem Quartier der Chaussee d'Antin z. B., wo die Häuser geräumig, reinlich und luftig sind, zählte man 17,435 Einwohner und nur 276 Todte; was einen Todten auf 63 Individuen gibt. Im Quartiere des Hotel de Ville dagegen, das nur 12,599 Einwohner zählt, gab es im Jahre 1830 411 Todesfälle, was einen Todten auf 35 Individuen ausmacht, also fast die Hälfte mehr als in der Chaussee d'Antin.

Die Bevölkerung von Rom ist seit dem Jahre 1822 fortwährend im Zunehmen begriffen gewesen. Im Jahre 1822 belief sie sich auf 136,085 Seelen; im Jahre 1831 war sie 150,666. Hierunter zählte man 37 Bischöfe, 1452 Weltgeistliche, 1904 Ordensgeistliche, 1375 Nonnen und 606 Seminaristen. Im letztgenanntem Jahre zählte man daselbst 964 Heirathen, 4725 Taufen und 5102 Todesfälle. Im Verhältniß zum vorhergegangenen Jahre vermehrte sich die Bevölkerung um 3381 Einwohner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 51. 20 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Eine biographische Skizze aus dem New monthly Magazine.)

Man bemerkt an ausgezeichneten Männern neben ihrem Triebe große Thaten zu verrichten, auch noch eine eigenthümliche Neigung, die Rolle der Stellung zu spielen, zu der sie durch ihre Talente erhoben wurden. Diese Schauspielerleidenschaft, sich selbst zu spielen, wenn wir so sagen dürfen, erklärt uns, wie mehrere hochgestellte Männer eine Verschiedenartigkeit von Charakteren entwickeln konnten, die wenig im Einklange standen mit ihrem angebornen Genie, oder sogar geradezu im Widerspruche mit ihrer Stellung. Alexander und Julius Cäsar unter Andern waren dieser Leidenschaft im höchsten Grade unterworfen, und letzterer so sehr, daß er, nach Plutarch, am Bord eines Seeräuberschiffes Verse dichtete und Reden deklamirte. Bolingbroke, ein gewandter Politiker, der alle Fähigkeiten eines ausgezeichneten Schriftstellers besaß, spielte die gemischte Rolle eines Freigeistes und Philosophen. Diese mimische Anlage ist auch dem berühmtesten Redner der englischen Tribüne eigen, wie sie Lord Byron eigen war, und Wer seinen edlen Nebenbuhler in Frankreich, zu Rom, in der Pairskammer, am Institute gesehen, wer seine Reisen oder seine andern beredten Schriften, wissenschaftliche oder politische, gelesen hat, wird gestehen müssen, daß dieser Schauspielerinstinkt bei ihm so sehr vorwalter, als er nur je in Garrik oder Talma lebendig seyn konnte.

Wenn wir nun hier behaupten können, daß eben dieser Trieb auch die herrschende Leidenschaft des großen Mannes ist, dessen Bild wir in flüchtigen Umrissen zu entwerfen versuchen, so kann nicht geläugnet werden, daß es nur wenige Menschen geben wird, denen eine günstigere Laufbahn angewiesen wurde, um sich der Entwicklung ihres eigenthümlichen Hanges ganz hinzugeben. Versetzen wir uns einen Augenblick in die Vergangenheit zurück, nehmen wir an, ein Jahr sey verflossen seit der Einnahme und Zerstörung der Bastille: „Ici l'on danse“ steht jetzt mit großen Buchstaben als Ueberschrift auf dem Orte, wo so viele Opfer der Tyrannei schmachteten, und verkündet so mit ächt französischem Humor den Triumph der Revolution. Es ist der vierzehnte Julius — der Festtag der Föderation. In der Mitte des Marsfeldes ist ein ungeheures und prachtvolles Amphitheater errichtet, auf dem der Abkömmling des heiligen Ludwig und der Präsident der Nationalversammlung — die beiden Repräsentanten des alten und des neuen Frankreichs — auf zwei gleichen Thronen sitzen, von denen jene Wappen strahlen, welche das Volk seinen alten Königen entrissen hat. Hier sieht man die Prinzen des königlichen Hauses, die Hoffnung dieser Könige und dieses Volkes, hier die Königin, die durch ihre Gegenwart die Umgebung verschönt, unter der sie auftritt, wie der Morgenstern strahlend, voll Leben, Glanz und Glück. Zu beiden Seiten dieser Throne reihen sich die Mitglieder jener Versammlung an, die so viel Talent, so viel Energie, und so große Beharrlichkeit entwickelten, um eine Konstitution zu schaffen, die leider in ihrer Dauer nur allzu sehr dem schnell vorübergehenden Schauspiel eines so glänzenden Tages gleichen sollte! — Auf diesem Balkone können wir den glanzvollsten und elegantesten der Höfe bewundern — in jener Zeit war es der französische noch — die umher angebrachten Galerien sind mit dem heitersten Volke der Welt gefüllt — mit dem Volke, das zu jeder Zeit am leichtesten zu bezaubern ist und heute noch dazu Alles vor sich hat, was das Auge bestechen und die Einbildungskraft entzücken kann — hier auch sind die Gruppen von Föderirten zu sehen, die aus allen Theilen des Landes herbeigeströmt sind, um alle Gefühle und Interessen Frankreichs zu repräsentiren, wie sie sich unter die Paniere ihrer Sektionen vertheilt mit dem ganzen Enthusiasmus des Nationalcharakters allen freudigen Gemüthsbewegungen hingeben, die die lebensvolle Pracht dieses Schauspiels hervorruft. — Plötzlich entschleiert sich der Himmel, der bis jetzt von Wolken umdüstert war — und die Sonne breitet ihren Glanz über diese imposante Feierlichkeit aus. Ihre Strahlen fallen zuerst auf einen Altar, der nach den edelsten Vorbildern des Alterthums errichtet ist; auf den Stufen desselben drängen sich dreihundert Priester in langen weißen Gewändern mit dreifarbigen Gürteln. Ein Oberpriester erhebt sich, er ist es, es ist der Bischof von Autun, der die Weihe über das große Banner von Frankreich spricht — diese neue Oriflamme, nicht mehr die Fahne des Krieges, sondern das Symbol des Friedens und der Versöhnung zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen den alten Erinnerungen und den neuen Hoffnungen des französischen Volkes. Wer hätte an diesem Tage zu Paris gegenwärtig seyn und glauben können, daß eben diese Menschen, die mit Heinrichs IV Kindern am Fuß der Statue des Bearners weinten, bald darauf um das Schaffot seines Nachkommen tanzen würden; daß diese freudig bewegte Menge die unter Lichterguirlanden, unter Gesängen der Fröhlichkeit und des Glückes die Champs Elisées durchwogte, bald sich zu den wüthenden Pöbelhaufen, die mit dem Blute der Schlachtopfer des

Septembers befleckt, gesellen würden; daß — unheilvolle Folge der Hartnäckigkeit, Treulosigkeit und Selbsttäuschung von einer, und der Entrüstung, Unwissenheit und der rohen Gewalt von der andern Seite! — der Monarch, der Hof, die Deputirten, die Priester, Alles was dieß große Volksfest schmückte — die Religion selbst, die ihm ihre Weihe ertheilte — in so kurzer Zeit dahin und verschwunden seyn würden; und daß endlich der Oberpriester, der die heiligen Gebräuche verrichtete, der dem Feste durch die Mysterien des Christenthums eine höhere Würde lieh, in Verlauf von wenigen Jahren, ein bürgerlicher Laie — und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einer Republik werden sollte, in der die christliche Religion ein nicht mehr anerkannter, wo nicht gar geächteter Kultus war? Und doch war es der Bischof von Autun, Herr von Talleyrand, der damals am 10 Dezember 1797 dem Direktorium den jungen Sieger Italiens vorstellte, und dabei eine Rede hielt, in der er mit dem Takte und der Scharfsichtigkeit, die ihn auszeichnen, nur leicht über die militärischen Talente des Generals Bonaparte hinstreifte, um seine einfache Sinnesart und seine Liebe für abstrakte Wissenschaften zu preisen. „Vielleicht, sagte der gewandte Redner, wird man ihn einst nur durch inständige Bitten der tiefen Zurückgezogenheit seiner Studien entreißen können.“

Wenn der Minister Ludwigs XVI, des Direktoriums, des Kaiserreiches, der Restauration und endlich des Bürgerkönigs — wenn dieser außerordentliche Mann, wie so viele andere große Männer die Neigung hatte, verschiedenartige Rollen zu spielen, gewiß so waren nur wenige Sterbliche vom Schicksal so wie er dazu begünstigt. Mit Gefahr, jenen strengen Moralisten zu mißfallen, die nicht begreifen wollen, daß der Himmel, um uns der Worte eines großen Fürsten zu bedienen, das Gewissen eines Staatsmannes und das eines obskuren Unterthanen nicht aus gleichem Stoffe geschaffen habe, wagen wir es, den glücklichen Wankelmuth zu bewundern, mit dem Herr von Talleyrand in seinem politischen Leben seine Anhänglichkeit wechselte, so wie die anmuthige Gewandtheit, mit der er sich den herrschenden Ideen und Macht habenden Parteien einer jeden Epoche nach einander anschloß, indem er den Besiegten gerade immer zur rechten Zeit verließ, um dem Sieger zu folgen, wozu er stets die Gelegenheit so geschickt zu wählen wußte, daß er immer nur zu thun schien, was Jedermann von ihm erwartet hatte. Dieser vielfache Wechsel der Ansichten und Parteien, der eben so viele Lücken in der Lebensgeschichte dieses Mannes zu bilden scheint, wird vereinzelt und von einer Entfernung aus betrachtet, durch die man gehindert wird, die allmähliche Erhebung oder Absenkung des Weges von einem Punkt bis zum andern zu überblicken, noch schärfer und überraschender ins Auge fallen, als er wirklich seyn mag. Auch die feindseligen Anschuldigungen, die man sich gegen diesen Mann in's Ohr zu sagen pflegt, was sie ohnehin schon verdächtig macht, dürfen nur mit großem Mißtrauen gehört werden; denn es läßt sich denken, daß ihm eben so wenig von seinen Feinden geschmeichelt werden wird, als von Denen, deren Glück in den Zeitstürmen Schiffbruch litt, während auf den gewaltigen Wogen der Revolution seine Barke stets leicht und unbeschädigt hinglitt. Vielleicht fand auch Herr von Talleyrand eine allzu anhängliche Freundschaft bei Denen, die diesem merkwürdigen Manne näher gekommen sich bezaubern ließen von seinen witzigen Einfällen, deren Quelle selbst das Alter noch nicht auszutrocknen vermochte; während sie unter dem leichten spielenden Ton, mit denen er die menschlichen Dinge behandelt, als wären sie mehr lächerlicher als ernster Natur, einen Scharfblick der Ansichten und eine Richtigkeit der Grundsätze bemerkten, die nicht ohne wirkliche Tiefe des Gedankens bestehen konnte. So kam es wohl, „daß der erste Diplomat dieses Jahrhunderts, um uns der Worte des Herrn Thiers zu bedienen, in den Augen dieser Menschen, nicht bloß als der geistreichste, sondern auch als der ehrlichste und aufrichtigste Mann galt.“ — „Sicherlich,“ sagt Larochefoucauld, ist nicht der Mann der feinste, dessen Feinheit Jedermann argewöhnt.“ Der Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von England — Palmerstone — erwartete, so viel wir wissen, sein französischer Kollege in der londoner Konferenz würde sich einer leicht hingeworfenen, aber geheimnißvollen Sprache bedienen; er dachte sich ihn als einen Mann, der stets auf seiner Hut nur darauf ausgeht, andere in seine Falle zu locken, er dachte sich ihn als unerforschlich und arglistig, mit Einem Worte als einen Mann, der, wie Lord Bacon sagt, geschickter die Karten zu mischen als damit zu spielen verstehe. Als er nun dagegen einen Mann fand, der weit entfernt diesem voraus entworfenen Bilde ähnlich zu seyn, vielmehr — wenigstens dem Scheine nach — aufrichtiger und treuherziger sprach als irgend Einer, als er fand, daß Niemand sich so viele Mühe gab, recht verstanden zu werden, daß Niemand so unumwunden in seinen Worten und weniger darauf ausgehend, Andere mehr sagen zu lassen, als sie wollen, war er außer sich vor Erstaunen, und er erklärte feierlich, daß Jedermann bis jetzt diesem Diplomaten Unrecht gethan, der ein Mann sey, voll geraden Sinnes und Aufrichtigkeit, mit dem man nur gerne zu thun haben müsse — und doch könnte sich Herr von Talleyrand seinen Kollegen in diesem vortheilhaftem Lichte gezeigt, und dennoch nie aufgehört haben, ein verschmitzter, ein sehr verschmitzter Mann zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Osseten.

Ueber diesen bis jetzt fast gänzlich unbekannten Völkerstamm, der die höchsten Regionen des Kaukasus bewohnt, sind kürzlich neuere Nachrichten zu unsrer Kenntniß gelangt. Seit dem grauesten Alterthum bis zum Jahr 1830 hatte der größte Theil dieses Stammes noch keine Oberherrschaft anerkannt, und nur alte Gebräuche, die von diesen Gebirgsbewohnern für heilig gehalten, und von einer Generation der andern überliefert werden, befestigen ihre gegenseitigen Verbindungen. Ihre Sitten, verbunden mit herzlicher Gastfreundschaft, ein hervorstechender Charakterzug aller Gebirgsbewohner des Kaukasus, bilden das einzige Band, das sie zusammenhält. Ohne die Achtung, die sie dafür hegen, würden diese barbarischen Stämme sich schon längst untereinander aufgerieben haben. Ihre mündlichen Gesetze sind zum Theil auf den Coder des Königs Georgi VI begründet, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts über Georgien herrschte. Folgende sind die vorzüglichsten:

Mord, Verwundung oder auch nur empfangene Schläge, heischen unvermeidliche und blutige Rache, deren gegenseitige Verfolgung, da sie nach und nach von einer Familie auf die andere übergeht, auf unbestimmte Zeit fortdauert, wofern nicht die feindlichen Familien mittelst eines Lösegeldes, Blutpreis genannt, oder einer Heirath Frieden schließen.

Jeder Familienvater ist verbunden das Leben dessen zu beschützen, dem er Gastfreundschaft gewährt und selbst ihn gegen jede Beleidigung sicher zu

stellen. Würde der letztere getödtet, so muß der erstere seinen Tod rächen, als ob er ein Glied seiner eigenen Familie gewesen wäre, oder ein Lösegeld fordern, dem gleich, das man seinem eigenen Mörder auferlegen würde. Der Mörder soll überdieß sein Vermögen mit dem Angehörigen des Ermordeten theilen.

Der Blutpreis für den Mord einer Frau ist mindestens die Hälfte dessen, was man für einen Mann bezahlt. Für den eines Mannes der einer reichen und mächtigen Familie angehört, ist er höher als für eine Person aus der niedern Klasse. Die Befriedigung der Familien geschieht durch ein Tribunal von Schiedsrichtern.

Obgleich der Ehemann, im Fall eines Ehebruchs das Recht über Leben und Tod seiner Frau hat, so ist er doch verbunden, den Verwandten derselben den Beweis ihres Verbrechens vorzulegen; geschieht Dieß nicht, so können sie den Preis ihres Blutes fordern.

Der Mann, der eines Diebstahls überführt wird, ist gehalten der beschädigten Partei den doppelten Werth Dessen zu erstatten, was er gestohlen hat, und dann muß er seinem Herrn noch eine Buße des fünffachen Werthes entrichten.

Es gibt im Kaukasus eine große Menge alter Kirchen, die ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Gebirgsbewohner sind, und die deßhalb als geheiligte Freistätten selbst für Verbrecher, die vor der Rache flüchten, betrachtet werden. So lange sie in diesen Kirchen oder auch nur innerhalb der Mauern, mit denen sie umgeben sind, verweilen, sind sie vollkommen sicher.

Wenn ein Ossete, der sich in großer Gefahr befindet, in das Haus eines Mannes, der einer großen und mächtigen Familie angehört, bringt, sich der Mütze desselben bemächtigt und sie aufsetzt, so bedeutet Dieß, daß er sich unter den Schutz des Hausherrn stellt; von diesem Augenblick an steht er unter der Obhut der Familie, und wird er getödtet oder beschimpft, so übernimmt diese Familie es ihn zu rächen, als ob er eines ihrer Glieder gewesen wäre.

Dieser Schutz kann auch noch auf die folgenden beiden Arten erlangt werden: Jeder Verfolgte, der in das Haus eines mächtigen Mannes tritt, und sich die über dem Herd befestigte Kette, an der der Fleischkessel hängt, um den Hals legt, deutet dadurch an, daß er sein Schicksal in die Hände des Hausherrn lege, und daß er hoffe geschützt zu werden. Die zweite Ceremonie besteht darin, sich vor dem, dessen Schutz man anfleht, auf die Knie zu werfen, und den Kopf mit dessen Gewand zu bedecken, indem man ruft: „Ich habe mein Haupt mit deinem Kleide bedeckt, du und dein Gott ihr müßt mich schützen und gegen jede Beleidigung vertheidigen, denn ich vertraue mein Schicksal deiner Großmuth.“

Jeder der im Zorn oder in der Absicht zu stehlen die Thür eines Hauses einbricht, muß dem Herrn des Hauses eine von den Schiedsrichtern bestimmte Buße bezahlen.

Nothzucht wird ebenfalls mit einer Geldbuße bestraft, und der Schuldige ist verbunden die Beleidigte zu heirathen, oder wenigstens ein Lösegeld zu bezahlen, dessen Betrag sich nach dem größern oder geringern Ansehen richtet, in dem die Familie steht.

Klagt Jemand einen Andern des Diebstahls an, und opfert ein unreines Thier auf den Gräbern der Vorfahren des letztern, um diesen zu zwingen sich schuldig zu bekennen, und es ereignete sich später, daß die Unschuld des Angeklagten und der wahre Dieb entdeckt würden, so muß der Kläger dem Beleidigten den Preis seines Blutes bezahlen, und ihm und allen seinen Verwandten überdieß noch ein reiches Mahl auf den Gräbern seiner Väter spenden. Eine alte Sitte gestattet den Osseten nicht mehr als drei und einen halben Tag in jeder Woche zu arbeiten; der Sonntag, Montag, Freitag und die erste Hälfte des Sonnabends werden von ihnen regelmäßig als Feste gefeiert. Nur die dringendste Nothwendigkeit kann einen Osseten vermögen am Freitag oder Sonnabend zu arbeiten, und um die Bewilligung dazu zu erhalten, muß er feierlich ein fettes Schaf opfern, das dann seinen nächsten Nachbarn zur Mahlzeit überlassen wird.

Sitten und Charakter des portugiesischen Volkes.

(Schluß.)

Die Portugiesen haben die Gewohnheit, sich eine Menge Namen beizulegen, so zwar, daß derselbe gewöhnlich aus dem ursprünglichen Familiennamen, dem ihrer Gattinnen und jenem ihres Geburtsortes besteht. Das Wörtchen Dom führt allein der König und die nächsten Angehörigen des königlichen Hauses. Alle Personen vom Adel, die höheren Beamten, die Geistlichkeit, Aerzte und Diejenigen, welche einen Orden tragen, werden mit Vossa Senhoria (Euer Herrlichkeit), jeder Andere, wessen Standes er immer seyn mag, Vossa Mercê (Euer Gnaden) angeredet, und zwar in beiden Fällen an der Stelle der in andern Sprachen üblichen dritten Person. Bekannte nennen sich nur bei ihrem Taufnamen, welchem sie den Titel Senhor vorsetzen; jedes Frauenzimmer in den Städten wird Senhora Dona angeredet.

Die Sitten in der Hauptstadt sind schlecht; dieser Vorwurf trifft übrigens alle großen Städte; auf dem Lande kann man Dieses keineswegs behaupten. Man beschuldigt die portugiesischen Schönen, sehr geneigt zu Liebesintriken zu seyn; wenn Dieses nicht ohne Grund geschieht, so trägt wohl ihre Erziehung und besonders die Behandlung ihrer Eltern und Männer, die meiste Schuld, welche ihre Freiheit zu sehr beschränken und alle ihre Schritte bewachen; Dieses geht so weit, daß es die Männer ungern sehen, wenn ihre Frauen lesen und schreiben können, und daß sie sich lieber den Geschäften unterziehen, die allenthalben den Frauen zukommen, um nur zu verhindern, daß diese keinen Vorwand zum Ausgehen finden. Nie darf von der Frau oder den Töchtern des Hauses ein männlicher Besuch empfangen werden, und selbst dann dürfen sie nicht im Zimmer bleiben, wenn männliche Bekannte zu ihrem Vater oder Gatten kommen; der geistliche Hausfreund allein ist von dieser Regel ausgenommen. Manches Weib und Mädchen wird vielleicht gerade durch diesen Zwang gereizt ihren Argus zu täuschen, und geht dann weiter, als sie es selbst wollte. Daß das weibliche Geschlecht, so sehr geschaffen, die Männer durch Geist und Anmuth der Sitten mehr noch zu beglücken, als durch Reize, die so oft schnell vorübergehend sind, in Portugal unendlich verwahrlost ist, bedarf keines Beweises, und ich bin der Meinung, ein Paar portugiesische Eheleute müßten sich, wenn die Flitterwochen vorüber sind, entsetzlich langweilen, um so mehr, da hier die meisten Heirathen von den Eltern geschlossen werden, ohne daß die Betheiligten eher, als vor dem Verlobungstage, etwas davon erfahren; und dennoch sind diese Ehen durchaus nicht unglücklich; ein Beweis, daß ehelicher Unfrieden mehr eine Folge äußerer Zwistigkeiten und Veranlassungen, als Mangel der Uebereinstimmung der Gemüther ist. Liebende finden gewöhnlich einen Vermittler an ihrem Beichtvater, der ihnen bei den Eltern, und zwar meistens mit großem Erfolge, das Wort redet; dadurch erwirbt er sich natürlich Ansprüche auf ihre Dankbarkeit und bleibt der Freund der Familie. In den Städten gibt es ohnehin kaum Eine, die nicht von einem oder zwei Klostergeistlichen besucht würde, welche alle Angelegenheiten der Familie besorgen und sich ihr unentbehrlich machen. Welchen großen Einfluß sie dadurch erhalten, läßt sich denken, und es ist ganz natürlich, da sie die öffentliche Meinung vollkommen leiten, daß jene Partei, welche es versucht, als ihr Gegner aufzutreten, einen schweren Kampf zu bestehen hat. Die Mönche Portugals sind die alleinigen Erzieher des Volkes; dieses vernimmt ihre Lehre mit dem Lallen des Säuglings; saugt ihre Grundsätze ein, und gewöhnt sich, nur zu glauben, was diese wünschen, daß es glaube. Darum war der Versuch der sogenannten Liberalen in Spanien und Portugal sehr unüberlegt, die alten Institutionen über den Haufen werfen zu wollen, so lange ihre festesten Säulen noch aufrecht stehen. Es mag rauh klingen; aber Wer Spanien und Portugal besuchte, wird mir beistimmen, daß es nur ein Mittel gibt, diesen herrlichen, aber höchst unglücklichen Ländern zu helfen, nämlich: Krieg, unerbittlicher Vertilgungskrieg den Mönchen.

Die Vergnügen der Portugiesen bestehen hauptsächlich in Kirchenfesten; zuweilen versammeln sich einige Familien am Abende und belustigen sich mit Tanz, welchen sie, gleich allen südlichen Völkern, leidenschaftlich lieben; bejahrtere Männer können ganze Tage beim Kartenspiele zubringen. Die Erziehung des Volkes ist so vernachlässigt und selbst die höheren Stände sind so sehr Fremdlinge im Gebiete der Wissenschaften, daß ihre Unterhaltung nur äußerst einseitig seyn kann; darum meiden sie auch den Umgang des Ausländers, wenn ihre Geschäfte mit ihm abgemacht sind. Auf dem Lande ist das Volk ohne Vergleich heiterer und gemüthlicher, als die Bewohner der Städte; ich habe auf meinen kleinen Wanderungen in der Umgegend Lissabons oft bemerkt, daß der Dudelsack eines umherziehenden Galliziers das ganze Dorf auf die Beine brachte; die Mühen des Tages,

Kummer und Sorgen wurden vergessen; die nächste beste freie Stelle verwandelte sich in einen Tanzplatz; die älteren Personen schlossen einen Kreis; die jüngern stellten sich zu der muntern Seguidilha an und überließen sich zwanglos dem Vergnügen dieses lebhaften und ausdrucksvollen Tanzes. Wenn Einer der Mächtigen des Landes, der, im Ueberflusse lebend und nichts entbehrend als Heiterkeit des Gemüthes, an einer solchen Gruppe vorbeigekommen wäre, die einen so lebhaften Kontrast mit der langen Weile und Uebersättigung bildete, welche so viele Stunden seines Lebens ausfüllten, so würde er nicht begriffen haben, wie man behaupten könne, der portugiesische Landmann sey auf das Höchste gedrückt, und im beständigen Kampfe mit Elend und Sorgen. Diese Bemerkung läßt sich auf gar viele Länder anwenden.

In Lissabon kleiden sich die Männer meistens nach englischer Mode; die Frauenzimmer gewöhnlich in schwarze Seide, den Kopf mit einem kleinen Spitzenschleier bedeckt. Frauenzimmer des Mittelstandes tragen Tuchmäntel mit langen Krägen und auf dem Kopfe ein dreieckiges weißes Tuch, dessen Zipfel rückwärts herabhängen, und dessen andere Enden unter dem Kinne zusammengebunden werden; mit diesem einfachen Tuche, welches auf die Art, wie es getragen wird, eingefallene Wangen bedeckt, breite Gesichter verlängert, und nur schöne Augen und Nasen zeigt, verstehen sie sehr geschickt zu kokettiren. Auf ihre Fußbekleidung verwenden sie viel, und mit Recht, denn sie haben durchgehends zierliche Füßchen. Das weibliche Geschlecht auf dem Lande kleidet sich wie die Städterinnen, nur in weniger kostbare Zeuge. Die Männer tragen kurze Aermelwesten und unter diesen andere von lebhafter Farbe; dazu kurze Hosen, Strümpfe und Schuhe; sie haben, gleich dem Städter, fast immer ihre Mäntel bei sich, dir gewöhnlich von brauner Farbe sind und an denen eine große, flache Kapuze befestigt ist; diese Mäntel leisten, besonders in Lissabon, woselbst die Uebergänge von einem hohen Grade von Wärme zu einer sehr kühlen Atmosphäre gewöhnlich sind, treffliche Dienste.

Das Klima Portugals ist unstreitig eines der gesundesten und lieblichsten auf der Erde, und man athmet dort eine äußerst reine und stärkende Luft. Die Hitze des Sommers ist nur dann sehr empfindlich, wenn die Seewinde ausbleiben, welches selten geschieht, und die gewöhnliche Temperatur dieser Jahreszeit übersteigt selten zwanzig bis vierundzwanzig Grade R. In Deutschland ist die Hitze oft größer; aber sie hält in dieser Stärke nur ein Paar Tage an, weil ein Gewitter ihr bald ein Ende macht; in Portugal hingegen kann eine Hitze von dreiundzwanzig Graden und darüber mehrere Wochen dauern, ohne daß sich der Himmel im geringsten trübt; die Luft ist dann nicht schwül, wie bei uns, und der beständig heitere Himmel macht die Wärme sogar angenehm. Die kühlen Seewinde und die kalten der nördlichen Regionen mildern überdieß die Hitze außerordentlich und fallen sogar oft beschwerlich; indem sie den mit einem feinen Schweiße bedeckten Körper treffen und die Verdünstung dieser Feuchtigkeit hindern. Nach Sonnenuntergang läßt gewöhnlich der Wind nach, die nördlichen Lüfte und die des nahen Weltmeeres werden dann nicht mehr von den Sonnenstrahlen gemildert, und es wird sehr kühl. Kurz vorher noch so warm, wirkt dieser schnelle Uebergang um so empfindlicher auf den Körper, und man muß sich daher vor Erkältung besonders in Acht nehmen. Zur großen Verwunderung der Portugiesen fällt, obwohl höchst selten, selbst in Lissabon Schnee, der aber nur einige Minuten liegen bleibt. In den Gebirgen schneit es stark, und in Algarbien ist der Winter, in den höher liegenden Theilen des Landes, ziemlich strenge.

Vermischte Nachrichten.

In englischen Blättern liest man folgendes Schreiben der Gemahlin des Generals Torijos an eine Freundin in London:

„Paris den 19 Januar 1832.

„Ich erhielt Ihren freundschaftlichen Brief, und obgleich nicht im Stande zu schreiben, kann ich Sie doch nicht ohne Antwort lassen, wäre es auch nur, um Ihnen zu sagen, daß ich mich besser befinde, als ich wünsche oder es erwartet hätte. Sir kennen den Verlust, den ich erlitten, denn Sie wissen, wie wir mit einander lebten. Sie können also meinen Schmerz bemessen und begreifen, daß ich nicht den Mann zu überleben wünsche, der mein einziges Glück war. Ich bin hier in einem fremden Lande, und ohne Mittel, aber Dieß ist der letzte Gedanke, der mich beschäftigt, und obgleich meine Freunde sehr für meine Zukunft bangen, so ist mir die Sache doch ganz gleichgültig; denn nichts kann fürder mehr auf mich Eindruck machen, nachdem ich meinen geliebten Pepe und mein Vaterland verloren habe. Um was ich Sie noch zu bitten habe, besteht darin, daß Sie dem Herausgeber der . . . . den beiliegenden Brief von M . . . r übergeben, und daß Sie ihn, wenn Sie es für angemessen halten, übersetzen und bald möglichst seine Einrückung besorgen. Der einzige Zweck des traurigen Lebens, das ich noch zu leben habe, soll darin bestehen, jede Mißdeutung, die den Ruf meines angebeteten Gemahls verdunkeln könnte, zuvorzukommen, und hiedurch fühle ich mich auch bewogen, auf den Artikel in dem oben erwähnten Journal zu antworten. Mein Körper, obgleich stark und kräftig, beginnt zu unterliegen — eine Veränderung, die mich erfreut; denn die einzige Hoffnung beseelt mich noch, bald Dem ins Grab folgen zu dürfen, um dessen willen allein das Leben für mich einen Werth hatte. Meinen besten Dank an alle Glieder Ihrer liebenswürdigen Familie, und insbesondere an meine theure Charlotte; ich bitte Sie um Ihre Theilnahme und Ihr Gebet bei Gott für Ihre unglückliche Freundin Luisa de Torrijos."

Ueber das Lebensende des Generals fügen Briefe aus Malaga den bereits bekannten Vorfällen noch vinzu, daß er und seine Unglücksgefährten nach ihrer Gefangennehmung vierundfünfzig Stunden ohne einen Bissen Brod gelassen wurden, und sich diese Zeit über in dem Karmeliterkloster von Malaga befanden. Torrijos sagte vor seiner Hinrichtung: es werde früher oder später die Zeit kommen, wo sein und seiner Gefährten Tod mit den Waffen in der Hand gerächt werden würde, und Don Manuel Florez Calderon sprach in seiner letzten Stunde: „Kommen wird der Tag, wo an der Stelle dieses Klosters ein Denkmal zu ewigem Andenken Derer, die hier sterben mußten, errichtet werden wird, und dieses Land wird das Erbe unsrer Nachkommen werden." Torrijos erbat sich die Erlaubniß selbst das Kommando zum Feuern geben zu dürfen. Man bewilligte es ihm, und er bestimmte als Zeichen, daß er seinen Hut auf den Boden werfen wolle. Hierauf wurden ihm die Augen verbunden und Torrijos zuerst unter dem Arme verwundet. „Feuer, Grenadiere," rief er den Grenadieren zu, „Feuer, ohne zu fehlen!" Beim zweiten Schusse wurde er von einer Kugel ins Auge getroffen; er fiel rücklings auf den Boden und starb mit den Worten: „Feuert sicher, meine Jungen, feuert." Die Leichen wurden nach der Hinrichtung unverzüglich auf den Kirchhof geführt und beerdigt. Der englische Konsul ließ den Engländer Boyd, der sich unter den Hingerichteten befand, nach dem protestantischen Begräbnißplatze bringen.

•

Englische Blätter enthalten folgende neuere statistische Notizen über Canada. Die Gesammtbevölkerung dieses Landes, das Montreal, Quebec, die Three Rivers, Gaspe, und die Grafschaft Bonaventure umfaßt, beläuft sich auf 454.598 Seelen. Das ganze bebaute Land besteht in 2.946,565 Morgen, hierunter 1.914,587 Morgen Brachfeld und Wiesen. Die inländischen Manufakturen sind in gedeihlichem Fortgang begriffen; es werden jährlich im Durchschnitte 158.696 Ellen Leinwand, 808.240 Ellen Flanelle und 1.153.675 Ellen Stoffe verfertigt. Die Zahl der Webstühle in der Colonie beträgt 15.245.

•

Einer der größten Bäume der Welt, der die Bewunderung aller Reisenden auf sich gezogen hat, befindet sich in Mexico auf dem Kirchhofe von Sta. Maria de Tesla, zwei und eine halbe Meile von Oaxaca. Es ist eine Cypresse, die nicht weniger als 127 (engl.) Fuß im Umfange mißt, und deren Höhe 120 Fuß beträgt. Im Verhältnisse zu ihrer Größe hat sie weniger Laub als der kleinste von den Bäumen, von denen sie umgeben ist. Einige ihrer Zweige haben dreißig Fuß Höhe. Diese Cypresse, von der schon Cortez in seiner „Geschichte der Eroberung von Oaxaca" als dem größten Wunder spricht, das er gesehen, und unter deren Schatten sein ganzes kleines europäisches Heer ausruhte, wird von den eingebornen und umliegenden Indianern mit heiliger Ehrfurcht betrachtet und „Sabino" genannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 52. 21 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Ein Wort der Frau von Staël über Talleyrand scheint uns zu hart, um gerecht zu seyn; auch kann man seine Ueberraschung nicht bergen, es aus dem Munde einer französischen Dame zu hören. „En vérité, soll Frau von Staël gesagt haben, ce M. de Talleyrand, c'est la merde dans un bas de soie.“ Uebrigens wird dieser derbe Witz auch Fouché in den Mund gelegt. Frau von Staël, die eben so überspannt war in ihrem Hasse wie in ihrer Zuneigung und nie einen Anlaß vorüber gehen ließ, um ihren Vater oder ihren Geliebten, wenn sie einen hatte, zu vergöttern, konnte freilich nicht wohl einem undankbaren Freunde verzeihen oder ihn vergessen. Herr von Talleyrand war nach der Zurückberufung Chauvelin's nach Amerika gegangen und so den furchtbarsten Auftritten der Revolution fremd geblieben; als er nach Frankreich zurückkam, war die Schreckensherrschaft Robespierre's gestürzt und das Direktorium, Barras einen Altadeligen an der Spitze, suchte der gesellschaftlichen Welt von Paris wieder etwas von jener alten Eleganz zu geben, welche die letzten Tage der Monarchie verschönert hatte. Die Gesellschaft bestand damals freilich aus minder ausgesuchten und mehr gemischten Elementen; die Menschen, die darin den ersten Rang behaupteten, waren die Kinder ihres Unternehmungsgeistes oder ihrer Thaten; das ausgestandene Unglück, die Gefahren, die noch ob jedem Haupte schwebten, erzeugten einen wilden Durst nach den Genüssen des Lebens (seine Dauer war ja so ungewiß), der für die Zartheit des Geschmacks und die guten Sitten nicht sehr vortheilhaft war. Indeß bildete Barras, umgeben von seinem Hofe, dessen Zierde Frau von Talien und Frau von Beauharnais waren, so wie Frau von Staël, die durch ihre glänzende Unterhaltungsgabe alle Talente und Celebritäten des Tages in ihre Salons zog, zwei Mittelpunkte von diesem Reiche der pariser Gesellschaft, dessen Wichtigkeit schon aus der Mühe, die sich späterhin Bonaparte gab, um die Sanktion des Faubourg Saint Germain zu erhalten, einleuchten mag. Herr von Talleyrand war eine alte Bekanntschaft der Frau von Staël, und er machte ihr daher auch häufig seine Aufwartung. Mit aller Anmuth des Umganges, die wieder Mode wurde, und mehr als irgend Jemand mit Talenten begabt, die ihm in der Gesellschaft, welche er besuchte, Rang und Ruf erwerben konnten, gelang dem Erbischof Alles, nur nicht eine Stelle in der Republik zu erhalten. Zu gleicher Zeit bedrängten ihn aber auch seine beschränkten Einkünfte mit unaufhörlichen Verlegenheiten. Schon in Amerika war er genöthigt gewesen, seine Uhr zu versetzen. Eines Tages kam er zum Besuche bei Frau von Staël früher als gewöhnlich, und indem er seine Börse zog, und zwanzig Franken, ihren ganzen Inhalt, auf den Tisch schüttete, sagte er: „Man muß leben, und hier ist Alles was ich habe; wenn Sie für mich nichts thun können, so darf ich nur immerhin gehn, um in die Seine zu springen.“ Frau von Staël, die Herrn von Talleyrand sehr zugethan, und entzückt war, eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, wie weit ihr Einfluß sich erstrecke, ging sogleich an's Werk. Das Direktorium suchte damals seine Macht dadurch fester zu begründen, daß es sich mit Namen umgab, auf denen von der Schreckensregierung her keine Flecken hafteten, und wirklich gelang es auch Frau von Staël die fünf Direktoren zu überreden, daß sie einen köstlichen Gewinn an einem Mann von so großem Talent machen würden, der schon frühzeitig der Sache der Freiheit ergeben gewesen, ohne sich mit ihren Ausschweifungen zu beflecken, und der als Mann von Stand und Geburt den besten Minister abgebe, den man finden könne, um dem Mouvement Halt zu gebieten, und alle Elemente der Revolution in einen Bund zu verflechten. Frau von Staël sprach für eine so treffliche Sache und wußte so gute Gründe aufzuführen, daß ihre Beredsamkeit einen vollständigen Sieg errang und ihr berühmter Schützling zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, weil er nicht mehr als zwanzig Franken in der Tasche hatte. Allein es kam die Zeit, wo Beschützerin und Schützling die Plätze wechselten; eine Menge unvorhergesehener Verhältnisse, bei denen ohne Zweifel mehr das Schicksal als freiwillige Schuld die Hand im Spiele hatte, verbot Herrn von Talleyrand länger der Freund der Frau von Staël zu bleiben, und Corinna durch das Unglück der Gegenwart und die Erinnerungen der Vergangenheit höchst erbittert, haßte ihn nun eben so sehr, als sie ihm früher nützlich gewesen war.

Wenn man einmal erkannt hat, daß ein Mann Fähigkeiten besitzt, so bleibt immer noch eine Schwierigkeit zu heben, nämlich die Frage zu lösen, unter welche Klasse dieses Talent eingereiht werden muß, und welchen Rang es unter andern Menschen von ausgezeichneten Fähigkeiten verdient. Die Schattirungen, durch die sich die Menschen von einander abstufen, entspringen größtentheils mehr aus der

Verschiedenheit ihres Charakters, als aus der ihrer Intelligenz. Den Einen zeichnete eine ausschließliche Anlage ihre Bahn zum Glücke vor, Andere schreiten auf ihr durch die Geschmeidigkeit fort, mit der sie sich in die Anforderungen der Verhältnisse zu fügen wissen. Andere endlich von einem gediegeneren Gusse bemächtigen sich, wenn sie an dem Wendepunkte ihres Genies einen günstigen Augenblick finden, mit einem Griffe der Staatsangelegenheiten und reißen wie eine Windsbraut alle Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellen, mit sich fort, während der Drang der Umstände das Volk, aus dessen Mitte sie erstehen, mit der Leidenschaft erfüllt, von der sie selbst beseelt sind. Dieß sind die Menschen, die in der Geschichte den größten Namen erringen; denn sie sind nicht bloß die Repräsentanten ihrer Zeit, sondern der eigentlichste und edelste Ausdruck derselben. Allein es bedarf eines ganz besondern Zusammentreffens von Umständen, um solche Charaktere hervorzuheben, und wenn in der Folge Begebenheiten eintreten, die minder ihrem Genie verwandt sind, so stürzen sie sich, unfähig der Macht der Ereignisse sich zu fügen, und fortgerissen von dem gewaltigen Sturm des inneren Antriebes, dem sie ihre Erhebung verdankten, in die Brandung, die sie zerschmettert. (Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

5. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Coroatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung.)

Erblickt man den brasilianischen Wilden zuerst, so ist man sehr geneigt, ihn für kupferroth zu halten; seine natürliche Hautfarbe ist aber die eines hellfarbigen Mulatten. Daß der nackte Mensch, der vom Tage seiner Geburt angefangen unausgesetzt den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, von dieser roth gebrannt wird, ist natürlich. Ueberdieß haben mehrere Nationen die Gewohnheit, sich theils zum Schmucke ihres Körpers, theils zum Schutze gegen den Stich der Insekten, von welchen die Wälder angefüllt sind, mit färbenden Thonerden und dem Safte verschiedener Pflanzen zu beschmieren, wodurch die äußere Hautfarbe zuletzt eine Veränderung erleiden muß. Die Kopfhaare der Wilden sind sämmtlich dunkelschwarz, glänzend, sehr dicht und so hart und steif, daß sie immer vom Kopfe abstehen; einige lassen sie lange wachsen, andere verschneiden sie, gleich den Ordensgeistlichen mancher Klöster. An den übrigen Theilen des Körpers haben sie nur wenige Haare; auch hierin weichen sie von einander ab, manche raufen sie alle aus, andere lassen sie natürlich wachsen. Die Gewohnheit, wie die meisten Völkerstämme Nordamerika's und Afrika's, den Körper zu tatauiren, bemerkt man bei den erwähnten wilden Nationen nicht; nur die Weiber ziehen an einigen Stellen des Körpers gefärbte Fäden durch die Haut, doch bemalen sich alle mit verschiedenen Figuren, um sich bei ihren Festen zu schmücken. Dieses ist auch die einzige Spur von Luxus, welchen man bei ihnen wahrnimmt, und obwohl die Weiber eitel sind, so bemerkt man doch nicht, daß die Neigung zum Putze ihre Erfindungsgabe aufgeregt hätte. Es ist ein großer Beweis derselben, wenn man einigen begegnet, welche ihren Hals mit einer Schnur angereihter Affenzähne zieren. Bei einigen Stämmen unterbinden die Mädchen die Füße zwischen die Knie und Waden, wodurch dieser Theil ungemein dünn bleibt, und der Waden dagegen stärker hervortritt; sobald sie aber heirathen, wird diese Binde gelöst.

Die Eroberer Brasiliens und einige talentvolle Männer, welche dieses Land damals besuchten, und sich längere Zeit unter den Ureinwohnern aufhielten, schilderten sie fast einstimmig als harmlose, gutmüthige und gefällige Menschen, welche neben den Mängeln des im Naturzustande lebenden Geschöpfes auch wieder jene guten Eigenschaften besaßen, die unter den gebildeten Völkern immer seltener werden. Sie zeigten sich als treue Verbündete der europäischen Ankömmlinge, und wer die Geschichte der Missionen kennt, welche die Jesuiten am Paraguay gründeten, der wird mir beistimmen, daß diese Indianer unter die Klasse der gutmüthigsten Menschen gerechnet werden müssen. Heut zu Tage finden wir, mit geringer Ausnahme, den Charakter der brasilianischen Wilden auffallend umgeändert und durchaus dem Gemälde, welches wir von ihren Vorfahren besitzen, unähnlich. Wir nehmen fast bei allen eine wirklich bedauernswerthe Seelenstarrheit wahr; eine düstere, melancholische Seelenstimmung scheint sie ausschließlich zu beherrschen; sie zeigen gegen Alles, was sie sehen, eine an Stumpfsinn gränzende Gleichgültigkeit; sie bewundern nichts, sie äußern keinen Tadel, ahmen auch nichts nach, selbst wenn der Vortheil, der daraus für sie hervorgeht, ihnen unmöglich entgehen konnte. Man vermißt endlich bei den meisten Volksstämmen jede Spur des Daseyns edlerer Gefühle; sie sind weder anhänglich, noch für genossene Wohlthaten empfänglich, und nicht selten üben sie gegen Diejenigen, die ihnen Gutes thaten, dieselbe Tücke aus, wie gegen ihre ärgsten Feinde. Man kann diese traurige Veränderung ihres Charakters, diese Verläugnung aller bessern Gefühle allein dem empörenden Betragen der Portugiesen zuschreiben, welche diese unglücklichen Menschen, seitdem sie von Brasilien Besitz nahmen, unaufhörlich verfolgten und sich die schändlichsten Handlungen gegen sie erlaubten. Wie die Spanier die harmlosen Völker Peru's und Meriko's gleich wilden Thieren behandelten und zuletzt beinahe gänzlich aufrieben, so verfuhren auch die Portugiesen mit den rechtmäßigen Besitzern Brasiliens, obwohl die Fürsten, die über Portugal herrschten, zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Indianer lobenswerthe Gesetze gaben. Wie diese beobachtet, wie ihnen gehorcht wurde, hat die Geschichte dieses Landes in ihrem richtenden Buche aufgezeichnet; ein Beweis, daß Gesetze ohne die Kraft oder den ernsten Willen, ihnen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, keineswegs zur Wohlfahrt der Völker beitragen, und zu nichts Weiterm dienen, als das Gewissen des Fürsten, der sie gab, zu beruhigen, und den Völkern den Vorwand zur gerechten Klage zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

Das Leben des russischen Gardeoffiziers bietet keine erfreulichere Abwechslung, als das der Gemeinen in den Kasernen. Derselbe knechtische

Zwang, dieselbe geisttödtende Einförmigkeit des blindlings gehorsamen Dienstes. Der Verfasser gibt eine nicht sehr erfreuliche Schilderung hievon in Folgendem:

„Wir wollen die drei Tage aus dem Leben eines Garde-Kavallerie-Offiziers im Geiste durchwandern, und haben dann ein Bild der langen Jahre, der ewigen Sehnsucht nach Avancement, die erst gestillt würde durch das Patent zum General-Feldmarschall. Es ist mitten im schönsten polnischen Sommer, der nicht minder warm und schwül ist, als irgend ein anderer; der Garde-Offizier träumt auf seiner feinen Matratze vom Genusse des Lebens, und erwacht um halb vier Uhr, auf das Pochen oder Rufen seines Bedienten, der bereits die Thee-Maschine (den Samowar, „Selbstkocher") auf den gedeckten Tisch gestellt hat. Der Erwachende schlägt fragend die Augen auf, blickt mit Resignation auf das Elysium seiner Traumwelt zurück, indem er sich besinnt, daß er heute du Jour seyn wird. Iwan, Feodor, Staß (Anastasius) oder wie der Bursche heißt, reicht seinem Herrn die bereitliegenden Unterkleider, und mürrisch gähnend bei dem Gedanken an das bevorstehende Tagewerk des Müßigganges, schlüpft der Garde-Offizier in die rothbestreiften Pantalons, oder in die grauen (je nachdem der Esprit de corps es mit sich bringt), macht seine Toilette bis zum Umwurfe des seidenen Schlafrocks, und setzt sich aufs Kanapee, an den Theetisch, zum Frühstück, brant etwa zur Veränderung seinen Kaffee und springt auf nach kurzem Prozeß, indem er einen der oben bezeichneten Dutzend-Namen ruft, worauf der Diener hereintritt und ihm die Uniform anlegt.

„Die Taille wird bestmöglich geschnürt, und die ganze Puppe vor einem Figurspiegel in Stand gesetzt. Endlich klirrt der Heldensäbel an der Linken, der Helm, der Kolpack, oder die Schapke wird aufgestülpt, und der Diener reicht in aller Eile ein Paar saubere Handschuh dar, der Mantel wird umgehängt und die Droske fährt vor, und es geht nach Belvedere zu, wo der Leser der „Memoiren" bereits die Ankunft eines Offiziers du jour beobachtet hat. Wir übergehen die Darstellung der Scenen auf Belvedere, und begleiten den Offizier auf anmuthigen Wegen durch die Alleen und Gänge zu Lazienki, in die Kaserne seines Regiments, und, wenn es ein Subaltern-Offizier, in die Kaserne seiner Escadron, wo sein Bedienter auf ihn wartet, mit allen Siebensachen, welche die Bedürfnisse des Tages erfordern. Es ist gegen sieben Uhr vorgerückt, oder schon später (je nachdem das Lever zu Belvedere kurz oder lange dauerte), der abgelöste Kamerad eilt nach Hause, und freut sich seiner beschränkten Freiheit. Iwan oder Feodor schleppt nun das Bündel ins aufgeräumte du Jour-Zimmer, welches Letztere, außer einem Kamin, einem Ofen und zwei ledernen Sopha's, einen Tisch und einige Stühle umschließt. Es wird ausgepackt, und es findet sich ein Korduan-Kopfkissen, nebst orientalischer Pfeife mit Bernstein, und eine Schnappsflasche. Das sind die drei Hauptdinge. Ist der Offizier ein Ausländer, oder ein Kur-, Esth- oder Liefländer, so befinden sich auch ein paar Bücher unter den Siebensachen, die beim Russen seltener vorhanden, wenn es nicht etwa ein Fürst ist. Der Tatar denkt noch weniger an Lektüre. Der Pole hat etwa drei französische Bücher neben sich liegen und — liest in keinem, und polnische Lektüre d a r f er nicht lesen.

„Ist der Escadrons-Chef zugegen, so muß Iwan warten, und der Offizier du jour begleitet den Obristen oder Rittmeister Schritt vor Schritt, wohin er sich wendet. Diese Promenade, im ewigen Dienstgespräche über Knöpfe und Hufnägel, dauert oft bis zehn Uhr, und dann erst ergreift Iwan die Stiefel seines Herrn, der sich gähnend aufs Kanapee setzt, und sich entkleiden läßt. Aus Oekonomie wird nämlich eine alte Uniform angelegt, und die neublanke nach Hause geschafft, wogegen die gesunde Vernunft gar nichts einzuwenden hat. In der vollen Uniform, mit Epaulets und Sporen, höchstens zur Bequemlichkeit aufgeknöpft und entschnürt, wirft sich nun der Offizier du jour aufs breite lederne Kanapee, die Furaska (Interimsmütze) auf dem Kopfe, lehnt sich ans bezeichnete Korduan-Kissen, und schläft ein mit dem ängstlichen Gedanken, im Nu aufspringen zu müssen, wenn es etwa irgend einem Kommandeur einfallen sollte, die Escadron zu besuchen.

„Vor seiner Thüre, gemeiniglich auf der äußeren Schwelle, sitzt ein Soldat ohne Waffen, der wie ein Hund, den Schlaf seines Herrn bewachen muß, um ihm bei Zeiten melden zu können, wenn etwas vorfiele. Dieser Wächter ist ebenfalls du Jour, und muß sitzen bis Nachts um zwölfe, wo ihn ein anderer ablöset. In der Kaserne herrscht das ganze Jahr hindurch Grabesstille. Keine Seelenheiterkeit macht sich Luft in übermüthigem Tumult. Leise, ernst und düster schleicht der Soldat umher, ängstlich, schüchtern und furchtsam, denn der Offizier du jour ist in der Nähe, und im Stalle ruhen die schönsten Ruthen. Auf solche Weise schläft der Kornet oder Lieutenant ungestört bis Mittag, wenn kein Donnerwetter von Oben ihn aufschreckte.

„Es ist gegen zwei Uhr, und Iwan erscheint mit dem Essen, entweder vom Restaurateur unweit der Kaserne, oder (wenn der Offizier seine eigene Küche führt) vom Hause. In letzterem Falle ist es eine Doppel-Portion, und ein Kamerad du jour ist im Voraus eingeladen. Ein „Kümmel" wird vorangeschickt. Das Diner wird eingenommen, der Hauskoch wird gelobt, oder der Restaurateur wird mit Heißhunger getadelt und verflucht. Es wird Kaffee getrunken und mit Wohlbehagen eine Pfeife „Wachstoff" geraucht, oder vorher ein paar Stündchen geruht, je nachdem die Eigenthümlichkeit oder die Gewohnheit entscheidet. Kaum aber ist dieß oder jenes begonnen, so stürzt der Wächter herein mit dem halb leisen Ausrufe: „Der Obrist —! — der Rittmeister!" und die Pfeife oder der Schlaf wird bei Seite geworfen, und in fliegender Eile muß die Toilette gemacht werden. Bis auf jeden Knopf in bester Form, stürmt nun der Held „des Tages" dem Feinde — nein, dem C h e f d e r E s c a d r o n entgegen, rapportirt und schließt sich ihm an, wie früher. Es werden Rekruten exerzirt, Pferde untersucht, oder eine Wache wird probirt, welche morgen aufziehen soll; — immerhin dauert die Geschichte einige Stunden, und so lange der Chef kein Zeichen der Entlassung gibt, darf der Lieutenant oder Kornet sich nicht in sein Zimmer zurückziehen. Endlich empfiehlt sich der Escadrons-Kommandeur, und fluchend über die Dienst-Langeweile kehrt der Geplagte zu dem Kameraden zurück, wenn dieser nicht etwa zu einem ähnlichen Rapport in seine Kaserne geholt worden.

„Es ist jetzt anmuthig kühl, und unter dem antiken Vorsprunge des Portals besonders schattig und angenehm. Da sitzt nun der Offizier du Jour mit seiner Pfeife und einem Buche, oder wenn das Lesen ihm schwer wird, mit der Pfeife allein, falls nicht just einige Geistesverwandte mit ihm dujourieen, welche sich zu einer Karten-Partie zusammenfinden — was höchst selten unter Ausländern geschieht. Der Abend naht, aus dem Stabe her ertönen die Drommeten, — der General ist im Regiment, und in der That, dieses Konzert ist wenigstens eine Unterhaltung für den Offizier du jour, der etwa die Melodien mit Kunstverstand nachpfeift oder nachbrummt, sich besinnt, aus welcher Oper die Passagen wohl seyn mögen, und dann aufspringen muß, indem der Escadrons-Chef schon wieder angekommen ist, der sich um diese Zeit dem General zu zeigen pflegt in seinem Diensteifer. Zwischen sieben und acht Uhr wird Appel gehalten. Der Offizier du jour wandert beim Verlesen vor der Mittelfronte auf und ab — es fehlt „keine Seele," und er begibt sich zum Rittmeister du jour, demselben zu rapportiren, „daß die Escadron in der besten Ordnung." Der Rittmeister, wenn auch noch jünger an Jahren, als der alte Lieutenant oder Kornet — empfängt den Dienstrapport mit lächelnder Würde oder mit stillem Ernst, je nachdem das persönliche Verhältniß; ladet aber den Ueberbringer freundschaftlichst zum Thee, wozu er den Samowar nebst Zubehör ins Regiment bringen ließ. Es wird ein Tisch unter die Pappeln oder in den schmalen Vorgarten gestellt, und bestens belastet. Diese trauliche Gesellschaft der Fünfe vom Regiment wiederholt sich alle Abend unter andern Individuen, und bietet einen besondern Reiz der Kameradschaft. Jeder raucht seine Pfeife und trinkt seine zwei Biergläser voll starken Thee, wobei die Zeit verstreicht und manches Wort gesprochen wird — im Vertrauen auf Charakter — welches Letztere aber nicht allzuweit ausgedehnt werden muß; da es Beispiele gegeben, daß sogar ein Kamerad den andern verrathen, indem er höhern Orts rapportirte, was zu ähnlicher Stunde gesprochen worden.

„Gegen Mitternacht begibt sich ein Jeglicher in seine besondere Escadron, wirft sich aufs Lager, hüllt sich in den Mantel und schläft, bis etwa der General du jour um Mitternacht die Kasernen visitirt, oder bis der Escadrons-Chef um vier oder fünf Uhr im Regiment erscheint, und eine Musterung rc. und die Anwesenheit des Offiziers du Jour verlangt. In dieser Stellung trifft ihn nun meistens der Ablösende — wie er den frühern; und Iwan hat schon Alles zusammengepackt, und die Siebensachen werden nach Hause getragen. Der zweite Tag ist mithin begonnen. Der Garde-Offizier kommt nach Hause, wirft die zeelegene, bestäubte Uniform von sich, und setzt sich zum Frühstück, welches ihm vor Müdigkeit nicht

sonderlich schmeckt. Er geht zu Bette, und schläft ruhig bis eilf Uhr; steht auf, setzt sich ans Fenster, während Iwan ein bescheidenes Gabelfrühstück ordnet, oder er kleidet sich an und begibt sich in „halber Form" (d. h. im Uniform-Oberrock mit Degen ꝛc.) zu Tennstädt in der Miodowa Ulica (Methstraße) — oder in sonst eine solide Weinwirthschaft, wo um diese Zeit, nach der Parade, einige Kameraden beim zweiten Frühstücke anzutreffen sind. Ist das geschehen oder nicht, so sitzt er wenigstens um zwölf Uhr wieder in seinem Lehnstuhle am Fenster, schaut auf den Alexanderplatz, oder in die „neue Welt" hinaus, trommelt mit dem Daumen vor Langerweile, sieht die Generale vorüberfahren, und wirft Blicke der Sehnsucht auf irgend eine reizende Erscheinung, welche zu Fuße, zu Wagen oder zu Pferde dahinschwebt, schaut nach der Uhr aus natürlichen Gründen, die im leeren Magen Raum finden; und so wird es endlich zwei Uhr. Der Tisch ist gedeckt — und einsam oder höchstens mit zwei Kameraden wird das Mahl eröffnet, denn das Diner in Privatgesellschaft ist durch höhern Willen untersagt: es könnte Veranlassung geben zu — demagogischen Gesprächen. Nach Tische wird ein sanftes Mittagsschläfchen abgeschlummert, und um vier oder fünf Uhr setzt man sich wieder ans Fenster, und raucht seine Pfeife und trommelt mit dem Daumen und schaut in die Welt hinaus. Nun würde es sehr zweckmäßig seyn, einen Gang ins Freie zu unternehmen, oder irgend einen Gesellschaftsort zu besuchen. — Letztere aber existiren in Warschau nicht, weil das russische System dergleichen öffentliche Berührung zu vermeiden strebt; sie könnte Veranlassung geben zu demagogischen Umtrieben. Noch weniger kann sich der Garde-Offizier zu einem Spaziergange aus dem Thore wagen. — Der Großfürst könnte ihm begegnen, ihn fragen, was er vorhabe? mit wem er da draußen zusammentreffe? ꝛc. Er bleibt also auf sein Zimmer beschränkt, wenn es kein Theater gibt, und auch das Theater kann er nicht täglich besuchen, da er durch seine Uniform an den Platz gebunden ist, der einen Silberrubel kostet, und die Rubel hangen nicht immer so los, als die Flüche für seinen Iwan. Er wandert daher höchstens einmal die „neue Welt" auf und ab, erneuet das fare l'amore, wenn die Gelegenheit sich just darbietet, oder begrüßt einen Kameraden im Vorübergehen mit einer Klage über die schauderhafte Langeweile. Darauf begibt er sich nach Hause und trinkt Thee, oder folgt einer Einladung und nimmt den Thee in Gesellschaft ein, etwa in der Familie eines Gardegenossen, oder bei einer gastfreien Dame, je nachdem die Verhältnisse, Bekanntschaften und Zufälle eine Veränderung herbeiführen. Um neun Uhr geht man aus Familienkreisen nach Hause oder sonst wohin, wenn man seither einsam zu Hause gesessen, verweilt etwa ein Stündchen in einer Restauration, was aber sehr selten geschieht, indem man durch Spione genirt, sich nicht laut unterhalten kann. Gegen Abend ist übrigens schon über den folgenden Tag entschieden worden, der Laufschreiber der Escadron hat den Prekas *) gebracht und ihn, wenn er den Offizier angetroffen, laut vorgelesen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Tagsbefehl.

Vermischte Nachrichten.

Die Aufmerksamkeit des englischen Publikums ist gegenwärtig sehr durch einen im königlichen Hause erhobenen Erbfolgestreit in Anspruch genommen. Der Herzog von Sussex, einer der jüngern Brüder des Königs, vermählte sich im Jahre 1793 mit Lady Augusta Murray, und obgleich sein Vater und die königliche Vermählungsakte (royal marriage act) diese Verbindung als ungültig erklärten; so beging er nach seiner Rückkehr nach London dennoch seine Hochzeit feierlichst in Hanover-Square. Der Prinz hatte sich in dem Ehevertrag unter dem Namen August Guelph einzeichnen lassen, und den einfachen Beinamen „Arbeiter" (Labourer) angenommen. Der geistliche Gerichtshof sprach gleichfalls die Nullität dieser Heirath aus, indeß verlieh Georg III. im Jahre 1806 doch der Lady Augusta Murray den Titel einer Gräfin von Amelande. Sie starb im Jahre 1830 am 28 Februar. Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder, August und Helene von Este, haben nun berühmte Rechtsgelehrte, wie den Dr. Lushington und Herrn Richard, zu Rathe gezogen, und diese ein Gutachten ausgestellt, worin bewiesen wird, daß die Kinder der Gräfin von Amelande gesetzliche Ansprüche haben, ihrem Vater, dem Herzog von Sussex, in Namen, Rang und Privilegien zu folgen. Die Rechtsgründe, auf die man sich hiebei stützen will, sind, daß der Herzog als Prinz und englischer und irländischer Pair durch Nichts gehindert werden konnte, im Auslande eine eheliche Verbindung einzugehen; zumal da in der Zeit, von der es sich handelt, Irland noch seine abgesondert eigene Gesetzgebung besaß. Man sagt Georg IV habe dem jungen August von Este den Rang eines Marquis angeboten, dieser aber ihn nicht angenommen. Jedenfalls dürfte es schwieriger halten, diese Prätendenten zufrieden zu stellen, als die Ansprüche der Herzogin von Cumberland, einer gebornen Lady Willmot. Vorzüglich sind es die Damen aus der Familie Fitz-Clarence (die außerordentlichen Kinder des gegenwärtigen Königs), die sich den Ansprüchen der Familie Este widersetzen. Der Herzog von Sussex besteht darauf, daß seinen Kindern ihr Recht werde; allein, wie es scheint, verhindern es Graf Grey und der Lordkanzler Brougham, daß die Sache vor das Parlament gebracht wird. Lord Stowell, Richter des Oberkonsistoriums, hat inzwischen schon wiederholt die Entscheidung gegeben, daß Heirathen, die gültig im Auslande geschlossen worden, auch in England gleiche Gültigkeit haben.

•

Der Nordamerikaner Cooker, Kapitän eines Schiffes auf der Linie von Neu-York nach Liverpool, hat den atlantischen Ozean gegenwärtig zum hundertundsechsundfünfzigsten Mal durchschifft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 53. 22 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

3. Der Unbekannte.

Eine qualvolle Nacht hatte ich zugebracht. Den Kopf noch voll von den schrecklichen Träumen meines Schlafes stand ich auf. Es trieb mich unwiderstehlich nach der Capilla, und doch sträubte sich mein Gefühl vor dem Gedanken, die letzten Qualen eines armen Menschen mit ansehen zu müssen. Ich konnte nicht helfen, nicht trösten, und doch konnte ich meinen Blick nicht abwenden von dem Gorgonenhaupt, das mich mit Schlangenzauber hinzog. Um acht Uhr Morgens stand ich wieder in der Capilla. Ich fand den Bruder Pedro im Vorgemache sitzen, traurig und niedergeschlagen. Er erzählte mir, Guzman habe sich Abends wieder erholt und sey ruhiger und gefaßter geworden, als man hätte denken sollen. Selbst von Mariquita hatte er nicht mehr gesprochen, bis das Abendsalve ihm den schrecklichen Auftritt des Morgens wieder in's Gedächtniß rief. Traurig fragte er, ob er nicht noch ein Mal seine Frau sehen dürfe. Man mußte ihm alle Hoffnung dazu rauben, indem man ihm begreiflich zu machen suchte, eine zweite Zusammenkunft würde dem armen Kinde tödtlich werden. Guzman senkte den Kopf und schwieg. Gegen zehn Uhr Abends hatte ihm Bruder Pedro erklärt, daß die Brüderschaft des Paz y Caridad fünfhundert Realen zu seiner Verfügung stelle, über die er durch letzten Willen bestimmen könne. Der Unglückliche hatte sein Vermächtniß in die Hände des Bruders gelegt und Mariquita zur Erbin eingesetzt. Gegen ein Uhr Morgens erhielt Guzman die letzte Oelung der Capilla. Durch eine seltsame Auskunft ist man bedacht gewesen, dieses Sakramentes auch die Verurtheilten der Capilla theilhaftig zu machen. Da die Kirche den zum Tode Verurtheilten in der Regel nicht die letzte Oelung gestattet, so läßt man sie ein Vaterunser und ein Ave Maria für jeden Theil des Leibes beten, der gewöhnlich bei Kranken mit dem heiligen Oele gesalbt wird. Der junge Mensch hatte sich sehr bereitwillig gezeigt zu Allem, was man von ihm verlangte. Mit eben so viel Erbauung hatte er alle Besuche der Mönche von allen Orden und Farben angenommen, die die Nacht über kamen, um ihm Trost einzusprechen, und so dem Unglücklichen mitleidslos selbst die Wohlthat eines augenblicklichen Schlummers streitig machten. Mit unaussprechlicher Sanftmuth hatte er alle frommen Zusprüche der Mönche angehört, die ihn glücklich priesen, daß er für sein schreckliches Verbrechen noch so gelind bestraft werde. So gequält und da er seit vier und zwanzig Stunden jede Nahrung zurückgewiesen hatte, war er am Morgen so erschöpft, daß kaum noch eine Spur von Leben an ihm zu entdecken war.

Allein der Unglückliche hatte noch nicht alle Martern bestanden. Ich trat mit dem Bruder Pedro in's zweite Gemach der Capilla. Guzman saß neben seinem Beichtvater, das Haupt auf die Brust herabgeneigt. Seine Augen, obgleich erloschen und eingefallen, verriethen dennoch, daß er mich noch erkenne. Zwei Brüder traten herein, um ihm den Kittel des Verurtheilten anzulegen. Pedro nahm den jungen Menschen in seine Arme, während ein anderer Bruder ihm den „Saco" anzog, eine Art Sack, eine Bluse von weißer Leinwand; dann setzte man ihm eine Mütze von blaßgrüner Farbe, den „Gorro" auf. Dann ließ man den erschöpften Menschen wieder auf seinen Stuhl zusammensinken.

Ein junger Mann, den ich bisher nicht in der Capilla gesehen hatte, trat herein. Er war zwei oder vier und zwanzig Jahre alt. Seine Gestalt erschien durch eine ziemliche Wohlbeleibtheit etwas verkürzt. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und schön; allein die Blässe seines Gesichtes, seine großen schwarzen Augen mit ihrem feuchten Blick gaben ihm einen Ausdruck von Leiden und Melancholie. Er trug weite Beinkleider, eine Jacke von dunkelblauem Tuch und den Hut eines Majo. Dieser junge Mann war der „Verdugo" — der Henker. Die Stelle eines Henkers in Madrid ist sehr einträglich. Man schätzt sein tägliches Einkommen auf 120 Realen. Dieß besteht theils aus seinem fixen Gehalte, theils aus dem Ertrage eines Privilegiums, durch das er berechtigt ist, in dem Hofe seines Hauses, das an den Carcel de Corte stößt, die Esel, Maulthiere Pferde und Wagen aller Landleute, die Lebensmittel nach Madrid zu Markte bringen, aufzunehmen. Außerdem erhält er für die Hinrichtung eines jeden Verurtheilten eine Unze Geld. Der Vater des gegenwärtigen Henkers war vor Kurzem erst gestorben, und sein Sohn nach dem Recht der Erbfolge in seine Stelle eingetreten.

Guzman hatte den Fremden zuerst erkannt. Ein Fieberschauer schien ihn zu rütteln. „Mein Bruder," sagte der Henker, „willst Du mir verzeihen, auf daß auch Gott Dir verzeihen möge?" — Der Kranke erwiderte mit einer Neigung des Kopfes. Nun schnürte der Henker die Hände des Verurtheilten mit einem Stricke so fest zusammen, daß sie blau wurden von dem unterlaufenen Blute —

eine neue Folter, wahrscheinlich um den halbtodten Menschen wieder ein wenig zum Leben zu bringen. Und wieder erhoben die Stimmen der Gefangenen ihren klagenden Gesang: „Gnadenreiche Jungfrau, erbarme Dich unsers Bruders, der zum Tode geht und bitte für ihn bei Deinem geliebten Sohne." Ich glaubte, dieß Salve bedeute den Aufbruch zur Hinrichtung. Allein Dieß war nicht der Fall. Der Henker ging hinaus, und der Pater Antonio gab uns ein Zeichen, ihn mit dem Verurtheilten allein zu lassen. Die Brüder und ich blieben eine gute Weile in der ersten Kammer der Capilla. Die Glocke von Santa Cruz schlug endlich die Mittagsstunde — die Stunde des Aufbruches. Eine geschäftige Bewegung fing um mich her an; eine Menge Leute kamen und gingen. Drei neue Kapuziner mit langen Bärten und noch einige Brüder der Gesellschaft des Paz y Caridad waren gekommen. Man machte sich auf den Weg. Der junge Mensch verließ die Capilla auf den Arm des Bruders Pedro und eines Andern gestützt. Der Pater Antonio schritt voran, das Kruzifix in seinen gefalteten Händen. Dann folgten die andern Kapuziner und Brüder. Ich ging einige Schritte hinter ihnen her. So bewegte sich der Zug langsam bis an's Ende des Korridors, wo er Halt machte.

Guzman stand vor einem Fenster, das auf einen Hof hinausging, wo die Gefangenen versammelt waren. Man öffnete es, um den Verurtheilten hinab sprechen zu lassen. So will es der Brauch. Der Verurtheilte muß, bevor er das Gefängniß verläßt, um zur Hinrichtung zu gehen, wenn er kann, einige Worte des Abschiedes an die übrigen Gefangenen richten — despedirse, wie man es nennt. Der junge Mensch hatte kaum die Kraft einige Worte zu flüstern. Der Zug setzte sich dann wieder in Bewegung. In der Vorhalle des Gefängnisses, bevor das Thor geöffnet wurde, war noch eine Ceremonie zu verrichten. Der Verurtheilte mußte sich vor einem Bildniß der heil. Jungfrau, das in einer Mauerblende stand, auf die Knie werfen, und ein Gebet verrichten, wozu ihm sein Beichtvater die Worte ins Ohr flüsterte. Hierauf wurden ihm die Ketten von den Füßen abgenommen. Bereits wartete die Begleitung des Verurtheilten vor der Gefängnißpforte. Als sich diese öffnete, gewahrte man den Henker, der einen Esel, ein muntres hübsches Thier, am Zaume hielt; auf ihm sollte der Gefangene an den Ort der Hinrichtung reiten. Er bestieg ihn, und der Henker schnürte dem Verurtheilten die Beine unter dem Bauch des Thiers zusammen, um ihn auf dem Sattel zu erhalten. Der Athem versagte mir; ich mußte Luft haben; ich drängte mich zwischen der Volksmenge durch, die das Gefängnißthor umgab, und eilte durch das enge Gäßchen „del Verdugo" in die Straße „de los Estudios."

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Wir haben ein großes Beispiel dieser Art in unsern Tagen gesehen. Genau in dem Augenblicke auf der politischen Schaubühne angelangt, wo sein Charakter und seine Talente sie zu beherrschen wußten, durchlief Napoleon eine Bahn, die sich in drei Zeiträume abtheilen läßt; den ersten bildet die Zeit, wo in Frankreich Volk und Heer Eins waren, und wo das Bedürfniß der Sicherheit im Innern und die Leidenschaft für den Ruhm nach Außen in ganz Frankreich vorwalteten. Dieß war die eigentliche Epoche, der Napoleon angehörte und die mit seinem Instinkt zu herrschen und seinen militärischen Talenten in Einklang stand. Damals war er wirklich, wofür er sich später mit Unrecht hielt — der eigentliche und einzige Repräsentant seiner Nation. Die zweite Epoche war jene, wo er von seinem ehrgeizigen Genie fortgerissen, die öffentliche Meinung hinter sich zurück ließ, die ihm späterhin auf seiner Laufbahn Halt gebot. Die Bewunderung seiner Kriegsthaten, die ihn an die Spitze der Republik erhob, diente ihm als Grundlage für seine willkürliche Imperatorenherrschaft, und aus der Sehnsucht nach Sicherheit, die in seine Hand die Magistratur über ein freies Volk gelegt hatte, band er sich die eiserne Ruthe serviler Unterwürfigkeit. Die dritte und letzte Periode von Napoleons Herrschaft begann, als sein Despotismus in der öffentlichen Meinung, die vorher getrieben von dem Bedürfniß nach Ruhe die Tyrannei begünstigt hatte, eine Reaktion bewirkte, während zu gleicher Zeit sein kriegerisches Genie Alles ermüdet hatte, selbst den kampfesmuthigen Enthusiasmus seiner Soldaten. Damals war es, wo die Freiheit mit jedem Dekrete, das sie bändigen sollte, neue Kraft gewann, und der Sieg verließ endlich die Adler jener großen Armee, die fast entmuthigt zu ihren letzten Eroberungen auszog. Zwar verachtete der Kaiser des Jahres 1812 die Popularität nicht; allein da Entschlossenheit und Gewalt die Elemente seines Genie's waren, so schmeichelte er sich immer noch, daß Entschlossenheit und Gewalt es seyen, die sie ihm erwerben könnten. Mit Einem Wort, die Energie und die Eigenthümlichkeiten seines Charakters, die ihn zum Typus von einem jener politischen Momente machten, in die das französische Volk mit Sturmes Ungestüm hineingerissen wurde, waren zu unbeugsam und unbändig, um sich den Bedürfnissen und Anforderungen einer andern Zeit zu fügen.

Der Charakter unsres erlauchten Diplomaten bildet fast den geraden Gegensatz zu dem seines Gebieters und ihre Verschiedenheit ist das Doppelresultat des Temperaments und der Verhältnisse. Der Mann, dessen Kindheit unter den Felsen von Corsica und dessen Jugend mitten unter jenen Entbehrungen verflossen war, die der romantischen Zeit des Lebens ein schärferes Gepräge aufdrücken, konnte nicht dem jungen Edelmanne gleichen, dessen Kindheit zwar auch ihre schlimmen Tage hatte, aber doch in der Atmosphäre eines Hofes gewiegt wurde, an dem sich nachmals seine Jugend nur allzuoft in dem Becher des Vergnügens berauschen konnte. So wußte Jener mit eiserner Hand alle Kräfte eines Volkes zu leiten, so lange es sich seinen Launen willfährig zeigte, während dieser, nicht minder befähigt den Willen Anderer dem seinigen zu unterwerfen, sich von den Händen eben dieses Volkes unter allen Formen umgestalten ließ. Weder der Eine noch der Andere gingen dabei nach vorausgestellter Berechnung zu Werke; der Kaiser nicht, als er den Thron bestieg, der Minister nicht, indem er eine lange Reihenfolge politischer Wechselfälle hindurch seine Stelle behauptete. Ihre Handlungsweise gestaltete sich nach der natürlichen Richtung ihrer beiderseitigen Charaktere. Die Leidenschaft riß den Einen fort alle Hindernisse, die auf seinem Wege lagen, zu überwältigen, und er fiel erst, als das Schwert in seiner Hand zerbrach — den Andern ließ sein kalter Scharfblick den Schleier der Zukunft durchschauen,

und wenn die Ereignisse seine Voraussicht rechtfertigten, hatte ihn seine Geschmeidigkeit schon denselben angeschlossen. Wir möchten zu behaupten wagen, daß Herr von Talleyrand oftmals beschuldigt wurde, sein Gewissen und seine Freunde mit Einem Mal verrathen zu haben, während er nur einer Ueberzeugung nachgab, zu der er durch die ihm eigenthümliche Sehergabe sich allmählich vorbereitet hatte. Uebrigens würden wir dennoch, in Betracht der politischen Scenen, in denen er auftrat, und der Menschen, denen er sich anschließen mußte, sehr in Verlegenheit seyn, wenn wir den französischen Diplomaten als sehr aufrichtig in seiner Handlungsweise, oder sehr streng in seinen Grundsätzen nennen müßten.

Die Uebergänge von der alten Regierung zur konstitutionellen Monarchie, vom Wohlfahrtsausschuße zum Direktorium, vom Direktorium zum Konsulate, vom Konsulate zum Kaiserthume — der unverzeihlichste von allen — vom Kaiserthume zur Restauration und endlich von der Restauration zum neuen Bürgerkönigthum, waren nothwendige Folgen vorausgegangener Ursachen oder wohlthätige Phasen für die Nation. Daher pflegt auch Herr von Talleyrand die Unbeständigkeit in seinen übrigen Freundschaften dadurch zu entschuldigen, daß er sagt, er sey stets der Freund Frankreichs geblieben; freilich könnte man nun wohl, gleich viel an welchen von diesen Veränderungen, Antheil genommen haben, ohne hiedurch ein Vorurtheil gegen sich zu erregen, allein wenn man an allen Theil nehmen, und in allen glücklich seyn konnte, ohne gegen die Regeln der praktischen Politik zu verstoßen; so muß man hiedurch allerdings den Schein einer gewissen Zweideutigkeit des Benehmens und einer Leichtfertigkeit der Meinung auf sich ziehen, die mehr geeignet ist, Mißtrauen als Achtung zu erwecken.

Die frühere Lebensperiode des Fürsten Talleyrand hat schon mancher lügenhaften Flugschrift, in der die Verläumdung auf den schlechten Geschmack des englischen Publikums spekulirte, Stoff gegeben. Während der General Bonaparte mit Hörnern auf dem Kopf dargestellt wurde, bildete man den Bürger Talleyrand als eine andere Dämonenvarietät, als eine Art liederlichen und philosophischen Mephistopheles ab, dessen Schweif in jedem Pfuhle moralischer Schlechtigkeit und Verworfenheit nachschleppte. Schon in seinem vierzehnten Jahre soll er die Vernichtung des Christenthums im Schilde geführt haben, mit dem Entschlusse, alle Kirchen in Häuser zu verwandeln, die das Sprichwort gleich neben die Kirchen zu setzen pflegt. „In seinem siebzehnten bis zwanzigsten Jahre — wir berufen uns hiebei auf ein Journal, das diese anmuthigen Geschichten erzählt — rühmte er sich selbst, wie man sagt, daß sechs unglückliche Ehemänner aus Eifersucht gegen ihn, sich Kugeln durch den Kopf gejagt, daß achtzehn Liebhaber sich wegen ihrer Geliebten, die seine Maitressen waren, im Zweikampf die Hälse gebrochen; daß zehn Frauen, die er verlassen, aus Gram ins Kloster gegangen, und daß zwölf Mädchen aus Verzweiflung über seine Treulosigkeit sich vergiftet; die tausend Grisetten, Kammermädchen u. s. w. ungerechnet, die in der Tiefe der Seine ihre unerträgliche Liebesgluth gelöscht." Während dieser drei Jahre — vom siebzehnten bis zum zwanzigsten — hatte er nach Bericht dieser glaubwürdigen Biographien von 1805, vierundzwanzig Ehemänner zu glücklichen Vätern und vierzig Jungfrauen zu unglücklichen Müttern gemacht. Guter und frommer Ludwig XVI, wie konntest Du einem Manne von so exemplarischem Lebenswandel ein Bisthum anvertrauen! Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß diese Angaben, in denen Alles, Thatsachen, Zeit u. s. w. durcheinander geworfen sind, ein wenig Uebertreibung enthalten und kaum der Erwähnung verdient hätten. Herr von Talleyrand, wegen eines mißgestalteten Fußes von seinem Vater scheel angesehen, wurde in seinen Kinderjahren mit großer Härte behandelt und gezwungen, in einen Stand zu treten, der seinem Geschmack und seinen Neigungen widerstrebte. Diese Behandlung, die sein Freund Mirabeau gleichfalls von seinem Vater auszustehen hatte — eine seltsame Aehnlichkeit, die jedoch von verschiedenen Ursachen ausging — mußte von großem Einflusse auf die Entwicklung seines Geistes seyn. Während er seinen Studien an der Sorbonne oblag, machte er sich durch seine finsteren und hochmüthigen Manieren, so wie durch seine Arbeitsliebe und seinen Geschmack für die Einsamkeit der Bibliothek bemerkbar.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Morgen ist etwa Divisions-Manöuvre, und um vier Uhr wird ausgerückt. Iwan hat vollauf zu thun, alle Uniformstücke zu säubern und die Waffen zu putzen. Die ganze Ausrüstung zur friedlichen Kampagne liegt in Ordnung, wenn der Held spät Abends die Untersuchung vornimmt. Er legt sich schlafen, und wünscht, das Manöuvre des folgenden Morgens sey erst vorüber! Träumend von Lorbeern und Ruhm — oder Rum (am Braten oder im Grogg) ruht er nun bis drei Uhr, und sein Iwan weckt ihn, wie zum Dienst du Jour. Das Frühstück wird, wie jenes in Eile eingenommen. Feodor der Reitknecht, sattelt das Streitroß, und wenn es nicht auf Kosten der Escadron im Regimentsstall gepflegt wird, schnaubt es bereits unten am Thore. Gleich dem heldenmüthigen Juranitsch in Zigeths Mauern, steht der kaiserlich russische Garde-Offizier gerüstet in stattlicher Pracht, und aus Respekt gegen die Hauptwache sprengt er eiligst in die Kasernen, wo sich die schimmernde Fronte schon formt und bildet. Ein schmetternder Drommetenton umschwebt ihn als Gruß der wilden Bewegung; mit schäumendem Schnauben antwortet sein muthiges Roß. Die Escadron fügt sich zum Regimente, und die blanken Puppen zu Pferde ziehen von dannen — um sich bestäuben zu lassen, damit wieder geputzt werde. Das Manöuvre, welches nun beginnt, ist bereits früher bezeichnet. Die leichte wie die schwere Kavallerie jagt in Massen umher, und die Bestimmung einer Division scheint — das Aufreißen des Erdbodens durch planlosen Hufschlag. Nach vier bis fünf Stunden ist die fürstliche „Treibjagd" vorüber, und das Regiment erreicht die Barriere der Kasernen, theilt sich in Escadronen, und die Offiziere erwarten das Kommando zum Absitzen so sehnsuchtsvoll, als die Gemeinen; der Escadron-Chef aber findet das erste Absitzen nicht a Tempo, und läßt wieder aufsitzen und wieder absitzen, bis er endlich zufrieden oder brummend und fluchend die Fronte verläßt.

„Wer nun du Jour ist, tritt seinen Dienst an, sobald er vom Sattel, begibt sich in das bekannte Zimmer und sucht sich aus dem Staube zu machen, indem er seine Toilette beginnt, und sich müde und matt aufs Kanapee streckt. Wer aber nach beschriebener Weise erst vorgestern du Jour war, reitet oder geht langsam nach Hause, wenn er sich nicht in die Droske wirft, und rascher davon kommt. Abgespannt im höchsten Grade, erneut nun der Held des Tages sein Frühstück, und schläft bis der Tisch gedeckt ist zum einsamen Diner. Der Nachmittag ist ganz dem vorigen gleich. Der Platz am Fenster gewährt die einzige erlaubte und standesmäßige Unterhaltung; entweder durch Aussicht ins Freie oder auf die

Straße — so wie im schläfrigen Falle, als Lehnstuhlsitz zum Einschlummern bei der Lektüre, wenn nicht ein kitzlichter und kitzelnder Roman von Pigault Lebrün den Reiz des Lebens eröffnet und erhöht.

„Die Phantasie, oder in Ermanglung derselben, irgend eine andre Kraft, behauptet ihr Daseyn, und das Herz erwacht in männlicher Sehnsucht. — Es ist Abenddämmerung geworden, und im Schatten der Nacht durchfährt den gestreckten Gardekörper ein oft beseitigtes Rieseln, und die Langeweile sucht einen einsamen Ausweg. — Die Bilder und Scenen aus dem feuchten französischen Roman drängen sich unwillkürlich in das Gebiet der lebhaften oder beschränkten Phantasie und — es gibt verschiedene Methoden aus dieser aufgeregten Stimmung heraus, in eine andere zu kommen, die zwar ebenfalls mit Abspannung, Ueberdruß und Mattigkeit verknüpft ist. Es gibt sehr schöne Jüdinnen und freisinnige Polinnen, in anständigen Häusern. — Entweder wird Iwan abgeschickt, irgend eine Gesellschaft, ein Wesen, eine Person, oder was immer kommen will, herbeizuholen, oder der Held beschließt einen Besuch abzustatten bei der sogenannten „Kaiserin Mutter" die eine Suite von üppigen Hofdamen für Kavaliere und Nicht-Kavaliere bereit hält, eine Musterkarte der europäischen Weiblichkeit, Probe-Auflagen der verschiedensten Charaktere, Temperamente und — der liberalsten „Constitution." Hält eine gewisse Schen den Verehrer des Pigault Lebrün zurück, seine Uniform von den Kron-Kerzen eines ähnlichen Salons beleuchten zu lassen, oder fühlt er eine gewisse warnende Ahnung, aus Sympathie zum vertrauten Aesculap, findet er es rathsamer eine so glänzende „Cour" zu vermeiden, um nicht über kurz oder lang zu einer leidigen „Kur" genöthigt, in Ujazdow Quarantaine zu halten: so beschließt er einen andern Gang, und besucht eine privatisirende Weltpriesterin, eine Freifrau von Celebrität in stiller Abgeschiedenheit, oder was sonst seinen Besuch annimmt. Und um den Rubel oder Dukaten, den er der Langeweile opfert, löset er vielleicht dessen ungeachtet, ohne es anfangs zu wissen, die gültigste Eintrittskarte in die leidigen Hallen — des Lazareths.

„Somit wäre der dritte Tag bis auf einige Abendstunden glücklich getödtet, und Iwan weiß bereits, daß sein Herr am folgenden Tage wieder du Jour seyn wird — ein Evangelium, womit er ihn überrascht, wenn er früh oder spät mürrisch hereintritt, seinen Interims-Säbel aus dem Hüftloche des Oberrocks zieht, und die schwarze Schapke auf den Tisch wirft. „Schon wieder du Jour!" denkt oder brummt der Offizier bei sich; fühlt sich aber zuweilen sogar beruhigt, da er wenigstens mit Bestimmtheit weiß, wie er dann den nächsten Tag durchbringen soll, ohne Gefahr, vor Langerweile in Schlafsucht zu verfallen. Ist der Held ein Spieler, so wird etwa dieser Abend, wie jeder der vorigen, bei einer Partie zugebracht, und bloß diese Neigung oder Leidenschaft unterscheidet das Alltagsleben des einen von dem des andern.

„Ein besonderer Umstand, der das abgeschiedene Leben des Garde-Offiziers allerdings sehr befördert, ist seine Wohnung und häusliche Einrichtung. Er bekommt sein Quartier angewiesen, oder verwechselt es mit Zuschuß gegen ein besseres; in jedem Fall sind es zwei bis drei abgesonderte Zimmer, mit Vorsaal und Küche, die er selbst möblirt, und zwar meistens sehr anständig, wozu ihm die Mittel zu Gebote stehen, da ein Lieutenant schon tausend Silberrubel Jahres-Gage bezieht.

„Diese Absonderung von der nächsten Umgebung, sowohl in den obwaltenden Verhältnissen, als auch im Gardestolz und nicht selten in der Individualität des Einzelnen begründet, erhöht die Langeweile um so mehr; da dem Einsamen alle Vergnügungen geschlossen, welche dem Militär in andern Ländern das düstre Garnisons-Leben erheitern. Mit jedem Schritte läuft der Offizier in Warschau Gefahr, vom Großfürsten gesehen zu werden, der seinen Anzug mit Argusblicken mustert, und ihn ohne Rücksicht, ohne Ansehn der Person in Arrest sendet, wenn das Allergeringste „der Form zuwider" befunden.

„Der russische Kavallerie-Offizier äußert eine besondere Abneigung gegen das Reiten, und besteigt sein Pferd in der Regel nicht anders, als wenn er muß. — Wiewohl drei russische Garde-Kavallerie-Regimenter in Warschau standen, sah man dennoch fast nie einen Reiter in Uniform durch die Straßen stolziren, und als ich in Vorliebe für das Reiten, mich deßhalb verwundert erkundigte, hörte ich die einfache Antwort: „Der Großfürst sieht es nicht gern." Wohin sollte auch der Reitlustige seinen Ritt nehmen? — Zum Thore hinaus zu sprengen, wird ihm nicht einfallen; er verläßt die Mauern nicht anders, als in Masse des Regiments, und in den belebten Alleen würde er sicher einem Großen begegnen, dessen Anrede und Berührung ihm nur lästig seyn müßte. Besser also, er bleibt still sitzen am seinem Fenster, und läßt sein Pferd vom par force Manöver ausruhen, wenn er nicht eine besondere Ausnahme macht, und obiger Gefahr ungeachtet, dennoch zuweilen eine entlegene Allee zu Pferde besucht, was dem Großherrn auf Belvedere keineswegs gefällt. Dieses einsame Reiten deutet auf verschlossene Thätigkeit des Innern, auf Anlage zum Sonderling, auf eine verdächtige Richtung des Gemüths, und darf durchaus nicht Statt finden, weil es gefährlich werden kann. Höchst selten wird das bezeichnete einförmige Leben des Garde-Offiziers durch aufregende Erscheinungen unterbrochen. Er besucht vielleicht zur erlaubten Abwechslung, des Mittags die table d'hôte der „Stadt Wilna," oder eines andern Hotels, folgt etwa der allgemeinen Einladung eines gastfreien Hauses zum traulichen Diner, und kehrt dann wieder zurück zu seinem Fenstersitz in der abgeschiedenen Wohnung."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der am 26 Januar zu Paris jählings verstorbene Sir Alexander Inglis Cochrane, einer der ältesten englischen Admirale, ist nicht der durch seine Thaten in Amerika und Griechenland bekannte Lord Cochrane, wie einige Blätter anzeigten. Sir Alexander Cochrane, zwar auch ein berühmter Name in der englischen Marine, nahm schon frühzeitig Kriegsdienste und thätigen Antheil an dem ersten Kriege gegen die Vereinigten Staaten. Während der Revolutionskriege von Frankreich befand er sich auf der englischen Flotte in Aegypten und an den Küsten Spaniens. Um diese Zeit wurde er zum Gouverneur von Guadeloupe ernannt, wo er sich durch seine väterliche Verwaltung die allgemeine Liebe erwarb. Nach seiner Rückkehr wurde er im zweiten Kriege gegen die Vereinigten Staaten Kommandant von Plymouth; legte aber bald darauf seine Stelle nieder, da seine Gesundheit einen Aufenthalt auf dem Kontinente nothwendig machte. Seit zehn Jahren lebte er in Paris, wo er im vierundsiebzigsten Jahre am Schlagflusse starb.

•

Wie weit die gesellschaftliche Zerrüttung Irelands gediehen seyn muß, kann man daraus abnehmen, daß in der Baronie Longford ein Terry-Alt-Ausschuß besteht, von dem die Stelle eines Sergenten um 10 Schilling, die eines Lieutenants um 1 Pf., eines Kapitäns um 1 Pf. 10 Sch., eines Majors um 2 Pf., eines Obersten um 5, eines Generals des Bezirkes um 5 Pf. öffentlich verkauft wird. Der Erlös wird verwendet, um davon Munition zu kaufen, Kranke oder Verwundete der verschiedenen Korps zu unterstützen, bei den Assisen Advokaten und Zeugen zu bezahlen u. s. w. Die Pächter der Baronie haben geschworen, auf Requisition der Terry-Alts Zuschüsse von 1 bis 5 Pfund für dringende Bedürfnisse zu geben. Der auf diese Art organisirte Bauernkrieg ist vorzüglich gegen die Zehnten und hohen Pachtgelder gerichtet.

•

Gegenwärtig erscheinen in Norwegen zwanzig literarische und politische Zeitungen. Eine derselben enthält über den Instinkt der Rennthiere folgende Bemerkung, die vielleicht noch nicht allen Freunden der Naturgeschichte bekannt seyn dürfte: „In gewissen Gegenden Lapplands werden die Rennthiere von einer seuchenartigen Krankheit befallen, die oft in wenigen Stunden eine beträchtliche Anzahl dieser Thiere aufreibt. Herz und Leber scheinen vorzüglich der Sitz dieser Seuche zu seyn. In der Nähe des Meeres ist sie jedoch seltener; ein merkwürdiger Instinkt scheint daher die Rennthiere im Frühlinge an die Küsten zu treiben. Sobald sie hier angekommen sind, stürzen sie sich ins Meer und verschlucken gierig eine große Menge Seewasser, das ihnen heftiges Husten und Erbrechen erregt. Von diesem Augenblicke an nimmt die Krankheit ab. Man ist noch nicht gewiß, folgen sie diesem Instinkt, um sich von der Seuche zu befreien, oder suchen sie sich dadurch von den Larven der Bremse zu entledigen, die im Sommer ihre Eier in ihre Nüstern legt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 54. 23 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1789 mit den wichtigen Funktionen „eines Agenten der französischen Geistlichkeit" bekleidet, hielt er jene Rede gegen die Lotterien, welche Frau von Staël in ihrem Werke über die Revolution kritisirt, die ihm aber die Gunst Ludwigs XVI erwarb. Uebrigens zeichnete er sich in der Nationalversammlung nicht sehr als Redner aus, denn es fehlte ihm an jenem Adel des Ausdruckes und jener Energie des Vortrages, die eine Volksversammlung fesseln und beherrschen. Indeß waren seine Reden sehr ausgezeichnet, nicht allein wegen ihres zierlichen und epigrammatischen Styles, sondern auch wegen der Nützlichkeit des Zweckes, den sie verfolgten, und wegen der ausgebreiteten Kenntnisse, von der sie Zeugniß gaben. Seine Bemerkungen über die Assignaten, die man in dem Anhang zur französischen Revolutionsgeschichte von Thiers findet, beurkunden den Scharfblick und die Gründlichkeit seines Urtheiles. Seine Voraussagungen, die sich auf die wahren Finanzgrundsätze stützten, verwirklichten sich unglücklicher Weise nur allzusehr durch den Erfolg jener verderblichen, und vielleicht dennoch nothwendigen Spekulation. Mit Stillschweigen darf auch nicht eine Rede übergangen werden, die Herr von Talleyrand, angeregt von einem edelmüthigen Gefühle, zu Gunsten der verfolgten Geistlichkeit hielt, obgleich diese, höchst unpopulär geworden, unter den damaligen Verhältnissen nicht ohne Gefahr zu vertheidigen war.

Als Schriftsteller ist uns Herr von Talleyrand durch sein Werk über den öffentlichen Unterricht und durch zwei Vorträge an dem Nationalinstitut bekannt geworden. Es sey uns erlaubt, hier von den beiden letztern: „Essai sur les avantages à retirer des colonies nouvelles dans les circonstances présentes" — und „Mémoire sur les relations commerciales des États-Unis avec l'Angleterre" zu sprechen — das Resultat der Beobachtungen, die Herr von Talleyrand während seines Aufenthaltes in Amerika anzustellen Gelegenheit hatte. Die erste Schrift enthält die Theorie über das Kolonienwesen, die zweite das Praktische desselben. Er sieht darin die Unmöglichkeit voraus, die französischen Besitzungen in Ostindien zu behaupten, deren Vortheile seiner Ansicht nach der Macht der Umstände weichen müssen, die das Geschick der Staaten ausmachen, und denen nichts zu widerstehen vermag. Aber in dieser Voraussicht richtet sich sein Blick auch auf die ihn zunächst umgebenden Verhältnisse des Landes, in das er zurückgekehrt ist, er erkennt hier die Nothwendigkeit der gewaltigen Gährung der Leidenschaften, von denen es so lange schon bewegt ist, einen ableitenden Ausweg zu verschaffen, und dem Uebermaße der Kräfte, und dem mit keiner Ruhe verträglichen Thatentriebe Beschäftigung zu geben. Hiezu schlägt er irgend ein weites noch unbewohntes Land vor, wohin sich jener ehrgeizige Ungestüm ergießen könne, dem das Königreich zu enge geworden sey. Aegypten war es, das er als einen Zufluchtsort für die westindischen Pflanzer und als ein Feld betrachtete, auf dem sich die Leidenschaften, die sein Vaterland durchstürmten, austoben sollten.

„Wie viele Franzosen," sagt er in dieser Denkschrift, „müssen mit Freude diese Idee ergreifen! Wie viele gibt es nicht, denen ein neuer Himmel, wenn auch nur auf einige Augenblicke, zum Bedürfniß geworden ist. Dort mögen ein neues Vaterland suchen Alle, die einsam in der Welt stehen, nachdem sie unter dem Messer der Mörder Alles verloren haben, was für sie den heimathlichen Boden verschönte; Alle für die er unfruchtbar geworden ist, die auf ihm nichts als Gewissensbisse finden; Alle, die sich nicht entschließen können, dort neue Hoffnungen zu pflanzen, wo sie Unglück erlitten haben; und jene Menge kranker Politiker, jene unbeugsamen Charaktere, die keine Niederlage belehren, jene bezauberten Geister, die nichts aus ihrem Blendwerk erlösen kann; Alle die sich stets zu beengt in ihrer Heimath fühlen; habsüchtige und abenteuerliche Spekulanten; Männer die vor Begierde brennen, ihren Namen neuen Entdeckungen, Gründungen neuer Städte u. s. w. vorzusetzen; Alle, denen Frankreichs neue Verfassung noch zu bewegt, Alle, denen sie noch zu ruhig ist, endlich Alle, die sich Niemand gleich stellen, und auch Jene, die sich keiner Abhängigkeit hingeben mögen! Und man glaube nicht, daß sich so verschiedenartige und entgegengesetzte Elemente nicht vereinigen können. Haben wir nicht in diesen letzten Jahren, seitdem es politische Meinungen in Frankreich gibt, Menschen von allen Parteien sich einschiffen gesehen, um an den unbewohnten Ufern der Scioto ein gemeinschaftliches Schicksal zu suchen? Kennt man nicht den gewaltigen Einfluß, den Zeit und Raum, und ein neues Land und neue Gewohnheiten, die man sich aneignen muß, Schwierigkeiten, die man gemeinschaftlich zu überwinden hat, die Nothwendigkeit gegenseitiger Unterstützung, die das Verlangen sich zu schaden ersetzt, die Arbeit, die die Seele besänftigt, die Hoffnung,

die sie tröstet, das angenehme Vergnügen sich von dem Lande zu unterhalten, das man verlassen hat, und selbst das Labsal, über dasselbe zu klagen — über die leidenschaftlichsten Gemüther ausübt?" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Häuptlinge der Pokanokets.

2. Massasoits Söhne.

(Schluß.)

In den letzten Monaten des Krieges war Philipps Lage so verzweiflungsvoll und sein Muth so unbeugsam, daß man dem unglücklichen Fürsten Mitleid und Bewunderung nicht versagen kann. Anfangs lächelte ihm das Glück und allgemeiner Schrecken ging den Waffen der Pokanokets voran; bald aber wendete es ihm den Rücken. Die ganze Macht der Kolonien stand im Felde, unterstützt von indianischen Führern und Streifparteien. Die Sakonets, die Unterthanen von einem nahen Verwandten Philipps, traten in die englischen Reihen über. Andere Stämme klagten und drohten, da ihr Gebiet eben so wie das des Sachems überfallen, ihre Niederlassungen verwüstet, ihre Pflanzungen und Fischereien von den Engländern eingenommen worden waren. Stets verfolgt und wie das Wild in Sümpfen und Wäldern gejagt, kamen sie entweder durch Hunger oder Kälte um, oder mußten sich durch die elendesten Nahrungsmittel das Leben zu fristen suchen. Viele Hunderte erkrankten auf diese Weise und starben. Die körperlichen Leiden allein, die Philipp um diese Zeit auszustehen hatte, sind unglaublich. Unzählige Male hing sein Leben an einem Haare, und seine Rettung gränzte oft an's Wunderbare. Tag und Nacht die Engländer auf den Fersen, findet er nirgends Rast noch Ruhe; in seinen Verstecken überfallen, springt er auf wie der gejagte Löwe, stürzt sich in einen Abgrund oder Fluß, und monatelang ist wieder jedwede Spur von ihm verschwunden. Gleich einige Wochen nach Ausbruch des Krieges wurde er in dem großen Pokasset-Sumpfe überfallen, und konnte sich und seine Krieger nur dadurch retten, daß sie insgesamt sich in den Tauntonstrom stürzten und ihre Weiber und Kinder gefangen in den Händen seiner Feinde zurückließen. Im nächsten Jahre befand er sich wieder in der Nachbarschaft dieses Sumpfes, als ein gefangener Indianer die Engländer in sein Lager führte. Philipp floh in solcher Eile, daß er seinen Kessel auf dem Feuer zurückließ; zwanzig seiner Gefährten wurden getödtet und er selbst rettete sich nach dem nämlichen Sumpf, aus dem er vorher mit genauer Noth entkommen war. Hier wurde bald darauf sein Oheim an seiner Seite erschossen. Am folgenden Tage erblickte der englische Anführer, Church, einen Indianer, der in Nachdenken versunken auf einem umgestürzten Baumstamme saß; er legte an, um ihn niederzuschießen, als ein Indianer hinter ihm wisperte: „Es ist Einer von unsern Leuten." Church nahm das Gewehr vom Backen; in demselben Augenblicke aber wendete der Fremde den Kopf um — es war Philipp selbst, der wahrscheinlich über sein noch bevorstehendes Schicksal nachsann. Church feuerte, allein bereits war sein Gegner vom Ufer in's Wasser gesprungen. Wenige Stunden darnach entkam Philipp mit genauer Noth einem blutigen Handgemenge.

Philipp war nun ein aufgegebener und verlorner Mann. Der letzte Sprößling eines alten Fürstenstammes, ohne Unterthanen, ohne Gebiet, von seinen Stammverwandten verfolgt, wie ein wildes Thier gejagt, ohne Obdach, ohne Nahrung, irrte er unstät umher. Alle seine Häuptlinge, Rathgeber und besten Freunde waren umgekommen. Sein Bruder war in dem Pokasset-Sumpfe gefallen; sein Oheim an seiner Seite erschossen worden, und sein Weib und sein einziger Sohn in die Hände der Engländer gerathen, als er selbst kaum den Kugeln seiner Todfeinde entrinnen konnte. Und selbst außerhalb seines Landes vermochte er nicht einen sichern Zufluchtsort zu finden. Ein Mal hatte er sich irgendwo zwischen York und Albany versteckt; allein auch hier spürten ihn die Mohawks auf und tödteten ihm viele von seinen Begleitern. Es läßt sich kein stärkerer Beweis von dem energischen Charakter Philipps geben, als daß er wenige Tage darauf die Ueberreste der Narraghansetts und Nipmucks in den Bergen von Wachuset um sich versammelte, und noch einen Streifzug nach Sudbury antrat, „wo er — wie die zeitgenössigen Berichte sagen — den tapfern Kapitän Wadsworth und seine Kompagnie auffraß und viele betrübende Verwüstungen anrichtete." *) Zu gleicher Zeit ließ er mitten in seiner Bedrängniß dem Kapitän Church einen Hinterhalt legen, dem derselbe nur durch Zufall entkam. Noch im letzten Monate vor seinem Tode, benachrichtete ein Neger, der unter Philipp gefochten hatte, die Engländer, daß der Sachem im Sinne habe, einige Städte zu überfallen, da er noch einige tausend Indianer zusammenzubringen vermöchte. Aber selbst in seinen letzten und schlimmsten Tagen wollte dieser kühne Häuptling nichts vom Frieden hören, und mit eigener Hand erschlug er auf der Stelle den einzigen Indianer, der während des ganzen Krieges vom Frieden zu sprechen wagte. Es war der Bruder des Mannes, von dessen Händen bald darauf Philipp getödtet wurde.

Es ist eine rührende Thatsache, daß der Sachem ganz zu Grund gerichtet und hoffnungslos, wie er in seinen letzten Tagen war, doch noch immer eine Schaar treuer Krieger um sich hatte. In dem verhängnißvollen Augenblicke, wo er von den Engländern überfallen das Leben verlor, soll er dem Genossen seines Unglücks von düstern Träumen und Ahnungen erzählt, und sie gebeten haben, ihn zu verlassen und auf ihre eigene Rettung zu denken. **) Wenige Minuten später wurde er in dem Sumpfe angegriffen und erschossen. Ein Engländer — ein Cook — legte auf ihn an, aber seine Flinte versagte, nun feuerte ein Indianer, und schoß den Sa-

---

*) Der Ausdruck: „auffraß" ist nur von der grausamen Behandlung zu verstehen, die den Gefangenen widerfuhr. Dr. Mather erzählt: „Diese Teufel in menschlicher Gestalt hätten ihnen Martern angethan, die er gar nicht wieder erzählen wolle, und sie gleichsam aus der Welt hinausgerbstet."

**) Die grimmigen Vorurtheile, die man gegen Philipp hegte, wurden auch nicht durch sein unglückliches Ende gemildert. Der Geistliche Hubbard bemerkt: „ob der Teufel ihm in dieser Nacht im Traum erschien und sein tragisches Ende voraussagte, thut zur Sache nichts." Dr. Mather fügt hinzu: „er wurde gleich Agag aufgehängt, nachdem sein giftiges und mörderisches Herz durchschossen war."

chem gerade durch das Herz. Die Nachricht von Philipps Tode wurde allenthalben mit großem Jubel vernommen; kein geringer Beweis, wie sehr man den kühnen Häuptling fürchtete. Kapitän Church erzählt, „daß das ganze Heer diese Nachricht mit einem dreimaligen lauten Hussa empfangen habe." Der sonst edelmüthige und menschenfreundliche Kapitän ließ sich so weit von seinen Vorurtheilen hinreißen, daß er seinem todten Feinde ein Begräbniß verweigerte: er ließ ihn viertheilen, und brachte seinen Kopf nach Plymouth, wo derselbe, wie Mather zu berichten nicht unterläßt, gerade an dem Tage ankam, als die Kirche einen feierlichen Gottesdienst zum Danke für die glückliche Beendigung des Krieges hielt. Der Kopf des Sachems wurde im Triumph in der Kolonie umhergetragen, und der Indianer, der ihn getödtet hatte, erhielt die eine Hand Philipps zum Lohn. Sein Gürtel, sein Pulverhorn und andere Herrscherzeichen des unglücklichen Fürsten wurden einige Zeit darnach von einem der vornehmsten Häuptlinge des Sachems den Engländern überliefert; dieselben werden noch auf diese Stunde, sammt dem Schloß der Flinte, die Philipp tödtlich wurde, und einer Sampschüssel, die man in seinem Wigwam fand, in der Antiquitätensammlung der historischen Gesellschaft von Plymouth aufbewahrt. Montaup, um dessen Besitz die Kolonien von Massachusetts und Plymouth in Streit geriethen, wurde endlich durch eine besondere Entscheidung König Karls letzterer zugesprochen. Schließlich bleibt uns noch das Traurigste zu berichten. Philipps einziger Sohn, ein Knabe von neun Jahren, der, wie schon erwähnt, in englische Gefangenschaft gerathen war, wurde als Sklave verkauft, und nach Bermuda eingeschifft. Zur Ehre der Menschheit muß man jedoch noch beifügen, daß man nicht ohne Bedenklichkeiten sich zu einer so unmenschlichen Handlung entschloß. Der Gerichtshof von Plymouth war darüber so in Verlegenheit, daß er den Geistlichen der Kolonie zu fragen beschloß. Nie hat es noch einem Priester bei solchen Gelegenheiten an Rath gefehlt. Der würdige Kolonieprediger Cotton war der Meinung: „daß Kinder von offenkundigen Verräthern, Rebellen und Mördern, vorzüglich von solchen, die an dergleichen gräulichen Schurkereien mit Rath und That Antheil genommen, der Schuld ihrer Väter theilhaftig gemacht und salva republica zum Tod verurtheilt werden könnten." Die Obrigkeit der Kolonie war also, wie man sieht, noch um Etwas barmherziger als der ehrwürdige Prediger der christlichen Liebe.

So fiel Metakom und mit ihm erlosch sein Stamm und sein Volk. Nie hatte ein civilisirter oder uncivilisirter Feind die Kolonien so wie er mit Schrecken erfüllt. Wäre er besser vom Glücke begünstigt gewesen, oder wären die Narraghansetts im ersten Sommer des Kriegs zu ihm gestoßen, woran sie nur der unvorhergesehene Ausbruch der Feindseligkeiten hinderte, so ist kein Zweifel, daß das ganze Land vom Piscataqua bis zum Sund von den Indianerstämmen überschwemmt und verwüstet worden wäre. So viel bleibt gewiß, daß Philipp durch glänzende Eigenschaften eines kühnen Kriegers, eines klugen Staatsmannes und eines hochherzigen Patrioten sich auszeichnete. Er kam elend um's Leben, aber nicht ruhmlos; er fiel als der Rächer der seinem Hause widerfahrenen Unbilden, als der Anbeter seiner eigenen Götter, als der Verfechter seiner eigenen Ehre und des Bodens, der sein Geburtsland, und der Freiheit, die sein Geburtsrecht war. Philipp war übrigens nicht barbarischer Sinnes- und Gemüthsart und sein Herz nicht ohne edlere Gefühle. Ein gewisser James Brown war kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten mit einem Briefe aus Plymouth an ihn geschickt worden, und die jüngern Pokanoketkrieger wollten den Boten eben tödten, als sich Philipp in's Mittel legte, indem er sagte, sein Vater Massasoit habe ihm befohlen, Freundschaft gegen Brown und seine Kinder zu halten. Auch hatte der alte Sachem wirklich kurz vor seinem Tode bei einem Besuche der Familie Brown, die in der Nähe von Montaup wohnte, gebeten, die Liebe und Freundschaft, die er von ihr genossen, möchte auch auf seine Kinder übertragen werden. Wahrscheinlich unternahm auch Brown im Vertrauen auf diesen Umstand, obgleich zwanzig Jahre inzwischen verflossen waren, das Wagstück der gefährlichen Sendung. Auch die Familie Leonhard, die am Fowling Pond, heutzutage Raynham genannt, wohnte, erfuhr Beweise seiner Freundschaft. Philipp, der sich den Winter über in Montaup aufhielt, brachte den Sommer gewöhnlich an diesem See in einem Jagdhause zu, wahrscheinlich der Fischerei wegen. Hier wurde er mit den Leonards bekannt, handelte mit ihnen und ließ oft bei ihnen seine Gewehre ausbessern. Bei Ausbruch des Kriegs erließ er gemessene Befehle, dieser Familie kein Leids zu thun, und wirklich blieb die Stadt Taunton, wie sie damals war, den ganzen Krieg hindurch unangefochten, mitten unter Verwüstungen und Blutvergießen, die täglich an ihren Gränzen vorfielen. Wie viele Aufforderungen zur Rache der Sachem damals hatte, ist aus dem Vorhergegangenen einleuchtend. Alle seine Verwandte und Freunde waren getödtet oder gefangen, und auf seinen eigenen Kopf ein Preis gesetzt.

Kanäle und Eisenbahnen in Nordamerika.

Man zählt gegenwärtig in Nordamerika fünfunddreißig Kanäle, die bereits vollendet oder noch im Baue begriffen sind. Eine nordamerikanische Zeitung (Morning Courier and New York Enquirer, 1831) führt sie in folgender Ordnung auf:

1) Der Erie- und Hudson-Kanal, der die vier großen westlichen Seen mit dem atlantischen Ozean verbindet. Seine Länge beträgt dreihundert englische Meilen. 2) Der Kanal Champlain, der den See gleichen Namens mit dem Erie-Kanal verbindet; er hat eine Länge von dreiundsechzig Meilen. 3) Der Oswego-Kanal, der auf einer Strecke von achtunddreißig Meilen den Ontario-See mit dem Erie-Kanal verbindet. 4) Der Seneca-Kanal verbindet den See dieses Namens mit dem Erie-Kanal in einer Länge von zwanzig Meilen. 5) Der Kanal von Crooked-Lake und der von Conewango werden beide in den Seneca-See münden, sind bereits begonnen, aber noch nicht weit vorgerückt. 6) Der Kanal von Middlesex ist ein hundert und neunundzwanzig Meilen langer Verbindungsweg zwischen dem Hafen von Boston und dem Flusse Merrimack. 7) Der Kanal Blackstone nimmt zwischen Worcester (in Massachusetts) und Providence (auf Rhode Island) fünfundvierzig Meilen ein. 8) Der Kanal Farmington geht von der Meerenge von Long-Island aus und wird, wenn er vollendet ist, in der Nähe von Northampton in den Connecticut münden. 9) Der Hudson- und Delaware-Kanal erstreckt sich auf eine Länge von hundert und vierzig Meilen von Hudson bis in den Bezirk der Kohlenbergwerke von Lackawaxen. 10) Der Morris-Kanal verbindet die Gewässer des Delaware mit dem Meere zu Newark (in New-Jersey), und hat auf seiner sechsundachtzig Meilen langen Bahn die Bestimmung, den Kohlentransport von Lehigh nach New-York zu erleichtern. 11) Der Lehigh-Kanal erstreckt sich in siebenundvierzig Meilen Länge von den Kohlenbergwerken von Mauch

Thunk bis in den Delaware. 14) Der Delaware-Kanal, der von dem Strome gleichen Namens zu Easton ausgeht, um zu Bristol einzumünden, wird eine Strecke von achtzig Meilen durchziehen. Sein Bau ist schon weit vorgerückt. 15) Der Kanal Schuylkill durchläuft von Philadelphia bis zu den Minen von Mount Carbon hundert und zehn Meilen. 14) Der Union-Kanal vereint den Schuylkill-Kanal von Reading aus mit dem Susquehannah zu Middleton, auf einer Strecke von achtzig Meilen. 15) Der Kanal von Pensylvanien beginnt zu Middleton am Susquehannah und durchschneidet das westlich von diesem Flusse gelegene Thal bis an die Alleghany-Gebirge, wo er von einer Eisenbahn ersetzt wird, die auf einer Strecke von fünfzig Meilen ungefähr durch das Gebirge läuft; von dort an erstreckt er sich wieder bis Pittsburg und durchmißt also eine Strecke von dreihundert und zwanzig Meilen. 16) Der Pensylvanien und Erie-Kanal soll bei Pittsburg von dem Flusse Alleghany aus nach der Stadt Erie am See gleichen Namens gehen und ungefähr hundert und fünfundzwanzig Meilen durchlaufen. Er ist entweder noch gar nicht angefangen oder noch nicht sehr weit vorgerückt. 17) Der Pensylvanien und Ohio-Kanal, gleichfalls noch nicht begonnen, soll den Ohio-Kanal mit dem Flusse Ohio zu Beaver (Pensylvanien) verbinden, und wird eine Länge von achtzig Meilen erhalten. 48) Der kleine Schuylkill durchläuft von den Kohlenbergwerken bis zur Mündung des kleinen Schuylkill siebenundzwanzig Meilen. 19) Der Conestoga-Kanal erstreckt sich von Lancaster (Pensylvanien) bis zum Susquehannah in einer Länge von achtzehn Meilen. 20) Der auch für große Schiffe fahrbare Chesapeak- und Delaware-Kanal verbindet den Delaware mit dem Elk, der sich in die Bai von Chesapeak ergießt, und mißt achtzehn Meilen in der Länge. 21) Der Chesapeak- und Ohio-Kanal, der James-River- und Kanhawa-Kanal, der Illinois- und Michigan-Kanal; der von Appomatox und der von Roanoke sind theils bereits angefangen oder die Plane dazu ausgearbeitet. 22) Der Kanal des Ohio, dessen Bau gegenwärtig mit aller Thätigkeit betrieben wird, vereint den Erie-See mit dem Ohio an der Mündung der Scioto, und wird dreihundert und sechs Meilen Länge haben. 25) Der Miami-Kanal führt aus dem Ohio zu Cincinnati in den Erie-See zu Maumee, auf einer Länge von zweihundert und sechzig Meilen; sein Bau wird eifrig betrieben. 24) Der Dismal-Swamp-Kanal, auch noch im Baue begriffen, wird von der Chesapeak-Bai nach Albermarle-Sund führen. 25) Der Kanal von Louisville, bei den Fällen des Ohio, hat einen Lauf von vier Meilen Länge und ist ganz in Felsen gehauen. 26) Der Santee-Kanal durchläuft von Charleston bis Columbia und Cambridge (Süd-Carolina) hundert und sechzig Meilen. Der Kanal Carondelet verknüpft den See Pontchartrain mit dem Mississippi. Beide sind begonnen. 27) In den Canadas endlich sind der Welland-, der Rideau- und China-Kanal fast beendigt. Neben diesen ungeheuern Kanalbauten sind in Nordamerika aber auch eben so großartige Eisenbahnen im Werke, denen man, wie es scheint, allmählich den Vorzug vor den Wasserverbindungsstraßen einräumt. Die Eisenbahn von Camden und Amboy zwischen New-York und Philadelphia mißt sechsundachtzig Meilen in der Länge, und durchschneidet New-Jersey zwischen diesen beiden Städten in fast ganz gerader Linie. Die Gesellschaft, die sie anzulegen unternahm, hoffte sie vor Anfang des Winters im vergangenen Jahre vollenden zu können. Die Aktionäre willigten ein, den Ertrag des Unternehmens mit dem Staate, worin die Eisenbahn angelegt wurde, zu theilen, und die Eisenbahn in Seitenverbindungen zu verzweigen, wie von Amboy nach Brunswick, von Borden Town nach Trenton, von Camden nach Salem. Außer den großen Vortheilen, die dem Handel aus diesem Unternehmen zuwachsen, wird diese Kommunikation im Falle eines Krieges für die Städte New-York und Philadelphia von entschiedenem Nutzen seyn. Eine andere Eisenbahn von Norris-Town nach Philadelphia, die durch Plymouth und östlich an dem Städtchen German-Town vorbeigehen wird und eine Strecke von neunzehn Meilen durchlaufen soll, ist im Werke. Die Kosten zu diesem Baue, der auf die solideste Art ausgeführt werden soll, sind auf 265,456 Dollars veranschlagt. Eine dritte Eisenbahn, die von der von Baltimore und Ohio ausgehen und nach der Stadt Washington führen soll, ist mit 750,000 Dollars in Anschlag gebracht.

Vermischte Nachrichten.

Der Reisende Herr Bernadazzi gibt in einem Schreiben Nachricht von einigen im Kaukasus aufgefundenen Alterthümern. „Ich fand," sagt er, „jenseits des Kubans, dem befestigten Kosakenposten Utschkur gegenüber, ein mit Skulpturen bedecktes Kruzifix, so wie Spuren einer alten und mächtigen Bevölkerung, über die vielleicht nähere Nachforschungen wichtige Resultate liefern werden. Am 14 Oktober besuchte ich die auf dem Berge Tschuna gelegene Kirche, in der Nähe des neuen Forts Kumara, deren Lage auf einem Porphyrfelsen mich überraschte. Noch mehr aber wurde ich durch die Festigkeit des Baues überrascht, an dem man alle Regeln der Kunst beachtet findet. Die Gewölbe bestehen alle aus Quaderstücken, wie man sie auf dem gegenüberliegenden Berge und an den Ufern des Kuban findet; die Bogen sind von gebrannten Steinen. Spuren von Inschriften oder Bildwerken waren nirgends in dieser Kirche zu finden. Ungeachtet ihres hohen Alterthums ist sie dennoch wenig beschädigt. Man erblickt am Abhange des Berges gegen den Kuban zu einige steinerne Grabmäler, und an seinem Fuße entdeckte ich ein treffliches Steinkohlenlager. Am 16 zeichnete ich verschiedene Inschriften mit arabischen Charakteren, die auf tscherkessischen Gräbern nahe bei der steinernen Brücke zu sehen sind, und eine merkwürdige Skulptur, die ich jenseits des Kuban fand. Am folgenden Tage machte ich mich in Gesellschaft zweier tscherkessischen Fürsten und von Gefolge begleitet nach einer andern Kirche auf den Weg, und nach einem sehr beschwerlichen Marsche gelangten wir an den Fuß des heiligen Berges, auf dem diese Kirche in einer Höhe von dreihundert und zwanzig Mètres ungefähr über dem Niveau der Teberda erbaut ist. Der steile Berg zwang uns, die Pferde zurückzulassen und zu Fuß emporzuklimmen. Ohne irgend einen gebahnten Weg zu finden, gelangten wir endlich auf den Gipfel. Das Innere der Kirche ist völlig bis an die Kuppel hinauf mit Freskogemälden bedeckt, die ziemlich gut ausgeführt sind, und Heilige und Scenen aus dem Leben Christus vorstellen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich einen Theil dieser Malereien noch ziemlich gut erhalten, obgleich sie wahrscheinlich schon Jahrhunderte alt und allen Unbilden des Wetters preisgegeben sind. Oberhalb dreier Fenster am Hochaltar erblickt man die heilige Jungfrau mit ausgebreiteten Armen, und noch höher das Abendmahl. Die Wände, Gewölbe und die Kuppel der Kirche sind aus den nämlichen Steinen wie auf dem Berge Tschuna. Die hier und dort angewendeten Backsteine messen ungefähr fünfunddreißig Centimètres im Viereck und vier in der Dicke. Neben der Kirche stehen zwei Grabmäler, von denen das eine eine ziemlich gute Architektur hat und gewölbt ist. Das andere, mit großen Steinplatten gedeckt, ist zum Theil verfallen. Etwas weiter davon sieht man noch die Grundmauern von zwei kleinen Häusern, zwischen denen sich eine Eiche befindet, die von hohem Alter seyn muß. Auf der Kuppel der Kirche selbst, die mit Ziegeln von alter Form gedeckt ist, ist eine Tanne emporgewachsen. Der Fußboden der Kirche ist ganz umgewühlt, wahrscheinlich von Schatzgräbern. Am Abhange des Berges bemerkte ich mehrere Gräber, unter denen sich ein großes steinernes Kreuz erhebt. Meine Führer versicherten mich, daß ich der erste Europäer sey, der diese Gegenden besucht habe. Im Thale von Kumara, links am Wege und zwei Meilen vom Fort, sah ich auf der Spitze eines Berges, auf einem sehr schroffen Felsen, die Ruinen eines Thurmes, zwischen denen in den Felsen eingehauene Gräber zu bemerken waren. Alle Nachrichten, die ich auf meiner Reise einzuziehen Gelegenheit hatte, lassen mich einen reichen Fund von Alterthümern hoffen."

•

Zu Amsterdam zählte man im Jahre 1831 7342 Geburten, 7158 Sterbefälle, 1195 Heirathen und 6 Ehescheidungen. Aus der großen Anzahl der geschlossenen Ehen läßt sich erklären, daß von 7342 Kindern nur 656 außerehelich geboren waren, so daß also nicht 1 außereheliches auf 10 ehelichgeborne Kinder käme. Wenn dieses Verhältniß richtig ist, so ließe sich der Schluß ziehen, daß die Sittlichkeit in Amsterdam nicht so gesunken ist, wie in Paris, wo das Verhältniß der unehelichen und ehelichen Kinder wie 1 zu 3 oder 4 ist. Zu bemerken ist, daß unter den außerehelich gebornen die Zahl der Mädchen größer ist, als der Knaben; umgekehrt ist es mit den ehelich gebornen, wo man mehr männliche als weibliche Geburten zählte. Dieselbe Bemerkung wurde bereits auch anderswo schon gemacht, ohne daß man den Grund dieser Erscheinung zu erklären vermochte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 55. 24 Februar 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Mariana. — Die Calhombolas. — Besuch bei den Corvatos-Indianern. — Indianisches Kirchenfest in St. João Baptista.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von all den sogenannten Bemühungen, die Indianer zu civilisiren, ist kein anderes Resultat bekannt, als daß einige sehr verminderte Volksstämme, der Verfolgung müde, von ihren alten Wohnplätzen verdrängt, von andern Nationen nicht unter sich geduldet, sich gefallen ließen, auf jener Stelle ihre Hütten aufzuschlagen, welche ihnen von der Regierung angewiesen wurde. Wir haben den überzeugendsten Beweis an den Coroatos- und Coropos-Indianern, welche seit 63 Jahren denselben Landstrich bewohnen, welchen ihnen die Regierung, als sie sich ihr unterwarfen, anwies. Man gab ihnen Direktoren und Geistliche; die Einen sollten sie civilisiren, die Andern sie mit der sanften Lehre des Christenthums bekannt machen. Die Absicht war unverkennbar gut, aber in der Wahl der Menschen war man entweder höchst gleichgültig, oder höchst unglücklich. Die Missionäre, die man ihnen sendete, waren rohe, sinnliche Menschen, und weit entfernt, für den schönen Beruf, diese verwahrlosten Menschen zu Christen umzuwandeln, Sinn zu haben, erfüllten sie ihre Obliegenheiten nur mit Widerwillen; statt die Sprache der Indianer zu erlernen, oder sie die portugiesische zu lehren, begnügten sie sich, sie auf einen Platz zusammentreiben zu lassen, und sie zu taufen; sie wollten für jede geistliche Verrichtung bezahlt seyn, und die Indianer, die wenig oder nichts zu geben hatten, zogen es zuletzt vor, ungetauft zu bleiben, und ihre Todten im Walde zu beerdigen. Die Direktoren, meistens der Abschaum schlechter Menschen, hielten jedes Mittel für erlaubt, die armen Indianer zu übervortheilen; sie brauchten sie, wie ihre Sklaven, mißhandelten sie, und nahmen ihnen, was sie besaßen. Die Portugiesen endlich, die man unter sie verpflanzt hatte, um sie durch ihr Beispiel an europäische Sitten und Industrie zu gewöhnen, wendeten jedes Mittel an, sie zu unterdrücken, zu berauben und zu betrügen. Die natürliche Folge dieses Benehmens war, daß die Indianer ihre Peiniger verabscheuten und hassen lernten, daß sie allen ihren Handlungen mißtrauten, und selbst dann allen Gehorsam verweigerten, wenn man mit ihrem Wohle ernstlich beschäftigt war. Troz aller Mühe hat man es daher nicht weiter mit ihnen gebracht, als daß sie ihre Nachbarn nicht mehr beunruhigen, daß sie sich taufen und beerdigen lassen und zur Kirche gehen, jedoch nur, wenn man ihnen dafür zu essen gibt.

Wir kehrten auf einem andern Wege, als den wir gekommen waren, nach João Baptista zurück, nicht ganz zufrieden, eine so weite Reise gemacht zu haben, um einen Haufen Menschen zu sehen, die weder civilisirt, noch ganz wild, keine von den Eigenschaften besaßen, welche wir an den Naturmenschen in andern Ländern, z. B. in Nordamerika, bewundern. Wir beschlossen, bei dem Vicario des Präsidios angekommen, sogleich abzureisen, aber der gute Mann bat uns, noch eine Nacht unter seinem Dache zuzubringen; er versicherte, daß wir den kommenden Tag, als dem Festtage eines vornehmen Heiligen, gewiß einige angenehme Beobachtungen machen könnten, da sich an ihm die Indianer des ganzen Präsidios zu versammeln pflegten. Als wir dankbar zugesagt hatten, schickte unser gütiger Wirth nach unserm alten Führer, und trug ihm auf, allenthalben umherzuschicken, damit ja keines seiner Pfarrkinder bei dem morgigen Feste fehle; als er ihn zur Thüre hinaus begleitete, hörten wir noch eine Weile flüstern und vernahmen die Worte: „Milho“ (Mais) und „Caxaça“ (Branntwein) so oft, daß wir die Vermuthung nicht unterdrücken konnten, der gute Vicario finde es für nothwendig, seiner Einladung im Namen des Heiligen diese zwei Worte beizugesellen, welche ihren Eindruck auf den Wilden nie verfehlen.

Den kommenden Tag verkündete der Ton der kleinen Glocke der Kirche von St. João Baptista und der lang gezogene Ruf vieler Ochsenhörner das Beginnen des Festes. Wir saßen in der Varanda des Vikariatshauses, und hatten volle Muße, die Coroatos und Coropos herbeikommen zu sehen. Sie erschienen dießmal sämmtlich gekleidet, die Männer trugen Hosen und Jacken von Wollenzeug, gingen blosfüßig, und hatten verschiedenfarbige Kappen und Strohhüte auf, keiner trug Waffen. Die Weiber hatten kattunene Röcke und Jacken an; um den Kopf trugen sie ein buntfärbiges Tuch, nach Art der Portugiesinnen umgebunden; einige hatten Rosenkränze oder Glasperlen um den Hals hängen. Man sah auch mehrere halb nackt ankommen, und die halb erwachsenen Knaben waren fast alle gänzlich unbekleidet. Einige Indianer gingen gerade auf die Pfarrwohnung zu, sie hatten Wachs, Honig, die Häute verschiedener Thiere und Ipecacuanha bei sich. Wir versuchten ihnen einige Antworten abzugewinnen und lobten es, daß sie

ihren geistlichen Vater durch Geschenke bedachten; sie erwiderten aber nur wenige portugiesische Worte, gingen in das Haus, und kamen nach einiger Zeit mit verschiedenen Gegenständen zurück, welche sie zu ihrer Kleidung oder zur Führung ihres kleinen Haushaltes nothwendig haben mochten. Der Platz vor der Kirche füllte sich indessen mit Indianern; waren diese mir den Tag vorher in ihrem Naturzustande häßlich vorgekommen, so mißfielen sie mir jetzt in der halbeuropäischen Kleidung noch mehr; ich sah kein einziges, erträgliches Gesicht unter ihnen, und einige hatten Gesichtsbildungen, ganz denen ähnlich, welche man auf alten Gemälden, Juden vorstellend findet. *) Ein paar Raketen und das Krachen der Pöller verkündeten endlich das Beginnen des Gottesdienstes; wir gingen alle nach der Kirche; während derselben betrugen sich die Indianer ruhig und anständig; sie beobachteten alle Ceremonien, hörten der etwas langweiligen Predigt des Vikars mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, und verließen nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirche in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, dann richtete sich ihr Schritt ganz gerade nach der Wohnung des Vikars und ihres Direktors, vor welchen sie sich niedersetzten und ohne Umstände zu essen begehrten. Als man ihnen die Abwesenheit des Letztern anzeigte, schienen sie äußerst unzufrieden, und begaben sich nun sämmtlich nach der Wohnung des Vikars. Ich dachte mir schon, der gute Missionär würde, wie ich Dieß gar oft bei brasilianischen Geistlichen, welche von dürftigen Personen angesprochen wurden, bemerkt hatte, mit zornglühendem Angesicht vor seine Hausthüre treten, und das übliche „Deus vos ajuda" rufen, aber unser gutmüthiger Wirth grüßte alle freundlich und gab Befehl, die hungrigen Wilden zu speisen; es wurden daher augenblicklich große Töpfe mit gekochten Türk-Waizen, Kürbissen und Palmkohl herbeigebracht. An sämmtlichen Gerichten befand sich weder Fett noch Salz, und ich erstaunte, daß die Indianer diese geschmacklose Speise essen konnten; sie wußten sich aber recht gut zu helfen; sie hatten nämlich eine Menge großer Würmer bei sich, welche sie in dem Marke eines großen Baumes finden. **) Diese zerließen sie in einem kleinen irdenen Gefäße, welches sie über das Feuer hielten, und schmelzten dann die verschiedenen Gerichte damit. Sie aßen sämmtlich mit den Händen, mit großer Hast, ohne einen Blick von dem Topfe, um den sie hersaßen, zu wenden, und ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem dieser vollkommen geleert war, erhoben sie sich und gingen dem nahen Bache zu, um sich Hände und Gesicht zu waschen; einige stopften ihre selbst verfertigten Pfeifen, wie mir schien mit Allem, was ihnen vorkam, wenn es nur dürre war und rauchte, und nach einigen Augenblicken sah man sie in dem Dickicht des nahen Waldes verschwinden, ohne daß auch nur ein Einziger gedankt, oder den Vicario und die übrigen Aufseher begrüßt hätte.

*) Zeichnungen von den verschiedenen indianischen Völkerstämmen hat Herr Moriz Rugendas aus Augsburg in einem großen Werke geliefert, welche unmöglich getreuer seyn könnten, wie ich überhaupt den wißbegierigen Leser, welcher einige Anschauung von den Naturschönheiten Brasiliens zu erhalten wünscht, auf die vorzüglichen Leistungen dieses genialen Künstlers hinweise.

**) Der Barrigudo-Baum, der fast ganz aus Mark besteht, und in welches sich, sobald dieses, nachdem der Baum umgehauen wurde, in Fäulniß übergeht, eine Larve (Prionus cervicornis) einnistet.

Die Mexikaner im Jahre 1830.

3. Hülfsquellen des Landes.

Unter dieser Ueberschrift untersucht der Verfasser der vorliegenden Artikel schlüßlich die Vortheile, deren Mexiko genießt und seine Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft. Es genügt uns, daraus folgende Bemerkungen hervorzuheben.

Mexiko betrat die Laufbahn seiner Unabhängigkeit mit einer Bevölkerung, die doppelt so stark war als die der Vereinigten Staaten im Jahre 1783, und ohne Sklaven. Diese Bevölkerung vermehrte sich von 1823 bis 1830 um eine Million, was bei gleichmäßig fortschreitendem Verhältniß die Bevölkerung in fünf und dreißig Jahren verdoppeln würde. Diese Vermehrung während einer Reihenfolge von innern Unruhen und Kriegen, unter einer schlechten Regierung, und nach der Vertreibung von 80,000 Spaniern, die größtentheils große Kapitalisten waren, und ohne daß noch die Bergwerke ihre alte Thätigkeit wieder begonnen haben, würde, wenn die Angabe des Verfassers gegründet ist, sehr zu Gunsten der Fruchtbarkeit und der Hülfsquellen dieses Landes zeugen.

Die Finanzen sind in einem Zustande abscheulicher Verwirrung, wie die der Vereinigten Staaten von 1771 bis 1789. Noch konnte man keinen geschickten und redlichen Finanzminister finden. Die Gewohnheiten der Unordnung und der Bestechung herrschen noch überall vor, wo es sich um die öffentlichen Einkünfte handelt. Man hat, und zwar mit Recht, die Kopfsteuer der Indianer abgeschafft; die Abgaben auf die Bergwerksprodukte von 10 auf 3 Prozente herabgesetzt; die auf das Quecksilber, das man zur Ausscheidung der Metalle bedarf, gänzlich aufgehoben, und noch andere Quellen des Einkommens verloren. Auf der andern Seite wollen die großen Grundbesitzer und die Kirche keine Grundsteuer und das gemeine Volk keine Art von Personalsteuer entrichten; der Kredit selbst ging durch den Mißbrauch, den man davon machte, und dadurch, daß man keine Interessen bezahlte, zu Grunde. Es blieben als öffentliche Einkünfte nur noch die Mauth, die Bergwerksbesteuerung, das Monopol des Tabaks, des Salzes, des Branntweins und des Pulvers, die Lotterien, die Briefpost, der Stempel und einige lokale Erträgnisse. Glücklicher Weise sind einige dieser Abgaben so sicher gestellt, daß sie ein bestimmtes Einkommen bilden, obgleich sie weit unter Dem zurückbleiben, was sie seyn könnten. Der Ländereien-Verkauf wird einst eine große Quelle von Einkünften werden; denn Mexiko besitzt tausend Millionen Morgen fruchtbaren Landes, die sich, zum Wenigsten den Morgen um 40 Dollars, verkaufen lassen werden, was 400 Millionen Dollars abwerfen würde.

Es gibt in Mexiko zehn Bergbaukompagnien, sieben englische, zwei amerikanische und eine deutsche. Fast alle haben schlechte Geschäfte gemacht, da sie an die Stelle der vormaligen rohen Art, die Bergwerke zu bauen, kostbare neue Verfahrungsweisen eingeführt, und durchaus darauf bestanden, die alten Minen zu leeren, die seit fünfzehn Jahren mit Wasser gefüllt sind. Indeß hofft man, daß die Bergwerke im Jahre 1833 so viel abwerfen werden, als sie jährlich vor der Revolution lieferten.

In einem gedeihlicheren Zustande befindet sich der Ackerbau, da Boden und Klima zu Allem, was man versuchen will, sich günstig erweisen. Mais ist die Hauptnahrung der Indianer. Auf

den Hochebenen des Centrallandes hat man alle europäischen Kulturen, in den Niederungen alle Pflanzungen der Antillen. Der Arbeitslohn ist überall wohlfeiler als in den Vereinigten Staaten; allein es fehlt an Straßen, schiffbaren Flüssen, an Sicherheit in den Unternehmungen, an den Mitteln, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, und endlich an vielen Institutionen des Handels und der Industrie, die nebenbei den Ackerbau begünstigen. Die einfachsten Gegenstände der Manufakturarbeiten, wie Kleider, Schuhe, Hüte, eiserne Werkzeuge u. s. w., werden zu ungeheuren Preisen verkauft, so zwar, daß man, so sehr sich auch der Verfasser bemüht, Meriko in dieser Hinsicht auf Kosten seines Vaterlandes zu erheben, nicht umhin kann, eine Niederlassung in den Vereinigten Staaten oder in Kanada vor der Hand noch für sicherer und leichter zu halten, als in irgend einem Theile des spanischen Amerika.

Das erste Dampfboot.

Aus dem American Library of Useful Knowledge, published by authority of the Boston Society for the Diffusion of Useful Knowledge. Vol. I and II. Boston. 1831.

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit man entdeckte, daß heiße Wasserdämpfe die mächtigste bewegende Kraft bilden, deren der menschliche Geist Herr geworden. Allein obgleich die Dampfmaschinen im Laufe dieser Zeit eine hohe Stufe der Vollendung erreicht und viele geniale Mechaniker ihre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten; so blieb es dennoch erst dem Amerikaner Fulton aufbehalten, diese gewaltige Kraft zu einer Erfindung von höchstem Nutzen und kosmopolitischem Einfluß zu erheben, indem er sie auf die Bewegung der Schiffe anwendete. Die wichtigen Folgen dieser Erfindung lassen sich noch nicht in ihrem ganzen Umfange voraussehen; indessen ist eine Voraussagung, die sich auf den genialen Erfinder selbst bezog, unglücklicher Weise nur allzu gut eingetroffen. Als Fultons Erfindung vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung von New-York durch den Advokaten Emmet vertreten wurde, wendete sich dieser am Schlusse seiner Rede an seinen Klienten, indem er sagte: „Ja, mein Freund, das Herz blutet mir, indem ich aussprechen muß, was mir unheilvolle Vorbedeutungen zu verkünden scheinen: Sie werden für Ihre Zukunft in dem öffentlichen Vertrauen nur einen gebrochenen Stab finden, und zum Lohne von der öffentlichen Dankbarkeit nichts mit sich nehmen, als ein gebrochenes Herz.“ Von der Zeit an, wo diese Worte gesprochen wurden, entwickelten sich in seinem Vaterlande von Tag zu Tage die unermeßlichen Folgen von Fultons Erfindung in immer größerem Umfange. Die entlegensten Ansiedlungen der Vereinigten Staaten wurden durch sie in eine nachbarliche Verbindung gebracht. Die Gewässer des Mississippi wurden strom- auf und abwärts schiffbar gemacht, und hiedurch für die Friedenszeiten die Ansiedlungen seiner unermeßlichen Thalgründe unglaublich beschleunigt, während sie zugleich für Kriegszeiten dadurch unantastbar geworden sind. Ueber alle menschliche Berechnung hinaus gewann Zeit und Kapital an Werth, und dieselben wohlthätigen Folgen theilten sich außer Amerika auch Europa und der ganzen civilisirten Welt mit. Und während die Erfindung Fultons diese erstaunenswürdige Entwicklung nahm, verlor er das Leben und seine Familie ihr Vermögen. Wenige Monate nach jenen prophetischen Worten starb Fulton an einer Krankheit, die er sich durch die rastlose Verfolgung seiner Erfindung zugezogen hatte, und wenige Jahre darauf büßte seine Familie in einem Prozesse völlig ihr Vermögen ein, das der Erfinder aus Mangel öffentlicher Unterstützung mit Schulden zu überladen gezwungen worden war. Und nicht sehr zu Ehren der gepriesenen Freistaaten muß es gesagt werden, daß seitdem zwei- oder dreimal schon der Kongreß für die verwaiseten Kinder Fultons vergeblich um eine Unterstützung angegangen wurde, um sie der traurigen Wahl zwischen christlichem Mitleid oder Hungertod zu entheben.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Fulton zu kämpfen hatte, als er seine Erfindung ins Werk zu setzen anfing, mag aus einer Erzählung entnommen werden, die ein Freund aus seinem eigenen Munde vernahm. „Als ich, so erzählte Fulton, das erste Dampfboot zu New-York zu bauen begann, wurde das Projekt von dem Publikum entweder mit Gleichgültigkeit oder mit Verachtung oder als das Hirngespinnst eines tollen Träumers betrachtet. Selbst meine Freunde, obgleich sie noch am gütigsten über mich urtheilten, zuckten die Achseln. Zwar hörten sie geduldig meine Auseinandersetzungen an; allein es entging mir nicht auf ihrem Gesichte ein Zug ungläubiger Bedenklichkeit. Da ich täglich von und zu der Werfte ging, wo mein Boot im Bau begriffen war; so hatte ich oft genug Gelegenheit, unerkannt von den müßigen Gruppen fremder Leute, ihre Meinungen zu belauschen und verschiedene Ansichten über dieses neue Fahrzeug zu vernehmen. Es war darüber nur Eine Stimme, die des Spottes und der Verachtung. Oft hörte ich auf meine Kosten lautes Gelächter, geringschätzige Witze, altkluge Berechnungen über meine Ausgaben und Verluste und die unvernünftige, aber oft wiederholte Verurtheilung von Fultons Narrheit. Nie begegnete ich einem einzigen ermuthigenden Winke, einem Strahl der Hoffnung oder einem warmen Wunsche. Selbst das Schweigen war nur Höflichkeit, indem es Zweifel oder Tadel verbarg. Endlich erschien der Tag, wo der erste Versuch angestellt werden sollte. Es war für mich ein entscheidender Augenblick voll gespannter Erwartung. Ich lud mehrere von meinen Freunden ein, an Bord zu gehen und den ersten glücklichen Versuch mir durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Einige von ihnen erzeigten mir aus persönlicher Achtung diesen Gefallen; aber offenbar geschah es nur ungern, da sie fürchteten, Zeugen meiner Beschämung, nicht meines Triumphs zu werden. Ich wußte wohl, daß ich meinerseits Gründe genug hatte, an einem vollständigen Erfolg zu zweifeln. Die Maschinerie war neu und schlecht gearbeitet; manche Theile daran waren von Handwerksleuten verfertigt worden, die noch nie dergleichen gearbeitet; außerdem konnten auch unvorhergesehene Ereignisse hinderlich eintreten. Der Augenblick war da, wo der Befehl gegeben werden sollte, das Schiff in Bewegung zu setzen. Meine Freunde standen in Gruppen auf dem Verdecke. Angst mit Furcht gemischt war auf ihren Gesichtern zu lesen. Schweigend harrten sie in düsterem Verdruß; und ihre Blicke verriethen mir, daß sie nur Unheil besorgten, so daß ich fast mein Unternehmen zu bereuen anfing. Das Signal wurde gegeben und das Boot bewegte sich eine kleine Strecke weit, dann blieb es unbeweglich stehen. Dem Schweigen des vorausgegangenen Augenblickes folgte nun mißvergnügtes Gemurmel, Unruhe, Geflüster und Achselzucken. Deutlich hörte ich: „Sagte ich nicht, es werde so gehen?“ — „Verrückte Projekte“ — „Wären wir nur wieder mit heller Haut davon“ — Ich stieg nun auf eine Erhöhung des Verdeckes und redete die Versammlung an. Ich sagte, ich wisse nicht wo es fehle; allein wenn sie sich eine halbe Stunde in Ruhe gedulden wollten; so wolle ich entweder die Fahrt fortsetzen, oder für Dießmal verschieben. Diese kurze Frist wurde mir bewilligt. Ich stieg hinab, untersuchte die Maschinerie und fand, daß die Ursache des Hindernisses eine kleine Unrichtigkeit an dem Werke sey. In kurzer Zeit war es beseitigt, das Boot kam wieder in Bewegung und blieb ungestört darin. Allein noch blieben alle ungläubig. Niemand schien geneigt, dem Zeugniß seiner eignen Sinne zu glauben. Wir verließen die schöne Stadt New-York, wir fuhren durch die romantische und immer wechselnde Landschaft des Hochlandes, schon lagen die Häusergruppen von Albany vor unsern Blicken, wir erreichten seine Ufer und selbst dann noch, als Alles vollendet schien, fand ich neue Bedenklichkeiten und Zweifel. Die Einbildungskraft war mächtiger als Thatsachen. Nun zerbrach man sich den Kopf, ob es noch einmal möglich seyn würde, oder wenn es möglich wäre, ob denn auch wirklich so großer Nutzen dahinter stecke.“

Fürwahr, man weiß kaum, soll man mehr die unermüdliche Beharrlichkeit oder die Erfindung des genialen Mannes bewundern. Nur der leidenschaftlichen Begeisterung des Genies ist die Geduld gegeben, die blöde Kurzsichtigkeit und altkluge Anmaßung der Alltagswelt zu ertragen und zu besiegen.

Literarische Chronik.

Erinnerungen aus Warschau und Nachträge zu den Memoiren über Polen von Harro Harring. Nürnberg 1831.

(Schluß.)

Mit nicht erfreulicheren Farben wird das eheliche Glück des russischen Garbesoldaten geschildert: „Als ich einst in Ancona, von der Höhe eines

Klosters herab, in einen engen Hof schaute, der von gefesselten Galeeren-Sklaven wimmelte, da durchfuhr mich ein menschlicher Schauder, und ich blickte zum tiefblauen Himmel empor, und dachte an Gott und an Gottes Ebenbild auf Erden, und an die Bestimmung des Menschen.

„Aber seitdem ich die russischen Garde-Sklaven jahrelang auf Schulitz und in ihren Kasernen beobachtet, wurden jene Schauer von einer schmerzlichern Empfindung überboten. Denn die Sträflinge in Ancona waren mehr oder minder durch eigene Schuld, durch Vergehen und Verbrechen in jenes Elend gerathen; der russische Garde-Soldat aber, zu zwanzigjähriger Zucht verdammt, hat nichts verschuldet, das ein so hartes Joch verdiente. Es scheint vielmehr, als büße er die Sünde der Voreltern „im dritten und vierten Gliede“ — die Sünde der Geburt in Leibeigenschaft, indem sich der Sklave nicht frei machte von den Fesseln der Schmach, — sündigte gegen Gott, indem er lebte und sein Geschlecht fortpflanzte, als verkäufliches und vererbliches Eigenthum der Menschen. So büßet der Sklave die Schmach seiner Eltern und Voreltern im Gardekittel auf zwanzig Jahre; und wer dieses empfinden will mit mir, und nicht hinein darf in die Kasernen, weil er kein Sklave ist, der wandere mit mir durch Schulitz, und seufze bei dem Anblicke der bleichen Gestalten im russischen Sklavenkittel. In peinlicher Angst, daß ihn der Lieutenant oder Stabs-Rittmeister seines Zuges, der Rittmeister oder Obrist seiner Escadron, der General des Regiments, der Brigade oder der Division, oder, daß ihn der Großfürst ereile, durchschreitet der Soldat, unter Protection des schildernden Kameraden die Barriere der Kasernen, um auf Minuten auf Schulitz sein Weib zu besuchen, oder beim Juden einen „Kosak“ zu sich zu nehmen. Scheuen Blickes schaut er um sich her, horcht mit gespitztem Ohre auf das entfernte Rollen der Wagen und Droschken — rasch zurücktreten zu können in die Barriere, wenn er die Gefahr entdeckt, die ihm bedroht zu jeder Minute. Er wagt den Gang, und glücklich erreicht er die Schwelle der zahlreich bewohnten Baracke, die zur Hälfte in den Morast versunken, einer Armenier-Höhle gleicht, und ihn etwa an vergangene Zeiten erinnern würde, wenn er je sein Gedächtniß gebraucht hätte. Denn seine Heimath liegt vielleicht an der persischen Gränze, und vertauscht, oder verspielt und verkauft, lebt er nun hier in der Garde-Kaserne auf Schulitz. — Aber er hat vom Menschen nur noch die dressirte Gestalt, und jede Erinnerung an die Bilder der Heimath und an die Seinen, welche ihm den Fluch der Leibeigenschaft als Erbtheil aufgebürdet, ja selbst die mildere Regung des Wunsches und der Sehnsucht nach einem glücklichern Loose, ist längst in Branntwein ersoffen, seitdem sie erwachte im Schmerz des verwildernden Herzens, in Verzweiflung, der er selbst sich nicht klar bewußt ward. Seine Frau oder Konkubine führt einen Hausirhandel mit Milch und Brod für die Kasernen, und hungrig und erschöpft nach stundelangem Striegeln seines Pferdes, begehrt der mürrische Soldat, was sein Haus nicht darbietet. Das Weib, mit der er in getrennter Ehe lebt, in der That, wie es ein deutscher Kirchenspruch bezeichnet: „von Tisch und Bett geschieden“ — denn er ist gesetzmäßig auf die Kaserne verwiesen, — das arme Weib kennt den wüthenden Zorn ihres Soldaten, und hat ihn oft empfunden an allen Gliedern ihres zerfallenen Leibes. Sie ist bedacht gewesen auf die Forderung dieses Besuches, und hat sich Tabak zu verschaffen gewußt in der Kaserne, während sie ihrem Handel nachging. In der Eile nicht ertappt zu werden, hat sie aber den fremden Beutel mitgenommen, statt sich bloß des Inhalts zu bemächtigen, und aus Furcht vor der Gefahr, zog sie diese auf sich herab. Der Soldat sättigt sich in Gurken und saurer Milch, und will so eben seine Pfeife stopfen, als zwei baumstarke Kameraden hereintreten, *) und den gestohlenen Tabaksbeutel in der Hand des Weibes erblicken! „Richtig! da ist der Beutel und die Diebin!“ ruft der Bestohlne mit höhnischem Lachen, und aus seinem weiten Kittel-Aermel ragt ein derber Stock hervor, der alsobald in seiner Rechten spielt. Ein kurzes: „Mit Erlaubniß, Bruder!“ wirft er dem betroffenen Kameraden zu, dessen Weib von Todesangst befallen, einen Fluch in die Welt sendet. Nach russischer Soldaten-Sitte werden wenig Worte gewechselt. Die beiden Vertrauten fallen über das Weib her, indem sie das corpus delicti dem erbleichten Kameraden zuwerfen, und die Züchtigung beginnt auf gut Russisch; zerschlagen und blutend wankt das elende Geschöpf auf die Straße, wo der Menge Hohn sie begrüßt, indem sie heulend niedersinkt in Staub und Koth. „Ich danke Euch!“ seufzt der Lebensgefährte des zerprügelten Weibes. „Ihr habt mir die Arbeit abgenommen; denn ohnehin hätte ich die Bestie heute noch vorgekriegt.“ Und festen Schrittes, triumphirend den Stock schwingend, den Inhalt des wieder erlangten Beutels untersuchend, schreiten die beiden Kürassiere der Barriere ihrer Kaserne zu. Nun erst erwacht das point d'honneur des alten Soldaten, der beschimpft worden vor den Seinen, in der Person seines diebischen Weibes, und es erhebt sich ein „häuslicher Zwist,“ der eben so blutig endet, als die Gastrolle der beiden ungebetenen Gäste.

„Der Soldat verspätet sich, und im Innern ergrimmt, stürzt er auf dem Rückwege zur Kaserne in das Nest eines Juden, der Branntwein schenkt. Die Galle zu dämpfen, säuft er über die Gebühr, und erscheint taumelnd, fluchend vor der Kaserne, indem die Fronte zum Appel gerichtet wird. Der Offizier du Jour bemerkt ihn in der Tiefe seines gesetzwidrigen Rausches, und läßt ihn in den Stall werfen, bis er ausgeschlafen, damit er zur Nüchternheit erwacht, die Ruthen desto schmerzlicher empfinde. Das ist das eheliche Glück eines russischen Soldaten, der auf Verantwortlichkeit des Regiments-Chefs, zur Auszeichnung die Vergünstigung genießt, auf Schulitz ein Weib zu haben. Das tief unter's Viehische herabgesunkene Leben Derer, denen dieses eheliche oder Kebs-Glück nicht zu Theil geworden, ist auch zugleich unter aller Darstellung. Was ich als Erholung und Vergnügen der Garde-Sklaven mit eigenen Augen gesehen, erfüllt mich mit eisigem Grauen bei dem furchtbaren Gedanken: Dieses sind Menschen wie Du! Menschen wie Du, mit gleichem Anspruch an das Leben, geboren mit gleichem Keime und mit gleichem Rechte zur sittlichen Veredlung; und sie wurden, was sie geworden, im Dienste der Krone, als Exerzir-Maschine der glänzenden Garde-Fronte, zum Spielwerk des Despotismus!“

*) Ein Fall unter tausenden, dessen Folgen ich im Vorübergehen auf Schulitz einst mit ansah.

Vermischte Nachrichten.

Frankreich hat bei einem Flächeninhalte von 34.850 Quadratlieues noch 552.211 Hektaren oder 400 Quadratlieues Sumpfland, so daß sich also dieses zu dem Gesammtflächeninhalte wie 400 zu 34.850 oder wie 1 zu 87 verhält. Der siebenundachtzigste Theil von Frankreich ist demnach noch mit ungesundem und unfruchtbarem Sumpfe bedeckt. Da die Moorgründe meist sehr fruchtbar gemacht werden können, so ergibt sich, daß, wenn man die 400 Quadratlieues Boden, die dem Ackerbaue entzogen bleiben, zu 1,777,600 Morgen und den jährlichen Ertrag eines Morgens im Durchschnitte auf 20 Fr. anschlägt, Frankreich eine Revenue von 35,552,000 Fr. jährlich gewinnen würde. Unter den französischen Departements sind fünf insbesondere noch mit großen Sumpfstrecken bedeckt. So das Departement der Rhonemündungen mit 55.704 Hektaren Sumpfland; das der untern Charente mit 44,767 Hektaren; das der Gironde mit 57,031 H.; das der untern Loire mit 29.664 H.; das der Vendée mit 49.611 H. Außerdem findet man noch in 8 andern Departements Sümpfe.

•

Die Quantität des im verflossenen Jahre in Großbritannien zur Konsumtion im Innern eingeführten Getreides belief sich auf 8,597,648 Scheffel, die aus fremden Ländern eingeführt wurden, und 577,786 Scheffel, die von englischen Besitzungen herkamen. Die Eingangszölle auf diesen Artikel trugen 248,560 Pf. St. ein. Die Quantität des seit dem 15 Julius 1828 in England eingeführten Getreides beträgt 59,960,252 Scheffel, und das Getreide aus den englischen Kolonien 1,045,848 Scheffel. Die Eingangszölle beliefen sich auf 1,597,085 Pf. St. 2 Sch. 3 P.

•

Die Baumwolleneinfuhr in Frankreich betrug im Jahre 1831 220.665 Ballen, was gegen das Jahr 1830 eine Verminderung der Einfuhr von 63,000 Ballen und gegen das Jahr 1829 von 51.000 Ballen gibt. Seit zehn Jahren belief sich der Verbrauch der Baumwolle in Frankreich auf 2,411,000 Ballen, was im Durchschnitte auf jedes Jahr 241,000 Ballen ergibt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 56. 25 Februar 1832.

Die Seeleute der Nieder-Bretagne.

Wer das originelle Volk der Nieder-Bretagne zu sehen Gelegenheit hatte, wird ohne Zweifel darüber klar geworden seyn, wie die Flotte der Bretonen einen Julius Cäsar im Meerbusen von Morbihan bekämpfen und aufhalten konnte. Es waren damals dieselben untersetzten und muskulösen Menschen mit kurzem Hals und breiten Schultern, wie man sie heutzutage noch mit so mächtigem Arm das Ruder führen, oder über eine Segelstange mit drei Schritten hinlaufen sieht. An diesen Küsten stößt man nicht auf jene abgelebten Gesichter von ausgemergelten Männern, deren Alter man nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre nicht mehr bestimmen kann; hier begegnet man nicht jener weiblichen Verworfenheit, die in den großen Städten Frankreichs oft mehr den Abscheu als das Erstaunen des Fremden erregt. Da sieht man überall große schöne Mädchen, kräftige frische Naturen, gefallsüchtig ohne gezierte Künstelei, in reicher malerischer Tracht, auf dem Herzen ein kleines Spiegelglas, als wollten sie hier das Bild Dessen, der sie anblickt, gefangen halten; ihnen zur Seite steht ein kräftiger behender Schlag von Männern, die als Kinder schon den Klippen von Penmarch und Seine Gesichter schnitten; mit stolzem Aug' und hochgetragenem Kopf, jeden Augenblick bereit, für einen glücklichen Netzwurf ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Freilich ist es bereits ein ganz anderes Volk geworden, als es vor Zeiten war, aber noch immer ist und bleibt es ein höchst eigenthümlicher Menschenschlag. Schon geht man nicht mehr blindlings auf das Wort des Geistlichen, und die Ehrfurcht, mit der man früher den Pfarrer vergötterte, ist auf den Schutzheiligen des Ortes übertragen worden. Doch verschiebt man noch eine lange Reise, um dem Kirchenfeste des „Pardons" beizuwohnen, oder um das schöne geweihte Schiff auf den Schultern tragen zu helfen, das bei der Prozession gleich hinter dem Traghimmel folgt. Auf dem Meere unter Sturmgeheul und berghohen Wogen werden Gelübde gethan, und kömmt der Nieder-Bretagner glücklich wieder an's Land, so erzählt er seinen Kindern die bestandenen Gefahren, und trägt einem von ihnen auf, für ihn sein Gelöbniß zu erfüllen.

Der Nieder-Bretagner gehört wohl zu den besten Seeleuten in der Welt; er ist lenksam, gehorcht schnell und kennt nicht das Wort Aber, das bei wichtigen Vorfällen oft so verderblich wird. Nüchtern, nicht sehr heicklich in der Wahl der Lebensmittel, ausdauernd, muthig und unermüdlich, besitzt er alle Eigenschaften eines tüchtigen Matrosen, die nicht von Jedermann so gewürdigt zu werden pflegen, als sie es verdienen. „Ein Matrose," sagt der Admiral Willaumez, „muß die Raaen zu betakeln, die Segeln an den Stangen aufzurollen, sie einzubinden, jede Art Fahrzeuge zu betakeln, gut zu steuern, aus der Hand das Senkblei auszuwerfen, die Segel zu flicken und auszubessern, alle Arten Ankertau und Schlingen zu knoten, Fischnetze, Schiffsverschanzungen zu verfertigen, zu theeren, zu tünchen, Granaten zu werfen, mit der Kanone wie mit der Flinte, dem Pistole, der blanken Waffe umzugehen verstehen, kurz ein Matrose muß im Verhältniß zu den weit vom Meere entfernt wohnenden Menschen ein außerordentliches Geschöpf seyn. . . . Der Matrose ist lustig, behend, kühn und handfest; er spottet aller Gefahren und ist dabei der strenggehorsamste Mensch. Das Unglück dieser für den Staat wie für die Marine gleich wichtigen Leute ist, daß man ihren Werth nicht zu schätzen weiß, weil die meisten Menschen, die nicht zur See gewesen sind, sie nicht kennen lernen."

Man glaubt in dieser Schilderung den Matrosen der Nieder-Bretagne, wie er leibt und lebt zu sehen. Die berühmtesten unter ihnen sind die von den Inseln Groix, Belle Isle und Ouessant. Dieses ganze Volk von Seeleuten bildet sich auf den Fischfangschaluppen und den Fahrzeugen heran, die mit Fischfrachten beladen, die Küstenfahrt treiben. Der Sardellenfang beschäftigt jedes Jahr in dem einzigen Departement von Finisterre gegen neunhundert Schaluppen, die von beinahe fünftausend Schiffern bemannt sind. Wenn dieser Fang beginnt, werden Prozessionen auf dem Wasser angestellt, um das Meer zu weihen und die Netze zu einer glücklichen Ausbeute einzusegnen. Bei solchen Gelegenheiten ereignen sich oft drollige Vorfälle. Es ist noch nicht lange her, daß die Prozessionen von Ploemeur und die der Insel Groix einander begegneten. Nun herrscht zwischen der Einwohnerschaft dieser beiden Gegenden von alter Zeit her schon ein Groll, von dem eben so wenig ein Grund anzugeben seyn dürfte, als von Zwist und Feindschaft derselben Art, die man auf allen Punkten von Frankreich zwischen den Einwohnerschaften finden kann. Kein Zug wollte dem andern ausweichen: jede Partei hätte es für die höchste Schande gehalten, ihre Schiffe auch nur um einen Ruderstrich bei Seite zu lenken. Die Fahrzeuge enterten Bord an Bord, vom Schimpfen kam es zum Schlagen, und wahrscheinlich wäre mehr als einer der

tapfern Kämpfer ertrunken, wenn nicht die beiden Fahnenträger, die gebornen Admirale der Geschwader, dem Tumult durch einen jener homerischen Zweikämpfe ein Ende gemacht hätten, deren Ausgang die gegenseitigen Heere als Zuschauer abwarten. Nach einem ziemlich hitzigen Kampfe wurde das Kruzifix von Groix festgehäckelt von dem des Admirals von Ploemeur, das wahrscheinlich besser befestigt war, ein heftiges Zerren erfolgte, und jenes wurde endlich aus seinem langen silbernen Untersatz gerissen und fiel in's Meer, wo es noch bis auf diese Stunde gesucht werden kann. Und so erhaben sind die religiösen Ideen dieses Küstenvolkes, daß „le bon Dieu" von Ploemeur noch heutzutage für mächtiger gilt, als der gute Gott von Groix.

In der Jahreszeit, wo die Sardellen ankommen, gewährt das Aus- und Einlaufen der kleinen Flotten, die sich auf den Fischfang begeben, einen herrlichen Anblick. Alle Schaluppen machen sich auf Einmal mit einander segelfertig; so bald ein Focksegel aufgehißt wird, sieht man in dem nämlichen Augenblick wie durch einen Zauberschlag zweihundert andere sich entfalten. Das Meer ist spiegelglatt, der Himmel klar; die leichten Fahrzeuge gleiten wie Schwäne durch die Fluth, und bald sieht man am Horizont nur noch die Spitze der Maste die man kaum mehr zählen kann. Allein ein stärkerer Wind erhebt sich, braunes Gewöll zieht dort in der Ferne herauf; die Wogen schwellen an, und der Schaum spritzt zischend aus der Brandung auf. Die zerbrechlichen Fahrzeuge haben bereits die hohe See gewonnen, und sind wahrscheinlich schon über die Inseln Glenans hinaus — was wird aus ihnen in diesem furchtbaren Sturme werden, der ihre schwachen Seegel zerfetzen wird, während er hier im ersten Stock des Hauses, wo wir uns gerade zum Mittagessen gesetzt haben, alle Fenstergläser klirrend in die Stube wirft? Doch siehe da; sie kommen zurück — jetzt verschwinden sie und werden unter einem Wogenberge begraben; doch nein — sie tauchen wieder auf — jetzt ist nichts mehr von ihnen zu sehen — sie sind verloren — nein, noch einmal arbeiten sie sich empor. Und Alles ist wieder auf festem Grund und Boden angelangt; bestürzt eilest Du ihnen entgegen und sagst etwa zum ersten Schiffsherrn, der an's Ufer springt: „Ihr habt vom Glück zu sagen." — Gib Acht, daß er es nicht für einen schlechten Witz nimmt, denn er kommt ja ohne Fische nach Hause.

Auf diesen schlechten Fahrzeugen mit so gefährlichem Segelwerk, die wie eine offene Schüssel auf dem Meere schwimmen, nicht auf einer stolzen Fregatte von sechzig Kanonen muß man die kühnen Wesen sehen, die mit dem Ozean spielen, ohne daran zu denken, daß sie spielen. Hier sind die wahren Seeleute zu sehen, wenn sie von Wogen überdeckt, die Schaluppe voll Seewasser, ohne Kompaß, ohne jeden andern Führer als ihre lange Gewohnheit und Erfahrung, ruhig ihre Manöuvres machen, ohne sich sonderlich aus dem gewohnten Phlegma bringen zu lassen, wenn sie nicht etwa dem Schiffsjungen, der nicht schnell genug die Schoten schießen lassen, durch eine derbe Ohrfeige einen „Tölpel merk's" geben.

Nicht minder gefahrvoll als ihre Fischfang-Expeditionen auf die offene See hinaus sind ihre Fahrten längs der Küste. Kein Admiral würde mit allen Instrumenten am Bord es wagen, eine Ladung Fische von Nantes nach Brest zu führen. Die Schiffer der Nieder-Bretagne nehmen ihren Lauf von Felsen zu Felsen, und nähern sich unaufhörlich jenen Klippen, die andere Schiffe so furchtsam vermeiden. Man muß sie, um hievon einen Begriff zu haben, zwischen den Klippen hingleiten sehen, so geschickt und behend wie jene Gaukler, die mit verbundenen Augen zwischen Eier tanzen, ohne je eines zu zerbrechen. Und gerade diese Klippen sind ihre Bussole; sie kennen bis auf zwei Schritte nahe die Stelle der Wirbel und Meeresströmungen; wenn sie sich nur einen Augenblick in die offene See hinauswagten, so würden sie den Kopf verlieren und könnten eher wohl in Neu-York einlaufen, als sie Saint Malo erreichten.

Die Küstenfahrer der Nieder-Bretagne sind noch ganz alten Schlages, indeß hat die Juliusrevolution doch auch einige Wirkung auf sie gemacht. Schon sieht man hie und da an der Mündung des Aven ein Schiff, dessen Bugspriet dreifarbig ist, und der Kapitän von einem derselben sagte mir mit einer Art Stolz, wenn ich an Bord gehen wolle, so werde ich auch die Ankerspille so angestrichen finden. Der gute Kapitän wird sich kaum mehr an die heilige Anna von Auray verloben. Ueberhaupt hat die Küstenfahrt in den letzten zwanzig Jahren mancherlei Verbesserungen erfahren, könnte aber noch wichtigere Fortschritte machen. Zwar würde sie auf der poetischen Seite hindurch Manches einbüßen; allein der Staat, der die dramatische Schönheit nun doch ein für allemal über dem Kalkul des Nützlichen vergessen muß, würde gut daran thun, wenn er die Einführung der viereckigen Schiffe bei den Küstenfahrten ermunterte. Auch die in der Schule der Küstenfahrten aufgewachsene Jugend wird, wie aus der oben gegebenen Schilderung einleuchtend ist, auf die großen Kauffahrer oder Staatsschiffe wenig mehr mitbringen, als das Verdienst, nichts zu fürchten, und nicht an der Seekrankheit zu leiden. Im Gegentheile wären sie weniger seemännische Naturen, so würde man auch weniger Zeit brauchen, sie abzurichten, wie man dieß und jenes Segel einrefft und ausspannt — der ehrliche Nieder-Bretagner, der vielleicht seit zehn Jahren sich nur eines großen Segels, eines Focksegels, manchmal höchstens eines Marssegels bedient hat. Und doch ist die Bretagne die wahre Pflanzschule der französischen Matrosen.

Der Reisende darf es nicht versäumen, die Inseln von Morbihan zu besuchen; hier wird er hören, daß es deren im Meerbusen von Morbihan so viele gibt, als Tage im Jahre, selbst ein Schaltjahr mit eingerechnet. Wer alte Volkssitten und Gebräuche liebt, und sich gern aus der Welt der ernsten Wirklichkeit in das heitere Reich der Sagen und Mährchen versetzen läßt, komme hieher, wo er die schauerlich süßen Träume seiner Kindheit wieder finden, und Sitten und Gebräuche die nur noch im Bücherstaub der Bibliotheken aufbewahrt werden, lebendig vor seinen Augen sehen wird.

(Schluß folgt.)

Der Graf Belliard.

Frankreich hat abermals einen von den Generalen der großen Armee verloren. Graf Belliard ist am 28 Januar d. J. zu Brüssel plötzlich mit Tod abgegangen. Geboren im Jahre 1773 zu Fontenay in der Vendée, betrat er seine militärische Laufbahn in der Armee des Nordens. Chef des Generalstabes unter Dumouriez zeichnete er sich bei Jemappes aus. Nach der Schlacht bei Nerwinden, in der ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, erhielt er die Ernennung zum Generaladjutanten. Nach Du-

mouriez's Flucht wurde Belliard verhaftet, nach Paris geführt und seines Dienstes entsetzt. Weit entfernt aber die einmal so rühmlich betretene Laufbahn wieder zu verlassen, hielt er um die Erlaubniß an, als Freiwilliger wieder in die Armee eintreten zu dürfen. Einige Monate später wurde er zum Generaladjutanten ernannt und folgte dem General Hoche in die Vendee.

Im italienischen Feldzuge des Jahres 1796 gab er Beweise der größten Unerschrockenheit und ausgezeichneter Talente. Zu Arcole wurden ihm zwei Pferde getödtet und er selbst verwundet. Auf dem Schlachtfelde wurde er zum Brigadegeneral ernannt. Nach der Einnahme von Civita Vecchia im Jahre 1798 erhielt er eine Bestimmung als außerordentlicher Gesandter bei der neapolitanischen Regierung. Auch an dem Ruhm der ägyptischen Expedition nahm Graf Belliard Theil. Bei der Landung auf der Insel Malta, in der Schlacht von Alexandrien und unter den Pyramiden leistete seine Unerschrockenheit wichtige Dienste. Mit zwölfhundert Mann griff er zwölftausend Türken, die sich in Damiette eingeschlossen hatten, an und eroberte die Stadt wieder. Nachdem Dessaix Aegypten verlassen hatte, um nach Frankreich zurück zu kehren, wurde Belliard würdig befunden, ihm in dem Kommando über Oberägypten zu folgen. Hier waren unaufhörliche Kämpfe mit Schwärmen von barbarischen Völkerschaften zu bestehen, die unablässig von Arabien her nach Aegypten vordrangen. Der General that sich bei dieser Gelegenheit durch glänzende Waffenthaten hervor, und deckte dadurch die Hauptstadt Aegyptens, wo sich der Mittelpunkt der französischen Macht befand. Noch größeres Verdienst erwarb er sich aber durch den sorgfältigen Schutz, den er mit der gefälligsten Aufmerksamkeit den wissenschaftlichen Arbeiten der französischen Gelehrten angedeihen ließ, indem er alle Schwierigkeiten und Gefahren zu beseitigen wußte, die einem Unternehmen hinderlich seyn konnten, welchem Europa eine genauere Kenntniß der alten Kunstdenkmäler Aegyptens verdankt. Ohne seine kräftige Mitwirkung würden vielleicht die thebäischen Alterthümer von Denderah bis Philoe noch jetzt unbekannt seyn. Zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Kairo ernannt, wurde er in dieser Stadt von den Mameluken, Türken und Engländern belagert. Durch seine Klugheit und Festigkeit gelang es ihm eine ehrenvolle Kapitulation zu erwirken, durch die er die wenigen Truppen die er befehligte, mit Waffen und Gepäcke, die Verwundeten und die französischen Künstler und Gelehrten, die sich in Kairo befanden, rettete.

Im Jahre 1801 ernannte ihn der erste Konsul zum Kommandanten der 24sten Militärdivision in Brüssel. Im Jahre 1806 war er Chef des Generalstabes Murat's und wurde bei der Schlacht von Austerlitz zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. An dem Feldzuge nach Preußen und Polen hatte er gleichfalls rühmlichen Antheil.

In Spanien wurde ihm die Gouverneurstelle von Madrid anvertraut, wo er durch Muth und Klugheit den Volksaufstand unterdrückte, der nach der Schlacht bei Talavera ausbrach. — In Rußland bot er in der Schlacht an der Moskwa den russischen Garden die Spitze und trug viel zum glücklichen Ausgange dieses Tages bei. Nach dem französischen Rückzuge beschäftigte er sich in Preußen mit der Wiederherstellung der französischen Kavallerie. In der Schlacht bei Dresden übertrug ihm der Kaiser den Dienst eines Majorgeneraladjutanten der Armee. In der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig wurden ihm zwei Pferde getödtet und der linke Arm von einer Kanonenkugel zerschmettert. Unermüdlich war sein Diensteifer während des Feldzuges in Frankreich; der Kaiser ertheilte ihm zu Fontainebleau das große Band der Ehrenlegion. Ludwig XVIII verlieh ihm das Kreuz des heil. Ludwigs und ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Während der hundert Tage schickte ihn der Kaiser an König Joachim, um die Bewegungen der neapolitanischen Truppen zu leiten. Nach der Rückkehr der Bourbone wurde Graf Belliard durch die Ordonnanz vom 24 Julius von der Pairie ausgeschlossen, verhaftet und in die Abtei gefangen gesetzt. Im Jahre 1816 wurde er jedoch wieder freigelassen, und später auch wieder unter die Pairs aufgenommen. Die Juliusrevolution fand Belliard bereit, seinem Vaterlande mit gewohntem Eifer zu dienen. Die letzte Gesandtschaft nach Brüssel hat seinen frühern Verdiensten neue zugefügt. Man erinnert sich seines entschlossenen Benehmens während der französischen Expedition im August, und unvergeßlich wird Antwerpen die Energie bleiben, mit der er diese Stadt gegen die unmenschliche Zerstörungswuth des Generals Chassée in Schutz nahm.

Die Lage der untern Volksklassen in Frankreich.

Bei Delaunay in Paris erschien vor Kurzem eine Flugschrift unter dem Titel: Des chiffres et des faits sur la situation actuelle, deren Verfasser, ein sehr unterrichteter Mann, der Meinung ist, daß bei der gegenwärtigen gesellschaftlichen Krise wohl noch ein anderer Weg einzuschlagen seyn dürfte, als die Einen glauben, welche die Ausbrüche tollkühner Verzweiflung entschuldigen oder die Andern, wenn sie die Maßregeln zu deren Unterdrückung übertreiben. Er beschäftigt sich vor Allem damit die Ursachen des Uebels nachzuweisen, und findet sie in den auf den untern Klassen lastenden Auflagen.

Die arbeitende Klasse in Frankreich, sagt der Verfasser, gewinnt in der Regel nicht mehr als die eben zu ihrem Unterhalt nöthige Summe. Nimmt man 300 Arbeitstage im Jahr an, jeden im Durchschnitt zu 1 Fr. 50 Cent., so beträgt Dieß 450 Fr. für jeden Taglöhner, von denen der Fiskus an Auflagen aller Art 112 Fr. 10 Cent., also den vierten Theil bezieht. Der Reiche dagegen trägt eigentlich nur jene Auflagen die auf seiner persönlichen oder der Consumtion seiner Dienstleute lasten, denn die übrigen werden ihm von Denen ersetzt, die die Produkte seiner Landgüter, das Holz seiner Wälder oder das Eisen seiner Hütten kaufen.

Zu dieser Ungleichheit tragen auch noch andere Ursachen bei. Die Taxen belasten die Genüsse des Reichen nur in geringem Grade; der Mann aus dem Volk hingegen findet bei jedem seiner Genüsse eine Auflage, und die Abgabe die er von einem Faß schlechten Wein bezahlen muß, ist eben so groß als die, die auf dem Pomard oder Chambertin lastet.

Ist Ueberfluß an Arbeit, so finden die untern Klassen eine vorübergehende Entschädigung in dem erhöhten Arbeitslohn; allein dann ist der Fabrikant, der die Concurrenz mit dem Ausland, wo der Arbeiter wohlfeiler, nicht mehr zu halten im Stande ist, genöthigt den Arbeitslohn herabzusetzen, und nun ist die arbeitende Klasse aufs Neue der Dürftigkeit Preis gegeben. Dieß war die Ursache der Lyoner Unruhen.

Man muß also um die Lage der untern Klassen zu verbessern, die sie berührenden Auflagen herabsetzen; Auflagen die bedeutend erhöht wurden, weil die Sicherheit des Staats erheischte, gegen 500,000 Mann vollständig zu kleiden und auszurüsten, und überdieß noch Vorräthe zu begründen, die den augenblicklichen Bedarf des Effektivstandes weit übertrafen, z. B. drei Flinten für jeden Infanteristen u. s. w. Wenn nun, ungeachtet der Thätigkeit, in die gewisse Zweige der Industrie durch jene Ausgaben versetzt wurden, dennoch der allgemeine Wohlstand abnimmt, so liegt die Ursache hievon darin, daß diese Ausgaben für Gegenstände gemacht wurden, die nichts produziren: Frankreich hat einen Theil der Lasten eines Kriegs getragen, ohne sich den günstigen Wechselfällen desselben auszusetzen.

Der Beweis hievon wird durch Zahlen deutlicher. Das gewöhnliche Budget des Kriegsministeriums beläuft sich für das Jahr 1832 auf 307 Millionen für einen Effektivstand von 410,000 Mann. Diese Armee besteht aus der reifern männlichen Jugend der Bevölkerung. Durch Ackerbau und Industrie beschäftigt, würden diese 410,000 Mann mindestens ebensoviel verdienen als sie dem Staat kosten, nämlich 750 Fr., jeder oder 307 Millionen im Ganzen. Diese Summe wird also dem allgemeinen Erwerb entzogen, und ist folglich ein reeller Verlust für das öffentliche Vermögen, der vermieden werden könnte, wenn man die Armee während der Friedensjahre zu gemeinnützlichen Arbeiten als zu Anlegung von Kanälen, Heerstraßen und besonders Vizinalstraßen, an denen es in Frankreich fast ganz fehlt, verwendete. Eine solche Verwendung der Mußestunden der jungen Soldaten würde, wenn man nur einen Theil des für Brücken und Heerstraßen bestimmten Kredits auf das Kriegsbudget übertrüge, gestatten, die Militärorganisation ohne Kosten für das Land zu erhalten.

Die große Zahl solcher Leute die für die Produktion unnütz sind, ist ebenfalls eine der Hauptursachen der allgemeinen Noth. Man würde staunen, wollte man die Zahl der Federn berechnen, die jeden Morgen geschnitten und in Bewegung gesetzt werden, um einen Theil des Tags über die Angelegenheiten des Landes zu verwalten, oder die Geschäfte der Privaten theils gut, theils schlecht zu leiten. Der Schreiber, die auf diese Weise unaufhörlich in den Städten arbeiten, sind Millionen, während aus den Dörfern von der Sucht nach Stellen getrieben, fortwährend Alles zuströmt, was nur die ersten Anfangsgründe der Schreib- und Rechenkunst inne hat.

Es ist schwer die Zahl der unnützen Consumenten mit Bestimmtheit anzugeben, doch kann man die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der

Ordnung, wie sie für den materiellen Wohlstand der Bevölkerung nützlich sind, sammt der ungefähren Zahl der Individuen aus denen jede besteht, aufzählen.

1) Feldeigenthümer die sich mit Ackerbau beschäftigen, Pächter, Ackerleute, Leute für verschiedene ländliche Arbeiten, und solche die mit Zubereitung der Nahrungsstoffe beschäftigt sind.		
2) Arbeiter in Eisengruben, Eisen, Holz und Stein, und Bauleute	ungefähr	10,000,000
3) Fuhrleute, Floß- und Seeschiffer . .		
4) Handelsleute die einzig mit dem Vertrieb und Verkauf der zum Leben unumgänglich nöthigen Gegenstände beschäftigt sind . .		
5) Personen die dem Unterricht sich widmen, und solche Gewerbe die mit der Heilkunst in Verbindung stehen	ungefähr	500,000
6) Befehlende jeden Rangs, nützliche Beamte und Angestellte der Verwaltung, (das Drittel der ganzen Summe der Beamten.)		
7) Richter, Notarien und ministerielle Beamte.		
8) Land- und Seearmee nebst den dazu gehörigen Beamten (genauere Angabe) . .		700,000
9) Gelehrte und Künstler, sammt den mit der Kunst und den Wissenschaften in Verbindung stehenden Gewerben	ungefähr	200.000
10) Leute die sich mit Fabrikation von Gegenständen des Luxus beschäftigen und deren Gehülfen.		
11) Geistliche und Religionsdiener aller Sekten, (genaue Angabe)		60,000
12) Bankiers, Spekulanten auf Waaren und öffentliche Fonds, Wechselagenten und Mäkler.	ungefähr	4,700,000
13) Leute die von den Einkünften ihrer Güter leben.		
14) Rentiers und Pensionirte ohne Beschäftigung.		500,000
15) Ueberflüssige Beamte und Angestellte (zwei Drittheile der ganzen Verwaltung) . .	ungefähr	440,000
16) Höflinge und Sollicitanten . . .		
17) Luxusbediente und Dienerschaft . .		
18) Kinder unter 12 Jahren, alte Leute über 60 Jahre, Kranke, Sieche und Bettler (genauere Angabe)		13.000,000
19) Vagabunden, Diebe von Profession und Verurtheilte		500,000
	Summe	32,000,000

So unvollständig diese Uebersicht auch immer seyn mag, so bietet sie doch Stoff zu genaueren Schätzungen und ernsten Betrachtungen. Die Zahl, derer die für die Produktion oder die Bedürfnisse der Gesellschaft unthätig sind und deren Consumtion folglich für diese eine Last ist, verhält sich zur Gesammtsumme der Bevölkerung wie 2 zu 1; jeder Erwerbende arbeitet also für drei Personen.

Das russische Heer.

(Aus Colville Frankland's Visit to the Courts of Sweden and Russia.)

Die eigentliche Stärke der russischen Armee zu erfahren, hält sehr schwer. Einige behaupten, daß nicht weniger als eine Million unter den Waffen stehe, Andere sprechen nur von 800,000 Mann. Die letztere Angabe ist die wahrscheinlichere, und ich halte selbst diese noch für übertrieben. Die russischen Regimenter sind selten vollzählig, und ein großer Theil der Mannschaft steht nur auf dem Papier. Rückt eine russische Armee ins Feld, so erhält sie den vierfachen Betrag ihres Soldes, das heißt, sie wird in Silber bezahlt. So viel ich von russischen Truppen gesehen habe, muß ich bekennen, daß sie die beste Haltung, Disciplin und Kleidung von allen haben, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind; besonders imposant ist ihr kriegerisches Aussehen. Von den Linientruppen kann ich nichts sagen, da ich nur einige Detachements in Finnland gesehen habe; aber die reitende Garde-Artillerie, die Husaren, die Lanziers sind herrliche Truppen, eben so gut, wo nicht besser beritten als irgend eine Kavallerie in Europa. Ein böser Mißbrauch bei den Regimentern ist die Verschleuderung der Abzugsgelder durch den Obristen und die übrigen Stabsoffiziere. Die Kasse dieser Gelder wird durch die Abzüge gefüllt, die auf Montirungsstücke, Rationen und Fourage u. s. w. gemacht werden. Die Regierung bewilligt z. B. jedem Soldaten alle zwei Jahre zwei vollständige Uniformen; der Obrist läßt nun eine Uniform ein Jahr länger tragen, trifft mit dem der die Lieferung besorgt, eine Uebereinkunft, und empfängt für die zweite Uniform eine Geldsumme. Derselbe Mißbrauch besteht bei den Kavallerieregimentern außer der Kleidung auch für Haber, Heu und Stroh. Das auf diese Weise bezogene Geld wird vorgeblich in die Kasse gelegt, um zum Besten des Regimentes verwendet zu werden, allein es bleibt unter der Kontrolle des Obersten und der Escadronschefs die es unter sich theilen, und dadurch im Stande sind, auf Kosten des armen Soldaten, vier Pferde vor ihren Wagen zu spannen, gute Tafel zu halten und Champagner zu trinken. Die Regierung, die von diesem Mißbrauch unterrichtet ist, würde besser fahren, wenn sie den Sold der Offiziere und Soldaten erhöhte, und die überflüssigen Ausgaben für Uniformirung und Fourage beschränkte, denn ein so falsches System kann nur dazu dienen, die Offiziere der Armee zu demoralisiren, und die Soldaten gegen ihre Obern aufzubringen.

Die folgende Anekdote mag beweisen, wie wenig Vertrauen das russische Finanzsystem verdient. Der Baron von Sutherland (Vater), ein reicher Kapitalist, hatte schon seit längerer Zeit dem Hof und der Regierung Geld vorgestreckt, als auf einmal der Krieg mit Frankreich ausbrach, und die Zeiten schwieriger wurden. Der Baron erhielt keine Rückzahlungen, und auf vielfältige Forderungen immer die Antwort, sich noch ein Wenig zu gedulden. Der Baron starb, ehe er noch seine Geschäfte mit der Regierung abgeschlossen hatte; sein Sohn übernahm die Schuldforderungen und der Minister antwortete ihm: „Es findet sich eine Irrung in den Rechnungen, schicken sie uns also eine Note über Schuld und Interessen.“ Das Ganze belief sich auf einige Millionen. „Oh, sagte der Minister, diese Summe ist zu stark, als daß wir an eine einzige Person so viel zahlen könnten, das kann auf keinen Fall geschehen.“ „So bezahlen sie mir wenigstens so viel ihnen gefällig ist,“ erwiderte der Baron. Der Minister bezahlte nicht einen Heller, und der unglückliche Baron starb in so tiefem Elend, daß er genöthigt war, bei den in Petersburg ansäßigen englischen Kaufleuten zu betteln. Einige Zeit vor seinem Tode ging er nicht mehr aus, „denn, sagte er, es ist unschicklich daß ich mich in einem Lande öffentlich zeige, das einen Mann ins Elend stürzte, der einer der reichsten Privatleute des Reichs seyn konnte.“

Vermischte Nachrichten.

Die Vereinigten Staaten haben im letztverflossenen Jahre von den indianischen Völkerschaften, wie den Senekas von Sandusky, den Schawnes von Lewistown, den Ottowas von Maumee u. s. w., die noch im Bereiche des nordamerikanischen Föderativstaates liegen, 584,716 Morgen Landes erworben; die Weiandots allein haben ihnen 162,216 Morgen verkauft. Diese Stämme ziehen sich fast alle auf das rechte Ufer des Mississippi zurück.

•

Nach einem Gesetze vom 7 Nov. v. J. ist die Sklaveneinfuhr in Brasilien unter denselben Körperstrafen verboten, die auf das Verbrechen, eine freie Person zum Sklaven gemacht zu haben, gesetzt sind. Außerdem ist eine Geldbuße von 200.000 Reis für jeden eingeführten Sklaven ausgesprochen, und der Uebertreter dieses Gesetzes gehalten, die Kosten der Rückfahrt nach Afrika zu tragen. Wer Anzeigen macht, die zur Entdeckung eingeführter Sklaven führen, erhält von dem öffentlichen Schatze eine Belohnung von 50,000 Reis. Uebrigens werden alle Sklaven, die den brasilianischen Boden betreten, frei, ausgenommen, die auf Schiffen dienen, welche Ländern zugehören, wo die Sklaverei noch nicht abgeschafft ist. Solche Sklaven werden, wenn sie ihren Herren entfliehen, auf Verlangen wieder ausgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 57. 26 Februar 1832.

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

Von Dr. Zuccarini.

Jassy im Dezember 1831.

Im Jahrgang 1830 des Auslandes No. 206, wundert man sich über die Aehnlichkeit eines provençalischen Volksliedes mit dem Liede im Faust: „Meine Mutter die ꝛc." und wahrlich das provençalische Lied hat bei Weitem mehr Aehnlichkeit mit dem Goethe'schen, als die beigegebene Stapfer'sche französische Uebersetzung desselben. Allerdings ist diese Aehnlichkeit wunderbar. Als ich die seligen Provencer Thäler durchzog, da hörte ich mit Entzücken dieselben Nachtigallen, dieselben Melodien singen, die mir noch von Stuttgarts und Ludwigsburgs herrlichen Gärten so frisch im Gedächtniß waren. Andere Reisende müssen gewiß dasselbe bemerkt haben, und ich wunderte mich sehr, daß man sich darüber nicht wundere. Mein Reisegefährte versicherte mir, daß es in Frankfurt und in Weimar auch Nachtigallen gebe, die gerade so singen, wie die provençalischen. „Und haben Sie denn," fuhr er fort, „nicht denselben Vogel auch in Genf bemerkt? Kaum ist die Tinte des genfer Fremdenbureaus auf Ihrem Passe trocken, und Ihr Aerger über den französischen Gränzvisitator kalt, und Sie denken nicht mehr an die Rossignols du Leman?" Während er mir nun die Leichtigkeit auseinandersetzte, mit welcher eine Nachtigall ohne alle Plackerei und Kosten aus Deutschland an die Ufer der Durance reisen, und unterwegs, troz jedem Mylord, ein Paar Sommermonate am Genfer See zubringen könne, dachte ich zurück an die zauberischen Ufer des Sees, dachte der Pracht ihrer Landhäuser, der Fülle ihrer Rosen und der Töne ihrer Nachtigallen, die sich jedoch dort zahlreicher und voller aus dem dunkeln Eichendickicht des Gestades, als aus den Rosengehegen der Gärten vernehmen lassen. Hier schlug die Nachtigall aus einem Rosengebüsch; die Eichen fehlten. Und ist das provençalische Mährchen, aus dem das Liedchen singt, nicht ein Rosenstrauch gegen die Eiche Faust? Damals, obwohl ich das deutsche Mährchen, in welchem dieselbe Handlung wie im Goethe'schen Liede vorkommt, kannte, wußte ich noch nicht, daß dasselbe Mährchen und Lied auch in der Provence existire: aber es war mir auch nicht eingefallen, daß die Nachtigall, die hier sang, aus Deutschland gekommen sey, oder einst hinfliegen werde. Und dennoch singt sie wie die in Weimar. Noch weniger konnte ich glauben, daß die Rose, auf der sie sang, ein Ableger aus dem botanischen Garten zu Genf sey; und dennoch blüht und duftet sie so lieblich, wie die von Decandolle gepflegten. Ich wunderte mich wieder. Da zog ich weiter und schiffte mich ein; über die Wunder des Meeres vergaß ich Rose und Nachtigall, Decandolle, ja sogar Goethe. Aber bald fand ich meine Vergessenen wieder. Auf dem festen Lande der romantischen Morea und des fruchtbaren Rumeliens, in den segenreichen Thälern Kretas, in den blühenden Inseln des Archipels, und erst an den üppigen Ufern des Bosporus überall Rose und Nachtigall. „Aber gut, Rose sey Mährchen, wenn Sie doch einmal vergleichen wollen, und Nachtigall sey Lied. In der ganzen Welt, auch da wo es keine Rosen und Nachtigallen gibt, gibt es Mährchen und Lieder. Was hat diese Gemeinschaftlichkeit mit dem speziellen Falle des Goethe'schen Liedes zu schaffen?" — „Recht daß Sie mich an Species erinnern; ich spreche nicht von der Anzahl der übrigen Rosenspecies, von denen Quästionis weit verschieden ist. Mögen die botanischen Gärten die Rosenspecies der ganzen Welt hegen, möge man alle Arten von Motacillen, Sylvien und Luscinien im Käfig herumschleppen, möge Stapfers Uebersetzung im Ausland cirkuliren; im vorliegenden Fall ist nur von der Rosa centifolia und von der Sylvia philomela Bechstein, oder Motacilla luscinia major Linn die Rede, die ich hier überall in weiter Ferne, so wie in Deutschland fand. Und wenn auch Boden und Kultur den Habitus derselben Species etwas verändern, sind es denn nicht Sprache und Sitten, der Boden und die Kultur, die den Habitus der geistigen Blüthen und Gesänge der Völker verändern? „Also Sie wollen beweisen, daß die Rosa centifolia, das Mährchen von der bösen Stiefmutter, und die Sylvia philomela das Lied: „Mein Schwesterlein klein, hub' auf das Bein ꝛc. sey?" — „Ich will nur beweisen, daß dieselbe köstliche Blume und derselbe bezaubernde Vogel ohne Verschleppung der Ableger oder Eier in den von einander entferntesten Gegenden der durchblühten und durchsungenen Erde eben so gut ohne materielle Verwandtschaft neben einander, als durch diese aus einander, entstehen kann; und daß mit den Grundarten der geistigen Blüthen ungefähr dasselbe der Fall ist." — „Gut, gut, ich merke schon, Sie glauben auch nicht an Adam und Eva, aber wo ist denn unser Schwesterlein klein auf griechischem Boden?" — „Gleich kömmt es; es hat etwas den Habitus verändert, aber nur ein nicht weniger bekanntes Gewand angezogen und überrascht mit einer neuen Aehnlichkeit der morgenländischen und abendländischen Mährchen, indem es als unser bekanntes Aschen-

brödel erscheint, ein Mährchen, das, wenn auch vielleicht nicht ursprünglich deutsch, doch gewiß nicht aus dem Orient in den Occident gepflanzt wurde, und also wie unser Lied, mit dem es unverkennbare Aehnlichkeit hat, hier und dort selbstständig entstanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeleute der Nieder-Bretagne.

(Schluß.)

Auf der Ile aux Moines wie auf der Insel Arz wird der Reisende vernehmen, daß den Weibern der Schiffbruch ihrer Männer durch Wassertropfen angezeigt wird, die sie neben ihrem Bette fallen hören, oder auch daß man in stürmischen Nächten klagende Stimmen aus der Tiefe des Meeres hörte, und das Gespenst Ancon, den Vorboten eines gewissen Todes, über die Wogen schreiten sah. Dort wird man ihm erzählen, daß der Teufel auf einem feurigen Wagen durch die Insel gefahren, und sich in einen Mühlteich gestürzt. Aber auch die vielen kleinen Häfen an der Küste der Nieder-Bretagne darf man nicht zu besuchen vergessen. Hier findet man jenen nur in der Ueberlieferung noch bestehenden Typus des seemännischen Lebens; jene Meerwölfe, die jeden Tag auf die Stunde der Ebbe und Fluth aufmerksam, bei dem kleinsten Segel seufzen, das man am Horizont vorüber schweben sieht. Dann muß man sie erzählen hören vom Cap Horn oder mit flammendem Auge, wie am Bord ihres Korsarenschiffes, von ihren Kreuzfahrten in Bengalen; um die Liebe zu begreifen, die sie für das Meer haben, das ihre Geliebte ist, angebetet wie nie ein weibliches Geschöpf — freilich eine launenhafte und ungestüme Geliebte, die ihnen tausenderlei Vergnügungen und Ungemach durch einander bereitet hat. Ihr verdanken sie ja jene schönen Tropennächte, wo die schimmernden Wogen einen Feuerstrudel hinter dem Steuerruder zogen, jene Nächte, wo man auf dem Verdecke tanzte, wo man König war an seinem Bord; ihr auch verdanken sie jene furchtbaren Erinnerungen an Seegefechte, Schiffbrüche, Blut, Hungersnoth und Verzweiflung. Hier fände ein Walter Scott ein ergiebiges Feld; Stoff genug, um Bände mit düstern oder scherzhaften Erzählungen zu füllen. Da könnte er neben furchtbaren Schiffbrüchen von allerhand lustigen Schwänken hören, wie z. B. ein Kapitän, erstaunt über die Vorliebe der Eingebornen von Madagascar für Glaswaaren, ihnen Glassamen verkaufte, oder wie ein Anderer, der für eine Negerin ein ganzes Faß Pulver versprochen und dem Verkäufer nur ein halbes überbracht unter dem Vorwande, es habe auf dem Wege die eine Hälfte Feuer gefangen; dann aber auch, wie ein Schiff durch einen plötzlichen Windstoß umgeschlagen, aber die unerschrockene Mannschaft ein Floß sich gezimmert, so schnell und leicht, als wir einen Regenschirm aufspannen; dann von kühnen Streifzügen und tollkörfigen Streichen und Galeeren-Witzen, die das ernsthafteste Geschwornengericht zum Lachen bringen würden. Auch Cooper würde hier seine Rechnung finden. Möchte er doch nur die wunderbaren Fahrten und Thaten der kühnen Brigg „Le Diligent“ beschreiben. Es war ein englisches Schiff, dem im Jahre 1812 der „Diligent“ auf der Höhe von Jamaica begegnete. Es hatte eine gute Ladung spanischer Quadrupeln am Bord, die man fast mit dem Fernrohr unter dem Münzstock von Meriko prägen gesehen hatte. Wer hätte so vielen Reizen widerstehen können? Allein das englische Schiff war groß und konnte aus der Ferne für eine bärbeißige Fregatte angesehen werden. Der Diligent nähert sich; lügenhaft wie ein Gascogner und keck wie ein Bretagner, trägt er englische Wimpel und Flagge zur Schau; allein es ist noch früh Morgens und man befindet sich noch im Angesichte von Kingston; man muß vorsichtig seyn. „What brig is that?“ — welche Brigg ist das? — ruft er mit dem Sprachrohr hinüber. „His Majesty's brig Star“ — die Brigg Sr. Majestät der Stern — ist die Antwort. „Good passage“ — glückliche Reise! — Man zieht den Hut vor einer Brigg Königs Georg und setzt seinen Weg fort. Die Nacht bricht herein, und beide Schiffe haben sich nicht aus dem Gesicht verloren. Der Diligent nähert sich auf halbe Kanonenschußweite dem englischen Schiffe, das neben einem guten Kameraden zu segeln glaubt, und gibt ihm eine volle Ladung in den Steuerbord. Die Boote werden ausgesetzt, der bretagnische Kapitän ist der erste, der an den feindlichen Bord springt, er watet im Blute und findet mitten unter zerrissenen Strickwänden, abgeschossenen Tauen, Segelfetzen und Lafettentrümmern am Fuße des Besanmastes den Kommandanten mit zerschmettertem Schenkel liegen. „Ach, mein Herr,“ ruft ihm dieser mit klagender Stimme entgegen, mir das, der ich zu ihrem Empfang das beste Bier abkühlen ließ, als ich sie nahe kommen sah!“ — Der Kapitän des Diligent ist gegenwärtig Munizipalrath und würde nicht das Blut eines Huhns vergießen mögen.

Leider ist die Landung an dem weiten ausgedehnten Gestade der Nieder-Bretagne mit großen Schwierigkeiten verbunden. An dieser ganzen so wichtigen Küste, die mit so vielen Klippen umgeben ist, bestehen nur drei Leuchtthürme, von der Mündung der Vilaine bis zum Eingang des Kanals, einer zu Ouessant, der andere zu Saint Mathieu und der dritte zu Groix. Noch an vielen andern Punkten vermißt man solche. Ein Schiff, das aus der hohen See kommt, kann unversehens französisches Land berühren, während ein englisches sein Vaterland in der gewittervollsten Nacht auf zehn Meilen weit erblicken kann. Welche freudige Rührung herrscht unter der Mannschaft eines Schiffes, das aus Indien zurückkehrt nach achtmonatlicher Seefahrt, das von Wasserbergen umthürmt das Vorgebirg der guten Hoffnung umsegelt hat; welch freudiges Getümmel erhebt sich, wenn die Wache am Krahnbalken ruft: „Feuer — Corduan!“ — Wie schlagen alle Herzen; dort ist Bordeaux, zwar noch weit entfernt, aber man ist fest überzeugt es bald zu erreichen. Man ist am Bord in einer Art Wahnsinn, der Schiffsjunge spottet des Tauendes, der Offizier des Arrestes. Aber man kommt dem bretagnischen Gestade näher und die Szene wird eine ganz andere: Schrecken tritt an die Stelle der Freude. Dort droht im Angesicht der Bucht von Trèspassés der „Raz de Seine,“ der seinen Namen so vielen Schiffbrüchen verdankt. Wird die Meeresströmung hier das Schiff nicht am „Grand Stevenet“ zerschmettern, der den Seeleuten so gefürchtet ist als die „Teignouse“ am Eingang der Bucht von Quiberon? Kein Zeichen warnt den Schiffer vor der Nähe der „Jument“ bei den Glenants, und stellt sich ein heftiger Wind ein, so rettet nichts vor der „Barre von Pouldu.“

Frankreich könnte sich mit wenigen Kosten an dem Gestade der Nieder-Bretagne außer Brest einen trefflichen Hafen schaffen. Abrevrach (Finistère) am Eingang des Kanales, zwei der vorzüglichsten englischen Häfen, Plymouth und Falmouth, gegenüber gelegen, ist bis jetzt nur von Küstenfahrern besucht worden und namentlich meist nur in Kriegszeiten, wo sie vor feindlichen Schiffen Zuflucht suchten. Man hat Beispiele, daß hundert Segel zu gleicher Zeit auf diesem Ankerplatz einliefen, dessen Wichtigkeit den Engländern nicht unbekannt geblieben ist, denn genau findet man auf englischen Karten die beiden Fahrwasser, die dorthin führen, verzeichnet. Ein vom Feind verfolgtes Schiff kann mit den Nord-, den Nordwest- und Westwinden einlaufen, ohne von Gefahren bedroht zu werden, wie sie Brest, Paimpol oder Brehat umgeben. Einige auf den Klippen aufgesteckte Backen (Schifferzeichen), ein Paar Batterien u. s. w. würden Abrevrach vielleicht zum nützlichsten Hafen des Kanals machen. Aus keinem Hafen könnte man schneller in den Ocean gelangen; in keinen mit weniger Gefahr zurückkehren. Außerdem hat man von Abrevrach nach Brest nur drei Stunden. Gesetzt nun, ein englisches Geschwader erschiene in Kriegszeiten, an der nördlichen Küste von Frankreich und machte auf eine französische Schiffsabtheilung Jagd. Statt die kostbare Zeit mit der gefährlichen Durchfahrt von Four zu verlieren, könnte sie in Abrevrach einlaufen; ein Mann stiege zu Pferde, wenn die Signallinie unterbrochen ist, und Brest erfährt was vorgegangen. Brest antwortet, und noch in demselben halben Tag haben sich zwei durch eine Uferstrecke von zwölf Lieues getrennte, und durch den Feind von einander abgeschnittene Geschwader verständigt, um gemeinschaftlich zu Werke gehen zu können.

Indeß bleibt Brest die eigentliche Schule französischer Bildung für die Nieder-Bretagne. Während es von Europa um seinen prächtigen Hafen, um seine unermeßliche Rhede beneidet wird, ist Brest das gelobte Land der bretagnischen Erziehung. Allein die Aufklärung verbreitet sich aus dieser Stadt nur langsam über das Land, da die Kommunikationen in demselben noch sehr unterbrochen sind. Straßen- und Kanalbauten, die Frankreichs Mittelpunkt mit seinen äußersten Enden in Berührung brächten, sind hiezu voraus nöthig; außerdem Schulen, nicht bloß unentgeldliche, sondern solche, die auch durch Preise aufmuntern. Wenn man im „Almanach royal" liest: „Scaër, Hauptort des Kantons, Bevölkerung von viertausend Seelen" — so wird man nicht anders denken, als daß eine Primärschule in kurzer Zeit zwei bis dreihundert Schüler zählen müsse. Allein man komme nach Scaër, und man wird ein Dorf finden, das kaum fünfzig Häuser zählt, von denen zehn mit Schiefer gedeckt sind. Die viertausend Einwohner sind weit über die Heiden zerstreut, wo sie mit den Wölfen der Forste von Coatloch, Cascadec und Laz um ihre Schafe kämpfen, und kein Bauer wird überzeugt werden können von der Nützlichkeit, seinen Knaben, der die Heerde hütet, täglich zwei Mal eine Reise von drei Lieues machen zu lassen, um lesen zu lernen; denn auch er der Vater kann nicht lesen und verkauft dennoch alle Jahre sein Korn. Diese Familien werden nie einsehen lernen, wozu eine Schule gut ist; aber man zeige ihnen, daß man dafür belohnt wird, wenn man sie besucht und ein neues Geschlecht würde heranwachsen, dessen Kinder nicht mehr jener Lockspeise bedürfen würden. Die Nieder-Bretagne verdiente, daß sich ein Mal eine vollständige Sitzung der Deputirtenkammer mit ihrem Zustande beschäftigte, wenn anders zwei Millionen Menschen, die Frankreich bewohnen, auch französische Bürger werden sollen.

Französische Missionen im Kafferlande.

Die französisch-protestantische Missionsgesellschaft hat seit ihrer Errichtung ihre Plane vorzüglich auf Südafrika gerichtet und seit einigen Jahren mehrere Stationen innerhalb der Gränzen der Kapkolonie für Hottentoten und Buschmänner gegründet; nun aber hat sie ihre Missionen jenseits der englischen Gränze unter die Kaffern geschickt, wie schon früher die Wesleyaner und die mährischen Brüder gethan haben; und sie fängt an, einen großen Einfluß im Innern des Landes auszuüben. Die englische Regierung sieht diese Bemühungen mit großem Vergnügen, indem sie dazu führen, die Kaffern an feste Wohnsitze zu binden, sie Ackerbau zu lehren, und die Nothwendigkeit der blutigen Kriege, welche die Kaffern unter sich und mit den Kolonisten führten, zu verhindern. Selten verging früher ein Jahr, wo nicht ein Kafferstamm dem andern seine Heerden wegnahm, und so diesen durch Hungersnoth auf seine Nachbarn warf, die ihrerseits die jenseits liegenden Stämme mit sich fortrissen, bis sich eine ungeheure barbarische Menge auf die Kolonie hinwälzte. Der große Vortheil, den die Kafferstämme, welche Missionen unter sich aufnehmen, für ihre äußere Lage von ihnen zogen, scheint bei allen, auch bei den allerbarbarischsten, einen lebhaften Wunsch erregt zu haben, auch Stationen unter sich zu erhalten; und es läßt sich voraussehen, daß in wenigen Jahren christliche Etablissements sich über ganz Südafrika ausgebreitet haben werden, bis dahin, wo sie auf den Einfluß der Portugiesen von Sofala stoßen werden, und man kann hoffen, daß dadurch eine der unglücklichsten, armseligsten, grausamsten Nationen in der Welt der Civilisation und Menschlichkeit gewonnen werde. Möge es den Missionsgesellschaften gelingen, humane und intelligente Männer zu finden, um diese große Bestimmung zu erfüllen. Hier folgen einige Auszüge aus den Briefen des französischen Missionärs Rolland, die Andeutungen über den Zustand des Innern des Landes geben und die Aussichten der Missionen berechnen lassen. Die Missionen sind mehrere Tagreisen jenseits Kattakor, der letzten uns bekannten Stadt im Kafferland, hinaus, und hatten schon mehrere Häuptlinge der Beschuanas getroffen, die Missionäre bei sich wünschten; endlich den 13 Junius kamen sie an den Ort ihrer Bestimmung, Mohica, der Residenz des Königs der Baharutzis, Mocatla, an. „Wir kamen in ein niederes Thal, in welchem ein Bach fließt, der sich von Zeit zu Zeit in Fällen über das Gestein ergießt. Wir glaubten nicht, für die Zeit unsres Aufenthalts in Mohica einen angenehmern Platz finden zu können, und da wir nur fünf Minuten von der Stadt entfernt waren, so schlugen wir hier unser Lager auf und ließen unsre Zugochsen in den Getreidfeldern weiden, die damals nicht eingesäet waren. Hierauf suchten wir Mocatla, das Haupt des Stammes, auf, und wurden von ihm sehr freundlich empfangen; wir eröffneten ihm den Zweck unsrer Ankunft, und er drückte uns die Hände zu wiederholten Malen, um uns seine Freude zu bezeugen. Sein Sohn und der junge König, sein Nachfolger und Neffe, thaten dasselbe." Mocatla bat uns hierauf, uns zu setzen, was wir sogleich thaten; die Einen ließen sich auf einem langen Baumstamme nieder, die Andern auf dreifüßigen Stühlen aus Büffelhörnern, die sehr niedlich waren. Zwei Männer brachten hierauf ein ungeheures Biergefäß, das sie vor uns hinsetzten, und wir tranken in der Runde aus zwei Bechern, die aus Kürbissen verfertigt waren, auf die Gesundheit seiner baharutzischen Majestät, der königlichen Familie und der Missionsgesellschaft. Wir fanden das Getränk vortrefflich, obgleich wir nicht daran gewöhnt waren. Das Bier der Beschuanas wird aus Getreide gemacht, das gestoßen und in einem großen irdenen Topfe gekocht wird, und dient ihnen zugleich zu Getränk und zur Speise, da es sehr dick ist; es ist süß und steigt nicht zu Kopf, da man es selten gähren läßt, und es denselben Tag, an dem man es bereitet, getrunken wird. Mocatla und sein Sohn gaben uns unsern Besuch zurück, wurden von uns mit einem Rhinocerosbraten und Thee empfangen, und mit Tabak und Glasperlen beschenkt, worauf sie sehr zufrieden wieder nach Hause gingen. Den 12 Junius wurde holländisch und in Beschuanasprache gepredigt, wobei die Eingebornen sich sehr stille und anständig betrugen. Den 15 besahen wir die Umgegend der Stadt mit Mocatla, um den zur Errichtung einer Station bessern Platz zu suchen, und Mocatla

bezeichnete uns verschiedene Stellen als die tauglichsten, namentlich ein breites Thal, worin ein Fluß strömt, der sich weiter unten in den ergießt, an dem unser Lager aufgeschlagen war. Wir überzeugten uns, daß dieser Platz unsern Zwecken vollkommen entsprach, und steckten einen Raum von zweitausend Fuß Länge und fünfzehnhundert Breite ab. Mocalla wollte keine Bezahlung dafür annehmen, sondern überließ ihn der Mission mit dem Bemerken, daß er längst Missionen gewünscht habe, und versprach eine neue Stadt in ihrer Nähe zu bauen, wo er mit seiner Familie sich aufhalten werde. Unter Anderm drückte er auch seine Freude über die Hoffnung aus, nun wieder selbstständig zu werden und seine Ländereien bebauen zu dürfen; denn er ist ein Vasall von Mosolekatsi, einem mächtigen Kafferkönige, dem er jährlich einen großen Theil seiner Ernte abliefern mußte, und von dem er dieses Jahr den Befehl erhalten hatte, kein Land anzusäen, sondern mit seinem Stamme in den Wohnort von Mosolekatsi zu ziehen, um dort das Feld zu bauen, wodurch sich dieser die ganze Ernte sichern und den Stamm von Mocalla in Sklaverei versetzen wollte. Mocalla hofft, daß, wenn wir uns mit einigen Griquas bei ihm niedergelassen haben werden, Mosolekatsi nicht mehr wagen wird, ihn zu beunruhigen, und Dieß ist auch unsre Ueberzeugung." Seit dieser Zeit hat Mosolekatsi selbst eine Station bei sich verlangt, so wie eine Menge anderer Kaffer- und Beschnana-Stämme. Es wäre eine weise und menschliche Politik von der französischen Regierung, diese Unternehmung zu befördern, und so durch moralischen Einfluß Verbindungen im Innern Südafrika's zu erhalten, die sie umsonst durch kriegerische Expeditionen in Madagaskar gesucht hat.

Vermischte Nachrichten.

Die Budgets des französischen Staates in vier Epochen des neunzehnten Jahrhunderts stellen sich in folgenden Uebersichten dar;

I.

Die Republik des Jahres XI (1801), drei Konsuln mit der Konstitution des Jahres VIII; hundert und fünfzehn Departements und acht Ministerien. Weder Civilliste noch Prinzen.

Neunundzwanzig Appellationsgerichtshöfe	10,000,000 Fr.
Auswärtige Angelegenheiten	5,000,000 —
Kriegsdepartement	295,000,000 —
Seewesen	80,000,000 —
Allgemeine innere Verwaltung	19,500,000 —
Allgemeine Finanzverwaltung	26,000,000 —
Gesammtausgaben	435,500,000 Fr.
Auf das einzelne Departement	3,786,956 —
Oeffentliche Schuld	66,000,000 —
Hauptsumme	501,500,000 Fr.
Auf das einzelne Departement	4,360,869 —

II.

Das Kaiserreich 1811. Napoleon, Kaiser der Franzosen. Hundert und dreißig Departements. Eilf Ministerien.

Civilliste	28,000,000 Fr.
Vierunddreißig kaiserliche Gerichtshöfe	27,466,000 —
Auswärtige Angelegenheiten	8,800,000 —
Kriegsdepartement (zweihundert und vierundvierzig Regimenter)	460,000,000 —
Seewesen	140,000,000 —
Ministerium des Innern	60,000,000 —
Allgemeine Polizei	2,000,000 —
Katholischer Kultus (fünfzehn Erzbischöfe und sechsundneunzig Bischöfe)	16,500,000 —
Finanzministerium	24,000,000 —
Kaiserlicher Schatz	8,400,000 —
Negoziationskosten	8,500;000 —
Reservefonds	140,000,000 —
Gesammtausgaben	812,000,000 Fr.
Auf das Departement	6,246,153 —
Staatsschuld, die holländische mit sechsunddreißig Millionen mitgerechnet,	148,000,000 —
Hauptsumme	960,000,000 Fr.
Auf das Departement	7,384,615 —

III.

Die Restauration 1821. Ludwig XVIII, König von Frankreich. Oktroyrte Charte von 1814. Achtundsechzig Departements. Sieben Ministerien.

Civilliste	34,000,000 Fr.
Justiz (siebenundzwanzig königliche Gerichtshöfe)	18,558,708 —
Auswärtige Angelegenheiten	8,655,000 —
Departement des Kriegs (hundert und achtundvierzig vollständige Regimenter)	171,626,698 —
Seewesen	62,275,226 —
Ministerium des Innern	55,325,745 —
Oeffentliche Arbeiten	55,606,691 —
Nichtkatholische Kulte	550,000 —
Katholischer Kultus (neun Erzbischöfe und einundvierzig Bischöfe)	22,900,000 —
Finanzministerium	22,949,475 —
Pairskammer	2,000,009 —
Deputirtenkammer	800,000 —
Verschiedene Dotationen	3,434,000 —
Regiekosten	136,871,285 —
Gesammtausgabe	562,170,551 Fr.
Auf das Departement	6,636,864 —
Staatsschuld	313,000,000 —
Hauptsumme	875,170,551 —
Auf das Departement	10,176,399 —

IV.

Ludwig Philipp I, König der Franzosen. Charte von 1814, im Jahre 1830 revidirt. Sechsundachtzig Departements. Acht Ministerien.

Civilliste	18,000,000 —
Justiz (siebenundzwanzig königliche Gerichtshöfe)	19,551,280 —
Aeußere Angelegenheiten	8,610,000 —
Kriegsdepartement (hundert und siebenunddreißig Regimenter)	375,125,000 —
Seewesen	71,186,700 —
Ministerium des Innern	8,750,000 —
Handel, öffentliche Arbeiten	118,410,000 —
Oeffentlicher Unterricht	2,657,000 —
Nichtkatholische Kulte	815,000 —
Katholischer Kultus (vierzehn Erzbischöfe und sechsundsechzig Bischöfe)	34,127,700 —
Finanzministerium	25,211,050 —
Pairskammer	700,000 —
Deputirtenkammer	560,000 —
Verschiedene Dotationen	6,211,945 —
Regiekosten	120,846,554 —
Supplementäre Allocationen	85,599,025 —
Gesammtausgabe	892,317,154 Fr.
Auf das einzelne Departement	10,375,782 —
Oeffentliche Schuld	340 000,000 —
Hauptsumme	1233,000,000 —
Auf das Departement	14,337,209 —

Man erfährt aus englischen Blättern, daß Sir Walter Scotts Aufenthalt in Italien sich bedeutend verlängern werde, und daß der gefeierte Dichter seinen Rückweg über Ungarn, Wien, Prag, Töplitz, Karlsbad, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart und andere deutsche Städte nehmen werde. Der Baronet ist von seinem ältesten Sohne, Major Walter Scott vom fünfzehnten Husarenregiment, und Miß Anna Scott, einer noch unverheiratheten Tochter, begleitet. Des Dichters jüngster Sohn, Karl Scott, ist Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Neapel, so daß Sir Walter Scott gegenwärtig bei seinem Aufenthalte in Neapel von seinen nächsten Verwandten umgeben lebt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 58. 27 Februar 1832.

Fürst Talleyrand.

(Fortsetzung.)

Der bereits mitgetheilten Stelle aus den Schriften des Herrn von Talleyrand können wir hier noch eine andere hinzufügen, in der er eine Schilderung von einem Theile der amerikanischen Bevölkerung entwirft.

„Man betrachte, sagt der Verfasser der „Denkschrift über die Verbindungen der Vereinigten Staaten mit England," diese volkreichen Städte, mit Engländern, Deutschen, Irländern, Holländern und eingebornen Bewohnern gefüllt; diese kleinen Gemeinden, die so weit entlegen von einander bestehen; diese unermeßlichen unangebauten Länderstriche, die mehr durchreist als bewohnt werden von Menschen, die keinem Lande angehören: wo ist ein gemeinschaftliches Bindemittel für alle diese Verschiedenheiten zu finden? Welches neue Schauspiel für den Reisenden, der von einer Hauptstadt ausgeht, wo der gesellschaftliche Zustand seine volle Ausbildung erlangt hat, und alle Abstufungen der Civilisation und Industrie, die sich immer mehr verlieren, durchwandert, bis er endlich in wenigen Tagen an der plumpen ungestalteten Hütte anlangt, die aus kurz vorher gefällten Bäumen erbaut ist. Eine solche Reise ist eine Art praktischer und lebendiger Analyse des Ursprungs der Völker und Staaten. Man geht von der vielfältigst zusammengesetzten Struktur aus, um zu den einfachsten Elementen zu gelangen. Mit jeder Tagreise verliert man einige jener Erfindungen aus dem Gesichte, die unsre vervielfältigten Bedürfnisse nothwendig gemacht haben; man glaubt in der Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes rückwärts zu reisen. Wenn ein solches Schauspiel die Einbildungskraft mächtig anregt, wenn man in der Raumfolge zu finden sich erfreut, was nur der Zeitfolge anzugehören scheint, so darf man auf der andern Seite nur wenige gesellschaftliche Bande, keinen gemeinsamen Charakter unter Menschen suchen, die so wenig einer und derselben Association anzugehören scheinen.

„In mehrern Kantonen haben das Meer und die Wälder aus den Einwohnern Fischer oder Holzhauer gemacht. Solche Leute haben, eigentlich zu sagen, kein Vaterland und ihre gesellschaftliche Moral läßt sich auf einen sehr kleinen Ausdruck zurück führen. Man hat schon vorlängst gesagt, daß der Mensch der Schüler seiner Umgebungen sey, und zwar mit Recht. Wer nichts um sich hat, als Wüsteneien, kann daher nur von Dem Lehren erhalten, was er thut, um zu leben. Die Idee des Bedürfnisses, das die Menschen der Eine nach dem Andern haben, ist in ihm nicht vorhanden und nur wenn man das Handwerk, das er treibt, in seine einzelnen Theile zerlegt, findet man das Prinzip seiner Neigungen und seiner ganzen Moral.

„Der amerikanische Holzhauer kümmert sich um nichts; jeder empfindsame Gedanke ist ihm fern; er hat kein Auge für die von der Natur so zierlich geschlängelten Zweige, für ein schönes Laubwerk, für den hellen Farbenschimmer, der hier den Wald überglänzt, für das dunkle Grün, das dort ihn umdüstert, nirgends knüpft sich ihm eine Erinnerung an. Sein einziger Gedanke ist die Zahl der Hiebe, die seine Axt führen muß, um einen Baum zu fällen. Er hat keinen Baum gepflanzt und kennt auch nicht das Vergnügen daran. Er denkt nicht einmal daran einen zu pflanzen, denn er würde es nicht erleben, daß er so stark würde, um gefällt werden zu können. Er lebt nur von der Zerstörung. Man zerstört überall; deßhalb ist ihm auch jeder Ort dazu gut, und er hängt nicht an der Gegend, wo er seine Arbeit begonnen hat, denn seine Arbeit ist nur Mühseligkeit und keine angenehme Idee knüpft sich daran. Was aus seinen Händen hervorgeht, durchläuft nicht jene Entwicklungsstufen, die dem Anbauer des Bodens das Werk seiner Hände so theuer machen; er folgt nicht den Bestimmungen, die seine Arbeit zu erleben hat; er kennt nicht das Vergnügen neuer Versuche, und wenn er weiter geht, vergißt er seine Axt nicht, läßt aber kein schmerzliches Gefühl zurück, wo er jahrelang gelebt hat.

„Der amerikanische Fischer erhält durch seine Beschäftigung eine eben so gleichgültige Seelenstimmung. Seine Neigungen, sein Interesse, sein Leben sind abseits der Gesellschaft, zu der er zu gehören glaubt. Man würde sich sehr irren, wenn man ihn für ein nützliches Glied der Gesellschaft halten wollte; man muß ihn nicht mit den europäischen Fischern vergleichen und etwa glauben, daß sein Gewerbe die Vorschule für Matrosen ist, und daß es aus ihm einen geschickten und starken Seemann bildet. In Amerika ist, mit Ausnahme der Bevölkerung von Nantuket, wo man Wallfischfang treibt, die Fischerei das Geschäft der Faullenzer. Eine Fahrt zwei Lieues von der Küste, wenn kein schlechtes Wetter zu fürchten steht, eine kleine Stunde, wenn das Wetter ungewiß ist, ist das ganze Wagniß, das ihr Muth zu unternehmen getraut, und die Angel ist der einzige Harpun, den sie zu führen verstehen. So besteht auch ihr ganzes

Wissen nur aus einer kleinen List, und ihre Arbeit darin, einen Arm über den Bord eines Schiffes ausgestreckt zu halten, was so ziemlich dem Faullenzen gleicht. Sie lieben keinen Ort, sie kennen das Land nur durch die schlechte Hütte, die sie dort bewohnen. Das Meer gibt ihnen ihre Nahrung und einige Stockfische mehr oder minder bestimmen ihr Vaterland. Scheint ihnen die Zahl derselben an einem Orte abzunehmen, so suchen sie ein anderes Vaterland, wo es mehr Stockfische gibt. Wenn einige politische Schriftsteller sagten, der Fischfang sey eine Art Ackerbau, so ist Dieß zwar ein glänzender, aber haltloser Gedanke. Alle Eigenschaften, alle Tugenden, die dem Ackerbau angehören, fehlen dem Menschen, der den Fischfang betreibt. Der Ackerbau bringt Patrioten im guten Sinn des Wortes hervor, der Fischfang höchstens nur Kosmopoliten."

Noch manche andere Stelle ließe sich aus den erwähnten Schriften des Herrn von Talleyrand anführen, die nicht minder merkwürdig seyn würden in Gedanken und Reflexionen, wie sie nie in einem Menschen wach geworden seyn dürften, welcher der Bewegung des Lebens im Allgemeinen fremd geblieben wäre; so wie wir denn zu gleicher Zeit auch in dem Leben des Schriftstellers selbst häufig Proben von einem Talente sehen, das der einfache Umgang mit Menschen nie entwickelt oder hervorgebracht haben würde. Talleyrand wird der Nachwelt sowohl durch Das, was er geschrieben, als auch durch Das, was er gethan, merkwürdig bleiben. Für uns hat er vorzüglich Interesse als lebendiges Portrait von Allem, was der liberale Adel des alten Regimes Glänzendes, wo nicht Gutes hatte; er ist uns merkwürdig, als eine Art Ausfluß von jenem Voltaire'schen Geist, der den Mantel seines Genie's noch über das ganze Jahrhundert ausbreitete, das ihm unmittelbar folgte.

(Schluß folgt.)

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Philhellenismus und ärztlicher Eifer trieben mich in Griechenland täglich in die Hütten der Armen. Hier verweilte ich manchen regnerischen Winterabend lieber als in den französischen Salons, saß mit den Weibern auf dem Boden um das mitten in der Hütte brennende Feuer, und horchte, während sie Baumwolle an der Spindel spannen, oder die magere Abendkost, Feldkräuter, Bohnen mit Oel, Muscheln und dergl. bereiteten, ihren Erzählungen zu. Diese Erzählungen handelten entweder von ihren und ihrer Familien Schicksalen, der Art wie sie Wittwen wurden und ins Elend geriethen u. s. w., und waren oft nicht weniger abenteuerlich als Mährchen, oder es waren wirklich Mährchen wie das endlich zu erzählende, was ich aus dem Munde einer rumeliotischen Wittwe habe, die in ihrem Geburtsort Salona und in den Thälern des Parnassus gewiß weder die Tausend und eine Nacht, noch Grimms Mährchen gelesen, sondern ihren Mährchenschatz von ihrer Mutter geerbt hat.

Einst lebten drei Schwestern mit ihrer Mutter in drückender Armuth. Um ein Mal Fleisch zu essen, schlachten die zwei ältern Schwestern die Mutter, braten sie und halten fröhlichen Schmaus. Die jüngste Σταχτοπούτα (Aschenputtel) ist durchaus nicht zum Mitessen zu bewegen. Sie sammelt die Knochen der Mutter, holt Priester, Weihrauch und Wachskerzen, und begräbt die Knochen unter einen Baum. Da singt ein wunderbarer Vogel herab (vielleicht gehört auch ein Lied hieher, wovon ich jedoch nichts vernommen habe); sie findet ganz goldene (ὁλόχρυσα) Gewänder und alle Arten von Putz, und erlangt ganz besondere Schönheit. Sie hat nun viel vom Neid der Schwestern zu leiden, denen sie oft den Mord der Mutter vorwirft, und die sie sehr hart halten, und zu den niedrigsten Arbeiten zwingen. Einst gehen alle drei in die Kirche, und der Prinz verliebt sich in die Staetoputa. Er läßt die Schwelle der Kirche mit Honig bestreichen. Beim Herausgehen bleiben allen Frauen die Schuhe im Honig stecken; der kleinste ist der der Staetoputa (er ist aber nicht von Glas); der Prinz nimmt den Schuh, und läßt nun den Aufruf ergehen, daß er die, welcher der Schuh passe, heirathen werde. Die Staetoputa wird von den neidischen Schwestern streng bewacht und eingesperrt. Der Prinz sucht sie überall, kömmt in das Haus der Schwestern, Staetoputa ist in den Hühnerstall eingesperrt, der Prinz entdeckt sie aber dennoch und heirathet sie. Ein altes Weib kömmt, von den Schwestern geschickt zur Prinzessin und laust sie, indem sie ihr allerlei Geschichten erzählt. Ihre Haare werden Federn, und sie wird in einen kleinen Vogel verwandelt. Die Alte stellt dem Vogel auf alle Weise nach, kann ihn aber nicht erwischen. Der Vogel fliegt auf's Dach der Residenz, ruft beständig „basilapule, basilapule!" und erzählt singend seine Geschichte, (auch hier war wahrscheinlich ursprünglich ein Lied.) Der Prinz wird aufmerksam, und läßt den Vogel fangen, was bald geschehen ist. Der Vogel wiederholt seinen Gesang, der Prinz versteht ihn, läßt die Alte ergreifen und zwingt sie zur Entzauberung. Er muß diese selbst durch Ausrupfen der Federn verrichten, wodurch Staetoputa wieder ihre vorige schöne Gestalt erhält, und mit dem Prinzen vereinigt wird. Die Alte wird todtgeschlagen, die Schwestern aufgehängt.

(Schluß folgt.)

Fortschritte der Mineralogie im Laufe des Jahres 1830.

Die Mineralogie ist jetzt so weit vorgerückt, daß sich künftig nur langsame Fortschritte in dieser Wissenschaft erwarten lassen; doch lehren die beharrlichen Versuche der Chemiker die Natur der mineralischen Bestandtheile täglich besser kennen und führen von Zeit zu Zeit Entdeckungen neuer Gattungen oder Unterabtheilungen herbei. Wir geben in Folgendem eine Uebersicht des Resultats der im Laufe des Jahres 1830 vorgenommenen Untersuchungen nach der allgemein angenommenen Reihenfolge, nämlich 1) Mineralwässer, 2) nichtmetallische und 3) metallische Substanzen.

Mineralquellen. Im Centralgebiete des Staates Neu-York in Amerika, nächst dem Dorfe Fredonia, zwei Meilen vom Erie-See, befinden sich viele Quellen brennbaren Gases, das beim Anzünden ein helles Licht ausströmt; man hat bereits angefangen, es in Gasbehältern zu sammeln, und es brennt schon aus mehr als hundert Lampenröhren.

Nächst dem Dorfe Paipa, eine Tagreise von Tunja, in Columbien, entspringen auf einer Höhe von 2700 Mètres über der Meeresfläche mehrere Mineralquellen aus einem Felsen von marmorirtem Sandstein. Das Wasser hat eine Temperatur von 55 bis 75 Graden des hunderttheiligen Thermometers. Herr Boussingault, der das Wasser untersuchte, fand: 0,0529 krystallisirtes schwefelsaures Natron (Glaubersalz), 0,0035 Kochsalz, und eine Spur von kohlensaurem Natron und kohlensaurem Kalke.

Herr Armand d. ä. hat die Mineralwasser der Umgegend von Puy und la Chaise-Dieu im Departement der obern Loire untersucht; sie enthalten von $^{1}/_{11}$ bis $^{4}/_{9}$ ihres Volumens kohlensaures Gas, und von $^{1}/_{1000}$ bis $^{1}/_{500}$ ihres Gewichtes salzige Substanzen, wesentlich aus kohlensaurem Natron und Kalke bestehend.

Die Schwefelwasser zu Winzlar auf dem rechten Rheinufer enthalten nach Westrumb im Pfund von 14 bis 56 Kubikzoll Schwefelwasserstoffgas, von 16 bis 39 Kubikzoll kohlensaures Gas und von 5 bis 19 Gran verschiedener Salze, Mischungen von salzsaurem Salze und schwefelsauren und erdigen Alkalien.

Das Wasser von Baden in der Schweiz enthält ungefähr $^{1}/_{1000}$ der nämlichen Salze, ist aber nicht schwefelhaltig.

Herr Walcke hat eine neue Analyse des berühmten Wassers von Bath in England vorgenommen; außer der Kohlensäure, dem Stick- und Sauerstoff fand er:

Chlornatrum (Kochsalz)	0.0002156
Chlormagnesium (salzsaure Bittererde)	0.0001902
Schwefelsaures Natron (Glaubersalz)	0.0002762
Schwefelsaures Kali	0.0000417
Schwefelsauren Kalk	0.0011637
Kohlensauren Kalk	0.0001521
Kohlensaures Eisen	0.0000035
Alaunerde	0.0009021
Kieselerde	0.0000461
	0.0020912

sie enthalten also nur $^{2}/_{1000}$ salzige Theile.

Die Mineralwasser von Ronneby in Schweden enthalten der Untersuchung des berühmten Berzelius zufolge 0.002523 schwefelsaure Salze mit Basen von Eisen, Natron, Kali, Ammoniak, Bittererde, Kalk, Mangan und Zink, etwas Kieselerde und eine Spur von salzsaurer Alaunerde.

Nichtmetallische Mineralien. Herr Boué hat aus den Minen von Wieliczka eine Abart des Steinsalzes mitgebracht, die die Eigenschaft besitzt zu verpuffen, wenn man sie im Wasser auflöst. Herrn Dumas zufolge rührt diese Eigenschaft von Wasserstoffgas her, das sich in stark komprimirtem Zustande in mikroskopischen Höhlungen des Salzes befindet, und das seine Hülle gewaltsam durchbricht, wenn diese durch die Auflösung dünn genug geworden ist.

Herr Jordan hat im schwefelsauren Baryt der Minen von Klausthal am Harz 0.0674 schwefelsauren Strontian entdeckt, und im kohlensauren Strontian der nämlichen Minen 0.095 kohlensauren Kalk.

Bei Abo in Finnland hat man ein neues grünlich-braunes Mineral in regelmäßigen sechsseitigen Prismen krystallisirt und mit Tryphan und Dichroit verbunden entdeckt. Dieses Mineral besteht nach Bonsdorf aus kieselsaurem Alaun, Bittererde und Eisen nebst Krystallwasser.

Cerolith hat man ein in Schlesien entdecktes Mineral genannt; es sieht aus wie gelbes Wachs und besteht aus Kieselerde, Bittererde, Alaun und Wasser. Herr Pfaff hat bewiesen, daß es mit dem Seifenstein identisch ist.

Der Scarbroit der Grafschaft York auf der Küste von Scarborough ist Herrn Vernon zufolge eine unterkieselsaure wässerige Alaunerde mit einem starken Vorschlage von Alaun. Dieses Mineral ist weiß, ohne Glanz, sehr hart und von muscheligem und undurchsichtigem Bruche. Der Analcim, der Lomonit und der Chabasit haben viele Aehnlichkeit mit einander und enthalten sämmtlich Kieselerde, Alaun und Wasser. Herr Cannell hat überdieß noch im Analcim Natron, im Lomonit Kalk und im Chabasit Kali und Kalk gefunden; die Muster dieser Mineralien, mit denen er diese Untersuchung vornahm, kamen aus Schottland. Bekanntlich wurden diese Gattungen früher irrig sämmtlich Zeolith genannt.

Der Granatoid des Zillerthals in Tyrol hat viel Aehnlichkeit mit der Abart der Granaten, die man Allochroit nennt; er ist amorph, blaugrün gefleckt mit weißen Streifen. Nach Buchmann besteht er aus kieselsaurem Salz mit Basen von Kalk, Alaun, Bittererde, Eisen und Mangan.

Der Diaspor ist ein sehr seltenes Mineral, was die Chemiker fast noch nie Gelegenheit hatten zu untersuchen. Herr Heß untersuchte das, was zu Minsk im Ural gefunden wurde. Er bestätigte, daß dieses Mineral, so wie man vermuthet hatte, ein Alaunhydrat sey, bestehend aus einem Atom Alaun und einem Atom Wasser.

Titanhaltige Mineralien. Herr Menge hat aus der Gegend von Minsk im Ural ein wegen seiner Zusammensetzung sehr merkwürdiges Mineral mitgebracht. Es ist der Untersuchung des Herrn Harteral zufolge ein titansaurer Zircon und Cerium, der eine kleine Quantität titansauren Kalk, Eisen und Zink enthält. Man hat dieses Mineral Aeschinit genannt.

Tantalum. Herr Schepard hat im Massachusett ein tantalisches Mineral in kleinen geraden, rechtwinkligen Prismen krystallisirt, mit Streifen, die der Länge nach laufen, von schwarzer, etwas metallischer Farbe, entdeckt. Dieses Mineral besteht aus zwei Drittheilen seines Gewichts tantalischer Säure und aus einer Mischung von Zinn-, Eisen- und Manganoxyd.

Uranus hat Herr Heidinger in den verlassenen Gruben oder Minen von Elias bei Joachimsthal in Böhmen entdeckt; es ist ein Mineral von schöner grasgrüner Farbe, halbdurchsichtig, das in den Formen krystallisirt, die aus dem rechtwinkligen Octaëder entspringen, und das Herr Heidinger für ein neutrales schwefelsaures Doppelsalz von Uran und Kupfer mit Krystallwasser erkannte.

Arsenikmangan, das bis jetzt noch nicht gediegen bekannt war, ist in Sachsen gefunden worden; es ist grauweiß, hart, zerbrechlich, von körnigem Bruche und warziger Struktur. Sein spezifisches Gewicht ist 5.55; es enthält nach Herrn Mane ein Atom Bittererde und ein Atom Arsenik.

Eisen. Am 8 Junius 1828 fiel bei Richmond in Virginien ein Meteorstein, in dem Herr Schepard fünf verschiedene Substanzen fand: 1) grauweißen Chrysolith, 2) Feldspath, 3) gelblichen phosphorsauren Kalk, 4) metallisches nickelhaltiges Eisen, und 5) krystallisirtes Protoschwefeleisen. Der nämliche Gelehrte hat auch gefunden, daß das Meteoreisen von Louisiana 0.09 bis 10.10 Nickel enthält. Herr Sybert hat in dem Meteorsteine, der im Jahre 1827 zu Tenesse fiel, die gewöhnlichsten Bestandtheile dieser Steine, und unter Anderm Nickel und Chrom, gefunden.

Herr Boussingault hat die Bemerkung des Herrn Chevalier über das Eisenerz von Camba bei Marmato in Columbien, der zufolge das natürliche Eisenoxyd gewöhnlich Ammoniak enthält, bestätigt.

Herr Mosander hat große Untersuchungen mit titansaurem Eisen vorgenommen, dessen Zusammensetzung sehr verschieden ist, aber wesentlich in Formen von Titansäure, Eisenprotoxyd, Manganprotoxyd und Eisenperoxyd bestehen, denen übrigens zuweilen noch eine kleine Quantität Kalk, Bittererde, Yttererde und Chrom beigemischt ist. Er hat sich besonders mit dem Ilminit, dem titansauren Eisen von Arendal und dem von Egersund in Schweden beschäftigt, und vorzüglichen Fleiß darauf gewendet, das relative Verhältniß des Eisenprotoxyds und Peroxyds zu bestimmen, was wie bekannt großen Schwierigkeiten unterliegt. Herr Mosander hat aus seinen Untersuchungen das Resultat geschöpft, daß alle unter dem Namen titanhaltige Eisenerze bekannten Mineralien Mischungen von titansaurem Eisenprotoxyd, Mangan- und Kalkprotoxyd mit Eisenperoxyd, und zuweilen von freier Titansäure in den verschiedensten Verhältnissen sind. Da, wie Herr Rose bewiesen hat, das Eisenperoxyd mit der Titansäure des Eisenprotoxyds isomorph ist, so darf man sich nicht wundern, daß diese beiden Substanzen sich in verschiedenen Verhältnissen mischen.

Kupfer. Auf dem rechten Rheinufer, fast Koblenz gegenüber, findet man an zwei Orten phosphorsaures Kupfer, nämlich zu Ehl bei Linz und zu Virneberg bei Rheinbreitbach. Das Erz hat dieselbe Zusammensetzung wie die krystallisirte Phosphorsäure in Ungarn, die von Herrn Berthier untersucht wurde, mit der es auch, Herrn Bergmann zufolge, identisch ist. Die Quantitäten Sauerstoff, welche die Säure, die Base und das Wasser, aus denen es zusammengesetzt ist, enthalten, verhalten sich untereinander wie 1 : 1 : $^{3}/_{10}$.

Herr Kobell hat jene Abart des arseniksauren Kupfers untersucht, die unter dem Namen Oliverit bekannt ist, und gefunden, daß sie aus einer Mischung von wasserfreier Arseniksäure und phosphorsaurem Hydrat besteht. Derselbe Gelehrte hat auch den Kupferschaum von Falkenstein in Tyrol untersucht; dieses Mineral ist vollkommen gleichartig; seine Zusammensetzung ist sehr sonderbar, indem es nach Herrn Kobell arseniksaures Kupferhydrat, verbunden mit ungefähr 0.14 seines Gewichts kohlensauren Kalk enthält.

Der Kieselmalachit von Bogoslafsk in Sibirien wurde ebenfalls von

Herrn Kobell zersetzt; das Resultat zeigte kieselsaures Kupferhydrat, in dem das Wasser und die Säure jedes zweimal so viel Sauerstoff als Kupferoxyd enthielten. Dieses Mineral ist gewöhnlich mit rothem Kupferoxyd und gediegenem Kupfer verbunden.

Zink. Die Blende, die man in den goldhaltigen Adern von Marmato (Provinz von Popayan in Südamerika) findet, ist schwarz und blätterig. Zu Pulver gerieben löst sie sich in koncentrirter Salzsäure gänzlich auf, was bei der gewöhnlichen Blende der Fall nicht ist. Die von Herrn Boussingault angestellte Untersuchung beweist, daß sie eine eigene Gattung bildet, weßhalb er auch vorschlägt, sie Marmatit zu nennen; sie besteht aus Schwefelzink 0,771.

Protoschwefeleisen 0,229,

das heißt, sie enthält 3 Atome vom erstern und 1 Atom vom zweiten.

Blende. Phosphorsaures Blei findet man an zwei Orten von Pontgibaud, Departement Puy de Dome; nämlich in der Mine der Rosiers und zwischen La Brousse und Bromont in zerstreuten Stücken auf den Feldern. Das Erz von Rosiers ist warzig, faserig und orangegelb; sein Staub ist gelb: am Löthrohre gibt es einen Arsenikgeruch und färbt den Borax grün. Das Erz von Bromont ist krystallinisch und von grüner Farbe; doch ist sein Staub ebenfalls gelb, färbt den Borax grün, verbreitet aber am Löthrohr nur einen sehr schwachen Arsenikgeruch. Herr Fournet, Aufseher der Blei- und Silberminen zu Pontgibaud, fand in beiden Mineralen eine beträchtliche Menge chromsaures Blei, und er glaubt, daß das Vorhandenseyn dieser Substanz sich aus der gelben Farbe des Staubs kund gibt. Das Erz von Rosiers enthält überdieß noch phosphorsaures und arseniksaures Blei; im Mineral von Bromont hingegen findet sich fast nichts als Phosphorsäure.

Herr Boussingault macht eine neue Gattung wasserbleisaures Blei bekannt, die er in einem Syenit bei Pamplona in Südamerika fand. Dieses Mineral besteht aus kleinen festen Körpern von grüner ins Gelbe spielender Farbe; sein spezifisches Gewicht ist 6; in Salpetersäure löst es sich leicht auf. Es besteht aus Wasserbleisäure, Kohlensäure, Phosphorsäure, Chromsäure und salzsaurem Blei. Die darin befindliche Wasserbleisäure enthält dreimal mehr Oxyd, als das schon längst bekannte und von Herrn Hatchett untersuchte, dessen Base und Oxyd gleichviel Sauerstoff enthalten.

Tellur. Herr M. G. Rose in Berlin fand auf der Reise, die er mit Herrn von Humboldt nach Sibirien machte, zwei Metalle, deren Beschaffenheit noch nicht bekannt war, und die er für zwei neue Gattungen von Tellur erkannte. Sie kommen aus den Minen von Sawrodinski, wo sie sich zerstreut in Lagern von grünlichem Talkschiefer finden. Das erstere ist ein tellurhaltiges Silber, bestehend aus Silber 0.6265,

Tellur 0.3737.

Es findet sich in amorphen Massen aus ungleichen Körnern zusammengesetzt, die durch deutliche Spalten getrennt sind; die Farbe hält die Mitte zwischen Blei und Stahl, und das spezifische Gewicht ist 8,412. Selbst in kalter Salpetersäure ist es leicht auflöslich. Das zweite von Herrn Rose untersuchte Mineral ist ein tellurhaltiges Blei, bestehend aus:

Blei 0.6035,

Silber 0,0128,

Tellur 0,3837.

Es ist amorph, zeigt aber drei würfelähnliche Spalten; die Farbe ist glänzendweiß wie Zinn, das spezifische Gewicht 8,159, und in Salpetersäure ist es leicht auflöslich.

Gold. Vor einigen Jahren unterwarf Herr Boussingault alle Abarten des gediegenen Goldes, die er in Columbien aufbringen konnte, einer Untersuchung, und fand, daß sie aus einer Legirung von Gold und Silber bestehen, in der sich auf 1 Atom Silber 2, 3, 5, 6 bis 8 Atome Gold befinden. Kürzlich untersuchte er fünf Abarten gediegenen Goldes aus Neu-Granada, und erkannte sie ebenfalls für Legirungen von Gold und Silber in bestimmten Verhältnissen. Auf ein Atom Silber enthalten die von Marmato 3 Atome Gold; die von Vigo de Supia 5 Atome Gold und die von Quiebralomo und Giron 12 Atome Gold. Das gediegene Gold von Bucaramanga enthält nur 0,02 Silber, ist aber mit einer Legirung von 12 Atomen Gold verbunden.

Palladium. Nachdem Herr Zinken, Direktor der Minen des Herzogthums Anhalt Bernburg, in Auflösungen von Gold und Silber, das man aus Selenerz gewann, Palladium gefunden hatte, untersuchte er mit großer Genauigkeit alles Erz seiner Minen, und es gelang ihm, jene Stufen kennen zu lernen, die das Palladium, ein sehr seltenes Metall, das man bis jetzt noch nicht in den Gängen gefunden hatte, enthalten. Das palladiumhaltende Erz ist im gediegenen Gold zerstreut und bildet theils kleine sechsseitige Blättchen, ganz dem Osmiumiridium ähnlich, theils kleine Gruppen sich durchkreuzender Krystalle; es ist weiß wie Platin. Außer dem Palladium enthält es Silber, Blei und Selen.

Ein noch ungedruckter Brief Lord Byrons.

Der folgende bisher noch nicht im Druck erschienene Brief, den Lord Byron an einen jungen Schriftsteller schrieb, der dem edlen Lord einen Band Gedichte widmete, ist der Revue de Paris entnommen:

„Am 20 Februar 1814.

„Mein Herr! Meine Abwesenheit von London seit einigen Tagen und Geschäfte hinderten mich, Ihnen früher für den Empfang des mir übersendeten Werkes und die Zueignung, die es enthält, zu danken; ich thue Dieß hiemit, indem ich Sie bitte, alle meine Wünsche für das Glück des Buches und seines Verfassers zu genehmigen. Das Gedicht an sich gibt als Werk eines jungen Mannes eine hohe Idee von Ihrem Talente, und verspricht noch mehr für die Zukunft; denn ich erinnere mich nicht, das erste Werk eines Schriftstellers gelesen zu haben, das ein vortheilhafteres Prognostikon stellen ließe. Ich weiß nicht, ob Sie die Absicht haben, ihre poetische Laufbahn zu verfolgen, und habe auch kein Recht, darnach zu fragen. Aber welchem Ziel auch Sie ihre natürlichen Anlagen zuwenden werden; immer glaube ich, daß es nur Ihre Schuld seyn würde, wenn Sie nicht eine ehrenvolle Auszeichnung erringen würden. Das Glück hängt nothwendig vom Benehmen ab, und der Ruhm selbst würde nur ein trauriger Ersatz für Gewissensvorwürfe seyn; doch verzeihen Sie, wenn ich mit dem wichtigen Gesichte eines Mentors zu einem Manne spreche, der vielleicht nicht viel jünger ist, als ich. Allein wenn ich mich unter dieser Beziehung keines besondern Vorzugs überheben kann, so war es doch des Geschickes Wille, daß ich sehr frühzeitig auf die Schaubühne der Welt geworfen wurde, daß ich sehr viel und unter mehr als Einem Himmelsstriche sah, und daß ich sehr theure Erfahrungen erkaufte, die wahrscheinlich jedem Andern nützlicher wären als mir selbst. Doch ich wollte zu Ihnen nur in der Eigenschaft als Schriftsteller sprechen, und darf mich nicht vom Vorwurfe meines Briefes entfernen.

„Das Erste, auf was ein junger Schriftsteller sich gefaßt zu machen hat, und was er am wenigsten ertragen kann — ist die Kritik. Auch ich duldete sie nicht. — Einige Jahre und mehrere Wechselfälle sind seitdem über meinem Haupte weggegangen, und ich muß es gestehen, ich kann nicht ohne Reue daran zurück denken. Jetzt, wo ich die Sachen mit mehr Gleichmuth betrachte, finde ich, daß meine Rache weiter ging, als die Ausforderung mich dazu berechtigte . . . Allerdings war ich sehr jung; Dieß konnte eine Entschuldigung in den Augen Derer seyn, die ich angriff — für mich ist es keine. Die beste Antwort auf alle Kritiken besteht darin, besser zu schreiben. Wenn dann unsre Feinde uns nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wird dieß die Welt thun. Auf der andern Seite darf man sich dadurch nicht entmuthigen lassen . . . Opposition finden, heißt noch nicht besiegt seyn, obgleich ein furchtsames Herz geneigt ist, den kleinsten Hautriß für eine tödtliche Wunde zu halten. Dr. Johnson hat einen Gedanken gehabt, den man sich wohl merken muß. „Kein Schriftsteller sagte er, ist noch durch andere Schriften als durch die seinigen umgekommen.“ „Ich wünsche aufrichtig, daß Sie auf die möglichst geringen Hindernisse stoßen möchten; aber wenn Sie darauf stoßen, werden Sie einsehen, daß man über sie hinweggehen muß. Der erste Gedanke eines jungen und feurigen Geistes ist freilich, sie zornig mit Füßen zu treten, — eine Sache, die auch einen Augenblick ihr Angenehmes hat — allein später ist es eine andere Sache: ich spreche hier von den eigenen Ansichten des Autors, was Andere davon sagen oder denken ist nur eine sekundäre Betrachtung — für mich wenigstens; denn eine allgemeine Maxime läßt sich hier nicht aufstellen. Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, meinen Dank für ihr angenehmes Geschenk und habe die Ehre zu seyn u. s. w.

„Byron.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 59. 28 Februar 1832.

Der russische Adel.

Mit Bezug auf den letzten Ukas des russischen Kaisers.

Rußland ist ein Reich von so heterogenen und noch so wenig bekannten Elementen, daß man bei dem Versuche, seine innere Einrichtung zu beschreiben, und daraus seine wirkliche Kraft nach Außen zu bestimmen, kaum der Gefahr entgehen kann, in schwere Irrthümer zu gerathen. Wenn die 59,363,900 Einwohner, *) welche nach Hassel dieß ungeheure Reich bewohnen, gleich den Nationen von Mitteleuropa durch ein und dasselbe Prinzip in Bewegung gesetzt, geradezu auf die Erreichung eines und desselben Zieles losgehen könnten; wenn sie wie diese auf einen Länderstrich zusammen gedrängt wären, der sich ungefähr derselben günstigen Lage zu erfreuen hätte; wenn sie, obgleich nicht dieselbe Religion und dieselben Gesetze, doch wenigstens gleiche intellecktuelle und moralische Bedürfnisse hätten — gewiß, so dürften die übrigen europäischen Völker in beständigem Mißtrauen gegen die Herrschsucht einer solchen Nation auf ihrer Hut stehen. Glücklicher Weise ist dieß Alles nicht der Fall. Drei verschiedene Civilisationen herrschen in Rußland vor: in der Hauptstadt und an den Seeküsten jene ausländische Civilisation, die Peter der Große von den europäischen Höfen entlieh, und mit dem gleißenden Schimmer ihrer Außenseite und ihrer innerlichen Verdorbenheit mit einem Male in sein Reich verpflanzte, — eine Civilisation, die aus keinem volksthümlichen Elemente hervorgegangen und durchaus erkünstelt war, — eine Civilisation, durch die Rußland erst Europa näher bekannt wurde, obgleich es Dieß ihrer wegen am wenigsten verdiente, — eine Civilisation von Abenteurern, Spekulanten und Höflingen, die zwar geeignet sind, mit Diplomaten zu verkehren, aber nicht auf gleichem Fuße mit den Bürgern zu leben und diese heranzubilden.

Die zweite Art der Civilisation in Rußland ist durchaus asiatisch. Nomadenstämme von Kriegern und Hirten haben sich verbindlich gemacht, unter den Fahnen des Czaars zu dienen, behalten aber außer dem Feldlager die Unabhängigkeit freier Wilden. Da gibt es keine aristokratischen Familien, die durch großen Grundbesitz mächtig um den Thron des Souveränes ein Bollwerk gegen das Volk bilden. Zwar lassen diese Nomadenvölker Ansprüche des Blutes gelten, allein mehr aus einer religiösen Ehrfurcht vor geschichtlichen Ueberlieferungen; die völlige Gleichheit aller Stammesmitglieder unter einem solchen Häuptling hört deßhalb nicht auf, das allgemeine Gesetz zu bleiben. Es ist die eigentliche türkische Gleichheit, wobei ein Abkömmling des Propheten, den man wegen der Farbe seines Turbans achtet, dennoch das Geschäft eines Wasserverkäufers treiben kann.

Die dritte Art russischer Civilisation ist europäisch und unsrem Feudalwesen ähnlich; sie begreift in sich jene großen und mächtigen Vasallen, die wie die germanischen Völker in der Völkerwanderung mit erobernder Hand das Land getheilt und dessen alte Einwohner zu Leibeignen gemacht. Zwischen diesen beiden Klassen unumschränkter Herren und rechtloser Knechte fugte sich allmählich der Kaufmanns- und Bürgerstand der Städte ein, auf die sich später die souveräne Familie stützte, um den mächtigen Vasallen des Reiches, aus deren Mitte sie hervorgegangen war, einen Damm entgegen zu stellen. Es läßt sich hier derselbe Gang wahrnehmen, den die Monarchen des abendländischen Europa's gegen den hohen Adel einschlugen.

Diese verschiedenen Bevölkerungen haben sich seit wenigen Jahrhunderten mit Riesenschritten vermehrt. Unter Iwan I im Jahre 1469 kann man annäherungsweise die russische Volkszahl auf 6,000,000 anschlagen, bei seinem Tode 1505 hatte sie sich auf 10,000,000 erhoben; bei dem Tode Iwans II im Jahre 1584 zählte sie 12,000,000 Seelen, bei der Thronbesteigung Peters I im Jahre 1689 15,000,000, bei dem Tode Peters des Großen im Jahre 1725 20,000,000, bei der Thronbesteigung Katharina II im Jahre 1763 25,000,000, bei ihrem Tode im Jahre 1796 36,000,000, bei dem Hinscheiden Alexanders im Jahre 1825 58,000,000.

Peter I, voll Ungeduld, mit einem Schritte an's Ziel zu gelangen und entrüstet darüber, daß ein so ungeheures Reich nur so geringe Hülfsquellen eröffnete, nahm zu den Ausländern seine Zuflucht, baute eine ausländische Hauptstadt und glaubte der Entwicklung seines Volkes eine Bahn gebrochen zu haben, während er im Grunde sie doch nur zurückdrängte. Katharina II begriff ihre Stellung besser; sie zog die exotische Civilisation von Europa zunächst

*) Die neuesten offiziellen Berichte in dem Journal des Ministerium des Innern geben, mit Ausschluß der neuen russischen Ländererwerbungen, ein von den bisherigen Annahmen sehr verschiedenes Resultat der im Jahre 1829 beendigten Volkszählung, indem sie die russische Bevölkerung auf 49,900,000 Seelen ansetzen. S. diese überraschende statistische Notiz im Ausland, Januarheft S. 107 dieses Jahrgangs. A. d. R.

um sich her, was ihr die Lobeserhebungen der schönen Geister eintrug und ihr behülflich war, die Höfe und Völker mit dem russischen Namen vertraut zu machen; aber mit einem Blick wußte sie auch die verschiedenen Wege ins Auge zu fassen, auf denen sich so fremdartige Bestandtheile amalgamiren ließen. Die Unabhängigkeit der zinsbaren Stämme Asiens waren ihr ein Stein im Wege; sie suchte sie zur Unterwerfung zu bringen. Zu diesem Zwecke war sie unaufhörlich darauf bedacht, große Grundbesitzungen zu schaffen, und den reichsten Familien einen aristokratischen Einfluß zu verleihen; auf diese Art einen Adel zu bilden, und ihn durch Wohlthaten und ehrende Auszeichnungen an sich zu fesseln. So suchte sie allmählich den demokratischen Geist der asiatischen Stämme auf gleiche Stufe mit der willenlosen Unterwürfigkeit der übrigen russischen Bevölkerung herabzustellen. Während sie dort unter den asiatischen Stämmen einen Adel mit Grundbesitz, und durch ihn sich einen regelmäßigen Einfluß zu schaffen bemüht war, schlug Katharina in Europa einen gerade entgegengesetzten Weg ein. Hier war der Adel zu mächtig geworden, und er mußte geschwächt und unterwürfig gemacht werden. Zwei Mittel boten sich hiezu an die Hand, und sie bediente sich beider zugleich. Das erste bestand darin, die Macht des Adels zu theilen, indem sie seine Zahl vermehrte; das zweite, allmählich die Prärogativen der Bürgergemeinden zu erweitern und aus ihnen eine mächtige Stütze für die Krone zu bilden. Was die Leibeigenen betrifft, so gehörten sie eigentlich nicht zur staatsbürgerlichen Gesellschaft, wie sie damals organisirt war, und Alles was die Kaiserin für sie zu thun vermochte, bestand darin, daß sie ihnen die Möglichkeit erleichterte, sich von ihren Herren frei zu machen, und als Kronbauern einreihen zu lassen, zugleich munterte sie zu ihrer Freilassung auf, indem sie auf den Besitzungen der Krone hiezu das Beispiel gab. Dieß war der Zweck der beiden berühmten Edikte vom 21 April 1785 über die Privilegien des Adels, der Städte und der Bürgergemeinden; eine Art Charta Magna, die unter dem Scheine, die Rechte ihrer Unterthanen anzuerkennen, eigentlich bezweckte, dieselben einzuschränken.

(Schluß folgt.)

Fürst Talleyrand.

(Schluß.)

Wir finden in diesem Jahrhundert den Geist, die Leichtfertigkeit, die hellen Ansichten und die oberflächliche Philosophie wieder, wir finden in ihm alle Laster und alle Tugenden wieder, die auf den verführerischen Blättern des Einsiedlers von Fernay glänzen; wir finden dieselbe Manie wieder, große Begebenheiten aus kleinen Ursachen abzuleiten, dieselbe Neigung, lieber die Schwächen als den edleren Instinkt der Menschen in Bewegung zu setzen, wie man sie an den Encyklopädisten wahrnimmt. Endlich bemerken wir an diesem Jahrhundert jene zur Hälfte cynische und zur Hälfte höfische Politik, die eine Revolution mit einem Witze schließt, und vor Bewunderung über den glücklichen Erfolg ihrer Kombinationen sich selbst Beifall zujubelt: „Alles ist beendigt; es braucht jetzt nur noch ein Kunstfeuerwerk und einen guten Witz — für das Volk.“ Die Politik unsers Jahrhunderts hat ihren J. J. Rousseau in Herrn von Chateaubriand und ihren Voltaire im Fürsten von Talleyrand.

Es bliebe uns jetzt noch übrig einige witzige Ein- und Ausfälle des letztern aufzuführen, die fast alle unter dem ehrwürdigen Gepräge des Sprüchwortes oder unumstößlicher Wahrheiten in Umlauf gekommen sind; allein dieses Verzeichniß würde zu viel Raum einnehmen. Das Merkwürdigste an allen witzigen Einfällen des berühmten Diplomaten ist, daß sie weniger durch auffallende Wendungen und Sprünge des Ausdruckes überraschen, als durch Kürze und Tiefe des Gedankens. „Herr von Metternich ist ein Wochenpolitiker“ — enthält Alles, was die Geschichte über diesen Mann sagen wird. *) Wir selbst haben ein Wort aus dem Munde des erlauchten Diplomaten vernommen, das als ein Beispiel von der originellen Eigenthümlichkeit seines Styles gelten mag. Man sprach viel von der Zurückberufung des Lord Lieutenants von Ireland, des Lords Anglesea, und von den Beweggründen dieser Maßregel; die Absichten des Herzogs von Wellington in Betreff der katholischen Emanzipation waren damals noch ein Geheimniß. „Wenn man den Lieutenant zurückruft,“ sagte der witzige Politiker, „so geschieht es, weil der General eine Schlacht liefern will.“

Wir erkennen in Herrn von Talleyrand den letzten Staatsmann einer Regierungskunst, die zu Grabe getragen worden ist, um nicht wieder zu erstehen. Herr von Talleyrand ist ein Liberaler, aber ein Liberaler wie er an einem absoluten Hofe werden konnte; er ist ein prächtiges erotisches Treibhausgewächs, dem es an jener Lebenskraft fehlt, die die Pflanze auf ihrem heimathlichen Boden auszeichnet. Seine Ansichten von der Freiheit waren vielleicht auf dem Wege der Philosophie Alles was sie seyn konnten, aber in der Praxis fanden sie weder Entwicklung noch Bestätigung. Da er der Freiheit auf dem Wege der Spekulation folgte, so mußte sie ihm wahrscheinlich durch das Unglück, das er unter ihren Schritten aufkeimen sah, vielmehr entleidet werden, als wenn er ihr aus Instinkt gefolgt wäre. Um ihn auf dieser schwierigen Bahn zu ermuthigen, fehlte es ihm auch an jenen alten Erinnerungen, in denen sich Nationalgeschichte und Freiheit vermählen, und die die

*) Es ist die Natur des wahren Witzes überhaupt, und nicht allein die Eigenschaft der witzigen Einfälle des Herrn von Talleyrand, wie der Verfasser des vorstehenden Artikels bemerkt, daß sie meist eine größere Tiefe des Gedankens enthalten, als sie selbst auszusprechen meinen. So ist es wohl auch der Fall mit diesem Urtheil über Herrn von Metternich. Jeder, der die Politik des Fürsten Staatskanzler historisch, d. h. unpartheiisch würdigen will, wird gestehen müssen, daß seine Politik weniger als irgend die eines europäischen Kabinetes schwankend und nie so entblößt von Voraussicht und systematischer Konsequenz ist, daß sie gleichsam nur auf eine Woche hinaus berechnet wäre und geschehen ließe, was eben der liebe Tag bringt. Niemand wird ihr strenge Verfolgung eines vorgesteckten Zieles und in Beziehung auf die fremdartigen Elemente, aus denen der österreichische Kaiserstaat zusammengesetzt ist, Zweckmäßigkeit und Förderung der materiellen Interessen des Volkes absprechen können. Allein dennoch hört deßhalb die Politik des Herrn von Metternich nicht auf, eine bloße Wochenpolitik zu seyn. Bekanntlich gibt es in der Geschichte der Völker Wochen, die ein halbes Jahrhundert dauern können, und die Politik des Herrn von Metternich ist so sterblich, als er selbst; sie ist eine bloß negative, und wird als solche mit der einen großen Woche zu Ende gehen. A. d. R.

Hand des Brutus bewaffneten und die große Seele Sydneys mit einem göttlichen Feuer entzündeten.

Es hieße eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir, um Herrn von Talleyrand zu beurtheilen, ihn außer der gesellschaftlichen Stellung betrachten wollten, zu der er erhoben worden war, oder außerhalb der politischen Umwälzungen, in die er später verwickelt wurde. Fern ist uns der Gedanke, daß es nöthig sey, Diejenigen zu widerlegen, die ihn als ein ruchloses Ungeheuer bezeichnen, und wenn wir auch nicht die Meinung Derer theilen können, die ihn als ein Wunder von Tugend preisen; so glauben wir unsre Bemerkungen über Herrn von Talleyrand mit der Behauptung schließen zu müssen, daß die unparteiische Nachwelt in diesem Diplomaten einen Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben sehen wird, der für das Jahrhundert, in welchem er lebte, alle Talente besaß, die seinem Ehrgeiz entsprachen — und alle Tugenden, die nicht mit einem glücklichen Erfolge unverträglich waren.

Der Handel der Bughis.

(Aus dem Singapur Chronicle.)

Der Name der Bughis, obgleich er eigentlich nur einem Stamm der Insel Celebes angehört, wird im Allgemeinen auf alle Handelsleute der östlichen und südlichen Küsten von Borneo, der Insel Celebes und aller südlich gelegenen Inseln, namentlich der von Buton, Bali, Lombok, Sombawa u. s. w. ausgedehnt. Die Einwohner von Celebes theilen sich, wie es scheint, in vier oder fünf abgesonderte Stämme, von denen jeder eine eigene Sprache spricht; es lassen sich so die Bughis, die Macassars, die Mandars, die Kailis und Menados unterscheiden. Den zahlreichsten und civilisirtesten Stamm bilden die Bughis; die sich wieder in mehrere kleine Völkerschaften theilen, aber durch das Band gemeinschaftlicher Sprache und Einrichtungen verbunden sind. Nur eine derselben hat sich insbesondere durch ihren Handelsgeist und ihre kaufmännischen Unternehmungen hervorgethan; es sind die Wadjo oder Towadjo, von denen hauptsächlich die Rede ist, wenn von dem Handel der Bughis gesprochen wird.

Ihre eigentliche Heimath ist fast der Mittelpunkt der Insel Celebes, am nördlichen Ufer eines großen Süßwassersees, dessen Breite ungefähr vierundzwanzig englische Meilen beträgt. Derselbe hat einen Abfluß durch einen kleinen Fluß, der in die Bai von Boni fällt, und für Schiffe von zwanzig Tonnen fahrbar ist. Diese Wadjos sind die einzigen eingebornen Seeleute im östlichen Archipel Asiens und zeichnen sich durch ihren Unternehmungsgeist vor dem größten Theil der Malaien aus. Ihre Pros langen zu Singapur in folgenden Jahrszeiten an. Die von den nordwestlichen Küsten von Borneo, wo die drei wohlbekannten Hafen Sambas, Pontiana und Mempan liegen, langen von Junius bis September an, und bringen gewöhnlich Goldstaub, Vogelnester, Sagu, Schildkrötenschaalen, Kampher, unausgekörnten Reiß, indianisches Rohr, Fischmägen,*) Aloeholz, Matten, See-Eichen und tauschen dafür Opium, eiserne Kessel, ausgeschalten Reiß, Datteln, sogenanntes Gambierharz, Gummilak, Salz, Tabak, Nankin, rohe Seide, Halstücher, feine Musseline und andere Baumwollenzeuge von Bengalen und Madras ein. Die größte Menge Goldstaub kommt von Pontiana und Sambas. Man rechnet daß im Jahre 1830 allein über hundert sechszig Cattis dieses kostbaren Metalles eingeführt worden sind.

Die eigentlich unter dem Namen der Pros verstandenen Schiffe beginnen im September anzukommen, was auch die beiden folgenden Monate noch geschieht. Im Monat November, wenn der nordöstliche Passatwind zu weben anfängt, rüsten sie sich zur Abreise. Die Pros der nordöstlichen und östlichen Küste von Borneo langen gewöhnlich im September an und bringen Salangannester, Schildkrötenschalen, damaszirtes Eisen, Matten, indianisches Rohr u. s. w. Im Oktober kommen gewöhnlich die Pros von Bali mit Salangannestern, Tabak, Reiß, Oel und Unschlitt. Im November sieht man die Pros von Celebes, Sombawa und den benachbarten Inseln, die von Papua oder Nenguinea darunter begriffen, einlaufen. Sie sind mit Goldstaub, Schildkrötenschalen, Perlenmutter, Salangannestern, Reiß, Katschang oder Schminkbohnen, Tabak, Wachs und indianischem Rohr befrachtet. Manchmal kommen sogar Pros von Madura und selbst von Java mit Reiß und Oel an. Für diese Waaren handeln die Bughis gewöhnlich große Quantitäten Opium, Eisen, Salpeter, Messerschmiedwaaren, Blei, Töpferwaaren, wollene Stoffe ein, und führen sie nach Celebes, Bali und die andern Inseln dieses Meeres aus. Die Zahl der im Jahre 1830 nach Singapur gekommenen Schiffe war 90 von der nordwestlichen und westlichen Küste von Borneo; 50 von dem östlichen Strande dieser Insel von Celebes und andern benachbarten Inseln; 40 von Bali, Lombok und Sombawa, im Ganzen 190. Der Handel mit den Bughis hat seit einigen Jahren beträchtlich zugenommen. Der Werth der Einfuhren von Borneo, Celebes, Bali u. s. w. betrug in den Jahren 1828 bis 1829, 1,040,761 Rupien, und von 1829 bis 1830 wurde diese Summe um 119,408 Rupien überstiegen. Die Ausfuhren aus Singapur betrugen dagegen im Jahre 1828 bis 29, 1,168,018 Rupien, und die von 1829 bis 30, 1,168,596.

*) Die Fischmägen werden von den chinesischen Gouemands sehr gesucht, und müssen höchst sorgfältig gereinigt werden, sonst verderben sie und tragen nicht die Schiffsfracht ein. Die größten werden vorzugsweise gesucht.

Das Bohren der artesischen Brunnen in China.

(Aus Humboldt's Mélanges asiatiques.)

Im Departement Kia-ting-fu der Provinz Hutschum, befinden sich auf einer Strecke von ungefähr 10 Stunden Länge und 4 bis 5 Stunden Breite bei 50,000 Salzquellen. Jeder nur einigermaßen reiche Privatmann sieht sich nach einem Gesellschafter um, und gräbt nun hier einen oder mehrere Brunnen. Jeder Brunnen erfordert einen Kostenaufwand von 7 bis 8000 Franken; ihre Art zu Bohren ist von der unsrigen verschieden, doch kommen sie mit Geduld und Zeit und mit geringern Kosten als wir zum Ziel. Sie verstehen die Kunst nicht, die Felsen durch Minen zu bearbeiten, und doch sind alle ihre Brunnen in Felsen, 15 bis 1800 Fuß tief und 5 bis 6 Zoll breit gegraben.

Ihre Verfahrungsweise ist folgende: Sobald die Oberfläche der Erde 3 oder 4 Fuß tief aufgegraben ist, wird eine hölzerne Röhre in die Oeffnung gebracht, auf welcher sich ein behauener Stein mit einem Loch von 5 bis 6 Zoll, wie man es zu graben beabsichtigt, befindet, und nun bringt man eine Art von stählernem Meißel, 3 bis 400 Pfund schwer, in die Oeffnung der Röhre, die groß genug ist, um diesem Meißel oder Bohrer hinlänglichen Spielraum zu gestatten. Die Spitze dieses Instruments ist ausgezähnt, oberhalb etwas concav und unterhalb rund. Ein starker, leichtbekleideter Mann steigt nun auf ein Gerüst und tanzt den ganzen Morgen auf einer Klappe herum, die den Bohrer zwei Fuß hoch aufhebt, und ihn mit seiner ganzen Schwere wieder fallen läßt, wobei man von Zeit zu Zeit etwas Wasser in das Loch schüttet, um den losgearbeiteten Staub in Teig zu verwandeln. Der Bohrer hängt an einem guten, aus Palmriet oder Rotang gedrehten Seil, nicht stärker als ein Finger, das wie unsere Darmsaiten gearbeitet, und an der Klappe befestigt ist. An dem Seil ist eine Querstange befestigt, neben der ein anderer Mann sitzt, der so wie die Klappe sich hebt, die Stange ergreift, und sie eine halbe Kreiswendung machen läßt, damit der Bohrer in einer drehenden Richtung niederfällt. Zu Mittag steigt der letztere Mann auf das Gerüst, um mit seinem Kameraden zu wechseln, und für die Nacht treten zwei andere Arbeiter ein.

So oft drei Zoll ausgehöhlt sind, wird der Bohrer mit den an ihm hängenden losgearbeiteten Stoffen, mittelst der großen Winde die zum Aufrollen des Seils dient, herausgezogen und gereinigt. Auf diese Weise werden diese kleinen Brunnen oder Röhren sehr senkrecht und glatt wie Eis. Zuweilen geschieht es, daß der auszuhöhlende Boden nicht durchaus Felsen ist, und daß man auf Erde und Kohlenschichten u. s. w. stößt: Dann wird die Arbeit um Vieles schwieriger, ja nicht selten fruchtlos; denn da nun der Widerstand, den der Bohrer findet, ungleich ist, so verliert der Brunnen an senkrechter Richtung; doch sind solche Fälle selten. Zuweilen bricht auch der große eiserne Ring, der den Bohrer trägt, und dann braucht man 5 bis 6 Monate, um den erstern durch andere Bohrer zu Staub zu zerreiben. Ist der Felsen gut, so höhlt man in 24 Stunden

ungefähr eine Tiefe von zwei Fuß aus. Man braucht mindestens 5 Jahre, um einen solchen Brunnen zu graben.

Die Verfahrungsweise der Chinesen beim Bohren der artesischen Brunnen ist demnach der unsrigen so ziemlich ähnlich, nur findet der Unterschied statt, daß jene den Bohrer an ein Seil, wir dagegen an eine lange Stange befestigen, die aus vielen zusammengefügten einzelnen Stücken besteht. Die Chinesen um ihren Bohrer herauszuziehen oder hinabzulassen, winden das Seil auf oder ab, während wir die einzelnen Theile unserer Stangen an- oder abschrauben; das Verfahren der Chinesen scheint also ausrichtsamer zu seyn, als das unsre. Es ist bereits in Frankreich der Vorschlag gemacht worden, nach Art der Chinesen zu arbeiten, allein man sieht nicht ein, wie es dann möglich seyn würde, Thonschichten zu durchbohren, bei denen nur ein Instrument anbeißt, das man wie einen Zimmermannsbohrer drehen kann. Seltsam scheint es, daß man in China mit einem Kostenaufwand von 7 bis 8000 Franken, Löcher von 2000 Fuß Tiefe bohrt, während 500 bis 400 Fuß in Frankreich, oft 12 bis 15,000 Fr. kosten. Das Zerreiben eiserner Instrumente in Staub scheint auch etwas übertrieben zu seyn, es ist daher sehr zu bedauern, daß wir über diese Kunst nur die Berichte der Missionäre haben, die aus Mangel an technischen Kenntnissen nur höchst unvollkommene Angaben liefern konnten.

Ein russisches Dorf.

(Aus Renouards de Bussière sur la Russie.)

Ein russisches Dorf besteht aus einer doppelten Reihe von Hütten, die aus Harzhölzern gebaut, mit eben solchem Holze gedeckt und so eng zusammengerückt sind, daß ihre Dächer sich berühren. Solche Bauten sollten ihrer Natur nach von einander entfernt stehen, besonders in einem Lande, dessen rauhes Klima es mit sich bringt, daß man acht Monate im Jahre heizt, und dessen Flüsse, Seen und Teiche den langen Winter hindurch mit Eis bedeckt sind. Allein der augenscheinlichen Gefahr ungeachtet, beharren die Bauern darauf, ihre Wohnungen auf den möglichst engen Raum zusammen zu drängen. Wahr ist indeß, daß die Feuerlöschanstalten herrlich sind, und mit einer Schnelligkeit Hülfe geleistet wird, von der wir keinen Begriff haben. Jeder Bauer ist verbunden, auf das erste Feuerzeichen mit einem zum Löschen geeigneten Instrumente herbeizueilen, und um jeder Verwirrung vorzubeugen, ist es eingeführt, auf jede Hausthür das Instrument abzumalen, mit dem der Eigenthümer im Falle einer Feuersbrunst zu erscheinen hat.

Die Häuser der russischen Bauern haben viele Aehnlichkeit mit denen, die man auf dem St. Bernhard und im Graubündner Lande sieht; die Bauart ist dieselbe: weder Steine noch Kalk, noch Ziegel; Grund, Seitenwände, Dächer, Decken und Fußböden; Alles ist aus Tannen- oder Fichtenholz. Die Wände bestehen aus Baumstämmen, denen man ihre natürliche Gestalt gelassen hat; einer ist horizontal auf den andern gelegt, und an den vier Ecken des Hauses sind sie mit der größten Genauigkeit zusammengefügt. Die Fugen dieser verschiedenen Baumstämme sind mit Moos und Werg ausgefüllt, um den Luftzug zu hemmen; sonst aber schützt weder eine äußere noch innere Verkleidung die Bewohner dieser gebrechlichen Hütten vor der Kälte.

Der ungeheure russische Ofen ist in der That das wichtigste Möbel dieser hölzernen Häuser; er nimmt allein den vierten Theil des Hauptzimmers ein, und während des Winters wird er übermäßig mit Holz angefüllt, das in diesem Lande keinen Werth hat. Ueberdieß sind die Fenster sehr klein, gut verstopft, und die Zimmer so nieder und mit Menschen angefüllt, daß es nicht schwer ist, sie zu heizen. Wir besuchten einige dieser ärmlichen Gemächer, deren innere Einrichtung fast überall dieselbe ist. Es sind große viereckige Zimmer mit drei kleinen auf die Straße gehenden Fenstern; in der einen Ecke erhebt sich der große aus Backsteinen und Mörtel erbaute Ofen; eine breite Bank läuft an den Wänden hin, vor der Schemel und mehrere massive Tische stehen; einige Körbe, die an Stricken von der Decke herabhängen, dienen den Kindern als Wiegen; in einem Winkel des Zimmers endlich sieht man ein auf Holz gemaltes Heiligenbild mit getriebener Arbeit von Kupfer, Silber und sogar auch von Gold umgeben, vor dem eine Lampe hängt, die bei feierlichen Gelegenheiten angezündet wird. Hinter dem Hause befindet sich der von einem großen Schirmdache umgebene Hof, unter das man die Karren und Ackerwerkzeuge birgt; hier bringen auch während der schönen Jahreszeit die Bauern die Nacht zu, denn Betten sind der niedern Klasse unbekannt. Sobald es Sommer wird, schläft man in freier Luft auf dem Boden oder im Heu, und im Winter legt sich Alles durcheinander auf und unter den Ofen.

Nie unterbricht in den russischen Dörfern irgend ein Baum oder Strauch die Einförmigkeit dieser langen Reihen von Hütten. Die Kirchen allein sind von etwas soliderer Bauart; sie sind gewöhnlich aus Backsteinen und Gips erbaut, sorgfältig ausgemalt, und stehen am Ausgange des Dorfes, um sie gegen Feuersgefahr zu sichern. Im Gouvernement Novgorod sieht man viele, die wie die Hütten der Bauern aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Eine derselben fiel uns durch ihre sonderbare Bauart auf: sie ruht gleich einer Windmühle auf einem Zapfen; auf zwei Treppen gelangt man ins Innere, und ihr Dach in Gestalt einer Kuppel mit Thürmchen geziert, war ganz im asiatischen Geschmacke, während die innern Verschläge der Kirche an die netten Käsehütten erinnerten, die man auf den Alpen sieht.

Vermischte Nachrichten.

Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten betrug während des am 30 September 1831 zu Ende gegangenen Jahres 1,038,847 Ballen; die Ausfuhr davon 772,783 Ballen; nämlich 127,029 nach Frankreich, 616,718 nach Großbritannien, und 27,036 nach andern europäischen Ländern. Die Fabrikanten der Union haben im Jahre 1830 auf 1831 für ihren Bedarf 182,142 Ballen angekauft; allein es schien, daß sie zu Ende Septembers noch große Vorräthe übrig hatten, so daß sich ihr Verbrauch auf 150,000 Ballen reduziren lassen mag. Die Baumwollenernte und der Verbrauch in den letzten vier Jahren stellt sich in folgender Uebersicht dar:

Jahrgang.	Ernte. Ballen.	Verkauf. Ballen.
1826 auf 1827	957,000	105,085
1827 auf 1828	712,000	120,695
1828 auf 1829	857,744	118,855
1829 auf 1830	976,845	126,512

Nach amtlichen Angaben liefen in den verschiedenen französischen Häfen während des Jahres 1831 1120 Schiffe von fremden Nationen ein, und zwar 167 aus Martinique, 230 aus Guadeloupe, 82 aus Mauritius, 23 aus Cayenne, 45 aus Senegal, 36 aus Hayti, 11 aus Brasilien, 271 aus den Vereinigten Staaten, 39 aus Mexico, 7 aus Columbien, 11 aus Peru und Chili, 20 vom La Plata-Strome, 39 aus Havannah und St. Jago, 17 von St. Thomas und den Antillen, 12 aus Calcutta, aus China und um die Welt 2, Wallfischfänger 14, aus Aegypten 42. Die aus den europäischen Häfen eingelaufenen sind hierunter nicht mitbegriffen. Die Anzahl der im Jahre 1831 eingelaufenen Schiffe hat gegen die vier früheren Jahre abgenommen: im Jahre 1827 zählte man 1218 Schiffe, im Jahre 1828 1196, im Jahre 1829 1345, und im Jahre 1830 1249. — In dem letztverflossenen Jahre liefen aus den verschiedenen Häfen von Frankreich 855 französische Schiffe aus, die Zahl derselben belief sich im Jahre 1827 auf 825, im Jahre 1828 auf 902, im Jahre 1829 auf 1005, und im Jahre 1830 auf 742. Schiffe, die nach europäischen Häfen segelten, sind hierunter nicht gezählt; von jenen 855 Schiffen gingen 187 unter Segel nach Martinique, 225 nach Guadeloupe, 66 nach Mauritius, 50 nach Cayenne, 48 nach Senegal und Gorea, 55 nach Hayti, 50 nach Brasilien, 54 nach den Vereinigten Staaten, 52 nach Mexico, 7 nach Columbien, 10 nach Peru und Chili, 23 nach La Plata, 55 nach Havannah, 17 nach St. Thomas und den Antillen, 9 nach Calcutta, 2 nach China, 18 auf Wallfischfang u. s. w.

*

Briefe aus Palermo geben die Nachricht, daß die Insel Ferdinandea (oder Grahams Eiland von den Engländern genannt) verschwunden und an ihrer Stelle nur noch eine Säule kochenden Wassers, von ungefähr zwanzig Fuß im Durchmesser, und von einer zwischen zehn und dreißig Fuß wechselnden Höhe zu sehen ist. Ein starker bituminöser Geruch läßt sich in ihrem Umkreise spüren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

② Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 60. 29 Februar 1832.

Erinnerungen aus Spanien.

6. Der Platz de la Cebada.

Die Straße de los Estudios führt schnurgerade nach dem Platz de la Cebada, wo zu Madrid die Hinrichtungen vor sich gehen. Dieser Platz bildet ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ein schöner Springbrunnen befindet. Gewöhnlich wird er auch als Gerstenmarkt benützt, wie denn auch schon sein Name anzeigt. An den vier Seiten des Springbrunnens sind hölzerne Buden aufgeschlagen, in denen man Orangen, Blumen, Früchte und Kräuter aller Art verkauft. Am Tage einer Hinrichtung werden einige dieser Buden, die gerade die Mitte des Platzes einnehmen, abgebrochen, um an ihrer Stelle die „Horca" — den Galgen — dem Brunnen gegenüber, auf der Linie zwischen zwei Kirchen, zu errichten; denn die Menschenopfer der Gerechtigkeit werden zwischen zwei Kirchen dargebracht. Die eine — San Millan — zur Linken des Platzes, wenn man die Straße von Toledo heraufkommt, die andere, die ihr gegenüber liegt, und an der man vorbei muß, wenn man die Straße de la Cava Baya hinabgehen will, heißt San Juan. Ober der Pforte von San Millan sieht man in einer Mauerblende eine ziemlich schlecht gearbeitete Bildsäule, die grob bemalt ist, und einen Mönch darstellt, der in der Hand eine große Palme und seinen abgehauenen Kopf zu den Füßen liegen hat: es ist San Millan, ein Heiliger, der für einen Hinrichtungsplatz nicht besser gewählt seyn könnte.

Die Horca war schon seit dem Morgen aufgerichtet. Dieselbe besteht aus einem starken Querbalken, der zwischen zwei andern senkrecht in dem Boden eingerammten Balken ruht, die auf dem Boden noch durch anderes Holzwerk befestigt sind. Zwei hölzerne Leitern, die an dem Querbalken angelehnt sind, führen auf der Seite gegen den Brunnen zu hinauf. Eine Kompagnie Grenadiere von der Provinzialmiliz bildete ein weites Viereck um die Horca, und außer demselben waren noch Schildwachen aufgestellt, um das Volk nicht bis an dieses Viereck selbst vordringen zu lassen. Eine starke Abtheilung Grenadiere zu Pferd stand längs den Häusern, die der Horca gegenüber lagen. Eine große Menschenmenge, vorzüglich Weiber und junge Leute, drängten sich auf den Balkonen und in den Fensterstöcken dieser Gebäude. Die Volksmenge auf dem Platze war noch nicht so zahlreich, daß man nicht bequem hin und her gehen konnte. Ich ging bis nahe an das Viereck der Grenadiere vor. Der Zug war bereits innerhalb desselben angelangt, und hatte sich um die Horca aufgestellt. Ich bemerkte im Innern des Vierecks auch eine zahlreiche Gruppe sehr junger Offiziere der Leibgarde von allen Waffen. Es ist dieß ein Vorrecht ihres Ranges, hier eintreten zu dürfen, um besser und ganz nahe zuzuschauen.

Inzwischen saß bereits der Henker rittlings auf dem Querbalken der Horca und machte seine Stricke zurecht. Der arme Sünder war vom Esel herabgestiegen, und auf der letzten Sprosse der verhängnißvollen Leiter niedergekniet. Der Pater Antonio saß neben ihm auf der andern Leiter und zog den Unglücklichen in seine Arme, und hörte ihm wahrscheinlich zum letzten Male die Beichte ab. So am Rande der Ewigkeit beichten, heißt in der dortigen Kunstsprache reconciliarse. Der Mönch hatte die Kapuze tief über seinen Kopf gezogen, und durch sie auch das Gesicht des jungen Menschen bedeckt, den er an seine Brust drückte.

Eine Pause von einigen Sekunden folgte, während der auf dem ganzen Platze das tiefste Stillschweigen herrschte. Das Gesicht des armen Sünders kam bald darauf aus der Kapuze des Mönchs zum Vorschein, noch todtenbleicher als zuvor. Die „Reconcilation" war vollendet. Die Brüderschaft de Paz y Caridad warf einen Trauerflor über ihr großes Kruzifix, das dem Zuge vorangetragen worden war. Inzwischen war der Henker von der Horca herabgestiegen, und ließ den armen Sünder, der noch auf den Knieen lag, auf der Sprosse von einer der Leitern niedersitzen, indem er ihm eine laufende Schlinge um den Hals legte, und dieselbe sorgfältig zurichtete, dann stieg er rückwärts hinauf, wobei er Guzman an den Schultern hinter sich her auf die Höhe der Leiter zog. Zu gleicher Zeit stieg Pater Antonio auf der andern Leiter mit empor, indem er dem Unglücklichen, der kaum die Augen mehr aufzuschlagen vermochte, in Einem fort Trost zusprach und ihm jeden Augenblick das Kruzifix auf die Lippen drückte. So waren alle drei oben auf der Leiter angelangt. Der Henker stand mit ausgebreiteten Beinen über dem Kopf des armen Sünders, und setzte sich dann auf dessen Schultern, während er seine beiden Füße durch die vorn zusammen gebundenen Hände desselben steckte. Nun ließ der Beichtvater dem Kinde des Unglücks das Glaubensbekenntniß ablegen, oder vielmehr er selbst sprach es für ihn: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn — und bei diesen Worten: su unico (dieß war das Zeichen) schwang sich der Henker von der

Leiter weg, unter sich sein Opfer, auf dem er saß, und mit aller Kraft seines Gewichtes in der Luft schaukelte. In demselben Augenblicke erscholl das ernste Geläute der Glocke von San Millan.

Bevor der Henker mit dem armen Sünder sich von der Leiter herabstürzte, hatte er ihm die Augen mit einem weißen Tuche verbunden. Während er aber mit ihm in der Luft baumelte, war es herabgefallen. Das Gesicht des Unglücklichen kehrte sich einen Augenblick nach der Richtung hin, wo ich stand; es war furchtbar entstellt. Alle Haare meines Hauptes standen mir zu Berge. Als ich mich wieder von meinem Schrecken erholt hatte, sah ich den Henker noch immer auf den Schultern des Hingerichteten sitzen, den der Knecht des Henkers an den Füßen zog. Da jener endlich keinen Zweifel mehr haben konnte, daß der arme Sünder todt sey, so glitt er an der Leiche desselben herab und gelangte so wieder auf den Boden. Dann nahm er seinen Stock, den sein Knecht ihm reichte, und auf ihn gestützt, schöpfte er wieder Athem und betrachtete sein Werk. Der Pater Antonio war einige Sprossen die Leiter herabgestiegen, blieb dann mit dem Kruzifix in der Hand, auf der Mitte derselben stehen und hielt eine Predigt an das versammelte Volk. Sie war einfach und rührend. Aber auf einer solchen Kanzel war leicht beredt zu seyn. Ich hörte seine frommen Ermahnungen nicht zu Ende. Allzu bittere Gedanken stiegen in mir auf. Langsamen Schrittes entfernte ich mich nach San Millan zu. Da ich mich der Kirche so nahe befand, so trat ich unter ihr Portal, um einen Augenblick auszuruhen. Die Sonne stach glühendheiß, und mein Gehirn kochte ohnehin. An die Pforte von San Millan gelehnt, sah ich noch, was auf dem Platze vorging. Die schreckliche Ceremonie war zu Ende. Die Truppen zogen nach einander davon. Ich sah den Henker, seinen Knecht und seinen Esel voraus, dahin gehen. Er begab sich nach dem Carcel de Corte, wo er dem Gebrauch zu Folge sich bei den Alkaden, die zu diesem Zwecke in ihrem Gerichtssaale versammelt sind, anklagt, einen Menschen getödtet zu haben; dann aber um eine Urkunde seiner Freisprechung von dieser That bittet, die er auch auf der Stelle ausgefertigt erhält. Hierauf ging er nach Santa Cruz hinüber, um als guter Christ die Messe zu hören, die dort die Brüderschaft de Paz y Caridad lesen ließ. Diese selbst hatte sich, wie sie gekommen war, im langen Zuge in gedachte Kirche begeben; nur Einer fehlte — den sie begleitet hatte.

Das Volk verlief sich allmählich. Nur zwei Schildwachen waren noch neben der Horca zu sehen, um die Leiche des Hingerichteten zu hüten. Einige Blinde und Bettler sangen noch in der Nachbarschaft und boten Lieder und Romanzen zum Verkauf. Uebrigens gingen die Geschäfte des Platzes nach wie vor ihren Gang. Nichts schien vorgefallen; nur bemerkte man, daß den Tag über die jüngsten Mädchen ihre Orangen bei den Buden kauften, die der Horca zunächst standen.

Der russische Adel.

(Schluß.)

Das Edikt über den Adel erleichterte im weitesten Umfange die Möglichkeit, die Zahl des Adels zu vermehren. Es wurden als Edelleute von Rechts wegen erklärt und als solche in den Adelsbüchern eines jeden Gouvernements eingetragen: 1) Alle, die vormals von den russischen Czaaren oder andern gekrönten Häuptern in den Adelstand erhoben worden waren; 2) Alle Stabsoffiziere, die nicht von Geburt aus schon adelig waren; 3) Alle russischen und fremden Offiziere der acht ersten Rangstufen, selbst wenn sie von niederer Herkunft waren; 4) die ausländischen Familien, die sich in russischen Staatsverband begeben; 5) Familien, die von was immer für einem Lande Titel tragen; 6) Familien, die eine hundertjährige Abstammung nachweisen können, und deren Ursprung bekannt ist. Hiezu kam noch, daß jeder freie Mann den Adel erhielt, der sich um den Staat ein Verdienst erwarb, z. B. eine Stadt erbaute, eine Lehranstalt gründete, Kapitalien für Straßenbaue, Kanäle u. s. w. verwendete. Wie sehr außerdem die Erlangung des Adels erleichtert wurde, geht noch daraus hervor, daß jeder Enkel eines privilegirten Bürgers, wenn er dreißig Jahre alt ist, den Adel verlangen, und diesen dann auf alle seine Nachkommen vererben kann. So wurden die angesehensten Bürger dem Adel sehr nahe gestellt, wie sie denn auch das Privilegium genießen, gleich diesem mit vier Pferden zu fahren.

Diese Erleichterung, die Adelswürde zu erlangen, hatte zur Folge, daß sich 59,363,900 Seelen der russischen Bevölkerung auf folgende Weise vertheilen:

Adel	1,200,000
Geistlichkeit	600,000
Kaufleute und Fremde	1,900,000
Leibeigene, Bauern, Hirten u. s. w. . .	55,663,900 *)

Seit dieser Zeit hat die Macht des russischen Adels zusehends abgenommen, und seine Erniedrigung war so weit gediehen, daß Kaiser Alexander die Abgeordneten, welche die „Großen Rußlands" — wie sie sich nannten — an ihn abgehen ließen, um ihm zu den Ereignissen des Jahres 1811 Glück zu wünschen, nicht vor sich, sondern ihnen sagen ließ: „Sagt ihnen, daß ich keine Großen Rußlands kenne als die, mit denen ich spreche, und nur so lange, als ich mit ihnen spreche."

Der junge russische Adel konnte indeß nicht gleichgültig bleiben bei dem allerorten in Europa für die Freiheit begonnenen Kampfe, und die Verschwörung, die bei dem Regierungsantritte von Alexanders Nachfolger ausbrach, gab einen Beweis, wenn nicht von der Geschicklichkeit, mit welcher der Plan angelegt war, doch von dem ausdauernden Eifer und der Kühnheit, womit sie ihn vorbereitet hatten und auszuführen entschlossen waren. An die Stelle der Gefahren, mit denen der hohe Adel vormals die Person der Czaaren bedrohte, traten nun solche, welche die Einrichtung des Despotismus selbst, die Zunahme der freien Menschen und die immer mehr sich verbreitende Aufklärung hervorriefen. Diese Gefahren werden uns durch den Ukas vom 18 Dezember über eine neue Organisation der Adelsprivilegien aufgedeckt. „Die häufig eingetretene Zertrümmerung der adeligen Güter durch Verkauf und Erbfolge," heißt es

---

*) Aus der von uns S. 107 und 148 des Auslands gegebenen offiziellen Mittheilung stellt sich dieses Verhältniß anders. Die Zahl des erblichen und persönlichen Adels wird dort mit Ausschluß des polnischen Adels mit 301,970, auf 194,771, angegeben, die der Geistlichkeit, Weltpriester und Mönche auf 225,010 u. s. w.
Anm. d. R.

darin, „habe die Zahl der adeligen Wähler unverhältnißmäßig vermehrt; die Adelsversammlung bestehe bereits nicht immer aus Individuen, deren Interessen auf ein hinreichendes Vermögen gegründet sind, das eine angemessene Erziehung zuläßt, und für die Wirksamkeit des Eigenthümers zum allgemeinen Besten Bürgschaft gibt. Auf diese Weise," fügt Kaiser Nikolaus hinzu, „haben sich Klagen über einzelne Wahlen erhoben, die dem Vertrauen und der Absicht der Regierung nicht entsprechen." Oder mit andern Worten: da der Adel, ein Lebensorgan des russischen Staatskörpers, nicht mehr den vereinzelten Despotismus der mächtigen Reichsgroßen zu fürchten hat, so vereint er sich der konzentrirten Gewalt des Selbstherrschers einige Schranken zu setzen, weßhalb man, aus Furcht vor dieser neuen Demagogie, es vorzieht, sich neuerdings in die Arme einer beschränkteren Aristokratie zu werfen, die man beherrschen zu können hofft. Es läßt sich in diesem Schritte die nämliche Gedankenfolge wahrnehmen, aus der in Frankreich die Wahlkollegien mit doppeltem Votum hervorgingen, was die alten Privilegirten gegen die allmähliche Herabsetzung des Wahlcensus so sehr ereifern machte. Die einzelnen Bestimmungen des Ukases sprechen deutlich die Absicht des Kaisers aus. Die Artikel 37, 38 und 39 des Ukases der Kaiserin Katharina hatten dem Adel das Recht verliehen, sich in den betreffenden Gouvernements auf Einberufung des Gouverneurs zu versammeln, um unter Vorsitz eines adeligen Marschalls, der von dem Gouverneur unter zwei vorgeschlagenen Kandidaten gewählt wird, zu den Wahlen zu schreiten. Der neue Ukas des Kaisers Nikolaus erweitert zwar allerdings die Zahl der Anstellungen, deren Wahl dem Adel überlassen werden soll; allein unter dem Vorwande, die Dienste der Gewählten zu belohnen, sucht man sie eigentlich von der Regierung abhängig zu machen, indem man ihnen dieselben Vortheile bewilligt, „die mit dem Staatsdienste verbunden sind."

Der Herzog von Saint-Simon,

Stifter der Saint-Simonisten.

(Aus dem Hofjournal)

Klaudius Heinrich Saint-Simon wurde zu Paris im Jahre 1760 in der alten Familie gleichen Namens geboren. Letztere machte unter dem französischen Adel den stolzen Anspruch, in gerader Linie von Karl dem Großen abzustammen.

Der Herzog von Saint-Simon erhielt eine glänzende Erziehung, die zum Theil d'Alembert leitete. Im Jahre 1779 trat er in Kriegsdienst und ging nach Amerika, wo er sich unter Bouillé und Washington auszeichnete. Hier wurde er auch mit Franklin bekannt, und von dieser Zeit schreibt sich die eigenthümliche philosophische Richtung her, der er in seinem übrigen Leben folgte, und die ihn bestimmte, im Jahre 1789 die kriegerische Laufbahn zu verlassen und alle Vortheile aufzugeben, die sie ihm zu versprechen schien. Saint-Simon zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und blieb in dem großen Drama der französischen Revolution bloßer Zuschauer. Dennoch zog ihm eine Namensverwechslung das Unglück zu, ins Gefängniß geworfen zu werden, wo er eilf Monate in Todesgefahr schmachtete. Bei seinem Austritte aus dem Kriegsdienste hatte er in Gesellschaft mit Graf Redern Nationalgüter angekauft und war in dieser Spekulation sehr glücklich. Saint-Simon war nun eifrig darauf bedacht, sein Vermögen so viel als möglich zu vergrößern, nicht sowohl, um Reichthum aufzuhäufen, als um die Mittel zu erlangen, durch die es ihm allein möglich schien, seine philosophischen Ideen zu verwirklichen. Die öffentliche Erziehung und deren nöthige Verbesserungen wurden für ihn ein Gegenstand unausgesetzten Nachdenkens. Ausgezeichnete Männer seiner Bekanntschaft versicherten ihm, wenn sie die gehörigen Mittel besäßen, würden sie in der Erziehung des Volkes Wunder thun. Saint-Simon legte dreimalhunderttausend Franken in ihre Hände, fand aber zuletzt, daß zur Einführung der beabsichtigten Reform ein wohldurchdachter Plan mehr noch als Geld fehle. Er gab nun seine Handelsspekulationen auf, mit dem Entschlusse, sich selbst ganz mit seiner eigenen Erziehung zu beschäftigen, die ihm noch sehr unvollkommen schien. Mit Eifer und unermüdlichem Fleiße ging er ans Werk. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Künste und Wissenschaften, und glaubte, aus ihrem Studium den Schluß ziehen zu können, daß die Wirkungen derselben stets unvollkommen bleiben müßten, so lange sie eines gemeinschaftlichen Bandes der Vereinigung entbehrten. Saint-Simon vertiefte sich nun in philosophische Untersuchungen, schrieb viel und entwickelte ein System, welchem er den Namen „vollendetes Christenthum" beilegte.

Die Bemerkung, daß die Wichtigkeit der Arbeit im Staate täglich in zunehmender Progression begriffen sey, machte er zur Grundlage seines Systems. Er wendete sich an die arbeitenden Klassen und beschrieb ihnen die Zukunft, die er für sie voraussehe und erwarte; wobei er ihnen auf der Stufenfolge der menschlichen Gesellschaft die oberste Stelle verhieß. Allein die Arbeiter verstanden ihn nicht, oder vielleicht fürchteten sie auch, er möchte sie in nachtheilige Unruhen verwickeln; denn im Jahre 1817 reichten sie bei dem Polizeiminister eine Adresse ein, mit der Bitte, er möchte den Journalen den Auftrag geben, ihre Protestation gegen die in der „Industrie" — einem Blatte, das damals Saint-Simon herausgab — entwickelten Ansichten aufzunehmen. Allein durch alles Dieß ließ sich Saint-Simon nicht entmuthigen; er gründete den „Organisateur," ein Journal, das bestimmt war, seine Lehre zu verbreiten, aber im Jahre 1819 sich einen politischen Prozeß zuzog. Saint-Simon hatte nämlich in einem Blatte des Organisateurs geäußert, er würde sich, wenn in Frankreich alle Prinzen von Geblüt in einer Nacht umkämen, weniger daraus machen, als wenn Frankreich in derselben Zeit alle seine Gelehrten, Künstler und Arbeiter verlöre. Die Geschwornen konnten in diesem äußerst klaren Ausspruche keine Schuld finden und sprachen Saint-Simon frei; allein sein Unternehmen kam dabei nicht vorwärts. Durch Leiden und Arbeit des Lebens überdrüssig geworden, wollte er Hand an sich legen, wurde aber noch daran gehindert. Um diese Zeit in die bitterste Armuth gerathen, lebte er nur noch von den dürftigen Unterstützungen einiger seiner Schüler, die sich keines viel glänzendern Looses als ihr Meister zu erfreuen hatten, und der Welt so unbekannt blieben, als ihre Lehren. So flossen die letzten Lebensjahre Saint-Simons dahin; aber auch in der größten Armuth hielt ihn noch der Gedanke, der ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hatte, aufrecht: daß er nämlich für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes gearbeitet habe. So viel wenigstens bleibt gewiß, daß er diesem Gedanken Glück und Vermögen opferte. Saint-Simon starb am 19 Mai 1825.

Die neue Uniform der türkischen Armee.

Der Schnitt der Uniformen ist im Ganzen bei allen Korps gleich. Die Uniform der Generale und Offiziere ist roth mit Gold gestickt; der ganze Unterschied besteht in der Menge und dem Reichthum der Stickereien. Die Unterscheidungszeichen sind folgende: Der Generallieutenant, Halbmonde, reich in Diamanten, in der Mitte mit drei diamantnen Sternen. Der Brigadegeneral, dieselben Halbmonde mit nur zwei Sternen. Der Obrist, dieselben mit einem Stern, ebenfalls in Diamanten. Der Obristlieutenant, zwei Halbmonde in Gold, nur der Stern ist in Diamanten. Der Escadronschef, zwei Halbmonde mit Sternen in Gold. Der Kapitän, zwei Halbmonde und Sterne in Silber. Lieutenants und Unterlieutenants, einen Halbmond in Silber. Diese Dekorationen werden an beiden Seiten auf der Brust getragen.

Die Aerzte tragen hellblaue Uniform mit kleinen Kragen und Aufschlägen von karmoisinrothem Sammet. Die Apotheker aschgraue Uniformen, mit Stickerei in karmoisinrother Seide.

Die Zöglinge des Generalstabs tragen die Uniform der Infanterieoffiziere ohne Halbmonde, und mit einigem Unterschied in der Stickerei. Die Zöglinge der Kavallerieschule ebenfalls die Scharlachuniform der Kavallerieoffiziere.

Die Uniformen der verschiedenen Infanterieregimenter unterscheiden sich nur durch die Farben, von denen dunkelblau, hellblau, roth und kastanienbraun die vorgeschriebenen sind. Die Kopfbekleidung besteht aus dem Tarbusch oder der griechischen Mütze und dem Tequi, einer Art Kopfbinde. Die Schuhe sind von rothem Maroquin; der Gürtel weiß. Die Gendarmerie ist wie die Infanterie uniformirt.

Artillerie und Geniekorps haben rothe Uniformen mit ledernen Gürteln, im Uebrigen ganz mit der Infanterie gleich. Das Garde-Infanterie-Regiment hat kastanienbraune Uniformen mit reicherer Seidenstickerei als die Linie.

Die Musiker haben dunkelblaue Röcke mit Kragen und Aufschlägen von Scharlach und Stickerei in gelber Seide; die der Garderegimenter tragen Goldstickerei. Die Pfeifer, Trompeter und Tambours tragen bis jetzt die Uniform ihrer Regimenter. Bei den Depotbataillonen sieht man begreiflicher Weise noch türkische und arnautische Trachten, verschieden an Schnitt und Farbe.

Die Kavallerieuniform ist folgendermaßen vorgeschrieben: Dolman, mit rothdurchwirkten Tressen, fünf Reihen blanke Knöpfe, Kragen und Aufschläge roth; Mamelukenbeinkleider von gleicher Farbe wie der Dolman; rother Gürtel. Kopfbedeckung, Tarbusch und Tequi wie bei der Infanterie. Schwarzlederne Stiefel, schwarzangelaufene Sporen. Die Farben der Uniformen der Kavallerie sind: Garde, Scharlach; erste Brigade Grün; zweite Brig. Kastanienbraun; dritte Brig. Dunkelblau; vierte Brig. Hellblau.

Die Werkstätten für die Uniformirung sind sämmtlich in der Citadelle, von wo aus sie vollkommen fertig geliefert wird. Für den Sommer ist eine Kleidung von weißer Leinwand mit einigen Stickereien auf blauen Borten erlaubt.

Die Bewaffnung der Infanterie besteht in der Flinte mit Bajonnet, Säbel, Patrontasche von lakirtem Leder und weißem Riemenzeug. Die Artillerie hat ebenfalls Flinten, nur statt des Säbels einen Dolch. Das Geniekorps hat dieselbe Armatur, und unterscheidet sich nur durch zwei gekreuzte Hacken auf der Patrontasche. Die Kavallerie hat Karabiner, Patrontaschen, Karabinerhacken und französische Säbel, weißes Riemenzeug und weißlederne Gürtel. Es ist im Werk auch Lanziers zu errichten.

Geselliger Ton in St. Petersburg.

Kapitän Colville Frankland sagt, in seinem eben zu London herausgekommenen Visit to the courts of Sweden and Russia, ich war nicht wenig erstaunt über den Mangel an Geselligkeit, unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts in den Cirkeln von St. Petersburg. Oft forschte ich bei Herren und Damen nach der Ursache dieses Entferntbaltens, und erhielt von den letztern folgende offenherzige Antwort: „Wir können den Herren nicht entgegenkommen, und diese wollen den ersten Schritt nicht thun. Wären die Fremden nicht, so liefen wir Gefahr, nicht einen einzigen Mann zu finden, mit dem wir einige Worte wechseln könnten. Ueberdieß fehlt es den Herren gänzlich an Artigkeit und Bildung, ihre Unterhaltung ist höchst langweilig, und man würde sich nur vergebens bemühen sie etwas zu beleben; da sie ihre Zeit entweder in den Bureaux der verschiedenen Ministerien, oder auf den Hauptwachen hinbringen, wie können sie wissen was den Damen gefällt?“ Die Herren verwahren sich gegen diese Anschuldigungen fast auf ähnliche Weise; sie beschuldigen die Damen, die Ausländer, mit denen sie sich in keinen erfolgreichen Wettstreit einlassen könnten, zu sehr auszuzeichnen; dabei sprechen sie ihnen jede Bildung ab, und sagen ihre Unterhaltung drehe sich nur um französische Komödien und den letzten Ball. Meiner Meinung nach liegt die Ursache dieser sonderbaren Entfernung darin, daß es in den Cirkeln von St. Petersburg zu viele „große Epauletten“ oder wie man bei uns sagen würde, „alte Perücken“ gibt die, da sie stets in Uniform erscheinen, die jungen Leute in Respekt halten. Niemand hat einen andern Rang in der Gesellschaft als den, der ihm durch die Stelle verliehen wird, welche er in der Armee, oder bei der Verwaltung bekleidet. Ein Subaltern-Offizier, ein Kapitän würden nie wagen ihre Augen über ihre Sphäre zu erheben, aus Furcht vor Verweisen ihrer Obern. Daß meine Meinung gegründet sey, bewies mir ein junger Offizier von guter Familie, doch von noch geringem Grade, der von seinem Chef gewarnt wurde, sich vor unangenehmen Folgen zu hüten, die seine zu große Vertraulichkeit mit einer gewissen schönen Dame nach sich ziehen könnte, daß er also auf seiner Hut seyn, und seiner Anmaßung Gränzen setzen möchte. Sollte man es wohl glauben daß Subordination und Sklavensinn auch auf gesellige Cirkel wirken, und die edelsten Gefühle und Vergnügungen verbittern dürfen?“

Vermischte Nachrichten.

Man glaubte jüngst, den Dieben der Münzensammlung in der Bibliothek zu Paris auf die Spur gekommen zu seyn. Ein Polizeikommissär hatte kaum den Diebstahl erfahren, als er sich an Ort und Stelle begab, wo er verübt worden, und nach Besichtigung des Ganzen erklärte, nur Bonnet-Rouge könne diesen Diebstahl begangen haben. Doch Bonnet Rouge sey auf den Galeeren zu Brest. Indeß hatte sich der Polizeikommissär geirrt, Frossard, genannt Rothkäppchen oder Bonnet Rouge, befand sich nicht mehr auf der Galeere zu Brest, wohin er zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt worden war, sondern war von dort entwichen und befand sich in Paris. Hier wurde er auch in Gesellschaft eines freigelassenen Galeerensklaven, Namens Drouillet verhaftet. Frossard hatte 10,000 Fr. in Bankbillets und 240 Fr. in Gold bei sich. Bei Drouillet fand man einen Schlüssel, der mehrere Thüren der Bibliothek eröffnete. Eine strenge Untersuchung wurde gegen beide angestellt, allein man gelangte zu keinem Resultate, und Bonnet Rouge wurde wieder auf die Galeere gesendet, und Drouillet unter Anklage falsche Schlüssel geführt, und als Vagabund gelebt zu haben, vor die siebente Kammer verwiesen, aber hier freigesprochen.

*

Die „nordische Biene“ gibt über St. Petersburg während des Jahres 1831 folgende statistische Notizen: Die russische Hauptstadt zählte 448,221 Einwohner, nämlich: 316,211 männlichen und 132,010 weiblichen Geschlechts, 1924 geistlichen Standes, 42,901 Adelige, 45,820 Soldaten, 6800 Kaufleute, 44,595 Bürger, 11,795 Künstler und Handwerker, 117,426 Bauern, 65,119 von verschiedenen freien Ständen, 98,098 Leibeigene, 2911 die zur Vorstadt Ochta gehören, und 13,035 Fremde. Die Geburten beliefen sich auf 6511, hievon waren 3515 Knaben und 2996 Mädchen. Man zählte 25,715 Todesfälle, hierunter 9258 durch die Cholera. Ehen wurden 1041 geschlossen. Petersburg hatte im Jahre 1831, 140 griechisch russische Kirchen, 20 für Dissidenten, 19 für andere Kulte, 2 Klöster, 4 Kapellen, 4 erzbischöfliche Paläste, 9 andere Paläste, das Ingenieurschloß, 2654 steinerne und 5330 hölzerne Wohngebäude.

*

Herr Robert Brown hat der linne'schen Gesellschaft zu London eine Abhandlung über eine auf der Insel Sumatra neu entdeckte Pflanzengattung zugesendet. Der Reisende Arnold, der sie zuerst kennen lernte, legte ihr den Namen „Raflesia“ zu Ehren Sir Stamfort Raffles, bei. Diese Pflanze erhebt sich gerade aus einer horizontalen Wurzel, und besteht aus runden Blättern, die sich einander decken, und so einem Kohlhaupte ähnlich sehen; mitten aus ihr erhebt sich die Blume, die in ihrer vollen Entwicklung einen Durchmesser von drei Fuß hat. Sie wiegt 15 Pfund und könnte zwölf Kannen Wasser fassen. Die größte bis jetzt bekannte Blume war die purpurrothe Aristolochia cordiflora, die nach Herrn von Humboldt manchmal einen Durchmesser von sechszehn Zoll hat, und also von der Raflesia aus ihrem Rang als Riesenblume verdrängt wird.

*

Neben der in einem Kirchhofe von Mexiko stehenden riesenhaften Cypresse, erwähnt der „American Farmer“ einer nicht minder merkwürdigen Ulme, die zu Hatfield, im Staate Massachusetts, eben so sehr die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers als des Naturforschers in Anspruch nimmt. Zwei Fuß ober dem Boden gemessen hat sie 31 englische Fuß im Durchmesser; und in einer Höhe von fünf Fuß, wo der Stamm am dünnsten ist, 24. In einer Höhe von 4 Fuß bemerkt man einen sehr tiefen Einschnitt, der jedoch durch die Länge der Zeit mit einem Rindenwulst umwachsen ist. Dieser Einschnitt wurde der Sage zufolge schon vor Jahrhunderten von Indianern gemacht, um die Wasserhöhe des Connecticut zu bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 61. 1 März 1832.

Der Diktator von Paraguay.

Unter den verschiedenen ausgezeichneten Charakteren, die durch die südamerikanischen Revolutionen aus der Dunkelheit hervorgezogen wurden, um in dem großen Drama der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes eine glänzende Rolle zu spielen, hat Keiner so sehr die Aufmerksamkeit Europa's erregt, als Dr. Jose Gaspard Rodriguez de Francia, der gegenwärtige Beherrscher von Paraguay. Indeß, während die europäische Welt die Blicke auf Bolivars glänzende Thaten, oder auf Iturbide's trauriges Ende, oder erst ganz zuletzt auf Don Pedro's Fall geheftet hielt, wurde sie über die Geschichte jenes außerordentlichen Mannes völlig im Dunkeln gelassen. Die schwachen Lichtstreifen, die von Zeit zu Zeit den undurchdringlichen Schleier einer mehr als chinesischen Polizei durchdrangen, mit der er sein Land umbollwerkt hatte, wurden als Uebertreibungen der Reisenden oder als Träume einer wunderlichen Phantasie betrachtet. Allein der Unglauben der Europäer muß nicht so sehr Wunder nehmen, wenn man weiß, daß in Südamerika selbst und in Ländern, die an der Schwelle seiner Herrschaft liegen, die seltsamsten Gerüchte über diesen geheimnißvollen Mann in Umlauf sind. Von einigen wird er als Philosoph betrachtet, der besorgt, seine Mitbürger vor dem Unglück der Revolutionsstürme zu bewahren, und Civilisation unter ihnen zu verbreiten, dieses System der Isolirung eingeschlagen hat, als das einzige wirksame Mittel, sie vor einem Bürgerkriege zu retten, dem alle benachbarten Staaten nach und nach zum Raube geworden sind. Andere hingegen glaubten in ihm einen Usurpator zu sehen, der seine Macht durch eine fortgesetzte Unterdrückung des Landes aufrecht zu halten suche. Bei dem Wiederaufleben des Jesuitenordens in Europa, dessen Name ohnehin mit der Geschichte Paraguay's enge verknüpft ist, bildete sich endlich auch noch eine dritte Ansicht, die den Dr. Francia als einen Agenten jener gefürchteten Gesellschaft bezeichnete; während die Feinde der südamerikanischen Unabhängigkeit sich mit der tröstlichen Aussicht schmeichelten, in dem Diktator einen geheimen Anhänger und endlichen Rächer der gestürzten Herrschaft zu sehen. Bald gab man sich zu verstehen, er verwalte die Regierung im Namen der Königin Wittwe von Portugal, bald wollte man von Unterhandlungen zwischen ihm und Don Pedro wissen, die ein Bündniß zwischen Paraguay und Portugal zum Zwecke haben sollten. In der That, die Sagen von dem Priester Johannes und dem Alten vom Berge schienen in Paraguay wieder aufgelebt.

Mitten unter diesen mährchenhaften und widersprechenden Gerüchten erschien das Werk zweier Schweizer, der Herren Rengger und Longchamp. Diese beiden waren die ersten Europäer, welche die Geheimnisse des abenteuerlichen Landes enthüllten, die wirklichen Verhältnisse des neuen China's beschrieben und den Schleier lüfteten, der so lange Zeit den Dionysius des neunzehnten Jahrhunderts verborgen hatte. Mehrere Jahre von dem Diktator gefangen gehalten, hatten sie Gelegenheit genug, den Charakter und die Sitten eines Wesens zu beobachten, das unstreitig zu den größten Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte von Paraguay gehört. Das beste Zeugniß, das sich für die Treue in der Farbengebung ihres Gemäldes aufstellen läßt, besteht in der einfachen Bemerkung, daß es den Reisenden ihren Kopf gekostet haben würde, wenn sie sich in dem Charakter des Dr. Francia getäuscht hätten. „So muß Einer, der die Wildnisse großer Länderstriche durchwandert," bemerkt Herr Rengger, „auch wenn er kein Naturforscher ist, sich mit den Gewohnheiten und der Natur der Tiger und Schaguars bekannt machen."

Die Geschichte der Revolution von Paraguay ist so innig mit diesem außerordentlichen Manne verflochten, daß es, um sie ganz zu verstehen, nothwendig seyn wird, eine kurze Andeutung von dem frühern Leben des Diktators vorauszuschicken. Francia ist im J. 1763 geboren; sein Vater war ein Franzose, der einige Jahre in Lissabon wohnhaft gewesen endlich nach Paraguay auswanderte, wo er eine Kreolin heirathete, die ihm mehrere Kinder gebar. Den jungen Eingebornen von Südamerika standen vor der Revolution nur zwei Wege offen, ihr Glück zu machen: die Kirche und der Gerichtshof. Francia wurde von seinem Vater für erstere bestimmt, und erhielt demnach seine erste Erziehung in einer Klosterschule zu Assumption. Dann bezog er die Universität von Cordova de Tucuman, das Salamanca der neuen Welt, wo er mit großem Erfolg seiner Wissenschaft oblag und den Grad eines Doktors der Theologie erlangte. Da indeß das Studium der kanonischen Gesetze ihm Geschmack an der Rechtsgelehrsamkeit beigebracht hatte, so entschloß er sich, sein Haupt der Tonsur zu entziehen und wurde Advokat. Nach seiner Rückkehr von der Hochschule widmete er sich in der Heimath mit leidenschaftlichem Eifer seinem neuen Berufe. Man rühmt ihm nach, daß er nie die Vertretung einer schlechten Sache übernommen habe. Am liebsten vertheidigte er den Schwachen gegen den Starken, den Armen gegen den Reichen. Nur von Denen, die bezahlen

konnten und besonders prozeßsüchtig waren, ließ er sich tüchtig bezahlen; dagegen war er äußerst uneigennützig gegen Klienten, die entweder arm oder durch die Ungerechtigkeit Anderer zu Prozessen genöthigt waren. Francia besaß ein mäßiges Vermögen, und nahm nicht Bedacht darauf es zu vermehren. Die Hälfte eines Hauses in der Stadt und eine kleine Estancia auf dem Lande bildeten sein ganzes Besitzthum. Seine Begriffe von Genügsamkeit gränzten fast an Schwärmerei, so daß er ein Mal, als er 800 Dollars vorräthig hatte, in ein Spielhaus ging, und dieselben auf einen Wurf verlor, indem er dafür hielt, daß eine solche Summe für einen einzigen Menschen zu groß sey.

Von ungeselliger Sinnesart, leidenschaftlich den Studien ergeben und ein Libertin aus Grundsätzen, sah man ihn nie den sanften Regungen der Liebe sich hingeben, oder von den uneigennützigeren Banden der Freundschaft angezogen. Von Unwissenheit umgeben, und entblößt von allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln war seine Weltkenntniß höchst beschränkter Art. Außerdem litt er an hypochondrischen Zufällen — einem Erbübel in seiner Familie; sein Vater war bekannt wegen seiner Ueberspanntheit, und Francia's Bruder und Schwester waren wahnsinnig. Francia wurde nach und nach Mitglied des Cabildo und Alkade. In dieser Eigenschaft entwickelte er dieselbe furchtlose Uneigennützigkeit, durch die er sich als Advokat ausgezeichnet hatte. Da er mit ganzer Seele nur für den einen Zweck lebte, sein Vaterland gegen die tyrannischen Anmaßungen der Spanier zu schützen, so gewann er hiedurch die Achtung und Liebe von allen Ständen seiner Landsleute.

Das Volk von Paraguay, angefeuert sowohl durch das Beispiel der benachbarten Staaten, als durch die Erinnerungen des von den Spaniern erduldeten Unrechtes, sprach im Jahre 1811 seine politische Unabhängigkeit aus. Ein Kongreß wurde unverzüglich zusammenberufen, der dem spanischen Statthalter seine Stelle nahm, und dafür eine Junta einsetzte, die aus einem Präsidenten, zwei Assessoren und einem Sekretär mit berathender Stimme, bestand: Dr. Jose Gaspard Rodriguez de Francia wurde mit der letztern Stelle bekleidet. Diese Anstellung war die erste Stufe zu seiner künftigen Größe, und in kurzer Zeit war er die Seele der neuen Regierung. Schon damals, auf dem ersten Stadium seiner politischen Laufbahn, scheint er jenes Isolirungssystem aufgefaßt zu haben, das ihm seitdem so wirksam durchzuführen gelang; denn nicht allein brach er alle Verbindungen mit der argentinischen Republik ab, sondern er weigerte sich auch, nur einen einzigen Soldaten zu den gegen die Spanier zu Felde gezogenen Heeren stoßen zu lassen, und eben so wenig schickte er jemals einen Abgeordneten auf die verschiedenen Kongresse, die während des Freiheitskampfes zusammentraten. Der Charakter seiner Amtsgenossen war übrigens ganz dazu geeignet, ihm seine ehrgeizigen Entwürfe zu erleichtern. Männer, deren größte Kunst darin bestand, unter eine Heerde wilder Pferde einzubrechen und den Laso zu werfen, gaben sich ganz und gar dem Vergnügen und der Zerstreuung hin, während das Land der Schauplatz des Aufruhrs, des Ungehorsams und der Gewaltthat wurde. Vergebens suchte Francia diesem verderblichen Strome sich entgegen zu stemmen. Zu wiederholten Malen stellte er sich, als verzweifle er an der Rettung des Staates, indem er sich auf seinen Landsitz zurückzog; aber so nothwendig war seine Gegenwart bei jedem Schritte der Regierung geworden, daß seine Amtsgenossen ihm jedes Zugeständniß bewilligten, um ihn nach der Hauptstadt zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mährchen und Kinderspiele in Griechenland.

(Schluß.)

Ich überlasse dem Leser das Urtheil über die Aehnlichkeit dieses Mährchens mit den verwandten deutschen Dichtungen, und füge ein anderes blumen- und ereignißreiches Mährchen aus derselben Quelle bei: Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und vielen Kindern in sehr dürftigen Umständen. Obgleich die Familie häufig selbst nichts zu essen hatte, brachte doch der Mann manchmal aus dem Walde allerhand Thiere mit nach Haus, die er fütterte und pflegte. Darüber zankte nun wohl die Frau täglich, der Mann aber beschwichtigte sie stets, indem er ihr vorstellte, daß dieß Werke des Mitleids seyen, und Gott keine gute That unbelohnt lasse. Ihr Elend blieb aber immer drückend wie zuvor. Eines Tages brachte der Mann gar eine ungeheure Schlange nach Haus, die er im Walde erstarrt und dem Verhungern nahe gefunden hatte. Da zankt und lärmt die Frau gewaltig und wirft ihm vor, wie er, nicht genug täglich ihre Noth mit unnützen Fressern zu vermehren, nun auch sogar sie und die Kinder der augenscheinlichen Gefahr aussetze, von der fürchterlichen Schlange gefressen zu werden. Der Mann aber beruhigt sie, versichert sie, die Schlange werde ihnen nichts zu Leide thun, und wiederholt bei jedem Vorwurf sein Vertrauen auf Gott. Die Schlange ist äußerst zahm und gut. Sie fängt an zu reden und frägt täglich den Mann, mit was sie ihm seine Wohlthat vergelten kann. Dieser antwortet ihr stets, er verlange gar nichts, wenn es nur ihr, der Schlange gut gehe. Die Schlange bietet ihm bald ein gutes Gericht, bald eine Summe Geldes, bald ein schönes Haus an; er schlägt es aber jedesmal aus, und antwortet stets: „ich verlange nichts, wenn es nur Dir gut geht," wofür er denn von der Frau tüchtig ausgescholten wird, die ihm beständig in den Ohren liegt, von der Schlange Dieses und Jenes zu begehren. Aber der Mann bleibt bei seiner Genügsamkeit. Einst beredete ihn die Schlange mit ihr fortzugehen, damit sie mit seiner Hülfe zu ihrer Mutter gelangen könne. Er weigert sich zwar, die Schlange bittet ihn aber sehr und stellt ihm vor, daß davon ihr ganzes Glück abhänge. Er entschließt sich, und macht sich mit der Schlange, ohne der Frau etwas zu sagen, auf den Weg. Sie kommen in allerhand wüste Gegenden, er besteht mit Hülfe der Schlange viele Kämpfe mit wilden verzauberten Thieren, und endlich kommen sie ins Reich der Schlangen. Die Schlange ist die Tochter der Schlangenkönigin, und wird mit großem Jubel empfangen. Die andern Schlangen wollen den Mann fressen, die Prinzessin vertheidigt ihn aber, und erzählt ihre und seine Geschichte. Da verspricht ihm die Königin große Schätze als Belohnung; die Prinzessin aber verlangt für ihn den Wunderring, den die Königin als Familienerbstück verwahrt. Die Königin schlägt dieß anfangs ab, auch alle Verwandten protestiren dagegen, aber die Prinzessin erklärt bestimmt, wenn der Mann nicht den Ring

bekäme, so würde sie von neuem Reich und Familie verlassen, und mit ihm umkehren. Man willigt endlich ein, und der Mann, mit dem Ring versehen und mit seinen Kräften bekannt, begibt sich auf den Rückweg. Nun muß auch noch der Ring die bekannte Reise durch einen Fischmagen machen. Er fällt nämlich dem Mann beim Waschen in einen Fluß. Dieser ist darüber trostlos, irrt lange im Elend umher, verliert aber nie das Vertrauen auf Gott. Endlich kauft er sich von seinem letzten Gelde einen Fisch, und findet in diesem seinen Ring wieder. Nun eilt er glücklich nach Hause. Seine Abwesenheit hatte mehrere Jahre gedauert; Frau und Kinder sind in der bittersten Armuth. Das Kleinod hilft auf ein Mal aus aller Noth; lange ist die Frau ungläubig, endlich legt sie ihre neuen kostbaren Kleider an, und kostet die köstlichen Speisen. Sie genießen nun das unbeschränkte Wohlleben, das ihnen der Ring verschafft, und leben lange und glücklich in beständiger Gottesfurcht und Ausübung des Mitleids gegen Thiere.

Der ächt orientalische Charakter dieses Mährchens ist nicht zu verkennen. Ob es aus irgend einem türkischen Harem nach Griechenland verpflanzt wurde, oder ursprünglich in den Gebirgen des Parnasses entstanden sey, will ich nicht entscheiden. Die Erzählerin wandte es, so oft sie es erzählte, auf ihre eigene Lage an, und hoffte vertrauensvoll, daß auch ihr einst Gott helfen werde, wie dem armen Mann.

Meine reichste Quelle, die Mutter der Wittwe, erzählte mir Stunden lange Mährchen, sprach aber leider einen so verworrnen rumeliotischen Gebirgsdialekt, und mischte im Eifer des Erzählens so viel Türkisch und Zigeunerisch darein, daß ich nur selten den ganzen Zusammenhang verstehen konnte. Ihre Mährchen schienen meist orientalisch zu seyn und handelten gewöhnlich von Feengärten, bezauberten Aepfeln, von Intriguen in den Bädern, Schlauheit der Barbiere, Schicksale eines Buckligen u. s. w.

Wir sehen nun abendländische und morgenländische Mährchen in den unbesuchten rumeliotischen Bergen einheimisch, und es ist selbst von den letztern wahrscheinlicher, daß sie dort entstanden, als daß sie dorthin verpflanzt wurden. Bilden vielleicht die Mährchen des nördlichen Griechenlands ein Mittelglied? — Manchmal im Leben denkt man so: „kämst du zum zweiten Mal in diese Lage, du würdest es besser machen.“ So geht es mir mit meinen Forschungen über die Mährchen in Griechenland. Die leidige Prosa der Verhältnisse, des Dienstes u. s. w. hinderten mich stets, mich viel mit diesen schönen Dichtungen zu befassen, und als ich mir nach langer Zeit mehr Kenntniß der Sprache und der Quellen, wo eigentlich zu suchen sey, verschafft hatte, mußte ich abreisen und überließ die weitern Forschungen Reisenden, die dazu mehr Kenntnisse und Muße besitzen.

Da an die Mährchen sich zunächst und natürlich die Spiele der Kinder reihen, so bemerke ich über diese folgendes: Ich war erstaunt bei den Spielen der Knaben in Morea, und auf den Inseln häufig dieselben Lauf- und Ballspiele zu sehen, wie sie bei uns in Deutschland gespielt werden. Auch erwachsene Jungen sammeln sich an Sonn- und Feiertagen auf Plätzen vor oder in der Stadt, und spielen unser bekanntes Barlaufen, Platz wechseln, Blind-Kuh, und eine Menge anderer Ball- und Laufspiele, deren ich mich aus meiner Jugend, und besonders aus der fröhlichen, auf den Turnplätzen durchsprungenen Zeit erinnere. Der Ball ist entweder wie bei uns aus Leder oder Tuch gemacht, oder eine Pomeranze oder Citrone ersetzt ihn. Hat Jemand diese Knabenspiele hin oder hergebracht, oder sind sie hier oder dort selbstständig emporgekommen? Vom Turnplatz in Aegina sind sie gewiß nicht ausgegangen. Ich wunderte mich nicht wenig, dort einen solchen im geräumigen Hofe des Waisenhauses zu finden. Aber er blühte nur kurze Zeit, und ist nun so verwaist wie die armen Jungen, die noch einzeln daran herumklettern. Im Jahre 1828 wurde das weitläufige Gebäude erst gebaut; damals sah ich noch keine Spur eines Turnplatzes. Im Sommer 1831 besuchte ich Aegina zum letzten Male, fand einen vollkommenen, mit allen Gerüsten versehenen Turnplatz, aber keinen Lehrer. Die ganze Anstalt des Waisenhauses war damals durch die Parteiwuth der Freunde und Feinde des Präsidenten in großer Unordnung, der Vorsteher Mustoxydi abwesend, und der Priester, der mich herumführte, ein Lehrer der Anstalt, wußte mir nur beiläufig zu sagen, ein Schweizer habe im ersten Jahre der Anstalt diese Bäume und Stangen aufrichten lassen, und habe eine Zeit lang mit den Knaben allerhand närrisches Zeug (μποχοραλικι) daran gemacht. Er wisse aber nicht, wie er geheißen habe, noch wo er hingekommen sey.

Auch der Plumpsack ist nicht fremd in Griechenland und besonders bei den Matrosen beliebt, die unter anderm Kurzweil, das sie in Windstille oder am Anker treiben, auch häufig mit einem zusammengedrehten Sacktuch oder gar einem Stück Strick sich wacker zerbläuen. Auch hier fand ich ganz unsere deutschen Spiele, z. B. Plumpsack verstecken (auf dem Schiff gar komisch), schau dich um, der Fuchs geht rum u. s. w. Ein alter Matrose macht den Kampfrichter, und die Bursche sind unermüdlich im Laufen und Prügeln. Hat die Schifffahrt den Plumpsack und die Gesetze, nach denen er gehandhabt wird, nach Griechenland gebracht? — Auch die Knaben am Lande wissen damit umzugehen, und manches schöne, rothe Sacktuch wird darüber zerrissen, was die Schifffahrt wieder ersetzen muß. Daß die Kinder arm und reich, wie bei uns, Puppen herumschleppen, wunderte mich nicht. Die Puppe ist das Götzenbild der Kinder, und wo nur Heiligenbilder verehrt, oder geschnitzte Köpfe angebetet werden, da spielen gewiß auch Kinder mit Puppen. Die reichen Griechen und Armenier in der Stadt (Konstantinopel) versorgt Herr Bestelmayer mit künstlichen Kindern (nürnberger Spielzeug aller Art trifft man genug auf den Märkten von Konstantinopel); in der dürftigen griechischen Hütte macht sich die arme Mutter selbst eine Enkelin aus einer alten Spindel oder einer gelben Rübe, die von dem Mädchen mit mütterlichem Ernst gekleidet und gepflegt wird. Ich überlasse es den Forschern abstrakte Schlüsse zu ziehen aus den angeführten Aehnlichkeiten des kindlichen Lebens der Morgen- und Abendländer, wie es sich in Kinderspiel und Mährchen ausspricht. Mir kommen diese Aehnlichkeiten eben so natürlich vor als die physische und moralische Aehnlichkeit des Kindesalters, ehe Körper und Geist sich verschieden entwickeln. Sind aber Mährchen und Spiel dem Kindesalter zu vergleichen, so ist gewiß Musik und Tanz das Jünglingsalter, in welchem sich die individuellen Charaktere eben so verschieden entwickeln, als in Musik und Tanz die verschiedenen Völker charakteristisch von einan-

der abweichen. Meine wenigen Erfahrungen darüber im nächsten Aufsatze.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie las Herr Dutrochet Versuche über den färbenden Stoff in den Blättern und Blumen vor. „Die Vegetabilien,“ sagt er, „stehen mit dem Lichte in Verbindungen, die zu Erhaltung ihres Lebens unbedingt nöthig sind. Nicht um sie mit einem eiteln Glanze zu bekleiden, hat die Natur sie mit so glänzenden Farben ausgestattet; diese Farben spielen unbezweifelt eine physiologische Rolle im Pflanzenleben. Sind die Blätter gewöhnlich grün und die Blumen meist von einer andern Farbe, so hat Dieß seine Ursache in einer uns unbekannten Verbindung, in der diese Farben mit den organischen Funktionen stehen, die ihnen eigen sind.“

Die Blätter, im gesunden Zustande, haben meist nur zwei Farben, grün und roth. Das Grün ihrer obern Fläche ist dunkler; das der untern heller, was von der in den Poren, die der untern Fläche eigen sind, befindlichen Luft herkommt. Sind die Blätter in ihrem normalen Zustande roth, so bemerkt man diese Farbe besonders auf ihrer untern Fläche; die obere ist stets mit Grün untermischt; zuweilen ist die obere Fläche durchaus grün, die untere durchaus roth. Diese so merkwürdige Verschiedenheit, die man bei mehreren Pflanzen rücksichtlich der Farbe der beiden einander entgegengesetzten Flächen wahrnimmt, führte Herrn Dutrochet auf den Gedanken, daß ein wesentlicher Unterschied in der chemischen und vielleicht auch in der elektrischen Natur der beiden färbenden Stoffe bestehe. Um sich hievon zu überzeugen, stieß er ein Blatt der Begonia sanguinea mit etwas Wasser, brachte nun einen Tropfen dieser Flüssigkeit mit den beiden Polen einer Voltaischen Säule in Berührung, und sah nun den rothen Stoff auf dem positiven und den grünen Stoff auf dem negativen Pol erscheinen. Bei diesem Experiment zeigten sich nun wie gewöhnlich zwei Wellen, die eine alkalinisch und negativ, die andere acid und positiv. Die erste war grün, die zweite roth. Bei ihrem Zusammenstoßen bildete sich ein zusammengesetztes Coagulum aus einem grünen und negativen und einem rothen und positiven Stoffe bestehend, so daß beide Stoffe in Berührung und Abstoßung gebracht waren, wie sie im Blatte selbst sind. Herr Dutrochet schließt nun aus dieser und einer andern ähnlichen Thatsache, daß die obere Fläche des Blattes mit einem färbenden negativen und die untere mit einem färbenden positiven Stoffe angefüllt ist. Um nun ähnliche Resultate auch von Blättern zu erhalten, deren beide Flächen grün sind, wiederholte er den Versuch mit dem Blatte der Cochlearia officinalis, und sah die auf der positiven Seite durch die acide Welle und die auf der negativen Seite durch die alkalinische Welle erscheinenden grünen Theile im mittlern Coagulum sich verbinden.

Macht man dieselben Versuche mit Blättern, deren untere Fläche weißlich ist, so erhält man auf dem negativen Pol stets einen grünen Stoff; der positive Pol dagegen zeigt meist nur eine farbliche Substanz, während im vorerwähnten Falle der auf beiden Polen sichtbar stellende Stoff von gleicher Farbe ist.

„Die färbenden Stoffe der Blätter,“ sagt der Verfasser, „bestehen aus Kügelchen, die am Zellengewebe der Blätter aneinanderhängend sich befinden, und gewöhnlich nach der Dicke des Blattes sich richtend fortlaufen. Diese zusammenhängenden Reihen von Zellen haben leere Räume zwischen sich, die mit Luft gefüllt sind und gegen die untere Fläche hin immer zahlreicher werden. Die in diesen Räumen enthaltene Luft ist atmosphärische, die einen Theil ihres Sauerstoffs verloren hat, was beweist, daß dieser Sauerstoff sich auf dem organischen Stoffe des Blattes festgesetzt hat. Also vereinigen sich in diesem alle Elemente, aus denen die galvanische Elektrizität besteht, nämlich: zwei aufeinander liegende Substanzen mit einer unter sich verschiedenen Elektrizität und chemischen Wirkung versehen.

Vermischt man einen Tropfen jener Feuchtigkeit, welche die gemischten färbenden Stoffe der Begonia sanguinea enthält, mit einem Alkali, so verschwindet die rothe Farbe in Folge der Verbindung mit dem Alkali. Dasselbe ist mit der grünen Farbe der Fall, wenn man eine Mischung mit Säure vornimmt. Nimmt man ein Blatt, dessen beide Flächen grün sind, so wird sowohl durch Vermischung mit einer Säure als auch mit Alkali ein Theil der grünen Farbe zerstört, jedoch so, daß die Vermischung mit Säure den in der obern Fläche des Blattes enthaltenen und die Vermischung mit Alkali den Farbestoff der untern Blattfläche angreift.

Aus diesen Thatsachen glaubt Herr Dutrochet die schon längst beobachtete Wirkung der Säuren und Alkalien auf die färbenden Stoffe gewisser Blumen erklären zu können. So werden wie bekannt blaue Blumen durch Säuren roth und durch Alkalien grün gefärbt. Dieß kommt nun daher, weil in der blauen Blume zwei blaufärbende mit einer getrennten elektro-chemischen Eigenschaft begabte färbende Stoffe, eben so wie in dem ganz grünen Blatte zwei grüne Stoffe vorhanden sind. Der blaufärbende positive Stoff verschwindet, indem er sich mit dem Alkali verbindet, und der blaufärbende negative Stoff bleibt zurück; doch verwandelt sich seine Farbe in Grün. Die Säure zerstört bei ihrer Verbindung mit demselben negativen Färbestoffe die blaue Farbe, und die positive bleibt allein zurück, verwandelt sich aber in Roth. Um über das Daseyn der beiden färbenden Stoffe in den einfärbigen Blumen und über die Ursache der durch Säuren und Alkalien hervorgebrachten Veränderung sich Gewißheit zu verschaffen, stellte Herr Dutrochet mehrere Versuche an. Er nahm z. B. eine Kapuzinerblume, behandelte sie wie die Blätter und erhielt nun eine negative grüne Welle und eine positive röthliche, das vermittelnde Coagulum war von der Farbe der Blume. Diese Wiederherstellung der Farbe schreibt er der Neutralisation der Säure und des Alkali zu, die sich durch die Wirkung der Voltaischen Säule in den beiden entgegengesetzten Wellen entwickeln, und die beide, sowohl die Säure als das Alkali, ihre Wirkung in der entsprechenden Welle durch eine Veränderung der Farbe bemerkbar gemacht haben würden, derjenigen analog, die man durch ihre direkte Einwirkung ohne Vermittlung der Voltaischen Säule erhalten hätte.

Herr Dutrochet schließt aus den angeführten Versuchen, daß die Blätter der Blumenkelche so wie die der Stengel zwei aufeinander liegende Substanzen einer positiven und negativen Elektrizität enthalten. „Es sind, drückt er sich aus, wirkliche galvanische Säulen, oder jedes Stengelblatt, jedes Kelchblatt ist vielmehr ein Bestandtheil der Säule, von der es eine der Doppelplatten repräsentirt, und immer ist es das negative Element, das sich dem Lichte zuwendet.“ Herr Dutrochet erklärt hieraus, warum bei gewissen Pflanzen die Blüthen und bei andern die Blätter die untern Flächen nach Oben kehren. Diese Fläche ist dann die farbigste und enthält ausnahmsweise den negativen Stoff.

Der grüne Stoff entwickelt unter Einwirkung des Lichts bekanntlich Sauerstoff. Gewöhnlich ist also die obere Fläche des Blattes oder seine negative Seite, die mit dem Lichte in Berührung kommt, desoxydirend. Die untere positive Fläche, wo sich die lufthaltigen Poren befinden, ist eben dadurch geeignet, den in diesen Poren enthaltenen Sauerstoff der Luft zu absorbiren, und da nun der positive Pol der Voltaischen Säule die oxydirende Seite ist, so ist folglich die untere Fläche des Blattes ebenfalls oxydirend. So geht also die Wechselwirkung der Oxydation und Desoxydation hier durch die beiden einander entgegengesetzten Pole einer organischen Volta'schen Säule und unter Einwirkung des Lichts vor sich.

Anekdote.

Der Kapitän Colville Frankland erzählt in seiner Visit to the courts of Sweden and Russia folgende Anekdote, die ihrer Seltsamkeit wegen und weil sie im höchsten Grade charakteristisch ist, hier eine Stelle finden möge. Der Graf Ostermann wurde durch seine Vorliebe für Bären bekannter als durch seine Neigung zu den schönen Künsten. Wenn er Tafel gab, erzählt man, so stellte er hinter den Stuhl jedes seiner Gäste einen Bären, der seinen struppigen Kopf auf die Schulter des Gastes legte, nach Nahrung brummte und seine Tatzen, die jedoch zu Verhütung jedes Unglücks der Krallen beraubt waren, auf die Tafel legte. Sonderbar genug ließ eben dieser Mann, der verdient hätte sein Leben in einer Höhle zuzubringen, herrliche Paläste bauen und unterstützte die Künste durch sein großes Vermögen.

Berichtigung.

In Nro. 55 S. 218 Z. 13 v. U. lies 40 Cents statt 40 Dollars.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 62. 2 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Eine geschichtliche Skizze derselben bis auf die neueste Zeit.)

Im Jahre 1667 befuhren die Franzosen zum ersten Male den großen Ocean, und legten ihre erste Reise um die Welt zurück. Jean de la Feuillade scheiterte auf seiner Rückkehr von den Molukken und aus China in der westlichen Einfahrt der Magellanischen Meerenge, doch reichten die Trümmer des Schiffes hin, um ein kleines Fahrzeug zu bauen, das zu Rouen vor Anker ging. *) Das falsche Gerücht von einer englischen Niederlassung lockte Antonio de Vea im Jahre 1675 nach den Inseln Chiloé und Chonos, und 7 Jahre später durchforschte Narborough Patagonien, die Meerenge und das mittägige Chili mit großer Sorgfalt. Die Entdeckungen La Roche's, zur nämlichen Zeit, beschränkten sich ohne Zweifel auf die Insel Beauchesne, die Ansicht der Maluinischen Inseln, und der Halbinsel San Josef. Im Jahre 1683 gab die Rückkehr mehrerer Piraten Anlaß zu der Expedition des Admirals Degennes, der ohne allen Erfolg eine Eskadre bis zum Cap Forward führte. Gegen das Jahr 1685 kam der Jesuit Nicolas Mascardi, auf seiner Reise im Land der Poyas, zwischen der Meerenge und dem Land der Araucanos gelegen, um. Die Unternehmung Beauchesne's, der im Jahre 1698 Chili und die Inseln Gallapagos besuchte, und über Cap Horn zurückkehrte, war durch ein französisches Projekt, an der Magellanischen Meerenge eine Niederlassung zu errichten, veranlaßt worden. Mit großer Sorgfalt vom Ingenieur Labat aufgenommene Charten und naturhistorische Forschungen gaben hier zum ersten Male einer unter den Auspizien einer Regierung unternommenen Seereise einen wissenschaftlichen Anstrich. Beauchesne's Berichte veranlaßten viele seiner Landsleute die westliche Küste von Amerika, während des Successionskrieges, zu besuchen, und solche Unternehmungen hatten um so größern Erfolg, als damals die spanische Schifffahrt unterbrochen war. Bis zum Utrechter Frieden wurden Peru und Chili von drei Klassen Reisenden besucht; von handeltreibenden Franzosen, räuberischen Flibustiern und Gelehrten, wie Frezier, Fouillée und Le Gentil, die ein löblicher Eifer für die Fortschritte der Wissenschaften beseelte. Die Straße um das Cap wurde allgemein vorgezogen; die hier herrschenden Stürme bestimmten jedoch den Kapitän Marcant mit seinem schwachen Fahrzeug einen andern Weg zu suchen, und so entdeckte er den Kanal von Santa-Barbara.

Der Utrechter Frieden verminderte die Unternehmungen; der neue Krieg des Jahres 1740 führte den Admiral Anson in den großen Ocean, und seine furchtbare Schilderung vom Cap Horn veranlaßte, daß diese Straße lange Zeit nicht mehr befahren wurde. Im Jahre 1748 wurde die Küste von Patagonien von den Spaniern Olivarez und Quiroga genau untersucht, nur ihre Unfruchtbarkeit verhinderte die beabsichtigte Niederlassung. Später (im Jahre 1773) erforschte Falkener das Innere dieses Landes, dessen Eingeborne so lange Zeit hindurch der Gegenstand der wunderbarsten Erzählungen waren. Die von den Franzosen und Engländern auf den Maluinen gegründeten Kolonien gaben Gelegenheit, diese Inseln aus den Berichten Bougainville's, Pernetty's, Byron's und Mac-Bride's näher kennen zu lernen. Die nacheinander folgenden Reisen um die Welt mehrerer berühmter Seefahrer erwiesen das Fabelhafte der Insel Pepys und des Rochenlandes, und machten sich mit der Fahrt durch die Meerenge vertraut. Im Jahre 1756 fand das spanische Schiff, der Löwe, jene Insel wieder, die Vespuccius, wie es scheint, zuerst sah, und die von den Engländern Georgien genannt wurde. Endlich trat Cook auf, der, um das australische Thule und die Häfen des Feuerlandes und der Staaten zu entdecken, dem Südpol näher gekommen war als je ein Seefahrer vor ihm. Seine ersten Niederlassungen an der Bai St. Julien und am Hafen Desiré, auf der Küste von Patagonien, fallen in das Jahr 1779. In den Jahren von 1786 bis 1788 gaben Antonio de Cordoba und Fernando Miera nähere Nachweisungen über die Gestalt der Meerenge, so wie über den Boden, Produkte, Klima und die Bewohner der Küsten. Ohne hier Malaspina's zu gedenken, scheint die letzte Entdeckungsreise die Moraleda's gewesen zu seyn, der, vom Jahre 1787 bis 1796 den südlichen Theil Chili's, die Inseln Chonos und Chiloé untersuchte, in der Hoffnung, eine neue Verbindung zwischen beiden Meeren zu finden.

Während rivalisirende Völker im großen Ocean gegen Süden vordrangen, veranlaßte die vermuthete Existenz einer nördlichen

*) Zu bemerken ist, daß ein anderer Franzose, Namens Malherbe de Vitré, der in den Jahren 1581 bis 1608 reiste, an den Expeditionen der Spanier auf diesen Küsten Theil nahm, und nach mancherlei Abenteuern in sein Vaterland zurückkehrte, nachdem er die Reise um die Welt von Osten nach Westen, theils zur See theils zu Land zurückgelegt hatte.

Durchfahrt, die sich hauptsächlich auf die Berichte Corte-Reals gründete, mehrere Expeditionen, die das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu einer glanzvollen Periode erheben. Die Forschungen richteten sich zuerst nach Nordost. Im Jahre 1553 lief Chancellor, alten Nachweisungen des Norwegers Other folgend, bei Archangel in das weiße Meer, und begab sich an den Hof des Czaars, der damals in Europa so wenig bekannt war, als der Großchan von Cathay. Die Engländer kamen zu Schiffe nicht weiter als bis an die Mündung des Oby, und zu Lande bis Buchara. Die Reichthümer Persiens und des Osten waren eine so mächtige Lockung, daß die Versuche gegen Nordwest unter den Auspizien der Königin Elisabeth, der großen Beschützerin der Marine, mit neuem Eifer betrieben wurden.

Angefeuert durch die vor Kurzem erfolgte Entdeckung von Japan, zeigten mehrere berühmte Seefahrer auf ihren Forschungsreisen in den Jahren 1576 bis 1596 eine nicht alltägliche Kühnheit. Forbisher besuchte die südlichen Theile Grönlands oder Meta-Incognita, das seit dem Jahre 1406 unbeachtet geblieben war, durchschiffte die Meerenge, die seinen Namen trägt, und enttäuschte sich über die vermeinten Reichthümer der Polargegenden. Der schlechte Erfolg seiner drei Reisen entmuthigte die Seefahrer, doch Franz Drake, der auf andern Meeren glücklicher war, belebte den erkalteten Eifer seiner Nation aufs Neue, und Davis entdeckte die Meeresfläche, die Grönland von der Insel Cumberland trennt, während der Holländer Barentz Spitzbergen und die Insel Cherrie zuerst erblickte. Diese mühevollen Fahrten wurden, nachdem man sie eine Zeit lang aufgegeben hatte, im Jahre 1618 wieder aufgenommen. Hudson erreichte die östliche Küste von Grönland unterm 73°, drang bis zum 82° und später bis in die tiefe Bai vor, die an seine Entdeckungen erinnert, welche von Button im folgenden Jahre weiter verfolgt wurden. In den Jahren 1611 bis 1613 landete Johann Magen an der Insel, die seinen Namen trägt, und durch 10 Jahre trug der Wallfischfang an diesen Küsten Vieles zu den Fortschritten der Geographie bei. Baffin, Smith, Bylot und Hall erforschten den Umkreis des Baffinsmeers, und überzeugten sich, daß es weder nach Norden noch nach Westen einen Abfluß hat. Im Jahre 1619 kam John Munk, der Wahrhafte, zuerst in die Bai Welcome oder Mare Christianeum; im Jahre 1631 entdeckte James am Ende der Hudsonsbai einen Golf, und bald nachher drangen James und Fox bis zu dem ewigen Eis in dem Meerarm vor, der die Inseln Cumberland und Southampton trennt. Im Jahre 1688 endlich untersuchten Gillam Desgroseillers und Radisson die Ufer der Hudsonsbai, und bauten ein Fort, um das eine englische Kolonie, durch die Berichte der Seefahrer angezogen, sich ansiedelte, da Frankreich es verschmäht hatte, die Vortheile zu benützen, die jene Gegenden für eine Seeverbindung mit Nord-Canada boten.

Die Erinnerung an ihre vernachlässigten Kolonien von Oesterbygd zog die Dänen auf diese eisigen Küsten; im Jahre 1578 unternahm Mogens Heinson eine erfolglose Reise, die seinen Mangel an Muth und die Unwissenheit des Zeitalters beurkundete, und im Jahre 1605 untersuchten Gotske Lindenau und Hall die Küsten von Grönland westlich vom Cap Farewell. Ohne allen Erfolg blieben Carsten Richardsons Bemühungen für den nämlichen Zweck, und beide Expeditionen Dannells in den Jahren 1652 und 1653 hatten keinen andern Erfolg als die Aufnahme einiger Punkte der östlichen Küste.

Die Norweger konnten wohl in jene kalten und undankbaren Gegenden sich wagen, die sie im Jahre 1721 unter Führung des frommen Egede wieder betraten; um aber auch andere Völker Europa's anzulocken, bedurfte es eines milderen Klima's. Die Sandinsel und die Umgebungen des Cap Canseau waren der Schauplatz der unglücklichen Kolonisationsversuche des Barons von Lery im Jahre 1518; 40 Jahre später wurden diese Küsten für La Roche eben so verderblich, und nur erst seit dem Jahre 1540 schreiben sich die ersten französischen Niederlassungen im nördlichen Amerika her.' Diese zuerst auf Canada gerichteten, weitaussehenden Unternehmungen hatten den Zweck, den reformirten Protestanten als Zufluchtsort zu dienen, und um nach den Schätzen zu graben, die man in diesem Theile des Kontinents vermuthete. Zur Zeit der religiösen Unruhen in Frankreich war es, als Cartier und Roberval, Agenten des Admirals Coligny, sich auf Cap Breton niederließen, und später ein Fort an den Ufern des Großen Flusses bauten. Zwanzig Jahre später gründete Jean Ribaut von Dieppe eine Kolonie von Reformirten am Fluß Mai (Rio San-Matheo) in Florida, und seine unglücklichen Gefährten entdeckten das Gebirg Apalaches. Melendez de Avilez befriedigte durch eine schreckliche Metzelei den politischen und religiösen Fanatismus der Spanier; der edelmüthige Dominique de Gourgues schenkte den Henkern seiner Landsleute das Leben nicht, da aber ihre grausamen Rivalen Herren von Florida blieben, und die Eigenschaften des Sassafras sie lockten, so ließen sie sich am Golf von Mexiko, zu San Marcos, San Matheo, San Jose, San Agostino, und später zu Pensacola nieder; hier wurde ihre Ruhe nach langer Zeit erst durch die Plünderungen der Admirale Drake und Forbisher gestört. Die letzten Reisen jenes Zeitraums waren die nach dem St. Lorenzo im Jahre 1591 von Courtpré-Ravillon und die von Chauvin im Jahre 1600 unternommene, der Pelzwerk aus Canada brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Das Bedürfniß, unverzüglich eine Veränderung in der Regierung eintreten zu lassen, wurde allgemein gefühlt. Die Junta löste sich auf, und ein neuer Kongreß trat zusammen. Allein so groß war die Unwissenheit der Volkshäupter, welche die revolutionäre Bewegung leiteten, daß keiner von ihnen auch nur den entferntesten Begriff von der Einrichtung einer Republik hatte. In ihrer Rathlosigkeit, wie die Sache anzufangen sey, beschlossen sie endlich, Rollins Geschichte der Alten, das erste Buch von besserem Gehalte, das vielleicht ins Land gekommen war, um Rath zu fragen, und sie schöpften daraus eine solche Vorliebe für eine konsularische Regierung, daß sie den Senat abschafften und auf ein Jahr zwei Konsuln ernannten: Don Fulgencio Yegros, den vormaligen Präsidenten der Junta, und den Doktor Francia. An die eiserne Ruthe der spanischen Generalkapitäns gewöhnt, deren Wille Gesetz war,

dachten die guten Paraguayaner in ihrer Herzenseinfalt nicht daran, den Machtumfang dieser Konsuln zu bestimmen und ihrer ausübenden Gewalt Schranken zu setzen. Bei der feierlichen Einsetzung der Konsuln ereignete sich ein Umstand, der deutlich genug Francia's Absichten verrieth. Zwei kurulische Stühle waren hiezu bereitet worden, von denen der eine den Namen Cäsars, der andere den des Pompejus trug. Francia nahm ohne Bedenken seinen Sitz auf dem erstern und überließ seinem Amtsbruder, der in der Vertheilung der Gewalt nicht besser wegkam, als sein geschichtlicher Vorgänger, den andern. Francia war nicht der Mann dazu, seine Macht mit irgend Jemand zu theilen, am wenigsten aber mit einem Menschen, den er verachtete, und dessen Partei ihm verdächtig war. Sein Ehrgeiz gab sich bald darauf noch deutlicher kund, als der Kongreß sich im Jahre 1812 versammelte, um die Regierung zu erneuern. Um seines Gegners los zu werden, überredete er die Versammlung, gleich den benachbarten Staaten die höchste Gewalt einer einzigen Magistratsperson anzuvertrauen, wobei er vorschlug, nach dem Vorbilde der Römer einen Diktator zu wählen, um den Staat vor den Gefahren, die ihm drohten, zu retten. Da er während der zwei ersten Tage, wo der Kongreß versammelt war, um zu dieser Wahl zu schreiten, bemerkte, daß die Mehrheit der Stimmen für Don Fulgencio Yegros sich zu entscheiden drohte, so wußte er auf eine geschickte Weise die Abstimmung zu verschieben. Endlich am dritten Tage begannen die Abgeordneten den eigentlichen Grund einzusehen, warum die Wahl vertagt worden war, und da sie es müde wurden, auf eigene Kosten theuer in der Hauptstadt zu leben, und überhaupt des Kongresses überdrüssig waren, an dem sie wenig Interesse fanden, überdieß auch Doktor Francia eine ihm ganz ergebene Truppenmasse zusammengezogen hatte; so wurde er durch große Stimmenmehrheit auf drei Jahre zum Diktator ernannt. Man darf mit Gewißheit annehmen, daß damals in Paraguay nicht zwanzig Menschen lebten, die das eigentliche Wesen einer Diktatur kannten; man verband damit keinen andern Begriff als den eines Gouverneurs. Der Kongreß bewilligte dem Doktor Francia auch den Titel Excellenz und ein Einkommen von 9000 Dollars; er nahm jedoch nur den dritten Theil dieser Summe an, indem er sagte, der Staat bedürfe mehr des Geldes, als er — ein Wort, das schwerlich ein anderer Regent nachzusprechen geneigt seyn möchte.

Die Erhebung an die Spitze der Staatsgewalt brachte in Francia's Leben eine vollkommene Umgestaltung hervor. Den Weibern und Spieltischen wurde auf immer entsagt, und fortan trug sein Lebenswandel das Gepräge mönchischer Strenge. Der Morgen war den Geschäften geweiht, den Abend brachte er mit Lesen französischer Schriftsteller zu, die er sich verschaffen konnte: er hatte diese Sprache kurze Zeit vor der Revolution erlernt. Schöne Wissenschaften, Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik bildeten vorzüglich den Gegenstand seiner Lektüre. Da man in Paraguay nur höchst mangelhafte Kenntnisse in der Arzneikunde besaß, so las er Buchan und Tissot, und machte an seiner eigenen Person Versuche von ihren medizinischen Vorschriften. Insbesondere aber waren es die Militärwissenschaften, denen er seinen lernbegierigen Eifer widmete; da er wohl einsah, daß nur durch eine tüchtige Heerverfassung die Existenz des Landes und seine eigene Macht erhalten werden könne. Sein erstes Augenmerk ging daher auch darauf, das Heer mit Offizieren zu versehen, die ihm blindlings ergeben waren, und dann eine äußerst strenge Kriegszucht einzuführen. Da er sich auf diese Art stark genug fühlte, begann er allmählich Veränderungen in der Verwaltung des Staats und der Kirche einzuführen. Die drei Jahre seiner Diktatur liefen zu Ende und ein neuer Kongreß versammelte sich im Jahre 1817, den er so wirksam zu bearbeiten wußte, daß er zuletzt auf Lebenszeit zum Diktator ernannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Salzbrunnen mit brennbarem Gas in China.

(Aus den Mélanges asiatiques, von Humboldt.

Die berühmtesten dieser Salzbrunnen sind die von Szutschuan; man findet sie immer in der Nähe der Salinen, deren es in diesen Provinzen sehr viele gibt. Man braucht mindestens drei Jahre, um einen Brunnen zu graben; um das Salzwasser herauszupumpen, läßt man eine fußlange Bambusröhre hinab, an deren Ende sich ein Ventil befindet. Sobald die Röhre den Grund des Brunnens erreicht hat, setzt sich ein starker Mann auf das an derselben befestigte Seil, das er durch Stöße in Bewegung setzt; bei jedem Stoße öffnet sich das Ventil, und das Wasser steigt herauf. Ist die Röhre gefüllt, so wird eine große Walze, in Gestalt eines Haspels von fünfzig Fuß im Umkreise, um die das Seil herumläuft, von drei bis vier Büffeln oder Ochsen angezogen, und so die Röhre herausgezogen.

Die Luft, die aus diesen Brunnen aufsteigt, ist sehr entzündlich; würde man in dem Augenblicke, wo die Röhre fast herausgezogen ist, eine Fackel an die Oeffnung des Brunnens halten, so würde sie in einer großen Feuergarbe von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe aufflammen und mit donnerähnlichem Getöse und der Schnelle des Blitzes die Halle entzünden. Solche Unfälle werden zuweilen durch Unvorsichtigkeit oder die Bosheit eines Arbeiters herbeigeführt, der sich in Gesellschaft ums Leben bringen will. Man zieht kein Salz aus solchen Brunnen, sondern benutzt nur das ihnen entströmende brennbare Gas. Zu diesem Zwecke leitet man durch eine Bambusröhre, die die Mündung des Brunnens bildet, das Gas, wohin man will, und zündet es mittelst eines Wachslichtes an, worauf es unausgesetzt fortbrennt. Die Flamme ist bläulicht, hat drei bis vier Zoll Höhe und einen Zoll im Durchmesser; einmal entzündet, kann sie nur mittelst eines Stöpsels von Thon, mit dem man die Mündung der Röhre verstopft, oder durch einen plötzlichen und heftigen Windstoß ausgelöscht werden. Das Gas ist mit einem stinkenden Erdharz geschwängert, und gibt einen schwarzen und dicken Rauch; sein Feuer ist stärker als das gewöhnliche.

In einem Thale bei Uthong-Salmao befinden sich vier Brunnen, die eine wahrhaft entsetzliche Gasmasse ausströmen und kein Wasser enthalten. Die Luft entweicht aus ihnen mit einem furchtbaren Getöse, das man sehr weit hört. Die Mündung des einen dieser Brunnen, der eine Tiefe von dreitausend Fuß hat, ist mit einer sechs bis sieben Fuß hohen Hütte von behauenen Steinen überbaut, damit nicht irgend Jemand aus Bosheit Feuer an die Mündung bringe. Vor einigen Jahren ereignete sich ein solches Unglück. Sobald das Feuer an die Oeffnung kam, erfolgte eine fürchterliche Explosion nebst heftiger Erderschütterung, und die Flamme von ungefähr zwei Fuß Höhe beleckte den Boden, ohne jedoch etwas zu verbrennen. Vier Männer hatten den Muth, auf die Mündung des Brunnens einen ungeheuern Stein zu wälzen, der sogleich in die Luft flog; drei der Männer verbrannten, dem vierten gelang es, der Gefahr zu entgehen. Weder Wasser noch darauf geworfene Erde konnten das Feuer löschen; durch vierzehntägige Anstrengung hatte man endlich auf einen Berg in der Nähe so viel Wasser gebracht, daß es eine Art See bildete; dieß ließ man nun plötzlich auf den Brunnen herabströmen, und so wurde durch dieses und den durch den Sturz des Wassers erzeugten Druck der Luft das Feuer gelöscht. Diese Löschanstalten kosteten bei dreißigtausend Franken, eine für China sehr beträchtliche Summe. In diese vier Brunnen sind bis auf einen Fuß tief unter der Erde vier ungeheure Bambusröhren einge-

senkt, die das Gas unter die Kessel leiten. Jeder Kessel hat eine Bambusröhre oder einen Feuerkonduktor, an dessen Spitze eine sechs Zoll hohe Röhre von Töpferthon befestigt ist, deren Oeffnung einen Zoll im Durchmesser hält. Die thönerne Röhre verhütet das Verbrennen des Bambus; ähnliche Röhren, die nach Außen laufen, erleuchten die Straßen und großen Hallen oder Küchen.

Man kann nicht die ganze Feuermasse verwenden; der Ueberfluß wird außer den Bereich der Saline geleitet, wo er drei große Schornsteine oder Feuergarben bildet, die drei Fuß hoch über den Schornstein hinausflammen. Der Boden in solchen Salinen ist außerordentlich heiß und brennt unter den Füßen; selbst im Januar gehen die Arbeiter halb nackt. Das Feuer ist sehr heftig, so daß die Sudkessel, ungeachtet sie vier bis fünf Zoll dick, doch nach wenig Monaten kalzinirt sind und rinnen. Das Salzwasser wird durch Träger, Wasserleitungen und Bambusröhren in die Saline gebracht, in einer ungeheuern Cisterne gesammelt, aus dieser durch ein Schöpfrad, das Tag und Nacht von vier Männern in Bewegung erhalten wird, in einen obern Behälter gebracht und aus diesem in die verschiedenen Kessel geleitet. Nachdem das Wasser vierundzwanzig Stunden abgedunstet worden ist, bleibt eine Salzscheibe, hart wie Stein, von ungefähr sechs Zoll Dicke und dreihundert Pfund Schwere im Kessel zurück.

Noch gibt es in China und Japan eine Menge ähnlicher Brunnen und Berge, aus deren Seiten Ströme von entzündlichem Wasserstoffgas ausströmen.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der königlichen Akademie der Wissenschaften trug Herr Desnoyers einige Bemerkungen vor, durch die er zu beweisen versuchte, daß die menschlichen Knochen und Trümmer von Gegenständen der Kunst, die man in verschiedenen Höhlen, besonders des mittägigen Frankreichs, gefunden hat, erst nach der letztern großen Ueberschwemmung dort zurückgeblieben sind, obgleich man sie mit Knochen solcher Säugethiere vermischt findet, deren Gattung ausgestorben ist. Diese Vermischung solcher Ueberbleibsel ist es, die seit einigen Jahren mehrere Geologen zu der so vielbestrittenen Hypothese von fossilen Menschen veranlaßt hat, der übrigens die Schichtungen, in denen sie gefunden werden, widersprechen.

Herr Desnoyers macht zuerst darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Sand- und Schlammschichten, in denen die Knochen lagen, und die durch Wasserströme in die Höhlen geführt wurden, in sehr wellenförmigen und nicht gleichzeitigen Schichten abgesetzt sich finden, und daß die Vertiefungen dieser wellenförmigen Formen mit Bodensatz, der sich aus dem Wasser bildete, oder mit Körpern, die zufällig während der jetzigen Periode in den Höhlen zurückgeblieben waren, ausgefüllt sind. Wenn nun später minder starke Strömungen über diese Lager hinstoßen und eine horizontale Schicht wegspülten, so wurden dadurch jene, verschiedenen Epochen angehörenden, Körper bloßgelegt, und die irrige Meinung, die sie sämmtlich einer einzigen Periode zuschrieb, konnte um so leichter entstehen, als die verschiedenen Bären- und Hyänenknochen der untern, mit den Menschenknochen und den Scherben von Geschirren der obern Schichtung oft durch Tropfstein zu festen Aggregaten verbunden wurden.

Könnte man wohl vermuthen, daß das Vorhandenseyn menschlicher Knochen in Höhlen auf eine viel frühere Epoche deute, als die Geschichte nachweist? Keineswegs; denn zur Zeit der römischen Eroberung war es bei den celtischen Völkerstämmen Sitte, ihre Früchte in Erdgewölben zu verwahren, zur Zeit der Gefahr sich dort zu verbergen und sogar für gewöhnlich dort zu wohnen, wie Tacitus von den Germanen berichtet. Ein Schriftsteller aus der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts, Florus, spricht hievon auf noch bestimmtere Weise; er sagt ausdrücklich (Buch III, K. X seiner römischen Geschichte), daß, als Cäsar Gallien bekriegte, die Meriner sich in den Wäldern zerstreuten, die Cäsar anzünden ließ; die listigen Aquitanier verbargen sich in Höhlen, und der Feldherr gab Befehl, sie zu vermauern. Nun begriff man aber seit Augustus, also anderthalb Jahrhunderte vor Florus, unter dem Namen Aquitanien, einer ursprünglich von den Pyrenäen und der Garonne begränzten Provinz, eine weit größere Strecke von Gallien und das Gebiet, auf dem jene Höhlen sich befinden, in denen man menschliche Gebeine fand, nämlich: Perigord, Carladais, Guyenne u. s. w. Die übrigen Provinzen, vorzüglich Ober- und Nieder-Languedoc, in denen die am meisten besprochenen Höhlen sich befinden, waren von Bewohnern belgischer Race, von den tectosagischen und arecomanischen Volsciern bevölkert, die in ihrem frühern nördlichen Vaterlande dieselben Gebräuche beobachteten, die durch die römische Eroberung wohl nicht so schnell ausgerottet wurden.

Will man aus der rohen Arbeit der Bruchstücke von Geräthen, die man in jenen Höhlen fand, einen Beweis zu Gunsten des hohen Alterthums der Knochen ableiten, so ist es leicht zu beweisen, daß jene Scherben von schlechtgebranntem schwarzem Thongeschirre, die Beile von Feuerstein, die Nadeln, die Gabeln oder Kämme aus Thierknochen und die durchbohrten Muscheln, deren man sich zur Zierde oder als Amulette bedient zu haben scheint, die mit den Knochen ausgestorbener Thiergattungen untermischt gefunden wurden, keineswegs den Gegenständen gleichen, die man beim Ausgraben der Grabmäler, Altäre und Wohnungen der Urbewohner von Gallien, Großbritannien und Germanien aus einer gleichzeitigen oder nur wenig frühern Periode als die der Eroberung fand.

Die Vermischung jener menschlichen Gebeine in den Höhlen mit Muscheln von ähnlichen Gattungen, wie man sie noch jetzt auf den benachbarten Küsten findet, und mit Knochen von Thieren, die es noch jetzt im Lande gibt, läßt sich ebenfalls durch die Sitte der erwähnten Völker erklären, mit ihren Todten Gegenstände zu begraben, die diesen als Waffen, Schmuck und selbst auch zur Nahrung gedient hatten. Sehr häufig findet man in den gallischen Gräbern Seemuschelschalen und Knochen von Haus- und wilden Thieren, besonders von Pferden, Hirschen, Ebern, und man hat mehr als ein Beispiel, daß Grotten, die als Zufluchtsorte dienten, auch zu Gräbern verwendet wurden. Diese doppelte Benutzung hat sich auch später nach der römischen Eroberung noch erhalten, und man hat in einer solchen Höhle eine kleine Bildsäule, eine Lampe und bronzene Armbänder von einer Arbeit gefunden, die eine schlechte Nachahmung des römischen Geschmacks verrieth.

*

Die jungen Aegyptier, welche seit dem Jahre 1826 zu Paris in den Marinewissenschaften, Landwirthschaft, Chemie, Civil- und Militär-Administration, unter Leitung des Mitgliedes des französischen Nationalinstitutes, Herrn Jomard, Unterricht erhielten, sind gegenwärtig bereit, in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieselben wurden von den Aufsehern des ägyptischen Institutes, Abdy-Effendi und Muftar Effendi, jüngst dem Könige vorgestellt, an den Herr Jomard eine Anrede hielt, worin er unter anderm sagte: „Die französische Sprache verbreitet sich immer mehr in Aegypten. Bereits lehrt sie einer der Zöglinge unsres Institutes, der in sein Vaterland zurückgekehrt ist, den Ulemas, und ein Franzose unterrichtet 300 Araber in der Arzneikunde. Indem die Vorsteher der Anstalt für Alles danken, was Frankreich für die 80 Zöglinge gethan hat, die seit 1826 nach Paris gekommen sind, bitten sie, den noch zurückgebliebenen gleiche Huld angedeihen zu lassen."

*

Auf den Dampfwägen der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester reiste in diesen Tagen eine Gesellschaft, so respektabel als sich wohl selten eine zusammenfindet. Dieselbe bestand aus acht Tigern, ein Paar Löwen und Leoparden, einigen Hyänen und mehreren anderen Thieren; außerdem auch noch aus zwei Pferden, einer ansehnlichen Musikbande, zwei Häusern von Holz, von denen eines drei Schlafzimmer und einen Speisesaal enthielt. — Diese ganze Menagerie sammt dem Wohngebäude ihres Eigenthümers war auf sechs ungeheure Wagen gepackt, und diese gewaltige Last durch die Kraft des Dampfes so schnell von der Stelle geschafft, daß sie die 30 englischen Meilen in zwei Stunden zurücklegte.

*

Der durch sein Erziehungssystem rühmlichst bekannt gewordene Dr. Bell ist nach langen körperlichen Leiden zu Cheltenham, in seinem achtzigsten Jahre mit Tod abgegangen. Dr. Bell erfuhr die Genugthuung, sein Erziehungssystem von der englischen Nationalgesellschaft für Erziehung der untern Volksklassen adoptirt zu sehen. Dr. Bell war in früherer Zeit in Indien, und sammelte sich während seines langen Lebens ein großes Vermögen, das er in Betrag von 120,000 Pf. St. verschiedenen Nationalinstituten vermachte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 63. 3 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Nach der kriegerischen Regierung Heinrichs VIII und den religiösen Streitigkeiten der stürmischen Minderjährigkeit Eduards VI und der Verbindung Mariens mit der spanischen Familie, erinnerten sich die Engländer unter der Regierung Elisabeths, der Entdeckungen der Cabots, gerade in dem Augenblick, wo die kaum den Schrecken des Bürgerkriegs entronnenen Franzosen ihre Blicke auf die neue Welt richteten. Der Geschmack an Abenteuern war selbst unter den ersten Klassen der Gesellschaft herrschend; die Anlage entfernter Kolonien, die Entdeckung neuer Länder wurden neue Quellen des Ruhms für den englischen Adel, und die Krone belebte die Lust zu solchen Unternehmungen durch Bewilligung unerhörter Privilegien in den neuen Etablissements. Im Jahre 1583 segelte Humphrey Gilbert in den St. Lorenzo, beförderte, da ihm die Fahrt in ein anderes Meer nicht möglich war, die Fischereien die auf Terra nuova entstanden, und kam nach zwei Feldzügen, die unglücklich ausfielen, weil er zu weit nördlich vordrang, um. Philipp Amadas und Arthur Barlow landeten nun weiter unterhalb, an einer, mit guten Häfen versehenen Küste, und am 4 Julius, ein merkwürdiger Tag, nahmen sie die Insel Wokoken in Virginien in Besitz. Nach fruchtlosen Versuchen Ralphs Lane und Richards Granville begründete der berühmte Walter Raleigh, der würdige Erbe der Plane Gilberts, hier eine Niederlassung, die man zuerst auf die Insel Roanoak, und dann nach Croatoan verlegte. Dieser dritte Versuch ergab die traurigsten Resultate, doch verdankte man dem gelehrten Harriot eine gute Beschreibung des umliegenden Landes. Die ersten Kolonisten verließen ihre Insel, und jene, die ihnen folgten, starben, da sie vom Mutterlande verlassen waren, vor Hunger, oder unter den Keulen der Wilden. Im Jahre 1603 endlich, nach dem Tode der Königin Elisabeth, lebte nicht Ein Engländer mehr auf amerikanischem Boden.

Gosnold, ein nicht sehr bekannter Seefahrer, segelte im Jahre 1602, ohne die bisherige Straße der kanarischen Inseln und der Antillen einzuschlagen, kühn gerade auf Kap Cod zu, und legte den Grund zu einem vortheilhaften Handel. Sein Beispiel fand Nachahmung, und die englischen Schiffe kamen nach Chesapeak und in den Fluß Connecticut. Seinen genauen Berichten verdankte man die Kenntniß der Vortheile, die diese fruchtbaren Länder einer gemäßigten Zone boten; große Plane wurden auf sie gestützt, und König Jakob theilte sie in zwei Provinzen, indem er seine Unterthanen ermunterte, sich dort anzusiedeln. Richard Hakluyt, der alle Berichte über die nach Amerika unternommenen Reisen drucken ließ, begünstigte solche Unternehmungen ganz vorzüglich, und that Alles was in seinen Kräften stand, um die Kolonisation zu befördern.

Zu gleicher Zeit fuhr Samuel de Champlain den St. Lorenzo aufwärts, untersuchte den Fluß Saguenay, kam zu den Irokesen und erhielt hier die erste Nachricht von jenen großen, meerähnlichen Seen, die er später besuchte. In den folgenden Jahren wurde Quebec gegründet, das Pongravé sein Aufblühen dankte. Demons und de Poutrincourt errichteten zu Port-Royal, in der Bai von Fundi, eine Niederlassung, und suchten vergeblich die fabelhafte Stadt und den Fluß Norimbegue; ihre Niederlassung wurde bald von Argall zerstört. Newport und Smith, „der Reisende," gründeten im Jahre 1607 in Chesapeak Jamestown und mehrere Städte die den Mittelpunkt von Virginien und Maryland bilden sollten. Im Jahre 1610 führte John Amy Kolonisten nach Terra nuova; dieser Zeitraum wurde wegen geographischer Fortschritte merkwürdig, denn Smith beschrieb in seinen bewundernswürdigen Reisen, die er für den Nutzen seiner kleinen Kolonie, unter tausend Gefahren zurücklegte, die umliegenden Gegenden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, und verfolgte den Lauf der Flüsse bis zu ihren Quellen. Man fing an die bermudischen Inseln zu bewohnen und anzubauen. Die Schweden, Dänen und Holländer benützten die Entdeckung des Hudsonflusses, und ließen sich in Neu-Belgien oder den Staaten von New-York und Pensylvanien nieder. Im Jahre 1620 wurde New-Plymouth der Sitz einer unbedeutenden Kolonie, die aber schnell bedeutend wurde, und Salem und Boston gründete. Neu-England und Massachusetts dankten ihre Entstehung 120 puritanischen Auswanderern die vom Sturm verschlagen wurden. Locke und Penn gaben den Bewohnern von Carolina und den Quäckern von Pensylvanien ihre so sehr von einander abweichenden Gesetze erst in den Jahren 1670 bis 1681.

Die Spanier hatten ihren Ansprüchen auf den ganzen Kontinent schon längst entsagt und daher nur noch mit den englischen Pflanzern, die an Florida gränzten, Streitigkeiten. Eine andere Unternehmung der Schotten, die im Jahre 1698 am Isthmus von Darien ihre Niederlassung Neu-Caledonien gründeten, erregte,

da sie an der Straße von drei Welttheilen gelegen höchst bedeutend werden konnte, die spanische Eifersucht. Die Reklamationen des Madrider Hofes und andere Hindernisse waren Ursache, daß diese Kolonie nicht länger als zwei Jahre bestand.

Die ersten Kolonisten der vereinigten Staaten richteten sich durch eitle Projekte zu Grunde. Nur durch die Hoffnung, Schätze aufzuhäufen und den Ostindiern gleich zu kommen, hieher gelockt, mußten sie bald muthlos, und Opfer ihrer zerstörten Träume werden; ihre erste Ansiedlung fiel bald in Vergessenheit. Diesen Habsüchtigen folgten Menschen, die nichts als Glaubensfreiheit wollten, die mit enthusiastischer Entschlossenheit den Gefahren des Meers, den Unbilden eines unbekannten Klima's, den Waffen der Wilden und der Unfruchtbarkeit des undankbarsten Bodens trotzten. Zu gleicher Zeit machte man sich mit dem Gedanken vertraut, nur ackerbautreibende Kolonien zu gründen, für die man keine anderen Begünstigungen verlangte, als die, die im Mutterlande bewilligt wurden. Die dort herrschenden bürgerlichen Zwiste trugen dazu bei, Neu-England blühend zu machen, und die religiösen Verfolgungen gaben ihm eine Bevölkerung. Bald sah man Royalisten und Parlamentsanhänger, Ritter und Rundköpfe, Wighs und Torys, Nonconformisten, Kongregationisten, Quäcker und Papisten einen Zufluchtsort in Amerika suchen; und so bildeten, ohne eben immer von Toleranz beseelt zu seyn, Deutsche, Holländer, Abenteurer, Juden, Indier, Neger und Verbrecher eine heterogene Mischung, deren betriebsame Glieder sich vereinigten, um der Stamm eines großen Volkes zu werden, das bald seiner Kindheit entwuchs. Neu-England wurde gewisser Maßen ein neutraler Boden, wo alle Glaubenslehren, alle politischen und religiösen Meinungen ihre Repräsentanten hatten, wo unter monarchischer Macht und republikanischer Verbindung, die entgegengesetztesten Regierungsformen versucht wurden, von der Demokratie Penn's an, bis zu Locke's Aristokratie; ein Kampfplatz aller Leidenschaften, wo die Opfer der Willkür die Waffen für die Tyrannei ergriffen, wo Parteigänger der Justiz ungescheut die Herren des Bodens plünderten, wo so viele Männer Rollen und Charaktere wechselten, wo so viele Ansprüche verstummten; ein großer Schauplatz, Zeuge der größten Widersprüche, wo Auswanderer vor derselben Intoleranz, die sie aus Europa vertrieben hatte, gezwungen wurden zu fliehen, als ob keine Freiheit mehr auf Erden zu finden wäre. Dennoch verschmolzen sich nach und nach diese verschiedenen Stoffe, die Söhne erbten den Fanatismus und die Vorurtheile ihrer Väter nicht, der Druck wurde zu einem gemeinsamen Band, die letzten Spaltungen verschwanden mit Annäherung der Gefahr, und was früher durch Uneinigkeit auf immer getrennt schien, vereinigte sich endlich unter dem Namen „Union."

Konstituirt unter der so oft außer Acht gelassenen Verbindlichkeit die Indianer zu bekehren, und die größte Toleranz zu üben, konnten die verschiedenen unter sich schlecht begränzten Staaten sich anfänglich nicht weiter ausdehnen, als 100 Meilen gegen Westen; später wurden das Südmeer und andere christlichen Staaten ihre Nachbarn, und endlich hatten sie keine andern Gränzen als die beiden Ozeane. Von der gegenwärtigen Zeit an gerechnet, dürfte dieses weite Land für die täglich wachsende Bevölkerung bald zu enge werden. Die ersten Pflanzer gingen nur langsam von den Küsten aus nach dem Innern vorwärts; viele Jahre vergingen, ehe die Kolonisation über das Gebirg Allaghany nach den Thälern von Ohio drang, und die Entdeckungen der Franzosen berührte. Diese Entdeckungen fast ganz zu Land ausgeführt, umgränzten die englischen Besitzungen in einem großen Bogen, der sich von den Palmenwäldern bis an die Region des Eises ausdehnte, und die majestätischen Ströme Lorenzo und Mississippi berührte, die damals das französische Gebiet durchströmten; eine wichtige Stellung für die Politik, von wo aus Frankreich ohne den Ausgang des Krieges vom Jahre 1754 der Vergrößerung der englischen Kolonien einen mächtigen Damm hätte entgegen setzen können.

Um das nördliche Amerika mit Erfolg zu erforschen, hatten die Franzosen den Lauf der Flüsse und die Schifffahrt auf jenen Seen, die die Reise nach dem Innern des Kontinents erleichtern konnten, sehr gut zu benützen gewußt. Zuerst hatten Jesuiten die einsamen canadischen Wälder besucht; ihnen folgten die neuen Kolonisten, die nach dem Innern gingen, um die dem Anbau günstigsten Gegenden aufzusuchen. Die ersten Pflanzer die den großen Zug der Auswanderer eröffneten, hatten die Gränzen der Kolonien erweitert, und die Jäger unter ihnen, die das Wild der Wälder verfolgten, erinnerten an die Exkursionen der Paulisten in Brasilien. Keine Unternehmung war merkwürdiger, als die berühmte des La Salle, Joliet, Marquette, de Tonti, Hennepin und Dacan, die im Jahre 1670 von den französischen Niederlassungen in Ober-Canada abreisten, die großen Seen durchschifften, nachdem sie die Seen Frontenac und Michigan verlassen hatten, die Quellen des Ohio entdeckten, und westlich bis zur Ausmündung des Mississippi vordrangen, den sie bis zu seinen Quellen verfolgten. Diese fruchtbaren Provinzen, zu denen die Franzosen unter Anführung Iberville's nach manchen Gefahren auf den Ocean gelangten, wurden Louisiana genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Nachdem Francia so das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, warf er plötzlich die Maske ab und bezeichnete den Beginn seiner neuen Laufbahn mit der Strenge eines eisernen Despotismus. So oft er austritt, war er von einer starken Bedeckung von Reitern umgeben, die Befehl hatten, Alle nieder zu hauen, die sich auf den Straßen blicken ließen, die er durchzog. Die geringsten Fehltritte wurden mit Gefängniß und Ketten gestraft. Zwei spanische Mönche wurden ohne viele Umstände in den Kerker geworfen, nachdem ihnen auf des Diktators Befehl statt der Kutten gelbe Jacken angezogen und die Köpfe kahl geschoren worden waren, „um sie," wie Francia sich ausdrückte, „besser geschickt zu machen, die Märtyrerkrone aufzusetzen." Ein anderer Spanier, Namens Don Jose Caussimo, wurde noch grausamer behandelt. Die Handschellen, die er trug, waren so eng, daß sie ihm tief ins Fleisch einschnitten, und als man Dieß Francia meldete, erwiderte er: „wenn er andere Ketten nothwendig habe, so möge er selbst solche kaufen." Wirklich mußte auch die Frau des Gefangenen das traurige Geschäft über sich nehmen, für ihren Mann bequemere Handfesseln zu bestellen.

Um diese Zeit war es, wo unsre reisenden Schweizer zu Assumption anlangten, und die Berichte derselben über ihre erste Audienz bei dem Diktator sind sehr merkwürdig. „Francia," sagt Rengger, „ist ein Mann von regelmäßigen Gesichtszügen, und jenen schönen schwarzen Augen, durch die sich die Kreolen des südlichen Amerika's auszeichnen. Der Ausdruck seines Gesichtes war eine Mischung von List und Argwohn. Er trug die gestickte Uniform eines spanischen Generals, und schien, obgleich im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters, nicht über fünfzig alt. Zuerst sprach er zu mir mit geflissentlich angenommenem Stolze, da er aber bemerkte, daß ich dadurch nicht außer Fassung kam, so stimmte er bald einen andern Ton an. Als ich mein Portefeuille öffnete, um ihm einige Papiere zu überreichen, die ich ihm zu übergeben hatte, bemerkte er ein Portrait Bonaparte's, das ich geflissentlich hineingelegt hatte, damit seine Verehrung für das Original bekannt war. Francia nahm und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit. Hierauf begann er ein sehr trauliches Gespräch über den politischen Zustand von Europa, und ich war überrascht von dem Umfange seiner Einsichten. Er forschte nach Neuigkeiten aus Spanien, gegen das er die tiefste Verachtung zu erkennen gab. Die konstitutionelle Karte Ludwigs XVIII war nicht nach seinem Geschmack; weit mehr bewunderte er die militärische Regierung und die Eroberungen Napoleons, dessen Sturz er beklagte. Während er von der Herrschaft desselben sprach, bemerkte ich, daß er am liebsten bei solchen Verhältnissen verweilte, die mit seiner Stellung eine Aehnlichkeit hatten. Ueber den traurigen Feldzug von 1815 sprach er gegen die Schweizer seine Mißbilligung aus; er verglich ihre Politik mit den Fußtritten, die in der Fabel dem kranken Löwen gegeben werden. Aber den vorzüglichsten Stoff seiner Unterhaltung bildeten die Mönche. Er beschuldigte sie des Stolzes, der Sittenverdorbenheit und der Ränkesucht, wobei er heftig auf die Geistlichkeit überhaupt losog, der er Schuld gab, daß sie stets darauf bedacht sey, die Staatsgewalt zu untergraben. Wenn der Papst selbst nach Paraguay käme, sagte er unter Anderm, so würde ich ihn kaum zu meinem Almosenpfleger machen. Da er für Europa die Wiederkehr des Pfaffenthums und der Verfinsterung fürchtete, so behauptete er die Nothwendigkeit, in Amerika den Mönchsgeist auszurotten. Für die Unabhängigkeit Südamerika's sprach er sich entschieden aus, und seine Ansicht über die Art und Weise, wie die jungen Staaten beherrscht werden sollten, schien zwar gerecht, lief jedoch unsern Ideen entgegen. Der Diktator zeigte uns seine Bibliothek, die einzige in Paraguay. Neben den besten spanischen Schriftstellern fanden wir die Werke Voltaire's, Rousseau's, Reynal's, Rollin's und La Place's. Auch einige mathematische Instrumente, Erdkugeln und Landkarten waren hier zu sehen. Das einfältige Volk, wenn es seinen Diktator mit der Himmelskugel beschäftigt sah, glaubte, daß er aus den Sternen lese. Indeß war es stets mehr Francia's Absicht, seine Landsleute aufzuklären, als sie zu täuschen. Als er uns entließ, sagte er: „Sie können hier thun, was Ihnen beliebt, sich zu einer Religion bekennen, zu welcher sie wollen; aber mischen Sie sich nicht in meine Regierung."

(Fortsetzung folgt.)

Haushalt und Industrie der Abasen.

(Aus dem Courrier de la Nouvelle Russie.)

Die Aecker und Ländereien sind im Lande der Abasen nicht regelmäßig vertheilt, und man hört hierüber nie von Streitigkeiten unter den Einwohnern sprechen. Jeder nimmt für seinen Anbau Land so viel und wo es ihm beliebt; allein ungeachtet dieser Unbeschränktheit unternimmt doch kein Abase irgend eine nur einigermaßen bedeutende Anpflanzung. Mangel an bürgerlicher Ordnung, Plünderung, der der Betriebsamste am meisten ausgesetzt ist, und die Sitte, daß Einer von dem Andern begehrt, was ihm mangelt, oder wonach ihm gelüstet, sind die hauptsächlichsten Ursachen hievon. Die rücksichtslosesten Forderer sind die Fürsten und Edelleute, die, sobald sie irgend einen wohlhabenden gemeinen Mann sehen, nie unterlassen, ihn mit Freundschaftsversicherungen zu überhäufen, für die sie sich Geschenke erbitten, und solche Betteleien werden bei jeder Gelegenheit wiederholt. Der arme Landbauer, der etwas mehr im Vorrathe hat, als er für seinen Bedarf von einer Ernte zur andern benöthigt, wird mit Forderungen von Hausthieren und Mundvorrath, zahllosen Besuchen mit einem Gefolge von Verwandten, Freunden und Dienern belästigt, und jedes Ablehnen solcher Forderungen oder Besuche, besonders wenn sie von Leuten kommen, die durch die Anzahl ihrer Unterthanen oder ihrer Verwandten einiges Ansehen im Lande genießen, ist zu gefährlich, als daß es von irgend Jemand geradezu gewagt würde. Eine große Verwandtschaft insbesondere, auf die das Ansehen sich stützt, ist keineswegs am wenigsten zu fürchten, dient aber auch manchen Mißbrauch in Schranken zu halten. Zu all Diesem kommt noch die unendliche Trägheit der Abasen, die so weit geht, daß selbst so manche fürchterliche Hungersnoth, durch die die Bevölkerung vermindert wurde, sie nicht vermögen konnte, durch emsigere Arbeit solchem Unglücke vorzubeugen. Ein Abase baut nie mehr an, als was er zu seinem Unterhalte das Jahr über braucht; nicht leicht hat er irgend etwas von seinen Erzeugnissen zu verkaufen, als unmittelbar nach der Ernte, und sehr oft ist dann Das, was er verhandelt, der eigenen Nothdurft entzogen; den Erlös verwenden sie für unumgänglich nöthige Gegenstände. Im Anfange des Frühlings besäet der Abase das Feld vom vergangenen Jahre, wenn es ihm noch fruchtbar zu seyn scheint; wo nicht, so wählt er sich eine andere Strecke im Walde aus, umgibt sie mit einem dicken Zaune, verbrennt die Bäume bis zur Hälfte des Stammes und besäet dann den Boden mit Mais oder Hirse. Solche Felder, die nur selten eine halbe Dessiatine groß sind, werden, wenn die Familie nicht zahlreich ist, nach drei oder vier Jahren wieder aufgegeben, und Brombeer-, Dornensträuche und Niederholz bedecken bald wieder den Boden, der nun, für mehrere Jahrhunderte vielleicht, wieder zur Waldung wird. Fast nirgends sieht man bebautes Feld, das den Namen Acker verdiente. Selbst in den größten Anpflanzungen, d. h. von ungefähr zwei Dessiatinen, sieht man halbverbrannte Baumstämme, die noch stehen geblieben sind. Nur jene Felder, die nahe an den Häusern liegen, sieht man ganz von solchen lästigen Baumstämmen befreit, weil es bequemer ist, das Holz, dessen man bedarf, aus der Nähe, als weiter her zu holen. Ueberdieß säen und pflügen die Abasen höchst nachlässig; ihre Pflüge sind kaum mit Eisen beschlagen; ihre Spaten und Schaufeln höchst mangelhaft, und alle die übrigen Ackerwerkzeuge sind ihnen gänzlich unbekannt. Nur die große Fruchtbarkeit des Bodens, den man als noch ganz unbearbeitet ansehen kann, kommt der so mangelhaften Kultur zu Hülfe, und dennoch haben die Einwohner zuweilen Ueberfluß an Erzeugnissen, den sie dann gegen Salz vertauschen. Es ist fast unmöglich, die Menge Dessen, was sie auf diese Weise umsetzen, so wie den Flächeninhalt des Bodens, den sie bebauen, und die Quantität ihrer Aussaat zu bestimmen, da sie keine Rechnung über diese Gegenstände führen. Sie säen, ernten und verkaufen ihre Erzeugnisse nach dem Gesichte auf dem Halme, ohne genau zu berechnen, was sie für eigenen Bedarf und zur Aussaat für das kommende Jahr benöthigen. Deßhalb leiden auch die meisten, und besonders Jene, die um dringende Bedürfnisse an Kleidern, Waffen u. s. w. zu befriedigen, einen Theil der Ernte sogleich verkaufen, während des Winters Mangel. Selbst in den größten Dörfern ist es gegen Ende des Winters fast unmöglich, eine bedeutendere Menge von Getreide aufzukaufen; ja es trifft sich sogar sehr oft, daß nicht ein Maß Mais oder Hirse zu haben ist. Die Abasen bauen nur diese beiden Gattungen von Getreide, vorzüglich aber Mais, der ihre hauptsächlichste Nahrung ausmacht. Aus dem ungebeutelten Maismehle

bereiten sie eine Art dünne Brode, die sie in der Asche backen und noch warm verzehren. Die Hirse vertritt bei den Reichen die Stelle des Brodes; sie werfen ihn in kochendes Wasser, und wenn die Körner aufgesprungen sind, werden sie warm und ungesalzen gegessen. Sie bauen weder Roggen noch Gerste, obgleich beide Getreidearten ihnen wohl bekannt sind, denn die Sorgfalt, die dieser Anbau erfordert, besonders aber die Ernte und das Aufbewahren dieser Früchte, sind den Abasen zu mühsam. Den Hafer kennen sie gar nicht; die Reichen ersetzen ihn durch den Mais. Scheunen haben sie nicht, sondern sie schütten ihre Früchte, wenn die Quantität nicht zu groß ist, in ihren Wohnhäusern auf; doch hat fast Jeder eine Art Speicher, der viele Aehnlichkeit mit einem Taubenkobel hat. Diese Speicher sind schlechte, mit einem kleinen Dache versehene große hölzerne Kästen, die man, um sie gegen Diebe zu schützen, auf vier große hölzerne Pfosten stellt; die hölzerne Treppe wird jeden Abend weggenommen. Es ist schwer einen solchen Speicher zu plündern; denn ehe Dieß bewerkstelligt werden könnte, ist der Eigenthümer schon gerüstet, sein Eigenthum zu vertheidigen.

Der Weinstock wächst in Abasien wild und in großer Menge. Der Traubengattungen sind mancherlei; sie geben einen starken Wein, aus dem die Marketender der Festung Suhume-Kaleh einen sehr guten Branntwein brennen. Gepflegt wird der Weinstock fast nirgends als in der Nähe der Wohnungen; außerdem trifft man ihn in den Wäldern, wo er sich an den Bäumen emporrankt. Die Reben verschlingen sich mit den Zweigen, und die Trauben hängen zwischen den Blättern der Bäume. Es gibt hier Reben von ungeheurer Größe, und nicht selten stößt man auf Strecken, die mit vielen Weinstöcken besetzt sind, in deren Nähe sich eine große Menge wilder Früchte befindet, als: Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Kastanien, Granaten, Feigen, Quitten, Nüsse, Haselnüsse, Mandeln, Korneliuskirschen, Johannisbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Sauerdorn und Erdbeeren. Alle diese verschiedenartigen Früchte, obschon sie mitten in den Wäldern ohne alle Pflege wachsen, sind dennoch sehr schmackhaft und gleichen keineswegs den wilden Früchten der europäischen Wälder. Es läßt sich hieraus schließen, daß Abasien, so wie Imerethien, Mingrelien und Guriel, mit Einem Wort das ganze alte Kolchis weit bevölkerter war als jetzt, und zwar noch vor nicht gar zu langer Zeit. Die Ruinen von Schlössern und Kirchen, auf die man jetzt an ganz verödeten Gegenden stößt, sind ein Beweis hiefür, und dem zufolge kann man annehmen, daß die Fruchtbäume, die man nicht etwa in den Wäldern vereinzelt, sondern auf ziemlich großen Strecken beisammen trifft, andeuten, daß hier in frühern Zeiten Dörfer standen. Zu bemerken ist, daß die Dörfer der Abasen, so wie die eines großen Theils der Bewohner des Kaukasus, besonders des westlichen Theils der Gebirge, einen großen Raum einnehmen, weil die Häuser ziemlich weit von einander entfernt liegen. Auf diese Art ist der Wald nirgends unterbrochen, und da jedes Haus nur eine kleine lichte Stelle in demselben einnimmt, so kann man oft eine Strecke längs einem solchen Dorf hingehen, ohne von dessen Existenz eine Ahnung zu haben.

Der Wein, den die russischen Offiziers in Suhume-Kaleh, und die reichern Einwohner bereiten, ist sehr stark und geistig, doch der der gemeinen Leute ist abscheulich. Der letztere hat oft den Geschmack von Wasser, mit dem man Weinflaschen ausgespült hat, und ist auch nicht stärker. Die Abasen bewahren ihren Wein, ebenso wie die Mingrelier, Imerethier und Georgier, in großen Krügen auf, die sie in die Erde graben; doch sind ihre Krüge bei weitem nicht so groß als die der Georgier, die fast für kleine Keller gelten können.

Die Hausthiere der Abasen weiden, da es keine Wiesen gibt, in den Wäldern, oder nach der Ernte auf den Feldern. Ungeachtet oft strenge Kälte eintritt, so halten sie doch nie Vorräthe an Futter, und dieß ist Ursache der häufig wiederkehrenden Viehseuchen in diesem Lande. Das Vieh ist, obschon von guter Race und kleinem Wuchs, auch während des Winters außerordentlich mager. Die Abasen besitzen, einige Fürsten ausgenommen, keine Viehheerden; dieselben Ursachen, welche dem Fortschreiten des Ackerbaus entgegen sind, wirken auch nachtheilig auf die Viehzucht; der Besitzer von einer oder zwei Kühen gilt schon für reich. Auf der üppigen Weide im Sommer erholt sich das Vieh wieder, und sein Fleisch ist dann von angenehmem Geschmack; tritt kein früher Winter ein, so dauert der Graswuchs oft bis Mitte Dezembers. Außer Kühen und Ochsen haben die Abasen auch Büffel, doch nur in geringer Anzahl, deren Fleisch jedoch, wenn sie nicht jung geschlachtet werden, hart und zäh ist. Sie sind indeß zur Arbeit sehr brauchbar, und die Milch der Büffelkühe ist weit fetter als die der gewöhnlichen; die aus derselben bereitete Butter ist fast immer weiß. Die Abasen bedienen sich der Büffel und Ochsen für den Pflug, und der Esel zum Lasttragen; die letztern sind sehr klein und können nicht leicht mehr fortbringen, als das Gewicht eines starken Mannes beträgt. Die Pferde des Landes sind nicht ausgezeichnet, und man bedient sich ihrer nur zum Reiten. Schafe und Ziegen sind, besonders die letztern, im Inneren des Landes gegen die Gebirge hin, von guter Race. Das Schaffleisch ist gut, die Wolle hingegen von nur geringer Gattung; die Abasen verfertigen aus letzterer eine Art rauhes grobes Tuch, das nur sie tragen können, so wie auch „Burkas" eine Art Mäntel von Filz ohne Aermel, die Sommer und Winter getragen werden. Gleich ihren Nachbarn den Mingreliern und Imerethiern halten auch die Abasen Heerden von Schweinen, die sie in den Wäldern weiden lassen, ohne weiter einen Vorrath an Futter einzuthun. Das Fleisch dieser Thiere ist ziemlich gut.

(Schluß folgt.)

Natürliches brennbares Gas in New-York.

Es ist in diesen Blättern neulich bei der übersichtlichen Zusammenstellung der Fortschritte der Mineralogie während des Jahres 1831 (S. 250) von Quellen brennbaren Gases in New-York die Rede gewesen. Hier darüber einige nähere Nachrichten. Im westlichen Theile des Staates von New-York, ungefähr 40 engl. Meilen von Buffalo in der Nähe des Erie-Sees, liegt das Dorf Fredonia. Ein Bach, Canadaway genannt, durchschneidet es und nachdem er mehrere Mühlenwerke zu treiben gedient hat, ergießt er sich in den oben erwähnten See, der nur zwei Meilen davon entfernt ist. An der Mündung dieses Baches ist eine Art Hafen und ein kleiner Leuchtthurm angebracht. Es mögen nun drei Jahre her seyn, daß man, als eine alte Mühle, die am Cabaway erbaut war, in das Dorf verlegt werden sollte, auf der Oberfläche des Wassers zahlreiche Blasen aufsteigen sah, die bald darauf ein ziemlich helles Licht von sich gaben. Auf diese Beobachtung hin bildete sich eine Gesellschaft; der Boden, der aus einem groben Kalkstein besteht, wurde angebohrt und gab einen stinkenden Geruch von sich. Das Gas verließ seinen natürlichen Abzug und folgte dem ihm angewiesenen neuen Zuge. Ein Gasometer wurde nun errichtet, und Röhren zur Beleuchtung von Fredonia angelegt. Gegen hundert solcher Röhren werden gegenwärtig mit diesem Gas versehen und jede kostet dem Hauseigenthümer jährlich anderthalb Dollars (7 Fr. 50 Cent.) Zwar ist das von diesem natürlichen Gase gewonnene Licht nicht so glänzend wie das von dem künstlich bereiteten; allein es ist nichts destoweniger sehr schön, und die Einwohner preisen sich über diese Entdeckung sehr glücklich. Der Gasometer empfängt 88 Kubikfuß in zwölf Stunden; allein es ist kein Zweifel, daß mit einem größeren Apparate eine größere Quantität gesammelt werden könnte. Eine Meile ungefähr von diesem Dorf, den Bach aufwärts, dessen Fall übrigens sehr stark ist, entwickelt sich das Gas aus dem Wasser in einem vier- oder fünfmal größeren Verhältniß. Dieses Gas scheint Kohlen-Wasserstoffgas zu seyn, der sich aus erdpechhaltiger Steinkohle entwickelt. Der ganze Boden, hier und fast an der ganzen südlichen Seite des Sees, besteht aus lauter grobem Kalkgestein von einem widerlichen Geruche.

Vermischte Nachrichten.

Ein junger englischer Schriftsteller von 22 Jahren, James Fletscher, schon durch mehrere Schriften, namentlich durch eine Geschichte Polens, rühmlichst bekannt geworden, hat wegen Geldverlegenheiten seinem Leben mit eigener Hand ein Ende gemacht. Am Abende zuvor ordnete er noch sein Manuskript einer Geschichte von Indien, an der er arbeitete. Am Morgen fand man ihn in seinem Lehnstuhle durch einen Pistolenschuß in die linke Seite getödtet.

•

Die kleine Stadt Bristol, im nordamerikanischen Staate Connecticut, die etwas über 2000 Einwohner zählt, hat im verflossenen Jahre 30.000 Uhren aus ihren Fabriken verkauft. Nimmt man den Preis einer Uhr im Durchschnitt auf 8 Dollars an, so ergibt sich, daß diese kleine Stadt sich ein jährliches Einkommen von 240.000 Dollars, (1.200.000 Franken) in diesem einzigen Zweig der Industrie geschaffen hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 64. 4 März 1832.

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Jassy im December 1831.

Aus Griechenland, wo jeder nach vaterländischer Literatur dürstende Deutsche rettungslos verschmachten muß, in die Moldau gekommen, erlabte ich mich an den Brosamen, die uns hier durch Oesterreich zufielen, und war höchlich erfreut über die Mittheilung des Jahrgangs 1830 des Auslands, die mir von einer ehrenfesten Privatgesellschaft einiger deutschen Aerzte aufgetischt wurde. Ich ärgerte mich etwas darüber, die Aufsätze, die ich in Griechenland eigens für das Ausland geschrieben hatte, nicht zu finden, während einige, gar nicht zur Oeffentlichkeit bestimmte, Privatbriefe darin erschienen waren. Vergebens wäre es, die verlorenen Aufsätze nachliefern zu wollen. Im Verlaufe der Zeit ist ihr Werth, ja auch ihre Existenz zu Grunde gegangen. Indem die Redaktion des Auslandes die folgenden Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 in denselben erschienenen Aufsätze über Griechenland aufnimmt, wird sie meinen lebhaften Wunsch erfüllen, einige meiner dort gemachten Erfahrungen in ihrem geschätzten Blatte bekannt zu machen.

Der Artikel: „Die griechische Revolution und die europäische Diplomatik" enthält durchaus treue und unparteiische Ansichten und Schilderungen. Ich konnte nicht einen Satz unrichtig finden, und freute mich sehr, Alles was ich sowohl selbst dort erlebte, als durch unparteiische Berichte an Ort und Stelle erfuhr, vollkommen und richtig in diesem Aufsatze bestätigt zu sehen. Es war mir eine Genugthuung, endlich einmal, und wahrlich zum ersten Mal, in einer Zeitschrift unentstellte Beschreibungen und gesunde Urtheile über Griechenland zu lesen. Der wahrheitliebende und richtigsehende Verfasser verdient den Dank von Jedermann, der sich für Griechenland interessirt.

Den Artikel über die französische wissenschaftliche Expedition nach Morea No. 78, muß Jedermann, der nicht genau mit den Umständen bekannt ist, oder nicht das Thun und Treiben dieser Expedition in loco gesehen hat, für etwas parteiisch, und seine Farben für zu grell halten. Ich kann aber, nach vielfacher Berührung mit einzelnen Mitgliedern und dem Chef der Expedition, als Augenzeuge ihrer Anstrengungen in Morea, versichern, daß Keinem zu viel geschieht; im Gegentheile ist Bory de St. Vincent noch sehr gut dabei weggekommen. Es heißt z. B., er beschäftige sich fast ausschließlich mit Botanik, und darin mit Moosen und Seepflanzen. Ueber letztere erlaube ich mir kein Urtheil, da ich selbst nur sehr wenig Kenntniß davon besitze, doch weiß ich, daß seine Ausbeute auch in diesem Fach sehr gering war. — Was aber die phanerogamischen Gewächse betrifft, so kann ich versichern, daß er so viel davon versteht, als ich von der Kryptogamie, d. h. gar sehr wenig. Häufig war das Pflanzensammeln dem Dragoman, einem Polen, Namens Sadovsky, übertragen, der auf Ordre des Herrn Obristen mächtige Büsche von Agnus castus und Oleander als große Seltenheiten einlegte. Der privilegirte Botanist war ein Seeoffizier; seinen Namen, der mir nun entfallen, nannte ich in frühern Briefen und Pflanzensendungen. Er war seinem Geschäft gewachsen, aber es war ihm, wie so vielen andern Mitgliedern, durch beständige Mißhelligkeiten mit dem Herrn Obrist, sehr verleidet. Mit diesem handelte ich botanische Gegenstände ab, und tauschte Pflanzen, und bei ihm war mehr Belehrung zu haben, als beim Herrn Obrist, der, wenn ich ihn in botanicis um Rath fragen wollte, stets meine deutsche Aufrichtigkeit, mit welcher ich ihm meine Unwissenheit in der Kryptogamie gestanden hatte, benützte, und mir auf die Frage über eine Eiche, mit einer Flechte, über eine Lilie mit einem Schwamm antwortete. Daß unter den obwaltenden Umständen „die einzelnen Mitglieder sehr ärgerlich und niedergeschlagen waren, und häufig krank wurden," ist buchstäblich wahr. Abgesehen von den wissenschaftlichen Mißverhältnissen, mußte besonders der Eigensinn und der Geiz des Chefs die wackern jungen Leute empören, und ihr Wirkungsvermögen lähmen. Zog er doch dem Dragoman für die Zeit, als dieser mit drei kranken Mitgliedern in Monembosia lag, und dort, selbst zum Sterben krank, mit der gutmüthigsten Bereitwilligkeit nebst seinem Dolmetscheramt auch noch den Krankenwärter und Koch machte, 20 Franken von seiner spärlichen Besoldung ab, weil er während dieser Zeit seine Funktionen auprès de lui nicht verrichten konnte. Wohl haben die betheiligten Mitglieder, tief gekränkt über dieß — Verfahren, dem Polen seinen Verlust ersetzt; wehe aber dem Obristen Bory de St. Vincent, wenn Sadovsky seine projektirten Memoires über einige Fremde in Griechenland herausgibt. Seine Zunge schneidet wie die Waffen seiner unglücklichen Landsleute, und seine Satyren, ganz nach Wahrheit ohne die mindeste Uebertreibung, suchen an Witz und Komik ihres Gleichen.

Die Schilderung von Messenien des Herrn Guinet, No. 333 und 31 ist treu und wahr, aber seine Farben fremd und manchmal unpassend. Er wundert sich über gar Alles, und man sieht es ihm an, daß er erst aus der fröhlichen Provence und nach kurzer Ueberfahrt vom gastlichen Tisch seiner Kameraden nach Modon kam. „Es blühen Myrthen," tausend, tausend! „dort fliegt ein Adler, hier liegt eine alte Barke" oh, oh! Wenn man kein Haus findet, muß man im Freien schlafen; ärgerlich! Die messenischen Bauernweiber antworten nicht: Merci, Monsieur, assez bien, wenn man sie fragt: bon jour, Madame, comment vous portez-vous; welcher Mangel an Bildung! Ich wette, der Reisende wollte seine Wirthinnen mit französischer Galanterie unterhalten, was die griechischen Landweiber durchaus nicht leiden können, obwohl es fast kein Franzose, der mit ihnen in Berührung kommt, zu thun unterläßt. Ich war oft Zeuge sehr lächerlicher Scenen, die aus solcher mal à propos angebrachten Courtoisie entstanden. Auch sprechen die Franzosen, selbst wenn sie etwas neugriechisch parliren, dieß so sonderbar aus, daß es sehr schwer ist, sie zu verstehen. Kein Wunder also, wenn die Unterhaltung oft in's Stocken gerieth. Ob die angegebene Antwort: „don sinai" ein Druckfehler oder ein Irrthum im Verstehen ist, weiß ich nicht. Griechisch ist es aber gewiß nicht, obwohl der Erzähler versichert, daß diese Worte den Reisenden allenthalben entgegen schallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit vermehrte der Diktator die Linientruppen und setzte das Land in Vertheidigungszustand. Die neuausgehobene Mannschaft wurde in dem Kloster des h. Franziskus untergebracht, was einen Spanier so erbitterte, daß er die unvorsichtige Aeußerung wagte: „Die Franziskaner sind vernichtet, aber die Reihe wird nächstens auch an Francia kommen." Der Diktator von dieser Rede in Kenntniß gesetzt, ließ den Spanier vorrufen und fuhr ihn mit folgenden Worten an: „Wann ich fort muß, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß Du mir vorangehen sollst." Der unglückliche Mensch wurde wirklich auch am andern Morgen erschossen und sein Vermögen eingezogen. Die Herrschaft des Schreckens nahm nun immer mehr überhand. Die Spanier wurden mit vermehrter Grausamkeit erschossen. Francia ging dabei so sparsam mit Blei und Pulver um, daß zu einer Hinrichtung nur drei Soldaten genommen wurden, die oft ihre Opfer noch mit dem Bajonette vollends tödten mußten. Francia sah dergleichen blutigen Auftritten vom Fenster seiner Residenz aus mit größter Kaltblütigkeit zu. Indeß verlor er mitten unter diesen Schreckensszenen die Wohlfahrt des Landes nicht aus den Augen. Ungeheure Heuschreckenschwärme zehrten die Ernten auf und verbreiteten allgemeinen Schrecken. Francia befahl mit erstaunlicher Geistesgegenwart noch ein Mal zu säen und zum höchsten Erstaunen Aller wurde dieser Versuch mit Ueberfluß gesegnet.

Der Hauptentwurf und die wahre Leidenschaft der Seele des Diktators aber blieb der Gedanke, Paraguay von der übrigen Welt unabhängig zu machen; nach diesem Ziele strebte seine ganze Politik, und seine unumschränkte Herrschaft hatte wenigstens einen guten Erfolg, daß nämlich das ganze System der Landwirthschaft, die bisher äußerst vernachlässigt worden war, eine völlige Umgestaltung erfuhr. Der aufgehobene Verkehr mit dem Nachbarlande zügelte die Wanderlust der Paraguayaner und fesselte ihre Aufmerksamkeit an den Pflug. Pflanzen, die bis jetzt im Lande unbekannt gewesen waren, begannen nun den Boden zu bedecken; auch die Industrie und Manufaktur nahmen aus denselben Gründen einen lebhaften Aufschwung. Mit dem Schrecken der Gewalt bewaffnet wurde es dem Diktator leicht, die schlummernde Energie seines Volkes zu wecken; er ließ einen Galgen errichten und drohte einen armen Schuhmacher daran aufhängen zu lassen, weil er einige Wehrgehänge schlecht gearbeitet hatte; bei einer andern Gelegenheit verurtheilte er einen Schmied zu harter Arbeit, weil er das Korn an einer Kanone falsch aufgeschraubt hatte.

Eine tief angelegte Verschwörung gegen die Macht des Diktators war fast zwei Jahre lang unentdeckt fortgesponnen worden, und nur durch einen Zufall ans Licht gekommen. Der Eindruck, den diese Gefahr, die so lange unsichtbar über seinem Haupte geschwebt hatte, auf seine Seele machte, war furchtbar. Fortan war jeder Zugang zu ihm verschlossen; in Jedem, der sich ihm nähern wollte, sah Francia einen Verschwornen und Verräther. Da eines Tags sein Pferd vor einem alten Faß scheu wurde, ließ er den Eigenthümer des Hauses, vor dem es stand, in Verhaft nehmen. Da sich aus der Untersuchung ergab, daß die Verschworenen die Absicht gehabt, ihn auf der Straße zu tödten, deren Enge und Dunkelheit ihrem Unternehmen sehr günstig schien, so faßte er den Plan, die Stadt niederreißen zu lassen, was er auch bald darauf ausführte. Inzwischen hatten die Verschwornen die ganze rücksichtslose Strenge und Grausamkeit des aufgebrachten Diktators zu erfahren; sie mußten eine strenge Untersuchung bestehen, und wenn die Fragen nicht genügend beantwortet wurden, führte man die Gefangenen in die Folterkammer, die der Menschlichkeit zum Hohne, die Kammer der Wahrheit genannt wurde, und erpreßte ihnen durch alle erdenklichen Qualen die gewünschten Aussagen. Dann wurden sie zur Hinrichtung geführt, und zu vieren und fünfen öffentlich erschossen. Viele derselben starben mit einer Standhaftigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen, und unter dem Rufe: „Viva la patria."

Dieses System despotischer Grausamkeit bewirkte in dem Charakter der Paraguayaner eine vollkommene Veränderung. Furcht, Argwohn und Mißtrauen traten an die Stelle ihrer frühern Offenherzigkeit und heitern Gemüthsart. Die Guitarre hing schweigend an den Wänden der stillen Wohnungen, und die Alameda hallte nicht mehr wider von dem scherzhaften und witzigen Geplauder der schwarzäugigen Töchter des Landes. Fiel Jemand in Ungnade, so wurde auch seine Familie mit in's Verderben gezogen. Das Schreckenssystem, das in der Hauptstadt herrschte, übte seine Gewalt mit zehnfacher Strenge in den Provinzen. Um jedoch einigermaßen den unpopulären Eindruck, den es machte, zu zerstören, erklärte Francia zur Aussöhnung der Gemüther, einen Kreuzzug gegen die Alt-Spanier. So gab er im Junius des Jahres 1821 den Befehl, daß alle in Assumption wohnhaften Spanier sich binnen

drei Stunden vor dem Regierungspalaste versammeln sollten. Diese armen Menschen, dreihundert an der Zahl, wurden nun ins Gefängniß geworfen, wo sie zu fünfzigen in Kammern eingeschlossen wurden, die nur eine einzige Thüre und ein einziges Fenster hatte. Als Grund für diese Behandlung wurde angegeben, daß sie sich den Maßregeln der Regierung widersetzt hätten — eine Beschuldigung, die völlig grundlos war. Nach einiger Zeit wurden sie zwar endlich wieder frei gelassen, mußten aber binnen drei Tagen 150,000 spanische Dollars erlegen. Francia wollte hiedurch die spanischen Familien zu Grunde richten, die stets die einflußreichste Klasse der Staatsbürger gewesen war. Die Paraguayaner jedoch vergaßen mit einem Edelmuthe, der ihnen Ehre macht, ihres Nationalhasses und unterstützten die unglücklichen Spanier, dem Zorne des Diktators zum Trotze auf alle mögliche Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Haushalt und Industrie der Abasen.

(Schluß.)

Ganz Abasien, oder vielmehr der ganze westliche Theil des Kaukasus, so wie das Bassin des Phasis und der größte Theil des türkischen Georgiens (Akhaltsikheh) ist nur Ein unermeßlicher Wald. Die Gegenden um die Pitsunda, so wie ein großer Theil der Küste zwischen Sukhume und der Mündung des Engur liefern herrliches Bauholz; die Gegenden wo dieses vorzugsweise gefällt wird, sind: die Bai von Skurtscha und Ilori. Vieles wird auch in der Gegend des Fleckens Soukssu geschlagen, den man als die Hauptstadt von Abasien annehmen kann, weil er der Aufenthaltsort der Fürsten des regierenden Hauses ist. Ein Grieche hat hier ein Schiff gebaut, dessen Kiel von 126 Fuß Länge aus einem einzigen Stück gezimmert war. Die Wälder Abasiens haben Ueberfluß an Eichen, Fichten, Tannen, Platanen, Buchen, Eschen, Eiben, Ahorn und Buchs, alle vom herrlichsten Wuchs; diese Schätze sind jedoch für die Bewohner ohne Nutzen, da sie ihren Werth nicht kennen. Die Abasen treiben einen ziemlich bedeutenden Handel mit Honig und Wachs, die ihre vorzüglichsten Tauschartikel sind; die Bienen schwärmen größtentheils wild. Man findet hier jene Gattung Honig, die im Kaukasus unter dem Namen „Steinhonig" bekannt ist; Wachs ist in demselben nur in geringer Quantität vorhanden, und wird nicht ausgeschieden. Da es viel Consistenz hat, so theilt es diese auch dem Honig mit, der daher fast so hart als Gerstenzucker ist.

Die Abasen geben sich weder mit der Zucht der Seidenwürmer, noch mit der Fischerei ab, und die letztere beschränkt sich nur auf den Fang einiger kleinen Fische in den Flüssen oder den Bächen, die in dem Gebirg entspringen.

Ihre Manufakturindustrie ist höchst beschränkt. Die Elemente selbst der unentbehrlichsten Handwerke sind ihnen unbekannt, und sie leben in dieser Hinsicht im Vergleich mit einem benachbarten Staat in fast wildem Zustand. Ihre elenden Hütten die sie mit ihren Hausthieren theilen, bestehen aus schlechtem Flechtwerk mit Kleiberlehm *) überstrichen; die Kunst des Zimmermanns hat keinen Theil an ihnen. Da indeß bei ihnen, so wie bei allen Völkern des Kaukasus eines der ersten Bedürfnisse ist, sich gegen Angriffe der Nachbarn zu vertheidigen, so haben sie es im Waffenschmieden ziemlich weit gebracht. Ihre Dolche, Säbel und Messer, zu denen sie das Eisen von den Türken kaufen, sind von vorzüglicher Güte. Feuerwaffen und Schießpulver kaufen sie ebenfalls von den Türken; mit der Reparatur der erstern wissen sie im Nothfall gut umzugehen. Aus dem Diebstahl macht man sich hier zu Lande fast eine Ehre; viele sehr angesehene Leute haben beinahe kein anderes Erwerbsmittel, und stehen deßhalb in keinem schlechtern Ruf. Sie stehlen ihren Landsleuten Vieh, Hausgeräth und Waaren, und machen bei ihren Nachbarn Gefangene, die sie an die Türken verkaufen. Die Abasen gehen immer bis an die Zähne bewaffnet; jeder hat eine Flinte, Pistolen im Gürtel, Säbel und Dolch mehr oder weniger verziert. Eine solche Bewaffnung steht hoch im Preis, und von den gemeinen Leuten geben die meisten ihr ganzes Vermögen für Waffen hin, gehen mit nackten Füßen, und sind in Lumpen gehüllt, die der elendeste europäische Bettler zu tragen sich schämen würde. Uebrigens verstehen sie noch schwarz auf Silber zu malen; wie bereits erwähnt schlechte Tücher und eben so schlechte Leinwand zu bereiten.

Ihr Handel leidet durch ihre Faulheit. Aus der Türkei beziehen sie Eisen, Salz, einige baumwollene und seidene Stoffe, Feuergewehre, Leder u. s. w., gegen ihre bereits erwähnten Erzeugnisse. Der Handel mit Rußland hat seit der Besetzung der Festung von Sukhume-Kaleh im Jahr 1812 an Ausdehnung gewonnen, und wahrscheinlich wird er den mit der Türkei, mit dem er bereits rivalisirt, in Kurzem verdrängen.

Aus den angeführten Ursachen schmachten die Abasen mitten in einem der feuchtbarsten Länder der Erde, bei den herrlichsten Lagen für den Seehandel, im tiefsten Elend, das ihren Charakter herabgewürdigt hat, denn sie betteln lieber, als daß sie arbeiteten, leiden im eigentlichsten Sinne des Worts Hunger, und sobald sie irgendwo den Rauch einer Küche riechen, oder einen Ochsen schlachten sehen, so eilen sie herbei, um ungefordert jeden Dienst zu leisten, in der Hoffnung etwas zu Essen zu bekommen. Dieser niedrige Charakter hat bei ihnen den Muth gänzlich vertilgt, den man doch bei einem Volk voraussetzen sollte, das fast nur vom Degen lebt, und das, an Entbehrungen und das Ungemach der Witterung gewöhnt, Beschwerden und Gefahren einer mäßigen aber anhaltenden Arbeit und nützlicher Beschäftigung vorzieht. Die Abasen sind nichts weniger als tapfer, denn sie haben, ungeachtet der Gedanke einer fremden Oberherrschaft ihnen unerträglich ist, doch weder den Türken noch den Russen einigen Widerstand geleistet. Selbst ihre gefürchtetsten Räuber gehören nicht zu den tapfern und furchtbaren Leuten, die stets bereit sind mit Säbel und Pistolen eine Unternehmung auf offener Landstraße zu wagen; sie sind feine und gewandte Diebe, die nur dann offen angreifen, wenn sie die Stärkern sind, sonst aber nur bei Nacht und im Geheim handeln, und beim geringsten Widerstand ihre Beute im Stich lassen.

*) Mit geschnittenem Heu oder Stroh vermischte Thonerde.

Napoli de Romania.

Napoli de Romania oder eigentlich Nauplia de Romania, auch bisweilen Anapoli genannt, hat in der neuern Zeit ein so großes geschichtliches Interesse gewonnen, daß eine Beschreibung dieser Stadt von dem Engländer Dodwell hier nicht am unrechten Orte seyn wird. Napoli de Romania liegt auf einer Erdzunge, fast im Hintergrunde des Golfes, der von ihr seinen Namen trägt. Sie erstreckt sich vom Rande des Meeresufers bis an den Fuß eines steilen Felsen. Wenn man Nauplia betritt, so hat man zur Linken den hohen majestätischen Felsen Palamedi, der jäh aufsteigt und eine sehr starke Citadelle, einige Häuser für die Garnison und eine Moschee trägt. Man gelangt zu ihr auf einem bedeckten Gang, dessen fünfhundert Stufen in den Felsen eingehauen sind. Der Name Palamedi ist wahrscheinlich von Palamedes, dem Sohne des Nauplios entlehnt, wiewohl weder Strabo noch Pausanias davon eine Erwähnung machen. Letzterer berichtet uns, daß Nauplia zu seiner Zeit, nämlich im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unbewohnt war. Man sah damals dort nur noch zerfallene Mauern, einen Tempel des Neptun und einen Brunnen „Canathus" genannt. Ueberreste jener Mauern sind noch bis auf diesen Tag zu sehen; Zeuge ihres hohen Alters sind die vielseitig behauenen Steine, die zu ihrem Bau verwendet wurden. Man weiß nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben, wo der Tempel des Neptuns gestanden und auch die Quelle des Canathus, obgleich noch immer sehr reichhaltig und ergiebig, besitzt nicht mehr ihre alte Eigenschaft, und hat den Ruhm der Wunder eingebüßt, wegen deren sie von dem schönen Geschlecht des Alterthums häufig besucht wurde, namentlich fehlte an keinem Jahre unter den Brunnengästen Juno, die hier, nach der Sage der Bewohner von Argos, alljährlich durch Baden in dieser Quelle wieder Jungfrau wurde.

Der Palamedi ist eine der stärksten Festungen Griechenlands, was ihr den Namen des Gibraltars des Archipels erworben hat. Man betrachtete sie als uneinnehmbar, und wirklich konnten sich ihrer die Griechen nur nach einer langen Belagerung bemächtigen, in der die türkische Besatzung auf

sieben Kanoniere zusammengeschmolzen war. Alle übrigen Türken waren Hungers gestorben. Die Befestigungen der Stadt wurden unter der Herrschaft der Venetianer angelegt, und bestehen aus einer Ringmauer und drei Batterien, deren eine die „Landbatterie" genannt wird, und mit sieben herrlichen 43 Pfündern von Metall besetzt ist. Die andere, die „Seebatterie" genannt, ist gegenwärtig in Arsenal und Stückgießerei verwandelt worden. Die dritte, „die fünf Väter" genannt, beherrscht die westliche Seite der Stadt, und verdankt ihren Namen fünf prächtigen venetianischen Kanonen, die Kugeln von sechszig Pfund schießen.

Das Innere von Nauplia entspricht nicht ihrer schönen Lage. Die Straßen sind eng und schmutzig, die Häuser größtentheils Ruinen. Die noch bewohnbaren sind alle nach gleichem Styl gebaut. Das Erdgeschoß ist für die Pferde bestimmt, die übrigen Stockwerke stehen durch ziemlich hübsche Stiegen in Verbindung. Das schönste Wohngebäude war das des Pascha, das nachher die Residenz des Oberhauptes der Regierung wurde. Die Unreinlichkeit der Straßen und die Lage der Stadt an einem hohen Berge, der den Luftzug hindert, die schädlichen Ausdünstungen zu zerstreuen, so wie die in der Nähe gelegenen Sümpfe, verursachen fortwährend epidemische Fieber, die unter der zahlreichen Bevölkerung furchtbare Verwüstungen anrichten. Im Jahre 1828 schätzte man die Zahl der Einwohner auf 15,000, und im Verhältniß zu ihrem Umfang betrachtet, konnte man sagen, daß sie die volkreichste Stadt von Europa sey; denn man rechnete vier Personen auf ein Zimmer. Vor dem Jahre 1821 war Nauplia der Stapelplatz aller Produkte Griechenlands; sie trieb einen großen Handel mit Schwämmen, Seide, Oel, Wachs, Wolle, Baumwolle und Reiß. Gegenwärtig ist ihr ganzer Verkehr zu einem kleinen Einfuhrhandel herabgesunken.

Nauplia liegt neun Stunden von Korinth und zwei südwestlich von Argos, dessen Hafen sie vormals bildete. Menelaus landete hier bei seiner Rückkehr von Troja, wie aus dem Orest des Euripides zu sehen ist. Die Geschichtschreiber erwähnen ihrer oft, aber nicht als eines bedeutenden Ortes. Seit den Römerzeiten verlassen, wie Pausanias berichtet, zog Nauplia erst im Mittelalter wegen ihrer vortheilhaften Lage die Aufmerksamkeit auf sich. Der Felsen, der den Eingang des Hafens vertheidigt, wurde befestigt, und die gegenwärtige Stadt gegründet.

Seltsame Frömmigkeit.

Benderabend, eine Stadt in der Provinz Agra in Ostindien, steht bei den frommen Hindus, die sie als den Lieblingsaufenthalt Wischnu's betrachten und von allen Seiten des Landes, selbst aus den entferntesten Gegenden her dahin zusammenströmen, in großer Verehrung. Diese Stadt liegt mitten in mehreren kleinen Wäldern, die nach Aussage von Augenzeugen von einer Unzahl Affen bewohnt werden, deren natürliche Tücke und Bosheit noch durch die Verehrung aufgemuntert wird, deren diese Thiere zu Ehren eines indischen Gottes Hunaman genießen, der unter der Gestalt eines Affen abgebildet zu werden pflegt. In Folge dieses Aberglaubens wird durch die freiwilligen Gaben der Pilgrime eine ungeheure Anzahl dieser Thiere unterhalten, die Niemand zu beleidigen oder zu verletzen wagen darf. Es hält daher oft schwer, sich der Stadt zu nähern; denn wenn zufällig einer von den Affen es auf einen unglücklichen Wanderer abgesehen hat, so darf dieser sicher darauf rechnen, von einer ganzen Horde dieser Waldmenschen verfolgt zu werden, die ihm mit allen möglichen Wurfgeschossen, Bambusstöcken, Steinen, Koth und Erdschollen, unter einem entsetzlichen Geschrei, nachsetzen. Im Jahre 1808 ereignete sich ein trauriger Vorfall, der einen Beweis von der Gefahr gibt, der sich der Reisende hier aussetzen kann. Zwei junge Kavallerie-Offiziere des bengalischen Heeres wurden auf ihrem Weg durch diese Gehölze von einer Truppe Affen angegriffen, und einer der jungen Leute vergaß sich so weit, darauf Feuer zu geben. Der Schuß zog nun nicht bloß neue Banden von Affen herbei, sondern auch die Fakirs, die mit solcher Wuth auf die Verletzer des heiligen Haines losgingen, daß die Offiziere, obgleich sie auf Elephanten ritten, ihr Heil in der Flucht suchen mußten, und in dem Versuche, durch den Djemna zu setzen, beide um's Leben kamen. Binderabend liegt am rechten Ufer des Djemna, 55 Meilen nordwestlich von Angra. (27° 34′ N. B. 77° 54′ O. L.)

Vermischte Nachrichten.

Der famose Hunt hat seinen Prozeß gegen die „Times" gewonnen, die er wegen Verleumdungen vor Gericht zog, die eine von diesem Journale gegebene Stelle gegen ihn enthalten sollte. „Der Renegat Hunt," hieß es dort, „ist auf der berüchtigten Peterlooer Heide, wo er so oft eine Rolle spielte, in Effigie verbrannt worden. Man sah dabei mehr Leute um die Asche tanzen, als je der volksthümlichsten Gelegenheit beiwohnten." Wegen dieser Angaben namentlich zog er die Times vor Gericht, die auch zu einer Strafe von fünfzig Pfund verurtheilt wurden. Merkwürdig bei diesem Prozesse war es, daß sich Hunt selbst vertrat, „weil er," wie er sagte, „bei dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Presse keinen Advokaten in die unangenehme Verlegenheit bringen wolle, diese Sache zu vertheidigen." Noch merkwürdiger aber war es, diesen Demagogen auf die Zügellosigkeit der Presse losziehen zu hören. Nichts aber kann wohl einen schlagenderen Beweis für die unschätzbare Wohlthat der Preßfreiheit geben, als daß ein so hohlköpfiger Demagoge wie Hunt gegen sie den Stein erhebt. Die Schlechtigkeit von allen Farben muß sich die Hand bieten, um über die größte Macht des Jahrhunderts den Stab zu brechen. Dieß ist nicht der einzige Punkt, wo Absolutismus und Demagogie, Aristokratie und Pöbel Brüderschaft machen.

*

Der englische „Courier" gibt in einem Schreiben aus Pool in Dorsetshire vom 13 Januar d. J. folgende Erzählung von dem Erscheinen eines sogenannten Meerfräuleins, die ihm, wie er sagt, auf das Zuverlässigste verbürgt worden ist: „Am verflossenen Sonntage wollte Herr Alexander Mackenzie in einem Boote von Ullapool übersetzen, als die Schiffer Green-Stone-Point gegenüber eine Gestalt, die von Ferne einem Manne glich, auf dem Felsen sitzen und mit Fischfangen beschäftige sahen. Da es sie Wunder nahm, daß Jemand an einem Feiertage fischen sollte, so näherten sie sich dem Gegenstande ihrer Neugierde und fanden zu ihrem größten Erstaunen ein Geschöpf, das oben einem Weibe von weißer Farbe ähnlich sah, unten aber in einen dunkelblauen Fischschwanz mit Flossen ausging. Das Monstrum war sehr zahm, und das Schiffsvolk bemerkte an ihm keine Furcht. Es hatte sanfte Augen und blickte manchmal nach dem Boote hin, manchmal nach den Seemöven, die ober ihm in der Luft flogen.

*

Welche Fortschritte die Presse und folglich auch die Aufklärung in Indien macht, läßt sich aus folgenden Angaben entnehmen: „Von öffentlichen Blättern in europäischen Sprachen bestand in Bengalen im Jahre 1814 ein einziges; im Jahre 1825 gab es deren fünf; im Jahre 1830 zählte man schon achtunddreißig. In der Landessprache kam von 1814 bis 1820 noch keines heraus; seit dem Jahre 1830 bestehen dort acht. In Fort Saint-Georges gab es im Jahre 1815 fünf; im Jahre 1820 acht Journale, und dieselbe Anzahl bestand auch noch 1830. Zu Bombay hatte man im Jahre 1814 vier, im Jahre 1820 vier und im Jahre 1830 zwölf Zeitungen in europäischen Sprachen; in der Landessprache keine. Die Zahl der Pressen ist in Bengalen sechs, Fort Saint-Georges zwei, Bombay acht. Es ist bemerkenswerth, daß außer London nirgends eine tägliche Zeitung erscheint, während man deren in Calcutta fünf zählt."

*

Der Graf von Pfaffenhofen macht in den französischen Blättern bekannt, daß er in Schottland nicht seinen Prozeß gegen Karl X verloren habe, wie man in Paris das Gerücht zu verbreiten bemüht gewesen; sondern daß er vielmehr gegen ihn ein Warrant de Indicio sisti erlangt, das ihn nur die Ehrfurcht gegen Seine Majestät in Vollzug setzen zu lassen hindere. Karl X sey daher auf sein Wort frei und zwar insoweit, daß er Holyrood verlassen und eine Privatwohnung habe beziehen dürfen.

*

Ein englisches Blatt bemerkt: „Innerhalb drei Tagen sind ein Dichter, die Witwe eines Dichters und die Geliebte eines Dichters mit Tode abgegangen. Der hochwürdige G. Crabbe, der in seinen Gedichten mit so großer Treue das niedere Leben malte; Mistreß Darwin, die Gemahlin des berühmten Wundarztes und Sängers von Flora's Hof, Darwin, und Mistreß Musters, die Lord Byrons jugendliche Muse durch ihre glühenden Gedichte als Mary unsterblich machte."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 65. 5 März 1832.

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

(Fortsetzung.)

Auf Quinet's archäologischen Wanderungen kann ich den Erzähler nicht begleiten; das Wenige, was ich von hellenischen Alterthümern in Messenien sah, sah ich nur mit profanen Augen. Was die kreisförmigen, gepflasterten Tanzplätze betrifft, so bemerke ich, daß ich auf meinen ersten Wanderungen in Griechenland die kreisförmigen, gepflasterten, oder mit Lehm beschlagenen Dreschplätze für Tanzplätze ansah, später aber, als ich die eigentliche Bestimmung dieser Plätze kennen lernte, nie einen ausschließlich dazu bestimmten Tanzplatz fand. Ich weiß nicht, ob Herr Quinet in denselben Irrthum verfallen ist. Wohl mochten zu der Zeit als Quinet seine Beobachtungen machte, diese Plätze mit Gras bewachsen seyn; die armen Messenier hatten damals seit lange Nichts zu dreschen gehabt; aber getanzt haben sie gewiß zu jeder Zeit, wie alle Griechen, mit oder ohne Ernte. Als ich im August 1830 Messenien besuchte, fand ich diese kreisförmigen Plätze sehr belebt. Aber nur schwerfüßige Rinder oder Maulthiere stampften in gemessenen Molossen einen Reihentanz auf der untergelegten Frucht herum, oder der Dreschflegel (derselbe, der in unsern Tennen geschwungen wird, nur schwächer und leichter) flog in mannichfaltigem Takt darauf hin.

Gern theile ich das Entzücken des Verfassers über die Aussicht auf dem Gipfel des Berges Ithome. Auch ich genoß sie, und sie ist mir eine der vielen theuern Erinnerungen, die ich aus dem prächtigen Gebirgsland in die einförmigen Ebenen der Moldau mitgebracht habe; aber in den ewigen Schnee auf dem Gipfel des Taygetos kann ich nicht einstimmen. Ich sah den Taygetos von allen Seiten, und in verschiedenen Jahreszeiten, nie sah ich ihn im Sommer beschneit, und auf der Seite, die er gegen den Golf von Calamata bietet (dieß seine Ansicht vom Ithome aus gesehen), sind seine Gipfel solche steile, starre Felsenwände, daß selbst im Winter nur wenig Schnee darauf liegen bleiben kann. Ueberhaupt hat ja Morea sammt den Inseln meines Wissens nicht einen einzigen Berg mit ewigem Schnee, mit Ausnahme des Ida's auf Kreta; und auch von diesem soll, wie mir die Einwohner an Ort und Stelle selbst erzählten, in manchem Sommer der Schnee ganz verschwinden, so daß es ein gefährlicher Frohndienst war, und leider wieder seyn wird, aus den unzugänglichen Höhlen und Schluchten des Berges, wo auch in den heißesten Sommern einiger Schnee liegen bleibt, diesen für die Tafel der Türken in die Städte zu holen. Wohl sah ich auf hohen Standpunkten in Morea, und oft schöner noch vom Meere aus, entzückende Ansichten von Schneegipfeln, die hinter Reihen prächtiger, tiefblauer, niedriger Gebirge hervorschauten. Stets fand ich aber, daß diese Schneegipfel nicht Morea angehörten, sondern aus der Kette des Parnasses über den Golf von Lepanto herüberragten.

Den Schluß dieses Artikels las ich nicht, weil ich mir leider bis jetzt den Jahrgang 1831 des Auslandes noch nicht verschaffen konnte.

Lenormands Erinnerungen aus Morea. Was der Verfasser in den ersten drei Abschnitten über Modon, Navarin und Patras sagt, ist nicht zu viel und nicht zu wenig. Er kommt darauf nach Lepanto, wo er gleich Anfangs dem ehrlichen Hadschi Christo sehr nahe tritt, indem er ihn einen zweideutigen, in Mitteln sich zu bereichern gewissenlosen, türkischen Affen nennt, der noch dazu gern geschmeichelt seyn will, und erhaben klingende Phrasen liebt. Wie falsch und grundlos sind diese Beschuldigungen! Der alte Haudegen träumt sich wohl nicht, daß Jemand, den er gastlich in seinem Zelt bewirthete, nun ganz ohne Grund jenseits des Meeres Uebles von ihm spreche. Er soll aber auch gerechtfertigt werden von Einem, der längere Zeit mit ihm unter einem Dach lebte (Salamis 1829, wo ich 4 Wochen lang mit Hadschi Christo in einem Kloster lag), und der ihn durch sein schmuckloses treuherziges Betragen lieb gewann. Die verschiedenen Regierungen haben, eine nach der andern, die Biederkeit und Rechtlichkeit des alten Kriegers anerkannt. Stets wechselten die Anführer, stiegen, bereicherten sich, und fielen oder traten wohlversorgt selbst ab; Hadschi Christo intriguirte niemals und ging seinen ruhigen ehrlichen Gang fort, und wie wenig es wahr ist, daß er sich auf unrechtmäßigem Wege bereichert, geht am deutlichsten daraus hervor, daß, während alle übrigen Anführer zu Land und zur See sich in kurzer Zeit Schätze sammelten, er immer arm blieb, ja gegenwärtig ärmer ist als je. Er besitzt äußerst wenig an liegenden Gütern; sein Luxus sind seine Waffen, welche nicht einmal sehr prächtig sind, ein Paar Pferde und ein Paar Scharlachröcke. In einem solchen faltenreichen kurzen Waffenrock und seiner übrigen Tracht und Bewaffnung mit seinem biedern, treuherzigen Blick, gleicht er eher einem alterthümlichen Helden als einem türkischen Bey, wie der Verfasser meint.

Die Würde eines Türken hat allerdings Hadschi Christo, und sie steht ihm besser als den griechischen Häuptlingen ihr lächerliches in die Brust Werfen, die Schultern Vorschieben, und mit den ausgespreizten Armen in der Luft Herumrudern. Hadschi Christo, sagt der Verfasser, thut sich auf seine türkischen Manieren etwas zu gut. Er hätte Recht, wenn er damit die Redlichkeit des wackern Alten meinte, und sein Hochhalten von Treu und Glauben, worin leider der Türke den Griechen weit übertrifft. Ein guter Christ war jedoch unser Christo jederzeit; er küßt aufrichtiger als mancher scheinheilige Grieche seine Heiligenbilder, ja er macht sogar, als ächter christlicher Ritter, sein Kreuz so oft er zu Pferde steigt. Obwohl seine Truppen das schauderhafteste Gesindel enthalten, was je den Namen Reiter furchtbar machte, meistens Bulgaren, Serbier und Albanesen, so weiß er sie doch meisterhaft im Zaume zu halten. Nirgends, wo er selbst zugegen war, durften sich seine Leute Gräuelthaten erlauben, die so häufig unter den Augen der übrigen Häuptlinge geschehen. Sanftmuth und Gutmüthigkeit sind Hauptzüge seines Charakters, und auch seine wilden Horden meistert er mehr mit Milde und väterlichem Ernst, als mit türkischem Despotismus. Hadschi Christo steht zwar nicht im ersten Range der griechischen Helden, doch ist er in jeder Hinsicht an die Seite Nikitas und Karaiskakis zu stellen, und seine in Griechenland überall anerkannte Tapferkeit und Treue verdient eine ehrenvollere Erwähnung als die des Herrn Lenormands. Wo ich diese Tugenden, die schönsten des Mannes, gekränkt sehe, da muß ich sie vertheidigen; deßwegen möge mir der Leser die Weitläufigkeit über einen Mann verzeihen, der nie in der griechischen Epoche bedeutend war, und nun anspruchlos, wie er immer war, nur ein kleines Korps unregelmäßiger Kavallerie kommandirt.

(Schluß folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Indem die Franzosen dem Lauf des Flusses folgten, dessen Ufer sie angebaut hatten, lernten sie die herrlichen Gegenden, die er bewässerte, näher kennen, und erhielten durch die Indianer Kenntniß vom Fluß Columbia. Glaubenslehrer trotzten überall dem Märtyrertode zum Ruhme Frankreichs und der Religion, und nur durch die Felsengebirge wurden ihre Bemühungen zuweilen gehemmt. Städte wurden gebaut, Neu-Orleans im Jahre 1717 gegründet, Isle Royale in Besitz genommen und Louisbourg erhob sich als Schutzmauer Canadas. Die französische Herrschaft wurde von den Tschactas, Alibamons, Illinois, Irokesen, Algonquins und den Natchez anerkannt. Missionäre vom Franziskanerorden der verbesserten Regel drangen mit allem Muthe der apostolischen Würde bis zu den wildesten Stämmen vor, und verbreiteten den Keim der Civilisation bis in die Wälder von Acadien und Canada. Die Kolonisten waren eben so eifrig bemüht den Lauf des Missuri und Arkansas zu erforschen, indem sie sich dem Gebiete von Neu-Spanien näherten, wo andere Europäer ihre Herrschaft auf den Trümmern des aztekischen Reichs befestigten.

Neu-Merito wurde von dem Franziskaner A. Ruis entdeckt, der, die Nachweisungen der Indianer benützend, zu Santa-Barbara in der Provinz Tiguas, wo er im Jahre 1580 das Leben verlor, Minen anlegte. Später führte Antonio de Espejo, der seine Entdeckungen verfolgte, eine kriegerische Expedition noch weiter; er durchzog die Provinzen Cibola und los Hubates, stieß auf die Flüsse del Norte, de las Vacas und de las Conchas, und kam endlich auf den von Coronado eingeschlagenen Weg. Im Jahre 1599 richtete Juan de Onate seinen Eroberungszug gegen Norden, kam im Jahre 1602 an den großen See Conibas, und wurde der Gründer der Niederlassungen, die im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an den Ufern des Rio Bravo del Norte entstanden, und deren Hauptstadt Santa Fé im Jahre 1682 wurde.

Auf der Küste des Festlandes hatten die Eroberungen nur geringen Erfolg, da sie den lebhaftesten Abscheu gegen Spanien einflößten; man versuchte es daher mit dem Missionssystem und so setzten sich im Jahre 1651 die Kapuziner zu Cumana, und fünf Jahre später die Franziskaner zu Piritu fest. Die Kapuziner von Aragon machten sich in Venezuela ansässig, und waren mit ihren Glaubenswaffen glücklicher, als man es in den Schlachten der frühern 150 Jahre gewesen war: sie bekehrten viele Stämme, gründeten Städte und bereiteten Eroberungen vor. Zur nämlichen Zeit stritten die Franzosen, Engländer und Holländer um den Besitz von Guyana. Missionäre vom Orden der Franziskaner, die mit jedem Schritt Land gewannen, gingen über den Orenoko, und verbreiteten sich über eine Fläche von 500 Meilen bis zu den Ufern des Rio; ihnen folgten Kapuziner, die später in diesen, selbst jetzt noch wenig gekannten Gegenden Missionen gründeten, und auf den Ebenen zahlreiche Heerden weiden ließen.

In diesen großen Landstrich zwischen dem Amazonenfluß, dem Orenoko, den Cordilleren und dem atlantischen Ocean verlegte die Sage das berühmte fabelhafte Land Eldorado, jene unerschöpfliche Fundgrube von Schätzen. Zur Zeit der Entdeckung erzählten die Peruaner, die Indianer von Venezuela und Bogota von diesem Land. Habsucht trieb viele unternehmende Männer an, es aufzusuchen, und die Entdeckungen, die hiedurch veranlaßt wurden, bilden eine merkwürdige Episode in der Geschichte der Geographie. Allen Berichten zufolge war jenes Land im Mittelpunkt von Guyana zu suchen. Die größten Unternehmungen wurden von Venezuela aus gemacht, und unter diesen hatte die bedeutendste den deutschen Ritter Philipp von Hutten zum Führer, der in den Jahren 1541 bis 1545 ein kleines Heer Spanier von der Küste von Caraccas bis in die Gegend des Sees Parime, an einer Stadt der Omaguas, führte, deren Bedeutenheit er sehr übertrieb. Eine minder glückliche Unternehmung zur Entdeckung dieses reichen Landes leitete Pedro Malaver de Silva ungefähr 20 Jahre später. Von derselben Hoffnung getrieben, stieg im Jahre 1586 Antonio Berria y Oruna von der Cordillere von Bogota auf die östlichen Ebenen herab, verweilte an den Ufern des Orenoko, und gründete da die Stadt San-Thoma, die jedoch nach und nach weiter von der Mündung des Flusses verlegt wurde, um sie vor den Anfällen der Holländer sicher zu stellen, deren Mißgunst durch den Tauschhandel, den sie mit den Indianern trieb, rege wurde. Später richtete auch Walter Raleigh, dieser so unterrichtete, fähige, und durch seinen so schlecht belohnten Eifer für Untersuchung vernachlässigter Länder, für Bergbau und Ausbreitung des Handels so berühmte Mann, sein Augenmerk auf

Eldorado; in den Jahren 1695 und 1696 besuchte er die Ufer von Guyana und verfolgte den Lauf des Orenoko; der Lohn für seine Dienste war bekanntlich der Tod auf dem Schaffott. Die Hoffnung jenes reizende Land zu finden, hatte schon die berüchtigten Expeditionen Gonzalo Pizarro's, Belalkazars und Queseda's veranlaßt; sie führte später auch Soares nach der Provinz Charlas, und Federmann von Venezuela nach Santa Fé de Bogota. Antonio Santos beschloß endlich im Jahre 1780 die Reihe dieser fruchtlosen Kreuz- und Querzüge nach einem Traumgebild; auf die Versicherungen eines vorgeblichen Indianers von Parime reiste er von San-Thoma ab, wurde, nachdem er einen Weg von 250 Meilen zurückgelegt hatte, von seinem Führer verlassen, seine Gefährten kamen um, und er selbst fiel in die Hände der Portugiesen. Ein zweites Eldorado und eine unermeßliche Stadt, Quivira, verlegte die Sage in ein Königreich Namens Tatanar im Norden von Cibora; da aber deren Existenz nicht minder fabelhaft war, so betrieb man ihre Entdeckung auch mit weniger Eifer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

Rio de Janeiro ist einer der Hauptmärkte Brasiliens für den Negerhandel; die südlichen Provinzen werden von hier aus, mit dieser, dem inländischen Ackerbaue unentbehrlichen Waare versehen, und im Durchschnitte werden jährlich gegen zehntausend Schwarze, von beiden Geschlechtern, aus Afrika nach der Hauptstadt gebracht. Dieser Handel erfordert bedeutende Kapitalien; gehen aber nur wenige Neger auf der Reise und später durch Krankheiten verloren, so kann der Gewinn über zweihundert Prozent angenommen werden. Sklavenhändler und Theilnehmer sind daher sämmtlich reiche Leute. Die Behandlung der Neger auf der Reise ist die bestmöglichste. Die brasilianischen Schiffe besuchen die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen Angola, Ambris, Molombo, Rio-Zaire, Cabinda, Benguella, Quilliman und Mozambique, tauschen so viel Neger ein, als die Schiffe mit Bequemlichkeit fassen können, und die ganze Schiffsmannschaft vom Kapitän abwärts ist nun bemüht, die Neger bei guter Gesundheit zu erhalten; denn jeder Einzelne von ihnen ist an der Ladung betheiligt. Die männlichen erwachsenen Neger, besonders wenn sie einer kriegerischen Nation angehörten, werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt; eine nothwendige Vorsicht, um die mögliche Gefahr eines Aufstandes zu vermindern. Weiber und Kinder erhalten ihren bestimmten Platz im Schiffsraume, woselbst sie so lange bleiben, bis das Schiff auf der hohen See angekommen ist.

Jetzt wendet man alles Mögliche an, sie dem Trübsinne und der Gefühllosigkeit zu entreißen, in welchen die meisten dieser Unglücklichen versinken, da sie sich oft die entsetzlichsten Vorstellungen von ihrem künftigen Schicksale machen; Manche von Weib und Kind gerissen wurden. Erlaubt es die Witterung, so bleibt immer eine Abtheilung der Neger auf dem Verdecke; Trommeln und Cimbalen werden herbeigebracht und verfehlen ihre Wirkung nicht; Einzelne erheben sich zum Tanze, Andere folgen, die Uebrigen widerstehen nicht länger, und bald tönen die Gesänge ihres Vaterlandes über die weite Fläche des Meeres hin. Man erhält die Neger also in steter Beschäftigung, gibt ihnen so viel möglich die Nahrung, an die sie gewöhnt sind, räuchert den Schiffsraum täglich, trägt für die höchste Reinlichkeit Sorge, und schützt sie besonders gegen den schnellen Wechsel des Wetters. Strenge wird nur gegen die absichtlich Widerspenstigen geübt, aber besonders bei Nacht die Wachsamkeit verdoppelt, um sie in steter Furcht zu erhalten. Tritt stürmische Witterung ein, und hält sie einige Zeit an, so wird die Lage der armen Neger, die nun in einem engen, dicht verschlossenen Raume zusammengedrängt sind, höchst beschwerlich, die verdorbene Luft erzeugt Krankheiten und rafft Viele hinweg; ist aber die Reise kurz und günstig, steigt die Sterblichkeit selten über vier Prozent; dennoch langen die armen Neger, besonders Kinder von acht bis neun Jahren, mager wie Skelette am Ziele der Reise an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer begeben sich hierauf an die Schiffe, besehen die Ankömmlinge, feilschen um sie und bringen die Uebrigen nach dem Sklavenmarkte (Vallongo).

Die Sklavenhändler haben in der Rua Vallongo und Aljuba schöne große Gebäude, die zur ebenen Erde eigens eingerichtet sind; die frische Seeluft hat allenthalben Zutritt, und der Boden der Höfe und Säle wird jeden Tag mehrere Male gewaschen. Die Neger selbst werden, ehe man sie zum Verkaufe ausstellt, einer besondern Behandlung unterworfen, vieljährige Erfahrung hat ihre Zweckmäßigkeit bestätigt. Sie werden fast ohne Ausnahme von einer ihnen eigenen Krätze befallen, woran Ansteckung, der Genuß von Salzfleisch oder die Seeluft Schuld seyn mögen. Sie liegt wie Schuppen auf ihrem Körper, bedeckt ihn ganz und gibt der Haut ein widerlich graues Aussehen; doch ist sie ihrer Gesundheit eher nützlich als schädlich, und benachtheilet ihren Verkauf keineswegs. Im Magazine angekommen, werden sie nun durch Neger von ihrer Nation gewaschen, gebadet, Kopfhaare und Bart geschoren, ihnen allmählich bessere Nahrung und eine gewisse Dressur gegeben, um sich den Kauflustigen vortheilhaft vorzustellen; auch manche Toilettenkünste werden angewendet, beiderlei Geschlechter zu verjüngen, zu verschönern und körperliche Fehler dem ungeübten Auge geschickt zu verbergen. Dann werden sie nach ihren verschiedenen Stämmen und Geschlechtern in die geräumigen Säle des Hauses geführt und diese dem Publikum geöffnet.

Der Anblick, der sich bei einem Besuche des Vallongo darbietet, besonders nach der Ankunft eines großen Negertransportes, ist in seiner Art merkwürdig und unterscheidet sich im Grunde durchaus nur darum von einem Pferdemarkte, daß man hier Geschöpfe mit menschlichem Aeußern und dort Thiere verkauft, welche aber schon einige Zeit unter der Hand des geschickten Meisters befindlich weit mehr Fähigkeiten zeigen, als die armen Afrikaner. Den Thüren gegenüber reihen sich längs den Wänden des Saales niedere Bänke, dort sitzen die männlichen, vor ihnen auf dem Boden und nach Landessitte, mit dem Leibe auf den Fersen ruhend, die weiblichen Neger, vor diesen die Kinder beider Geschlechter; der Kauflustige kann durch diese symmetrische Eintheilung alle Anwesenden übersehen. Die Sklavenhändler, aus Erfahrung wissend, welche Nationen in diesen Gegenden Brasiliens besonders beliebt sind, bemühen sich in Afrika, wo möglich nur von diesen einzuhandeln, da sie nach ihrem Charakter und ihren geistigen Anlagen sich zu verschiedenen Verrichtungen besonders eignen. Sobald daher der eintretende Kauflustige die Nation nennt, von welcher er Neger wünscht, wird ihm eine Anzahl derselben vorgeführt, und nun beginnt die Prüfung ihrer körperlichen Eigenschaften; um diese zu erleichtern, sind die Neger nur mit einem über die Hüfte geschlagenen Tuche bekleidet. Bei dieser Prüfung wird so verfahren, als feilschte man um ein Hausthier, die Käufer kennen eben so wenig, was Zartgefühl, als die Neger, was Schamhaftigkeit ist; man läßt sie hin und her gehen, die Arme mit Anstrengung bewegen, um sich von dem freien Gebrauche ihrer Glieder und ihrer Muskelkraft zu überzeugen, und erst nach der sorgfältigsten Untersuchung beginnt der Handel, welcher nach Dobras *) geführt wird. Seitdem das Aufhören einer fernern Einfuhr von Sklaven auf das Jahr 1830 gesetzlich bekannt gemacht wurde, sind die Preise der Neger bedeutend gestiegen, so zwar, daß ein junger gesunder Neger nicht mehr unter fünfzehn bis sechszehn Dobras, eine junge Negerin um zwölf, ein Knabe oder Mädchen um neun Dobras zu haben sind. Während dieses Vorgangs bezeugen die Neger die höchste Gleichgültigkeit, und folgen nach geschlossenem Handel mit demselben Stumpfsinne ihrem neuen Herrn. Ihr Schicksal hängt gleich dem mancher Thiere von ihren körperlichen Vorzügen ab; sind sie schön und wohlgebaut, so werden sie von wohlhabenden Stadtbewohnern gekauft und mit ihnen die Zahl ihrer Dienerschaft vermehrt oder ergänzt; sind sie häßlich oder unansehnlich von Gestalt, so werden sie von armen Leuten oder Bergwerksbesitzern und Pflanzern gekauft, um ihr ganzes Leben hindurch schwer zu arbeiten.

Bei reichlicher Nahrung und schonender Behandlung erholen sich die Neger ungemein schnell, und der Fremde erstaunt mit Recht, Menschen, welche als Skelette den Vallongo verließen, nach wenigen Wochen, von Körperfülle strotzend, mit einer glänzend schwarzen, sammtartigen Haut

*) Die Dobra oder Dublone ist eine Goldmünze im Werthe von 12,800 Reis oder 37 fl. 7 kr. 3 pf.

und lebhaften feurigen Augen wieder zu erkennen. Im Umgange mit ihren schwarzen Brüdern, die schon längere Zeit Sklaven sind, überzeugen sie sich bald, daß ihr Loos keineswegs so unerträglich ist, als sie es sich einbildeten; der ihnen besonders eigene Frohsinn gewinnt die Oberhand; die Aehnlichkeit des Klima's, der Früchte und Lebensweise Brasiliens mit ihrem Vaterlande macht endlich, daß sie sich hier bald eingewöhnen und der Heimath nur mehr in ihren Liedern gedenken. Sie werden, wie schon früher erwähnt wurde, auf sehr verschiedene Weise zum Erwerbe angehalten, und von ihrer größern oder niedern Thätigkeit hängt mit geringer Ausnahme die Verbesserung oder Verschlimmerung ihres Schicksales ab. Dadurch, daß man sich der Neger ausschließlich bedient, Lasten aller Art fortzuschaffen und alle erdenklichen Bedürfnisse der Einwohner in den Straßen der Stadt zum Verkaufe umhertragen zu lassen, sind diese beständig mit einer außerordentlichen Menge Neger angefüllt, so daß die Lebhaftigkeit derselben nicht einmal von der in den besuchtesten Theilen Londons übertroffen wird. Die Gewohnheit dieses Volkes, manche Arbeit nach dem Takte einer vaterländischen Melodie zu verrichten; der Gebrauch, die feilgehaltenen Waaren mit ihrer äußerst starken Stimme auszurufen, und die tobenden Ausbrüche der Freude, welcher sie sich ohne Zwang überlassen, verursachen einen Lärm, der den Fremden, bis sich sein Ohr daran gewöhnt, völlig betäubt; er glaubt sich Anfangs in die Residenzstadt eines afrikanischen Fürsten versetzt; später nehmen jedoch die Neger die Aufmerksamkeit des Beobachters in verdienten Anspruch. Es gibt in Rio de Janeiro Neger von allen jenen afrikanischen Nationen, welche mit den Portugiesen in gutem Benehmen stehen; die Mehrzahl aber sind Angolas, Congos, Cabindas, Quillimanos, Benguellas, Mozambique's und Minas; seltener sind Capunda's, Rebolos, Anjicos, Gabaos, Cajenges, Mombassas u. A. m.

Manche dieser Nationen unterscheiden sich durch ihre Gesichtsbildung von einander; die Mehrzahl aber durch Einschnitte oder eingebrannte Zeichen im Gesichte, die sie mehr oder minder entstellen; Einzelne tragen diese Abzeichen auch auf dem Leibe, entweder als Urkunde ihres Volksstammes oder einer höheren Würde, die sie in ihrer Heimath bekleideten. Man ist in der Hauptstadt der Meinung, daß man es dieser so verschiedenartigen Abstammung der Negersklaven, welche sich zum Theile gar nicht verstehen, oder schon in Afrika anfeindeten, allein verdankt, daß man von jenen Revolt-Versuchen verschont blieb, welche Bahia schon einige Mal (1814 und 1816 zuletzt) gefährlich wurden, weil die Mehrzahl der dortigen Sklaven der Nation Mina angehören, die an Bildung und Muth wesentliche Vorzüge vor den genannten Völkerstämmen hat.

Die Gesichtszüge der Neger sind im Allgemeinen nicht schön; das wollartige Haar, die breite platte Nase, der große dicklippige Mund, überhaupt die Gestalt des ganzen Kopfes, welcher das Mittel zwischen Mensch und Affe hält, mißfallen besonders dem Europäer; es gibt aber auch viele einzelne Individuen, deren Gesichtsbildung sehr angenehm und einzelne Völkerstämme, die ungemein wohlgebildet sind; solche abschreckend häßliche Gestalten, wie ich in Europa sah, und mit welchen Personen von hohem Range gleichsam prunken, würde man aber hier nicht in dem Hause eines nur etwas bemittelten Bürgers gedulden. Die Farbe der Neger ist nicht gleich; es gibt Nationen, welche schwarz wie polirtes Ebenholz, andere, die schwarzbraun sind; krank wird ihr Körper auffallend hellfarbig. Einige Stämme zeichnen sich durch große, dunkle, feurige Augen aus; andere haben kleinere von schillernder Farbe; alle gesunde und sehr weiße Zähne, auf deren Reinhaltung sie große Sorgfalt verwenden; korallenrothe Lippen kann ich mich nicht erinnern, gesehen zu haben. Im Ganzen genommen sind die Neger von mittlerer Größe; ihr Körperbau ist regelmäßig, schlank; die Schultern breit, die Brust gewölbt und fleischig, Hände und Füße klein. Es gibt aber auch Männer von athletischem, vollendet schönem Wuchse; in Rio de Janeiro sieht man eine große Menge dieser kräftigen Gestalten, welche, da der Gebrauch von großen Karren nicht üblich ist, zum Tragen und Fortschaffen der größten Lasten verwendet werden. Alle Neger zeichnen sich durch eine schöne gerade Haltung und einen leichten, schwebenden Gang aus, und die Gewohnheit, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, macht sie zu vollkommenen Meistern ihres Körpers, und stärkt besonders ihren Nacken. Einen Neger zu sehen, der mit einer Last von zwei Centnern auf dem Kopfe, singend und leichten Schrittes, von einem oft zwei Stunden entfernten Landgute nach der Stadt kommt, ist eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Negerinnen sind fast alle von mittlerer Größe, meistens schön gewachsen, mit einiger Anlage dick zu werden; ihre Gesichtsbildung gränzt an Häßlichkeit. Diese Bemerkung gilt für die Negerinnen in Brasilien überhaupt; in Rio de Janeiro aber, woselbst es zum guten Ton gehört, von schönen Sklaven bedient zu werden, und wohlgebildete Negerinnen zum Verkaufe von Früchten, Blumen u. s. w. in den Straßen umher zu schicken, ist die Menge schöner Negerinnen sehr groß. Die Natur hat bei vielen, was die Bildung ihres Körpers betrifft, das vollendete Modell einer Venus aufgestellt, wie sie immer nur der Meißel des größten Bildhauers schaffen konnte. Denkt man hiezu eine elegante, leichte und sehr gefällige Kleidung, unendliche Grazie in jeder Bewegung, so bliebe dem Auge und den Sinnen wohl nichts mehr zu wünschen übrig, wenn nicht bei jeder Bewegung der afrikanischen Schönheit ein Paar schmuzige, auf mannichfaltige Weise entstellte Füße zum Vorscheine kämen. Ein altes Gesetz verbietet nämlich Sklaven und Sklavinnen den Gebrauch irgend einer Fußbekleidung; erst in neueren Zeiten erhielten der Adel und vornehme Staatsdiener Erlaubniß, auch die Füße ihrer schwarzen, nicht freien Dienerschaft zu bekleiden. Die von diesem Vorrechte ausgenommenen Sklaven sind daher genöthigt, bei jedem Wetter auf dem harten und rauhen Granitpflaster zu gehen, verletzen sich natürlich oft, bekommen eine dicke Haut und beschädigen besonders häufig die Zehen, welche dadurch bei den Meisten widerlich verunstaltet werden.

Der Charakter und die geistigen Anlagen der afrikanischen Volksstämme, von welchen Individuen als Sklaven nach Brasilien kommen, sind sehr verschieden. Einige ertragen das Loos der Sklaverei willig und geduldig; es kommen selbst viele hieher, die in Loanda, der größten Niederlassung der Portugiesen auf der afrikanischen Küste, schon Sklaven waren. Andere, wie die vom Volksstamme der Angolas, Congas, Cabindas u. A. m., lebten schon in der Heimath unter der Regierung höchst despotischer und grausamer Fürsten, und sind in Brasilien, wenn sie nur einigermaßen menschlich behandelt werden, glücklicher als in ihrem Vaterlande. Manche, wie die Rebolas, Anjicos, Monjolas u. s. w. sind freiheitsliebend, stolz, hartnäckig und melancholisch, und müssen gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch Selbstmord verlieren will. Die Minas Neger sind von allen die vorzüglichsten und stehen in ihrem Vaterlande auf einer höhern Stufe von Bildung; sie treiben Handel und Ackerbau, haben bereits einige Handwerker unter sich, und sind darum in Brasilien sehr gesucht und werden theuer bezahlt. Die in Brasilien gebornen Neger, zum Unterschiede der afrikanischen, Kreolen genannt, können als ein veredelter Zweig dieses Volkes angesehen werden; es ist merkwürdig, daß sie die dem afrikanischen Neger eigene widerliche Ausdünstung nicht mehr haben. In der Familie ihres Gebieters, gewöhnlich mit seinen Kindern auferzogen, sind die Kreolen in mancher Hinsicht diesen an Bildung gleich, sprechen die Landessprache geläufig, haben ausgebildetere Begriffe und können mit einem Worte unter die Zahl vernünftig denkender Wesen gerechnet werden; es kommt daher ganz auf ihre Erziehung an, ob sie gute oder sehr verdorbene Menschen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Fürst Talleyrand speiste unlängst bei Jeremias Bentham in dessen Wohnung in Queen's Square Place zu Mittag. Der Fürst, ein warmer Verehrer von Benthams Schriften, gehörte einst einem Kreise von Benthams Freunden an, worunter sich Brissot, Dumont und andere große Geister des verflossenen Jahrhunderts befanden. Es sind nun vierzig Jahre verflossen, seit der Altmeister der Diplomaten, der jetzt achtundsiebenzig Jahre zählt, den Altmeister der philosophischen Juristen und Gesetzgeber, der am 15 Februar in sein fünfundachtzigstes Jahr trat, besuchte.

Die Zahl der mährischen Brüder in den civilisirten Ländern beläuft sich ungefähr auf sechzehntausend, und doch unterhalten sie hundert und siebenundzwanzig Missionen in fremden Ländern mit der Summe von vierzigtausend Dollars. Die Früchte dieser Missionen sind bereits dreiunddreißigtausend Bekehrungen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 66. 6 März 1832.

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Während so Francia überall mit unerbittlicher Strenge zu Werke ging, waren Fremde es allein, die sich von Seite des Diktators noch einiger Huld zu erfreuen hatten. Es waren ihrer ungefähr vierzig Personen, größtentheils Kaufleute, die durch die Aussicht auf bedeutende Handelsvortheile nach Paraguay gelockt worden waren. Unter ihnen befand sich jedoch ein Mann, für dessen Schicksal die ganze gelehrte Welt die innigste Theilnahme fühlen mußte — der Reisende Bonpland, der Freund und Gefährte des großen Humboldt. Bonpland hatte in den zu Grunde gegangenen Missionen von Entre Rios eine Pflanzung zum Anbau des Paraguaykrautes gegründet. Francia war Dieß ein Dorn im Auge, und unter dem Vorwande, daß daraus dem Handel seines Reiches Schaden erwachse, schickte er eine Schaar Soldaten dahin ab, die einen Theil der Indianer ermordeten, Bonpland selbst mit einem Säbelhieb verwundeten, die Pflanzung plünderten, und ihn, ungeachtet seiner Wunde, mit Ketten belastet nach Santa Maria, am linken Ufer des Parana, führten. Francia befahl jedoch, als er von diesen Mißhandlungen Nachricht erhielt, ihm die Fesseln abzunehmen, ließ ihm sein Eigenthum wieder zustellen, und wies ihm als Aufenthalt einen Ort, Namens Cerrito, zwischen Santa Maria und Santa Rosa an. Hier blieb Bonpland bis zur Befreiung aus seiner Gefangenschaft, indem er sich mit Ackerbau beschäftigte und die Liebe und Achtung aller Einwohner des Bezirks erwarb, denen er durch seine vielseitigen Kenntnisse und insbesondere durch seine ärztliche Geschicklichkeit ein wahrer Wohlthäter wurde. Da jedoch der gelehrte Reisende fern von Allem war, was ihm theuer, oft die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entbehren mußte und seine Lieblingsstudien nicht fortsetzen konnte; so war seine Lage wirklich bedauernswerth. Je mehr man sich für seine Befreiung verwendete, desto mehr schien Francia Freude daran zu finden, Bonpland in den Händen zu haben. Als er einen Brief von dem englischen Konsul in Buenos Ayres erhielt, der auf die Befreiung Bonplands drang, kehrte er bloß den Umschlag des Schreibens um, und schickte es mit der Adresse an: „Parish, englischen Konsul in Buenos Ayres" zurück. Endlich gelang es dem berühmten Reisenden doch durch die Verwendung des Kaisers Don Pedro seine Freiheit zu erlangen, und Europa sieht jetzt mit neugieriger Ungeduld der Rückkehr Bonpland's entgegen, der gewiß eben so wohl über die Naturgeschichte Portugals, als über den Charakter und die Denkweise dieses seltsamen Despoten genaue Mittheilungen erstatten wird.

Der Diktator war nun entschlossen, einen Entwurf auszuführen, der längst in seiner Seele gereift war; derselbe bestand in nichts Geringerem, als in der völligen Zerstörung der Stadt Assumption mit der Absicht, dieselbe nach einem erweiterten Plane neu wieder aufzubauen. Die Ausführung dieses Unternehmens leitete der Diktator selbst, indem er mit eigener Hand die Baupläne vorzeichnete. Alle Häuser, die den neuen Straßenanlagen im Wege standen, wurden abgebrochen, aber dennoch stellten sich so viele Hindernisse entgegen, daß das Werk nur langsam fortschritt. Im Verlaufe von vier Jahren sah die Hauptstadt einem Orte ähnlich, der eine lange Belagerung ausgestanden. Allein so unumschränkt war seine Macht, daß er in der Vollendung seines Planes nirgends auf einen Widerspruch stieß. Alle Stände waren gehalten, an diesem großen Werke mit zu arbeiten; und zuletzt erhob sich auf den Trümmern der alten eine schöne und gesunde neue Stadt, die in jedem Betracht würdig ist, künftig die Hauptstadt einer mächtigen Republik zu werden, die von einem Tyrannen begründet wurde.

Als Francia ganz Paraguay seinen Befehlen unbedingt gehorchen sah, und er von Innen wie von Außen nichts mehr befürchten zu müssen glaubte, schien sein Gemüth sich zu beruhigen und sein Benehmen gemäßigter werden zu wollen. Vermuthlich trug zu dieser vortheilhaften Veränderung sehr viel der in der Mitte des Jahres 1824 vorgefallene Selbstmord eines jungen Mannes bei, der bei dem Diktator sehr viel galt und für den er die Stelle eines Staatssekretärs geschaffen hatte. Dieser hatte sich in seinem Amte einige Fehler zu Schulden kommen lassen, und da er Francia's Strenge fürchtete, in den Wellen ein Grab gesucht. Der Diktator, der ohne Zweifel zu fühlen begann, wie schwer sein Joch selbst auf denen lastete, die ihm am treuesten ergeben waren, wurde durch diesen Vorfall heftig erschüttert. Wenigstens zeigte er sich von diesem Augenblicke an leutseliger, die Verhaftungen wurden seltener, Todesstrafen nur an Verbrechern vollzogen, die Anklagen nicht mehr beachtet. Nur in seinen hypochondrischen Anfällen wandelten ihn wieder die alten tyrannischen Gelüste an, die an die Schreckenszeit erinnerten. So befahl er ein Mal der Schildwache vor seiner Thüre auf jeden zu schießen, der zu seinen Fenstern hinaufsehe. „Fehlst du," sagte er, indem er der bestürzten Schildwache ein ge-

ladenes Gewehr zeigte, „so werde ich dich nicht fehlen." Dieser Befehl ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und Jedermann hütete sich vor dem bezauberten Palast vorüber zu gehen, oder wenn man nicht ausweichen konnte, geschah es nur mit gesenktem Haupte. Einige Wochen später kam ein Indianer aus dem Stamme Payagua, der von Allem nichts wußte und das Haus des Diktators angaffte; sogleich feuerte die Schildwache ihr Gewehr auf ihn ab, verfehlte ihn aber. Als Francia den Schuß fallen hörte, kam er heraus, und nahm, sobald er die Ursache des Lärmens erfuhr, sogleich den Befehl zurück, an dessen Ertheilung er sich nicht ein Mal erinnern wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die im Jahrgange 1830 des Auslandes erschienenen Aufsätze über Griechenland.

(Schluß.)

Ich wundere mich, warum der Verfasser auf seinem Spaziergange durch die Belagerungslinie von Lepanto nicht der taktischen Artillerie gedenkt, ja sogar bemerkt, „daß die Belagerung, ohne Unterstützung irgend eines regulären Heerhaufens geführt wurde." Dieß ist ganz und gar falsch, so wie es falsch ist, daß Hadschi Christo mit seiner Reiterei im Rücken des Heeres lag. Dieser lag an der östlichen Seite, fast getrennt von den übrigen Belagerern, hinter einem Berge, mit zwei kleinen Stücken Geschütz, in ziemlicher Weite von der Stadt. Von dieser Seite war es niemals weder mit dem Angreifen noch mit dem Vertheidigen rechter Ernst gewesen, und diese Seite scheint der Verfasser besucht zu haben. Auch erwähnte er nur flüchtig, daß westlich von der Stadt die Griechen eine weite, wüste Ebene besetzt hielten; aber gerade hier war die eigentliche Belagerungslinie, und hier waren allerdings reguläre Heerhaufen zu sehen, die der Verfasser nicht gesehen hat. Hier lag nämlich (ganz auf der entgegengesetzten Seite von Hadschi Christo) nebst Tzavellas und Bozzaris mit ihren Palikaren, welche hinter einem Berge auf Kanonenschußweite von der Stadt ihre Stellung hatten, die taktische Artillerie mit dem gehörigen Geschütz und europäischen Offizieren. Dieses wohlorganisirte, gut bewaffnete und geübte Korps war am weitesten vorgerückt, und hatte eine nahe Höhe nordwestlich von der Stadt gewonnen, und hier sein Geschütz aufgepflanzt. Von hier aus, freilich dem feindlichen Feuer auch am meisten ausgesetzt, konnte es die Stadt und selbst die Festung beherrschen, und dieser Stellung dankt man die schnelle Uebergabe des Platzes, welche jedoch auch später wohl ohne Schuß und Schwertstreich erfolgt wäre. Die taktische Artillerie war es, die zuerst in die Stadt einrückte, als die oberen Werke des Forts noch nicht von den Türken verlassen waren, und ihr damaliger Chef der spätere „Commandant supérieur de Lepanto, du chateau de Romélie, Missolonghi et Vasiladi, Colonel comte Nicala de Pieri," war es, der ungeachtet seiner ziemlichen Korpulenz, auf die Kuppel der zur Moschee entweihten Kirche hinaufkeuchte, und hocheigenhändig ein Kreuz darauf pflanzte. Es ist ja kein Fremder in Lepanto gewesen, der Dieses nicht aus seinem eigenen Munde gehört hat!

Herr Lenormand, der gewiß ein eben so großer Freund der Wahrheit ist, als ich, wird mir diese Bemerkungen nicht übel nehmen.

Der Aufsatz, „die Gälen mit Andeutung verwandter Züge in den heutigen Griechen" mag viel Wahres über beide Völker enthalten, aber ihre spezielle Verwandtschaft ist wohl nur eine Hypothese des Verfassers. Es fällt allerdings nicht schwer, verwandte Züge bei beiden Völkern aufzufinden; Dieß ist jedoch, ohne spezielle Beziehung des Gälen zum Griechen, weiter nichts als Kulturverwandtschaft. Je niedriger zwei Völker auf der Kulturstufe stehen, desto mehr sind sie in Sitten und Gebräuchen einander verwandt, die klimatischen Abweichungen abgerechnet. Dieß ist besonders bei Gebirgsvölkern der Fall, und hierin besteht die ganze Verwandtschaft der Gälen mit den Griechen. Sie sind abergläubisch und unwissend, singen schlecht, tragen Sandalen von Ziegenfellen, plündern und stehlen gern, erheben beim Angriff des Feindes ein Kriegsgeschrei u. s. w. Alles dieß thut jedes wilde Gebirgsvolk. Daß die Griechen nur im Anfang der Schlacht das Gewehr brauchen, ist nicht richtig. Sie schießen, dann laufen sie davon, verstecken sich hinter Felsen und schießen wieder. Die Kühnsten sammeln sich, wenn sie im Verstecke geladen haben, wieder im Felde, und feuern von den Versteckten unterstützt; wer jedoch einen vortheilhaften Platz hinter einem Felsen hat, verläßt ihn nicht gern. Sie lassen sich nicht leicht in ein Treffen ein, wenn sie nicht ein für ihre Art zu fechten günstiges Terrain haben, was sie jedoch in Griechenland fast überall finden. Selten, nur bei Ueberfällen, oder wenn sie nicht mehr anders können, entscheidet die kalte Waffe. Weder der türkische Säbel, noch der Athagan haben die entfernteste Aehnlichkeit mit den schottischen Waffen. Erstere führt vorzugsweise nur die Kavallerie; beim gemeinen Mann des Fußvolkes findet er sich, selbst in Morea, nur selten, und ist ein Attribut der Anführer, die ihn, gewöhnlich die Kühnsten, manchmal nachdrücklichst gebrauchen. Die Kandioten, bei welchen ich die vom Verfasser angeführten Aehnlichkeiten zwischen Gälen und Griechen am auffallendsten fand, gebrauchen den Säbel niemals. Der Gebirgskretenser kennt ihn gar nicht. Die blutigen und tödtlichen Raufereien Einzelner abgerechnet, wobei Athagan und Messer gebraucht wird, entscheidet dort, so wie in Massen gestritten wird, allein das Feuergewehr; die schneidenden Waffen werden fast nur gebraucht, um den Todten und Gefangenen den Kopf abzuschneiden. Ganz mißlungen scheint mir der am Schluß gewagte Versuch des Verfassers, auch eine Sprachähnlichkeit nachzuweisen. Die Wörter die er anführt, sind meistens solche, die schon als altgriechisch mit dem Lateinischen verwandt waren. Daher ihre längstbekannte Verwandtschaft. Auch abgesehen von Alt- oder Neugriechisch haben die angeführten gälischen Wörter alle bei weitem mehr Aehnlichkeit mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen. Bald ist nicht die entfernteste Aehnlichkeit zwischen dem gälischen und griechischen Worte zu finden, wie in fiavrus und πυρετός, bald die Bedeutung der ähnlich klingenden Wörter ganz und gar verschieden, wie bei leuch und λεγω, was der Verfasser ohne Anstand mit lesen übersetzt. Wenn solche Analogien gelten, so würde es dem Verfasser nicht schwer seyn, seine Verwandtschaft mit allen Potentaten des Erdenrundes nachzuweisen.

„Leake's Besuch in einem griechischen Dorf in Lakonien“ schildert den Hausrath einer griechischen Bauernhütte ganz treffend. Er bemerkt zuletzt, daß sein Wirth mißtrauisch gegen ihn gewesen sey, und seine Ankunft kaum gern gesehen habe. Dazu muß ich ein Seitenstück liefern, was den ungeschlachten Barbarismus der Lakonier zeichnet, die in ihrer wilden Ungastlichkeit gegen Fremde sich charakteristisch von den übrigen Griechen des Festlandes, und besonders der Inseln, unterscheiden, bei welchen großentheils noch unbeschränkte und uneigennützige Gastfreundschaft herrscht, die bis jetzt selbst die reisenden Engländer und Franzosen nicht verderben konnten.

Ich hatte (August 1830) die wilden Gebirge und dichten Wälder zwischen Tripolizza und Calamata zurückgelegt, und ergötzte mich, auf einer Höhe haltend, lange an der herrlichen Aussicht. In ungemein heller Pracht öffnen sich die Thäler, und breitet sich weit die grüne Ebene aus. Ueberall Getreide und Reben, Olivenwälder, hohe, wehende Cypressen, dicht gedrängte Feigenbäume, Maulbeerpflanzungen (der Seidenbau von Calamata ist auch jetzt noch bedeutend), und die wunderlichen Gruppen des zu einer Riesenhöhe aufgewachsenen Cactus, mit welchem die Felder und Gärten umzäunt sind. An den Abhängen und in der Ebene liegen einige schöne Dörfer zerstreut, um die herum das Grün der Bäume besonders lebhaft, und ihre Gruppen besonders malerisch sind. Links die mainotischen Gebirge mit dem finstern, fünfgipfeligten Taygetos, rechts die entfernteren, niedrigeren messenischen Berge. Der eigene Duft im Hintergrund der Ebene läßt die Nähe des Meeres ahnen. In diesen herrlichen Anblick versunken, überraschte mich die Nacht. Auf den Bergen brannten glänzende Feuer, und es sollte in einem nahen Dorfe Gaidurochorio (Eselsdorf) übernachtet werden. Ich war allein mit einem Bedienten und zwei Maulthiertreibern. Die Treiber wußten nur beiläufig Bescheid, und wohl eine Stunde lang ärgerte mich ihr „τωρα, τωρα“ (gleich) auf die Frage ob das Dorf noch nicht komme. Endlich konnten wir es im Dunkeln zwischen Feigenbäumen und Cactus Umzäunungen vermuthen, durch die es schwer war, den Weg zu den Häusern im Finstern zu finden. Wir frugen ein paar auf einem Hügel sitzende Jungen um den Weg ins Dorf. „Sucht ihn,“ war ihre Antwort, und ich erinnerte mich nun, daß ich in Lakonien sey, was ich über den Anblick der schönen messenischen Ebene vergessen hatte. Nach langem Suchen kamen wir ins Dorf; vor mehreren Häusern saßen Weiber, überall fragten wir nach einer Hütte zum Nachtlager, boten Geld für ein paar Eier und Stroh für die Thiere, überall wurde uns erwiedert, daß in den Hütten kein Platz für Fremde sey. Die Weiber mit den Kindern und Schweinen waren allein drinnen, die Männer waren alle fort, auch wären nirgendszweder Eier noch Stroh zu finden. Selbst Wasser verweigerten sie mir; die Eine sagte, ihr Krug sey zerbrochen, die Andere, es wäre zu weit zum Brunnen, die dritte wies mir ein Haus, in welchem es Wasser gäbe. Ich klopfte an der verschlossenen Hütte, und begehrte einen Krug Wasser. Man könne nicht mehr aufmachen, war die Antwort. Nun war meine Geduld zu Ende; ich drohte die Hütte mit Gewalt zu öffnen, und schickte mich dazu an, als ein Arm mir einen Krug Wasser durch die halbgeöffnete Thüre herausreichte und eine Stimme sich dazu vernehmen ließ, ich möchte davon so viel nehmen, als ich brauchte, und den Krug zurückgeben. Ich füllte meine Becher, schlug mein Lager im Freien auf, und schloß die Gastfreundschaft der Bewohner in mein Abendgebet ein. Die Treiber waren mit den Maulthieren fortgegangen, um außerhalb des Dorfes Stroh und Wasser zu finden. Aus dem ersten Schlafe weckten mich mehrere Flintenschüsse, die mich überzeugten, daß, wie ich an den Stimmen hörte, Männer im Dorfe seyen. Warum sie geschossen haben, weiß ich heute noch nicht. Ich drehte mich auf die andere Seite, mehrmals von großen Schweinen geweckt, die grunzend mir um den Kopf schnüffelten. Mein Schlaf war auf diese Weise weder sanft noch fest, und ich war froh, mit Tagesanbruch die Treiber kommen zu sehen. Nach drei Stunden war ich in Calamata, und erwähnte meinen Unfall. Man wünschte mir Glück so gut weggekommen zu seyn, und erzählte mir folgende, kurz vorher vorgefallene Geschichte: Ein armer Bewohner Calamata's wollte aus einem mainotischen Dorfe nach der Stadt zurück; ein Mainotte hatte bemerkt, daß sein Gürtel vorn einen großen Bausch mache; er lauerte auf den Vorübergehenden, und schoß ihn aus dem Gebüsch ohne Weiteres nieder. Er machte sich sogleich über den Gürtel her, und zog eine große — Zwiebel heraus. Aergerlich stieß er sein Gewehr auf den Boden und rief: „Schade um die Patrone!“ Somit ließ er den Leichnam liegen, und ging seiner Wege. Er wurde belauscht und entdeckt, aber — nicht gerichtet.

In Monembosia war Leake früher als ich; doch freut es mich, daß seine Beschreibung der Insel mit der meinigen (die ohne mein Verschulden im Ausland erschien) übereinstimmt. Uebrigens behalte ich mir vor, ein paar komische Scenen aus Monembosia, einige seiner Honoratioren und die militärische Kirchenceremonie am Osterfeste betreffend, nachzuliefern.

Selbstmord aus dramatischer Ruhmbegier.

Des Selbstmordes von zwei jungen Schriftstellern zu Paris, die sich durch Kohlendampf erstickten, ist jüngst in den französischen Blättern Erwähnung geschehen, die nun auch folgende merkwürdige Charakter-Schilderung derselben aus der Feder des Arztes Sarlandière geben.

„Victor Escousse war kaum zwanzig Jahre alt, groß, blond, von blühender Gesichtsfarbe, wohlbeleibt, offenherzig, von fröhlicher Gemüthsart und einnehmendem Aeußern, stets lustig, oft fast bis zum kindischen Muthwillen. Sein Dichtertalent wurde dem Publikum zuerst vortheilhaft bekannt durch „Faruche le Maure,“ ein Drama, das durch kräftige und starke Zeichnung, wie durch eine glänzende und leidenschaftliche Sprache auf der Bühne, von der Porte-Saint-Martin dem Verfasser einen Namen erwarb. In kurzer Zeit und fast spielend vollendete er auch „Peter III.“ ein Originaldrama, voll neuer Situationen, worin er die Verdorbenheit des Czaarenhofes mit lebendigen Farben schilderte; ferner schrieb er ein Stück „Faublas,“ das noch nicht ganz fertig ist und endlich „Raymond,“ ein Drama, in welchem Escousse und sein Freund ohne Mitwirkung des gewöhnlichen Bühnenzaubers bloß durch Rührung auf die Zuschauer wirken wollten; ein kühner Versuch in einer Zeit, wo der Gaumen des überreizten Publikums kaum mehr durch Löwen- und Tigerhetzen zufrieden gestellt werden kann.

„August Lebras, siebzehn Jahre alt, war ernst, zum Nachdenken geneigt, hatte eine schöne blasse Gesichtsfarbe, große Augen mit schwarzen Wimpern, lachte nie, war feierlich in seiner Sprache wie in seinem Benehmen, sehr umsichtig, und leitete die Wiederholungen seines Stückes auf der Bühne mit aller phlegmatischen Aufmerksamkeit eines Menschen, der eines glücklichen Erfolgs sich zu versichern bemüht ist, während Escousse lachte, sang, den Schauspielern auf den Rücken sprang oder den Schauspielerinnen einen Possen spielte. Der eine schien unvorsichtig, unbesonnen, wenig um die Zukunft besorgt, der andere war entschieden in seinem Gange, ein unermüdlicher Beobachter, sprach nur von der Zukunft und war unablässig von der Furcht gequält, ihr Stück *) möchte durchfallen. Victor Escousse besaß eine große Leichtigkeit, Verse zu machen, mit großen Zügen ein Rolle zu zeichnen, eine dramatische Situation zu schaffen; er improvisirte sie auf

---

*) „Raymond,“ ein Melodrama in Prosa, das im Theater der Gaîté aufgeführt wurde, aber keinen Beifall gewann.

dem Spaziergange, am Tische, im Theater und warf sie dann zu Hause mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit der Feder hin; während August Lebras sich einschloß, lange Zeit nachdachte, in jedem Sinn des Wortes umänderte, was er schon mehrmals angefangen hatte, ohne damit zufrieden zu seyn. Der Eine fand den Andern oft unerträglich durch seine langen Szenen, durch seine Manie immer wieder zu verbessern und nie zufrieden zu seyn; dem Andern war die Schnelligkeit der Ausführung, der Leichtsinn des Charakters, die steten Kinderpossen und auch die Tiefe des Gedankens und der Ansichten seines Freundes unbegreiflich. Diese beiden so verschiedenen Menschen, die so wenig einander verstanden, waren bestimmt, denselben Tod, zu gleicher Zeit, an demselben Orte, um der nämlichen Ursache willen zu sterben; der Eine, der sich nie um die Zukunft bekümmerte, stets lachte und Possen trieb und (wie er einen Augenblick vor seinem Tode schrieb) nicht genug Liebe für den Ruhm hatte, an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte, und der Hoffnung auf ein besseres Leben beraubt war — *) der Andere, der nur die Zukunft im Auge hatte, noch andere Stücke zu dichten vorhatte, und mir wenige Augenblicke vor seinem Tode einen Brief für seinen Vater zuschickte, in welchem gesagt wurde: „Denke bisweilen an Deinen armen August, der Dich in einer bessern Welt erwartet," und weiter unten an seine Brüder und Schwestern: „Empfangt das letzte Lebewohl Eures Bruders, er legt sich für die Ewigkeit schlafen. Betet für ihn, aber beklagt ihn nicht." August Lebras sah bloß seine Zukunft zu Grunde gerichtet; sein Stolz war beleidigt, daß man ihn nicht verstand, sein Herz erkaltet, weil er seine jugendlichen Bemühungen nicht angefeuert und ermuthigt sah; das Leben ohne Ruhm wurde ihm unerträglich. Escousse wollte ihn gern von dem düstern Spleen heilen, in den er verfallen war, und bat mich, ihn zu besuchen. Tröstende Worte, die Verheißung einer bessern Zukunft, eine Aderlaß kühlten wieder ein wenig diese Einbildungskraft ab, die von einem Feuer verzehrt wurde, das sich durch einen 150 mal in einer Minute schlagenden Puls vermehrte. Ein Zugpflaster im Nacken zerstreute den düstern Schleier, der vor den Augen des jungen unglücklichen Menschen hing, und schon wünschte ich mir Glück, ihn auf den Weg der Besserung gebracht zu haben, als ich den Brief erhielt, worin er mir im Begriff zu sterben, für meine Bemühungen dankte und mich bat, seine Familie von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Lebras starb, weil er nicht die Höhe des Ruhms erstreben konnte, nach der sein Ehrgeiz trachtete, Escousse, weil er den Ruhm nicht zu schätzen wußte, den seine Jugend bereits erlangt hatte."

Das Journal de Debats begleitet das tragische Ende der beiden Freunde mit einigen Betrachtungen, die sich über den Geist der jungen französischen Schriftsteller aus dem laufenden Zeitabschnitte verbreiten, und wohl auch außer Frankreich ihre Anwendung finden dürften: „Allem Anschein nach hat die mißglückte Aufführung des „Raymond" von Lebras in den beiden jungen Freunden den Entschluß hervorgerufen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Es war ihnen ergangen, wie vielen von unsren Zeitgenossen; sie hatten geglaubt viel Reichthum und Ehre mit wenig Mühe zu erlangen; sie hatten die ersten Strahlen eines aufkeimenden Genies für die Sonne eines schon vollendeten gehalten; sie hatten sich eingebildet, daß man mit einem Male Künstler werde. Ruhm, Genie, Alles verloren sie an einem Tage; die so sehr verachtete Kunst rächte sich an ihnen. Nie wird sie ungestraft verachtet; die Dichtkunst ist auch eine Tugend, die ihre Gesetze hat. Der wahre Künstler, der viel über seine Kunst nachgedacht, weiß warum er fehlte wenn er gefehlt hat, und ist ihm ein Versuch mißglückt, so kehrt er zu den Gesetzen seiner Kunst zurück, nimmt die Arbeit wieder vor, sinnt und denkt, und läugnet gewiß nicht die Unsterblichkeit der Seele in seinem Testamente oder legt gar Hand an sich, um sich zu bestrafen, weil er ein Parterre nicht unterhalten konnte. Je mehr ich über diese beiden jungen Leute nachdenke, desto mehr muß ich sie beklagen. Es scheint mir außer allem Zweifel, daß sie die Opfer der Kunstansicht unsrer Tage sind, einer Ansicht, die mit geschlossenen Augen nur der eigenen Flügel sich bedienen zu brauchen, und Studium, Wissenschaft, Theorie, Praxis, Nachdenken — Alles was einen Dichter macht, entbehren zu können glaubt. Freilich ist ein Drama, das über Sitten, Geschichte, Sprache, Wahrscheinlichkeit, Wahrheit leichtfüßig wegsetzt, leicht zu machen. Aber was konnten in einer solchen Kunstschule zwei junge Menschen ohne Erfahrung werden? Man hat ihnen gesagt und zum Theil auch bewiesen, man dürfe bloß die Hand ausstrecken, um Ruhm und Reichthum aufzuhäufen, sie streckten die Hand aus und erhielten weder Geld noch Ruhm. Nun bemächtigte sich ihrer die Verzweiflung; denn sie hatten in jugendlicher Treuherzigkeit gestrebt; Ueberdruß bemeisterte sich ihres Herzens, denn ihr Herz war noch kindlich unbefangen. Die Kritik selbst hat hierin ihre Pflicht versäumt, und das Parterre sich dieses kläglichen Selbstmordes mitschuldig gemacht. Nach der Aufführung des „Faruche le Maure," klatschte die Kritik in die Hände, ohne daran zu denken, daß ihre Pflicht Strenge ist, das entzückte Parterre rief den jungen Verfasser auf die Bühne. Welches Fieber! — und am andern Tage findet sich der unglückliche junge Mensch nach einem solchen doppelten Triumphe, so tief wieder herabgestürzt in die Wirklichkeit, so allein stehend, so unbekannt als je; da er nichts mehr hoffen zu können glaubte von seinem eintägigen Ruhme und seiner gegenwärtigen Nullität, so gab er sich den Tod. Es ist eure Schuld Theater, Kritiker und Publikum; ihr verstandet es nicht zur rechten Zeit streng zu seyn. Ihr habt eure Pflicht nicht erfüllt, die darin besteht, den Unbesonnenen, der sich ins Verderben stürzen will, aufzuhalten; ihr habt diesen jungen Anfänger belogen und falsche Versprechungen gemacht. Es war das große Unglück dieses jungen Menschen, daß er euch traute. Nicht so will das Theater und die Kritik verstanden werden. — Das Theater unsrer Tage ist ein Wirthshaus, ein Spielhaus geworden. Das Theater wie der Spieltisch ist eine Art Glücksfall, an den unsre jungen Leute zu jeder Stunde die Zukunft ihres Geistes und ihres Talentes verspielen. Den Theatern fehlt es an neuen Stücken, sie reißen einander die Dichter aus den Händen, wie man sich anderwärts die Spieler aus den Händen reißt. Gib uns Dein Gold, Spieler! — Gib uns Dein Genie, Dichter! — Aber das Gold gehört nicht mein. — Aber mein Genie ist noch nicht reif. — Was liegt daran? Setze Dein Gold, setze Dein Genie aufs Spiel. Man hat so zu sagen in allen Ecken der Straßen Werbhäuser aufgeschlagen, um die Vorübergehenden zum Eintritt einzuladen, und wenn der eine sein Vermögen, der andere seinen Geist verspielt hat, erstaunt man über den doppelten Knall und fragt sich: warum starben sie denn? Sie starben, weil es zu viele Spielhäuser gibt, weil es in der That zu viele Theater gibt, weil man in weniger als sechs Monaten drei Stücke von dem jungen Escousse aufführte. Es hieß doch wirklich diesen jungen Menschen äußerst mißbrauchen, als man in dieser kurzen Zeit ein Drama von ihm an der Porte Saint Martin, eines am Theater Français, und eines an dem Theater der Gaîté aufführte. Werfen wir auch nur einen Blick auf seinen Tod. Er starb ganz noch mit Theatern, Journalen, neuen Stücken beschäftigt; er starb noch ganz beschäftigt mit Literatur, Ehre, Ruhm; er starb also so unglücklich, als man nur sterben kann. Sein Brief an den jungen Lebras, seine Einladung zum Tode, besteht in einer ganz dramatischen Metapher, die durch das Herz schneidet, wenn man bedenkt, wozu dieses Metapherspiel angewendet wurde: „Ich erwarte Dich um halb ein Uhr, schrieb er, der Vorhang wird gehoben werden, komme, damit wir endlich die Entwicklung beschleunigen." Sollte man beim Anblick dieser Zeilen nicht glauben, es handle sich wirklich um eine gemeinschaftliche dramatische Bearbeitung; um die Beschleunigung einer Entwicklung, wie es ihrer heut zu Tag so viele gibt? Aber welche gemeinschaftliche Bearbeitung! Lebras, der Bestellung folgend, langt bei seinem Freunde an. Escousse hatte Wort gehalten; in der That, der Vorhang war aufgezogen. Kohlen, dieses Bastard-Opium des Volkes zum Gebrauch des Selbstmordes, waren an drei verschiedenen Stellen des Gemaches angezündet; es brauchte nicht mehr, als Dieß, um die Entwicklung zu beschleunigen."

*) Auf dem Tische des Zimmers, wo beide Leichname in Umarmung lagen, fand man folgende Zeilen von der Hand des Escousse geschrieben: „Escousse hat sich getödtet, weil er fühlte, daß seine Stelle nicht mehr hier sey, weil ihm die Kraft bei jedem seiner Schritte, vorwärts wie rückwärts, fehlte, weil die Liebe zum Ruhm seine Seele, wenn es anders eine Seele gibt, nicht beherrschte. Ich wünsche folgendes Motto auf mein Buch:

„Adieu, trop inféconde terre,
Fleaux humain, soleil glacé;
Comme un fantome solitaire,
Inaperçu j'aurai passé;
Adieu, palmes immortelles,
Vrai songe d'une ame de feu,
L'air manquait, j'ai fermé ses ailes, Adieu!"

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 67. 7 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

Wer sich nur wenige Tagreisen von der Seeküste in das Innere von Brasilien begibt, kann sich einen Begriff von dem ganzen übrigen Lande machen, und ich bin daher überzeugt, durch die Beschreibung der Provinz Minas Geraes den größten Theil Brasiliens geschildert zu haben. Weder Kunstfleiß noch Geschmack erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergötzen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der Wechsel mit unermeßlichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zuletzt, und sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisirte Welttheil, den er verließ, so reichlich anbot, ersetzen könnte. Minas Geraes ist unter allen Provinzen Brasiliens gegenwärtig die wichtigste, und für sich selbst bestehend, dürfte sie sich den größten und schönsten Königreichen Europa's an die Seite stellen. Sie hat nach den neuesten Berechnungen einen Flächenraum von 11,000 Quadratmeilen, und enthält auf diesem gewaltigen Raume alles, was zu dem Reichthume und dem Glanze eines Landes erforderlich ist. Der fruchtbarste Boden verspricht dem Fleiße des Landmannes hundertfältigen Lohn. Die reizenden Thäler eignen sich zu dem Anbaue aller Gewächse, welche ein warmes Klima erfordern, während auf jenen hochliegenden Gegenden, die man hier Campos nennt, die Feld- und Baumfrüchte Europa's vollkommen gedeihen würden. Auf ihnen treibt der brasilianische Landmann Viehzucht aller Art, und sieht seine Heerden vermehren, ohne daß ihre Pflege und Aufsicht ihm beträchtliche Mühe und Ausgaben verursachen. Weiter gegen Norden ist der Boden mit Gold gesättiget, und wahrscheinlich an diesem Metalle unerschöpflich. Eisenminen, vielleicht von größerm Werthe für den Menschen, als jenes so eifrig begehrte Metall, liegen mitten unter den Goldminen, und sind so außerordentlich reichhaltig, daß sie den Bedürfnissen des bevölkertsten Welttheils entsprechen würden. Abwechselnd findet man in der Nähe dieser unterirdischen Reichthümer Lager von Edelsteinen, und auf einem Punkte den köstlichen Diamant, an Flüssen und in besondern Lagern, aus welchen Portugal die größten und schönsten Edelsteine erhielt, um die Krone des mächtigsten Herrschers zu zieren. Minas Geraes hat zwar die größten Berge in ganz Brasilien, da jedoch die höchsten dieser Erhabenheiten (der Itacolumi mit 5400 Fuß) noch keine tausend Toisen betragen, so kann die Kälte hier noch keine Gewalt ausüben, daher auch weder in Minas, noch in Brasilien jene Jahreszeit, die wir Winter nennen, bekannt ist, und man bemerkt seine Gegenwart nur dadurch, daß zuweilen Schloßen fallen, welche oft von außerordentlicher Größe sind. Man hat selbst Beispiele (im Jahre 1811), daß es in jenen Regionen, welche 1800 bis 2000 Fuß über dem Meere liegen, einige Tage hindurch, und zwar in den Monaten Junius und Julius, stark fror, wodurch alle Pflanzen, welche eigentlich einem heißen Lande angehörten, zu Grunde gingen; Schnee fiel noch niemals. Eben so wenig gibt es eine eigentliche Regenzeit, und nach vielfältigen Beobachtungen hat man in einem ganzen Jahre hindurch 130 Regentage bemerkt. Heftige Gewitter und Stürme, wie wir sie zu unserm Glücke in Europa nicht kennen, sind sowohl an den Seeküsten, als auch in dem Innern des Landes nichts Ungewöhnliches. Allenthalben ist die Luft gesund, das Klima sehr gemäßigt, und nur in den Thälern wird man daran erinnert, daß man sich in der Nähe des Aequators befindet. Die Provinz besitzt im Norden den großen Rio St. Francisco; die übrigen Flüsse sind zwar äußerst zahlreich, und das ganze Land erfreut sich eines großen Reichthums des besten Wassers, aber nur wenige unter diesen können in ihrem gegenwärtigen Zustande zur Schiffahrt benützt werden; da aber die meisten, mit mäßigem Falle, den wichtigen Strömen Rio Grande, St. Francisco, Rio Doce und dem Parana zueilen, so würde es der Kunst möglich werden, viele Gegenden mit diesen wichtigen Strömen in Verbindung zu bringen. Gegenwärtig besitzt die Provinz, von welcher wir abhandeln, gar keine Verbindungen unter sich, und nur eine höchst schwierige mit den nördlichen und westlichen Nachbarländern und der Seeküste. In diesem fühlbaren Mangel, welcher den Handel erschwert, und den wichtigen Ackerbau gänzlich unterdrückt, muß man die Ursache suchen, daß Minas nur ein Schatten von Dem ist, was es seyn könnte, und daß es nicht eher zu einiger Wichtigkeit gelangen, und an Bevölkerung zunehmen wird, bis man von Seite der Regierung, oder von jener der Einwohner, auf Abhülfe des erwähnten Nachtheiles denken wird.

Die Provinz Minas Geraes zählt nach den neuesten Berichten 450,000 Einwohner; es kommen daher auf eine Quadratmeile kaum

14 Menschen. Die Kultur des Landes ist kürzlich diese. Man schlägt, in Gegenden wo Wald steht, diesen vom Monate April bis Anfang Junius, läßt ihn, nachdem man die Aeste von den Stämmen getrennt, bis Mitte Augusts unberührt liegen, und benützt nun die Zeit bis zur Mitte des Septembers, um den Wald in Brand zu stecken. Von dem günstigen Wetter während der letzten Zeit hängt allein die Möglichkeit, den Boden zu bepflanzen, oder die Ergiebigkeit der künftigen Ernte, ab. Tritt während derselben Regen ein, so kann entweder gar nicht, oder nur schlecht gebrannt, also entweder gar nicht gepflanzt, oder auf keine gute Ernte gerechnet werden. Wird daher der günstige Moment von dem Landwirthe übersehen, so muß er dieses Jahr für verloren betrachten; tritt während der Pflanzung, welche vom September bis Mitte Oktober statt finden muß, Dürre ein, so ist der Mißwachs gleichfalls entschieden. Günstiges Wetter und kluge Benützung desselben entscheiden daher allein über das Gedeihen der Ernten des brasilianischen Landmannes, dessen ganze Theorie des Ackerbaues in dem Brennen des Bodens besteht. Da, wo dieses möglich ist, bestätigt sich der Erfolg dieses Systems vollkommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird dadurch auf das Höchste befördert, das Unkraut bis in seine tiefsten Wurzeln zerstört, und durch die große Menge der zurückbleibenden Asche dem Boden eine Menge des besten Düngers zugeführt. Von nicht minderer Wichtigkeit ist die Wirkung des Feuers auf den Stamm der Bäume und des kleinen Gesträuches, welche nun nicht mehr grünen, und neue Zweige und Blätter ansetzen können. Die Meinung des Landmannes, daß ohne Feuer keine Kultur möglich wäre, ist aber so fest bei ihm eingewurzelt, daß er jene Gegenden, welchen die Natur keine Waldungen schenkte, für unfähig zu aller Kultur hält, und sie unbebaut liegen läßt. Da, wo hohes Gras den Boden bedeckt, wie in den Campos, wird die sogenannte kalte Jahreszeit abgewartet, in welcher das Gras absteht und trocken wird, um es anzuzünden; kein übles Verfahren, wenn die Einwohner dabei mit einiger Ordnung zu Werke gingen, und dem Fortschreiten des Feuers Gränzen zu setzen wüßten. Da Dieß unterlassen wird, so verbreitet es sich, besonders wenn ein frischer Wind weht, manchmal über eine ungeheure Strecke Landes, ergreift Gebüsch und Wälder, und wird den Wohnungen der Menschen und den weidenden Heerden gefährlich. Dieses Brennen hat den entschiedenen Nutzen, eine große Menge lästiger Insekten, und schädlichen Gewürmes, besonders Schlangen, zu vertilgen, und weil das flüchtige Feuer die Grasnarbe nicht angreift, durch die zurückbleibende Asche diese zu düngen.

Der brasilianische Landmann wendet kein einziges unserer europäischen Ackerwerkzeuge an; in den gebirgigen Gegenden und den heißen Thälern, welche früher Urwald bedeckte, könnte der Pflug auf keine Weise gebraucht werden, da die zurückbleibenden Baumstämme und Stöcke mit ihren ungeheuren Wurzeln, seine Anwendung nicht gestatten. Diese zu entfernen und auszurotten, erforderte unzählige Menschenhände, und würde sich niemals bezahlen; man lockert daher die Erde mit breiten Hauen an den freien Plätzen ein paar Zoll tief auf, wirft den Samen in die Oeffnung und deckt ihn mit dem Fuße wieder zu. Auf diese Weise kann man zu jeder Stelle gelangen, und das Land bis zu dem Gipfel der Berge bepflanzen. Die weitere Arbeit besteht darin, die Pflanzung von allem Unkraute rein zu halten. Schneller als man glaubt, werden auf diese Weise große Strecken Landes angebaut, und kommt man in Gegenden, in welchen man sich auf den Anbau einiger Feldfrüchte besonders verlegt, so kann man Fluren erblicken, welche den fruchtbarsten europäischen vollkommen ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß man in Brasilien auf demselben Flächenraume zehn und zwanzig Mal so viel erntet, wie in Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

Aus einem Sendschreiben Fenimore Cooper's an den General Lafayette.

Ein französisches Journal, die „Revue Britannique“ enthielt vor einiger Zeit einen langen Artikel, worin der Staatshaushalt der Vereinigten Staaten mit dem von Frankreich verglichen, und daraus zu Gunsten des Systems der gegenwärtigen Regierung der Schluß gezogen wurde, daß die französische Finanzverwaltung im Verhältniß auf größerer Oekonomie beruhe, als die nordamerikanische. Der Artikel der Revue Britannique war ohne Zweifel darauf berechnet, den Eindruck zu verwischen, den der letzte Bericht des Präsidenten Jackson über die innere Verwaltung der Vereinigten Staaten auf die Gemüther zu einer Zeit hervorgebracht haben mußte, wo es in Frankreich sich darum handelte, das neue Bürgerkönigthum so freigebig mit der verschwenderischen Pracht der alten Legitimität auszustatten. Fenimore Cooper übernahm es, in einem Schreiben an den General Lafayette die von dem erwähnten Journale gemachten Angaben zu widerlegen oder zu berichtigen, wobei er denn freilich manchem unsrer europäischen Finanzmänner, nach deren Ansicht nur der Staat am reichsten und glücklichsten ist, dessen Unterthanen am meisten zahlen, und dessen Herrscher am meisten ausgeben können, vor den Kopf gestoßen haben mag. Vielleicht hat sich Cooper im gerechten Stolz auf die musterhafte Verwaltung seines Vaterlandes, ein wenig zu viel von selbstgefälliger Bewunderung hinreißen lassen; jeden Falls aber enthält seine Abhandlung eine Menge der interessantesten Angaben und Erörterungen, die wir hier kurz gefaßt zusammen zu stellen versuchen.

* * *

Die Schriftsteller von fast allen auswärtigen Nationen pflegen aus der geographischen Lage und den politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten ganz sonderbare Folgerungen zu ziehen. Es ist Dieß insbesondere mit Europa der Fall, wo diese beiden Gesichtspunkte in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervortreten, und zur Erklärung der Erscheinungen des Staatslebens herhalten müssen, wie es eben Jedem in den Kram taugt, der die Feder führt. So werden z. B. manchmal Gewaltthätigkeiten, die dem Leben an der Gränze zugeschrieben werden müssen, dem Republikanismus zur Schuld gelegt; während man das Gedeihen und Aufblühen der Staaten, was der Erfolg guter Einrichtungen ist, dem Kindheitszustande der bürgerlichen Gesellschaft beimißt. Die „Revue Britannique“ ist dieser Verwechslung von Ursache und Wirkung nicht entgangen. Ich kenne kein einziges großes Resultat in der Geschichte der Vereinigten Staaten, das nicht früher oder später dem Nationalcharakter zugeschrieben ward, der doch rein zufällig ist. Glücklicher Weise liegen Thatsachen zur Hand, um diese Theorien zu widerlegen. Sollen denn die Vereinigten Staaten allein nicht der Vortheile genießen dürfen, die mit dem Nationalcharakter und den Institutionen zusammen hängen, aus denen dieser Cha-

rakter abstammt? Heißt es nicht kalt und warm aus Einem Munde blasen, wenn man sagt, die Vereinigten Staaten sind glücklich, weil sie jung sind, und Meriko, Chili und Peru sind im umgekehrten Fall, weil sie nicht alt sind? Die Vereinigten Staaten sind von Gesellschaften umgeben, die jünger und älter sind als sie, und sie besitzen in ihrer Union fast jede Form der Staatsgesellschaft, von der an, wo die Künste blühen, bis zu jener, wo noch keine Art an die Wurzel des Baumes gelegt wurde; sie nehmen einen Raum von zwanzig Graden Breite und eben so viel Länge ein; alle Religionen bestehen in diesem Lande neben einander, und um diese Parallele vollständig zu machen, findet sich hier auch noch in einigen Staaten der Schandfleck der Sklaverei.

Gewöhnlich schreibt man die vortheilhafte finanzielle Lage der Vereinigten Staaten dem geringen Aufwande für das Militärwesen, und dieses wieder ihrer geographischen Lage zu. Allerdings liegt in dieser Ansicht etwas Wahres, allein die Folgerungen, die man daraus zieht, sind übertrieben. Wenn es lokale Vortheile dieser Art gibt, so gibt es auch große Nachtheile von gleicher Natur. Die Ausdehnung des Landes erfordert schweres Geld, wovon Frankreich mehr oder minder befreit ist. Der am fernsten von Washington entlegene militärische Posten ist so weit als Petersburg von Paris. Die Soldaten und ihr Bedarf müssen regelmäßig von Zeit zu Zeit dahin gebracht werden, und zwar häufig mit großen Kosten durch eine Wüste. Noch mehr, ein großer Theil der jährlichen Ausgaben im Departement des Kriegswesens wird verwendet, Festungen zu bauen, eine lästige Nothwendigkeit, von der die alten Nationen völlig oder doch zum größten Theile befreit sind. (Forts. f.)

Ein spanisches Carrousel.

Wenn man das spanische Theater und namentlich die „Autos sacramentales“ oder heiligen Komödien Lope de Vega's gelesen hat, so erstaunt man über die seltsame Mischung von Frömmigkeit und profaner Unterhaltung, von Possen und religiösen Ceremonien, die man darin findet; allein man findet dieselbe sonderbare dramatische Kombination in den Sitten und vorzüglich in den feierlichsten Festen des spanischen Volkes wieder. In Spanien wie in Portugal brennt man zu Ehren des heiligen Sakramentes Feuerwerke ab und führt zur Linderung der Pein der armen Seelen Komödien auf, wie man zu Ehren der heiligen Jungfrau Stiergefechte gibt. Ueberhaupt wird die heilige Jungfrau bei keiner Gelegenheit vergessen, und man hört sie bei der alltäglichsten Handlung wie bei den entgegengesetztesten Unternehmungen anrufen; heute von einer Truppe Schmuggler, morgen von den Mauthwächtern, die sie verfolgen wollen. Bald muß sie sich zur Associée eines Handlungshauses hergeben, bald zur Vorsteherin einer Versicherungsanstalt. Ihr Bild sieht man mit derselben Feierlichkeit an der Spitze eines Regimentes, wie in einer Prozession von Mönchen einhertragen. Zu ihr allein erheben sich mehr Gebete als zu allen Heiligen des Kalenders insgesammt. Unter Anderm ist die „unbefleckte Empfängniß“ für alle Spanier der Gegenstand einer hohen Verehrung. Zu ihrer Vertheidigung zieht der spanische Ritter den Degen, wie Päpste und Konzilien für sie geeifert; ihr zu Ehren wurde auch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das nachstehende feierliche Carrousel zu Sevilla angestellt, das wahrscheinlich im Laufe der Zeit öfters wiederholt worden ist.

Erzbischof und Stadtbehörden von Sevilla hatten im Jahre 1617 den Beschluß gefaßt, den Triumph der unbefleckten Empfängniß feierlich zu begehen, und deßhalb bei König Philipp III die Erlaubniß ausgewirkt, Gesandte nach Rom schicken zu dürfen, um hiezu die Genehmigung des päpstlichen Stuhles einzuholen. „Am 22 October, Abends zehn Uhr,“ so erzählt der Verfasser einer Geschichte von Sevilla, in der das erwähnte Ringelrennen sich beschrieben findet, „langte die Bulle an, die Paul V zu Ehren des erwähnten Mysteriums erlassen hatte, und die Nachricht davon verbreitete in der ganzen Stadt eine allgemeine Bewegung. Das Glück, wovon alle Herzen der Einwohner erfüllt wurden, gab sich durch Ströme von freudigen Thränen kund. Obgleich es schon Nacht war, kamen sie doch aus ihren Häusern hervor, wünschten einander Glück und streiften wie am hellen Tage in den Straßen umher. Die Brüderschaft der Nazarener, sechshundert Köpfe stark, durchzog mit Fackeln in der Hand und Lieder zum Lobe der heiligen Jungfrau absingend, die vornehmsten Theile der Stadt. Aller Orten wurden Freudenfeuer angezündet, Feuerwerke abgebrannt, und alle Fenster und Balkone waren beleuchtet. Um Mitternacht fingen die Glocken der Kathedrale zu läuten an, und alle Thürme der Pfarrkirchen und Klöster erwiderten ihren Schall. Das Volk drängte sich nach dem Palast des Erzbischofs, der auf seinem Balkon erschien und Freudenthränen vergoß, als er die fromme Fröhlichkeit seiner Heerde sah. Die Kirchen wurden geöffnet. Das Volk strömte hinein und sang Psalmen und Hymnen.“

Der Erzbischof und die Stadtbehörden beschlossen hierauf, diesem improvisirten Feste regelmäßiger angeordnete Feierlichkeiten folgen zu lassen. Der 7 December war als der Tag anberaumt, wo das Volk feierlich schwören sollte, die Wahrheit des Mysteriums von der unbefleckten Empfängniß zu vertheidigen. „An diesem Tage fanden Prozessionen von allen weltlichen und geistlichen Körperschaften statt; alle Glocken wurden geläutet, die Kanonen des Thurmes Dorea und die der Schiffe begrüßten durch unaufhörlichen Donner die Mutter des Heilandes; Tanz, Musik, Freudengeschrei belebten alle Straßen und Plätze. Es wurden auf Kosten der Stadt Pferderennen und Stiergefechte gehalten. Man bemerkte bei einem dieser Turniere den Zwerg des Don Melchior de la Alcazar, der so klein war, daß man seine Steigbügel an den Sattel annageln mußte. Dieser seltsame Kämpe ritt auf einem weißen, mit reichen Schabraken bedeckten Renner ein, der von vier Negersklaven von riesenhafter Größe geführt wurde. Der Zwerg war in ein schwarzsammtnes Wamms gekleidet, das mit Goldborten eingefaßt war; so trug er auch einen schwarzsammtnen Hut mit schwarzen und weißen Federn, weiße Halbstiefel und goldene Sporen. Seine Begleiter hatten eben so prächtige Anzüge. Der Zwerg stürzte sich mit großem Muthe auf den Stier und stieß ihm seine Lanze wohl einen halben Schuh tief in den Hals.“

Der Glanzpunkt des Festes blieb indeß das von der Zunft der Seidenweber gegebene Carrousel. „Man richtete nahe der „Puerta del Perdon“ einen erhöhten geebneten Platz her, dem Altare der heiligen Jungfrau gegenüber, die dort verehrt wird; am Fuße des Altars befanden sich drei prachtvolle Sitze. Zu beiden Seiten der Rennbahn waren Eingänge für die Kampfrichter, den „Mantenedor“ (der Held des Tages, Champion), für die Sekundanten und Kämpfer. In einer Ecke der Rennbahn war das Zelt des Mantenedors, reich aus grauem Taffet mit einem Sessel von schwarzem Sammt aufgeschlagen. Am Haupteingange sah man einen wohl nachgeahmten Apfelbaum mit der verbotenen Frucht, einem Schilde und der Ausforderung behangen. Um fünf Uhr langte der Marschall der Rennbahn und sein Adjutant an, begleitet von vier jungen Leuten, welche Engel vorstellten und Kerzen in der Hand trugen, und einem Manne, der den Erzengel Michael vorstellte. Bald darauf erschienen sechs andere junge Leute, wie die ersten gekleidet, und unter ihnen der Herold, der die Kampfpreise trug: ein Kind und ein Lamm. Den Zug schlossen die Richter, deren zwei waren, die die Milde und Gerechtigkeit darstellten. Nicht lange darnach hörte man sechs Trommler, vier Pfeifer und zwei Klarinetspieler, hinter denen zwei Wilde mit ihren Keulen auf den Schultern, acht junge Leute schwarz gekleidet und mit Fackeln und zwei Furien einhergingen, zwischen denen sich ein in Goldbrokat gekleideter Page befand, der die Ausforderung trug. Endlich kam als der letzte dieses Zuges der Sekundant des Mantenedors in schwarzem Gewande, mit schwarzen und gelben Federn auf dem Hute. Derselbe zog in der ganzen Rennbahn umher und rief den Mantenedor, der in schwarzem goldgesticktem Kleide hervortrat und eine zwölf Fuß lange Lanze in der Hand hielt. Nun erschienen seine Gegner, die Kämpfer. Der erste war Adam, dem sechs Bauern mit Fackeln vorangingen, und die Hoffnung und Unschuld folgten. Der zweite war Kain, sechs Furien voran und den Neid hinter sich. Der dritte war Abraham, voraus gingen ihm sechs Zwerge, und der Glaube mit drei als Pilgrime gekleideten Engeln und sein Sohn Isaak umgaben ihn. Der vierte war Hiob, der sechs Pagen vor sich und die Geduld hinter sich hergehen hatte. Der fünfte war David, dem sechs Krieger voran gingen und die Reue folgte. Der sechste war Jerobeam, der vier Indianer vor sich und das Heidenthum hinter sich hatte. Der siebente war Ahab, mit zwölf seltsam gekleideten

jungen Leuten voran und dem Geiz hinter sich. Der achte war der h. Johannes der Täufer, dem zwölf schöne junge Leute vorangingen und die göttliche Gnade folgte. Alle diese Personen hatten Gewänder an, wie es sich für ihre Rollen schickte. Alle kämpften gegen den Mantenedor, der sie insgesammt auf den ersten Lanzenstoß verwundete; sie griffen darauf zu den Schwertern, worin einige ihn besiegten oder auch von ihm besiegt wurden.*) In dem Kampfe zeichnete sich besonders der heilige Johannes der Täufer aus; obgleich im ersten Strauß besiegt, reichte ihm sein Schildknappe, die göttliche Gnade, doch so gute Waffen, daß er entschieden Sieger blieb. Dem heiligen Johannes wurde daher die Palme des Sieges und der Preis des Lammes zuerkannt. Hierauf entfernte sich unter einer kriegerischen Musik der Marschall des Turniers, mit seinem Adjutanten und der göttlichen Gnade, um den letzten Mantenedor zu holen. Sie kamen bald darauf zurück, begleitet von zwölf schönen Knaben mit Fackeln und Kindern von vier bis fünf Jahren, welche die sieben Kardinaltugenden und die sieben himmlischen Heerschaaren vorstellten. Jede Tugend oder jeder Engel war von seinem Schildknappen begleitet. Dann kamen die göttliche Gnade und die göttliche Liebe, die ein Kind von drei Jahren in ihrer Mitte hatten. Zuletzt trat ein Kind von sieben Jahren, das schönste von allen, auf, das die heilige Jungfrau vorstellte. Es hatte deßhalb auch ein reiches mit goldenen Sternen gesticktes Gewand an; seine Locken fielen ihm über den Nacken herab und auf dem Haupte trug es ein Diadem, das aus zwölf Sternbildern bestand. Bei ihrem Anblicke erzitterte der Mantenedor, einer der Kämpfer nahm ihm die Lanze, „Adams Tochter“ genannt, und ein Schildknappe, gab ihr dafür eine andere, „die Tochter des Vaters“ genannt. Mit dieser griff sie ihren Gegner an, der erschrocken vergebens die Luft mit seinen Streichen verwundete, und durch einen Stoß in die Brust zu Boden geworfen wurde. Hierauf bewaffnete sich die Siegerin mit zwei andern Lanzen, auf deren einer geschrieben stand: „Mutter des Sohnes,“ auf der andern: „Gemahlin des heiligen Geistes.“ Mit diesen neuen Waffen siegte sie noch einmal, stürzte ihren Gegner, der ihrem Stoße zu begegnen wagte, nochmals zu Boden; setzte ihm den Fuß auf den Hals und stieß ihm unter allgemeinem Jubelgeschrei das Schwert durch den Leib. Die Richter entschieden, daß der Sieg der heiligen Jungfrau gebühre, setzten sie auf einen über die andern erhöhten Sitz, und übergaben ihr das Kind Jesu, den Preis des Carrousels. Die göttliche Gnade, die göttliche Liebe, der Erzengel Michael, der heilige Johannes der Täufer hatten ihre Sitze etwas tiefer, wo sie verweilten, während die ganze Schaar der Kämpfer vor ihnen scharmuzirte. Das Schauspiel endigte sich durch den Abzug des Mantenedors und seines Gefolges, die zur Linken hinwegritten, während der h. Johannes, der h. Michael, die Engel, Tugenden, Richter u. s. w. zur Rechten abzogen und den Siegeszug der glorreichen Siegerin bildeten, dem hundert und vierzig brennende Fackeln vorangingen, während das Volk ihr zum Preise und Lobe Lieder sang.“

Zu Ehren desselben Mysteriums gaben auch die Goldschmiede von Sevilla eine Maskerade, aus deren Beschreibung wir hier zum Schlusse noch folgende Stelle hervorheben: „Eine Fama zu Pferde von sechs Pagen begleitet, Herkules und Julius Cäsar, eine Schaar Aethiopier unter dem Befehle des Königs von England, eine Schaar Indianer von Montezuma angeführt, eine Schaar Römer mit dem Labarum, die Familien der Patriarchen von Adam bis Noah, Könige von Frankreich von Ludwig dem Heiligen bis auf den gegenwärtig regierenden Monarchen, die Familie von Oesterreich von Rudolph bis auf Philipp IV u. s. w.“

Arme spanische Ritterschaft, bis zu diesen barocken Spiegelfechtereien war es also mit Dir gediehen, seitdem der Roman des Cervantes die letzte Lanze in den Händen eines närrischen Ritters zerbrochen, seine Dame in eine Bauerndirne und seinen Schildknappen in einen witzigen Lümmel verwandelt hatte, die alle Drei sprüchwörtliche Namen geworden sind!

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Die Neger von der Küste, oder die neuen Neger, wie man sie gewöhnlich heißt, kommen hier in einem vollkommen rohen Naturzustande an; sie stehen geistig und moralisch auf einer ungemein niedern Stufe von Bildung, und manche Nationen und einzelne Individuen sind so beschränkten Verstandes, daß sie dem Thiere weit näher stehen als dem Menschen; andere besitzen natürliche Anlagen und lohnen die Bemühungen, welche man auf ihre Erziehung verwendet, dadurch, daß sie sehr brauchbar zu den verschiedenen Verrichtungen werden, welchen man sie bestimmt. Leider nimmt man sich in der Hauptstadt nur in sofern der Negersklaven an, als man den höchst möglichen Gewinn von ihrer Geschicklichkeit erwartet; es genügt, wenn sie ihren Taglohn verdienen; sonst können sie treiben, was sie wollen. Allenthalben böses Beispiel vor Augen, sind die Stadtneger daher größtentheils verdorbene, lasterhafte Menschen, welche Furcht und Feigheit allein von größern Verbrechen abhält; von Natur aus dem Trunke, der Neigung zum Stehlen ergeben und äußerst träge, fröhnen sie diesen Leidenschaften bei jeder Veranlassung, und sind selbst Ursache, wenn sie hart und oft scheinbar grausam behandelt werden. Da, wo man es der Mühe werth hält, sie nicht allein zu tauglichen, sondern auch zu sittlichen Menschen zu erziehen, entwickeln sie eine Menge guter Eigenschaften; sie sind gutmüthig und anhänglich, unter sich äußerst verträglich, und erweisen dem Alter die rührendste Achtung und Aufmerksamkeit. Alte Männer und Frauen werden stets Vater und Mutter genannt, und häufig laden sich die Jüngern doppelte Arbeit auf, um diesen ihr Daseyn zu erleichtern; sie theilen mit ihnen, was sie besitzen; küssen ihnen die Hände; leiten, wenn sie ihnen begegnen, ihre wankenden Schritte und erbitten ihren Segen. Der immer gleiche Frohsinn dieses Volkes steht im mächtigen Kontraste mit dem düstern und melancholischen Charakter der Brasilianer; nur im Genusse des Augenblickes lebend, unbekümmert um die Zukunft, benutzt der Neger jede Veranlassung zur Freude, und verrichtet tanzend und singend seine Arbeit; kommt der Abend herbei, und es blieben ihm einige Vintems über den Taglohn, den er nach Hause bringen muß, so dünkt er sich unaussprechlich glücklich, und vor einer Venda mit seinen Landsleuten vereinigt, überläßt er sich der ganzen Lebhaftigkeit seines Gemüthes; die Töne eines vaterländischen Instrumentes, die Anwesenheit eines ihm günstigen Mädchens begeistern ihn; er beginnt mit ihr einen seiner vaterländischen Tänze, von seinen Landsleuten umringt, welche die Musik mit ihren Stimmen begleiten und dem gewandten Paare reichlichen Beifall zollen; andere treten an dessen Stelle, indeß das Pärchen sich mit einem Glase Branntwein und einigen gebackenen Fischen labt und später ein Schäferstündchen feiert.

Das weibliche Geschlecht, so lange es jung und schön ist, befindet sich besonders in Rio de Janeiro vortrefflich; diejenigen, welche zum Dienste des Hauses verwendet werden, arbeiten wenig, denn Jedermann, der nur einigermaßen bemittelt ist, hat Ueberfluß an Sklaven; die mit Waaren und Süßigkeiten u. s. w. auf die Straßen geschickt werden, durchschwärmen den ganzen Tag die Stadt und verdienen mit verschiedenen Nebengeschäftchen, die sie auf eigene Rechnung treiben, so viel, daß sie ihre Herrschaft jedesmal befriedigen, und noch ein Nambaftes auf ihr Vergnügen und ihre Kleidung verwenden können, und sehr schöne Negerinnen finden so viele Gönner unter Brasilianern und Europäern, daß sie gar nicht nöthig haben, auf irgend eine Weise zu arbeiten. Um den Schein zu retten, tragen sie ein Körbchen mit einigen Orangen oder Konfituren auf dem Kopfe, und gelten nun gleich den übrigen Negerinnen für Quitandeiras. In den Stand gesetzt, ihren Hang zum Putze zu befriedigen, kleiden sich diese afrikanischen Sirenen eben so reich als geschmackvoll; ein blendend weißes Unterkleid von feinstem Baumwollenzeuge schmiegt sich an den üppigen, schlanken Körper; das weite Hemd fällt über die eine Schulter herab und enthüllt einen Theil des herrlichsten Busens; eine rothe Schärpe hält das Unterkleid fest und ein farbiges Tuch ist in der Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden; dazu tragen sie sehr schöne Ohrringe, Colliers und Braceletes von Korallen, oder andern Schmuck von brasilianischer Arbeit. Es ist ein sehr lieblicher Anblick, diese schwarzen Bajaderen flüchtigen Schrittes die Straßen durcheilen zu sehen, dort und da an einem Fenster weilend, um ihre Bekannten zu grüßen, und ein Moment schwerer Prüfung, um, wenn die kleine Sirene mit süßem Lächeln und schmachtendem Blicke zum niederen Fenster hereinruft: Vossa merced não compra doces? *) — mit nada (nichts) zu antworten. (Schluß folgt.)

*) Es versteht sich, daß die Verwundung, wie der Kampf überhaupt nur zum Scheine und das Ganze, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, bloß allegorisch war. A. d. R.

*) Kaufen Euer Gnaden keine Süßigkeiten?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 68. 8 März 1832.

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Näherer Bericht darüber aus dem New Monthly Magazine.)

Selbst während der stürmischen Tage der letzten Revolution verursachte kein Ereigniß eine solche Aufregung in ganz Griechenland als die Ermordung des Grafen Capodistrias. So wie vor zweitausend Jahren fiel ein Mann, den man beschuldigte, er strebe nach der unumschränkten Gewalt, als Opfer seines Ehrgeizes, und die neuern Griechen werden ohne Zweifel die Namen Georg und Constantin Mauromichalis, den in der Geschichte der Vorzeit ihres Landes berühmten Namen Harmodius und Aristogiton beigesellen.

Der Graf Capodistrias wurde zu Corfu, in einer reichen und in allgemeiner Achtung stehenden Familie geboren. Als die Russen sich zu Herren der jonischen Inseln machten, wurde der Graf ihnen nützlich, und als sie wieder abzogen, ging er mit ihnen, verleibte sich dieser Nation ein, und betrachtete sich von da an stets als Russe. Lange vorher, ehe die griechische Revolution ausbrach, begleitete er verschiedene Posten bei dieser Regierung und wurde Agent und Triebfeder dieser Revolution. Im Jahre 1820 kam Capodistrias in sein Vaterland zurück, unterhielt fortdauernd Verbindungen mit der Hetäria, und unterstützte ihre Plane aus allen Kräften, aber immer nur in so fern Dieß den Interessen Rußlands angemessen war. Als die Revolution in der Wallachei unter Ypsilanti ausbrach, gaben die Russen laut ihre Mißbilligung zu erkennen: auch Capodistrias verläugnete die Grundsätze der Insurgenten, obgleich er einer der eifrigsten Verbreiter derselben, und im Geheim mit den Agenten dieser Revolution verbunden war.

Der Glaube ist allgemein verbreitet, daß er seit der glücklichen Beendigung der Revolution stets seine Blicke auf die souveräne Gewalt richtete, und unstreitig konnten auch seine Eigenschaft als Grieche, und das Vertrauen und die Unterstützung der Russen so ehrgeizige Absichten in ihm erzeugen. So lange der Kampf dauerte, nahm er indeß keinen Theil an den Geschäften, aber sobald die Unabhängigkeit Griechenlands sicher gestellt war, beeilte er sich, nach Nauplia zu gehen, wo er im Januar 1828 ankam, und sogleich als Präsident und Chef der Regierung bestätigt wurde. Er ward mit Freudengeschrei begrüßt, denn seine Ankunft erschien als ein Unterpfand des Friedens und der Vereinigung, da Nauplia eine Beute der Faktionen Griva's und Colocotroni's war. Beide unterwarfen sich dem Grafen Capodistrias, und die Häupter aller übrigen Parteien folgten ihrem Beispiel; kurz seine Autorität wurde einstimmig von Allen anerkannt.

Der erste Akt seiner Verwaltung erprobte den mächtigen Einfluß des neuen Herrschers. Capodistrias machte bekannt, daß da der Feind von Außen nicht mehr zu fürchten stehe, so sey es unnöthig, daß die Bürger länger in Waffen blieben, und deßhalb sollten diese in den Arsenalen der Regierung niedergelegt werden. Diese einfache Aufforderung wurde mit so vieler Nachgiebigkeit aufgenommen, daß die ganze Bevölkerung wie aus eigener Bewegung die Waffen ablegte, und Griechenland, wo man bis jetzt überall bewaffnete Männer sah, die allenthalben plünderten und Bedrückungen übten, genoß nun der Ruhe und des Friedens. Die Reisenden konnten jetzt sicher nach dem Innern des Landes gehen; die Landgüter, welche den Türken gehört hatten, waren Eigenthum der Regierung geworden, die sie diesen entwaffneten Männern gegen eine Abgabe von 30 Proz. vom Ertrag in Pacht gab, und so sah man nun auf Einmal die kriegerischen Waffen gegen Pflug und Spaten vertauschen. Schulen wurden allenthalben, größtentheils nach dem Lancasterschen Systeme, errichtet, und die Ruhe und der Wohlstand, die Griechenland zu bieten schien, veranlaßten eine Menge Ausländer bedeutende Summen auf den Ankauf von Ländereien, theils auf den Inseln, theils im Festland zu verwenden. Admiral Sir Pulteney Malcolm, Herr Leeves und andere ausgezeichnete Engländer ließen sich in der Nachbarschaft von Athen nieder; zu Nauplia so wie in vielen andern Städten wurden eine Menge Straßen nach Planen, die die Regierung lieferte, errichtet, und das Land fing an, gleich dem Phönix, aus seiner Asche zu erstehen. Man beschäftigte sich damit eine neue Münze zu prägen, und um endlich dem Mann, den man als den Schöpfer dieses neuen Wohlstandes ansah, einen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben, schlug das Volk vor, dem Präsidenten einen Gehalt von 30,000 Kronen (ungefähr 180,000 Fr.) anzubieten. Zum allgemeinen Erstaunen schlug jedoch Capodistrias diese Summe aus, und dieser Beweis von Uneigennützigkeit, stellte seine ausgezeichneten Eigenschaften in ein um so glänzenderes Licht.

Allein nur zu bald sah man den wahren Charakter dieses Mannes sich entwickeln. Er hob die populäre Form der Regierung auf, und ernannte ein Konseil unter dem Namen Panhellenion, das er aus seinen Kreaturen zusammensetzte. Die von Frankreich und Rußland geschickten Unterstützungen an Geld verwendete er, um

Männer zu erkaufen, die seine despotischen Plane unterstützten; alle Konstitutionellen, die während des Unabhängigkeitskrieges am meisten sich ausgezeichnet, und die größten Gefahren bestanden hatten, verloren sein Vertrauen. Maurokordato, Trikupi und eine Menge anderer, durch Talente und die dem Vaterlande geleisteten Dienste nicht weniger ausgezeichneter Griechen wurden ihrer Stellen beraubt, und unbekannte, dürftige Jonier, von Corfu kommend, die Grafen Viario und Augustin, Brüder des Präsidenten, an ihrer Spitze, wurden berufen, um jene edeln Patrioten, die jetzt den Lohn für so viele Opfer und Gefahren zu erhalten hofften, zu ersetzen. Alle einträglichen Stellen wurden einem Graeculus esuriens der Inseln Corfu und Cephalonien gegeben, und nun begann das getäuschte Volk zu murren und zu klagen.

Um die laute Stimme des Volksgefühls zu unterdrücken, ward ein Spionirsystem organisirt; die Posten wurden auf Befehl der Regierung angehalten, das Briefgeheimniß verletzt, und bald zählte man in Griechenland mehr Agenten des Despotismus als selbst unter der bedrückendsten und willkürlichsten Gewaltherrschaft.

Zu dieser Zeit wurde Prinz Leopold zum Souverän von Griechenland gewählt. Das Volk, der Herrschaft des Präsidenten müde, hörte diese Nachricht mit Jubel. Anfänglich verachtete Capodistrias dieses Gerücht; als er aber sah, daß es gegründet war, heuchelte er uneigennützigen Patriotismus, wünschte dem Lande zu diesem Ereigniß Glück, und erklärte seine Bereitwilligkeit, eine untergeordnete Stelle unter dem neuen König einzunehmen. Man weiß es jetzt, daß die Hindernisse und Schwierigkeiten, an denen dieser Plan scheiterte, das Resultat seiner geheimen Einflüsterungen und Uebertreibungen waren. Die Beschwerden, die man hinsichtlich der Gränzen erhob, kamen von seinen Agenten her, und der König, den man gewählt hatte, wurde auf diese Weise abgeschreckt, die Regierung eines Landes zu übernehmen, wo ihn so viele Unruhe erwartete.

Der Präsident, jetzt mehr als je seiner Herrschaft gewiß, hielt nun längere Verstellung nicht mehr für nöthig, und verfolgte unter dem Schutze Rußlands seine despotischen Plane. Er glaubte seine Absichten so wenig verbergen zu dürfen, daß er den Deputirten, die seiner Ankunft warteten, um die Wahl einer andern Nationalversammlung und die Errichtung einer konstitutionellen Regierung zu votiren, meldete, das Land sey für die Freiheit noch nicht reif, und dürfe daran noch nicht denken. Da nun das Volk seine Hoffnungen gescheitert, seine Opfer und langen Leiden unbelohnt, und die Gewalt in den Händen eines Agenten der Fremden sah, so erhob es sich überall auf den Inseln und dem Festlande. Die Mainoten, Spristen, Hydrioten und Porioten verbündeten sich, um das auf Griechenland lastende verhaßte Joch abzuschütteln, und Alles ließ die Schrecken eines Bürgerkriegs voraussehen, der noch viel zerstörender zu werden drohte, als der eben erst gegen die Türken beendigte Krieg gewesen war.

Unter den Personen, die am meisten den Verdacht der Regierung geweckt, und ihren Haß auf sich geladen hatten, war auch die Familie der Mauromichalis, die erblichen Statthalter von Maina. Seit Anfang der Revolution übte Petro-Bey, durch Alter und Charakter einer der geachtetsten Häuptlinge von Griechenland, zu Maina eine Art von Oberherrschaft aus. Dieses Gebirgsland hat einige Aehnlichkeit mit den schottischen Hochländern und schließt das alte Sparta in sich. Petro-Bey und seine Kinder opferten, ungeachtet sie eine fast unumschränkte Herrschaft in Händen hatten, dennoch unbedenklich Alles der Freiheit ihres Landes und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Petro-Bey verlor einen seiner Söhne im Kampfe, und als Griechenland den Frieden errungen hatte, zog er mit seinem einzigen Sohn Constantin und seinem Bruder Georg nach Nauplia, wo er zum Senator ernannt wurde. Das von der Regierung verfolgte System ward ihm bald verhaßt; er schloß sich der Partei der Konstitutionellen an, und wurde vom Präsidenten verbannt. Nun versuchte er heimlich in seine Heimath zurückzukehren, allein Capodistrias, der den Einfluß des alten Bey's auf die Gebirgsbewohner fürchtete, ließ ihn verhaften, und 5 oder 6 Monate lang in dem Thurmgefängniß von Itaphkaleh einkerkern. Sein Sohn und Bruder, die seinen Haß gegen die Regierung theilten, wurden ebenfalls verfolgt, unter Verhaft gestellt und später der Aufsicht zweier Polizeiagenten übergeben, die sie nie aus den Augen verlieren durften, und ihnen stets bewaffnet zur Seite bleiben mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Amerika verdankt die Befreiung von Militärlasten vorzüglich dem Umstande, daß seine Institutionen nur im Interesse der Massen gegründet wurden, und daher die Nation nicht des Beistandes bewaffneter Macht bedurfte, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten. Doch wozu eine Vergleichung zwischen einzelnen Nationalausgaben, die von so zufälligen Ursachen und von Interessen abhängen, die bei verschiedenen Nationen nicht gleich seyn können? Es gibt unter den civilisirten Völkern Bedürfnisse, die offenbar allen mit einander gemeinschaftlich sind und zu dem ökonomischen oder verschwenderischen Charakter einer Regierung bündigere Belege liefern, als irgend andere, die von so unsichern Ursachen abhängen. Beleuchten wir Dieß näher.

Die „Revue britannique" benennt die Ausgaben der Vereinigten Staaten für das Jahr 1829, wie folgt:

Civilliste	1,323,966	Dollars.*)
Departement der äußern Angelegenheiten .	207,060	—
Verschiedene Ausgaben	1,570,656	—
Staatsschuld	12,383,800	—
Seewesen	3,312,931	—
Kriegswesen	4,730,603	—
Pensionen	952,836	—
Zahlungen an die Indianer	589,159	—
Zusammen .	25,071,013	—

Zugegeben, daß diese Summe im Jahre 1829 von der Regierung der Union ausgegeben wurde; so muß doch bemerkt werden,

*) Man versteht in Amerika unter Civilliste die Besoldung aller Civilbeamten, die Kosten des Kongresses, der Bureaux u. s. w., mit Einem Wort, die Ausgaben der ganzen gewöhnlichen Civilverwaltung, mit Ausnahme der äußern Angelegenheiten.

daß von ihr fast die Hälfte, d. h. 12,383,800 Dollars auf Rechnung der Staatsschuld kommen, und zwar nicht blos zur Bezahlung der Interessen; denn 9,841,024 Dollars wurden am Kapital zurückbezahlt. Es ist bekannt, daß die ganze Staatsschuld der Union im Jahre 1835 völlig getilgt seyn wird. Diese Schuld schreibt sich von dem Anleihen her, das für den Befreinngskrieg aufgenommen wurde. Aus allen diesen Umständen geht hervor, daß man sehr im Irrthum ist, wenn man Vergleichungen zwischen Ausgaben anstellen will, die den zwei Nationen nicht gemeinschaftlich sind. Um eine Untersuchung anzustellen, aus der die wirklichen Kosten der Regierungen beider Staaten zu ersehen sind, werde ich die Thatsachen in Betreff der Vereinigten Staaten so genau herauszustellen suchen, als es mir meine Kenntnisse erlauben, und überlasse einen gleichen Versuch dieser Art in Bezug auf Frankreich Denen, die hierin besser unterrichtet sind als ich, wenn anders eine solche Vergleichung von einigem Nutzen ist.

Bevor ich aber auf nähere statistische Erörterungen eingehe, muß ich als Prämissen folgende Thatsachen vorausschicken. Die Nationalschuld der Vereinigten Staaten wurde hauptsächlich durch zwei große Ursachen veranlaßt, nämlich: durch den Befreiungskrieg und den Krieg mit England im Jahre 1812. Im Jahre 1790, oder nach der Errichtung der Union, belief sich die Staatsschuld auf 79,124,464 Dollars. Im Jahre 1812 war sie auf 45,209,737 Dollars reduzirt, obgleich drei Kriege, einer mit Frankreich und die beiden andern mit Algier und Tripolis, samt anderen kostspieligen Fehden mit den Indianern dazwischen gekommen waren. Der Krieg von 1812 vermehrte die Schuld so sehr, daß sie im Jahre 1816 auf 127,334,933 Dollars gestiegen war. Am 1 Januar 1831 war sie von Neuem auf 39,123,191 Dollars heruntergebracht, und am 1 Januar 1832 wird sie auf 25 oder 30 Millionen herabgesunken seyn, was ich jedoch nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben weiß. Zehn Millionen Dollars sind jährlich durch ein noch immer in Kraft stehendes Gesetz zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt, und da sich die Interessen gegenwärtig nicht über 1,500,000 Dollars belaufen können, so stehen jährlich 8,500,000 Dollars zur Löschung des Kapitals verfügbar. Die Rückzahlungen der Schuld sind nothwendig an die Bedingungen der verschiedenen Anleihen gebunden, und es hat sich in einigen Jahren, wo nicht eine hinlängliche Anzahl unmittelbar zurück zu kaufender Staatspapiere, die 3prozentigen ausgenommen, vorräthig war, ereignet, daß die Zahlungen verschoben werden mußten, bis das Ziel der Anleihen den Rückkauf erlaubte. Dieser Umstand hat in der wirklichen Verminderung der Staatsschuld in den verschiedenen Jahren eine scheinbare Unregelmäßigkeit verursacht. Die „Revue britannique" setzt die Einnahme der Vereinigten Staaten im Jahre 1829 auf 24,766,119 Dollars, und die Ausgaben auf 25,071,013, wie oben gesagt wurde, und sucht so scheinbar zu beweisen, daß die Ausgabe die Einnahme um 305,894 Dollars überstiegen habe, was einen mit den Verhältnissen unbekannten Leser veranlassen könnte, zu glauben, daß die wirklichen Bedürfnisse des Staates seine Gesamteinkünfte überstiegen haben. Allein wenn man die Angaben der Revue britannique selbst durchgeht, so findet sich, daß im Jahre 1812 von der Staatsschuld 12,383,800 Dollars zurückbezahlt wurden, was also 2,283,800 Dollars mehr beträgt, als die dazu gesetzlich bestimmte Summe von 10,000,000 Dollars. Diese Ueberschreitung der zehn Millionen rührte aber daher, daß das nöthige Quotum der zurückkäuflichen Staatspapiere im Jahre vorher nicht vorräthig war. Es muß jedoch bemerkt werden, daß ungeachtet dieser Ueberschreitung am 1 Januar 1830 im Schatze noch 5,755,704 Dollars vorräthig waren. Nachstehende Angaben enthalten das Verhältniß, in welchem während der letzten zehn Jahre die Staatsschuld zurückgezahlt wurde.

	Zurückzahlung		
	im Kapital	in Interessen	im Ganzen.
1821	3,279,821	5,087,272	8,367,093
1822	2,675,987	5,172,961	7,848,948
1823	607,331	4,922,684	5,530,015
1824	11,574,532	4,993,861	16,568,393
1825	7,725,034	4,370,309	12,095,343
1826	7,706,601	3,977,864	11,684,465
1827	6,515,514	3,486,071	10,001,585
1828	9,064,637	3,098,867	12,163,504
1829	9,841,024	2,542,776	12,383,800
1830	9,443,173	1,912,574	11,355,747

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Ministeriums Talleyrand im September 1815.

(Fragment aus dem noch ungedruckten dritten Theil der Memoiren eines Staatsmannes.)

Drei Ursachen wirkten zum Sturz des Ministeriums des Fürsten Talleyrand: 1) die Unmöglichkeit sich mit den Alliirten wegen Abschluß eines definitiven Vertrags zu verständigen; 2) die traurige Einwirkung des wegen des halbkonstitutionellen Gangs der ministeriellen Verwaltung aufgebrachten Hofs und der Coterie des Grafen Artois, und endlich 3) das Resultat der Wahlen, das Entstehen der Chambre Ardente vom Jahr 1815. Man weiß, daß im September die Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten so standen, daß es fast durchaus unmöglich war, zum Abschluß eines definitiven Friedensvertrages zu gelangen. Man konnte sich weder über die Gränzen des französischen Gebiets, noch über die Entschädigung an Geld, die Grundzüge der diplomatischen Unterhandlung, noch über die Dauer der Besetzung verständigen. Herr von Talleyrand hatte noch einige Hoffnung auf die Wirkung seiner letzten Note, in der er mit Würde und Entschlossenheit gesprochen hatte. Er hoffte, die Verbündeten würden seinen geheimen, und den Interessen eines jeden Hofes besonders angepaßten Vorschlägen nicht widerstehen können, allein diese Hoffnung scheiterte gänzlich durch das neue Ultimatum, welches die vier großen Höfe ihm unterm 20 Septbr. zusandten, und das die definitiven Beschlüsse der Mächte zusammenfaßte: „Die verbündeten Höfe betrachten die Wiederherstellung der Ordnung, und die Befestigung der königlichen Autorität in Frankreich als den Hauptzweck ihrer Schritte; allein da sie zugleich überzeugt sind, daß Frankreich nie eines dauerhaften Friedens genießen würde, so lange die benachbarten Nationen ihm noch grollen, oder es fortwährend beunruhigen würden, so haben sie die Prinzipien einer gerechten Entschädigung für frühere Opfer und Verluste, und einer hinreichenden Garantie für die Sicherheit der benachbarten Staaten, als die einzig zweckmäßigen, um allen Unzufriedenheiten und Befürchtungen ein Ziel zu setzen, ins Auge gefaßt. Die Herren Bevollmächtigten Frankreichs erkennen selbst das erste dieser Prinzipien an, während sie das zweite mit Stillschweigen übergehen. Es ist indeß nur zu klar, daß das Bedürfniß einer Garantie für die Zukunft noch fühlbarer und dringender geworden ist, als es selbst zur Zeit des pariser Tractats war; was den Mächten im Jahr 1814 genügen konnte, können sie im Jahr 1815 nur als unzureichend erkennen; die Demarkationslinie, die zur Zeit des Vertrags vom 30 Mai die an Frankreich gränzen-

den Staaten sicher zu stellen schien, kann den gerechten Ansprüchen, die diese jezt erheben, nicht mehr entsprechen. Dieß sind die mächtigen Beweggründe, die die verbündeten Höfe genöthigt haben, von Frankreich noch einige Gebietsabtretungen zu fordern. Diese Abtretungen sind nicht von der Art, daß sie die Integrität Frankreichs wesentlich verlezen; Frankreich wird derselben ungeachtet, einer der am besten arrondirten und befestigten Staaten in Europa, und reich an Mitteln jeder Art bleiben, um den Gefahren einer Invasion zu begegnen. Die Unterzeichneten können nur mit Mühe begreifen, auf was der wesentliche Unterschied zwischen „altem und neuem Gebiet sich stüzt;“ sie können unmöglich glauben, daß die Herren Bevollmächtigten in den gegenwärtigen Unterhandlungen, die Lehre von der vorgeblichen Unverlezlichkeit des französischen Gebiets wieder zur Sprache bringen wollen. Es hieße jede Idee von Gleichheit und Reciprocität unter den Mächten zerstören, wollte man den Grundsaz aufstellen, daß Frankreich allein ungehindert sich vergrößern, Provinzen erlangen, und sie entweder durch Eroberung oder Verträge seinem Gebiet einverleiben konnte, und allein das Privilegium genösse, niemals irgend einen Theil seiner alten Besitzungen weder durch Kriegsunglück noch durch politische Uebereinkunft zu verlieren.“ Auf diesen Gründen beharrten die Bevollmächtigten der vier Höfe in dem dem König von Frankreich übergebenen Ultimatum. Die Note war unterzeichnet: von den Grafen Rasumoffski und Capodistrias für Rußland; vom Fürsten Metternich und dem Baron von Wessenberg für Oestreich; vom Fürsten Hardenberg und dem Baron von Humboldt für Preußen; und vom Lord Castlereagh für England.

Was konnte das Ministerium des Herrn Talleyrand bei dieser Lage der Unterhandlungen thun? Die Vorschläge, die er den vier großen Höfen gemacht hatte, gestatteten ihm nicht sich dem Ultimatum der Kabinete zu unterwerfen, er konnte einen solchen öffentlichen Rückschritt nicht thun, ohne sich völlig zu entehren. Von diesem Augenblick dachte er daran seine Entlassung zu nehmen. War aber dieser Wunsch wohl aufrichtig? Versuchte er nicht vielleicht durch diese Drohung Ludwig XVIII zu größerer Energie zu bewegen, und ihn mit dem Gedanken an einen schon vorgeschlagenen Nationalwiderstand vertraut zu machen? Herr von Talleyrand behauptete, zu diesem Schritte habe ihn das tiefe Gefühl der verlezten Ehre Frankreichs gebracht, er wollte einen erniedrigenden Traktat nicht unterzeichnen. Jene, welche den wahren Stand der damaligen Verhältnisse kennen, bringen nächst diesem edeln Gefühl auch noch die feste Ueberzeugung des Herrn von Talleyrand mit in Anschlag, daß er sich in seiner Stellung dem Ausland, dem Hof und endlich der neuen Kammer gegenüber, nicht mehr behaupten konnte.

In der That verhehlte auch der Kaiser Alexander seinen Widerwillen gegen Herrn von Talleyrand keineswegs. In einer Zusammenkunft mit Ludwig XVIII machte er diesen auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die die Mitwirkung eines ersten Ministers in den Geschäften erzeuge, der auf dem Wiener-Congreß die Hoffnungen Rußlands getäuscht, und der, was den Kaiser Alexander am empfindlichsten verlezte, die Verbindung einer russischen Prinzessin mit dem Herzog von Berry hintertrieben habe. Zugleich machte er ihm auch Hoffnung, auf die Möglichkeit von Concessionen von Seite der Alliirten, wenn er ein System annehmen, und einen Mann an die Spize der Geschäfte stellen wolle, der mehr Vertrauen einflößte. Ludwig XVIII lieh solchen Eröffnungen ein geneigtes Ohr; mit Widerwillen nur hatte er Herrn von Talleyrand zum Präsidenten des Conseils ernannt, man wird daher begreiflich finden, daß er mit Vergnügen dem Augenblick entgegen sah, der ihn von einem unerträglichen Zwang befreite.

Auf einer andern Seite wurde Ludwig XVIII vom Hof bearbeitet. In den ersten Augenblicken des Siegs einer Partei liegt immer ein fast unwiderstehlicher Aufschwung von Kraft; ein Ministerium, das die Geseze der Mäßigung befolgt, hat keine Kraft, und leistet es Widerstand, so wird es gestürzt.

Seit den beiden Berichten des Herzogs von Otranto und der unbegreiflichen Oeffentlichkeit, die man diesen wichtigen Dokumenten gegeben hatte, schien es fast gewiß, daß Fouché sich von den Geschäften zurückziehen werde, was nun nebst der Weigerung des Herzogs von Richelieu, und den Zögerungen in den Ausgleichungen mit Herrn Pozzo di Borgo dem ministeriellen Ehrgeiz Thür und Thor öffnete. Die Wahl schwankte nun zwischen einer vollständigen und einer theilweisen Aenderung des Kabinets. Da Herr von Talleyrand einmal persönlich gedroht hatte, so wurde eine Aenderung durchaus nöthig, weil das Haupt schwankte.

Der Pavillon Marsan verzieh es dem Kabinet Talleyrand nicht, eine Regierung konstituirt zu haben, auf die er keinen Einfluß hatte, und so eine von den royalistischen Comités unabhängige Verwaltung hergestellt zu haben. Am Hof gab es nichts als Klagen und geheime Intriken; man beschuldigte das Ministerium, daß es den Frieden verzögere und die Regungen des Royalismus unterdrücke. Der Graf Artois handelte offen gegen die Minister des Königs, und täglich sagte man dem, gegen Talleyrand ohnehin schon ungünstig gestimmten König, daß das Volk die Absezung des ersten Ministers fordere. (Schluß folgt.)

Ein Zweikampf.

(Nach dem Constitutionnel.)

In dem mit so vielem Duellanten-Blute getränkten Gehölze von Vincennes fand jüngst ein Zweikampf statt, der eben so traurig in seinen Folgen als merkwürdig wegen der dabei betheiligten Gegner war. Ein natürlicher Sohn Napoleons, der sechsundzwanzigjährige Graf Leon, wurde bei einer Spielpartie von einem Engländer, Hrn. Hesse, einem Adjutanten Wellingtons, auf das empfindlichste beleidigt. Der junge Graf fühlte die erlittene Kränkung um so tiefer, als das Band der Verwandtschaft, das ihn an Napoleon knüpft, für Niemand ein Geheimniß ist, und im Nothfalle durch die auffallende Aehnlichkeit des Grafen mit dem Kaiser zur Genüge erwiesen werden könnte. Eine Ausforderung erfolgte, und der Oberst Fournier übernahm es, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Graf Leon hatte auf die Wahl der Waffen verzichtet und sie seinem Gegner überlassen, der Pistolen wählte. Es war ausgemacht worden, daß die Gegner sich ihrer eigenen Waffe bedienen, diese aber vorerst von den Zeugen untersucht werden sollten, ob sie nicht ungleich seyen; hierauf sollten die Pistolen von den gegenseitigen Sekundanten geladen und als Kampfplaz zwei Barrieren, zehn Schritte von einander entfernt, abgesteckt werden, hinter denen sich die Gegner zehn Schritte weit anzustellen hatten; so daß also beide dreißig Schritte von einander entfernt standen. Von hier aus war es Jedem von ihnen erlaubt, bis an seine Barriere vorzugehen und zu feuern, wenn es ihm beliebte; doch sollte keiner über das gesteckte Ziel hinausgehen dürfen. Ferner wurde ausgemacht, daß die Kämpfer nur auf ein gegebenes Zeichen vorwärts gehen und der zuerst schoß den Schuß seines Gegners abwarten sollte, der hinwieder nur von der Stelle aus, wo auf ihn gefeuert worden, zu schießen hatte. Außerdem wurden noch andere bei einem Zweikampfe übliche Uebereinkünfte getroffen und dann zu diesem geschritten, nachdem beide Gegner noch vor den Zeugen die Erklärung abgelegt, daß sie sich für Männer von Ehre und Rechtschaffenheit hielten. Der Engländer Hesse hatte zu Sekundanten den Grafen von Esterno, einen Deutschen (?) und einen englischen Offizier; die Beistände des Grafen Leon waren der Oberst Fournier und ein französischer Offizier, May. Außerdem wohnten auch General Gourgaud und der Oberchirurg des eilften Artillerieregiments der Garnison von Vincennes dem Zweikampfe bei. Kaum auf ihrer Stelle angelangt, rückten beide Gegner sogleich fünf Schritte auf einander vorwärts an. Der Engländer schoß zuerst und fehlte; sogleich feuerte auch der Graf Leon und verwundete seinen Gegner durch die Brust. Die Wunde war so gefährlich, daß der Verwundete nicht nach Paris gebracht werden konnte. Alle vorhergegangenen Versuche zu einer glücklichen Ausgleichung waren umsonst gewesen, und der vormalige Sekretär des verewigten Kaisers, Herr Menneval, der Vormund des Grafen Leon, selbst war der Meinung, daß die zugefügte Beleidigung allzukränkender Art sey, um gütlich ausgeglichen werden zu können. Man erzählt sich bei dieser traurigen Geschichte, in der sich beide Gegner mit gleicher Kaltblütigkeit benahmen, einen merkwürdigen Umstand: Bei einer Reise, die der Graf Leon im verflossenen Jahre nach Rom unternahm, wurde er von der Familie Bonaparte mit der größten Zärtlichkeit aufgenommen, und die Königin Hortensia selbst gab ihm eine Blumenknospe, indem sie ihm empfahl, dieselbe anzustecken, wenn er eine Gefahr zu bestehen haben würde; sie würde ihm Glück bringen, fügte sie hinzu. Graf Leon, der bis jezt von diesem Talisman keinen Gebrauch gemacht hatte, trug sie bei diesem Zweikampfe zum ersten Male auf der Brust.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 69. 9 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bildeten sich die Gesellschaften der Boucaniers und der Flibustier, jener Männer aus allen Ländern, die unter dem Namen der „Küstenbrüder" sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigten, dessen Reichthümer ihre Habsucht reizten. Diese immer zahlreicher werdenden Verbindungen und ihre glücklichen Unternehmungen legten in den Antillen den Grund zu den nachmaligen englischen und französischen Kolonien, deren Entstehung in folgende drei Hauptepochen fällt: Die gleichzeitige Besitznahme der Insel Christoph durch beide Nationen im Jahre 1525; die Befestigung der französischen Macht auf Martinique, Guadeloupe, Tortue und St. Domingo in den Jahren 1635 bis 1641, und endlich die Eroberung von Jamaika im Jahre 1655 durch die von jenem Cromwell beherrschten Engländer, den 20 Jahre früher Karl I abgehalten hatte, nach Amerika auszuwandern. Das angesprochene Recht der Portugiesen wurde nicht mehr beachtet als das der Spanier. Villegagnon wollte im Jahre 1555 zu Rio Janeiro den Calvinisten eine Freistatt öffnen; sein geringer Erfolg und ein ähnlicher Fehlschlag zu Paraiba im Jahre 1583 hatten Frankreich und Coligny nicht entmuthigt. Im Jahre 1612 gründeten Rapilly und la Ravardiere zu Maranham eine kleine Kolonie die nur kurze Zeit bestand. Diese Ansiedlungen trugen, da sie die Reisen und Berichte Rifauts, Deveaux, Moquet's und la Pianque's veranlaßten, die diese Küsten bis zum Jahre 1620 durchstreiften, und den Amazonenfluß befuhren, dazu bei, den nördlichen Theil Brasiliens kennen zu lernen.

Mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Eroberungen und Entdeckungen der Seefahrer mehr ausgebildet, und in Brasilien, so wie im nördlichen Amerika neue Kolonien gegründet, von denen aus man neue Forschungen und Entdeckungen unternahm. In Brasilien verbot die portugiesische Regierung nach dem Innern des Landes vorzudringen: der Lauf der Flüsse begünstigte diese engherzigen Ansichten, und doch konnte nichts die außerordentlichen Unternehmungen der Paulisten hemmen. Um diese Menschenjäger, diese Goldspürhunde, diese amerikanischen Mameluken, Abkömmlinge deportirter Verbrecher, noch bekannter zu machen, fehlte es nur an Geschichtschreibern, die ihre zahllosen Reisen aufgezeichnet hätten; in solchen Berichten würden wir finden, wie sie von St. Paul aus bis Quito, Santa Cruz de la Sierra, zu den Statthalterschaften Piauhi und Goias vordrangen, und die Centralprovinzen des Landes durchreisten, die wir selbst jetzt noch nicht kennen. Ihre sämmtlichen Unternehmungen sind in Dunkel gehüllt, doch hatten sie zuweilen einen bestimmten Zweck im Auge, und mancher von jenen Abenteurern hat seinen Namen durch Entdeckung reicher Minen der Vergessenheit entrissen. Diesen umherschweifenden Paulisten, fanatischen Jesuiten und kühnen Portugiesen verdankt man die vorzüglichsten Entdeckungen, deren chronologische Reihenfolge, die Geschichte aufgezeichnet hat. Im Jahre 1603 reiste Gabriel Soares, um Eldorado zu suchen, von Maranham ab, ging über den Rio San Francisco, und kam in die Provinz Charcas; Pedro Coelho reiste durch die Statthalterschaft Seara, und erreichte die Sierra de Ibiapaba. In den Jahren 1626 bis 1628, während Holland das Reich Brasilien Portugal mit Erfolg streitig machte, kamen die Jesuiten in die Sierra de los Patos, und in das Land Caro. Zehn Jahre später gingen Teixeira und F. Christoval d'Acuna von der neuen Stadt Para aus, nach Quito, fuhren den Amazonenfluß auf und ab, untersuchten seine Zuflüsse, und erfuhren von den Indianern, daß dieser Fluß mit dem Orenoco in Verbindung stehe. Große Plane zu Kommunikationen im Innern des Landes wurden entworfen, und die Jesuiten setzten sich zwischen dem Amazonen- und Napofluß fest. Im Jahre 1657 verfolgte man den Lauf des Rio Negro und des Tocantins; die Provinz Goias wurde bereist.

Vor Ende des siebzehnten Jahrhunderts kannten die wieder von Spanien getrennten Portugiesen und Ueberwinder Hollands, die Statthalterschaft Piauhi, die Sierra de Sabara, den Lauf des Rio Paraiba, des Rio Doce und des Uraguay sammt den Quellen des Tocantins. Sie hatten Gold und Edelsteinminen entdeckt, die Provinz Minas Geraes war erobert, und sie beherrschten durch ihre Kolonie Santo-Sacramento das linke Ufer des la Platastroms.

Das folgende Jahrhundert vervollständigte diese Entdeckungen, und ließ dem neunzehnten nur die Sorge, durch Niederlassungen Nutzen davon zu ziehen. Die spanischen Jesuiten verließen Peru und Santa Cruz de la Sierra, um weiter nach dem Innern zu gehen; die Portugiesen dagegen zogen von Minas Geraes und St. Paul ab. Im Jahre 1700 wurden die Städte Mariana und Villa Rica gegründet; im Jahre 1716 befuhr man zuerst den Pilcomago aufwärts; ein Paulist entdeckte die Minen Cuyaba und ein anderer

fand im Jahre 1734 die von Matto Grosso und die Campos dos Parecis. Manoel Felix de Lima, der im Jahre 1742 dem Lauf des Sarare, Guapore und Madeira folgte, kam durch das Land les Meros in die Mündung des Amazonenflusses, Verbindungen zwischen Matto Grosso, Gram, Para und Goias wurden hergestellt. Fünf Jahre später befuhren Joan de Susa und Azevedo den Arinos und Tapayos abwärts. Während dieses Zeitraums hatte man den Lauf des Rio Negro aufwärts verfolgt, und nicht weit von Cassiquiari ein Fort angelegt; bald hernach wurden Villa Real, Villa Bella und eine Niederlassung am Rio Branco gegründet. Im Jahre 1791 endlich, erleichterte der Lauf des Araguaya die Verbindungen zwischen den Statthalterschaften Gram, Para und Goias; die Patres Sobreviela und Girval befuhren die Flüsse Guallaja und Ucayale, und machten die Vortheile einer Verbindung Peru's mit dem atlantischen Ozean mittelst des Amazonenflusses bekannt. Die Aufmerksamkeit richtete sich um die nämliche Zeit auf das andere Ende von Brasilien, als im Jahre 1767 die von den Jesuiten im Jahre 1580 gegründete Herrschaft in Paraguay ihr Ende erreichte.

Zu dieser Zeit kannte man die Küsten der neuen Welt bereits so gut als die des alten Kontinents; die nördlichen Gränzen und deren Küsten waren noch unbekannt. Allein seit Kamtschatka entdeckt war, und der Kosak Lemoen Deschnew und die Tschutsischen Nachweisungen über die gegenseitige Lage Asiens und Amerika gegeben hatten, konnte man hoffen, das Problem, ob beide Welttheile zusammenhängend oder getrennt wären, auf bestimmte Weise gelöst zu sehen. Peter der Große beschäftigte sich mit dieser wichtigen Aufgabe; sein mächtiger Wille überlebte ihn, und Vitus Behring entdeckte im Jahre 1728 die bekannte Meerenge, durch welche die fabelhafte von Anian in Vergessenheit kam. Auf dieser ersten Reise entdeckte er den amerikanischen Kontinent nicht, wo, wie man behauptet, Gwosdew und Thryphon Krupischew im Jahre 1730 unterm 66°, also nahe der Einfahrt Kotzebue's landeten. Erst 13 Jahre später entdeckte er von Tschiricow, de Steller und de Delisle de la Croyere begleitet, die nordöstlichen Küsten, die Halbinsel Aliaska, und die Inseln Schumagin; nun wendeten sich die Russen Sibiriens nach diesen Küsten, und sie entdeckten die aleutischen und Fuchsinseln, die Insel Mednoi Ostroff, und drangen so weit nördlich, als das Eis es gestattete. Diese Entdeckungen dankt man den unternehmenden Kapitänen Navodtsikoff, Serebranikoff, Tolstyk, Drusimin, Glotoff, Synd, Krenitzin, Levaschef, Solovieff und dem Geographen Hudiakoff. Zu diesen Unternehmungen wurden die Russen nicht bloß durch Neugier getrieben und im Jahre 1768 gründete der bekannte Chegeleghoff das erste Comptoir der amerikanischen Kompagnie in Kodiak.

Die Gestade, durch welche die russischen Entdeckungen von den Besitzungen der Spanier getrennt wurden, sollten nicht länger ungekannt bleiben, und die letztern, die endlich die Straße um das Kap Horn befuhren, rüsteten nach anderthalbhundertjähriger Unthätigkeit Expeditionen aus, die von Juan Perez, Vicente Vila, Bruno Heceta, Juan de Ayala, La Bodega y Quadra, Canizares Arteaga und Maurella befehligt wurden, im Jahre 1763 die Präsidien von Monterey und San Diego errichteten, die schönen Häfen von Nutka und Bucazeli und einige Bais zwischen dem 47° und 58° der Parallele entdeckten. Andere Unternehmungen führten die Spanier im Jahre 1779 bis zu den vortheilhaften Niederlassungen, die ihre Rivalen im Norden für den Pelzhandel gegründet hatten. Zögerung war Ursache, daß die Spanier Cook in seinen herrlichen Entdeckungen nicht zuvorkamen, und die Russen blieben in den Häfen während des amerikanischen Kriegs bis nach dem Frieden von Versailles und verließen sie erst im Jahre 1788.

Noch blieben Zweifel über die Möglichkeit einer Durchfahrt; es lag im Interesse Englands sie zu lösen und Kapitän Cook, der schon die Hydrographie von Neufoundland und Canada vervollkommnet hatte, erschien im Jahre 1778 an den entgegengesetzten Küsten desselben Kontinents, wo er über diesen Theil von Amerika die ersten zuverlässigen Aufschlüsse erhielt. Er untersuchte die vorzüglichsten Punkte, entdeckte Williams Sund und Cooks-River, besuchte die Aleuten, die Halbinsel Alaska, drang so weit nach Norden vor als die Russen, und wurde nur vom Eis gehindert auf einer Polarstraße nach Europa zurückzukehren. Ihm folgte La Peyrouse, der einiges von Cook Uebersehene ergänzte, Entdeckungen machte, die das tragische Ende mehrerer seiner Gefährten bezeichnete, und jene die von den Spaniern nur angegeben worden waren, genauer untersuchte und bestätigte. Billings, Saritschew und Sauer untersuchten später mit der größten Genauigkeit die Kette der aleutischen Inseln, und besonders Kodiak und Unalaschka, wo sie sehr nützliche astronomische Beobachtungen anstellten. Cook und la Peyrouse bewiesen Europa, welche Vortheile dem zu Gebot ständen, der mit den Russen um den Handel mit Pelzwerk zu rivalisiren unternähme und kühne Spekulanten eilten nun nach jenen Gegenden, wo Jagd und Fischfang ihnen Reichthümer boten. Unter den handeltreibenden Seefahrern, die jene Küsten mit Geschick und Thätigkeit durchforschten, leisteten mehrere der Geographie wesentliche Dienste, und man gedenkt der Namen James Hanna, Lowrie, Guise, Meares, Douglas, Berkeley, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Kendrick, Gray, Marchand und Chanal mit Achtung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Am 9 Oktober, Sonntags, kurz vor Tagesanbruch gingen Georg und Constantin nach der im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Kirche St. Spiridion, um, wie sie sagten, dem Gottesdienst beizuwohnen, wie gewöhnlich von ihren Wachen begleitet. Während sie noch unter der Vorhalle der Kirche standen, kam der Präsident mit seinem Gefolge um ebenfalls die Messe zu hören, und begab sich, indem er seine Leibwache in einiger Entfernung hinter sich ließ, nach dem Theil der Kirche, den man Narther nennt. Die Mauromichalis grüßten ihn, als er vorüberging, und in dem Augenblicke als der Präsident mit der Hand nach dem Hut griff, um ihren Gruß zu erwidern, zog Georg einen unter dem Rocke verborgenen Dolch, stürzte auf den Präsidenten zu und durchbohrte ihm die Brust; Constantin schoß ihm in demselben Augenblicke mit einer Pistole in die Seite, und Capodistrias sank entseelt auf die Stufen der Kirche.

Die Mörder mischten sich, als sie den Präsidenten fallen sahen, unter die Menge und flohen. Georg rettete sich ungehindert und

flüchtete in das Hotel der französischen Gesandtschaft, in das er, da die Thüren geschlossen, und im Hotel noch Niemand auf war, durch ein benachbartes Haus drang. Constantin*) war nicht so glücklich; er wurde durch den Schuß eines Gardisten, der den Mörder des Präsidenten verfolgte, verwundet. Noch hatte er indeß so viel Kraft, sich nach dem obern, von der ärmern Klasse bewohnten Theil der Stadt zu flüchten. Ganz mit Blut bedeckt, rettete er sich in eine ärmliche Hütte, und begab sich unter den Schutz einer armen dort wohnenden Frau. Ohne Zweifel würde er hier, wenn man seine Spur verloren hätte, mitten unter seinen Anhängern eine Freistatt gefunden haben, allein unglücklicher Weise war ihm der Gardist, von dem er verwundet worden war, nachgegangen, und trat gerade als Constantin bemüht war sich zu verstecken, von zwei Polizeiagenten begleitet in die Hütte. Er wurde sogleich herausgerissen, auf der Stelle getödtet und der Leichnam nach dem Platanenplatz geschleppt, wo man ihn ganz nackt dem Volk zur Schau hinwarf; dann schlang man ein Seil um seine Füße, schleifte ihn schmählich durch die ganze Stadt, und warf ihn endlich hinter dem Fort Palamidi ins Meer.

Ungeachtet der Vorstellungen des französischen Gesandten umging man alle Formalitäten des Gesetzes, und Georg wurde vor ein Militärgericht gestellt. Am 23 Oktober führte man ihn unter Zulauf einer ungeheuern, von mannichfachen Empfindungen ergriffenen Volksmenge auf das Glacis der Festung; seine Haltung war edel und entschlossen, und sein Muth verließ ihn nicht einen Augenblick. Mit Festigkeit erklärte er, daß er sich keines Verbrechens schuldig fühle; allein wenige Augenblicke vor Vollstreckung des Urtheils erklärte er dem ihn auf diesem ernsten Gange begleitenden Priester, er wisse wohl, daß er vor Gott ein großes Verbrechen begangen, indem er seine Hände in das Blut seines Mitmenschen getaucht; dann wandte er sich gegen das Volk, empfahl ihm Eintracht, sagte: er glaube nicht daß man seinem Namen, der von ihm begangenen Handlung wegen fluchen werde, und daß er hoffe, Gott würde ihm gnädig seyn. Einige Stimmen antworteten durch Verwünschungen, aber die Menge stand in düsterm Schweigen versunken, die Soldaten gaben Feuer und Georg stürzte todt zur Erde.

Die zwei Polizeiagenten, deren Aufsicht die beiden Brüder übergeben waren, wurden des Einverständnisses angeklagt, der eine zum Tod und der andere zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Im Augenblicke, wo der erstere zum Tode geführt wurde, machte er einige wichtige Entdeckungen, in deren Folge man die Hinrichtung aufschob und eine Menge Verhaftungen vornahm.

Da der Ort, wo der Mord des Präsidenten begangen wurde, mitten in der Stadt liegt, so verbreitete sich die Kunde von diesem Ereigniß mit reißender Schnelligkeit, und mit jedem Augenblicke sah man nun dem Ausbruch eines Aufruhrs und der Ermordung der Partei des Präsidenten entgegen. Allein die bewaffnete Macht traf sogleich die schnellsten und umsichtigsten Vorkehrungen; der General Gerard besonders zeigte viele Thätigkeit, Klugheit und Ueberlegung. Die Soldaten waren im Augenblick unter den Waffen, die Thore der Stadt und des Hafens wurden geschlossen, und eine Abtheilung der Bürgermiliz hielt allenthalben Ordnung und Ruhe aufrecht, so daß nach wenigen Stunden, als die Sicherheit wieder hergestellt war, die Stadtthore wieder geöffnet wurden und Jedermann frei aus und eingehen konnte, als ob nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre.

(Schluß folgt.)

*) Constantin war einer der gebildetsten Griechen, der sich durch sanften und liebenswürdigen Charakter und seine Sitten auszeichnete. Er war ein Freund der Europäer und ein leidenschaftlicher Whistspieler.

Auflösung des Ministeriums Talleyrand im September 1815.

(Schluß.)

Herr von Talleyrand verhehlte sich nicht, daß eine Ministerveränderung unvermeidlich sey; er, der im Julius so zu sagen, geschaffen hatte, war jetzt ohne Mittel und Macht; er konnte den Herzog von Otranto bei der Polizei nicht behalten, das Ministerium des Innern war erledigt, das des königlichen Hauses nur ad interim; Herr von Talleyrand wollte, indem er sich vorbehielt eine neue Verwaltung zu bilden, den König zwingen, der öffentlichen Meinung alle nur möglichen Concessionen zu machen.

Eine solche Combination konnte nicht glücken, denn das Ministerium war von zu vielen Seiten bedroht. Herr von Talleyrand war zu klug, um seine Lage nicht einzusehen; er war nicht der Mann, der Vermittelungen liebte, und willigte nicht in das Benehmen einer politischen Gesellschaft; seine ganze Macht ruhte im König selbst, und in dem glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen mit den fremden Mächten, und da diese nicht glückten, so verlor er seine Stütze. Oft hatte er den König ausgeforscht, und kalte Antworten erhalten; er hatte einen Beweis der königlichen Zufriedenheit für einige seiner Kollegen verlangt, der König Dieß verweigert, und da Herr von Talleyrand ihm sagte: „Es könnte leicht kommen, daß diese Weigerung die Dimission mehrerer Minister des Königs, und zuletzt die des ganzen Kabinets nach sich zöge,“ antwortete Ludwig XVIII: „Ganz Recht, so pflegt es in England zu gehen.“ Herr von Talleyrand fühlte was in diesen Worten lag.

Rücksichtlich der Unterhandlungen mit dem Ausland war es indeß nöthig einen Entschluß zu fassen, um zu einem Zweck zu gelangen. Das letzte Ultimatum war deutlich; Herr von Talleyrand hatte durch Herrn Labesnardière eine Note als Antwort aufsetzen lassen. Der Entwurf war tief gedacht; der erste Minister und die beiden andern Bevollmächtigten, der Baron Louis und Herr von Dalberg, begaben sich nach dem Schloß, um die Sanktion des Königs einzuholen, ehe sie die Note den Bevollmächtigten der Alliirten zusendeten. Ludwig XVIII empfing sie mit jener verlegenen, lauernden Miene, die er so gut in seiner Gewalt hatte. Eine erste Vorlesung war vorüber; der König machte gegen seine Gewohnheit, denn er verbesserte gern an den von seinem Conseil ausgehenden offiziellen Dokumenten, wären es auch nur unbedeutende Wendungen im Ausdrucke gewesen, keine Bemerkung; Herr von Talleyrand las die Note zum zweitenmal, worauf der König eine allgemeine Unterhaltung über den Stand der Unterhandlung und die Verhältnisse der Alliirten unter sich anknüpfte. Er sagte, daß er die Unmöglichkeit einsehe, die Allianz der vier Höfe, die damals einiger waren als je, zu trennen, und daß nichts übrig bliebe als der wohlwollenden Vermittlung des Kaisers Alexander Alles zu überlassen: „Sind sie meine Herren, fügte er hinzu, in der Lage meine diplomatischen Verhältnisse in dieser Richtung zu verfolgen?“ Herr von Talleyrand nahm keinen Anstand zu erklären, daß er und seine Kollegen nicht zu den dem Kaiser von Rußland angenehmen Personen gehörten, und daß sie nur ungern diesen beschwerlichen Weg der Unterhandlung einschlagen würden. Nach dieser Erklärung schien dem König ein Stein vom Herzen zu fallen und er erwiderte: „Ich glaube gern, meine Herren, was Sie mir sagen; der Kaiser von Rußland hat mir nicht verhehlt, daß, wenn ich die Leitung meiner Angelegenheiten andern Händen vertrauen wollte, bessere Bedingungen zu erhalten seyn würden, und daß er selbst die Interessen Frankreichs bei seinen Alliirten, und besonders gegen die hohen Ansprüche Preußens, vertreten werde.“ „In diesem Fall antwortete Herr von Talleyrand, bitte ich den König mich aus seinem Conseil zurückziehen

zu dürfen, möge er seine Interessen den würdigsten Händen vertrauen." Der Baron Louis und Dalberg baten ebenfalls um ihre Dimission. Der König sagte noch: „Sie sehen, wozu die Umstände mich nöthigen; ich habe Ihnen noch für Ihre Bemühungen zu danken, kein Vorwurf trifft Sie und Sie können ungehindert in Paris bleiben."

Die letztern Worte reizten die Empfindlichkeit des Herrn von Talleyrand, und er erwiderte mit Wärme: „Ich habe das Glück gehabt dem König zu viele Dienste zu leisten, als daß ich glauben könnte, daß sie je vergessen werden könnten; ich begreife nicht, was mich nöthigen sollte Paris zu verlassen; ich werde hier bleiben und mich sehr glücklich schätzen, wenn ich höre, daß man den König keine Schritte thun läßt, die die Ehre Frankreichs und der Dynastie compromittiren." Ludwig schien diesen Worten wenig Aufmerksamkeit zu schenken; er richtete noch einige verbindliche Phrasen an die Minister, und entließ sie dann. Herr von Talleyrand verließ das Kabinet des Königs sehr gereizt und sagte laut genug zu seinen Kollegen: „Man hat uns zum Besten gehabt, das ist eine Intrike von langer Hand."

Das Ministerconseil trat auf der Stelle zusammen. Herr von Talleyrand, der seine Kollegen bis jetzt von dem Stande der Unterhandlungen mit den fremden Mächten, die er sich ausschließlich vorbehielt, nur sehr oberflächlich in Kenntniß gesetzt hatte, verkündete ihnen jetzt, was eben auf dem Schlosse vorgegangen war, und daß er seine Dimission nehme. Die Minister fühlten, wie schwierig ihre Stellung sey; seit die Denkschrift Fouché's an den König erschienen war, war das Kabinet so zu sagen aus den Fugen gegangen, es gab keine Einheit, keine Kraft der Meinung mehr. Alle Minister beschlossen also ihre Dimission zu geben; noch denselben Tag ward sie dem König eingereicht, der nun ohne Ministerium war.

Sobald der König die Dimission des Herrn von Talleyrand erhalten hatte, setzte er den Kaiser Alexander davon in Kenntniß, und entbot Herrn von Richelieu. Dieser dachte in Wahrheit nicht ans Ministerium; die Stellung war so schwierig, überdieß wußte er, daß Ludwig Widerwillen gegen ihn hegte, einen alten Adelsgroll; allein um Herrn von Richelieu bildete sich sogleich eine thätige, drängende Partei. Von allen Seiten bestürmten ihn die Freunde des Hofs ein Ministerium zu übernehmen, und endlich bat Alexander selbst so dringend, daß Herr von Richelieu das Präsidium annahm.

Die Freunde des Herrn von Talleyrand behaupten, daß diese ganze Sache schon längst abgekartet, und Herr von Richelieu der Intrike nicht fremd war; doch kann man zuversichtlich behaupten, daß, was Herrn von Richelieu betrifft, diese Behauptung grundlos ist; Niemand weigerte sich mehr als er in ein Ministerium zu treten, Niemand trug diese Last mit größerm Widerwillen; der edle Herzog war keiner Intrike fähig, aber es ist begreiflich, daß gewisse Politiker sich um ihn sammelten, die gegen das Ministerium Talleyrand arbeiteten. Diese bezeichneten nun den Herzog von Richelieu, weil jede politische Bewegung sich nothwendiger Weise in einem bedeutenden Mann personificiren muß; der Kaiser Alexander that das Uebrige.

Ludwig XVIII war Herrn von Talleyrand nicht gewogen, und er war höchlich darüber erfreut seiner entledigt zu seyn. Der König war ein Gleißner; oft hatte er sich gegen seine vertrauten Freunde über das Benehmen des Herrn v. Talleyrand bei der Arbeit beklagt. Der erste Minister, in seinen Ausdrücken stets edel und achtungsvoll, kleidete seinen Rath so ein, daß dem König nur wenig Freiheit übrig blieb; er legte seine sämmtlichen Ausarbeitungen auf das Bureau des Königs, gab ihm über die oben liegenden einige Erläuterungen, und legte die am schwierigsten zu erledigenden Ordonnanzen stets unten hin; der König unterzeichnete oft ohne Aufmerksamkeit; gleichsam aus Gewohnheit, aber im Innern knirschte er. In übler Laune sagte er einst zu einem Mann von politischer Bedeutung, der seitdem hoch in seiner Gunst stand: „Herr von Talleyrand hat bis jetzt die Karten für sich gehabt, aber ich habe noch einen Trumpf für ihn." Begierig ergriff er die Gelegenheit, die sich bot, und spielte seinen Trumpf aus. Der König mischte, wie alle Bourbons, sich gern in die Leitung der Geschäfte; Herr von Talleyrand nahm das Repräsentativsystem nicht in diesem Sinn, und dieß trug zu seinem Sturze bei.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1775 hatte man in den Vereinigten Staaten siebenunddreißig Tagblätter und Journale; gegenwärtig zählt man deren achthundert und siebenundzwanzig. Dieser ungeheure Fortschritt der öffentlichen Presse findet in keinem Lande der Welt seines Gleichen. Folgende Tabelle stellt die allmähliche Zunahme der Journale von 1775 bis zum Ende des Jahres 1830 in den einzelnen Staaten dar:

Staaten.	1775.	1810.	1830.
Maine	—	—	29
Massachusetts	7	32	78
Neu-Hampshire	1	12	17
Vermont	—	14	21
Rhode-Island	2	7	14
Connecticut	4	11	26
Neu-York	4	66	161
Neu-Jersey	—	8	22
Pensylvanien	9	71	185
Delaware	—	2	4
Maryland	2	21	32
Columbia	—	6	9
Virginien	2	23	34
Nord-Carolina	2	10	15
Süd-Carolina	5	10	16
Georgien	1	13	13
Florida	—	1	2
Alabama	—	—	10
Mississipi	—	4	6
Louisiana	—	6	9
Tennessee	—	10	8
Kentucky	—	17	66
Ohio	—	14	17
Indiana	—	—	2
Michigan	—	—	4
Illinois	—	—	5
Missouri	—	—	1
Arkansas	—	—	1
Cherokesen	—	—	—

Ein Umlaufschreiben des Vaters Olinde Rodrigues zeigt der Saint-simonistischen Familie an, daß der oberste Vater Enfantin abgesetzt und gegenwärtig er ihr rechtmäßiges Oberhaupt sey. Dieses neue Schisma hat seinen Grund in einer Frage, welche die Saintsimonisten eine moralische nennen. Olinde Rodrigues hat nämlich behauptet, daß in der Saint-simonistischen Religion jedes Kind seinen Vater müsse kennen können. Enfantin hingegen behauptete, die Frau allein sey berufen, über diese wichtige Frage Aufschluß zu geben. Rodrigues nimmt übrigens auch in der Eigenschaft als Erbe Saint-Simons das Papstthum in Anspruch. „Wenn er wirklich der Erbe dieses großen Mannes ist," bemerkt hiezu ein französisches Blatt, „so möge sich Herr Rodrigues in Acht nehmen, die Erbschaft anders als cum beneficio legis et inventarii anzutreten, da sein Herr und Meister voller Schulden gestorben ist."

Bis zum Jahre 1765 gab es mit Ausnahme zweier Kutschen, die zwischen Edinburg und Leith hin und her gingen, nur eine einzige Postkutsche in Schottland. Dieselbe fuhr alle Monate einmal von Edinburg nach London und brachte zwölf bis sechzehn Tage auf dem Wege zu. Um diese Zeit begann auch noch eine schwere Kutsche, die bei gutem Wetter von vier und bei schlechtem von sechs Pferden gezogen wurde, dreimal die Woche zwischen Edinburg und Glasgow hin und her zu gehen; kurze Zeit darauf fuhr sie alle Tage ab und brachte eilf bis zwölf Stunden auf dem Wege zu. Zur Zeit, wo diese Kutsche auf der Fahrt begriffen war, gab es in Glasgow kein anderes öffentliches Gefährte. Im April 1831 zählte man einundsechzig öffentliche Kutschen, die täglich von Glasgow abgingen. Diese wurden von hundert und dreiundachtzig Pferden gezogen, und sechshundert und einundsiebenzig andere Pferde wurden für außerordentliche Reisende in Bereitschaft gehalten. Die Wagen führten gewöhnlich tausend und zehn Passagiere.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 70. 10 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsezung.)

Daß man sich in den ebenen Gegenden des Landes, die keinen Wald tragen, des nüzlichen Pfluges nicht bedient, ist kein Beweis der Unwissenheit des Volkes. Dort würden Brachwerkzeuge Wunder wirken, und wenn man europäische Kolonisten, welchen der Gebrauch derselben bekannt ist, daselbst ansiedelte, würde ihr Beispiel sehr bald wohlthätig auf den brasilianischen Landmann wirken. Jn den Thälern pflanzt dieser Kaffee, Zuckerrohr, den Wunderbaum (Palma Christi), Mandubi (Arachis hypochaea), Mandioca, Reiß, Mais, Bohnen und die Patata (convulvulus Patata), den Orangenbaum, den Pisang und einige in den Wäldern wild wachsende Fruchtbäume. Jn den höhern Regionen pflanzt er Mais und Bohnen im Großen, und verlegt sich jezt immer mehr auf die Kultur des Pfirsich- und Quittenbaumes. Daß dort die Weinrebe vorzüglich gedeiht, beweisen einige gelungene Versuche, und da man bemerkte, daß die nach Amerika verpflanzte Rebe durch den Anbau sehr gewinnt, und eine überaus wohlschmeckende Traube erzeugt, so kann man mit Gewißheit voraussagen, daß Brasilien einstens vorzügliche Weine hervorbringen wird. Mit dem Anbaue des europäischen Getreides wurden bereits einige Versuche gemacht, welche nicht alle gelangen; Weizen kam noch am besten fort, und da, wo auf Klima und Boden geeignete Rücksicht genommen wurde, gedieh auch Gerste; Hafer scheint nicht fortzukommen; diese Frucht scheint sich überhaupt nur in den kältern Ländern zu gefallen. Jm Allgemeinen klagt der Landmann, daß das Getreide vorzugsweise in den Halm schieße, die Aehre nur wenige kleine Körner ansetze, ungleich reife, und vor dem Zeitpunkte der Ernte ausfalle. Einige Ursache kann vielleicht in dem schlechten Samen und dem nicht richtig gewählten Zeitpunkte der Aussaat liegen. So lange der Eingeborne das Mehl des Mais dem des Getreides, welches der Ergiebigkeit des erstern nicht gleich kommt, vorzieht, wird man sich auch auf die Kultur europäischer Getreidearten nicht verlegen, und diesen erst dann größere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn die Bevölkerung sich so sehr vermehrt, daß das Land im Werthe steigt, und der Landmann genöthigt ist, ein anderes System der Landwirthschaft als bisher anzunehmen. Einstweilen benüzt er den vom Walde befreiten Boden drei Jahre lang, und läßt ihn dann so lange liegen, bis er sich allmählich mit jungem Walde bedeckt, worauf er diesen wiederholt umhaut, und brennt. Der Urwald muß ihm Ersaz für den erschöpften Boden geben, wird aber bei diesem Systeme natürlich immer seltener, und in fünfzig Jahren wird man weit reisen müssen, um welchen zu Gesicht zu bekommen. An der Küste gibt es beinahe keinen mehr, und in der Hauptstadt gehört das Brennholz bereits unter die theuersten Gegenstände. Da, wo die Natur den Gegenden Waldung zu versagen schien, treibt man nur Viehzucht, und brennt, wie wir bereits erzählten, das Gras, um die Weide zu verbessern.

Einige Gutsbesitzer in den Grasebenen, oder Campos, lassen ihre Güter mit außerordentlichem Zeit- und Arbeitsaufwande, mit breiten Graben umgeben; es ist unbegreiflich, daß sie nicht nach dem Muster ihrer südlichen Nachbarn Dornhecken pflanzten, durch welche kein Vieh brechen kann. Jm Allgemeinen hängen die brasilianischen Landwirthe an alten Vorurtheilen und Gebräuchen, welche sie so lange für die besten halten werden, bis sie von dem Werthe der Neuerungen in ihrem Fache durch lebende Beispiele überzeugt werden, und bis die Bedürfnisse der Gesellschaft mit Ungestüm eine Veränderung erfordern. Da sich nur sehr wenige Fremde hier niederlassen, welche vermögend genug wären, weise Verbesserungen in dem Feldbaue des Landes einzuführen, so sollte die Regierung demselben wenigstens doch einige Aufmerksamkeit zuwenden. Würde man in den verschiedenen Provinzen Brasiliens nur ein paar Musterwirthschaften errichten, und über diese praktisch unterrichtete Landwirthe als Vorstände setzen, so würde sich in wenigen Jahren der auffallende Nutzen derselben zeigen. Man frage mich nur nicht, was man mit ihnen in Deutschland ausrichtete; man erkundige sich lieber, welchen Leuten man ihre Verwaltung anvertraut hatte; Ausländern, gelehrten Oekonomen, Schriftstellern, die aus zehn landwirthschaftlichen Werken ein eilftes zusammengeschrieben hatten, oder Leuten, welche die Unzahl ökonomischer Schriften mit ihrem eigenen Lobe anfüllten, und unermüdete Kritiker und Tadler der Verfahrungsweise alter, erfahrener Landwirthe die nicht eher rasteten, als bis sie diese verdrängt, und sich selbst an ihre Stelle geschwäzt hatten. Solchen Männern muß man freilich weder in Deutschland, noch in Brasilien den Auftrag geben, den Feldbau emporzubringen; sie würden sich dort lächerlich machen, wie sie hier jedem Knechte, dem ihre Unwissenheit in der prakti-

schen Landwirthschaft nicht verborgen bleibt, zum Gespötte dienen. Ich habe mich vielmal überzeugt, daß die Brasilianer das wahrhaft Nützliche recht gut zu würdigen verstehen, und sehr bereit sind, es nachzuahmen. Besonders aufmerksam sind sie auf mechanische Vorrichtungen, und ich hörte sie oft klagen, daß es keine Leute unter ihnen gebe, welche fähig wären, gute Zucker- und Mahlmühlen zu erbauen, und ein europäischer Künstler würde sich sicherlich recht gut in Brasilien fortbringen, wenn ihm nur seine erste Arbeit gelänge.

Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien Fazendas, und ihre Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend, die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetzlichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestanden; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Quadrat Leguas Land bewilligt; der Besitzer erhielt dann einen Lehenbrief (Carta Sismaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aussicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthiget würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des Grafen Capodistrias.

(Schluß.)

Vor Allem beschäftigte man sich nun damit, eine provisorische Regierung zu ernennen, wobei man aber, um auf gesetzliche Weise zu verfahren, auf große Hindernisse stieß, da bis jetzt noch keine Versammlung daran gedacht hatte, für einen solchen Fall die nöthigen Bestimmungen zu treffen. Mehrere Städte sprachen der Gerusia die Befugniß ab, eine provisorische Regierung zu wählen, allein diese trat, der lebhaften Opposition ungeachtet, dennoch zusammen, und erließ ein Dekret, durch welches eine provisorische vollziehende Gewalt aus drei Personen, dem Grafen Augustin, Bruder des Präsidenten, als Proedros oder Präsidenten, Coletti und Colocotroni bestehend, ernannte. Von diesen drei Personen besitzt nur Coletti, seiner Talente und Unbestechlichkeit halber, das öffentliche Vertrauen, aber sein Einfluß wird nur zu bald von dem seiner Kollegen unwirksam gemacht werden. Colocotroni stets seinem Charakter treu, war immer das niedrige, feile Werkzeug des letzten Präsidenten, der ihm den Posten eines Generals von Morea vertraute und dadurch die Mittel an die Hand gab, seinen Geiz und seine Rachsucht zu befriedigen. Colocotroni beweist jetzt, wie man sagt, dem Grafen Augustin dieselbe blinde Unterwürfigkeit und kriechende Gefälligkeit wie dessen älterm Bruder, und so ist Graf Augustin in der That im Besitz der vollen Gewalt.

Dieser junge Mann wurde in Corfu erzogen, wo er sich dem Advokatenstand widmete; da er jedoch keine Lust zur Arbeit und noch weniger Fähigkeit hatte, so brachte er seine Zeit mit Nichtsthun und Vergnügungen hin, bis der Präsident ihn einlud zu ihm nach Griechenland zu kommen. Nach seiner Ankunft wurde General Church, der in Acarnanien kommandirte, genöthigt seine Entlassung zu nehmen, um dem kleinen Advokaten Platz zu machen, der nun sogleich den Titel eines Befehlshabers der griechischen Westarmee annahm. Augustin zeigte indeß für seine neue Laufbahn so wenig Talent als für seine frühere; er blieb unthätig zu Lepanto und beschäftigte sich nur damit, sein Vermögen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu vergrößern. Jetzt lebt er in der Ueberzeugung, daß die Stelle seines Bruders ihm kraft des Erbfolgerechts rechtmäßig gebühre, und betrachtet sich als einzige Autorität in Griechenland. Er ertheilt, wie man sagt, Befehle, ohne es der Mühe werth zu finden sich mit seinen Kollegen zu berathen, ist von einer Abtheilung Sulioten umgeben, die er durch Gold und große Verheißungen sich geneigt gemacht hat, und findet in Colocotroni, dessen Rachsucht und schmuzigen Geiz er zu schmeicheln wußte, den bereitwilligsten Diener.

Am Tag nach seiner Wahl richtete Augustin an den Senat eine Note, die er allein in der Eigenschaft als Proedros unterzeichnet hatte, in der er den Senat für das Vertrauen, mit dem er ihn beehrt habe, dankte, zugleich erklärte er, daß es sein Bestreben seyn werde, die Arbeiten seines Bruders nicht unvollendet zu lassen, und schloß mit der Versicherung, sein fester Wille sey dessen rühmlichem Beispiele zu folgen. Man kann leicht denken, daß eine solche Sprache nicht geeignet war dem Senat zu gefallen, obgleich viele der Mitglieder desselben Kreaturen des vorigen Präsidenten und dessen Bruder vollkommen ergeben waren.

Sobald die Nachricht vom Tode des Präsidenten nach Hydra gelangte, traten sogleich die Deputirten der gesetzgebenden Versammlung, 60 an der Zahl, zusammen. Sie gaben sich den Namen einer außerordentlichen Wiedervereinigung der bevollmächtigten Deputirten zu Hydra, und ernannten eine aus Miaulis, Zaimi und Tricupi bestehende Kommission, die beauftragt war sich mit dem Senat in Einverständniß zu setzen. Dieser jedoch, unter dem Vorwande daß die von der Deputation gemachten Eröffnungen nicht auf passende Weise abgefaßt seyen, daß überdieß der Senat als Staatskörper keine Mittheilungen von einfachen Bürgern annehmen könne, schickte die ihm von der Kommission der Bevollmächtigten zugestellte Note zurück, und befahl der Deputation sich aus Nauplia zu entfernen. Vor Allem hatte der Senat die Wahl des Miaulis getadelt, der wegen Hochverrath in Anklagestand versetzt war, und ergriff diesen Vorwand mit Begierde, um Vorschläge von der Hand zu weisen, die übrigens konstitutionell und mit weiser Mäßigung abgefaßt nur die Zusammenberufung eines Nationalkongresses bezweckten. Nach diesem fruchtlosen Versuch kam die Deputation noch denselben Abend unter Geleit einer englischen Korvette nach Hydra zurück.

Dieß war die Lage der Dinge nach dem Tode des Präsidenten. Die willkürliche und unbefugte Herrschaft die man eingesetzt hatte, zeigte sich keineswegs geneigt, weder auf die von der konstitutionellen Partei gemachten Friedens- und Einigungsvorschläge einzugehen, noch eine Amnestie für politische Meinungen zu bewilligen, noch einen neuen Nationalkongreß zu berufen. Die vollziehende Gewalt, jeden Vorschlag der zu Eintracht und Vereinigung führen konnte, zurückweisend, wollte nur den alten Weg der absoluten Herrschaft verfolgen, der das Land der beklagenswerthesten Zerrüttung entgegenführte. Die Konstitutionellen waren immerwährenden Beunruhigungen ausgesetzt, denn die Kreaturen des vorigen Präsidenten erklärten laut ihre Absicht sie zu vertilgen, und dieses entsetzliche Vorhaben wäre ohne die Vermittlung der Residenten der drei Mächte, die erklärten, daß sie das Land augenblicklich verlassen würden, wenn eine feindselige Bewegung statt fände, gewiß sogleich ausgeführt worden. Diese entschiedene Erklärung der Residenten hat Griechenland bis jetzt vor den Schrecken eines Bürgerkriegs bewahrt.

Die ausübende Gewalt hat indeß in neuerer Zeit angefangen, sich klüger und vorsichtiger zu benehmen. Der Nationalkongreß ist berufen worden, der Tag zur Prüfung der Vollmachten ist anberaumt, und einige der Deputirten sind bereits angelangt. Man gewahrt schon die günstigen Wirkungen dieser vermittelnden Maßregeln. Die Hydrioten, Tinioten und Syrioten haben nicht nur der Opposition entsagt, sondern auch sogar eingewilligt dem vorigen Präsidenten zu Ehren Trauer anzulegen, und die Statthalter der Städte, die von der konstitutionellen Partei eingesetzt worden waren, haben ihre Posten verlassen, um den von der vollziehenden Gewalt ernannten Platz zu machen. Dieß ist das Ergebniß einiger Konzessionen, die man dem Volke gemacht hat.

Nichts scheint indeß zureichend diesem unglücklichen Lande einen dauernden Frieden zu sichern, als die Anwesenheit eines fremden Fürsten, der einer fest begründeten Macht durch liberale und konstitutionelle Absichten Anerkennung zu verschaffen weiß. Lange war ich der Meinung, daß die Griechen sich selbst, nach eigenen Ansichten und ohne alle fremde Einmischung beherrschen könnten; allein ein langer Aufenthalt in diesem Land hat mich überzeugt, daß ein solches Projekt, jetzt wenigstens, nicht allein ganz unzeitig, sondern sogar auch unausführbar seyn würde. Hätte Capodistrias es verstanden mit Vorsicht zu Werke zu gehen, und eine konstitutionelle Richtung zu nehmen, so wäre er der beste Präsident gewesen, den die Griechen unter sich wählen konnten; allein was ließ sich Gutes von der Regierung eines Mannes erwarten, der mit der intrikanten winkelzügigen Politik eines Griechen, die despotischen Grundsätze und das tyrannische Benehmen eines Russen verband?

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Wird eine Negerin Mutter, so beginnen erst ihre guten Tage; keine Freie säugt nämlich ihr Kind selbst und jede sucht daher um jeden Preis eine gesunde schwarze Amme zu erhalten; da die Negerinnen gewöhnlich hinreichend Milch für zwei Kinder haben, so können sie leicht ausgeliehen werden; den Eignern um so erwünschter, da eine sehr bedeutende Miethe und so lange fort bezahlt wird, bis die Amme das ihr anvertraute Kind nicht mehr stillen kann. In Familien, welche mit Liebe über ihre Kinder wachen, gestattet man der Amme nicht, das Haus allein zu verlassen: die Stadtnegerinnen sind nämlich, mit geringer Ausnahme, dem Trunke sehr ergeben, und bei der Leichtigkeit, sich den beliebten Branntwein zu verschaffen, welcher die Milch schwerlich verbessert, ist allerdings eine strenge Aufsicht nöthig. Die Negerinnen, bei weitem nicht so gutmüthig, folgsam und nachgiebig als ihre männlichen Landsleute, wissen sich aber reichlich für die ihnen auferlegte Entbehrung zu entschädigen. Jede ihrer Launen, jede Forderung muß, wenn es nur immer möglich ist, befriedigt werden, oder sie drohen, es dem Kinde entgelten zu lassen; da man weiß, welcher Bosheit manche fähig sind, eine strenge Behandlung sie aber nur noch mehr reizt, so gibt man nach, und die Mutter, statt ihre schönste Pflicht zu erfüllen, erniedrigt sich lieber, von den Launen einer Sklavin abhängig zu werden, als ihr Kind selbst zu stillen. Die Neger werden vor ihrer Einschiffung in Afrika getauft und in Brasilien zur Ausübung der Religion des Landes angehalten, an welcher sie großes Wohlgefallen finden und deren äußere Ceremonien sie eifrig beobachten. Niemand nimmt lebhaftern Antheil an den lärmenden Kirchenfesten, als sie; auch sind sie sehr besorgt, daß ihre Kinder getauft und ihre Mitbrüder in geweihter Erde begraben werden. In der Hauptstadt sind sie der Kirche Nossa Senhora do Rozario (unsrer Frau vom Rosenkranze) besonders zugethan, weil das Bild der Madonna, nach dem Muster mehrerer europäischen, schwarz ist, und eine schwarze Heilige ihrer Eitelkeit besonders schmeichelt. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß der Religion, so unvollkommenen Unterricht sie auch darin erhalten, wohlthätig auf ihren Charakter wirkt und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter vermehrt. Strenggläubige Brasilianer sehen sehr darauf, daß ihre Neger jeden Abend das Ave-Maria vor einem der Heiligenbilder an den Straßenecken laut und in lateinischer Sprache absingen; daß dieses mit der größten Gedankenlosigkeit geschieht, läßt sich denken; auch ermangelt man nicht, die Neger mit Amuletten reichlich zu behängen.

Manche Charakterzüge der Neger sind nicht ohne Interesse. Ihr Nationalstolz z. B. verbirgt sich bei keiner Gelegenheit und äußert sich oft auf die lächerlichste Weise: besonders gegen Fremde sind sie verschwenderisch im Lobe ihres Vaterlandes, erzählen gern von ihren Thaten und lügen so handgreiflich, wie mancher Autor, der Länder beschreibt, die er nie bereiste. Sie sind sehr gesprächig, reden gern in Gleichnissen, und mischen oft witzige und treffende Bemerkungen in ihren Vortrag; doch muß der Fremde lange mit ihnen umgehen, ehe er dazu kommt, sie ganz zu verstehen; denn nicht allein, daß sie die portugiesische Sprache sehr schlecht sprechen und eine Menge Wörter aus ihrer Muttersprache einmischen, so sind überdieß die meisten afrikanischen Nationen unfähig, die vereinigten Buchstaben st und das r auszusprechen, an deren Stelle sie stets das t und l setzen; so sagen sie statt esta bom — ta bom, und statt minha terra — minha teta, wodurch häufig die Worte eine ganz andere Bedeutung erhalten. Unter sich sind sie äußerst höflich und ahmen ihren brasilianischen Gebietern in Haltung und Gebärden so viel als möglich nach; in ihrer Anrede nennen sie sich Senhor und Senhora, und Vossa merced (Euer Gnaden). Ihre ehemaligen Oberhäupter sind, obwohl in der gleichen Lage mit ihnen, noch immer ein Gegenstand ihrer Verehrung, und wenn sie zufällig einem ihrer ehemaligen Fürsten begegnen, der mit ihnen das Loos der Sklaverei theilt, so ermangeln sie nicht, ihn zu beschenken und ihm dieselbe Achtung zu bezeugen, die er früher als ihr rechtmäßiger Gebieter genoß.

Die Kreolinnen verstehen, sich recht geschmackvoll zu kleiden und zu schmücken; einige behalten die vaterländische Sitte bei, sich an festlichen Tagen das Gesicht mit Erde zu bemalen; auch die Kreolen sind stets reinlich und an Festtagen selbst sehr gut angezogen; die afrikanischen Neger aber gehen, wenn es das Wetter erlaubt, meistens bis auf den Gürtel entblößt, and hängen jedes zerfetzte und abgerissene Kleidungsstück über, dessen sie nur immer habhaft werden können; besonders gefallen ihnen bunte, schreiende Farben, und ein halbnackter Neger, der sein wolliges Haupt mit einem alten, dreieckigen Hute bedecken kann, dünkt sich ein König zu seyn.

Die Zeitungen sind immer voll Anzeigen entlaufener Neger, welche entweder aus Furcht vor der Strafe entflohen, oder, erst aus Afrika angekommen, in ihrer Einfalt nach der Heimath zurückzukommen hoffen, indem sie die Sonne als Wegweiser nehmen. Dieser Versuch wird aber, mit geringer Ausnahme, durch freigelassene Neger vereitelt, welche, beständig in der Umgegend der Stadt und den benachbarten Waldungen streifend,

jeden Flüchtling aufgreifen, binden und nach dem Hause seines Herrn bringen, woselbst sie nach Umständen eine ganze oder halbe Dobra zur Belohnung erhalten. Diese schwarzen Häscher, welche man Capitães do matto (Wald-Kapitäne) heißt, sind auf verschiedene Weise nützlich; aber es fehlt auch nicht an Beweisen, daß gerade sie die Neger zum Entlaufen verführen und sie dann ihrem Herrn wieder zubringen; eine ganz bequeme Weise, Geld zu verdienen. Der Flüchtling wird das erste Mal nicht gestraft; im Wiederholungsfalle wird er nach dem Negergefängnisse gebracht und erhält dort eine gewisse Anzahl Peitschenhiebe; oder es wird ihm ein starker Ring mit einem aufrechtstehenden Eisenstabe um den Hals geschmiedet, der in einen Haken ausgeht, oder an dessen Spitze ein Glöckchen befestigt ist, zum Kennzeichen und um ihn an fernerm Entlaufen zu hindern; wagt er es zum dritten Male, so verkauft ihn sein Herr um jeden Preis. Kreolen und Negerinnen entlaufen nur, wenn sie durch Mißhandlung dazu gebracht werden. Es ist ein schöner Gebrauch, daß ein seinem Herrn entlaufener Neger, der reuig zurückkehrt, zu jedem freien Manne gehen und seine Fürsprache bei seinem Herrn erbitten kann, worauf er gewöhnlich einen Brief (carta de Padrinho) mit erhält, in welchem gebeten wird, ihm zu verzeihen; es wäre eine außerordentliche Beleidigung, auf diese Fürbitte keine Rücksicht zu nehmen; war aber das Vergehen des Negers groß und scheint Strafe durchaus nothwendig, so muß dessen Beschützer davon in Kenntniß gesetzt werden.

Die Neger sind von starker Leibesbeschaffenheit; sie befinden sich nie besser, als wenn die Hitze den höchsten Grad erreicht hat; Wärme ist ihnen überhaupt Bedürfniß: bei kalter, feuchter Witterung fühlen sie sich sogleich unwohl, und gegen Regen sind sie sehr empfindlich. Sie ertragen jede Entbehrung spielend und sind in einem bewunderungswürdigen Grade ausdauernd. Man kann täglich Neger mit ihren Herren ankommen sehen, welche mehrere hundert Stunden auf der Reise zurücklegten. Während derselben hielten sie nicht allein gleichen Schritt mit dem Reitthiere, sondern eilten voraus, das Nachtlager oder den Mittagstisch zu bestellen, und trugen für die Thiere Sorge, die, weidend und Futter suchend, in manchen Gegenden sich oft Stunden weit von dem Nachtlager entfernen. Sind sie unwohl, so werden sie, wie alle Menschen, bei welchen der Körper die Leiden allein tragen muß, sehr kleinmüthig und nehmen zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Neger von der Küste nicht alt werden; die Gebrechen des Alters werden schon mit dem Beginnen des vierzigsten Jahres sichtbar, und selten, daß einer das fünfzigste Jahr erreicht; zu einem etwas höhern Alter gelangt das weibliche Geschlecht; Kreolen erhalten sich länger. Diese kurze Lebensdauer scheint mir eine große Wohlthat für den Neger zu seyn, der, sobald er nicht mehr arbeiten kann, als eine Last betrachtet wird. Einige Brasilianer geben wohl auch ihren alten Sklaven die Freiheit, oder schicken sie auf den Bettel umher, und andere halten sie so schlecht, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes vor Elend umkommen; darum sehen die armen Geschöpfe den freundlichen Tod als den willkommenen Befreier von allen ihren Leiden an, und die jüngern hüten sich, einen Todten zu bedauern.

Die Neger sind für eine menschenfreundliche Behandlung sehr empfänglich und ihrem Gebieter so ergeben, als es ihnen möglich ist; Gerechtigkeit und Strenge sind aber unumgänglich nothwendig, um über diese rohen Kinder der Natur zu herrschen; übertriebene Güte und Nachsicht verderben sie, und da, wo sie sich selbst überlassen sind, wie in der Hauptstadt, kann es keine roheren, verdorbeneren Geschöpfe geben, als diese Sklaven. Die Peitsche muß hier oft und kräftig gehandhabt werden; was man daher auch über Entwürdigung des Menschen durch körperliche Züchtigungen sagen und schreiben mag, so werden sie doch nicht eher aufhören, als bis man den Menschen durch andere Mittel wirksam zur Erfüllung seiner oft sehr schweren Pflichten anzuhalten lernt. Die großen Römer prügelten die Soldaten ihrer unüberwindlichen Legionen mit einer Weinrebe; die philanthropischen Engländer prügeln mit Ruthen, Stöcken und Stricken; die Russen mit dem Kantschu; die Deutschen mit dem Zweige der Haselnußstaude, und die Brasilianer mit einer ledernen Peitsche; es geht auf dasselbe hinaus; weiße wie schwarze Menschen werden geprügelt; doch kann ich betheuern, daß ich während der Reihe von Jahren, die ich in dem Lande der Sklaverei zubrachte, keinen Fall erlebte, daß ein Neger wegen eines Fleckens im Kleide fünfzig Hiebe erhalten hätte, oder weil er seinem Herrn entlief, von einem Paar Hundert seiner Mitbrüder so lange mit Ruthen gehauen worden wäre, bis sein Rücken auf das Schrecklichste zerfleischt war. In unserm civilisirten Europa wird der freie Mensch grausamer behandelt, als der Negersklave in Brasilien; aber es ist eine Eigenheit der Menschen, ihre Blicke nach der Ferne zu richten und Das zu übersehen, was in der Nähe vorgeht. In dieser Lage befand sich England, als es Brasilien dahin brachte, einen Traktat abzuschließen, gemäß welchem nach Beendigung des Jahres 1829 keine Neger aus Afrika mehr geholt werden dürfen. Brasilien wird dadurch sehr benachtheiligt, weil es bei seiner gegenwärtig geringen Bevölkerung außerordentlichen Mangel an Menschen hat, welche fähig wären, sich in einem so heißen Klima der beschwerlichen Arbeit des Bodens zu unterziehen, wozu sich besonders der Neger eignet. Die Sklaveneinfuhr wird zwar nicht aufhören, denn Afrika ist nahe und der Gewinn so lohnend, daß gar Viele Freiheit und Leben daran wagen werden, das Verbot der Regierung zu umgehen; aber die Neger werden bald so sehr im Preise steigen, daß der vieler Hände benöthigte Pflanzer seine Felder nur mehr zur Hälfte wird bestellen können.

Was bezweckte nun England mit dieser unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Brasiliens? Die Aufhebung des schändlichen Menschenhandels? Lob und Preis ihm, wenn Dem also wäre; aber es ist jetzt eine allgemein bekannte Wahrheit, daß der Negerhandel mit afrikanischen Sklaven nach den westindischen Besitzungen noch immer fortdauert; daß jährlich in den Häfen von Nantes und Marseille viele Schiffe ausgerüstet werden, um Neger in Afrika zu holen, und sie nach den Kolonien zu verkaufen, und daß gerade auf diesen Schiffen und dort die unglücklichen Afrikaner auf die empörendste Weise behandelt werden. England, welches sich um die Angelegenheiten aller Völker der Erde bekümmert, muß wohl auch um Ereignisse wissen, die unter seinen Augen vorgehen; aber Brasiliens zunehmender Flor und die Furcht, seine überseeischen Kolonien möchten mit einem so fruchtbaren Lande nicht mehr konkurriren können, *) erregte vielleicht Englands Theilnahme weit mehr, als das Schicksal der ganzen Menschheit; — jedoch fiat lucrum et pereat mundus, England kann nicht mehr anders. Immerhin trägt dieser Traktat dazu bei, daß man die Neger, besonders auf dem Lande, schonender und besser behandeln wird; könnte man ihnen dann noch das Schattenbild von Freiheit geben, mit dem sich der arme Taglöhner in Europa brüstet, so wären sie beneidenswerther und im Vergleiche des armen Lastthieres, Bauer genannt, sehr glückliche Menschen.

Vermischte Nachrichten.

Eine zu Xalapa in Neu-Spanien herauskommende Zeitung berichtet, daß dort auf einer Pflanzung, Sainte Croix genannt, die dem Oberst Franz Gomez zugehört, ein Weib lebt, die gegenwärtig hundert und siebenundvierzig Jahre alt ist. Sie heißt Maria Colletta Mendez und befindet sich noch im völligen Genusse ihrer Sinneswerkzeuge; nur ihr Gehör leidet ein wenig. Sie verrichtet noch alle häuslichen Geschäfte und geht jeden Sonntag mehr als eine Viertelmeile weit zur Messe. Im Gespräche ist sie sehr lebhaft, und wenn man sie fragt, ob sie zu sterben wünsche, so antwortet sie: „O ja, denn es ist fast Zeit, daß ich zur Ruhe komme."

*

Ein französisches Provinzialblatt macht über die Pariser Journale folgende witzige, aber nichts desto minder wahre Bemerkung: „Der Constitutionnel sagt: Krieg ist unmöglich — der Courrier sagt: Krieg ist unvermeidlich und vor der Thüre — das Journal des Debats sagt: Vielleicht gibt es Krieg, vielleicht auch nicht. Der Nouvellist schreibt den Constitutionnel ab, die Gazette den Courrier, der Messager das Debats. Alle übrigen Zeitungen kopiren wieder diese Kopien, und es ist daher kein Wunder, wenn wir eine so richtige Ansicht von unsrer politischen Lage haben und mit tiefer Ruhe und Sicherheit gesegnet sind."

*) Die Engländer wollen Dieß allerdings nicht zugeben; es ist aber nicht unbekannt, daß in ihren Kolonien ein junger kräftiger Sklave nicht unter 300 Pf. St. gekauft werden kann; in den Städten kosten abgerichtete Neger beider Geschlechter 700 bis 800 Pf. Um diesen Preis konnte man in Brasilien noch 1817 acht der schönsten Neger kaufen; und in der Menge der Neger besteht in allen heißen Ländern der Wohlstand der Pflanzer.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 71. 11 März 1832.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Spanier empfanden bald die Nachtheile ihrer Sicherheit und Gleichgültigkeit. Cook hatte seine Reise bereits geendet, als zwei Corvetten, die seit dem Jahre 1776 unter den Befehlen Quadras und Maurelle unter dem Berg St. Elias vor der Wilhelms-Bai und an der Mündung des Cooks-River erschienen, um die nordwestliche Küste von Amerika aufzunehmen. Andere Expeditionen erwarteten noch die Befestigung des Friedens auf der andern Halbkugel, und erst im Jahre 1788 bestätigten Martinez und Lopez de Haro die Besorgnisse ihrer Regierung, indem sie die ersten Faktoreien der Russen besuchten. Martinez gründete im folgenden Jahre eine Niederlassung zu Nutka, dessen Hafen, der sehr mit Unrecht ganz vernachlässigt worden war, der Sammelplatz aller fremden Schiffe zu werden schien, die den Ansprüchen Spaniens auf diesen neuen Küsten trotzten. Eine dritte Ausrüstung segelte bald von San-Blas ab, und Elisa und Fidalgo vermehrten die Entdeckungen ihrer Vorgänger.

Die Engländer maßten sich an, überall wo sie landeten als Entdecker aufzutreten, wobei sie natürlich sich stellten, als hätten sie von den Ansprüchen Spaniens keine Ahnung; welche Streitigkeiten mußten nun aus dieser vorgeblichen Unwissenheit entstehen, wenn die Augen beider Nationen auf eine und dieselbe Beute fielen. Dieß war im Jahre 1789 der Fall, wo die Besitznahme von Nutka zwischen beiden Nationen den Krieg zu entzünden drohte; doch der Hof von Madrid bewies eine große Mäßigung, indem er seine auf Juan Perez Entdeckung gegründeten Ansprüche den Drohungen des unersättlichen Londoner Kabinets opferte, das, auf Cooks spätere Reisen sich stützend, schon Willens war, den Pelzhandel zu einem Monopol für sich zu machen.

Die Jahre vor der französischen Revolution, wo alle Unternehmungen zur See von talentvollen und kenntnißreichen Männern geleitet wurden, die für alle Zeiten ein Muster bleiben werden, bilden eine höchst merkwürdige Epoche. Damals segelten die Schiffe des berühmten und unglücklichen La Peyrouse und Entrecasteaux auf den Meeren des großen Oceans; auch die glänzenden Unternehmungen Malaspina's, Vancouvers, Broughtons, Galianos und Valdez fallen in die Mitte jenes kurzen Zeitraums.

Malaspina wird stets unter den neuen Reisenden in Amerika den ersten Rang behaupten; Neid und Mißgunst können den Ruhm nicht schmälern, den dieser kühne und gelehrte Seefahrer verdient, der die neue Welt vom Rio de la Plata, bis zum Kap Horn, und von diesem bekannten Vorgebirg bis zur Einfahrt Prinz Wilhelm durchforschte, und seine herrlichen Instrumente auf die zweckmäßigste Weise zu gebrauchen wußte. Bescheiden bekannte er, daß auf seinen Karten der nordwestlichen Küste noch Lücken auszufüllen wären; er überließ diese Ergänzung seiner Arbeit dem verdienten Galiano und Valdez, die auf jenen so lange vernachlässigten Küsten, deren Untersuchung jetzt auf ein Mal mit so vielem Eifer betrieben wurde, einem Nebenbuhler begegneten.

Arbeiten, die das Werk so vieler verschiedener Hände waren, zeigten nun nächst jenen Lücken noch Mängel im Ganzen, die selbst mitten unter einer Menge von Thatsachen noch Zweifel zuließen; eine vollständige, methodische Untersuchung wurde deßhalb Bedürfniß. Von Broughton unterstützt widmete Vancouver drei Jahre der genauesten Untersuchung der buchtigen Küsten, der zahllosen Inseln, der gekrümmten und trügerischen Strömungen. Berichtigen, bestätigen, entdecken und nichts Wichtiges mehr zu thun übrig lassen, das war der Zweck, den dieser geschickte Seefahrer sich setzte, und den er auch fast gänzlich erreichte. Die geschickten spanischen Seeleute dieser Epoche wetteiferten in Talent und Genauigkeit mit den Engländern, und die herrlichen Berichte Galianos und Valdez, so wie ihre lobenswerthe Eintracht mit ihren Nebenbuhlern, fanden die vollste Anerkennung. Auch Caamano's Bemühungen, der durch die genaueste Untersuchung des Littorals, das sich vom 51° bis zum 56° der nördlichen Parallele erstreckt, Fuentes Träumereien gänzlich niederlegte, hat die Geschichte aufgezeichnet. Seitdem haben eine Menge von Schiffen aller Nationen diese Meere durchsegelt, denen wir von Zeit zu Zeit manche Berichtigung verdankten.

Ohne sich an seine Vorgänger zu binden, hat jeder Kapitain der fünf seefahrenden Nationen alle jene Länder, die ihm unbekannt waren, in seiner Sprache und nach eigenem Gutdünken getauft; deßhalb findet man dieselben Inselchen, dieselben Punkte der nordöstlichen Küste mit den verschiedensten Namen bezeichnet, und nirgends herrscht daher größere Verwirrung im geographischen Namensverzeichniß als hier.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Fortsetzung.)

Schwerlich wird sich eine menschliche Einbildungskraft eine Vorstellung von der Scheußlichkeit der Gefängnisse, wie sie um diese Zeit in Assumption waren, machen können. In dieser Wohnung menschlicher Verworfenheit sah man Indier und Mulatten, Schwarze und Weiße ohne Unterschied des Ranges oder Alters und ohne Berücksichtigung ihrer Verbrechen durcheinander gemischt: Verurtheilte und Angeklagte, Schuldner und Mörder, der Patriot und der Räuber waren oft an eine und dieselbe Kette (grillos) geschmiedet. Frauen von Rang, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, die sich die Ungnade des Diktators zugezogen hatten, wurden mit den verworfensten Geschöpfen der Hauptstadt zusammengesperrt, und mußten sich den schamlosesten Beleidigungen der Männer ausgesetzt sehen, von denen sie im Hofe nur durch ein Pfahlwerk getrennt waren. Sie trugen Fesseln wie diese, und selbst Schwangerschaft erwirkte ihnen keine bessere Behandlung. Noch schrecklicher sind die Staatsgefängnisse. Diese bestehen in einem Gebäude von hundert Fuß Länge, das gleich allen Häusern in Paraguay nur ein Geschoß hat, und in acht Gemächer abgetheilt ist, in deren jedem 30 bis 40 Gefangene zusammengedrängt leben müssen. In einem kleinen Gemache, ohne Luftlöcher oder Fenster eingesperrt, müssen sie in diesem Lande, wo die Wärme drei Viertheile des Tages über auf 22 bis 28° R. steigt und das Dach bis 50° und noch darüber erhitzt wird, bei schlechter Nahrung, in größter Unreinlichkeit und völlig unbeschäftigt zubringen.

Der beschränkte Raum gestattet uns hier nicht auf die innere Verwaltung Paraguay's einzugehen, und es möge nur so viel bemerkt werden, daß die Polizei und namentlich das Paßwesen von einer Vollkommenheit und Strenge ist, daß selbst der gefeierte Fouché noch etwas daran zu erlernen haben dürfte.

Wir beschließen die Skizze von diesem sonderbaren Manne mit einigen Zügen aus seinem Privatleben, die wir mit den Worten des Reisenden Herrn Rengger selbst geben wollen:

„Dr. Francia bewohnt eines der größten Gebäude von Assumption, das von den Jesuiten kurz vor ihrer Vertreibung aufgeführt, als weltliches Ordenshaus zu den sogenannten Uebungen des heil. Ignatius dienen sollte. Der Diktator ließ dasselbe ausbessern, gab ihm ein, wenigstens für dieses Land geschmackvolles Aussehen, und sonderte es auf allen Seiten durch breite Straßen ab. Hier lebt er mit vier Sklaven, nämlich einem jungen Schwarzen, einem Mulatten und zwei Mulattinnen, die er alle mit vieler Gelindigkeit behandelt. Die zwei ersteren sind Kammerdiener und Stallknechte zugleich; eine der Mulattinnen besorgt die Küche, die andere seine Wäsche. Sein tägliches Leben ist äußerst einfach. Selten treffen ihn die ersten Strahlen der Sonne im Bette. So wie er aufgestanden ist, bringt ihm der Neger ein Kohlenbecken, einen Theekessel und einen Krug mit Wasser, das er in seiner Gegenwart wärmt. Alsdann bereitet der Diktator selbst, und mit aller möglichen Sorgfalt seinen Maté oder Paraguay Thee. Nachdem er diesen zu sich genommen hat, geht er im innern, den Hof umschließenden Säulengang spazieren und raucht eine Cigarre, die er vorher sorgfältig auseinander gewickelt hat, um zu sehen, ob sie nichts Schädliches enthalte, wiewohl seine eigene Schwester dieselben für ihn verfertigt. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmutziger, schlecht gekleideter und dem Trunk ergebener Mann, aber das einzige Individuum der Fakultät, dem sich der Diktator anvertraut. Ist der letztere guter Laune, so unterhält er sich mit ihm, und bedient sich oft dieses Mittels, wie einer Staatszeitung, um das Publikum auf seine Plane vorzubereiten. Darauf begibt er sich, mit einem kattunenen Schlafrock *) bekleidet, in den äußern Säulengang, der rings um das Gebäude läuft, und empfängt da, indem er hin und hergeht, die zur Privataudienz zugelassenen Privatpersonen. Gegen 7 Uhr zieht er sich in sein Kabinet zurück, wo er bis 9 Uhr bleibt, dann erscheinen die Offiziere und die übrigen Beamten, um Berichte abzustatten und Befehle einzuholen. Um 11 Uhr werden vom Fiel de Fecho (Staatssekretär) die ihm vorzulegenden Schriften überbracht, worauf er demselben seine Entscheidungen in die Feder diktirt. Zur Mittagsstunde entfernen sich alle Beamten, und Francia setzt sich zu Tische. Seine Mahlzeit ist sehr einfach, und immer von ihm selbst angeordnet. Wenn die Köchin vom Markte zurückkommt, so legt sie alles Eingekaufte vor dem Zimmer ihres Herrn ab, der dann heraustritt, und ihr anzeigt, was er für seine Person bestimmt. Nach der Mahlzeit hält er eine Siesta, trinkt hierauf seinen Maté, und raucht dazu seine Cigarre, alles mit den nämlichen Ceremonien wie am Morgen. Dann arbeitet er bis 4 oder 5 Uhr, zu welcher Stunde sein Geleit für den Spazierritt sich einfindet. Während man sein Pferd sattelt, tritt der Friseur ein, um ihn zu kämmen. So wie dieses Geschäft abgethan ist, steigt er zu Pferde, und besucht entweder die öffentlichen Arbeiten, oder die Kasernen, am öftesten diejenige der Reiterei, wo er sich eine Wohnung hat zurecht machen lassen. Bei diesen Spazierritten ist er, obschon in der Mitte seiner Begleitung, nicht allein mit einem Säbel und mit Reiterpistolen, sondern überdieß noch mit einem Paar doppelter Sackpistolen bewaffnet. Nachdem er bei eintretender Nacht nach Hause zurückgekehrt ist, liest oder arbeitet er noch bis 9 Uhr, und hält dann mit einer gebratenen Taube, und einem Glas Wein seine Abendmahlzeit. Bei schönem Wetter spaziert er noch in der äußern Gallerie, wo er öfters lange verweilt. Um zehn Uhr ertheilt er die Losung, und schließt, ehe er sich schlafen legt, alle Thüren seiner Wohnung selbst zu.

„Während mehrerer Monate bewohnt er die Reiterkasernen, welche außer der Stadt, eine Viertelstunde von seinem gewöhnlichen Sitze, gelegen ist, und wo er die nämliche Lebensart führt, außer daß er zuweilen auf die Jagd geht. In den Zimmern, wo er sich aufhält, hat er immer Waffen bei der Hand; Pistolen hangen an den Wänden, oder liegen ihm zur Seite auf dem Tische und Säbel zum Theil ohne Scheide stehen in den Ecken. Diese Vorsichtsmaßregeln stimmen ganz mit der Etikette überein, die für die Audienzen vorgeschrieben ist. Wird man beim Diktator vorgelassen, so darf man sich ihm höchstens auf sechs Schritte nähern, bis er ein Zeichen zum Vorwärtstreten gibt und dann

*) Nach dem Beispiele des Diktators tragen die Alcaden und Kommandanten, überhaupt alle Beamten, ähnliche Schlafröcke, aber als Amtstracht und ohne sie den Tag über, selbst nicht wenn sie ausreiten, abzulegen.

auch muß man in einer Entfernung von drei Schritten von ihm stehen bleiben. Die Arme sollen längs dem Körper herabhängen, und die Hände umgekehrt und offen gehalten werden, damit der Diktator sich überzeuge, daß sie keine Waffen verbergen." Als Rengger bei der ersten Audienz, unbekannt mit diesem Ceremoniel seinen Händen nicht die vorschriftsmäßige Haltung gab, fuhr ihn der Diktator an und fragte: ob er einen Dolch mit sich trage. Bei einer andern Gelegenheit fragte er ihn, ob er durch seine Geschicklichkeit in der Anatomie wohl finden könne, daß die Paraguayaner einen eigenen Knochen zu viel im Halse hätten, der sie hindere, den Kopf aufrecht zu tragen, und laut zu sprechen?

(Schluß folgt.)

Handel und Schifffahrt Brasiliens.

(Aus Weech's Reise.)

Die Beschreibung, welche ich von dem Handel und der Schifffahrt der Hauptstadt Brasiliens entwerfe, wird vielleicht Manchem meiner geehrten Leser etwas weitläufig scheinen; ich glaubte aber demselben, weder durch Listen noch Tabellen der gegenwärtigen Aus- und Einfuhr, einen vollständigen Begriff von der Wichtigkeit, die Brasilien in wenigen Jahren erhielt, und einst erhalten wird, geben zu können.

Der Handel Brasiliens war noch im Jahre 1806 höchst unbedeutend; Portugals Eifersucht verschloß die Häfen der Kolonie allen auswärtigen Völkern; statt seine Manufakturartikel daselbst abzusetzen, begnügte es sich, die Abgaben zu erheben, und die Produkte des Landes auf portugiesischen Schiffen auszuführen. Die Kolonisten erhielten nicht die mindeste Aufmunterung, ihre Besitzungen besser zu bestellen, da es ihnen an aller Verbindung mit den Küstenstädten fehlte, und die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß, wären die Gold- und Diamant-Minen im Innern Brasiliens nicht entdeckt worden, man mit dem Lande so unbekannt geblieben wäre, als man es noch mit dem Innern von Afrika ist. Die Ankunft des Hofes von Portugal in Rio de Janeiro änderte jedoch die Verhältnisse Brasiliens auf eine merkwürdige Weise. Alle Häfen wurden den fremden Nationen geöffnet, und Rio de Janeiro erhob sich sogleich zu dem bedeutendsten Handelsplatze des Landes. Reiche und Müssiggänger, wer immer irgend etwas am Hofe zu suchen hatte, strömte der Residenzstadt zu, und Kauffahrtheischiffe eilten von allen Seiten herbei. Luxusartikel und Lebensbedürfnisse abzusetzen; das Verlangen nach Rückfracht, also nach den Produkten des Landes, war dringend; diese stiegen außerordentlich im Preise, und oft konnten die Kauflustigen nicht befriedigt werden, da die brasilianischen Landeserzeugnisse, bei dem gänzlichen Mangel an Straßen, schwer fortzubringen waren. Dem Minister des Königs, Conde de Linhares, entgingen die Hindernisse nicht, welche sich dem inländischen Handel in den Weg stellten; er befahl, Straßen und leichte Verbindungen nach dem Innern des Festlandes anzulegen, und obwohl seine höchst wohlthätigen Anordnungen nicht so eifrig befolgt wurden, wie sie es verdienten, so wurde doch in kurzer Zeit der Verkehr mit den Nachbarprovinzen Minas Geraes, St. Paulo und Espirito Santo sehr erleichtert. Nachdem einzelne Wege in das Innere des Landes gebahnt waren, zeigten sich neue Hindernisse für die Fremden, welche ihre Waaren nach Brasilien sandten, und andere dagegen einkauften. Die kaufmännischen Kenntnisse der Brasilianer waren nämlich äußerst beschränkt. Sie begriffen weder den Werth des Kredits, noch den Einfluß der Kapitalien; sie liehen weder auf Zinsen, noch auf Handschriften; der ganze Handel mit ihnen mußte daher gegen baares Geld geführt werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde eine Bank auf Subscription gegründet, um über die nöthigen Summen gebieten zu können, damit Papiere, auf Sicht zahlbar, in Umlauf gebracht werden konnten; mit diesen Papieren konnten nun leicht Wechsel berichtigt werden, die mit dem Datum bezahlt werden mußten. Da endlich die Regierung die Aktionärs durch mehrere Privilegien gegen möglichen Verlust sicherte, so nahm der Kredit der Bank schnell zu, und brachte Leben in jeden Zweig des Handels.

Wenn der Fremdling, der jetzt Brasilien besucht, den gegenwärtigen Zustand dieses Landes mit dem vergleicht, wie es nach der Beschreibung höchst glaubwürdiger Männer noch vor zwanzig Jahren war, so kann er über die stets zunehmende Kultur und den sich immer mehrenden Wohlstand des jungen Reiches nicht genug staunen. Die Landeigenthümer und Bergwerksbesitzer können jetzt ihre Produkte von der äußersten Gränze Brasiliens nach der zunächst gelegenen Hafenstadt bringen, und ihre Bedürfnisse dort zurücknehmen. Ueber Flüsse und Berge, durch Wälder, sonst unübersteigliche Hindernisse, wölben sich Brücken, oder sind Fährten errichtet und Wege gebahnt, allerdings nur für Lastthiere gangbar; nach Osten führt eine Straße über Praia Grande bis nach Espirito Santo, über 300 englische Meilen weit; nördlich gelangt man über Porto d'Estrella durch die Provinzen Minas Geraes, Goyaz bis nach Matta grosso, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, nachdem eine Strecke von 1800 Meilen zurückgelegt wurde; nach Westen führt eine dritte Hauptstraße über Venda Granda nach der Villa bella da Princeza, in der Provinz St Paulo, welche über 600 Meilen von der Hauptstadt entfernt ist; und selbst aus der, gegen 800 Meilen von der Hauptstadt entfernten Provinz Rio Grande, werden manchmal Heerden von Hornvieh, Maulthieren und Schafen herbeigetrieben. Diese ungeheure Länderstrecke, die beinahe 500 Meilen breit und 1500 lang ist, und auf welcher eine geringe Zahl civilisirter Menschen wohnt, versieht Rio de Janeiro mit Hornvieh, Maulthieren, Schweinen, Schafen, Schinken, Speck, Geflügel, Käse, Zucker, Rum, Indigo, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Baumwollenzeugen, Salpeter, Ipecacuanha, Leder und Häuten, Ricinus-Oel, Gold, Krystallen, Diamanten und andern Edelsteinen. Als Rückfracht nehmen sie trockene Waaren (Fazendas seccas) aller Art, Salz, Wein, Eisen, Pulver und Blei; Gewehre, Töpfer-, Glas- und Apothekerwaaren; Kokosnüsse, Sklaven. Eben so lebhaft ist gegenwärtig der Küstenhandel mit den Distrikten Ilha Grande, Cabo Frio, Campos, Espirito Santo, Santos, St. Katharina und St. Petro de Rio Grande. Aus den vielen hier nicht angeführten, größeren und kleineren Häfen dieser Distrikte wird nach der Stadt gebracht: Zucker, Kaffee, Rum, Reiß, Milho, Farinha de Mandioca, Tapioca, Mandubi, Tabak, Baumwolle, Töpferwaaren, Früchte aller Art, Käse, Talg, Carne-Secca, Speck, Häute, Hörner, Jacaranda und andere Holzarten, Bretter, Bauholz, Kalk, Ziegelsteine, Salz, Hülsenfrüchte, Fische, Fischthran, Pech und Harz, Brennholz. Ihre Rückfracht besteht aus denselben Gegenständen, welche oben bemerkt wurden. Der Transport aller Waaren zu Lande wird allein durch Maulesel vorgenommen. Zu Wasser werden sie in Fahrzeugen von 80 bis 100 Tonnen, und in Barken von 40 bis 50 Tonnen aus- und eingeführt. Erstere haben sich wesentlich verbessert; früher konnte keines die hohe See halten; ihre Ankertaue waren aus den Fasern von Palmen, die Stricke aus geflochtenem und ungegerbtem Leder, ihre Segel aus einem groben Baumwollenzeuge verfertigt; die Führer dieser Fahrzeuge (Sumaccas) wußten sich keines mathematischen Instrumentes zu bedienen, mußten sich daher immer dicht an die Küste halten, und bei stürmischer Witterung, um nicht an diese geschleudert, oder zu sehr von ihr entfernt zu werden, in dem nächsten Hafen Zuflucht suchen, und besseres Wetter abwarten; dadurch wurde die Reise nicht allein sehr vertheuert, sondern dauerte auch ungewöhnlich lang. Jetzt reiset man mit den brasilianischen Küstenfahrzeugen schneller, als mit fremden Schiffen; vielleicht kömmt auch eine Zeit, daß man dort Reinlichkeit und Bequemlichkeit findet. Die Barken, welche die Verbindung mit den zahlreichen Häfen der großen Bai von Rio de Janeiro unterhalten, sind noch dieselben Fahrzeuge wie vor fünfzig Jahren, schwerfällig, mit einem ungeheuren Segel versehen, das bei jedem Windstoße in Stücke zerreißt, oder die Barke zum Umschlagen bringt.

Seit der Verlegung der Regierung nach Brasilien hat auch der auswärtige Handel dieses Landes sehr gewonnen. Die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen werden jährlich von wenigstens fünfzig großen Kauffahrtheischiffen von Rio de Janeiro besucht, welche Zucker, Rum, Tabak, Reiß, Mandioc-Mehl und alle Arten von Waaren dahin bringen, und dafür Neger, Wachs, Goldstaub, Pfeffer, Kokkulikörner, Palmöl, Gummi, Opal, Schwefel, Columbowurzeln, Mundobibl, Elfenbein, Orseille und Ebenholz einhandeln. Außerdem konsumiren diese Schiffe eine große Menge brasilianische Landeserzeugnisse, da es in den portugiesischen Kolonien noch so sehr an Industrie mangelt, daß die brasilianischen Schiffe genöthigt sind,

den Unterhalt für ihre Besatzung und die Neger mit sich zu führen. Dieser so einträgliche Erwerbszweig wird indessen allmählich sehr beschränkt werden, da Brasilien in Zukunft keine Negersklaven mehr aus Afrika beziehen darf. Der Handel nach Asien, durch die Lage Brasiliens so vorzüglich begünstigt, wurde früher von Lissabon aus geführt, und ist jetzt ganz in den Händen der Brasilianer; ihre Schiffe besuchen jährlich die portugiesischen Besitzungen in Indien und China. Da sie nach letzterem Lande nur sehr wenige Waaren absetzen können, so haben sie zu ihren Einkäufen große Summen baares Geld, gewöhnlich gemünztes Gold, häufig auch gediegenes in Stangen, oder spanische Piaster, nöthig; sie bringen indische Baumwollen-Zeuge, Thee, Nanking, Blei, Kupfer, Zinn, Seide und andere Artikel von dort zurück, welche, wenn die Reise kurz war, mit großem Gewinne abgesetzt werden. Der Handel mit den übrigen Ländern der Erde wird noch nicht mit brasilianischen Schiffen getrieben, die darum nicht unthätig sind; nichts desto weniger wird eine Zeit kommen, in welcher die Flagge dieses Reiches auch in den europäischen Gewässern wehen wird. Gegenwärtig ist das Verhältniß zwischen der Ein- und Ausfuhr noch nicht hergestellt; das Ausland führt Brasilien eine Menge Gegenstände zu, welche es sehr leicht selbst erzeugen könnte, und auch in kurzer Zeit erzeugen wird, wenn die Regierung nur einigen Vorschub leistet. Es versorgt Brasilien mit folgenden Gegenständen, welche nach einem mehrjährigen Durchschnitte jährlich auf 400 Schiffen eingeführt werden. Nordamerika: Mehl, Getreide, Spermacetilichter, Meubles, Thran, Theer, Leder, Pech, Potasche, Tauwerk, Zwieback, Salzfleisch. Großbritannien und seine Kolonien: Alle Arten von Baumwollenwaaren, Kattunen, feinen Tüchern, Porcellan, verarbeitetes und unverarbeitetes Leder, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, roh und verarbeitet, Anker, Kabeltaue, Segeltuch, Kanonen, Porter, Käse, gesalzene Butter, Arzneimittel. Schweden, Dänemark und Rußland: Eisen, Stahl, Kupfergeschirre, Segeltuch, Stricke, Taue, Theer, Hanf, Bretter, Masten. Deutschland: Glas, Leinwand, Eisen- und Messing-Geräthe, Blei, Kupfer, Zinn, Waffen, Tücher, Butter, Mehl, Getreide, Rauch- und Salzfleisch, Manufakturwaaren, Meubles, Papier. Die vereinigten Niederlande: Leder, roh und verarbeitet, Leinwand, Tücher, Waffen, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Bier, Papier. Frankreich: Luxusartikel, Bijouteriewaaren, Meubles, Wachslichter, Arzneimittel, feine Liqueurs, Malereien und Kupferstiche, Bücher, Seidenzeuge, Spiegel, Hüte, feine Glaswaaren und Porcellan, Wein, Oel und getrocknete Früchte. Italien und die Inseln: Wein, Oel, Papier, Seidenzeuge. Spanien: Wein, Oel. Portugal und die Inseln: Leder, Hüte, grobe Wollenzeuge, Töpferwaaren von Oporto, Schuhmacherarbeit, Wein, Oel, Salz, Essig, Stockfische, Zwiebel, Schinken, Würste, getrocknete Früchte, Arzneimittel. Die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen: Im Durchschnitt bisher jährlich 20.000 Neger, nebst den erwähnten Zugaben an Goldstaub, Elfenbein ꝛc. ꝛc. Diese Schiffe führen aus: Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Barren und gemünztes Gold (durch Conterband), Zucker, Kaffee, Rum, Baumwolle, Tabak, Reiß, Ricinus-Oel, etwas Indigo, Häute, Talg und Hörner, Ipecacuanha, Tapioca und etwas Mandioc-Mehl, Jacaranda und andere Holzarten, Wallfischthran (nur für den Gebrauch des Landes).

Welche Fortschritte der Ackerbau allein in den Provinzen Rio de Janeiro, St. Paulo und Minas-Geraes seit wenigen Jahren, troß der ungünstigsten Verhältnisse und der gänzlichen Gleichgültigkeit der Regierung gegen dessen Beförderung machte, wird ein Auszug aus den Ausfuhr-Registern der kaiserlichen Mauth beweisen, nach welchen im Jahre 1817 an Kaffee 9557 Ctr., an Zucker 20,680 Ctr.; im Jahre 1826 aber an Kaffee 52,000 Ctr., und Zucker 52,960 Ctr. ausgeführt wurde. Man darf annehmen, daß die Provinzen Bahia und Pernambuco über das Doppelte an Zucker erzeugen; bemerkt man noch, daß Pernambuco, Parahiba, Riogrande-do-Norte, Ceará, Maranhao und Pinahy eine ungeheure Menge der besten Baumwolle versenden, und daß die Provinz Riogrande-do Sul (St. Pedro) jährlich gegen 400,000 Häute ausführt, so bekömmt man einen kleinen Begriff des brasilianischen Handels, und was er unter günstigen Verhältnissen werden kann.

Auch die Bank (banco nacional) erfreute sich bereits eines ausgezeichneten Kredits; sie sah sich sogar in den Stand gesetzt, den Bedürfnissen des Staates und des Hofes durch bedeutende Vorschüsse gegen Verpfändung künftiger Staatsgefälle und der Krondiamanten abzuhelfen. Die später erfolgenden politischen Ereignisse wirkten aber auf diese nützliche Anstalt höchst nachtheilig. Als nämlich der König nach Portugal zurückkehrte, wurden die verpfändeten Diamanten zurückgefordert, ohne die entlehnten Summen zurück zu bezahlen; das von der Bank eingeführte Papiergeld, welches durch den Geldmangel veranlaßt beständig vermehrt wurde, ohne daß neue Kapital-Zuschüsse erfolgten; der Umlauf einer Menge künstlich nachgeahmter Banknoten, und das dem eingebornen Kaufmann eigenthümliche Mißtrauen, verminderten den Kredit der Bank so sehr, daß sie sich ohne die thätigste Mitwirkung des Staates schwerlich länger halten kann.

Die Abgabe an Gold, welche die Regierung früher von Bergwerksbesitzern bezog, war sonst vollkommen hinreichend, Brasilien und Portugal mit zirkulirender Münze zu versehen; seit aber dieses Metall auf den europäischen Märkten so bedeutend im Preise stieg, wurde es in außerordentlicher Menge aus dem Lande geführt. Nicht minder große Summen baares Geld führt jedes Schiff aus, welches nach Indien und China geht; die Regierung endlich kauft oft alles fremde Silber auf, woran es Brasilien allein mangelt, und läßt daraus inländische Münzen prägen; eine Operation, welche eben so, wie die Ausfuhr des gemünzten Goldes, zu dem oft drückenden Geldmangel, besonders in der Hauptstadt, beiträgt. Dieser war während der Dauer des Krieges mit Buenos Ayres so groß, daß Gold-, Silber- und Kupfermünze nicht allein zu einem ungewöhnlichen Curse stiegen, sondern auch die Zinsen in Wechselgeschäften bis auf 50 oder 55 Prozent in die Höhe gingen. Das von der Bank eingeführte Papiergeld ist allein für die Provinz Rio de Janeiro gültig; Banknoten von 500,000 Reis sind die höchsten, von 1 Millionen Reis die niedrigsten. Rio de Janeiro hat sich jetzt zum ersten Handelsplatze der südlichen Halbkugel erhoben; die Handelswissenschaft ist bedeutend vorgerückt, welches Brasilien allein den Fremden, und unter diesen besonders den Britten verdankt; diese sind es auch, welche die größten Geschäfte machen, und einen entschiedenen Einfluß auf ihren Gang ausüben, den sie auch so lange erhalten werden, als sie sich, wie bisher, durch Solidität, Einigkeit und Unternehmungsgeist auszeichnen, und von ihrer Regierung kräftig unterstützt werden. Der Handel der übrigen fremden Nationen nach Rio de Janeiro ist im Vergleiche mit dem brittischen nicht bedeutend; als Abnehmer brasilianischer Produkte konkurriren jedoch Mehrere, und besonders Deutsche (Hamburg) mit ihnen. Die hier ansässigen fremden Kaufleute beschäftigen sich meistens mit dem Kommissions-Geschäfte; von guten Verbindungen in Europa und großer Thätigkeit hängt daher besonders ihr Fortkommen ab; zu eigentlichem Reichthume gelangt, bei der großen Konkurrenz so vieler Nationen, wohl Niemand mehr, wie dieses früher der Fall seyn mochte. Unter den eingebornen und portugiesischen Kaufleuten herrscht noch immer der Geist des gemeinsten Wuchers, übereinstimmend mit einer ähnlichen Lebensweise. Diesen gelingt es, wenn das Glück sie begünstiget, vieles Geld zusammen zu raffen, welches, wenn lachende Erben es nicht in Umlauf bringen, gewöhnlich in ihren Koffern verschlossen bleibt.

Die Preise der in- und ausländischen Waaren sind sehr hoch, und besonders glaubt der im Handel Unerfahrene, wenn er diese mit dem Ankaufs- oder Fabrikpreise der letzteren vergleicht, die Verkäufer müßten außerordentlich gewinnen. Die Kosten der Fracht, der Einfuhrzoll, die äußerst hohe Miethe der Waarenlager und die lange Zahlungsfrist, welche den Detailhändlern gegeben werden muß, lasten aber so schwer auf den Handelsartikeln, daß der Gewinn oft sehr mäßig ausfällt, und wird der Markt zufällig und plötzlich mit ein und derselben Waare überfüllt, so trifft die Betheiligten oft empfindlicher Verlust. Tritt jedoch in einer beliebten Waare Mangel ein, welchem zu steuern die Hoffnung entfernt ist, so kann derjenige, welcher so glücklich ist, die verlangte Waare vorräthig zu besitzen, zwei- bis dreihundert Prozent an derselben gewinnen. Die Theuerung der inländischen Produkte kommt selten ihren Erzeugern zu Gute, da ihnen der Preis von den Käufern gemacht wird. Die Lebensbedürfnisse steigen oft zu sehr beträchtlichen Preisen, wenn sie die Landleute, bei anhaltend schlechtem Wetter, nicht nach der Stadt bringen können, oder die Ernte durch anhaltende Trockne mißrieth. Vortheilhafe setzen diejenigen ihre Produkte ab, welche in der Nähe der Stadt, oder der Hafenplätze der großen Bai wohnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 72. 12 März 1832.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Von dem Jahre 1821 bis 1824 hatte sich, wie aus der vorausgeschickten Angabe zu ersehen ist, ungeachtet der theilweisen Zurückzahlung des Kapitals, die Staatsschuld in der That vermehrt, und zwar hauptsächlich durch die Erwerbung der Florida, wie sie denn auch im Jahre 1804 durch den Erkauf von Louisiana angewachsen war. Im Jahre 1824 waren 16,568,393 Dollars für Tilgung der Staatsschuld bezahlt worden. Die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben desselben Jahres betrugen 15,390,145 Dollars, was zu der erstgenannten Summe gerechnet, für das Jahr 1824 eine Gesammtausgabe von 31,958,538 Dollars ergibt. Und doch betrugen die Einnahmen desselben Jahres nur 20,540,666 Dollars. Dennoch finde ich, daß ungeachtet dieser Mehrausgaben von 11,000,000 Dollars in demselben Jahre dem Staatsschatze noch 1,946,579 Dollars blieben. Es gibt nur Eine vernünftige Methode, über den ökonomischen Charakter einer Regierung richtig zu urtheilen, und diese besteht darin, daß man die Gesammtsumme ihrer laufenden Ausgaben in Anschlag bringt, und ihre Schuld ganz außer Frage läßt. Allein selbst diese Methode ist nicht untrüglich, weil ein Land, das zu viel Geld hat, wie ein Individuum, verleitet werden kann, Ausgaben für Gegenstände zu machen, an die es unter andern Verhältnissen nicht gedacht haben würde. Im Jahre 1817 hatten die Vereinigten Staaten eine bedeutende Schuld, nämlich 123,491,965 Dollars. Von Allen, welche in der Revolution die Waffen getragen hatten, erhielten nur die Verwundeten, wie es auch bei andern Nationen der Fall ist, eine Pension. Im Jahre 1818 war die Schuld auf 103,466,663 Dollars heruntergebracht, und allen Soldaten wurde eine Unterstützung bewilligt, die sich ihrer bedürftig erklärten. Im Jahre 1829 erheischte diese Unterstützung 1,847,900 Dollars. Im Jahre 1829 betrug sie nur noch 689,384 Dollars. Allein die Gewißheit, daß die Staatsschuld im Jahre 1835 getilgt seyn werde, bestimmte den Staat, Alle ohne Unterschied zu pensioniren, die in der Revolution gedient hatten. Jeder erhält demnach gegenwärtig monatlich 8 Dollars, worin jedoch die Gnadengehalte für Wunden und Krankheiten nicht mitbegriffen sind. So haben die Vereinigten Staaten zwar nur ein Heer von sechstausend Mann auf den Beinen, zahlen aber in der That eine Veteranen-Armee, die mehr als 16,000 Mann stark ist.

Die Revue britannique hat richtig bemerkt, daß die Vereinigten Staaten ihre hauptsächlichsten Einkünfte aus den Douanen gefällen ziehen. Man will behaupten, daß diese Einnahmen, bei dem blühenden Zustande der Dinge, in diesem Jahre die Gesammtsumme der in Voranschlag gebrachten Ausgaben decken werden. Die Revue britannique hält aber diese Art der Abgabenerhebung für minder zweckmäßig, als die französische, weil sie dem Wechsel unterworfen ist. Aber zieht nicht auch Frankreich aus seinen Douanen so viel nur immer thunlich ist? Wenn die Vereinigten Staaten durch diese einzige Auflage alle ihre Ausgaben bestreiten können, so ist dieß ein Vortheil, dessen Grund in ihrem ausgebreiteten Handel und in der Beschränkung ihrer Ausgaben zu suchen ist. Die Handels- und Industrie-Verhältnisse der Vereinigten Staaten sind ziemlich bekannt. So lange ihnen die Kriege in Europa einen Absatz ihrer Bodenerzeugnisse eröffneten, bestanden sie wesentlich aus einer ackerbauenden Nation; die Fabrikanten waren der Zahl nach im Verhältniß zu den Bearbeitern des Bodens nur unbedeutend. Als aber der allgemeine Friede die Preise der Produkte in Europa sinken machte, sahen sich die Nordamerikaner gezwungen, ihre Thätigkeit einen andern Weg betreten zu lassen. Das Land hatte schon lange her durch den Ackerbau mehr producirt, als es bedurfte; es mußte also seine Aufmerksamkeit auf die Künste des Luxus und des civilisirten Lebens richten, oder nichts thun. In dieser Lage wurden nun zweierlei Stimmen laut. Diejenigen, die in den bevölkertsten und getreidereichsten Staaten wohnten, verlangten Schutz für ihre Industrie, mittelst Auflage auf die Einfuhren, während jene, die in Staaten lebten, welche schon im Genuß von Monopolen waren, gegen diese Maaßregel nachdrücklich auftraten, indem sie sich dabei auf die Unzulässigkeit und Ungesetzlichkeit der Monopole überhaupt beriefen. Eine ungeheure Majorität der Nation sprach sich für den Schutz durch Einfuhrbesteuerung aus, und der Tarif wurde seit dem Frieden in verschiedenen Epochen in dieser Ansicht, die man gar nicht in Abrede stellt, erhöht. Das Resultat davon sieht man an den Einkünften.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diktator von Paraguay.

(Schluß.)

„Der Diktator sucht gern diejenigen, mit denen er sich unterredet, anfangs schüchtern zu machen, setzt man aber seinen Ausfällen Festigkeit entgegen, so nimmt er bald einen milderen Ton an, und seine Unterredung wird sogar anziehend, wenn er gut aufgeräumt ist. Man erkennt dann in ihm den talentvollen Mann; indem er das Gespräche wechselsweise auf die verschiedensten Gegenstände lenkt, zeigt er vielen Geist, einen durchdringenden Verstand und für Jemand, der kaum über die Gränze von Paraguay gekommen ist, ausgedehnte Kenntnisse. Frei von der Menge von Vorurtheilen, mit denen die Köpfe seiner Landsleute erfüllt sind, macht er sie oft zum Gegenstande seiner Unterredung.“ So äußerte er sich gegen Rengger mit vielem Spotte über den Kommandanten und den Pfarrer von Curuguaty, die ihm ein armes Weib, gefesselt und mit einem ungeheuren Rosenkranz ausstaffirt, samt einem Verbalprozeß, woraus sich ergeben sollte, daß sie eine Hexe sey, zugesandt hatten. Dann kam er auf die mannichfaltigen Uebungen des Aberglaubens zu sprechen, die unter dem Volke im Schwange sind; auf die Krankheiten und Heilungen durch geheime Mittel u. s. w. und setzte endlich hinzu: „Sehen Sie, wozu diesen Menschen die Religion — die Priester nützen zu nichts weiter, als daß sie an den Teufel mehr als an Gott glauben.“

In den ersten Zeiten seiner Erhebung ließ er sich jeden Sonntag in der Kapelle einer der Kasernen die Messe lesen, und wohnte an den großen Festtagen dem Gottesdienste in der Hauptkirche bei. Bald aber erschien er nicht mehr in dieser Kirche, und im Jahre 1820 verabschiedete er seinen Kaplan. Seit diesem Zeitpunkte ist ihm jede Art von Gottesdienst fremd geblieben, und bei jeder Gelegenheit spricht er sich gegen die eingeführte Religion aus. So antwortete er einem Offizier, der ein Heiligenbild, um es in einer neuerbauten „Guardia“ oder kleinen Festung als Schutzpatron aufzustellen, verlangt hatte: „Wie lange wollt ihr Paraguayaner solche Tröpfe bleiben? Als ich noch dem katholischen Glauben anhing, dachte ich wie Du, jetzt aber erkenne ich, daß Kugeln die Heiligen sind, die unsre Gränzen am besten bewachen.“

„Wenn der Diktator mit einem seiner hypochondrischen Anfälle behaftet ist, so schließt er sich entweder mehrere Tage ein, ohne sich mit den Geschäften abzugeben, oder er ergießt seine böse Laune über Alles, was ihn umgibt; Civilbeamte, Offiziere, Soldaten werden dann von ihm ohne Unterschied mißhandelt. Er stößt Schmähreden und Drohungen gegen seine wahren oder eingebildeten Feinde aus. In solchen Augenblicken war es, wo er die meisten Verhaftungen und die härtesten Strafen verhängte; ein Todesurtheil auszusprechen, galt ihm dann für eine Kleinigkeit. Die Witterung scheint einen großen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung zu haben; indem seine Anfälle am öftesten eintreten, wenn der Nordostwind herrscht. Dieser sehr feuchte, von drückender Hitze begleitete Wind führt plötzliche und täglich wiederkehrende Regengüsse herbei, und macht auf Personen, die an Verstopfung der Leber oder anderer Eingeweide des Unterleibes, in Verbindung mit großer Reizbarkeit der Nerven leiden, einen widrigen Eindruck. Beim Südwestwinde hingegen ist der Diktator gewöhnlich gut aufgelegt. Man hört ihn dann für sich allein singen und lachen, und er unterhält sich gern mit Denen, die ihn zu sprechen haben. So veränderlich auch seine Laune ist, so bleibt er sich doch in einer rühmlichen Eigenschaft gleich — nämlich in der Uneigennützigkeit. Er bezahlt Alles baar, was für ihn selbst bestimmt ist und zeigt sich eben so freigebig in seinen persönlichen Ausgaben, als er mit dem Staatsgute geizt. Sein Vermögen hat sich durch seine Erhebung um nichts vermehrt; er hat nie ein Geschenk angenommen, und seine Besoldung ist immer rückständig. Seine größten Feinde lassen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Bei mehreren Gelegenheiten hat er gleichfalls bewiesen, daß ihm das Gefühl der Dankbarkeit nicht fremd ist. Als er einst erfuhr, daß sich der Sohn eines Hauses von Cordova, in welchem er in seiner Jugend sehr gut aufgenommen worden war, zu Assumption im größten Elende befinde, ließ er ihn sogleich rufen, gab ihm einige hundert Franken, und ernannte ihn zu seinem Secretär. Zuweilen gedenkt er auch seiner alten Schulkameraden, und unterstützt sie, wenn sie Dessen bedürfen. Aber an keine empfangenen Wohlthaten erinnert er sich, er kennt weder Verwandte noch Klienten mehr; sobald er einen Eingriff in seine Gewalt oder Mangel an Ehrerbietung gegen seine Person zu sehen glaubt. Ihn nicht Excellentissimo Sennor*) betiteln, ist schon eine unerläßliche Sünde, obwohl er selbst, mit Ausnahme einiger Fremden Jedermann duzt, eine Gewohnheit, die er nur allmählich und so wie sich seine Gewalt befestigte, angenommen hat. Mehrere Personen von seiner nächsten Umgebung, die sich auf einen zu vertrauten Fuß mit ihm setzen wollten, fielen in Ungnade und Andere wurden mit Ketten beladen, weil sie sich eine Gewalt angemaßt, die er ihnen nicht ertheilt hatte. Zwei seiner Neffen, die seit Anfang der Revolution als Offiziere in den Linientruppen dienten, waren die ersten, die er als Diktator entließ, einzig aus Furcht, daß sie ihr verwandtschaftliches Verhältniß mißbrauchen möchten. Auch bestrafte er sie für die geringsten Fehltritte weit strenger als jeden Andern. Der eine lag vier Jahre lang in Fesseln, weil er beim Tanze einen Menschen, von dem er gröblich beleidigt worden, geschlagen hatte, und der andere büßte den Einfall, einen Musikanten der Truppen zu einer Serenade zu gebrauchen, mit einjähriger Gefangenschaft. Seine Schwester endlich, die einzige Person, für die er dauernde Anhänglichkeit gezeigt hat, und die sein kleines Landgut besorgte, wurde von ihm weggeschickt, weil sie sich eines Zeladors bedient hatte, um eine Sklavin zu züchtigen.“

Bei dieser eifersüchtigen Handhabung seiner Gewalt stand nicht zu erwarten, daß der Diktator je einen Vertrauten haben sollte. Was er auch vornehmen mochte, so ist ihm nie beigefallen, irgend Jemand um Rath zu fragen, und Keiner mag sich rühmen, je den geringsten Einfluß auf ihn geübt zu haben.

Wenn wir die Laufbahn dieses wunderbaren Mannes überblicken, so können wir nicht unsere Bewunderung einer Seele versagen, deren unbeugsame Richtung nach einem Ziele hin, alle Hindernisse vor sich niederwarf. Francia bietet das seltene Beispiel eines Mannes, der mit unumschränkter Macht bekleidet, ohne den

*) Er würde keinen Brief annehmen, der nicht die Aufschrift führt: Al Excellentissimo Sennor, Don Caspar Rodrigues de Francia, supremo dictator perpetuo de la republica del Paraguay.

geringsten Prunk, und als Gebieter über den ganzen Staatsschatz arm und mäßig lebt. Gewarnt durch die Anarchie der Nachbarstaaten, deren Ursache er sehr richtig in der Unreife ihrer politischen Erziehung erkannte, suchte er sein Vaterland durch eine vollkommene Abgeschlossenheit vor einem gleichen Schicksal zu bewahren. Mit diesem Ziel im Auge wählte er, gleich dem athenienſischen Gesetzgeber, Schrecken und Gewalt als Mittel, während er sich zum Zweck gemacht hatte, die Moral seines Volkes zu reformiren, alte Vorurtheile auszurotten, und seine Landsleute auf eine höhere Stufe der Civilisation zu führen. Nicht allzu vorschnell möge er verurtheilt werden. Man bedenke, daß er zwar den Handel nach Außen zerstörte, aber den Ackerbau beförderte, Straßen anlegte, die Hauptstadt neu erbaute, eine Armee schuf, die Indianer unterwarf, von Außen sich Achtung, im Innern Ruhe zu erhalten wußte. Durch seinen Despotismus hat er seine Mitbürger für die künftige Freiheit vorbereitet; indem er die Maxime seiner Vorgänger, der Jesuiten: „der Zweck heiligt die Mittel" zum Grundsatze seiner Handlungsweise machte.

Sittenzüge aus der Pariser-Welt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

(Aus dem Chronique de l' Oeil de Boeuf Tome II. *)

Es sey mir erlaubt, hier einige Züge zu dem Bilde zu liefern, welches Paris am Ende des Jahres 1690 darstellte. Die Schneider arbeiteten nur mit der Hand; der fast gänzlich unveränderte Schnitt der Kleider ließ die Einbildungskraft dieser Künstler in völliger Ruhe. Das Scharlachroth und die Federn sind Lakaien und Kutschern zu Theil worden; bald wird es mit dem Golde und Silber eben so seyn, denn die Vornehmen fangen schon an, darauf Verzicht zu leisten, es sey denn, daß die Kunst des Stickers den Werth des Goldes erhöhe. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß die Vornehmen geneigt sind, auf den Luxus Verzicht zu leisten, wenn dieser sich über die niederen Stände ausbreitet; sie wollen mit dem Pöbel nichts gemein haben. Wenn Tressen dem gemeinen Haufen anheim fallen, so sind dagegen Bänder und Spitzen noch immer vom feinsten Geschmacke; die vornehmsten Herren und Damen sind damit bedeckt. Alle Welt trägt einen Degen, doch nicht mehr jenen kleinen leichten, welcher vor zehn Jahren unter den Schößen des Rockes fast verschwand, sondern ein langes, schweres Schlachtschwert. Vor einigen Jahren waren die Perücken blond, jetzt müssen sie braun seyn. Die Frauen, welche das andere Geschlecht als Muster der Unbeständigkeit und des Wechsels darstellen möchte, strafen jetzt eine solche Behauptung Lügen; sie tragen fortwährend ihr eigenes Haar, und ändern den Schnitt ihrer Kleider nur wenig. Wir bleiben doch wenigstens bei der Kleidung unsers Geschlechtes, die Männer aber überladen sich so sehr mit Bändern, Spitzen und Edelsteinen, daß ihr Anzug bald nicht mehr von dem der Frauen zu unterscheiden seyn wird, mit Ausnahme der Beinkleider, welche sie als Vorrecht ihres Geschlechtes schwerlich ablegen würden. Vor einigen Jahren trug man noch sehr kleine Uhren, jetzt muß man große, sehr große haben. Die Frauen befestigen sie an der linken Hüfte über ihren Kleidern. Diese Mode wird der Schönheit manches beschämende Geständniß ersparen; der Mund braucht nicht mehr das Schlagen der Schäferstunde zu verkünden, sondern es genügt, daß der Finger auf dem Zifferblatte dieselbe andeute. Die Männer, die Muster der feinen Sitten, kämmen sich auf öffentlicher Straße die Haare, und diese Kämme dienen ihnen zugleich dazu, an die Thüren anzupochen, wo sie Besuche machen wollen. Einer Frau, welche nicht einen kleinen Spiegel bei sich trägt, wird bloß deßhalb jeder gute Geschmack abgesprochen.

Kleine Hunde sind eine große Liebhaberei bei Hofe und in der Stadt. Eine Dame, welche nur etwas auf sich hält, muß wenigstens drei bis vier auf ihrer Toilette, in ihrer Kutsche, bei Tische, und selbst im Bette haben. Vorgestern machte ich einen Besuch bei Frau von Chaulnes; sie empfing mich im Bette. Ich sprach ganz ernsthaft mit ihr, da kam plötzlich am Fußende ein Hundekopf zum Vorschein, dann ein zweiter beim Kopfkissen, dann ein dritter, dann ein vierter. „Geht es bis zum Dutzend?" fragte ich. „Nein," erwiederte Sie mir, „mein Gemahl will mir nur die Hälfte gestatten."

Kaffee, Thee und Chokolade werden in allen vornehmen Häusern zum Frühstück gegeben, aber der Kaffee trägt über seine Nebenbuhler den Sieg davon. Die Liebhaber dieses Getränkes behaupten, es sey ein sicheres Mittel gegen Melancholie, Trübsinn und Schmerz. Eine Dame des Hofes empfing kürzlich die Nachricht, daß ihr Mann in Irland geblieben sey: „Ach ich Unglückliche!" rief Sie aus; „man bringe mir schnell meinen Kaffee!" Sie trank ihn, und — war getröstet. Ein schlagender Beweis, gegen den sich nichts einwenden läßt.

Die Großen, der Adel, der Bürgerstand, welcher demselben nachzuahmen liebt, und selbst die Krämer, bringen ihren Morgen in den Kirchen zu; Dieß ist in unserer Zeit die Nothwendigkeit des Ehrgeizes, der Politik, des Interesses. Was man in dem Tempel Gottes vornimmt, darum bekümmern sich die Leute nicht, die den Besuch desselben gebieten. Das Dekorum wird vorgeschoben, jederzeit das Dekorum; das Uebrige mag gehen, wie es will. Die Gebräuche liegen in Fesseln, aber das Gewissen hat einen weiten Spielraum; es handelt sich nur darum, zu scheinen, keineswegs aber zu seyn. Die Mehrzahl der Gläubigen begibt sich daher in die Kirchen dort zu plaudern, zu klatschen, zu medisiren, Liebschaften anzuspinnen, oder in obscönen Büchern zu lesen, statt wahrhaft fromm und gottesfürchtig zu seyn.

Das Rendez-vous à la mode ist die Messe von Saint-Germain, ein offener Markt alles Dessen, was den Launen, dem Luxus, der Verschwendung, schmeicheln kann. Möbel, Zeuge, Edelsteine, Weine, Liqueure, Pastetenbäckereien und Confituren, — Alles findet sich hier vereinigt. Ganz Paris versammelt sich hier, weit mehr, um sich zu unterhalten, als um zu kaufen. Was hier noch am meisten erhandelt wird, sind die Gunstbezeugungen leichtfertiger Schönen, oder die Erstlinge solcher Tugenden, die noch nicht verkauft oder verschenkt wurden. Auch der Tummelplatz der Spitzbuben ist die Messe von Saint-Germain. Sonst pflegte auch der König die Messe zu besuchen, deren buntes Treiben ihm viel Unterhaltung gewährte. Seit seiner Vermählung mit der Frau von Maintenon ist er nicht wieder dort gewesen.

Colbert hat dem Könige bei seiner kürzlich erfolgten Rückkehr aus Lothringen Plane zur Verschönerung von Paris vorgelegt. In dieser Hinsicht kann sehr viel geschehen; es gibt nichts Finstreres, Schmutzigeres, und Ungesunderes, als diese Residenz in ihrem gegenwärtigen Zustande, und in keiner Stadt von dieser Größe kann ein solcher Mangel öffentlicher Gebäude herrschen. Gerade dem Schlosse der Tuilerien gegenüber trifft das Auge auf eine erbärmliche hölzerne Brücke; die Straßen sind eng, finster, winklig, und des Abends nur durch die Laternen in den Kaufläden erhellt. An den Ecken vieler Straßen erblickt man noch jene schweren eisernen Ketten, welche während der Ligue und Fronde zu den Barrikaden dienten, und ein trauriges Erinnerungszeichen an vergangenes Unglück sind, welches leicht wiederkehren könnte. Die Unreinigkeit auf den Straßen ist selbst im Sommer so groß, daß Männer nicht anders als in Stiefeln ausgehen können, und daß Frauen von Stande nicht hundert Schritte zu Fuß zu gehen vermöchten. Die Luft, welche man einathmet, ist fortwährend mit widerlichen Gerüchen geschwängert. Dieß Alles sind Uebelstände, die beseitigt zu werden verdienen, aber zuerst sollte man auf die Sicherheit der Einwohner bedacht seyn. Von acht Uhr des Abends an durchstreifen Räuber und Spitzbuben mit gänzlicher Ungestraftheit die Straßen der Stadt, reißen die Mäntel herunter, schneiden die Börsen ab, schlagen die Vorübergehenden, und ermorden sie, wenn sie Widerstand leisten. Oder die zügellose Jugend kömmt aus dem Weinhause oder aus noch schlimmern Häusern, und insultirt die Frauen, nachdem sie sie den Armen ihrer Führer entrissen hat, und oft empfängt der Mann seine eigene Gattin erst wieder zurück, wenn sie durch die Liebkosungen dieser jungen Wüstlinge befleckt ist, und er selbst von ihnen beim Versuche des Widerstandes mißhandelt wurde. Schon

---

*) Chronique pittoresque et critique de l' Oeil de Boeuf, des petits appartemens de la Cour et des Salons de Paris, sous Louis XIV, La Regence, Louis XV et Louis XVI par Madame la Comtesse Douairiere de B. *** Paris 1831.

während die Bewohner noch außerhalb ihres Hauses weilen, begünstigt die Dunkelheit jede Art von Ausschweifung, aber den höchsten Gipfel erreicht die Unordnung, wenn die Nacht weiter vorgerückt ist; dann steigen die Spitzbuben in die Fenster, brechen die Kaufmannsgewölbe auf, sprengen die Schlösser und stehlen Alles, was ihnen unter die Hände kommt. Die Liebenden, eine kaum weniger gefährliche Gattung der Spitzbuben, klettern hier über die Mauern eines Klosters, dort mit Hülfe einer Strickleiter, welche die gefällige Schöne selbst herabgelassen hat, um den liebenden Dieb zu unterstützen, auf einen Balkon. Nicht weit davon entwaffnet ein Raufbold einen Mann, oder vertheidigt sich allein gegen drei bis vier Banditen. Während der ganzen Nacht hört man an allen Orten der Stadt das gellende Pfeifen der Räuber, das Degengeklirr, die Verwünschungen Betrunkener, das Gestöhne derer, welche man ermordet, und den Hülferuf der Angefallenen.

In Hinsicht der Verbindung mit außerhalb findet man fast kein Mittel zur Erleichterung derselben. Einige öffentliche Wagen, welche nach den vornehmsten Städten des Königreichs fahren,*) sind von unerträglicher Langsamkeit; sie bringen z. B. bis Rouen drei und bis Lyon zehn Tage unterweges zu. In den Gasthöfen findet man fast keine Bequemlichkeit, und will man nicht an Allem Noth leiden, so muß man Lebensmittel und Bett selbst mitbringen.

Selbst in der Hauptstadt findet man Glanz und Luxus nur unter dem Adel. Die Bürger sind schlecht, und nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gekleidet. Jede Innung zeichnet sich noch durch einen besondern Anzug aus, und selbst die Kaufleute tragen auf ihren Komptoirs eine Art Jacken. Colbert sieht es ein, daß dergleichen Unterscheidungszeichen bei einer Nation nicht geduldet werden dürfen, welche man als stark zeigen will, und welche als einig erscheinen muß, um jene Größe erreichen zu können, welche der König seiner Regierung zu geben entschlossen ist. Der Hof glänzt in Gold und Edelsteinen; die Zahl der bürgerlichen Wagen, welche sich im Jahre 1568 nur auf 520 belief, übersteigt jetzt schon 2000. Wir haben Akademien, Schauspiele, Carrousels und wohlbezahlte Hoflobdichter; aber dieser Prunk ist nichts, als der äußere Schmuck des gesellschaftlichen Gebäudes. Die sichere Grundlage desselben ist der Wohlstand der arbeitenden und abgabentragenden Klassen. Hier ist noch Alles zu thun.

Vermischte Nachrichten.

Cobbet befindet sich gegenwärtig in Irland, wo allen Nachrichten zufolge die Verwirrung aufs Aeußerste gekommen ist. Bevor Cobbet dahin ging, schrieb er aus Preston an O'Connel einen Brief, worin er um sicheres Geleit bis nach Dublin bat. „Sir“ — so lautete der Brief — „da ich der smaragdenen Insel so nahe bin, so fühle ich mich heftig getrieben, dahin zu gehen und zu Ihren Dublinern in Betreff der Armengesetze zu sprechen. Ich bitte Sie daher um die Güte, mir einen Geleitsbrief von Ihrer Hand unterzeichnet und mit Ihrem Siegel von Dunleary bis an die Corn Exchange in Dublin zuzufertigen. Ich glaube, wir stimmen in Allem überein; nur muß ich auch auf Strümpfe, Schuhe und Hemden, so wie auf Speckseite und Brod für Jene bestehen, die alle Lebensmittel erzeugen und alle Häuser und alle Kleider von Irland verfertigen. Ich habe lange daran gearbeitet, diesen großen Gegenstand durchzusetzen, und viele Jahre arbeitete ich allein. Ich habe nun viele gute Mitarbeiter gewonnen, allein wenn ich Sie gewinnen kann, so werden Sie mir mehr werth seyn, als alle Andern zusammen. Senden Sie mir den Geleitsbrief, und ich werde ihn als ein Unterpfand der Freundschaft und als eine gute Vorbedeutung unsres glücklichen Erfolgs betrachten.“ — Es ist nicht bekannt, ob der Geleitsbrief ausgestellt wurde.

*

Die italienischen Zeitungen berichten den Tod dreier Kardinäle, die in kurzer Zeit hinter einander verstorben sind. Der Kardinal Bonaventura Gazola, geboren zu Piacenza im Jahre 1744, zum Bisthum von Montefiascone befördert im Jahre 1820 und zum Kardinal 1824; starb am 29 Januar d. J. zu Montefiascone. — Der Kardinal Raphael Mazio, geboren zu Rom 1765, zum Kardinal ernannt 1830, gestorben zu Rom am 4 Februar. — Der Kardinal Cäsar Guerrieri Gonzaga, geboren zu Mantua 1749, Kardinal im Jahre 1819, gestorben zu Rom am 6 Februar.

*

Die in Paris anwesenden Litthauer haben unter dem Vorsitze des Grafen Cäsar Plater im verflossenen Monate Dezember eine „Societé lithuano-russienne“ gebildet, die sich vorzüglich damit beschäftigen wird, Alles, was auf die letzte litthauische Revolution Bezug hat, zu sammeln, und für die Geschichte aufzubewahren. Man sieht in Kurzem der Bekanntmachung ihrer gewiß sehr interessanten Arbeiten entgegen. In der Sitzung vom 12 Februar beging die Gesellschaft den Jahrestag der Geburt Kosciuszko's durch eine feierliche Sitzung, in der von allen anwesenden Litthauern und Russen durch Akklamation eine Adresse an den unerschütterlichen Freund der polnischen Sache, den General Lafayette, angenommen wurde. Herr Joachim Lelewel hielt hiebei eine Rede, worin er den Ruhm, den Kosciuszko, als Litthauer, und Pulaski, als Podolier, auf beiden Hemisphären errungen, in die Erinnerung der Versammlung zurückrief. Zugleich bemerkte er, daß Memoiren über den Krieg von 1794 von Kosciusko's eigener Hand bestehen, in denen er, gestützt auf das von Nordamerika gegebene Beispiel, den Polen Rathschläge gibt, die ohne Zweifel mit der Zeit werden in Vollzug gesetzt werden. Herr Eustach Januszkiewicz las hierauf einen Bericht über die Expedition des Generals Samuel Rozycki nach Litthauen und seine Vereinigung mit dem General Dembinski vor.

*

In England besteht ein Jokey-Klub, dem auch Leute von Rang angehören, und dessen Vorstände in Betreff der wegen Wetten bei den Pferderennen erhobenen Streitigkeiten schiedsrichterlich entscheiden. Dieses Jokey-Ehrengericht lebt während der Wettrennen mit der höchsten Aristokratie auf ganz vertrautem Fuße. Der Marquis von Blanford hatte gegen einen Herrn Jabis 1000 Pf. gewonnen. Nun enthalten aber die Statuten des Vereins die Bestimmung, daß der Verlierende nicht seine Wette zu zahlen gehalten ist, wenn der Gewinnende selbst noch eine zu zahlen schuldig ist. Herr Jabis weigerte sich aus diesem Grunde, die an den Marquis verlorne zu zahlen, und dieser trug bei dem Jokey-Klub darauf an, Herrn Jabis aus der Gesellschaft auszuschließen. Dieser Antrag hatte von Seite des Herrn Jabis eine Ausforderung zur Folge, die jedoch der Marquis nicht annahm, sondern vor der Kingsbench klagbar machte. Dieser Gerichtshof hat die Parteien zu den Kosten verurtheilt und mit der Klage abgewiesen.

*

Ein Theehändler in London hat ein Patent auf die Bereitung eines Thees aus Blättern des Hagedorns erhalten, aus denen sich ein eben so wohlschmeckendes als gesundes Getränke bereiten lassen soll. Die Art und Weise, wie dabei zu Werke gegangen wird, ist folgende: Die Blätter des Hagedorns werden zwischen den Monaten April und September gesammelt; man sucht dann die besten aus und reibt sie sorgfältig ab; dann zieht man sie durchs Wasser und läßt sie trocknen. Während die Blätter noch etwas feucht sind, setzt man sie der Wirkung eines sehr starken Dampfes aus, bis die grünen olivenfarbig zu werden anfangen. Endlich bringt man sie über ein Kohlenfeuer und wendet sie fleißig um, worauf sie sich wie der grüne Thee aufbewahren lassen, den sie vollkommen ersetzen sollen.

*

Ein müßiger Engländer hat folgende Berechnung angestellt: ein ordentlicher Tabakschnupfer nimmt alle zehn Minuten eine Prise; jede Prise, mit den dazu gehörigen Umständlichkeiten genommen, erfordert anderthalb Minuten Zeit; anderthalb Minuten auf zehn in einem Tage, zu sechzehn Stunden angenommen, gerechnet, macht zwei Stunden und vierundzwanzig Minuten; also ein Zehntheil des gewöhnlichen Tages, und folglich einen Tag unter zehn. Angenommen nun, daß ein Mensch vierzig Jahre Tabak schnupft, so folgt, daß ein Tabakschnupfer während dieser Zeit vier Jahre bloß mit seiner Nase zu thun gehabt.

*

Der uns durch sein unglückliches Ende bekannt gewordene Dichter Escousse hat in einem Schreiben Alexander Dumas gebeten, eines seiner Schauspiele, „Faublas,“ zu vollenden und in die Scene zu setzen.

*) Die ersten öffentlichen Wagen gab es in Frankreich unter Karl IX.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 73. 13 März 1832.

Eine Nacht auf dem Niger.

(Aus Landers noch nicht im Druck erschienener Reise.)

Den ganzen Tag legten wir nirgends an, nicht einmal zur Essenszeit, sondern unsere Leute ließen das Boot den Strom hinunter gleiten, während sie ihre Mahlzeit einnahmen. Gegen fünf Uhr Nachmittags klagten Alle über Ermüdung, und wir sahen uns nach einem Landungsplatze um, um daselbst eine Weile auszurasten; allein wir konnten nirgends einen finden, da alle Dörfer, die wir von dieser Stunde an erblickten, hinter großen tiefen Sümpfen oder seichten Morästen lagen, durch die zu kommen wir nach vielen und mühsamen Versuchen unmöglich fanden. Drei Stunden verschwendeten wir so einen Landungsplatz bei den Dörfern zu finden, die wir deutlich vor unsern Augen liegen sahen, ohne einen Weg durch die Sümpfe vor ihnen finden zu können. Endlich gezwungen, den Versuch aufzugeben, setzten wir unsre Fahrt auf dem Niger fort, wobei wir im Verlauf des Tages an mehrern schönen Inseln vorüber kamen, die alle angebaut und bewohnt, aber sehr flach und niedrig waren. Die Breite des Flusses schien beträchtlich zu wechseln; bald fanden wir sie zwei bis drei Meilen (engl.), bald doppelt so viel. Der Strom führte uns mit reißender Schnelligkeit dahin, und wir berechneten, daß wir drei oder vier Meilen in einer Stunde zurücklegten. Die Richtung des Stromes blieb fast gerade östlich. Der Tag war sehr heiß gewesen, und die Sonne senkte sich in erhabener Pracht, indem ihre letzten Strahlen die Luft bis zum Zenith empor mit den wunderbarsten Tinten färbten. Allein eben dieser prächtige Schimmer des Himmelsgewölbes drohte einen nahen Sturm; der Wind begann in den hohen Binsen zu rauschen, und Finsterniß deckte bald das Land wie mit einem Schleier. Dieß befeuerte noch mehr unsren Wunsch, irgendwo zu landen, gleichviel wo, und wir verlangten um jeden Preis nach einem Obdach, wenn nicht in einem Dorfe doch wenigstens unter einem Baume. Wir suchten daher den gesunkenen Muth unserer Leute wieder zu ermuntern, indem wir sie ermahnten, ihre Anstrengung zu verdoppeln, und ihnen hierin mit dem Beispiele vorangingen, so daß unser Boot schweigend und schnell den Strom hinabfuhr. Die hellen Blitze, die unaufhörlich auf dem Wasser sich widerspiegelten, machten es uns möglich, geradeaus zu steuern, jede Gefahr zu bemerken, und namentlich den vielen kleinen Eilanden auszuweichen, die über den Fluß ausgestreut sind, und unserer Fahrt sehr ernstliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt haben würden. Obgleich wir nun in nur geringer Entfernung von uns mehrere Lichter in Hütten von sehr bequemem Aussehen erblickten, und deutlich die Stimme ihrer Bewohner unterscheiden konnten, gelang es uns, ungeachtet aller unserer Anstrengungen, wegen der Sümpfe und Moore dennoch nicht, sie zu erreichen, so daß wir uns zuletzt genöthigt sahen, mit Verzweiflung unser Vorhaben aufzugeben. Einige von diesen Lichtern leiteten eine Zeit lang unsre Fahrt, verschwanden aber dann auf ein Mal aus unserm Gesichte gleich Irrwischen, während andere, wir konnten nicht unterscheiden wie, umherzuhüpfen begannen. Was uns aber mehr als Alles ermüdete, war ein in den Niger einmündendes Gewässer, gegen dessen reißende Strömung wir länger als eine volle Stunde gekämpft und gerudert hatten, in der Meinung, daß dieser kleine ungewöhnlich reißende Fluß an einem Dorfe vorbei fließe, das wir zu bemerken geglaubt hatten. Plötzlich aber schienen Dorf und Lichter in den Boden zu sinken, die Stimmen der Menschen waren nicht mehr zu hören, und gerade in dem Augenblicke, wo wir dem Ort am nächsten zu seyn vermeinten, strengten wir vergebens unsere Augen an, eine Spur von ihm zu entdecken — Alles war und blieb finster, schauerlich einsam, und still. Alles kam uns wie eine Bezauberung vor; es war uns wie Einem, der im Traume beide Fäuste voll Geld zu haben wähnt, und mit leerer Hand erwacht. So waren wir nicht weniger als dreißig Meilen das Ufer entlang gekommen, indem wir jeden Zoll daran aufmerksam untersuchten; allein nicht eine Hand breit trockenes Land konnten wir entdecken, das fest genug gewesen wäre, uns zu tragen. Mit Resignation ergaben wir uns endlich in unser Schicksal, und nachdem wir uns ein wenig mit kaltem Reiß und Honig erfrischt hatten, wozu wir Wasser aus dem Flusse tranken, überließen wir das Boot der Strömung des Flusses, denn unsre Leute waren durch die Mühseligkeiten des Tages so ermüdet, daß sie unmöglich mehr arbeiten konnten. Allein nun bedrohte uns eine neue Gefahr, an die wir am wenigsten gedacht hatten. Eine unglaubliche Anzahl Flußpferde tauchte ganz nahe an uns auf, und pluderte, schnaubte und tauchte mit großem Geräusche rings um unser Boot her unter, und setzte uns so in augenscheinliche Gefahr. Da wir sie durch Schüsse verscheuchen zu können glaubten, so feuerten wir einige Mal unsre Gewehre ab; allein der Schall davon rief nur noch mehr solche Ungeheuer aus der Tiefe des Wassers und den Sümpfen herbei; so

daß wir am Ende fast ganz von ihnen eingeschlossen waren. Unsre Leute, die sich niemals noch in ihrem Leben auf einem Boote in solcher Nähe mit diesen gewaltigen und furchtbaren Thieren befunden hatten, zitterten vor Angst und Schrecken und weinten laut; da ihre Furcht nicht wenig vermehrt wurde durch die entsetzlichen Donnerschläge, die über ihren Häuptern sich entluden, so wie durch die gräßliche Finsterniß, die nur auf Augenblicke von Blitzstrahlen erleuchtet wurde, die wahrhaft schauderhaft zu nennen waren. Die armen Bursche sagten uns, daß diese fürchterlichen Thiere häufig Boote im Flusse umgestürzt, wo dann Jedermann verloren ist. Inzwischen kamen uns die Flußpferde so nahe, daß wir sie mit dem Ende unseres Flintenlaufes berühren konnten. Bemerken muß ich noch, daß als ich das erste Mal Feuer gab, Alle aus dem Wasser emportauchten, und uns so eilig verfolgten, daß wir ihnen kaum einen Vorsprung abgewinnen konnten. Auf einen zweiten Schuß erfolgte ein Gebrülle, und es schien, daß wir uns weiter von ihnen entfernten. Es befanden sich unter unsern Leuten zwei Bornu-Neger, die weniger erschrocken waren als die übrigen, da sie dergleichen Unthiere schon im See Tschad gesehen hatten, wo es ihrer Aussage nach eine Menge derselben geben sollte. Indeß fügten uns die furchtbaren Hippopotamus kein Leid zu; es schien, daß sie nur zum Vergnügen im Flusse sich umhertrieben, und daß wir durch unsere Dazwischenkunft ihr Spiel unterbrochen hatten. Bald darauf erblickten wir auf der nördlichen Seite des Flusses eine Sandbank, und ich schlug vor, hier die Nacht vollends zu bleiben. Allein kein Einziger von der Bootsmannschaft wollte hiezu seine Einwilligung geben, indem sie sagten, wenn sie den Gewo Rua — Wasserelephanten — entkämen, so würden sie hier unfehlbar den Krokodilen in den Rachen laufen; auch glaube ich wirklich, daß wir gleich dem Cumbrievolke auf den Inseln nahe Yauri, noch vor Tagesanbruch, insgesammt fortgeschleppt worden wären, wenn wir den Versuch gemacht hätten. Unser Kanoe war bloß groß genug, um uns zu tragen, so lange wir aufrecht saßen, wir konnten uns also nicht niederlegen. Hätten wir zu Rabba dreißigtausend Porzellanschnecken aufzählen können, so würden wir ein Fahrzeug gekauft haben, worin wir ganz hätten leben können, ohne ans Land gehen zu müssen, als um Lebensmittel einzunehmen. In einem solchen Schiffe hätten wir dann nach jeder Tagreise furchtlos Anker werfen und übernachten können. Da wir unsere Leute zum Landen nicht bewegen konnten, so beschlossen wir, unsere Reise die ganze Nacht fortzusetzen. Der östliche Horizont wurde immer finsterer, und die Blitze zuckten in immer hellerem Glanze auf; ich erinnere mich nicht, in meinem Leben flammendere Blitze gesehen zu haben; Alles dieß verkündigte den immer näher heranziehenden Sturm. Gegen eif Uhr vor Mitternacht blies er etwas stärker als eine Kühlte und gegen Mitternacht wüthete er mit aller Kraft. Der Wind war so heftig, daß er mehrmals die Seiten des Bootes bis zum Rand ins Wasser stieß, so daß es große Gefahr lief, sich zu füllen. Vom Sturm gepeitscht war das leichte gebrechliche Fahrzeug nicht zu lenken: endlich gelangten wir in die Nähe einer Sandbank die uns einiger Maßen deckte, und zum Glück wurden wir an einem Dornbaum, der fast in der Mitte des Stromes emporgewachsen war, hingetrieben, an welchem wir anlegen konnten. Nachdem wir unser Boot an seine Zweige angebunden hatten, wickelten wir uns in unsere Röcke, und da wir todt müde waren, so hingen wir unsere Beine zur Hälfte über die eine Seitenwand des Kanoes hinaus, und mit dem Rücken an die andere gelehnt, versuchten wir es zu schlafen. Es scheint mir, daß die Ungewitter eine, besonders den Schlaf befördernde Eigenschaft besitzen, wenigstens kam es so meinem Bruder vor; denn ungeachtet der Donner unausgesetzt brüllte, der Wind stürmte, der Regen uns ins Gesicht schlug, und unser Boot wie eine Wiege hin und her schaukelte, schlief er dennoch steinfest. Der Wind fuhr bis Mitternacht fort, heftig von Osten her zu wehen; dann fing er an, etwas nachzulassen. Nun fiel der Regen in Strömen, und Donnerschläge und Blitze von der furchtbarsten Art begleiteten ihn. Wir lagen in unserm Kanoe im Wasser schwimmend, und zwei Männer waren in Einem fort beschäftigt, es auszuschöpfen, um das Boot nicht untersinken zu lassen. Die Wasser-Elephanten, wie die Eingebornen die Flußpferde nennen, schnaubten und toseten häufig neben uns, zum Glück aber stieß keiner an unser Fahrzeug. Der Sturm währte fort bis Morgens drei Uhr, wo der Himmel sich aufzuheitern begann, und wir die Sterne ob unsern Häuptern, gleich Edelsteinen, funkeln sahen. Da es nun hell genug geworden war, so begannen wir unsere Fahrt flußabwärts fortzusetzen, und zwei Stunden später landeten wir zu unserer größten Freude an einem kleinen Fischerdorfe, Namens Dacannie. Bevor wir dahin gelangten, waren wir an einer Menge größerer und kleinerer Ortschaften vorübergekommen; allein da es noch sehr früh am Tage, und keiner ihrer Bewohner vor den Hütten zu sehen war, so hielten wir es für unklug, bei einer derselben anzulegen; denn wären wir früher ans Land gegangen, so konnten uns die erschrockenen Bewohner leicht für eine Räuberschaar — oder wie man sie dort zu Lande nennt „Jacallis" — halten, wo sie dann ohne Zweifel zu den Waffen gegriffen, und wir das Leben eingebüßt haben würden. Um unserer Sicherheit willen also fuhren wir den Strom immer abwärts, obgleich wir große Sehnsucht hatten, zu landen. Im Verlaufe des Tages und der Nacht mochten wir, unserm Anschlag nach, wohl an hundert (engl.) Meilen zurückgelegt haben. Unsere Fahrt ging fast ganz östlich. Der Niger bot an vielen Orten und auf weite Strecken hin einen prachtvollen Anblick und maß, wie wir glauben, beinahe acht Meilen in der Breite.

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Drei Völker haben sich in die Herrschaft über das nördliche Amerika getheilt; Frankreich hat Theil an den wissenschaftlichen Forschungen, nicht aber am Raub genommen; England hat seine nominelle Macht bis zum Polarmeere und seine Faktoreien bis zum Felsengebirg ausgedehnt; die Amerikaner, die sich in dem großen Gebiet von Oregan festgesetzt haben, und Herren der Küsten zwischen dem 42° und 54° der Breite sind, fordern ihre Mitbürger auf die Wüsten urbar zu machen, die sie trennen; die Russen endlich, Besitzer der Küsten des Behringmeers, haben bereits den Cook-River, die Bai von Yacutal und die Inseln Unalaschka, St. Georg, St. Paul, Kodiak und Sitka kolonisirt. Ihre Seefahrer Lisiansky,

Golownin, Etolin, Krenitzin, Hagemeister, Chramtschenko, Ustiagoff und Stanikowitsch haben die Hydrographie jener Gegenden vervollkommnet, in deren Innerem der Forschung noch ein weites Feld übrig ist. Diesen Namen muß man noch Kotzebue und Wassilief beigesellen, die durch die Behringstraße den nördlichen Durchgang versuchten. Der erstere entdeckte eine große Bai, der zweite die Insel Nuniwak und drang noch 19 Meilen über dieses Eislap hinaus. War er auch glücklicher als Cook, so wurde er dagegen wieder von Beechey's Corvette und Schaluppe übertroffen, deren Nähe Franklin unglücklicherweise bezweifelte. Die schöne Unternehmung Nuricks kann nicht erwähnt werden, ohne des Grafen Romanzoff, der die Ausrüstung unternahm, des ersten Privatmanns, der durch eine Entdeckungsreise zur See mit Königen wetteiferte, ehrend zu gedenken.

Man hatte die Niederlassungen von Louisiana und Canada vernachlässiget, um eine bedeutende Strecke nach dem Innern von Amerika vorzudringen; da aber die nördlichen Theile dieses Kontinents nur aus den Berichten indianischer Landstreicher bekannt waren, die von einem Fluß erzählten, der in der Nähe reicher Kupferminen ströme, so gab dieß Veranlassung zu der Reise Hearne's, der im Jahre 1770 das Land nördlich von der Hudsonsbai erforschte, den erwähnten Fluß besuchte, und der erste Europäer war, der das amerikanische Eismeer sah. Zwanzig Jahre waren verflossen, als Mackenzie vom Fort Chipiwan, am See der Gebirge aus, die Straße Hearne's westlich verfolgte und die Ufer der Mündung des Flusses erreichte, der seinen Namen trägt. Später gelangte er auch an die Küsten des großen Oceans und fuhr, nachdem er die Gebirgsfelsen überstiegen hatte, den Salmfluß hinab bis zu den später von Vancouver aufgenommenen Küsten, wo der Name Cooks noch im Gedächtniß der Eingebornen lebte. Der erste Bewohner der alten Welt, durchkreuzte er unter diesen hohen Breiten das nördliche Amerika von einem Meere zum andern; den gefahrvollen Weg Alvar Nunez Cabeza-de-Vaca's vom Gestade von Florida bis zum Meer des Cortes nicht zu vergessen. Die gewagten und interessanten Reisen Hearne's und Mackenzie's verbreiteten viel Licht über die Natur dieser kalten, feuchten, von Flüssen, Seen und Morästen durchschnittenen Gegenden, die wir durch Franklin, Robertson, Long, Keating u. a. noch mehr kennen lernten.

Zu bedauern ist, daß Herr von Chateaubriand seinen großen Plan die nordwestliche Durchfahrt zu Lande und auf eigene Kosten zu suchen, nicht ausführen konnte. Er wollte an den Küsten des stillen Oceans landen, sie in der Richtung nach Norden verfolgen, und dann von Westen nach Osten an den Gestaden der nördlichen Meere hingehen. Hätte er diesen gigantischen Entwurf ausgeführt, so würde er der größte Reisende seiner Zeit geworden seyn, wie er einer ihrer größten Schriftsteller ist.

Ohne so weit nach dem Norden vordringen zu dürfen, boten mehrere schiffbare Flüsse einen bequemeren Entdeckungsweg durch den Continent. Lewis und Clarke benutzten ihn im Jahre 1804 und kamen, indem sie dem Lauf des Missouri, Jefferson, Kouskonski, Lewis und des Colombia folgten, an das Gestade des großen Oceans, wo damals das Fort Clatsop stand. Im folgenden Jahre reiste Pursley von Kentucky ab, und war der erste, der auf diesem Weg nach Neu-Merico kam; Pike durchwanderte das westliche Louisiana und folgte den Ufern des Kansas, Arkansas und des rothen Flusses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einschiffung Don Pedro's in Belle Isle.

(Aus einem Schreiben von Bord der „Reynha de Portugal" im engl. Courier.)

Es war am Morgen des zweiten Februars, wo die vor Belle Isle, im Meerbusen von Morbihan, vor Anker liegende Flotte Don Pedro's mit gespannter Erwartung der Ankunft des Kaisers entgegensah. Auch der Brigg „William" harrte man, die eine bedeutende Verstärkung der Landtruppen unter Kapitän Staunton von England bringen sollte. Schon früh am Morgen erblickte man auch den William, von dem prächtigen Schooner „Tercеira" begleitet, am äußersten Ende der Bai und gleich darauf auch das Dampfboot „Superb," das den Kaiser und sein Gefolge an Bord hatte. Das Dampfboot lief, von dem Kanonendonner aller Schiffe begrüßt, in der Bucht ein, während das Freudengeschrei der Matrosen über die Gewässer hinlönte. Das Gefolge des Kaisers bestand aus mehr als sechszig Personen von höchstem Range, darunter befanden sich die Marquise von Loulé, Palmella, Fontiere, Nilo Bunposta, Calharis, Villa Real, Paraty, Alva, Tayya, der Baron Renduff, die Generale Arerade, Wasconcellos, Pizarro, Xavier, Don Tomaz de Mascarenhos, Jorz Mascarenhos, Manuel Gonsalvos di Miranda, Jose de Siva Carvalho u. a. m. Auch ein Enkel Lafayette's, der junge de Lasteyrie, hat sich dem Kreuzzuge gegen „das Ungeheuer von Portugal" angeschlossen. Die Bemannung der Schiffe besteht in 1400 englischen Matrosen, die Landtruppen, gleichfalls Engländer, in 600 meist alten Soldaten. Letztere stehen unter dem Befehl des Kapitän Hodges, der den Rang eines Obristen hat; die Flotte wird von dem englischen Admiral Sartorius kommandirt, der in der englischen Marine einen ausgezeichneten Namen, und sich durch mehrfältige Stationirung im Tajo eine genaue Lokalkenntniß erworben hat. Die Expedition wird noch durch 400 englische Soldaten und durch ein Bataillon von 450 Portugiesen in Terceira verstärkt werden, und wahrscheinlich ihr noch gegen 1000 Polen und Franzosen folgen.

Am darauffolgenden Sonntage war schon in früher Tageszeit feierlicher Gottesdienst auf dem Admiralschiffe die „Reynha de Portugal", und bald darauf erhielten alle Offiziere des Geschwaders Befehl, an Bord desselben zu erscheinen und der Königin Donna Maria den Eid zu schwören. Der Herzog von Braganza, von seinem ganzen Gefolge umgeben, befand sich hier in einer prächtigen Uniform mit allen Orden Portugals angethan, und mit entblößtem Haupt auf dem Verdecke. Die Schiffsoffiziere nahmen ihre Stelle am Steuerbord (rechte Seite des Schiffes), die Offiziere der Landtruppen am Backbord, hinter ihnen waren die Seesoldaten mit präsentirtem Gewehr aufgestellt. Die „Reynha" war voll von dem braven britischen Seevolk, das heute in seinen blauen Jacken und Jerseyer Hemden und Beinkleidern erschien, die es erst kürzlich im Dienste Don Pedro's gefaßt hatte. Der Admiral begab sich ans Gangspiel, wo der Kaiser stand, nahm hier das Evangelienbuch und leistete den Eid, über den er vorher mit seinen Offizieren sich verständigt hatte, mit den Worten: „Ich schwöre Treue und Gehorsam der allergetreuesten Majestät Donna Maria II., der Regentschaft, die in ihren Namen regiert, der constitutionellen von Sr. kaiserlichen Majestät Don Pedro verliehenen Charte, so lange ich im Dienst Ihrer allergetreuesten Majestät seyn werde, unter der Bedingung, auf diesen Eid hin nicht zu Diensten gegen die Interessen meines Vaterlandes verbindlich zu seyn." Diesen Eid ließ hierauf der Admiral auch alle andern Offiziere ablegen, und diese imposante Feierlichkeit wurde unter dem Donner von 21 Kanonenschüssen beschlossen. Hierauf begab sich Don Pedro, begleitet von dem Admiral, dem Kapitän der Fregatte, den Offizieren und den portugiesischen Granden, in die Kajüte, wo der Admiral im Namen aller andern Offiziere den Kaiser nochmals ihres strengsten Gehorsams im Dienste Ihrer allergetreuesten Majestät versicherte. An demselben Tage noch erschien ein Tagsbefehl, worin Don Pedro seine große Zufriedenheit mit dem Benehmen der brittischen Seeleute zu erkennen gab, und ihren Monatssold von 55 Schilling noch um 5 Schilling erhöhte, so lange die Flagge der Königin auf ihren Schiffen aufgehißt seyn würde. „Der Admiral, heißt

es in diesem Tagsbefehl, fordert seine Schiffskameraden auf, ihn in seinen Bemühungen mit Herz und Hand bei einer Sache zu unterstützen, die nächst der ihres Königs und Vaterlandes, die edelste ist, die ein Engländer vertheidigen kann — einer Sache, die in der löblichen Absicht unternommen wurde, eine erlauchte Prinzessin auf ihren Thron zu setzen, die Kerker zu öffnen, wo so viele Tausende schmachten, deren einziges Verbrechen ihre Pflicht und ihr Eid war, und Portugal seine constitutionelle Freiheit zurückzugeben, durch die England so mächtig zur See und eine der ersten Nationen der Welt geworden sey."

Der Ohio sonst und jetzt.

(Aus Audubon's Esqu. ornithological biography.)

Es war im Oktober, als ich mich in einem Boote, mit zwei Negern bemannt, von dem Dorfe Shippingport aus, auf dem Ohio einschiffte. Die Ufer des Ohio, dieses Königs der Flüsse, waren schon in herbstliche Tinten getaucht; fast von allen Bäumen hingen lange Festons mit den verschiedenartigsten Trauben herab; andere waren mit Früchten beladen, deren glänzender Karmin mit dem schon vorherrschenden Gelb der Blätter, zwischen dem die noch wenigen grünen hie und da hervorblickten, herrlich sich mischte, und von der Spiegelfläche des Stromes strahlte eine Farbenpracht wieder, die kein Landschaftsmaler darstellen, kein Dichter beschreiben kann. Die Tage waren noch warm, die Sonne hatte jene goldglühende Farbe angenommen, die zu dieser Jahreszeit das eigene Phänomen hervorbringt, das hier der „indianische Sommer" genannt wird, und der Mond hatte kaum die Hälfte seiner Scheibe gefüllt. Wir glitten den Fluß hinab, auf dem keine andern Wellen zu bemerken waren, als die der Schlag unsrer Ruder hervorbrachte: wir standen versunken in dem Anblicke der wilden, großartigen Scenerie, die uns umgab. Hie und da erschien ein großer Catfisch auf der Oberfläche des Wassers, der einen Rudel kleiner Fische verfolgte, die, zugleich emportauchend, gleich silbernen Pfeilen dahinschossen und von ihrem Verfolger erhascht wurden, der nun mit einem Schlage seines Schweifes unsern Blicken entschwand. Andere Fische machten ein dumpfes Geräusch unter unserm Boote; Dieß rührte, wie wir fanden, von dem weißen Bars her; denn als wir unser Netz ausgeworfen und mehrere Fische dieser Gattung gefangen hatten, war einige Zeit Ruhe.

Die Natur scheint bei ihren Einrichtungen diesen Theil des Landes mit besonderer Vorliebe bedacht zu haben; man mag den Ohio auf- oder abwärts befahren, so sieht man fast längs der ganzen Ausdehnung des Flusses die eine Uferseite abwechselnd von hohen Hügeln und einer wellenförmigen Oberfläche, und die andere, so weit das Auge reicht, von ausgebreiteten Ebenen des herrlichsten Alluvial-Landes begränzt. Inseln von verschiedener Größe und Gestalt entsteigen dem Schoße des Wassers, und die Krümmungen des Stroms führen oft an Stellen, wo man nicht auf einem Flusse von bedeutender Länge, sondern auf einem See von mäßiger Größe sich zu befinden glaubt. Einige dieser Inseln sind von bedeutender Größe; andere hingegen so klein und unbedeutend, daß sie nur um des Kontrastes willen und um das Interessante der Scenerie zu erhöhen, da zu seyn scheinen. Diese kleinen Inseln werden bei Ueberschwemmungen oft unter Wasser gesetzt, wo dann häufig ungeheure Massen von Treibholz auf ihrer Oberfläche zurückbleiben. Wir dachten mit Bedauern an die Veränderungen, die diese herrlichen Ufer wohl bald durch die Kultur erleiden würden.

Als die Nacht einbrach und wir an den breiten Stellen des Flusses die jenseitigen Ufer nicht mehr unterscheiden konnten, wurden wir sehr bewegt und dachten der Zukunft. Das Klingen der Glöckchen verkündete uns, daß die Heerden von Thal zu Thal zögen, um ihr Futter zu suchen, oder nach der fernen Heimath zurückzukehren. Das Geschrei der großen Eule, das dumpfe Rauschen ihres Flügelschlags, als sie gemächlich über den Strom flog, so wie die Töne des Horns unsers Bootsmanns, die das Echo immer leiser und leiser zurückgab: alles Dieß war von einer magischen Wirkung. Als der Tag anbrach, begannen die Sänger des Waldes ihr Lied, dessen widerhallende Töne das lauschende Ohr immer sanfter und sanfter berührten; hie und da stieß das Auge auf die einsame Hütte eines Ansiedlers, die das Beginnen der Civilisation bezeichnete. Ein Hirsch, der durch den Strom schwamm, war ein Anzeichen, daß diese Hügel bald mit Schnee bedeckt seyn würden. Wir überholten mehrere langsam fahrende flache Boote; einige waren mit Produkten jener Gegenden beladen, die von den kleinen Flüssen, die in den Ohio sich ergießen, bewässert werden; andere kleinere waren mit Auswanderern verschiedener Gegenden angefüllt, die eine andere Heimath suchten. Die Ufer waren in dieser Jahreszeit mit Wild bedeckt; ein wildes türkisches Huhn, ein Haselhuhn oder eine blaugeflügelte Ente konnte man sich jeden Augenblick verschaffen, und so landeten wir, so oft es uns beliebte, machten Feuer auf und hielten, da wir mit dem nöthigen Geräthe versehen waren, oft eine gute Mahlzeit. So vergingen mehrere glückliche Tage und wir näherten uns der Heimath, als wir eines Abends nicht weit vom Pigeon Creek (einem kleinen Strome aus dem Staate Indiana, der in den Ohio fällt) ein lautes und seltsames Getös hörten, das dem Kriegsgeschreie der Indianer so sehr glich, daß wir unsre Ruder in Bewegung setzten, um so schnell und still als möglich nach dem entgegengesetzten Ufer zu kommen. Das Geschrei wurde stärker, wir glaubten sogar den Ruf: „Mörder!" zu unterscheiden, und da wir wußten, daß mehrere Plünderungen durch Parteien mißvergnügter Eingeborner im Lande verübt worden waren, so fühlten wir uns eine Zeit lang nicht in der behaglichsten Stimmung. Wir wurden jedoch bald beruhigt, da wir gewahrten, daß jenes sonderbare Geschrei von einer Anzahl enthusiastischer Methodisten herrührte, die deßhalb so weit von der Straße abgegangen waren, um hier eine ihrer jährlichen Zusammenkünfte unter freiem Himmel im Schatten eines Buchenwaldes zu halten. Ohne weitere Unterbrechung erreichten wir nun Henderson, das zu Wasser ungefähr zweihundert Meilen von Shippingport entfernt ist.

Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, und mich des großartigen, herrlichen Anblickes erinnere, den diese damals größtentheils unbewohnten Ufer boten, wenn ich jener dichtbelaubten hohen Waldgipfel gedenke, die, unberührt von der Axt des Ansiedlers, längs den Hügeln sich ausbreiteten und über den Rand des Flusses hereinhingen; wenn ich daran denke, wie theuer die Sicherheit der Schifffahrt auf diesem Strome mit dem Blute so vieler braven Virginier erkauft wurde; wenn ich jetzt keine Urbewohner des Landes mehr hier sehe und denke, daß jene Heerden von Elenthieren, Hirschen und Büffeln, die einst auf diesen Hügeln und in diesen Thälern weideten, deren verschiedene Salzquellen sie in großen Zügen besuchten, nicht mehr existiren; daß dieser große Theil der Union statt im Naturzustande sich zu befinden, jetzt mehr oder weniger mit Dörfern, Meiereien und Städten bedeckt ist, wo man das Geräusch der Hämmer und Maschinen hört; wenn ich sehe, wie die Wälder durch die Axt bei Tag und durch Feuer bei Nacht fast gänzlich verschwunden sind; wie Hunderte von Dampfbooten den majestätischen Fluß auf- und abfahren; wie Handel und Wohlstand sich überall verbreiten; wenn ich die Ueberzahl der europäischen Bevölkerung bei Ausrottung der Wälder Hand anlegen und in diesen dunkeln Verstecken Civilisation aufblühen sehe; wenn ich endlich daran denke, daß diese außerordentlichen Veränderungen in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren statt hatten, so kann ich mich kaum überzeugen, ob Das, was ich sehe, Traum oder Wirklichkeit ist.

Die Kolonie von Neu-Süd-Wales.

Der Zustand der Kolonie Neu-Süd-Wales wird als sehr blühend geschildert. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1829 auf 36.598 Seelen, von denen 27.611 zum männlichen und 8987 zum weiblichen Geschlechte gehörten. Diese Zahl vertheilte sich in 4673 eingewanderte Freie, 8727 eingeborne Freie, 6644 freigelassene, 806 begnadigte und 15.668 verurtheilte Verbrecher; von diesen waren 25.248 Protestanten, 11.236 Katholiken, 95 Juden und 19 Heiden. — Der Viehstand der Kolonie belief sich im Jahre 1819 auf 3572 Pferde, 42.789 Stück Hornvieh, 75.569 Schafe, und im Jahre 1828 auf 12.479 Pferde, 265.868 Stück Hornvieh und 536.391 Schafe. — Im Jahre 1819 gab es 357.115 Morgen in Besitz genommenes Land, von dem 47.975 Morgen angebaut waren; im Jahre 1829 zählte man schon 2.906.346 Morgen Grundeigenthum, wovon 71.525 Morgen angebaut waren. — Die Kolonie am Schwanenflusse, die im Jahre 1829 gegründet wurde, zählte im Jahre 1830 bereits 1290 Einwohner, 204 Stück Hornvieh, 1099 Schafe, 106 Schweine und 50 Pferde. Den Ansiedlern waren 525.000 Morgen Landes abgetreten worden, und die Zahl der Schiffe, welche die Kolonie vom 1 Junius 1829 bis zum 20 Januar 1830 besuchten, belief sich auf 25.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 74. 14 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien. *)

Der Charakter der indischen Muselmänner trägt so viele, ihm durch die Verpflanzung in ein anderes Land mitgetheilte Eigenthümlichkeiten, daß man fast versucht wird, sie für ein von ihren, Europa näher wohnenden Stammverwandten gänzlich verschiedenes Volk zu halten. Der Pomp des hindusischen Gottesdienstes mußte auf ihre Einbildungskraft, die ihrem asiatischen Temperament gemäß ohnehin zum Wilden und Ausschweifenden sich neigte, den lebhaftesten Eindruck machen, und so sehen wir nach Verlauf weniger Jahrhunderte die sonst so ernsten und in sich gekehrten Fremdlinge mit den Eingebornen des Landes in den tollsten Mummereien wetteifern. Sogar religiöse Toleranz, die ein wesentlicher Punkt im brahminischen sowohl als im buddhistischen System ist, fand nach und nach bei den strenggläubigen Mohammedanern Eingang, und mehr als Ein Reisender berichtet, daß die Nachfolger des Propheten sich jetzt häufig, ohne Furcht vor ewiger Verdammniß, den götzendienstlichen Prozessionen der Hindus anschließen. Das Werk, aus dem wir hier unsern Lesern Einiges mittheilen, gewinnt dadurch noch an Interesse, daß es die Frau eines indischen Moslem zur Verfasserin hat, die vermöge ihrer Stellung, besonders was das häusliche Leben der Frauen betrifft, weit genügendere Aufschlüsse zu geben vermochte, als je ein Reisender sich zu verschaffen im Stande war, da ungeachtet der Veränderung, die durch Zeit und Berührung mit Fremden, in den Sitten und Gewohnheiten der Männer hervorgebracht wurde, rücksichtlich der Frauen noch immer dieselbe Abgeschlossenheit besteht, durch die unsre Neugierde so oft erregt wurde. Die Verfasserin ist eine mit Mier Hassan Ali verheirathete Engländerin, dem sie nach Ostindien folgte, wo sie zwölf Jahre lebte, und nun von dort nach England zurückgekehrt, eine Schilderung von den Landsleuten ihres Mannes entworfen hat.

Frau Hassan Ali gehört nicht zu den sogenannten gelehrten Weibern oder „Blaustrümpfen" (blue stockings), wie die Engländer diese so sehr oft und nicht mit Unrecht verschrienen Wesen nennen. Sie brachte nach Indien keine Kenntniß Dessen mit, was in Europa über die Moslemin in Indien geschrieben worden war, und gab sich daher auch nicht damit ab, Irrthümer, die hierüber bestehen mochten, zu widerlegen; auch dachte sie oft nicht daran, das Licht ihrer Erfahrung auf Gegenstände fallen zu lassen, die ihren Augen wohl deutlich, andern aber noch dunkel seyn müssen. Sie beschrieb was sie sah, und wiederholte was sie hörte, und lieferte so freilich keine umständliche und gründliche Beschreibung des Volkes, aber doch ein reiches Gemälde von Sitten und Gebräuchen, die dem künftigen Verfasser einer Geschichte von Indien als erwünschte Materialien dienen werden. Auch nicht ohne besondere Vorliebe schrieb sie. In ihren Augen sind die Landsleute ihres Gemahls die am mindesten unvollkommenen menschlichen Geschöpfe. Die Sekte der Schiiten ist um Vieles besser, als die der Sunniten, weil ihr Mann, ein vornehmer Linguist, als „Seied" oder Mier ein Abkömmling von Ali selbst ist. Obgleich selbst Christin scheint ihr die Religion ihres Gatten, selbst rücksichtlich der Glaubensartikel, nahe mit dem Christenthum verwandt, so daß man gar leicht beide mit einander verschmelzen könnte — eine tolerante Ansicht, in der jedoch mehr Liebe und Gewohnheit sich auszusprechen scheinen. Diese Andeutung vorausgeschickt, betreten wir an der Hand der Verfasserin vorerst den Sinanah oder das Mahul-Gebäude, wo die muselmännischen Frauen im strengsten Gewahrsam gefangen gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the Mussulmauns of India; Descriptive of their manners, customs and habits. By Mrs. Meer Hassan Ali. 2 Vols. 8. London 1832. Parbury.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Eine andere Klasse von Einwohnern der Provinz Minas-Geraes beschäftigte sich ausschließlich mit der Auffindung des Goldes; sie nennen sich Mineiros, und gaben eigentlich, als die Entdecker und ersten Kolonisten dieses Landstriches, der Provinz ihren gegenwärtigen Namen. Abenteurer, die im Lande Gold suchend umherzogen, fanden in Minas dieses edle Metall zuerst in den Flüssen; auf diese scheinen sich auch wirklich ihre ersten Arbeiten beschränkt zu haben, da man gegenwärtig fast keinen Fluß mehr findet, in welchem sich nicht Spuren ihrer unbehülflichen Thätigkeit zeigen. Nachdem das Gold sich in den Flüssen verminderte, kam man wahrscheinlich auf den Gedanken, es in seiner natürlichen Lagerstätte

aufzusuchen; man forschte, woher das Gold in die Flüsse kam, und fing dann mit Nachgrabungen in den Gebirgen an. Gänzlich unbekannt mit dem Bergbaue, waren die unwissenden Entdecker der Goldlager Brasiliens sehr bereitwillig, sich von ihren afrikanischen Sklaven unterrichten zu lassen, von welchen einige wahrscheinlich in den goldhaltigen Flüssen und Bergen ihres Vaterlandes nach diesem edeln Metalle gesucht, und den Boden durchwühlt hatten. Da diese natürlich weder die entfernteste Kenntniß von Gängen oder Lagern, noch von ihrem Abbaue u. s. w. hatten, so scheint man diese Arbeiten bald wieder eingestellt zu haben, um einem Fingerzeige der Natur, als die bequemste Art, das Gold zu gewinnen, Folge zu leisten. Man beobachtete nämlich, daß nach starken Regengüssen viel goldhaltiger Sand und Erde losgespült und nach den tieferen Stellen geführt wurde, legte an dem Fuße der Abhänge und Berge Gruben und Sammelteiche an, leitete Wasser auf die Gebirge, und versuchte nun, das weiche Gestein und Erdreich von der Oberfläche loszuspülen, und nach den erwähnten Gruben zu leiten, aus welchen diese herausgenommen und verwaschen wurden. Aus dieser Art des Bergbaues entstanden dann verschiedene Methoden, und zwar die erwähnte, welche man Trabalha de Talha Aberta nannte; eine zweite bestand darin, durch Versuchsörter Gold zu gewinnen. Zu diesem Zwecke grub man horizontal in die Gebirge, und fuhr so lange damit fort, bis die bösen Wetter das Licht auslöschten, oder bis ein goldhaltiges Lager sich ausleilte, oder das Gestein zu fest wurde, dann gab man die Arbeit auf, und machte dicht daneben eine andere Oeffnung, von welchen keine mit der andern in Verbindung stand, oder ausgezimmert wurde, so daß die arbeitenden Neger, wenn sie sich etwas zu tief in den Berg wagten, häufig von den einstürzenden Gängen verschüttet wurden. Der eigentliche Zweck dieser Ausgrabungen ist nicht sowohl das Metall zu erhalten, welches sie auf die gewöhnliche Weise in der Erde zu finden gedenken, sondern vielmehr die Hoffnung, ein reiches, goldhaltiges Quarznest, oder Lager zu finden, in welchen das Gold oft gediegen in Klumpen und in großen Massen beisammen liegt, wodurch der glückliche Finder allerdings augenblicklich zum reichen Manne wird. Dieses planlose Suchen nach Gold ist Ursache, daß ganze Gebirge durchlöchert werden, und der Fremdling, wenn er an eine solche Stelle kömmt, nicht abgeneigt seyn dürfte, hier eher eine große Kolonie von Füchsen und Dachsen, als die Anwesenheit von Bergleuten zu vermuthen. Diese Methode wird hier Trabalhar por Minás genannt. Die dritte Methode hier Mergulhar (Untertauchen) genannt, gründet sich auf die erste; sie wird, obwohl auf verschiedene Weise, entweder von reichen Bergwerksbesitzern im Großen, oder von der ganz armen Klasse der Einwohner im Kleinen angewendet. Zu diesem Zwecke werden an dem Ufer der Flüsse oder Bäche große Herde errichtet, auf die man eine Portion des Geschiebes des Flußbettes schüttet, worauf man nun das Wasser leitet; die Arbeitenden stellen sich an den Herd und rühren die Geschiebe mit verschiedenen Instrumenten um, und zwar immer dem herbeiströmenden Wasser entgegen. Die gröbern Geschiebe rafft man nun mit den Händen auf, damit das ablaufende Wasser den goldhaltigen Sand und die feinern Erden wegführt. Das in Körnchen oder Blättchen vorkommende Gold setzt sich durch seine eigene Schwere sogleich zu Boden; damit aber auch die feinern Theilchen desselben nicht verloren gehen, so bringt man an das Ende des großen Rührherdes mehrere lange und schmale Planherde, welche mit Ochsenhäuten, deren Haare auswärts gekehrt sind, oder mit wollenen Decken belegt werden. Ueber diese strömt nun abwechslungsweise das Wasser; dessen goldhaltige Theile von der rauhen Oberfläche der Planherde aufgefangen werden. Ist diese Bedeckung hinlänglich mit Gold gesättigt, so wird sie ausgewaschen, und in kleinen, runden Trögen der Goldstaub nochmal gereiniget. Arme Leute stellen sich entweder bis an den Gürtel in das Wasser, und schieben mit dem runden, hölzernen Sichertroge den Flußsand vor sich hin, und zwar den Fluß abwärts, so daß das Wasser den leichten Sand mit sich fortspült, der schwerere mit dem Golde aber immer wieder niedersinkt. Erfolgte auf diese Weise die erwünschte Reinigung von größeren Steinen und leichteren Erden, so füllt man den Trog mit der geläuterten Masse und bewegt diese im beständigen Kreislaufe auf dem Wasser umher; das Gold setzt sich dann nach und nach zu Boden, und die übrigen Bestandtheile werden abgespült. Diese Arbeit nennt man Faiscar, und die auf diese Art Arbeitenden Faiscadores.

Trotz diesem Verwüstungssysteme, welches wohl Niemand Bergbau nennen wird, wurde seit der Entdeckung der Goldlager, doch eine ungeheure Menge dieses edeln Metalles in den königlichen Hütten geschmolzen. Die Register derselben weisen aus, daß in einem Jahrhunderte über 200,000,000 Pfund Gold (Apothekergewicht) geschmolzen wurde. Noch im Jahre 1754 betrug das königliche Fünfttheil von allem, in Minas Geraes erbeuteten Golde 118 Arrobas *) im Werthe von 1,770,000 Cruzados, welches ein Kapital von 8,850,000 Cruzados ausmacht, der Regierung eine nicht unbeträchtliche Einnahme sicherte, und den Wohlstand der Bergleute aufrecht erhielt. Dieses hat sich seitdem auffallend geändert, so zwar, daß gegenwärtig die Abgabe an Gold nur mehr 15 Arrobas oder 225,000 Cruzados, also der Werth des aus allen Goldminen und den Flüssen erbeuteten Goldes 1,125,000 Cruzados beträgt. Damals betrug nach einem allgemeinen Ueberschlage die bergmännische Klasse, die sich mit Goldgräbereien und Wäschereien beschäftigte, 80,000 Köpfe, und gegenwärtig übersteigt ihre Zahl nicht mehr 16,000. Der Regierung konnte natürlich die auffallende Verminderung einer Rente, welche einen wichtigen Theil des Staatseinkommens ausmachte, nicht entgehen; aber anstatt der wahren Ursache nachzuforschen, glaubte man sie in dem Schleichhandel und dem frei gegebenen Verkehre mit andern Nationen, besonders den Engländern, erklären zu müssen, und war manchmal auf sehr verkehrte Mittel bedacht, diesen muthmaßlichen Uebeln entgegen zu wirken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Arroba zu 32 Pfund im Werthe von 15,000 Cruzados, die Cruzade zu 1 fl. 17½ kr.

Verhandlungen der englischen gelehrten Gesellschaften.

In einer der letzten Sitzungen der königlich-geographischen Gesellschaft zu London las Kapitän Horsburgh Bemerkungen über die Geographie der maldivischen Inseln und Kapitän J. Alexander einen Bericht über eine

Expedition den Essequibo und Massaruny aufwärts. Endlich wurde auch noch ein Brief des Herrn Dupont, britischen Konsuls in Tripoli, vorge- lesen. — Kapitän Horsburgh bemerkt über die maldivischen Inseln, es sey merkwürdig, daß dieselben, obgleich sehr nahe an den Küsten von Malabar und Ceylon gelegen und im beständigen Verkehre mit verschiedenen Punkten von beiden, doch noch so wenig gekannt sind. Die maldivischen Inseln be- stehen aus einer langen Kette niedriger Inseln von 466 Meilen Länge, aber nicht über vierzig Meilen Breite, und sind in kreisrunde Gruppen vertheilt, welche Lagunen enthalten, und unter sich durch „Atols“ — wie man sie nennt — oder Korallenriffe verbunden sind. Zwischen diesen ist selbst bis auf zweihundert Faden kein Grund zu finden; innerhalb derselben beträgt die Tiefe gegen dreißig Faden. Gewöhnlich gehören drei oder vier Inseln zu einem Atol, aber alle sind klein; keine hat über drei oder vier Meilen im Umfange und nicht über zwölf oder vierzehn Fuß Höhe. Die Einwohner sind Mohammedaner, ohne Zweifel Abkömmlinge von Schiff- brüchigen, und leben fast nur von Kokosnüssen und Zucker. — Nach Ka- pitän Alexanders Bericht vereinigen sich der Cojuny und Massaruny mit dem Essequibo, ungefähr hundert Meilen oberhalb seiner Mündung; an dem Zusammenflusse dieser drei Ströme hatten die Holländer einst eine Hauptstadt. Diese aber, so wie das damals angebaute Land umher, ist längst schon wieder mit Wald bedeckt, und die einzigen Ueberreste, die noch zu sehen sind, bestehen hier und da aus einem marmornen Grabsteine oder sonst einem Getrümmer, auf das man stößt, wenn man das dicht- verwachsene Niederholz durchdringen will. Ueber diesen Punkt hinaus ist der Cojuny unbekannt; der Massaruny, an dem schon Kapitän Alexander (auch vortheilhaft bekannt durch seine Reisen in Persien und im Balkan) eine große Strecke aufwärts gegangen war, wurde im verflossenen Jahre von Herrn Hilhouse, vormals Stabsoffizier und jetzt in Georgetown (Deme- rara) angestellt, zweihundert und fünfzig Meilen aufwärts bereist. Seinen Angaben zufolge macht dieser Fluß anfänglich eine sehr weite Krümmung nach Westen, dann wieder fast östlich und sogar nordöstlich, so daß auf zwei sehr weit von einander entlegenen Punkten seines Laufes der eine Theil desselben nicht über drei Tagreisen von dem andern entfernt ist. Eine Menge Zuflüsse ergießen sich in ihn von beiden Seiten, und Herr Hilhouse bemerkte, daß der Fall eines solchen eilfhundert Fuß Höhe (wahrscheinlich ein Fehler im Manuscript) und der eines andern fünfhundert Fuß betrage. Der Sandstein auf beiden Ufern glänzt von eingemischtem Glimmer, was Sir Walter Raleigh veranlaßte, dieser Gegend den Namen „El Dorado“ beizulegen. — Herr Dupuis bedauert in seinem Schreiben, daß durch die Verwirrung im Innern des Landes alle seine Hoffnungen auf nähere Nach- richten aus dem Innern von Sudan, wo er Agenten habe, vereitelt worden seyen. Der Dey von Tripoli habe übrigens den Entschluß gefaßt, mit einer ansehnlichen Macht auszuziehen und das Land zu säubern, und den schon seit einem Jahre rückständigen Tribut einzutreiben. Von dem glück- lichen Erfolge dieser Unternehmung erwartet Herr Dupuis auch die Mög- lichkeit, seine Verbindungen wieder anknüpfen zu können.

In der königlich-asiatischen Gesellschaft wurden vorgelegt: von Kapitän Tod eingesendet, ein Bruchstück einer sehr alten Inschrift auf Stein, aus dem Tempel von Barauli in Upermal oder den Hochlanden von Mewar; er scheint bestimmt gewesen zu seyn, die Wiedererbauung einiger Tempel durch einen frommen König, der zu diesem Zwecke seine Kriegsbeute ver- wendete, im Andenken zu erhalten. Die Jahrszahl scheint auf 925 nach Christus zu weisen. — Oberst Colebrook sendete das Modell von dem Pa- lankin und dem Gefolge eines Adikars von Ceylon, und Modelle von einund- zwanzig Eingebornen dieser Insel, von verschiedenen Kasten und Glaubens- bekenntnissen ein; diese Modelle waren aus Holz geschnitzt und schön ge- malt. — Ferner erhielt die Gesellschaft von Dr. Mill ein Werk: „Christa Sangita“ genannt, die Lebens- und Leidensgeschichte Christi in Sanskrit- versen. — Von dem verstorbenen Doktor White wurde ein Bericht über den Jahrmarkt bei den heißen Quellen, in der Nähe von Surat, vorgelesen. Diese heißen Quellen liegen ungefähr fünfzig (engl.) Meilen SO von Surat, und werden jährlich am Vollmonde des Chitra, der im Jahre 1810 den 19 April war, besucht. Um diese Zeit ist die Temperatur des Wassers, nach Versicherung der Brahminen, wunderbarlich gemildert, um die frommen Gläubigen ihres heiligen und reinigenden Einflusses durch Bäder theilhaftig werden zu lassen. Man verehrt diese Quellen insbesondere auch, weil man ihren Ursprung dem Rama zuschreibt, der sie auf der Verfolgung seines Weibes Sita, in Ermanglung des heiligen Gangeswassers, zu religiösem Gebrauche schuf. Die Temperatur dieser Quellen wechselt von 111° Fahr. in der einen bis zu 120° in der andern. — Der Gesellschaft wurde auch ein von Kapitän Tod eingesendetes indisches Gemälde vorgelegt, welches das „Durbar“ oder Lever eines Mahrattenfürsten, des Daulut Rao Scindia, dar- stellte; außerdem auch Porträte von ihm und seinen angesehensten Häupt- lingen. — Der Kapitän des bombayschen Heeres, Herr W. H. Sykes, sendete eine Beschreibung des wilden Hundes in den westlichen Ghauts ein. Dieses Thier wird von den Eingebornen „Kolsun“ genannt; es gehört zu den Mammalia, Ordnung Carnivora, Gattung Digitigrada, Geschlecht Canis, und wird von Kapitän Sykes als eine noch nicht beschriebene Va- rietät betrachtet. Jäger erlegten das Thier, von dem der Kapitän die Be- schreibung entwarf, auf einem Zuge durch einen Dschungel, wo sie auf eine Heerde solcher wilden Hunde stießen. Ein Kolsun war so voll gefressen, daß er nicht entfliehen konnte, und wurde mit einem Prügel erschlagen. Die Farbe des Thiers ist lichtbraun; der Schweif ist buschig, an der Wurzel mit rothen und an der Spitze mit schwarzen Haaren. Er mißt achtzehn Zolle in der Höhe und von der Nase bis zur Spitze des Schweifes drei Fuß acht und einen Viertelszoll. Die Eingebornen der Ghauts er- zählen, daß diese wilden Hunde heerdenweise jagen und sogar den Königs- tiger angreifen. Im Kampfe mit diesem Thiere, wie die Hindu wissen wollen, suchen sie ihre überlegenen Gegner auf dieselbe hinterlistige Art zu blenden, die Reineke Fuchs in seinem Zweikampfe mit dem Wolfe so geschickt und glücklich anzuwenden weiß.

Die Insel Ascension im Jahre 1831.

(Aus Bennets Tagbuch.)

Mit Tagesanbruch des 20 Februars erblickte man die Insel Ascension in einer Entfernung von vier Seemeilen; sie bot einen sehr öden Anblick. Eine Menge Albatroß, Meerschwalben, Seeströme und tropische Vögel schwärmten um das Schiff. Das Gestade bestand aus nackten Felsen, auf denen nirgends die leiseste Spur von Grün zu erspähen war. Als sich aber der Berg nach und nach erhob, wechselten die nackten Felsenmassen mit grünen Abhängen; die rothe vulkanische Asche blieb aber stets vorherr- schend, und einzelne Höhen schienen ganz daraus zu bestehen. Gegen Mittag waren wir der Niederlassung auf der nordwestlichen Seite der Insel gegenüber, wo mehrere niedliche Häuser der öden Landschaft einige Ab- wechslung liehen. Ein Transportschiff, das gerade mit Lebensmitteln an- gelangt war, lag auf der Rhede vor Anker; ein Boot kam von der Nieder- lassung herüber und ließ in einem Buche den Namen des Schiffes u. dgl. aufzeichnen. Ich begleitete es zu einem Besuche ans Ufer zurück. Die Landung ist wegen der hohen Brandung manchmal gefährlich; dießmal aber ging sie glücklich von statten. Ein köstlicher Landwind kühlte die Luft, deren Hitze außerdem durch die von dem Sand und der Lava zurückprallenden Sonnenstrahlen unerträglich gewesen seyn müßte. Die Wohngebäude der Garnison, Vorrathshäuser u. s. w. waren sehr niedlich und erst vor Kurzem vollendet worden; viele andere Häuser waren noch im Baue begriffen. Die Insel ist jetzt auf allen zugänglichen Punkten befestigt; da es deren aber nur sehr wenige gibt, so reichten einige Batterien dazu hin. Die Nieder- lassung besteht aus Marinesoldaten und Marineartillerie, ungefähr vier- hundert Köpfe stark, unter dem Befehle eines Kapitäns Bates. Die an- dern Privatleute sind Maurer, Zimmerleute, Steinbrecher u. s. w. Die Insel hat eine große Wichtigkeit für die englische Schifffahrt, da sie den von Ostindien heimkehrenden Schiffen gerade auf dem Wege liegt und in Kriegszeiten feindlichen Kreuzern zu einem Sammelplatze gedient haben könnte.

Man belehrte mich, daß in einer Tiefe von zwei Fuß unter der Lava treffliche Dammerde zu finden sey. Der Anbau von Gewächsen beschränkt sich indeß noch auf den Umkreis des grünen Berges; da aber die Befesti- gungsarbeiten und Wohngebäude jetzt vollendet sind, so wird man dem Anbaue von Pflanzen größere Sorgfalt schenken. Das Ufer, von dem ich Anfangs glaubte, daß es aus Sand bestehe, war, wie ich fand, mit sehr kleinen Trümmern von Muscheln bedeckt, die sich an manchen Orten zu einer dichten Masse zusammengefügt hatten. Diese Stücke bilden mehrere Schichten, in deren jeder die Größe der zerbrochenen Muscheln verschieden

ist; man bedient sich ihrer zu Grabsteinen und Thürschwellen; auch zerschlägt man sie und brennt daraus Kalk. Aus dem Pflanzenreiche war hier nichts als die Euphorbia zu sehen, die in kleinen Büscheln auf den Lavatrümmern vertheilt eben in Blüthe stand. Diese einfache Pflanze gewann in einer so dürftigen Umgebung in den Augen des Wanderers einen hohen Werth. Es gibt auf der Insel drei Schmetterlingsarten von sehr schönen Farben.

Eine wichtige Erwerbung hat die Insel in einem guten Wasservorrathe gemacht. Man schlug in einem der Berge ein und gewann täglich viele Tonnen des besten Wassers. Die einzige Unbequemlichkeit bestand darin, daß man das Wasser in Fässern auf Karren in die Niederlassung herabbringen mußte. Gegenwärtig aber sind aus England eiserne Röhren angelangt, durch die man das Wasser bis zur Werft herableiten und von dort aus die Schiffe damit versehen wird. Die Schildkrötenteiche sind mit Schildkröten von beträchtlicher Größe überfüllt; man sah dergleichen Thiere von zwei bis achthundert Pfunden Gewicht; man verkaufte sie um vierzig Schillinge das Stück. Wir wurden von den Offizieren höflich eingeladen und theilten ihr Mittagsmahl. Auf einem Orte der Insel, „der Jahrmarkt“ genannt, sammeln sich die Meerschwalben und andere Wasservögel in zahllosen Schwärmen; die Eier der Meerschwalben, die von schmutzig-weißer Farbe mit dunkelrothen Flecken und von der Größe der Kräheneier sind, werden zu gewissen Jahrszeiten tausendweise gesammelt; wir fanden sie von ausgezeichnet gutem Geschmacke. Es wurde dunkel, ehe wir uns wieder nach dem Schiffe auf den Weg machten. Die hohe Brandung machte die Einschiffung sehr gefährlich, und ein Matrose, der ein wenig betrunken war, fiel ins Meer, wurde von der Brandung und dem Wogenwirbel verschlungen und kam nicht mehr zum Vorscheine. Unser Boot kam indeß glücklich an das Schiff zurück.

Ruhr ist die einzige Krankheit, welche auf der Insel herrscht; übrigens wird das Eiland als gesund betrachtet. Die Temperatur der Luft ist angenehm und steigt im Schatten selten höher als 85 Grade F., da der stete Landwind sie lieblich kühlt. Kauffahrteischiffe, denen die Lebensmittel ausgegangen sind, können auf der Insel frische einnehmen, ohne dafür mehr als den Frachtlohn von England über den gewöhnlichen Preis bezahlen zu dürfen.

Vermischte Nachrichten.

„Ich habe auf meiner Reise, schreibt ein reisender Franzose aus Nordamerika, eine Strecke von 220 Lieues bald flußauf- bald abwärts, bald auf Eisenbahnen, Kanälen und kothigen Straßen, denen in Frankreich ähnlich, zurückgelegt; ich befand mich in Gesellschaft von Männern jedes Standes, unter Frauen und Kindern, wie sie sich in den Kutschen und auf den Dampfbooten, die mit dem Getös des Donners und der Gewalt des Blitzes vorwärts treiben, zusammenfinden; denn man muß wissen, daß es der Zweck der amerikanischen Reisenden ist, schnell an den Ort ihrer Bestimmung zu kommen, ohne Beschwerden und Unfälle in Anschlag zu bringen. Ich habe Hudson, Troja, Utika, Rom, Syrakus, Mexiko, Washington, Polawsky, Wilna, Karthago, Turin, Leyden gesehen, obwohl ich die Gränzen des Staates New-York nicht überschritten habe. Aber diese Leute haben die Manie die berühmtesten Namen den geringsten Gegenständen beizulegen; ein elendes von Koth und Morästen umgebenes Nest, und wenigstens in dieser Hinsicht der ewigen Stadt ähnlich, nennen sie Rom. Ein altes Pferd heißt Blücher, ein Stier Constantin, und eine dicke Schenkmagd Cornelia, die Mutter der Gracchen; die Barke eines Krämers prangt mit dem militärischen Namen Napoleon, eine Taverne trägt den Lafayettes. Politische Bemerkungen, die es dem ersten Besten beliebt einem Journal einzusenden, sind sehr bescheiden „Tacitus oder Macchiavel“ unterzeichnet, und der gewissenhafte Redakteur ermangelt nicht den ihm franco eingesendeten Artikel unter dem Namen Tacitus oder Machiavel abdrucken zu lassen.

„Von New-York nach Albany rechnet man 150 (engl.) Meilen; ein Dampfboot macht diese Fahrt in 10 Stunden, fünf Lieues in der Stunde, eine Lieue in 12 Minuten; dieß ist das Maximum der Geschwindigkeit dieser Art von Fahrzeugen. Die Dampfmaschinen verbrauchen eine ungeheure Menge Holz, wozu man vorzugsweise harzige und leichte Gattungen wählt, die man den Kohlen vorzieht, weil die Flamme, die sie geben, zu Entwicklung des Dampfes nöthig ist. In Philadelphia fängt man an sich des Anthracits (Kohlenblende) zu bedienen; um von diesem eine Flamme zu erhalten, läßt man Dampf in den Ofen streichen, der, indem er sich zersetzt, die Flamme erzeugt.

„Explosionen von Dampfkesseln sind im Osten sehr selten, auf dem Mississipi dagegen sehr häufig. Solche Unfälle haben, seit diese neue Schifffahrt eingeführt wurde, mehr als 1000 Personen das Leben gekostet. Das schönste Dampfschiff der Vereinigten Staaten und folglich in der ganzen Welt befindet sich zu Montreal, und führt den Namen John Bull. Es hat eine Maschinenkraft von 160 Pferden; sein innerer Bau ist bewundernswürdig; jede Familie kann ein eigenes Zimmer bewohnen. Das sind für euch Pariser Wunderdinge, doch Alles ist nichts gegen die Eisenbahnen. Man spricht auch in ganz Amerika von Nichts als vom Anlegen von railroads. Ein von Pferden gezogenes Boot legt auf einem Kanal 4 bis 5 Meilen in der Stunde zurück, ein Dampfboot 15 Meilen; aber auf der Eisenbahn von Albany fährt man 16 Meilen in einer halben Stunde (beinahe 11 Stunden in einer). Diese Erfindung bildet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Civilisation. Bei der industriellen Wuth, die die Amerikaner beseelt, werden ihre Urwälder binnen zehn Jahren einen überraschenden Anblick bieten. Sie benützen diese Waldungen indem sie sie ausroden, und an ihrer Stelle wird man überall russische Rutschberge sehen, russisch jedoch nur, was die Geschwindigkeit betrifft, denn Freiheit wird auf ihrem Gipfel wie an ihrem Fuß seyn.“

•

Herr Jacquemont hat den Uebergang über den Indus, Dank dem Schutz des Mahrattenschah des Distrikts, glücklich bewerkstelligt. Das Kaschemirthal scheint den jungen französischen Reisenden besonders anzuziehen; er hat seinen Wohnsitz in einem herrlichen Gartenpavillon aufgeschlagen, der die Aussicht nach den Ufern eines kleinen Sees, der Moschee Soleiman gegenüber, hat. Von diesem malerischen Aufenthalt aus hat er sich vorgenommen, die verschiedenen Gegenden des Thals mit Bequemlichkeit zu besuchen. Seine Reise war indeß nicht ohne Unfälle; als er in die Nähe von Penschab kam, ließ der Killadar Nezal Sing ihn nebst seiner Begleitung gefangen nehmen, indem er eine Menge sehr weitläufiger Klagen gegen ihn erhob. Herr Jacquemont bewies viele Festigkeit und drohte dem Killadar mit dem ganzen Zorn des Mahrattenschah, wenn er darauf bestehen würde, ihn gefangen zu halten. Man ließ endlich den Reisenden wieder los, jedoch nicht ohne ihn vorher um 500 Rupien leichter gemacht zu haben.

•

Der blinde Reisende Herr Holman ist gegen Ende des vergangenen Sommers zu Sydney in Neu-Süd-Wales angekommen. Zu dieser Zeit befanden sich die Straßen von Sydney in so schlechtem Zustand, daß die Einwohner sich der Stelzen bedienen mußten, um den Gouverneur zu empfangen. Man hatte in dieser Kolonie Nachricht von der Versetzung der Bewohner der Insel Pitcairn, 86 an der Zahl nach Taheiti; den Zeitungen von Sydney zufolge waren sie durch „den Kometen,“ ein englisches Kriegsschiff dorthin gebracht worden. Sie schienen mit ihrem neuen Aufenthalt, der ausgelassenen Lebensart seiner Bewohner wegen, nicht sehr zufrieden.

•

Herr Eduard de Cadalvène, der drei Jahre auf einer wissenschaftlichen Sendung im Oriente zugebracht hatte, ist gegenwärtig in Paris angekommen, nachdem er Griechenland durchwandert und den Nil aufwärts bis zum fünften Katarakt gekommen war. Auch Syrien und Kleinasien hat er besucht und wird in Kurzem einen Bericht über seine Reise bekannt machen. Unter andern Merkwürdigkeiten, die er von seinen langen und gefährlichen Wanderungen zurückbringt, befinden sich ungefähr 150 goldene Münzen, die zum Theil die durch den Diebstahl in der königl. Bibliothek verursachte Lücke ausfüllen werden.

•

In einer der letzten Versammlungen der politischen Union von Birmingham wurde eine von vierzigtausend Freunden und Mitgliedern der Union unterzeichnete Erklärung überreicht, worin die vollkommene Billigung aller Schritte des Vorstandes und die Zusage aller möglichen Unterstützung ausgesprochen wurde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 75. 15 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

1. Der Sihnanah.

Der Sihnanah besteht aus einem ziemlich großen Viereck, von dem drei Seiten Wohngebäude und die vierte Küche, Wirthschaftsgebäude und Rumpelkammern bilden, und in ihrer Mitte einen Hofraum einschließen. Vom Hofe aus führen zu den Wohngebäuden einige Stufen. Die Vorderseite des Gebäudes, das bloß aus Einem Geschoße besteht, wird von einer Reihe von Säulen gebildet; das Dach ist platt; die Seitenwände und Rückseiten des Hauses haben keine Fenster, und auch nicht die kleinste Oeffnung, durch welche frische Luft einzudringen vermöchte. Das Tageslicht fällt nur von der Vorderseite durch den Hof herein, da die Seiten- und Hintergebäude eigentlich nur hohe Mauern sind. Der innere Raum ist in lange Säle abgetheilt, die in kleine Zimmer oder dunkle Erker ausgehen, deren man sich bedient, um darin Mundvorräthe und Kostbarkeiten aufzubewahren. An diesen Seitengemächern befinden sich auch Thüren, die einzigen, die ich in dem Sihnanah oder Mahul gesehen habe. Der Fußboden besteht aus geschlagener Erde, Steinen oder Ziegeln; Dielen sind noch nicht im Gebrauche. Da in Sälen weder Thüren noch Fenster sind, und man sie doch warm und abgesperrt erhalten will; so bedient man sich statt ihrer dick wattirter Vorhänge, die gerade den Raum zwischen zwei Säulen ausfüllen. In einigen Sihnanahs sind die Säle durch zwei Reihen Säulen geschieden, und an jeder von beiden solche wattirte Vorhänge, so daß hieraus zwei abgesonderte Gemächer entstehen, welche zum vorkommenden Gebrauche von Nutzen, und auch wärmer sind; da wo die Dienstboten und Sklaven sehr zahlreich sind, scheint diese Einrichtung vorzüglich zweckdienlich. Der Fußboden der Säle ist mit den im Lande üblichen Matten aus Dattelblättern belegt, über welche dicke baumwollene Teppiche, blau und weiß gestreift, oder mit blauen Schattirungen durchwebt — eines der besten Fabrikate der obern Provinzen von Indien — ausgebreitet werden; diese sind wieder mit weißen Kalikoteppichen bedeckt, auf denen die Frauen ihren Sitz zu nehmen pflegen. Die Betten der Familien bleiben während des Tages an der hintern Seite des Saales neben einander aufgestellt, und werden mit Einbruch der Nacht von dort an eine beliebige Stelle geschafft, zuweilen sogar in den Hof hinaus, um der frischen Luft zu genießen. Die Gestelle derselben sind nach einerlei Muster verfertigt und nur nach der Größe und Beschaffenheit verschieden; sie erheben sich ungefähr eine halbe Elle über den Fußboden; die Stollen sind unten rund und breit, laufen aber, wo sie an die Bettstätte rühren, schmäler zu. Letztere ist mit dicken baumwollenen Bändern, die würflicht und besonders dazu gewebt sind, überspannt, daher das Lager weich und elastisch, und sehr gut darauf zu ruhen ist. Die Füße dieser Betten sind zuweilen von Gold, auch von vergoldetem oder reinem Silber; manchmal von feinem Holz mit eingelegter Arbeit. Bei den niedern Ständen sind sie aus gewöhnlichem bemalten und überfirnißtem Holze. Die Bettstätten der Dienstboten sind aus gemeinem Holze ohne Verzierungen, und die Bänder, auf dem die Betten liegen, aus Kokusnußfasern. Die Betten aller Volksklassen sind so bestellt: Matratzen haben sie selten, statt derselben wird ein weißes Polster auf die Bänder gelegt, darüber ein Bettuch aus Kaliko, das an den vier Ecken des Gestelles mit Schnüren und Quasten befestigt wird. Als Kopfpolster bedient man sich einiger flachen Kissen aus festgestampfter Baumwolle. Eine Ueberdecke aus Nesseltuch und im Winter eine dickgesteppte Decke; für den Winter ist dieß Alles, was man hier zu Lande beim Schlafen zur Bequemlichkeit braucht. Besondere Nachtgewänder sind unbekannt; eine Frau trägt denselben Anzug, der sie bei Tage schmückt, auch die Nacht über, bis ein Wechsel der Kleidung nöthig wird. In dieser Beziehung herrschen unter den höchsten wie unter den niedrigsten Ständen der Bevölkerung einerlei Gewohnheiten; die Wohlhabenden schlagen auch wohl in der Nacht einen Kaschemirschawl um, wenn es anders so kalt ist, daß man ihn tragen kann. Die ärmsten Landleute kleiden sich in wollene Zeuge, meist von schwarzer Farbe; aus Mangel besserer Kleidungsstücke tragen sie dieselben den Winter über Tag und Nacht, ohne zu wechseln.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Indeß nähert sich der Augenblick, wo die Staatsschuld bezahlt seyn wird, und wo sich dann wahrscheinlich die Einnahmen aus den Einfuhrgefällen durch Zulassung mehrerer Artikel, wie Thee, Kaffee, trockene Früchte und selbst Gegenstände, die nicht aus den inländischen Fabriken hervorgegangen sind, unter sehr gelinden oder gar keinen Auflagen, vermindern werden. Das Land beschäftigt

sich ernsthaft mit dieser Maßregel, denn es liegt nicht in der Natur seiner Institutionen, lange Zeit Auflagen zu erheben, für die sich keine genügende Rechtfertigung anführen ließe. So lange noch Schulden zu bezahlen waren, mußte diese Quelle der Einkünfte geduldet werden; allein sobald jene vollends getilgt seyn werden, wird man auch, mit vorbehaltlichem Schutze der inländischen Manufakturen, alsbald zur Erleichterung des Verkehres schreiten.

Es gibt noch eine andere Art von Einkünften, die zwar an sich nur mittelmäßig sind, aber doch den neunten Theil der Staatsausgaben der Union, mit Ausnahme der Zurückzahlung der Staatsschuld, decken — ich meine die Verkäufe der Ländereien. Sich diesen Verkäufen widersetzen, würde eben so viel seyn, als der Verbesserung des Landes entgegen zu handeln, und es ist sehr klar, daß sie einträglich seyn müssen, allein man kann sie nicht zu den Auflagen zählen, da Derjenige, der sie bezahlt, dafür einen Grundbesitz erwirbt. Zu dieser Summe muß man auch noch andere Einkünfte aus verschiedenen Arten des Eigenthumes zählen. Fast ein Fünfundzwanzigtheil der laufenden Ausgabe wird durch die Dividenden der Bank gedeckt.

Wenn der Leser auf die vorauserwähnten Umstände zurückblicken will, so wird er bemerken, daß diese Details zur Beleuchtung des Gegenstandes nothwendig waren, und ich fühle mich geneigt zu glauben, daß das Gesetz, welches Denen, welche die Waffen in der Revolution getragen haben, eine Pension zuerkennt, größtentheils in dem Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben seinen Grund hatte.

Es bestehen aber auch noch einige andere Umstände, die auf gleiche Weise mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten im Zusammenhange stehen, und hier berührt werden müssen. Die Post besorgt die Transporte zu einer Taxe, wie sie in Europa nicht bekannt ist, und in mehreren Fällen sogar umsonst *) — in einem Lande, dessen Oberfläche der von Frankreich, der beiden Halbinseln, Deutschlands, Oesterreichs und der europäischen Türkei gleichkommt, obgleich sie hiebei nur von einer Bevölkerung unterstützt wird, die ungefähr der von Preußen gleichkommt, und obgleich sie durch die Versendung von Tausenden der Journale, buchstäblich genommen, überladen ist. Ein Brief durchläuft eine Entfernung, die so groß ist wie die von Neapel nach St. Petersburg um 26 Sous; ein Journal, von doppelt so großem Formate als eine Pariser Zeitung, um weniger als 2 Sous, und Dieß in einem Lande, wo mehrere Straßen neu hergestellt werden müssen, und die Arbeit theuer ist. Zu bemerken ist auch noch, daß die Vereinigten Staaten dreitausend Meilen atlantisches Meeresufer und fast eben so viel Ufer an den Seen haben, und auf der ganzen Ausdehnung des ersteren, und an einem großen Theil der letztern erleuchtete Wachhäuser, Leuchtthürme, Wächter halten, Hafendämme bauen, und für die Sicherheit der Schifffahrt noch andere Vorsichtsmaßregeln treffen müssen. Alle diese Ausgaben, so wie die Subskriptionen, um Verbesserungen von nationalem Nutzen aufzumuntern, sind gleichfalls auf das Budget übertragen.

Bevor ich in meinen Erörterungen weiter gehe, sey es mir erlaubt, folgende Stelle aus der Revüe Britannique anzuführen, und daran meine Bemerkungen anzuknüpfen.

„Man wird ohne Zweifel nicht ermangeln, über das mäßige Budget der Vereinigten Staaten in Bewunderung auszubrechen, und damit die enormen Budgets der europäischen Staaten in Vergleich zu stellen. Man wird das Glück der nordamerikanischen Staaten beneiden, die auf eine von der Steuererhebung der europäischen Reiche ganz verschiedene Weise, gleichsam nur eine Art von Einnahmen — die Douanengebühren — kennen. Man wird berechnen, daß das Budget von Frankreich, auch wenn das Heer auf den kleinen Friedensfuß zurückgeführt würde, doch noch nahe an eine Milliarde in Anspruch nimmt; woraus hervorgehen würde, daß in Frankreich die Abgaben für jedes Individuum im Durchschnitt 31 Fr. betragen, während sie in den Vereinigten Staaten nur 15 Fr. ausmachen. Allein Dieß beruht auf einer reinen Täuschung. Man erwägt nicht, daß die 24 Staaten, welche die amerikanische Union bilden, keine Provinzen oder Departements, sondern unabhängige Staaten sind, von denen jeder sein eigenes Budget, wie seine eigene Verfassung hat. Um daher die öffentlichen Ausgaben der Vereinigten Staaten zu kennen, ist es nothwendig die einzelnen Budgets der verschiedenen Staaten zu dem Bundesbudget zu addiren, das aus den gemeinschaftlichen Beiträgen gebildet wird. Man müßte auch hiezu noch in Rechnung bringen, die Ausgaben der verschiedenen Grafschaften, die weder auf dem Bundesbudget noch auf dem Budget der einzelnen Staaten vorkommen. Fügen wir noch hinzu, daß auf keiner von unsren Straßen Weggeld genommen wird, und daß die Unterhaltung derselben dem Staatsbudget zukommt, während in den Vereinigten Staaten eine Menge Straßen bestehen, an deren Schlagbäumen man Weggeld bezahlen muß. Man müßte also auch den Ertrag dieser Weggelder, wenn er zu ermitteln wäre, gleichfalls den übrigen öffentlichen Ausgaben beizählen. Bevor wir zur Erörterung der einzelnen Staatenbudgets übergehen, wollen wir hier einige Betrachtungen über das Bundesbudget niederlegen, woraus sich ergeben wird, daß die Besoldungen, die es bezahlt, weit entfernt mit Oekonomie regulirt zu seyn, fast immer höher kommen, als die analogen Funktionen in Frankreich.

„Die Staatsgesellschaften die sich in Europa auf neuen Grundlagen errichteten, haben es zur Erhaltung ihrer Ruhe Alle für unerläßlich gehalten, an die Spitze der sozialen Hierarchie einen König zu stellen; sie mußten sich zugleich entschließen, einen ziemlich starken Aufwand zu machen, um die mit der Erblichkeit der höchsten Macht bekleidete Familie mit dem nothwendigen Glanze zu umgeben. Der amerikanische Geist, der auf einem unermeßlichen Gebiete Raum genug für Wirksamkeit und Thatentrieb fand, schien bis jetzt dieses Verhältniß nicht zu bedürfen, um von innern Verwirrungen ungestört zu bleiben; er hatte die Scheidewände der Urwälder niederzuwerfen, wilde Stämme zu unterjochen, unermeßliche zahllose Länderstrecken zu kultiviren. Keine Ausgabe, die unsren Civillisten entspricht, erscheint daher auf ihrem Budget, obgleich dem Namen nach darauf eine solche vorkommt, die aber eigentlich zu einem andern Zweck bestimmt ist. Wie gesagt, die Vereinigten Staaten kennen keinen konstitutionellen König, von dem kein Akt wirkende Kraft erhält, wenn er nicht von einem verantwortlichen Minister kontrasignirt ist; der Präsident der Vereinigten Staaten

*) Es gibt mehr als 8000 Postmeister, von denen jeder das Privilegium der Postfreiheit genießt. Anm. d. V.

findet daher in Frankreich seine Analogie nur im Präsidenten des Konseils, der gleich ihm an der Spitze der Geschäfte steht. Seine Besoldung besteht in 25,000 Dollars (132,500 Fr.), die des Präsidenten vom Konseil in Frankreich ist auf dem Staatsbudget mit 120,000 Fr. bestimmt. Der Präsident der Vereinigten Staaten bewohnt außerdem einen prächtigen Palast in Washington und ein Landhaus in der Nachbarschaft dieser Stadt. Dessen ungeachtet scheint seine Besoldung nicht zur Deckung der mit seiner Stelle verbundenen Ausgaben hinzureichen. Ein sehr kostspieliges Herkommen verbindet ihn unter Anderm während der Sitzung des Kongresses wöchentlich zwei große Gastmähler zu geben, die weit entfernt sind, sich durch jene Einfachheit auszuzeichnen, die wir uns mit den republikanischen Sitten vereint zu denken pflegen. Diese Gastmähler und anderer Aufwand, den seine Würde ihm auferlegt, haben das Vermögen mehrerer Männer, die mit dieser hohen Magistratur bekleidet waren, zerrüttet. Herr Jefferson und Herr Monroe sind fast insolvent gestorben."

Es mögen zur Beleuchtung dieser Angaben der Revue britannique folgende Bemerkungen dienen. Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß in den Vereinigten Staaten eine doppelte Regierungsform besteht, und Männer, die mit dem Getriebe dieser Staatsverfassung bekannt sind, wollen behaupten, daß die Einrichtung von großer Wichtigkeit für die Ruhe und zunehmende Wohlfahrt des Landes sey. Es ist mir nicht möglich, auf eine genaue Zergliederung der Gesetze und Ausgaben der vierundzwanzig einzelnen Staaten einzugehen; selbst wenn ich die nöthigen Nachweisungen hiezu in Händen hätte, würde der Versuch mir einen Monat Zeit rauben und wenige Leser die Geduld haben, mir zu folgen. Ich muß mich daher auf allgemeine Resultate beschränken, wobei ich versuchen will, allen Winkelzügen und Ausflüchten vorzubeugen. Als allgemeine und unmittelbar auf den Gegenstand bezügliche Bemerkung muß ich zuvörderst andeuten, daß die Nothwendigkeit, eine Regierung über ein so ungeheures Gebiet auszuüben, der Frage einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt. Die Berechnung sollte hier mehr in Betracht des Flächenraums als der Volkszahl gestellt werden, weil die Organisation überall vollständig ausgebildet ist, und die Aufrechthaltung der Ordnung, die Justizverwaltung, in einem solchen System für hundert Millionen Seelen materiell nicht mehr kosten würden, als sie heutzutag für vierzehn Millionen kosten. Kein Dienst ist doppelt und keiner könnte daher, bei dem Zustande des Landes, ohne Nachtheil für das Interesse der Bewohner aufgehoben werden. Es ist daher nöthig, dreißig Bezirksgerichtshöfe für eine Bevölkerung von weniger als 14 Millionen zu halten, während im Verhältniß zur Volkszahl drei oder vier ausreichen würden, wenn der Flächeninhalt des Landes nicht größer als der von Frankreich wäre. Außerdem zahlen die Vereinigten Staaten, obgleich sie nur ein so kleines Heer auf den Beinen halten, den Offizieren, die nöthig sind, um zu Lande eine große Armee, und zur See eine gebieterische Flotte zu haben, den ganzen Sold. Man muß noch eine in Europa unbekannte Ausgabe, — die an die Indianer zu entrichtenden Tribute — hinzufügen, die auf dem amerikanischen Budget ungefähr den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Ausgaben ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Journalistik in Brasilien.

Man zählt gegenwärtig im südlichen Amerika 135 periodische Blätter, von denen 25 in Brasilien erscheinen, nämlich: 15 zu Rio de Janeiro, 5 zu Bahia und die übrigen zu Pernambuco, San Paulo, San Jao de Rey und zu Villa rica. — Die täglich in Rio herauskommenden Blätter sind: Imperio do Brasil, das Diario de Rio de Janeiro und das Journal des Commercio, der Analista, die Aurora fluminense, die Astria und der Courier du Brésil, der in französischer Sprache geschrieben ist, erscheinen dreimal die Woche. Der Rio Herald, ein englisches Blatt, wird alle acht Tage ausgegeben. — Der Malaguela, das Diario dos Deputatos, das Diario do Senado, der Despertador constitutional und der Censor brasilica erscheinen in unbestimmter Folge; der Espelho diamantino ist ein Monatsjournal und der Propagador, Jahrbücher für Medizin, Zoologie und Botanik, erscheint alle Jahre nur ein Mal. Für das beste dieser Journale wird der Courier du Brésil gehalten. Das Handelsjournal und das Diario do Rio de Janeiro sind auf so schlechtes Papier und mit so abgenützten Buchstaben gedruckt, daß sie kaum leserlich sind; allein dennoch sind beide sehr gelesen; sie enthalten fast nichts als Anzeigen, und unter der Rubrik: Privatanzeigen, findet man oft die seltsamsten Bekanntmachungen, so z. B. fordert man Jemand, dem man Bücher geliehen hat, zur Rückgabe derselben auf, widrigenfalls man seinen Namen öffentlich bekannt machen zu wollen droht; man benachrichtigt seine Freunde, daß man sie nicht zu Hause getroffen und ein andermal besuchen werde u. s. w. Manchmal sind diese Blätter mit außerordentlichen Beilagen begleitet, die Pamphlete gegen einzelne Personen enthalten. Die Redakteure haben keine andere Verantwortlichkeit, als die Antwort der in ihrem Journale angegriffenen Personen aufzunehmen.

Oran und Algier.

(Aus einem Schreiben im Messager des Chambres.)

Die europäische Bevölkerung in Algier belief sich am ersten Januar d. J. auf 3228 Personen, am 25 desselben Monats war sie bereits auf 3500 gestiegen. Zu Oran befinden sich, die Civil- und Militärbehörden mit eingerechnet, nicht über 150 Europäer; die übrige Einwohnerschaft besteht aus Mauren, Türken oder Arabern; der größere Theil aber aus jüdischen Familien, die jedoch fast alle mittellos sind, und in drückender Dürftigkeit leben. Indeß verdient Oran den Vorzug. Oran liegt in der Mitte einer tiefen Bucht, die im Winter sehr unsicher ist; gegen Westen und Süden ist es von unfruchtbaren und fast unzugänglichen Bergen eingeschlossen; seine östliche Landseite wird von Wällen gedeckt, die man gegenwärtig wieder herzustellen beschäftigt ist. Eine tiefe Schlucht theilt die Stadt in zwei Theile. Die alte Stadt besteht nur noch aus einem Trümmerhaufen, der fast durchaus von jüdischen Familien bewohnt wird. Auf beiden Seiten der Schlucht erblickt man wohl angebaute Gärten, die sammt einigen unerschöpflichen Brunnen die Stadt in Ueberfluß mit Wasser und Vegetabilien versehen. Obgleich stets von Arabern blokirt, die oft vor den Wällen erscheinen, lebt die Bevölkerung doch wie im tiefsten Frieden. Die Provinz Oran wird in militärischer und kommerzieller Rücksicht von großer Bedeutung werden; das Innere des Landes hat einen fruchtbaren für Erzeugnisse jeder Art geeigneten Boden. Getreide und Hornvieh gaben dieser Provinz von jeher eine große Wichtigkeit, und die Ankerplätze von Mers und Kebir werden wegen ihrer Tiefe und Sicherheit als die besten von ganz Afrika betrachtet. Allein um diese Vortheile zu erzielen, sind große Vorbereitungen und Opfer nöthig. Oran's Handel wird nie groß und blühend werden, wenn nicht eine neue Bevölkerung mit Kapital und Industrie entsteht. Der geringe Handel, der hier getrieben wird, ist in den Händen der Juden, die neunzehn Zwanzigtheile der Bevölkerung ausmachen. Alle Handelsverbindungen mit dem Innern der Provinz erstrecken sich nicht über eine Meile weit außerhalb der Stadtmauern, und hier konkurriren überdieß noch Algier und Gibraltar. Die Korallenfischerei, die viele Jahre vernachlässigt blieb, wird jetzt wieder mit großem Erfolg betrieben. Ein Sardinier verließ unlängst Oran mit Korallen von 25,000 Fr. an Werth; ein Ergebniß der Fischerei während des Sommers und dreier Wintermonate.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die kindliche Liebe der Mauren läßt sich, wie es scheint, nicht viel Gutes sagen. Ein portugiesischer Arzt wurde eines Tages von einem jungen Mauren mit der Bitte angegangen, er möchte ihm ein Gift geben, um damit seinen Vater aus der Welt zu schaffen. Der gute Sohn fügte hinzu, er werde ihn für diesen Dienst würdig belohnen. Der Arzt erstarrte einen Augenblick vor Entsetzen, wie sich denken läßt, über diesen Antrag. Allein er faßte sich sogleich wieder, und da ihm die Sitten dieses Volkes bekannt waren, so fragte er den Mauren, ob er vielleicht mit seinem Vater nicht in gutem Einverständnisse lebe? — „Keineswegs," war die Antwort; „mein Vater hat mir großes Vermögen erworben, mich sehr vortheilhaft verheirathet und mir alle seine Güter mitgegeben. Allein er ist gegenwärtig außer Stand zu arbeiten, denn er ist außerordentlich alt, und will dennoch, wie es scheint, nicht sterben." Der Arzt, der die trefflichen Gründe des guten Sohnes zu würdigen wußte, versprach ihm, was er verlangte, bereitete aber irgend eine Arznei zu, die eher geeignet gewesen wäre, die Lebenskräfte des Greises zu stärken, als ihn zu tödten. Der Maure zahlte gut und ging. Nach acht Tagen kam er wieder und sagte, daß sein Vater noch nicht gestorben sey. Der Arzt stellte sich höchlich erstaunt und bereitete einen neuen Trank, den er dem Mauren mit der Versicherung zustellte, daß er zuverlässig auf dessen Wirkung zählen dürfe. Allein nach vierzehn Tagen kam der Maure abermals zu dem Arzte und klagte, daß sein Vater sich besser befinde als je. „Nur guten Muth," erwiederte der Doktor; „gib Deinem Vater noch diesen dritten Trank, und ich setze meine ganze Kunst zum Pfande, daß er fruchten soll." Der Maure willigte ein, zahlte auch diesen dritten Trank, kam aber nachmals nicht wieder. Eines Tages begegnete ihm der Arzt auf der Straße und fragte ihn, wie sich das Mittel anlasse? „Es schlug gar nicht an," entgegnete der Maure traurig; „mein Vater ist in diesem Augenblicke gesünder als je. Gott hat ihn vor meiner Absicht beschützt, und es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß der Alte ein Marabut (ein Heiliger) ist."

*

Die englische Regierung hat den Kapitän Fitzroy, auf dem Schiffe „Beagle" (Stöberhund) an die südlichen Küsten von Südamerika abgeschickt, um hier die Nachforschungen und Aufnahmen des Kapitäns King zu vervollständigen, die letzterer auf seiner mühseligen Reise an den gefahrvollen Küsten von Feuerland nicht vollenden konnte. Kapitän Fitzroy war auf demselben Schiffe, das er jetzt befehligt, bei letztgenannter Reise unter Kapitän King angestellt. Wenn der „Beagle" die erwähnte Aufgabe gelöst hat, ist seine nächste Bestimmung, durch den stillen Ozean zu gehen und Beobachtungen über die verschiedenen Koralleninseln anzustellen, mit denen das Meer in der Nähe des Aequators erfüllt ist. Deßgleichen wird er die Küste von Neu-Süd-Wales besuchen, um einige für die Schifffahrt wichtige Punkte zu bestimmen; dann soll der „Beagle" den indischen Ozean durchsegeln und über das Kap der guten Hoffnung nach England zurückkehren. Außer einer Menge von Chronometern und wissenschaftlichen Instrumenten hat Kapitän Fitzroy auch einen geschickten Zeichner, Herrn Earle, an Bord, von dessen Kunstfertigkeit sowie überhaupt von den talentvollen Offizieren, die diese Fahrt mitmachen, eine reiche Ausbeute in den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte zu hoffen steht. — Das königliche Schiff, „der Aetna," unter Kapitän Belcher, ist gleichfalls unter Segel gegangen, um die afrikanische Küste südlich vom Kap Verde aufzunehmen; eine Küstenstrecke, die bis jetzt noch ganz undurchforscht geblieben war.

*

Die vornehmsten Männer des türkischen Reiches sind gegenwärtig, dem „Moniteur Ottoman" zufolge, der Kaimakan Hulussi Achmet Pascha; der Kiaja oder Minister des Innern Mehemet Said Pertew Effendi; der Reis-Effendi oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Said Suliman Nedgib Effendi; der Capitan Pascha oder Großadmiral Halil Pascha; der Seraskier oder Generalissimus aller Truppen, Mehemet Khosrew Pascha; der Defterdar oder Finanzminister, Aly Neyil Beier; der Tersane Emini oder Marine-Minister Mehemet Emini Fayl Effendi; der Groß-Mufti Yezinyi Zadi Abdul Wehab Effendi; der Redakteur des Moniteur Ottoman und Reichshistoriograph, Scheikh Zady Seid Mehemet Esad Effendi. Alle diese Beamten haben neulich bei einer öffentlichen Gelegenheit den großen Diamantstern als Belohnung ihrer Verdienste erhalten.

Die Stadt London, die in der Länge sechs Lieues und in der Breite vier und eine halbe mißt, umfaßt (einem statistischen Berichte des Herrn Cäsar Moreau an die Académie agricole, manufacturière et commerciale zufolge) 1100 für die Erziehung bestimmte Etablissements, 98 Wohlthätigkeitsanstalten, 75 Spitäler, 12 Polizeigebäude, 49 Schuldgefängnisse, 15 andere Gefängnisse, 31 Tribunale, 93 religiöse oder wissenschaftliche Anstalten, 580 Apotheken, 300 Aerzte, 1180 Chirurgen, 15 öffentliche Bäder, 520 Kommissionäre, 1150 Advokaten, 3480 Geschäftsagenten, 131 Notare, 765 Buchhändler, 352 Buchbinder, 450 Drucker, 360 Lesekabinette, 140 periodische Schriften, 410 Lithographien und Kupferstechereien, 4500 Kopisten, 2000 Mädchen, die unterhalten werden, 25.000 öffentliche Mädchen, 1150 Spielhäuser, 4500 Wirthshäuser, 1800 Fleischbänke und 2100 Bäcker.

*

In Frankreich ist gegenwärtig eine Subscription eröffnet, um die Kosten einer Reise aufzubringen, welche ein seit vierzehn Jahren in Aegypten ansässiger Franzose unternehmen will, um von Kairo aus bis an die Quellen des Nils vorzudringen. Unter den Namen, die für diese Reise unterzeichneten, bemerkt man obenan den des Königs der Franzosen. Die Prinzessin Adelaide hat tausend Franken unterzeichnet. Eben so liest man auf der Subscriptionsliste die Namen des Grafen Alexander de la Borde, Jomard, Taylor, Eyries, Walkenaer u. s. w.

*

Der französische Kapitän Delagorgue hat auf seiner Fahrt von Sicilien nach Havre die neue vulkanische Insel des mittelländischen Meeres, die bereits mehr und mehr verschwindet, und künftig für Schiffer eine gefährliche Untiefe bilden dürfte, nach den mit größter Genauigkeit angestellten Messungen unter 37° 11' Breite und 10° 22' 50" Länge (Pariser Meridian) gefunden. Der Kapitän sah damals aus dem südlichen Theile der Insel nur noch einen weißen Rauch aufsteigen.

*

Die jährlichen und permanenten Ausgaben von Paris belaufen sich nach der von dem Polizeipräfekten de Bondy entworfenen Berechnung auf 38.057.193 Franken, die im Jahre 1831 durch die der Stadt zur Erhebung bewilligten Auflagen bis auf ein Defizit von 5.992.096 Fr. gedeckt wurden. Unter diesen Ausgaben nehmen die Wohlthätigkeitsanstalten und Spitäler 5.500.000 Fr. in Anspruch, die Ausgaben der Polizeipräfektur 7.052.596 Fr., die öffentlichen Arbeiten jeder Art 4.865.656 Fr., der Militärdienst und die Nationalgarden 1.029.050 Fr., die Zinsen für die Nationalschuld 4.467.457 Fr. u. s. w.

*

Auch in England, diesem gelobten Lande der Aristokratie, sind die Wagenschläge der Adeligen mit ihren Wappen bemalt, wie bei uns; nur müssen sie hier dieses Vorrecht auch bezahlen, und von 22,627 Wappenschilden, die auf Kutschen oder an den Häusern angebracht sind, zieht der öffentliche Schatz die hübsche Summe von 1.100.500 Franken. Diese Steuer würde auch in andern Ländern populär und einträglich zugleich seyn, was sich selten beisammen findet.

*

Ein Vergleich zwischen dem Census der Stadt Neu-York im Jahre 1731 und 1831 weist eine erstaunenswürdige Zunahme der Bevölkerung nach. Die Einwohnerzahl Neu-Yorks belief sich damals auf 8622 Seelen und besteht gegenwärtig aus mehr als 200.000. Die Zahl der weißen Einwohner betrug im Jahre 1731 nur 7045; gegenwärtig 192,652; die Zahl der Schwarzen war damals 1577.

*

Der Kaiser von Marokko hat die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und den Wadrias, einer Art Janitscharen oder Leibwache, bestanden, dadurch ausgeglichen, daß er ihnen die Erlaubniß gab, sich den Freiwilligen anzuschließen, die sich zu Taza sammeln, um auf Algier loszugehen und die Franzosen zu vertreiben.

*

Zu Algier kömmt jetzt eine kleine Zeitung, arabisch und französisch, unter dem Titel Moniteur Algérien heraus, mit der Bestimmung gerichtliche und Handelsanzeigen zu enthalten. Die erste Nummer erschien am 27 Januar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 76. 16 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

2. Die Feier des Mahurrum. *)

Die Frauen begehen die Wiederkehr der Zeit des Mahurrum so feierlich und eifrig, als Dieß ihre eingeschränkte Lage nur immer gestattet. Da nur wenige unter ihnen, und unter diesen meist nur Fürstinnen, innerhalb des Sihnanab, Imam-Baras **) zu ihrer Verfügung haben, so wird das größte und schönste Zimmer ihrer Behausung zum Imam-Bara ausgewählt, und in diesem nur Frauen zugelassen, jedoch mit Ausnahme des Ehemanns, Sohns oder Bruders der Frau, denen es bei dieser Gelegenheit auch noch gestattet ist, ihre weibliche Bekanntschaft einzuladen. Selbst den nächsten männlichen Verwandten ist dagegen der Zutritt nicht gestattet, ausgenommen sie melden sich vorläufig an, damit die weiblichen Gäste sich vor den Blicken der Verwandten ihrer Wirthin verbergen können. Der Ausdruck der tiefsten Trauer, den die Frauen bei der Feier dieses merkwürdigen Ereignisses in der muselmännischen Geschichte zeigen, ist weit größer und scheint mir selbst anhaltender zu seyn als beim andern Geschlecht, und nie würde ich einen so ausschweifenden Schmerz für möglich gehalten haben, wäre ich nicht so viele Jahre hindurch Zeuge der tiefen Trauer und Thränen gewesen, die jedesmal mit dem Monat Moharrem beginnen. Indem sie den Märtyrertod des gestorbenen Imams betrauern, scheinen sie jeden persönlichen Schmerz zu vergessen. Selbst die Trauer über den Verlust eines geliebten Gegenstandes steht in dieser Zeit der von der Pflicht gebotenen Erinnerung an Hassan und Hussein*) nach, und oft hatte ich Gelegenheit, diesen Triumph des religiösen Gefühls bei solchen Frauen zu bemerken, die sich durch zärtliche Anhänglichkeit an Kinder, Gemahl und Verwandte auszeichneten. Sie sagten mir bei solchen Ereignissen: „Man muß einer Trauer, die nur uns betrifft, nicht nachhängen, denn nur die Familie des Propheten allein hat ein Recht auf unsre Thränen." Der religiöse Eifer dieses Volks spricht sich während dieser Zeit auch durch eine systematische Reihenfolge der strengsten Entbehrungen aus, zu denen zwar Niemand durch irgend ein Gesetz verbunden ist, denen aber jeder sich aus freiem Willen, aus reiner Theilnahme, aus Ehrfurcht und zur Erinnerung an die Leiden ihrer Imams unterwirft. Jeder Gegenstand, der zur Bequemlichkeit, zum Luxus oder zu andern Zeiten auch nur zum gewöhnlichen Gebrauche dient, wird jetzt streng verschmäht. Der „Pallungh" und der „Charpoy" (die beiden gewöhnlichen Arten von Betten), auf denen die Frauen die Nacht, und gern auch einige Stunden des Tags über ruhen, werden von ihrer Stelle verwiesen, und statt derselben liegen sie nun auf einer gemeinen Matte von Dattelblättern am Boden. Ausgesuchte Leckereien, sonst einer ihrer höchsten Genüsse, werden jetzt nicht geachtet, und ihre Mahlzeiten beschränken sich während des Moharrems auf die gemeinsten Nahrungsmittel als: Gerstenbrod, Reiß und Erbsen mit einander gekocht (Kutscher genannt), denen noch dazu kein Gewürz, was sie schmackhafter machen könnte, ja nicht einmal Salz beigemischt wird, da solche Zuthaten von den eifrigen demüthigen Leidtragenden als zu weichlich und üppig angesehen werden. Der Betel, ein nicht unbedeutender Luxusartikel für den asiatischen Gaumen, ist während der zehen Trauertage ebenfalls verbannt, und sie bedienen sich statt desselben eines höchst ärmlichen Surrogats, Goattur genannt, da ihre Gesundheit durch zu lange Entbehrung der Tabaksblätter, des Kalks und eines bittern Gummis, die man mit dem Betel zu nehmen pflegt, leiden würde. Der letztere hat erwärmende, aromatische Eigenschaften, und theilt den andern Ingredienzien einen angenehmen Geschmack mit, da aber der Betel als eine Leckerei betrachtet wird, so entsagt man demselben während des Moharrems, behält jedoch die Mischung zur Erhaltung der Gesundheit bei. Erhält die Frau während dieser Zeit Besuch, so wird der

*) So schreibt die Verfasserin den Monat Moharrem, dessen zehnter Tag zum Gedächtniß des Todestages Husseins, des Sohnes Ali und Fatima, einer Tochter Mohammeds (10 Oktober 61. d. H. 680 n. Ch.) von den Schiiten feierlich begangen wird. Ueberhaupt hat Frau Mier Hassan eine ganz eigene Orthographie angenommen, und z. B. Emaums statt Imams, Mahumud statt Mohammed, Hosein und Hasein statt Hussein u. s. w. geschrieben. A. d. R.

**) Ein Wort, das nur unter den indischen Moslemin bekannt ist, und das „Haus des Imams" bedeutet. Es sind schwarz ausgeschlagene Gemächer, wo das Grab Husseins köstlich ausgeschmückt zu sehen ist. Es versteht sich, daß nur die Reichsten solche Gemächer, in denen sie das Martyrthum Husseins beweinen, halten können. Solche Leute lassen sich auch bisweilen nach ihrem Tode in dieses Imgmbara begraben. s. Asiatic Journal. Januarheft. S. 54. A. d. R.

*) Hassan und Hussein Brüder. Die Schiiten tragen einen so großen Abscheu gegen den Feldherrn, der, auf Befehl des Kaliphen Yezid, Hussein hinrichtete, daß sein Name Schimar ein Schimpfname geworden ist. A. d. R.

Goattur auf flachen Schüsseln, nebst niedlichen, meist selbst verfertigten und nach verschiedenen Mustern in Gold und Silber gestickten Beuteln herumgereicht; diese Beutel werden Buttuah und Jhambanies genannt. Schmuck und Putz, das größte Vergnügen der indischen Frauen, wird von der ersten Stunde der Trauerzeit an, bis zu ihrem Ende, gänzlich bei Seite gelegt. Ich kenne keine Nation, deren Frauen so sehr am Schmuck hängen, als die der Indier, und diese so verzeihliche Schwachheit wird von ihren Männern und Eltern begünstigt. Man kann den Wohlstand einer Familie durch einen einzigen Blick auf die erste Frau des Sihnanah beurtheilen, die es selten unterläßt, dadurch, daß sie selbst bei gewöhnlichen Gelegenheiten allen ihren Schmuck von edeln Metallen und Juwelen zur Schau trägt, ihrem Manne Ehre zu machen. Die Männer jeden Standes sind stolz auf den Schmuck ihrer Frauen, und selbst die ärmsten verspotten jedes Geschmeide, das nicht aus ächtem Geld oder Silber besteht, was sie sehr gut zu unterscheiden wissen. Alle diese Zierden, die sie so gern tragen, werden am ersten Tage des Moharrems, sobald der Mond aufgeht, bei Seite gelegt, das Haar aufgelöst und ungeordnet herabhängend getragen; die farbigen Peijaamahs und Diputtahs nebst jedem ihrer gewöhnlichen Kleidungsstücke werden abgelegt, und mit einem Trauergewand vertauscht, das von schwarzer, grauer, grüner oder Schieferfarbe ist; Wittwen tragen, von dem Tage an, wo ihr Mann starb, weiß, und behalten diese Kleidung ohne irgend einen Schmuck, während ihres ganzen Wittwenstandes, der gewöhnlich nur mit ihrem Leben endet. Während meines zwölfjährigen Aufenthaltes unter ihnen hörte ich nie, daß eine Wittwe sich wieder vermählt hätte; ungeachtet Dieß durch kein Gesetz verboten ist, so habe ich doch einige Frauen gekannt, denen ihre Verlobten noch vor vollzogener Vermählung starben, und die dennoch ein einsames, dem Gebet gewidmetes Leben einer andern Verbindung vorzogen, obgleich mehrere Bewerber auftraten. Viele Frauen treiben den religiösen Eifer so weit, daß sie ihr Trauergewand die zehn Tage hindurch nicht wechseln, was, da es auf dem bloßen Leib getragen wird, bei warmem Wetter, schon nach dem ersten Tag viele Unbequemlichkeit verursacht. Noch muß ich der strengen Bußübung gedenken, die meine alte Dienerin (Ajah) dem Gedächtniß Hasseins zu Ehren sich auferlegte, und die, da keine Ueberredung sie davon abzubringen vermochte, mich sehr für ihre Gesundheit besorgt machte. Das arme, alte Weib entschloß sich weder einen Tropfen Wasser noch irgend ein anderes Getränk während der zehn Tage zu sich zu nehmen, denn, sagte sie, ihr Imam Hassein und seine Familie habe zu Kraballah auch Durst gelitten, wie sollte also ein Geschöpf wie sie sich mit Wasser erquicken. Dieß ein Beweis von der Gesinnung dieses Volks im Allgemeinen; meine Ayah war ein unwissendes, altes Weib, und doch ehrte sie so ihres Imams Gedächtniß."

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Später bereiste Major Long die nämlichen Gegenden, mehr nach der Gegend von Neu-Mexiko hin. Sein Weg richtete sich hauptsächlich auf La Plata, den Arkansas, und den canadischen Fluß und so kam er an den Fuß der Cordilleren, deren östliche Gränzen er zuerst bestimmte. Auf einer dritten Reise befuhr er den Mississipi und den Fluß Sanglante, dessen Quellen Beltrami kürzlich im See Julie entdeckte, aufwärts. Im Jahre 1812 überstiegen auch Hunt, Crooks und Stewart das Felsengebirg, und William Harmon durchzog auf seiner Reise nach Neu-Caledonien die noch wenig bekannten Gegenden vom 70° bis zum 58° der Parallele. Zu gleicher Zeit wurden die Bassins des Multnomah, des La Plata und des Tacoutsche-Tesse von Jägern besucht.

Die sich von einem Meer zum andern verbreitende Kolonisation ließ bald keine Entdeckung in jenen Gegenden mehr übrig; die merkwürdigsten unsrer Epoche sind die der Wüste Nuttal und der Seen Timpanagos und Tecuayo. Diese Seen, deren Lage unbekannt war, und deren Existenz man selbst bezweifelte, wurden von Handelskarawanen entdeckt, die von St. Louis am Missouri aus, über Santa Fe und Taos, der Biberjagd wegen, nach den Ufern des Multnomah, Colombia und deren zahlreichen Beiflüsse gingen. Jetzt bieten diese Gegenden, die den Reisenden so lange verschlossen waren, Einzelnheiten ausgenommen, nichts Neues mehr; Charten der neuesten Zeit würden gegen ältere gehalten, wegen der verbreiteten Kolonisation, bedeutend verändert erscheinen. Neu-Californien, ein fruchtbares und malerisch schönes Land, ist die einzige Provinz des nördlichen Amerika's, dessen innere Geographie, seiner Missionen und Posten ungeachtet, seit so vielen Jahren noch nicht vorwärts geschritten ist. Die Charte dieses Landes stellt einen großen Raum dar, auf dem kaum die alte Reiseroute Escalante's angegeben ist.

Die eigentlichen Entdeckungen, die dem neunzehnten Jahrhundert noch übrig blieben, waren die schwierigsten und gefährlichsten, nämlich gegen beide Pole hin. Die vom englischen Parlament ausgesetzten Preise führten im Jahr 1746 W. Moor, F. Smith und Ellis in die Bai Welcome und den Wagerfluß und Christopher im Jahre 1761 in den Chesterfield Paß. Im Jahre 1776 suchte Phipps die Straße nach dem Pol, und gelangte bis Spitzbergen unter 80° 18′ der Breite. Kerguelen war, jedoch erfolglos, der einzige Repräsentant Frankreichs in jenen Regionen. Alle diese Versuche ergaben kein entscheidendes Resultat; doch in unsern Tagen zeigten die Reisen von Roß und Buchan, durch die die Existenz der Baffinsbai erwiesen wurde, die Reisen Parry's, der die englische Flagge auf der Insel Melville aufpflanzte und Grönland als ein abgesondertes Land darstellte, wie weit ein kühner Seefahrer vordringen könne, und daß die Lösung des Problems einer nordwestlichen Durchfahrt nur von günstiger Witterung abhänge. Die gefahrvollen Reisen Franklins, Richardsons, Back's und Wood's zuerst nach der Mündung des Kupfer- und Mackenzieflusses, und später auf dem ganzen Littoral von Polar-Amerika haben viel dazu beigetragen, das Dunkel jenes Problems zu erhellen, da sie über den nördlichen Ozean vollständige Nachweisungen lieferten, die neue Seeunternehmungen vielleicht unnöthig machen werden. Die letzten Schritte Franklins betraten den Boden in einer Entfernung von nur 50 Meilen von Beechey's Schaluppe, und hätte Richardson nur noch eine kurze Strecke zurückgelegt, so würde er die letzten von Parry gesteckten Gränzen erreicht haben; letzterer mußte darauf verzichten, mit einem Schiff das ewige Eis zu durchbrechen und die

schwimmenden Inseln, die den unerschrockenen Reisenden nach Süden fortrissen, schienen die Schildwachten eines dem Menschen unzugänglichen Heiligthums zu seyn. Im Jahre 1816 war das Schiff der Neptun nur 65 Meilen davon entfernt; ein großer Beweggrund zu neuen Hoffnungen.

Die dänischen Kolonien von Oesterbygd hatten im Jahre 1786 Expeditionen veranlaßt, die von Löwenorn, Egede und Rothe geführt wurden, doch waren diese Unternehmungen des angehäuften Eises wegen fruchtlos. Glücklicher war Scoresby im Jahre 1823; es gelang ihm endlich den größten Theil der östlichen Küsten von Grönland, die er für einen Archipel hielt, der durch die Wirkungen des Klima's zu einem zusammenhängenden Ganzen wurde, zu befahren. Clavering bereiste jene Region auch mit einigem Erfolg, doch war er nicht glücklicher als Buchan und Franklin im Jahre 1818 gewesen waren, als sie die Unternehmung Phipps weiter verfolgten.

Alle Polarunternehmungen stützten sich nothwendig auf die Meinung, daß Amerika von Asien getrennt sey, doch blieb diese wichtige Frage bis zur neuesten Zeit unentschieden. Ungeachtet ähnlicher Unrichtigkeiten in den alten Systemen, die Indien mit dem mittäglichen Afrika, und die vermutheten australischen Länder mit Amerika zusammenhängend angaben, behaupteten mehrere Geographen, und der gelehrte Burney an ihrer Spitze, daß beide Welttheile im Hintergrund des Behringmeers mit einander verbunden seyen. Endlich erwiesen die Reisen Willoughby's und Chancellors, daß Amerika von Europa und die des Baron Wrangel und des Lieutenants Anjou (1822), daß es auch von Asien getrennt ist.

Im Süden haben die Robbenfänger, und die englischen und russischen Seefahrer Smith, Powell, Bellinghausen und Wedell sich dem Pol so weit genähert, daß man Hoffnung hat, ihn einst zu erreichen. Sie entdeckten Neu-Schetland, Terra-Trinitas, die Powellsgruppe, und die Inseln Alexander, Peter und Traversay. Auch die Nordamerikaner haben die Eismeere durchschifft, deren unwirthliche Felsen ihnen herrliches Pelzwerk boten; ihre Beharrlichkeit überwand alle Hindernisse, und ihre Reisen dauern ohne Unterbrechung fort. Sie haben genaue Kenntniß von jenen Gegenden, doch legen Handelsinteressen ihnen Stillschweigen auf.

Die Entfernung Europa's von Amerika wurde früher nicht richtig gewürdigt; vor noch nicht langer Zeit wurde auf einigen Punkten die Breite des atlantischen Oceans um 30 und sogar um 70 Meilen geringer angegeben, während dagegen die Charten der jenseitigen Küsten mehrere Grade des Oceans mitbegriffen. Die ersten Seefahrer ergänzten diesen Mangel zum großen Theil, da sie die Küsten von Amerika kennen lehrten, doch ermangelten ihre Angaben der Genauigkeit, und sie beschrieben, so zu sagen, nur einen großen Rahmen, dessen einzelne Felder nach und nach ausgefüllt wurden, als rivalisirende Nationen die ersten Entdeckungen benutzten. Für die südliche Hemisphäre leisteten die Spanier und Portugiesen den wichtigsten Theil dieser Arbeit; andere Nationen indeß verschafften sich von gewissen Gegenden genauere Kenntniß als die Eroberer und Besitzer des Landes. So lootsten französische Normänner oft die Portugiesen in die Häfen von Brasilien. Die Holländer und Engländer waren die Ersten, die die südliche Spitze des Kontinents umsegelten und Flibustier wie Davis, Dampier, Grogniet, Sharp, Woodes-Rogers, Cowley, Wafer u. a. kannten bald die geringsten Tiefen im Meere der Antillen, und viele Punkte der Küsten von Peru, Mexiko und Kalifornien besser als die Spanier.

Je mehr die Schifffahrt sich vervollkommnete und an Ausdehnung gewann, um so nöthiger wurde es auch, sie durch Verbesserung der irrigen Angaben alter Charten minder gefährlich zu machen. Alle Nationen unterzogen sich nun um die Wette auf dem Gebiet ihrer Kolonien dieser Arbeit, die anfänglich zwar nichts weniger als vollkommen war, doch aber allmählich zu Verbesserungen führte, die durch die bewundernswürdige Erfindung der Seeuhren mächtig befördert wurden. Die Spanier besonders, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in geographischen Kenntnissen sehr zurückgekommen waren, waren genöthigt ihre alten Charten, durch welche die Fremden irre geführt wurden, durch neue zu ersetzen, und deßhalb ihre Seeleute auf Reisen auszusenden, die fast Entdeckungsreisen glichen. Unermeßliche hydrographische Schätze wurden gesammelt, und seit dem Jahre 1797 nach und nach von Espinosa, Bauza und de Navarrete, dem würdigen Herausgeber und Commentator des Kolumbus und seiner Nebenbuhler, redigirt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Quebec in Unter-Canada, mit ihren Umgebungen.

Von der Zeit an, als Jakob Cartier Canada besuchte, bis dahin, wo die Angelegenheiten der Colonie unter die Oberaufsicht von de Champlain gestellt wurden, hielten sich die französischen Ansiedler ungefähr siebenzig Jahre lang theils am Meere, theils auf den Inseln im Meerbusen von St. Lorenz auf, ohne daß sie es gewagt hätten, auf dem Flusse selbst oder in dessen Nähe sich niederzulassen. Die Wahl der Lage und Erbauung einer Stadt, zur bessern Verwaltung der Kolonie und zur Ausdehnung des Handels, blieb Samuel de Champlain, Geographen des Königs, vorbehalten, welcher von Sieur de Monts dahin abgeordnet wurde, nachdem dieser vom französischen Hofe ein ausschließliches Vorrecht für den Handel zwischen dem Vorgebirge Raze, in Neufundland, und dem vierzigsten Grade nördlicher Breite erhalten hatte. Im Jahre 1608 wählte de Champlain die Lage eines indianischen Dorfes, Stadacone genannt, auf dem Vorgebirge Diamant, und legte daselbst den Grundstein zur Hauptstadt von Neu-Frankreich, welche nach einer Reihe von Unglücksfällen sich endlich zum Range einer der beträchtlichsten Städte in dem nördlichen Theil der neuen Welt erhoben hat.

Ueber den Ursprung des Namens der Stadt ist man eben so wenig einig, als über den des ganzen Landes, und man weiß nicht, ob er aus der algonkinischen, abenakischen oder normännischen Sprache abstammt. Die Fortschritte der Stadt waren nur langsam, weil die Franzosen die Feindseligkeiten der benachbarten wilden Stämme nicht nur unterhielten, sondern auch selbst Theil daran nahmen, wodurch sie sich den Haß der Irokesen zuzogen und genöthigt waren, Quebec gegen ihre Anfälle zu verschanzen. Im Jahre 1629 fiel es in die Hände der Engländer, wurde aber mit ganz Canada 1632 wieder den Franzosen zurückgegeben. Von dieser Zeit an, bis zum Jahre 1663, wo Canada zur königlichen Statthalterschaft ernannt wurde, verwendete man einige Aufmerksamkeit auf die Vergrößerung von Quebec, welches damals zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde.

Gegen das Ende des Jahres 1690 machten die Engländer einen andern Versuch, sich der Stadt Quebec zu bemeistern, wobei sie beträchtlichen Verlust erlitten, ohne ihren Zweck zu erreichen. Die Franzosen waren daher darauf bedacht, die Festungswerke zu erweitern, welche seitdem noch mehr vergrößert wurden, und jetzt in einem solchen Zustande sich befinden, daß Quebec mit einigen der festesten Plätze in Europa verglichen werden kann.

Die Lage von Quebec ist außerordentlich groß und majestätisch, und die Stadt amphitheatralisch gebaut. Sie liegt auf einem Vorgebirge, auf dem nordwestlichen Ufer des St. Lorenz, welches durch diesen Fluß und den

St. Charles gebildet wird. Das äußerste Ende dieser Landspitze wird Cap Diamant genannt, und erhebt sich 345 Fuß über den nahe gelegenen Wasserspiegel. Das Vorgebirge besteht aus einem mit Quarzkrystall gemengten Granit, woher es seinen Namen hat, und aus einer Art dunkelm Schiefersteine. An einigen Stellen ist es durchaus senkrecht abgeschnitten und nackt, und an andern, wo der Abhang sanfter ist, bemerkt man einige Stückchen einer bräunlichen Erde, worauf einige verkümmerte Fichten und kriechende Sträucher wachsen. Vom höchsten Theile des Vorgebirges, welcher den St. Lorenz beherrscht, verflacht sich das Land stufenweise bis zum Abgrunde Coteau Ste. Geneviève, welcher über 100 Fuß senkrechte Höhe hat. Am Fuße desselben ist das Land eben bis zum Flusse St. Charles. Die Entfernung durch die Halbinsel von einem Flusse zum andern, im Angesichte der Festungswerke, beträgt 918 Toisen.

Vom Vorgebirge, in nordöstlicher Richtung, nimmt die Höhe des Felsens bis zum Schlosse St. Louis und der großen Batterie nach und nach um 115 Fuß ab. Diese Batterie bekrönt einen senkrechten Abhang, der sich 250 Fuß über die Wasserfläche erhebt und die untere Stadt beherrscht. Diese Anhöhe, welche einen furchtbaren Anblick gewährt, zieht sich, mit wenig Abwechslung, beinahe ganz um die Stadt herum, bis zum Eingange La Porte du Palais genannt, von wo sie bis zum Hügel Ste. Geneviève sich verflacht. Die ganze Anhöhe ist ungefähr acht englische Meilen lang und erhebt sich über das umliegende Land wie eine Insel über den naheliegenden Ocean.

Im Jahre 1759 betrug die Bevölkerung der Stadt Quebec zwischen 8000 und 9000 Seelen, und jetzt ist sie auf ungefähr 20.000 herangewachsen. Die Stadt wird in zwei Theile, in den obern und untern, eingetheilt; der untere Theil ist beinahe mit dem Wasser gleich und steht mit der obern Stadt durch einen engen, sich windenden Weg in Verbindung, welcher mit Feuerschlünden von schwerem Kaliber besetzt ist.

Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören das Schloß St. Louis, das Hôtel-Dieu, das Kloster der Ursulinerinnen, das jetzt in eine Kaserne verwandelte Jesuitenkloster, die protestantische und katholische Kathedralkirchen, die schottische Kirche, der Gerichtshof, das Seminarium, das neue Gefängniß und die Artilleriekaserne. Ueberdieß sind zwei Märkte, ein Exerzirplatz, ein Paradeplatz und eine Esplanade in der Stadt.

Das Schloß St. Louis liegt auf dem vorspringendsten Theile des Felsen, am Rande eines über 200 Fuß hohen Abhanges, und ist ganz von Stein erbaut. Auf der Seite des Abhanges ist es von einem sehr festen Mauerwerke unterstützt, das sich bis zur halben Höhe des Gebäudes erstreckt und oben eine geräumige Galerie hat, von wo man eine prächtige Aussicht genießt. Das Gebäude ist 162 Fuß lang und 45 breit, und ist an jedem Ende mit einem Flügel versehen. Es besteht aus drei Stockwerken, und die innere Einrichtung ist bequem und prächtig. Hier wohnt der Statthalter von Canada, und in einem andern dazu gehörigen Gebäude sind die Regierungs- und Militär-Kanzleien, nebst einer Reihe schöner Gemächer, wo Bälle und andere Belustigungen gegeben werden.

Der Gerichtshof ist ein prächtiges, 136 Fuß langes und 44 Fuß breites Gebäude, das eine prächtige Vorderseite hat. In den Gemächern zu ebener Erde werden die vierteljährigen Sitzungen gehalten. Im ersten Stockwerke ist ein geräumiges Zimmer, wo die Sitzungen der Königsbank, die Vertheidigungsreden, der Appellationsgerichtshof und das Admiralitätsgericht gehalten werden. Das ganze Gebäude ist einfach und bequem, und kann als eine Zierde der Stadt betrachtet werden.

Die protestantische Kathedralkirche liegt nahe am Gerichtshofe und ist vielleicht das schönste Gebäude der Stadt. Sie ist 136 Fuß lang und 55 breit, und ganz von Stein erbaut. Die Architektur ist rein und die innere Einrichtung zierlich und bequem. Der Thurm ist hoch, und weil er mit Eisenblech gedeckt ist und die Kirche im höchsten Theile der Stadt liegt, so sieht man ihn schon von weiter Ferne.

Die katholische Kathedralkirche ist 216 Fuß lang und 108 breit, und das Innere ist vermittelst Bogengängen in ein Schiff und zwei Flügel getheilt. Am Ende des Schiffes befindet sich der große Altar in der Mitte eines kreisförmigen Chors, welcher ungefähr 16 Fuß hoch und mit einem in viereckige Fächer getheilten Tafelwerke versehen ist, wovon jedes einen Zug aus der heiligen Geschichte in erhabener Arbeit enthält. In den Flügeln sind vier verschiedenen Heiligen gewidmete Kapellen. Das Aeußere der Kirche ist ganz geschmacklos und hat weder Symmetrie noch irgend eine hübsche Verzierung. Die Orgel ist gut, und die Kirche kann etwa viertausend Seelen fassen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Ausfuhr der Produkte des Bodens und des Kunstfleißes von England im Jahr 1831 hat die von 1830 in einem Werthe von fünf Millionen Pf. Sterl. überstiegen. Eine so ungeheure Zunahme, bemerkt hiezu ein belgisches Blatt, muß um so mehr in einer Zeit Wunder nehmen, wo Production und Absatz in allen Theilen des Kontinents gelähmt sind.

Diese Ausfuhren bestanden in:

	1830	1831
Speck und Schinken	29,250	36,590
Gesalzenem Fleisch	97,978	108,151
Gearbeitetem Kupfer	860,460	998,195
Steinkohlen	515,948	416,992
Baumwollenmanufakturen und Gespinnsten	57,620,658	44,317,847
Leinwand	5,007,890	5,865,190
Seide	1,294,565	1,652,572
Wollenen Stoffen	5,572,490	5,558,709
Eisen	1,748,600	1,871,549

Der Pariser Boeuf gras dieses Jahres hat das Licht der Welt in Cotantin erblickt, wo sein hoher Wuchs, seine Kraft und sein Appetit frühzeitig die Aufmerksamkeit erregten, und Herrn Cornet, der schon seit zehn Jahren Paris mit Boeufs gras versieht, herbeilockten. Dieser kaufte ihn um hohen Preis und ließ ihn auf seine Weiden von Calvados bringen, deren Graswuchs von einer solchen Ueppigkeit seyn soll, daß man einen heute Abend hingeworfenen Stock morgen nicht mehr finden kann, so sehr ist er von den Gräsern überwuchert, die eine Nacht über aufschießen. Nachdem der Sohn von Cotantin hier einige Centner an Fleisch zugenommen hatte, nahm man Bedacht, ihm noch durch Stallfütterung eine gehörige Ründe zu geben, ohne die er sich unter den Fastenochsen unmöglich als würdiger Bewerber zeigen konnte. Zu Poissy in kleinen Tagreisen angelangt, erschien er am 24 Februar auf dem Wahlfelde und schlug alle konkurrirenden Hörnerträger zu Boden. Sein Bruttogewicht wurde 2650 Pf. befunden; er mißt von der Stirne bis zur Schwanzwurzel drei Mètres (über neun Fuß), in der Höhe vom Kreuze aus gemessen ein Mètres fünfundachtzig Centimètres; im Umfange zwei Mètres neunzig Centimètres. Ein Metzger hat den Boeuf gras und zwei von dessen Kameraden um fünftausend und vierzig Franken gekauft, und hofft einen Erlös von sechzehnhundert Franken allein aus den Lendenbraten und Hintervierteln zu gewinnen.

*

Ein Gerücht, das sich unter den Negern auf Jamaica verbreitete, der König habe eine allgemeine Freilassung der Sklaven befohlen, hatte in den Kirchspielen Saint James und Trelawney einen Aufruhr der Neger zur Folge, wobei fünfzehn Pflanzungen zerstört wurden. Auch in Montego Bay, Westmoreland und andern Orten der Insel fanden gewaltthätige Auftritte statt. Der schnell herbeigeeilten Militärmacht gelang es, die Aufrührer in einigen kleinen Gefechten zu schlagen, worauf mehrere ihrer Anführer hingerichtet wurden und die Ruhe sich allmählich wiederherzustellen begann. Auch einige baptistische Prediger wurden unter der Anschuldigung, die Schwarzen zum Aufstande ermuntert zu haben, in Verhaft gezogen. — Die Sklavenbevölkerung auf Jamaica ist, dem letzten Census vom Jahre 1827 zufolge: im Pfarrspiele St. Katharina 7155, St. Thomas 15.017, St. John 6154, St. Dorothea 4688, St. Mary 25.272, St. Anna 24.884, Vere 7840, Clarendon 17.581, Manchester 17.809, Kingston 5640, Port Royal 6575, St. Thomas in the East 24.434, St. Andrew 14.545, St. David 7636, Port-Land 7557, St. George 12.403, St. Elisabeth 17.494, Westmoreland 21.083, St. James 25.565, Trelawney 22.450, Hannover 26.495 — im Ganzen 315.750. Vor fünfundzwanzig Jahren produzirte diese schöne Kolonie jährlich 130.000 bis 150.000 Fässer Zucker; in den letzten sieben Jahren hingegen im Durchschnitte nur 100.000. Die neuesten Ereignisse werden diese Produktion noch mehr vermindern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 77. 17 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

3. Religiöse Gebräuche.

Das Glaubensbekenntniß eines schiitischen Moslem ist folgendes: „Ich glaube an Einen Gott, den höchsten Herrscher über Alle, und ihn allein bete ich an. Ich glaube, daß Mahumud *) ein Geschöpf Gottes des Schöpfers war; ich glaube, daß Mahumud der Gesandte Gottes (des Herrn der Gesandten), und der letzte Prophet war. Ich glaube, daß Ali der Anführer der Gläubigen, das Haupt aller Erben des Gesetzes und der wahre, von Gott eingesetzte Führer war, dem folglich die Gläubigen gehorchen müssen. Auch glaube ich, daß Hasein und Hosein die Söhne Ali's, Ali der Sohn Hoseins, Mahumud der Sohn Ali's, Jaufur der Sohn Mahumud's, Musa der Sohn Jaufurs, Ali der Sohn Musa's, Mahumud der Sohn Ali's, Ali der Sohn Mahumud's, Hasan der Sohn Ali's und Mhidhie (der feste Beweis) Sohn Hasans — auf denen der Segen Gottes ruhe — die wahren Führer der Gläubigen waren, die dem Volke das Wort Gottes verkündeten." Dieses Glaubensbekenntniß wird den Kindern beiderlei Geschlechts gelehrt, sobald sie nur sprechen können, und ihnen durch tägliche Wiederholung so eingeprägt, daß sie es im reifern Alter noch fest inne haben.

Ihre Begräbnißfeierlichkeiten, und die bei diesen vorgeschriebenen religiösen Gebräuche sind folgende: Der Leichnam wird ungefähr sechs Stunden nach dem Verscheiden in einen Sarg gelegt, und unter einem, dem Rang den er im Leben bekleidete, angemessenen Gepränge nach dem Begräbnißplatze gebracht. Ein Zelt oder Kaanaut (Schirmdach) wird auf einem schicklichen Platze, wo Wasser in der Nähe des Grabes fließt, aufgeschlagen, um den Leichnam zu waschen und zur Beerdigung bereiten zu können. Hierauf nehmen sie den Todten aus dem Sarg und waschen ihn; sobald er abgetrocknet ist, reiben sie die Hände, Füße, Knie und die Stirn mit gestoßenem Kampfer, weil diese Theile des Körpers beim Niederwerfen zum Gebet täglich den Boden berühren. Dann wird der Leichnam sehr sauber in Streifen von weißem Kattun gewickelt, auf welche besondere Capitel aus dem Koran **) geschrieben sind; ist Dieß geschehen, so wird er sanft aufgehoben, und so in das Grab gelegt, daß das Gesicht nach Mekka gekehrt ist. Der den Gottesdienst verrichtende Maulvih steigt nun feierlich in das Grab, das viel tiefer und breiter ist als die bei uns gewöhnlichen, und spricht mit lauter Stimme das oben angeführte Glaubensbekenntniß; ist Dieß geschehen, so sagt er: „Diese waren deine treuen und heiligen Führer, o Sohn Adams! (hier wird der Name des Verstorbenen genannt). Wenn nun die zwei Engel, welche sind die Maccurrub *) (Gesandte) des großen und mächtigen Gottes zu dir kommen, so werden sie dich fragen: Wer ist dein Herr? Wer ist dein Prophet? Was ist dein Glaube? Welches ist dein Buch? Wo ist dein Kiblaah **)? Wer ist dein Führer? Dann sollst du den Maccurrub also antworten: Gott der größte in der Herrlichkeit ist mein einziger Herr, Mahumud mein Prophet, Islaaim mein Glaube (Islam bedeutet der wahre Glaube) der Koran ist mein Buch, die Kaubah (das heilige Haus zu Mekka mein Kiblaah —

Imaum Ali, Sohn Abutalibs,

Imaum Hasan und Hosein,

Imaum Ali,		genannt Zynul Auberdene,	
—	Mahumund	—	Baakur
—	Jaufur	—	Saadick

---

*) Wir behalten die Schreibart der Verfasserin hier durchgängig bei.

**) Der fromme Muselmann bereitet sich diese Streifen selbst und hält sie immer bereit, um gelegentlich irgend einen Vers oder ein Kapitel aus dem Koran darauf zu schreiben, wie er auf die Stimmung, in der er sich eben befindet, paßt. So sah ich Dieß vom Mier Hadsib Schaah (dem Schwiegervater der Verfasserin), der hiezu ein Stück feinen weißen Cambrik verwendete, den er zu diesem frommen Zwecke von mir zum Geschenke erhalten hatte. Ich war oft schweigender Zeuge, wenn mein verehrter Freund sich damit beschäftigte, Stellen aus dem Buche aufzuzeichnen, nach dessen Vorschriften er lebte. Der Augenblick, wo er von diesem Sterbekleide Gebrauch machen sollte, wurde von ihm nicht mit Furcht, sondern mit inniger Sehnsucht und Ergebung erwartet, denn er baute auf die Gnade Gottes, den er liebte und verehrte.
A. d. V.

*) Maccurrub werden jene Engel genannt, die die Erlaubniß haben, zu allen Zeiten vor Gott zu erscheinen; sie haben Augen vom herrlichsten Glanze. Damit die Muselmänner auf diesen erhabenen Augenblick gefaßt seyn mögen, so haben sie die Gewohnheit, die Antworten an den Engel jeden Abend, wenn Licht angezündet wird, herzusagen, weil, wie sie sagen, das plötzliche Licht Aehnlichkeit mit den Augen des Engels habe. Ich hatte diese Sitte oft bemerkt und glaubte, sie beteten das Licht an, bis ich endlich von der eigentlichen Bedeutung dieses Gebets unterrichtet wurde.

**) Kiblaah ist die heilige Gegend, wohin die Männer ihr Gesicht wenden, wenn sie beten, so wie die Juden sich nach Jerusalem wenden.

Imaum	Musa	genannt	Khazim
—	Ali	—	Rizah
—	Mahumud	—	Ul Jawaad
—	Ali	—	Ul Hudah
—	Hasan	—	Ul Uschkerih

— Mhidhie — der feste Beweis, auf den wir warten — Alle diese sind meine Führer und meine Vorsprecher, sie liebe ich, ihre Feinde hasse ich in der Welt dieser Erde, und in der Welt der künftigen Ewigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ich bin ein Bürger des Staates von Neu-York, und da ich mit den Interessen der Gemeinde, der ich angehöre am meisten vertraut bin, und da diese Gemeinde die größte und wichtigste der ganzen Union bildet, so wird sie für den vorliegenden Zweck am besten als Beleg angeführt werden können. Wenn es uns gelingt, die Abgaben zu bestimmen, die ein Bürger von Neu-York an die Bundesregierung und die Regierung seines Staates zu entrichten hat, so werden wir so ziemlich auch die Staatslasten seiner übrigen Mitbürger geschildert haben.

Die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des Staates von Neu-York — oder sein Budget, wie es die Revue britannique zu nennen beliebt — können sich im Durchschnitte gerechnet jährlich auf 550,000 Dollars belaufen. Es ist nicht rathsam hier ein einzelnes Jahr zu nehmen, obgleich ich glaube, daß die eben genannte Summe zu groß angenommen ist. Die ordentlichen Ausgaben sind auf 300,000 Dollars angeschlagen, und die außerordentlichen Bedürfnisse können diese Summe bisweilen bis zu 400,000 Dollars steigern; allein ich bin überzeugt, daß in den letzten fünf Jahren die Ausgaben nicht bis zu 350,000 Dollars stiegen. Die Revue britannique hat aus dem Jahresbericht von Neu-York ein langes Verzeichniß von Angestellten und ihren Besoldungen entnommen, um zu beweisen, daß die Amerikaner für gewisse Stellen mehr bezahlen als die Franzosen. Es freut mich, daß diese Thatsache öffentlich bekannt geworden ist, weil sie dienen kann, einen lang gehegten Irrthum zu berichtigen. Die amerikanischen Regierungen sind, wie Jeder weiß, der nur einigermaßen in die Verhältnisse der beiden Welttheile eingeweiht ist, hinsichtlich der Auslagen bei Weitem weniger drückend als die europäischen. Bis jetzt hat man in dem Glauben gestanden, daß diese wohlthätige Oekonomie nur durch kleinliche und engherzige Ersparnisse erzweckt werde, und diese Anschuldigung ist so oft, so lang und so kühn behauptet worden, daß Tausende und Zehntausende von Menschen, selbst in Amerika, daran glauben. In der That aber zahlen die Vereinigten Staaten, mit geringen Ausnahmen, ihre Angestellten weit besser, als irgend ein Staat der Christenheit; und dennoch, wenn man die Resultate betrachtet, und alle Umstände in Erwägung zieht, die diese Frage modifiziren können und müssen, wird man finden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die wohlfeilste von allen bekannten Staaten ist. In finanziellem Betracht sind es diese beiden Wahrheiten, worin ihre Vortrefflichkeit besteht. Die Revue britannique hat Recht in ihren Angaben. Die Vereinigten Staaten zahlen den Offizieren des Heeres und der Marine, den Beamten, Richtern, Kongreßmitgliedern u. s. w. gerade so viel, als sie angibt. Die Folge davon ist, daß Diejenigen, welche arbeiten, ordentlich bezahlt werden, wie sie es verdienen; daß sie der Versuchung fern gehalten werden, Ungerechtigkeiten zu begehen, Geschenke anzunehmen, oder sonst Mißbrauch mit ihrer Stellung zu treiben, um leben zu können; und um zu gestehen, daß der Mensch in Amerika nicht vollkommener ist, als anderswo in der Welt, füge ich noch hinzu, daß diese Politik treffliche Früchte trägt. Allein wozu hilft es, die besondern Besoldungen einzelner Staatsdiener anzuführen, wenn man nicht beifügt, daß sie ungeachtet ihrer Höhe, doch alle im Budget mitbegriffen sind? Der obenerwähnte Jahresbericht gibt die Gesammtausgabe der Bundesregierung im laufenden Jahre, mit Ausnahme der Staatsschuld, auf 13,228,065 Dollars an, und also kommt nicht einmal ein ganzer Dollar auf den Kopf, und doch hat man das Mittel zu finden gewußt, dem Sekretär des Senats Walter Lowrie 15,900 Franken Besoldung zu geben! *)

Doch es ist endlich Zeit, auch einige Berechnungen nach meiner Art zu geben, wobei ich das laufende Jahr annehme, und mich auf „Williams Register" stütze, das auch die Revue britannique zur Grundlage ihrer Behauptungen wählte.

	Dollars	
Ordentliche und außerordentliche Ausgaben der Union	13,228,065	
Interessen der Staatsschuld . .	1,500,000	
Bevölkerung am 1 Julius 1831 13,250,000	14,728,065	$\left(111\frac{2,056,500}{13,250,000}\right.$

Der Quotient ist in Cents ausgedrückt. Ein Cent ist bekanntlich der hundertste Theil eines Dollars und verhält sich zum Sou wie 100 zu 93. Uebrigens bemerke ich hier, daß ich alle Zahlenansätze vermieden habe, die nicht unmittelbar auf die vorliegende Frage Bezug haben.

Wenn somit die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Union 13,228,065 betragen, so kommt hiezu noch die durch Gesetz zur Abzahlung der Staatsschuld bestimmte Summe von 10,000,000 Dollars, woraus eine Gesammtausgabe von 23,228,065 Dollars hervorgeht, die mit der Bevölkerung von 13,250,000 Seelen dividirt als Quotienten $175\frac{4,056,500}{13,250,000}$ Cents gibt.

Der Betrag eines jeden Einwohners der Vereinigten Staaten zu den ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Union, mit Einschluß der Staatsschuld, beläuft sich also auf $175^1/_3$ Cents oder 9 Fr. 9 Sous.

Nun zu den ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben des

---

*) Diese Thatsachen sollten, denken wir, jene ökonomischen Schreier über die hohen Besoldungen der Staatsdiener zum Schweigen bringen, aber auch gewissen Regierungen, die sich mit ihrem ökonomischen Systeme brüsten, wenn sie einigen untergeordneten Beamten an ihren Besoldungen abzwacken, den Staar stechen.
Anm. d. R.

Staates Neu-York allein. Diese beliefen sich im Jahre 1831 auf 350,000 Dollars. Die Bevölkerung des Staates war am 1 Julius 1831 2,000,000, mit denen die erst genannte Summe dividirt als Quotienten 17½ Cents oder 19 Sous ergibt. Die Abgaben eines Neu-Yorker Bürgers an seinen Staat und an die Unionsregierung beliefen sich also:

An die Union mit Staatsschuld und Interessen auf	9 Fr.	9 S.
An seinen Staat		19 S.
	10 Fr.	8 S.
An die Union bloß mit Einschluß der Interessen	6 Fr.	
An seinen Staat		19 S.
	6 Fr.	19 S.
An die Union ohne Staatsschuld	5 Fr.	7 S.
An seinen Staat		19 S.
	6 Fr.	6 S.

Ohne behaupten zu wollen, daß meine Anschläge ganz genau seyen, wozu es mir an den nöthigen Quellen fehlte, darf ich mir doch schmeicheln, daß sie als allgemeine Kalkuls der Wahrheit so nahe kommen, als es zu verlangen ist. Mein Anschlag der Bevölkerung ist nach den bekannten Prinzipien gemacht. Die Union hat vom Julius 1820 bis zum Julius 1830 um 3,218,366 Seelen zugenommen, was im Durchschnitte auf ein Jahr eine Bevölkerungszunahme von 320,000 Seelen gibt. Es ist einleuchtend, daß der Einwohner Zuwachs in einem neuen Staate wie Amerika nur im Verhältniß zu seiner primitiven Bevölkerung vor sich geht, und es ist wahrscheinlich, daß wenn in den ersten zehn Jahren die jährliche Zunahme unter 320,000 Seelen stehen blieb, diese Zahl in den folgenden Jahren größer seyn mußte.

Wenn ich also die jährliche Zunahme der Bevölkerung gegenwärtig auf 400,000 Seelen annehme, so glaube ich mich hiebei nicht sehr von der Wahrheit entfernt zu haben. Die Volkszählung im Julius 1830 ergab eine Seelenzahl von 12,856,497; fügen wir also für 1831 noch 400,000 hinzu; so dürfen wir die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Julius 1831 auf 13,256,497 Einwohner anschlagen. Meine Berechnungen sind, wie man oben gesehen hat, auf eine Bevölkerung von 6,497 Seelen weniger gestellt. Was Neu-York betrifft, so fand hier eine Zählung im Jahre 1825 statt, die als Resultat eine Seelenzahl von 1,616,458 ergab. Die Zählung von 1830 wies eine Einwohnerzahl von 1,913,503 nach. Die Zunahme betrug also in fünf Jahren 297,045, was im Durchschnitt auf das Jahr 59,409 Seelen gibt. Nach diesem Prinzip fortgerechnet läßt sich die Bevölkerung des Staates im Julius 1831 auf 2,000,000 annehmen.

Ueber die innere Verwaltung des Staates Neu-York finde ich nöthig, noch Folgendes beizufügen. Der Staat besitzt mehrere Fonds, die völlig sein Eigenthum sind; aber er hat noch einen speziellen Fonds, der fast für die Hälfte der Staatsausgaben hinreicht. Es sind jetzt zehn Jahre her, als der Staat eine große Unternehmung begann, die, ungeachtet der unermeßlichen politischen und sozialen Vortheile, die sich daran knüpften, das Gepräge einer Geldspekulation zu tragen schien. Man entwarf damals nämlich den Plan zu einem Kanalisationssysteme, der seitdem in Vollzug gesetzt worden ist. Man entlieh Geld auf den Staat und verpfändete zur Sicherheit die Einkünfte der Salzquellen, die Auktionsgefälle und die auf die Kanäle selbst vorausgezogenen Abgaben. Ohne die Verpfändung dieser Gefälle würde Neu-York zur Bestreitung seiner Staatsausgaben weder nöthig gehabt haben, eine Steuer noch sonst eine Abgabe zu erheben. Auch erhob man wirklich seit dem Jahre 1826 keine Steuer irgend einer Art; erst im verflossenen Winter erhob man als solche ein halbes Tausendtheil von dem Dollar, da das übrige Staatseigenthum für die öffentlichen Ausgaben hinreichte. Bekanntlich geschieht in den Vereinigten Staaten der Steueransatz wie für einen gezwungenen Verkauf, was die wirkliche Steuer fast um die Hälfte vermindert. Da die Abgabe auf ein Zweitausendtheil vom Dollar angesetzt war, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß sie in Betracht des wirklichen Werthes des Eigenthums, nur ein Dreitausendtheil ausmachte, wenn anders nicht noch weniger. Wenn man den Betrag der Abgaben des Staates Neu-York in den letzten zehn Jahren berechnet, während deren die Steuern ein Tausendtheil, ein Zweitausendtheil betrugen, bis es endlich gar keine Auflage mehr gab, so fühle ich mich geneigt zu glauben, daß der Bürger jährlich nicht mehr als ein Zehntausendtheil von seinem Eigenthum entrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ministerium Richelieu und Decazes.

(Zweites Fragment aus den so eben in Paris erschienenen Memoiren eines Staatsmannes über die Restauration.)

Nachdem der Herzog von Richelieu das Ministerium angenommen hatte, beschäftigte er sich mit der Bildung des Kabinets: es war für ihn eine schwere Aufgabe, da er in Frankreich so zu sagen ein Fremdling war, und weder die Menschen noch die Staatsbedürfnisse kannte. Der Graf von Artois hatte ihm kurz vor dem Wechsel des Ministeriums eine Liste zugestellt, auf der folgende Namen verzeichnet standen: der Herzog von Feltre für das Departement des Krieges, d'Herbouville oder Vaublanc für das Innere, der Präsident de Grosbois für die Justiz, Julius von Polignac oder Bourrienne für die Polizei, Dubouchage für das Seewesen. Für das Ministerium der Finanzen war Niemand bezeichnet; man hätte zu demselben gern Herrn von Vitrolles erhoben gesehen.

Mittlerweile hatte sich Herr Decazes zu dem Herzog von Richelieu begeben, um ihn in seinem Entschluß, die Präsidentschaft des Conseils zu übernehmen, zu bestärken. Julius von Polignac befand sich eben bei dem Herzog und entfernte sich einen Augenblick. Herr von Richelieu eröffnete eine Unterredung, die sich im Allgemeinen über die Schwierigkeit seiner Stellung verbreitete; er verhehlte Herrn Decazes nicht, daß er auf ihn für das Ministerium der Polizei seine Augen geworfen habe. Herr Decazes überrascht von dieser unerwarteten Eröffnung, lehnte es anfangs ab. Herr von Richelieu erwiderte: „Wem soll ich es also übertragen? Ziehen sie es vor, unter Polignac, Bourrienne oder gar Angles Präfekt zu seyn?“ Diese Bemerkung bestimmte sogleich Herrn Decazes Entschluß; er nahm es an. Nun ging man an die Erörterung des Ministerverzeichnisses: Herr von Vaublanc stand noch im Rufe von der constituirenden Versammlung her; Herr von Herbouville hingegen hatte sich unter dem Kaiserthum einige Blößen gegeben; man zog Herrn von Vaublanc vor. Eben so wurde für die Justiz Herr von Marbois, ein Mann, der in einigem Ruf der Strenge stand, Herrn von Grosbois vorgezogen. Eine telegraphische Depesche gab den Befehl, von Lyon aus an Herrn von Vaublanc einen Kourier zu senden. Herr Decazes begab sich zu einem seiner politischen Freunde, um ihn von der Zusammensetzung des neuen Ministeriums zu benachrichtigen. Als er den Namen Vaublanc aussprach, rief dieser Freund: „Was haben Sie gethan? Kennen Sie nicht Herrn von Vaublanc? Welche Schwierigkeiten schaffen Sie sich durch ihn?“ Herr Decazes hierüber aufgeklärt, kehrte zu dem Herzog von Richelieu zurück; allein die Depesche war schon abge-

gangen. Herr von Marbois, der anfangs das zugedachte Ministerium abgelehnt hatte, nahm es noch an demselben Abende an. Die Herrn von Feltre und Dubouchage wurden gleichfalls Minister. Man machte Herrn Louis einige Anträge, die Finanzen zu behalten; allein er schlug es aus, da er nicht sein System aufgeben wollte; indeß bezeichnete er den Grafen Corvetto, als den fähigsten Mann, der ihn ersetzen könne.

Um diesem Kabinet eine etwas mehr ausgesprochene Farbe zu geben, ernannte man Herrn Bertin de Veaux, einen Mann von ausgezeichnetem Geist, zum Generalsekretär des Polizeiministeriums. Herr D'Herbouville erhielt die Generaldirektion der Posten; Herr Tabarié, ein glühender Royalist, wurde Generalsekretär des Krieges unter dem Herzog von Feltre. Herr von Barante erhielt einstweilen bis zur Ankunft des Herrn von Vaublanc das Ministerium des Innern; Herr Anglès, ein Mann von vieler Mäßigung, übernahm die Polizeipräfektur; die Herrn Barrairon und Saint Crica, ausgezeichnete Geschäftsmänner, erhielten die zwei Generaldirektionen des Enregistrement und der Douanen; später wurde Herr von Barante, der sich mit Herrn von Vaublanc nicht verständigen konnte, zum Generaldirektor der indirekten Auflagen ernannt.

Das Kabinet, das sich auflösete, erhielt Beweise, daß es nicht in völlige Ungnade gefallen war, die sieben Minister bekamen eigenhändige Briefe von dem Könige, worin er ihnen für ihre Dienste dankte. Der Entwurf dieser Handschreiben war anfangs von Herrn Bertin de Veaux angefertigt, aber nicht genehmigt worden. Man kam über einen andern überein, und alle abgehenden Minister wurden, mit Ausnahme des Herzogs von Otranto, zu Staatsministern ernannt; die meisten erhielten das große Band der Ehrenlegion. Herrn von Talleyrand wurde der Titel eines Großkammerherrn zu Theil, einer hohen Palastwürde mit einem Gehalte von 100,000 Franken. Die Verleihung dieser Würde bildete den Gegenstand einer langen Unterhandlung. Der Herzog von Richelieu trug dazu bei, die persönliche Abneigung des Königs zu überwinden. Er sagte es wiederholt: „es sey unmöglich Herrn von Talleyrand wie einen andern Minister zu entlassen; er habe im Jahre 1814 den Bourbonen zu viele Dienste geleistet, als daß man ihm nicht eine große Belohnung zu Theil werden lassen könnte." Alles mischte sich darein, selbst der Herzog von Wellington. Der Herzog von Otranto, der wohl einsah, daß er nicht in Frankreich bleiben könne, und sich vom Herrn von Talleyrand nach seiner Entlassung die Stelle eines Gesandten in Dresden ausgewirkt hatte, besaß zu viel Instinkt, um hinsichtlich seiner Stellung den Versprechungen der königlichen Garantie zu trauen, und ging auf der Stelle nach seinem Posten ab. Seine Pässe lagen schon bereit; einige Tage später würde er verhaftet worden seyn.

Hier einige Bemerkungen über das neue Kabinet. Der Herzog von Richelieu hatte durch sein Gouvernement von Odessa den Ruf großer administrativer Geschicklichkeit erworben. Er hatte seine Laufbahn unter jenen abenteuerlichen Edelleuten begonnen, die in den Reihen der Russen, unter den Mauern von Ismailoff, Ruhm und Gefahr aufgesucht hatten. Er hatte sich dort ausgezeichnet und nach dem Ausbruch der Revolution seine Stelle in dem moskowitischen Heere behalten, bis ihn Alexander zum Gouvernement der Krimm und von Odessa berief. Der Handel, das Aufblühen, das Leben dieser einst verödeten Gegenden war sein Werk. Er erwarb sich in hohem Grade das Vertrauen und die Freundschaft des Czaaren, der ihn oft besuchte und seine Bemühungen unterstützte. Im Jahre 1814 war er nach Frankreich zurückgekehrt, ohne sich viel in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Herr von Richelieu besaß keinen Geist von großem Umfang, aber eine außerordentliche Leichtigkeit im Arbeiten, eine jeder Probe gewachsene Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit. Loyal und stets von edler Gesinnung war die Wohlfahrt des Landes für ihn eine Leidenschaft. Aber dieses Land kannte er nur unvollkommen; die Regierung eines großen Staates war weit verschieden von der Verwaltung von Odessa. Man befand sich in der Zeit einer politischen Krisis; entzügelten Leidenschaften, jenen Wogen der Meinungen gegenüber, welche die erhabensten Charaktere über das Wahre und Rechte hinausstoßen. Herr von Richelieu ließ seinen Kollegen viel zu thun, da er sich die auswärtige Frage allein und die Gebietsabtretungen, die für ihn ein Gegenstand seiner hochherzigsten Bemühungen und des ebelsten Nachdenkens wurden, vorbehielt.

Ich komme nun auf Herrn Decazes zu sprechen, auf dieses wunderbare Glückskind der Restauration; diesen jungen Mann, der aus dem Volke hervorgegangen, fünf Jahre lang das Konseil und die Gedanken Ludwigs XVIII beherrschte. Herr Decazes hatte als Polizeipräfekt Geist, Eifer, Thätigkeit bewiesen; er hatte mit allem Feuer der Jugend die Forderungen der Fremden zurückgewiesen, die öffentlichen Kassen zweier Präfekturen gerettet, und der Baron Müffling ihm ein vortheilhaftes Zeugniß seines muthigen Widerstandes ertheilt. Die royalistische Partei hatte sich ihm aus Mißtrauen gegen den Herzog von Otranto genähert; die Polizei in den Händen eines Regicide war nicht geeignet, die monarchischen Befürchtungen zu zerstreuen. Der Herzog von Otranto und Herr Decazes mochten sich nicht leiden; beide standen sich argwöhnisch gegenüber. Im Monat August des Jahres 1815 schrieb ein Staatsminister, der damals bei Hofe in großem Kredit stand, an Herrn Decazes: „Der König hat kein Vertrauen in den Herrn Herzog von Otranto, und wünscht, daß Sie Ihre Berichte unmittelbar an ihn erstatten; haben Sie die Güte, dieselben an mich gelangen zu lassen, um sie den Augen Sr. Majestät vorzulegen." Herr Decazes ging darauf ein. Einige Zeit darnach ließ der Polizeiminister Herrn Decazes rufen und bedeutete ihm, daß man einen Versuch gemacht habe, den Kaiser Alexander zu vergiften. „Der König ist voll Besorgniß, fügte der Minister hinzu, ich wünsche, daß Sie selbst ihm Rechenschaft von Ihren Schritten geben; Sie werden im Kabinet Zulaß finden." Herr Decazes begab sich zum Herrn von Nesselrode; Bestürzung herrschte im Hofhalte des Kaisers. Die vorgenommene Untersuchung ergab, daß eine Bouteille, die in der kaiserlichen Speisekammer stehen gelassen worden war, eine Substanz enthielt, die zur Reinigung der Möbeln diente. Der Hof des Kaisers wurde so wieder beruhigt und Herr Decazes begab sich in die Tuilerien, wo er unverzüglich in das Kabinet eingeführt wurde und dem Könige von seinem Auftrag Bericht erstattete. Ludwig XVIII, der gute Nachrichten gern hören mochte, war davon entzückt: „Es freut mich, mein Herr, sagte er, einen so verständigen Polizeipräfekten zu haben; Sie werden mir auch künftighin über wichtige Ereignisse in meiner Hauptstadt Bericht erstatten."

Decazes machte dem König bemerklich, was ihm Herr von Vitrolles von seiner Seite geschrieben hatte. „Ja, sagte Ludwig XVIII, ich wiederhole es, ich will keine Zwischenperson; wenn Sie etwas Wichtiges mitzutheilen haben, so wenden Sie sich unmittelbar an mich." Hierauf fragte der König mit seinem bezaubernden Ton der Vertraulichkeit nach einigen Familienverhältnissen des Herrn Decazes: „Sind Sie ein Verwandter der schönen Madame Caze, der Gemahlin des Generalpächters?" — „Nein, Sire" — „Gut, sagte der König lächelnd, man braucht nicht der Verwandte einer schönen Frau zu seyn, um ein trefflicher Polizeipräfekt zu seyn." Von diesem Augenblicke an suchte Herr Decazes sich durch seinen Eifer die Freundschaft des Königs zu erwerben. Ludwig XVIII liebte die Popularität; Decazes sorgte, daß seine Spazierfahrten nicht gestört wurden. Nie ereignete sich etwas, das dem Könige Besorgnisse eingeflößt hätte. Die kleinen Berichte, die Decazes erstattete, dienten nicht selten zur Erheiterung des Königs; denn Ludwig XVIII liebte wie alle Könige die Offenbarungen der Polizei.

(Schluß folgt.)

Phrenologische Untersuchung.

Die phrenologische Gesellschaft in London hat die Schädel der wegen „Burkerns" hingerichteten Williams und Bishop untersucht und gefunden, daß der Kopf des erstern einen völligen Mangel hatte an den Organen des moralischen Gefühls, des Wohlwollens, der Ehrfurcht, Gewissenhaftigkeit, geistiger Kraft und Idealität oder des Schönheitsgefühls in Natur und Kunst; dagegen waren ungewöhnlich ausgebildet vorhanden die Organe der Begier, der Habsucht, Zerstörungssucht, der Heimtücke und Streitlust. Der Kopf Bishops ist viel kleiner, als der seines Genossen; die intellektuellen und moralischen Kennzeichen sind kaum angedeutet, während die Organe der thierischen Triebe sehr ausgebildet erschienen. Der kleinere Kopf Bishops stimmt auch zur Thatsache, daß Williams es vorzüglich war, der jenen zu den abscheulichsten Verbrechen verleitete, für die sie endlich auf dem Schaffotte büßten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 78. 18 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

2. Religiöse Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Gebete fährt der Maulvih fort: „Wisse denn o Mann (hier wird sein Name wiederholt) als Wahrheit, daß Gott, den wir verehren, der einzige und alleinige, große, herrliche, höchste und mächtige Gott, der einzige wahre Gott über alle Herren der Erde ist, Wisse auch, daß Mahumud der beste unter allen Propheten des Herrn ist; daß Ali und seine Nachfolger (hier wird der obige Stammbaum abermals aufgezählt) die besten unter allen Führern waren; daß Alles, was von Mahumud kommt, wahr, daß der Tod wahr ist; daß die Fragen Munkih's und Neikih's (der zwei Engel) wahr sind; daß die Zerstörung, die Brücke von Siraat, die Wage, das Schauen in das Buch, daß Himmel und Erde, die Hölle und der Tag des Gerichts Wahrheiten sind. An allen diesen Dingen ist kein Zweifel, alle sind wahr, so wie daß Gott, der große und herrliche, alle die Todten aus ihren Gräbern rufen wird.“ Nun liest der Maulvih folgendes Gebet oder Einsegnung, die man das Duar-Gebet nennt: „Möge Gott, unser Herr, unermeßlich in seiner Gnade, Dich im wahren Glauben beschützen, möge er Dich auf den Pfad der Vollkommenheit leiten, möge er Dir Kenntniß von ihm und seinen Propheten verleihen; möge der gnädige Gott für immer mit Dir seyn, Amen.“ Ist Dieß geschehen, so steigt der Maulvih aus dem Grabe, entfernt sich langsam in gerader Linie 40 Schritte von demselben, kehrt dann um, und geht, mit denselben gemessenen feierlichen Schritten wieder zum Grab, tritt an den Rand desselben und betet: „O großer und mächtiger Gott, wir flehen Dich in Demuth an, lasse Deinem hier ruhenden Knechte die Erde leicht seyn, nimm seine Seele zu Dir, und lasse sie vor dir Gnade und Vergebung finden.“ Alle Anwesenden sprechen am Schlusse dieses Gebetes: „Amen, Amen,“ und hiermit ist die Feierlichkeit zu Ende. Das Grab wird nun mit Erde bedeckt, und die 40 Tage der Trauer hindurch, ganz Arme ausgenommen, Tag und Nacht nicht unbewacht gelassen. Koranleser werden für diesen Dienst bezahlt; vornehme Familien lassen die Gräber ihrer Angehörigen oft jahrelang von solchen Miethlingen bewachen, die hier beständig den Koran lesen müssen, wobei sie sich von Zeit zu Zeit bei Tag und Nacht ablösen. Die Muselmänner glauben, daß, sobald der Maulvih das Grab verläßt, die Engel zu dem Todten treten, und ihn über seinen Glauben befragen, deßhalb entfernt sich der Maulvih 40 Schritte von dem Grab, um den Engeln Zeit zu lassen, ihren Auftrag zu vollziehen. Der Glaube ist allgemein, daß Mhidhie, der feste Beweis, wie sie ihn nennen, einst wieder auf die Erde kommen werde; sie geben vor, Prophezeiungen zu haben, die ihnen verheißen, das Jahr 1260 der Hedschra werde das Jahr seiner Wiederkehr seyn. Die Sunniten sagen, dieser Imam solle noch geboren werden; die Schiiten glauben an ihn als den Messias, und Einige sind der Meinung, er lebe noch auf der Erde in Wüsten und Wäldern, und Viele gehen so weit zu behaupten, daß Mhidhie jährlich unerkannt das heilige Haus zu Mekka zur Zeit des großen Opfers besuche, doch wissen sie für diese Meinung keinen Grund anzugeben. Auch haben sie eine Prophezeiung, auf die sie mit vieler Zuversicht bauen; sie heißt: „Wenn die vier Viertheile des Erdballs von Christen bewohnt sind, und wenn die Christen sich den Gränzen von Kabaah nähern, dann habet Acht auf den Imam, der da kommen wird.“ Nun besteht unter ihnen der allgemeine, auf die Autorität ihrer gelehrtesten Schriftsteller gegründete Glaube, daß Imam Mhidhie Christus bei seinem zweiten Erscheinen auf der Erde begleiten, und mit ihm vereint, Sünde und Laster von der Welt vertilgen werde, worauf dann, wie sie fest überzeugt sind, alle Menschen Eines Sinnes und Eines Glaubens seyn werden.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Die Strafen gegen die Schleichhändler wurden verdoppelt, und späterhin hoffte man durch die Fiscalisation eines jeden Bergmannes, ein wichtiges Hinderniß gefunden zu haben, obwohl sich kein günstiger Erfolg durch Vermehrung der Einnahme zeigte. Von Villa Ricca angefangen, bis Serro do Frio gerieth jedoch der Bergbau immer mehr in Verfall, und die Menschen in gänzliche Verarmung, von welchen viele Haus und Hof verließen, und nach den grasreichen Ebenen des Rio de St. Francisco zogen, um dort Viehzucht zu treiben. Erkundigt man sich bei den Bergleuten selbst um die Ursache ihrer zunehmenden Verarmung, so erhält man die

ungeräumtesten Antworten, und hört die ungemeine Klage, daß die Lager und Flüsse täglich ärmer an Gold würden. Dem Sachkundigen kann der Ungrund dieser Behauptung nicht entgehen; er konnte vielmehr seit langer Zeit voraussehen, daß alles so kommen müsse. Es fehlte den Einwohnern an allen Einsichten, das immer schwieriger zu gewinnende Gold seiner natürlichen Lagerstätte zu entziehen; sie begnügten sich, die Dammerde gleichsam nur oberflächlich aufzuritzen, und das leicht zu gewinnende Gold ohne Mühe abzuschöpfen, während sie die Hauptgänge und die reichsten Lager nicht allein unangetastet ließen, sondern sie mittelst der Schwemm-Methode, durch die weggeführten Erden bedeckten, und die reichsten Flußbette verschütteten, so zwar, daß es ihnen ganz unmöglich seyn wird, auf die gewöhnliche barbarische Weise jemals zu diesen Lagern zu kommen. Manche Bergwerkebesitzer hofften durch den Ankauf vieler Negersklaven ihren Arbeiten aufzuhelfen, und waren, da diese keinen günstigen Erfolg hatten, entweder genöthigt, ihre Arbeiten einzustellen, oder alles hinzugeben, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Gegenwärtig hat das Verbot, ferner afrikanische Neger in Brasilien einzuführen, dem Bergmanne die letzte Hoffnung geraubt, sich auf dem gewöhnlichen Wege wieder emporzuhelfen, da diese nicht allein um das Doppelte und Dreifache im Preise steigen, sondern zuletzt sehr schwer zu erhalten seyn werden, und man kann voraussagen, daß, wenn die Regierung nicht sehr zweckmäßig einschreitet, und thätige Hülfe leistet, in einem Zeitraum von 50 Jahren der Bergbau in Minas Geraes gänzlich eingehen, und der größte Theil der Bergleute die Gegend verlassen wird. *) Will man diesem Ereignisse vorbeugen, so ist es unbedingt nöthig, das gegenwärtige bergmännische System gänzlich abzuschaffen, und durch eine neue Gesetzgebung umzugestalten. Die goldhaltigen Distrikte dürfen nicht vereinzelt werden, besonders muß man dem einzelnen Bergwerksbesitzer den willkürlichen Betrieb des Bergbaues nicht mehr überlassen; man muß sachkundige Bergleute aus Europa verschreiben, diesen ein Bergwerk anweisen, und von jeder Lavra **) Neger dahin schicken, um in dem geregelten und praktischen Bergbaue unterrichtet zu werden. Ueber den ganzen Bergwerks-Bezirk muß endlich eine Verwaltung gesetzt werden, mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß vom Direktor angefangen, bis zu dem geringsten der Angestellten, alle theoretisch und praktisch gebildete Bergleute sind. Im Anfange darf nicht ein einziger der gegenwärtigen Bergbauoffizianten bei der neuen Verwaltung angestellt werden; denn nicht allein, daß sie sämmtlich so unwissend sind, als irgend einer der brasilianischen Bergleute, so kann man überdieß versichert seyn, daß sie, erklärte Feinde der Ordnung, einer Thätigkeit erfordernden Ausübung ihres Dienstes, und einer unumgänglich strengen Kontrole, sich durchaus öffentlich, oder durch boshafte heimliche Intriguen, allem widersetzen werden, was zum Besten des brasilianischen Bergbaues angeordnet und unternommen wird. Daß die portugiesische Regierung nicht schon vor Jahrhunderten diesem wichtigen Zweige des Nationalwohlstandes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, ist nicht zu verwundern. In der Zeit ihrer größten Macht beschäftigte sie sich nur mit Eroberungen und Schiffahrt, und gelangte dadurch für einige Zeit in den Besitz des Welthandels und unermeßlicher Reichthümer. Portugals Colonien in Ostindien, waren damals seine wahren Goldgruben, und Brasilien ein junges Reich, welches man nur wenig achtete, und welches statt zu geben dem Staate große Summen kostete, da mehrere Nationen nach seinem Besitze strebten. Als dieses Land später an Wichtigkeit zunahm, und der größte Theil der ostindischen Kompagnie verloren ging, begnügte man sich mit dem vielen Golde, welches der Handel und der Druck der Monopole aus Brasilien zogen, ohne sich zu unterrichten, wie diese Schätze der Erde und den Flüssen abgewonnen wurden. Zufrieden, Kirchen und Klöster zu bauen, und ein Heer träger Pfaffen zu bereichern, sah man Brasilien als eine unerschöpfliche Goldgrube an, deren Versiegen das neue Kaiserreich jetzt theuer büßen muß.

Um über diesen Gegenstand nicht zu weitläufig abzuhandeln, genüge es, zu bemerken, wie die Belehnungen eines Golddistriktes statt fanden. Der Entdecker erhielt den ersten Theil des von ihm aufgefundenen Goldlagers, welchen er selbst wählen konnte. Dieses, welches nicht über 90 Quadratklafter betragen durfte, wurde in drei Theile getheilt, und ein solcher Theil eine Data genannt. Die zweite Data gehörte dem Landesherrn, von welcher er jedoch nie Gebrauch machte. Die dritte erhielt gleichfalls der Entdecker als Bergmann; befand sich daneben goldhaltiges Land, so wurde es an andere Personen vertheilt, und ihnen für jeden Sklaven, den sie zum Bergbau bestimmten, zwei und eine halbe Klafter Land bewilligt. Dieses Gesetz, das ungefähr vor hundert Jahren gemacht wurde, wird dem Bergmann als ein Beweis gelten, daß die Regierung nicht einen einzigen Mann unter ihren Dienern hatte, der auch nur oberflächliche Begriffe von dem Bergbaue besaß. Es reicht hin, jeden regelmäßigen Bergbau zu hintertreiben, ist bei Gängen und nach einer oder der anderen Seite einfallenden Lagern und Flötzen durchaus nicht anwendbar, und hatte bisher keinen andern Erfolg, als unaufhörliche Streitigkeiten und Prozesse unter den Bergleuten zu stiften.

Der freigebigen Natur genügte es nicht, der schönen Provinz von welcher bisher abgehandelt wurde, jene Gaben zu verleihen, auf welche von den Menschen so hoher Werth gelegt wird; sie beschenkte sie überdieß mit einem unerschöpflichen Vorrathe jenes Metalles, welches dem Menschengeschlechte bisher größeren Nutzen gewährte, als Gold und Edelsteine; — sie gab Brasilien Eisen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ministerium Richelieu und Decazes.

(Schluß.)

In seinen äußern Verhältnissen hatte Decazes einen gewissen Einfluß auf die Wähler der Seine gewonnen. In den Wahlen des Jahres 1815 ging sein Name als der zweite aus der Wahlurne hervor, während Roy, Pasquier, Louis nur erst nach einem zweiten Skrutin zum Vorschein kamen. Ein feiner, geübter Geist, ohne die Auffassungsgabe eines Staats-

*) Englische Minengesellschaften werden dann an ihre Stelle treten, und wenn sie den Bergbau nach wissenschaftlichen Grundsätzen treiben, kann nur ein sehr günstiger Erfolg ihre Unternehmungen lohnen.

**) Unter diesem Worte versteht man jede Art des Vorkommens des Goldes, worauf eine Person durch den Lehnbrief zur Arbeit berechtiget ist.

mannes, besaß er mehrere Eigenschaften eines solchen, und namentlich die Geschicklichkeit, die Menschen zu leiten und die Kenntniß der kleinen Springfedern, die das menschliche Herz in Bewegung setzen. Decazes besaß vielleicht nicht die Intelligenz der Parteien; aber er verstand es auf bewunderungswürdige Weise, sich an den Menschen als solchen zu wenden, ihn zu umstricken, zu fesseln und hierdurch die leidenschaftlichen Majoritäten zu schwächen. Seine sanfte und Zutrauen einflößende Physiognomie machte es selbst einem Feinde schwer, ihn zu sehen, ohne sich angezogen zu fühlen. Decazes war der Minister, der am besten mit jener Bestechungskunst umzugehen wußte, die erhebt, und nicht erniedrigt. In seinem Ministerium bildete er sich mitten unter den öffentlichen Aufregungen eine Ansicht und Freunde, die — eine seltene Sache — ihn selbst nicht in seiner Ungnade verließen. Unter dem Feuer zweier äußerster Oppositionen vereinigte er um sich eine ihm ergebene Majorität, und ohne einer politischen Partei anzugehören, hatte er seine Partei für sich. Sein System war auf Aussöhnung und Vermittlung gerichtet; er kam damit zu bald, denn nach großen Erschütterungen verlangen die Parteien, daß man mit ihnen gehe; sie wollen, daß man ihnen sklavisch diene. Wehe dem, der sich aus dieser Dienstbarkeit befreien will! Viele Anschuldigungen wurden gegen Decazes erhoben, von dem geistvollen Unsinn in der „Minerva" an, bis zu den dummen Denunziationen des Herrn Clausel de Coussergues. Die weniger parteiliche Nachwelt wird an ihm tadeln, daß er zu leicht den Umständen und der Macht Zugeständnisse machte, und ein zu handgreifliches Spiel der Feinheit trieb. Man bemerkt an ihm das Streben, zu verführen, Alles, was in seinen Bereich kam, an sich zu ziehen. So gut Dieß seyn mag, so hört doch Gewandtheit, die zu sehr bemüht ist sich zu zeigen, auf, Gewandtheit zu seyn. Am Tage, wo das Ministerium entschieden konstituirt war, fiel Decazes in eine Krankheit, die ihm die Anstrengungen seiner Polizeiverwaltung zugezogen hatten; er hatte sich dieser mit einer unvergleichlichen Aufopferung hingegeben.

Der Herzog von Feltre, einige Tage vor dem 20 März Kriegsminister, besaß hohe Einsichten in der Verwaltung dieses Zweiges; als Privatmann nicht verfolgungssüchtig, aber zum Ministerium als Ausdruck einer Partei berufen, mußte er dem Willen derselben sich fügen. Er hatte sich den Royalisten von geprüfter Ergebenheit bewiesen; der Abfall des Heeres hatte ihn sehr erbittert, und er verfuhr um so strenger gegen die Verletzung des Eides, als er ihm mit Ehren treu geblieben war; deßhalb zeigte er gegen die kaiserliche Armee eine unerbittliche Strenge; sie wurde durch die Kategorien dezimirt. Der Herzog von Feltre hatte eine gewisse Schwäche für historische Namen, und er verweigerte daher nie die Stelle eines Unterlieutenants einem Edelmanne; diese Schwäche leitete sein ganzes Verfahren bei der Erneuerung des Heeres.

Herr von Vaublanc stand damals in dem Ruf eines großen Verwaltungstalentes. Lange Zeit Präfekt der Mosel hatte er dort vorzügliche Erinnerungen zurückgelassen. Schon zu Gent war er von den Freunden Monsieurs zum Ministerium des Innern bestimmt worden. Herr von Vaublanc langte an, und ihm voraus ging ein ungeheurer Ruf. Seine Rechtlichkeit war unangefochten, seine Laufbahn ehrenvoll zurückgelegt; man konnte ihm Eifer für die öffentliche Wohlfahrt nicht absprechen; er besaß eine gewisse Gewohnheit der Verwaltung, Wohlwollen für Alle, aber eine ungemeine Eitelkeit, die sich bis auf die Tribüne, die Künste und Wissenschaften erstreckte. Wenn ich von Herrn von Vaublanc, so wie überhaupt von den Männern der Restauration spreche, so scheide ich durchaus den politischen von dem eigentlichen Menschen. Ich könnte einige Sagen über administrative Lächerlichkeiten dieses Ministers, wie sie in den Büreaux in Umlauf waren, beibringen, allein ich achte zu sehr die weißen Haare und die dem Staate geleisteten Dienste.

Herr von Barbé-Marbois war ein Mann von strengem Gesichte, trocken und unbeugsam im Umgange, von hoher Rechtlichkeit, aber im Grund von außerordentlicher Schwäche und Furchtsamkeit, was ihm den Namen „le roseau peint en fer" — das eisenbemalte Schilfrohr — eintrug. Er lud eine schwere Bürde auf seine Schultern — die Stelle eines Justizministers in den Zeiten einer Reaction. Herr von Marbois zeigte sich durchaus den royalistischen Ansichten zugethan, und dennoch konnte er niemals den Widerwillen versöhnen, den die Majorität der Kammer von 1815 gegen ihn hegte. Daran waren vorzüglich die warmen bonapartistischen Ansichten seiner Tochter, der Herzogin von Piacenza Schuld, deren unbesonnene Aeußerungen, wie man witzig zu bemerken pflegte, die Anwendung des Gesetzes gegen aufrührerisches Geschrei häufig in dem Salon des Herrn Siegelbewahrers selbst nothwendig machten. Zu dieser mißgünstigen Stimmung gegen ihn trug auch der Umstand bei, daß der Generalsekretär des Justizministeriums, Herr Guizot, Protestant war, wofür vor den Augen einer devoten Majorität nicht leicht Gnade zu finden war.

Herr Corvetto, ein berühmter genuesischer Advokat, unter dem Kaiserreiche ein sehr ausgezeichneter Staatsrath, ersetzte Herrn Louis durch Fähigkeiten und Ordnung im Staatshaushalte auf eine würdige Weise. Sein Geist und die Schärfe seines Urtheils boten ihm große Hülfsmittel; seine Rechtlichkeit war untadelhaft, allein er war von einer Familie umringt, die nicht ganz die Strenge seiner Grundsätze theilte. Herr Schiaffina kompromittirte nur allzu oft den Grafen Corvetto. Das so schwierige Budget von 1815 wird ihm ein bleibendes Denkmal bilden; es enthielt den Keim aller großen Ideen des Kredits.

Nichts läßt sich mit Herrn Dubouchage, dem Marineminister, einem alten Genieoffizier von einigem Geist, aber ohne alle Fähigkeiten, in Vergleich stellen. Er war ein Geschöpf des Grafen Artois, und das Resultat einer Eingebung seiner Räthe. Ueberhaupt verdankte dieses Ministerium, so wie es zusammengesetzt war, seine Formation ausschließlich dem Hofe und der royalistischen Parteiansicht. Schon die Weigerung des Herrn von Grosbois, in's Ministerium zu treten und der dem Herrn von Marbois geschenkte Vorzug, hatten gegen das Ministerium manche Stürme erregt. Der Pavillon Marsan zählte für die Zukunft auf eine Modifikation des Ministeriums, durch die Marbois und Corvetto, durch Grosbois und Vitrolles ersetzt werden sollten. Decazes stand nicht auf der Proskriptionsliste des Pavillon Marsan; man wollte ihn bei dem neuen Ministerwechsel, den Monsieur vorbereitete, beibehalten. Dieß war noch nicht Alles: die Parteien haben gebieterische Bedürfnisse. Ein Ministerium, das an das Ruder der Angelegenheiten als Ausdruck einer äußersten Parteiansicht gelangt, muß sich Bedingungen unterwerfen, und einmal durch die Gewalt der Umstände gedrängt, zur Gewalt gelangt, kann es seine Partei nur unvollkommen zufrieden stellen. In die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, sieht man nicht mit solchen Augen, wie außerhalb derselben, und sobald man sie berührt hat, erkennt man, daß man in die Sphäre der Mäßigung und der Vernunft eingetreten ist; tausend Schwierigkeiten gibt es zu überwinden, tausend Hindernisse zu durchbrechen. Die Neigung zu Gewaltthätigkeit findet sich wie von tausend kleinen Ketten umgarnt, und daher kommt es, daß so viele Parteimänner, sobald sie ein Portefeuille erhalten haben, mäßig geworden sind; hieraus erklärt sich auch, warum so oft die Parteien ihre Häuptlinge verlassen, wenn diese zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt sind; denn wenn die Menschen zur Mäßigung zurückkehren, bleiben die Meinungen und ihre Thorheiten unbeugsam.

Der Pavillon Marsan war inzwischen nicht der einzige Feind, den das Ministerium sich gegenüber haben sollte; es hatte auch eine Kammer zufrieden zu stellen, deren Majorität unter thätigem Einfluß royalistischer Comités gewählt worden war. Diese Kammer war auf den 24 September einberufen. Da es sich vorher noch von dem Ministerwechsel handelte, so war sie bis auf den 7 Oktober vertagt worden.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaft erstattete Herr Gérard über eine Schrift des Barons de Morgues Bericht (Sur les machines, leurs avantages et leurs inconvéniens, et sur les moyens de remédier à ces derniers par l'extension donnée aux travaux agricoles), in welcher zu beweisen gesucht wird: 1) daß die Maschinen zwar der Industrie einen großen Aufschwung gegeben, aber auch einer Klasse der Bevölkerung der nöthige Lebensbedarf geschmälert und entzogen worden. 2) Daß die Zahl der Armen sich in dem Maße vermehrt, als die Manufakturbevölkerung auf Kosten der ackerbautreibenden Klasse zunimmt. 3) Daß Laster und Verbrechen überall, wo Armuth überhand nimmt, sich vervielfältigen. Zum Belege für seine Meinung führt der Verfasser das Beispiel Englands an, wo die Armuth auf eine merkwürdige Art zugenommen hat, während seine Industrie einen so großen Aufschwung erhalten hat. Die Armentaxen, die unter der Königin Elisabeth nur

700.000 Pf. betrugen, sind gegenwärtig auf 6.665.000 Pf. gestiegen. Der Preis der englischen Industrie-Erzeugnisse ist von den Jahren 1808 bis 1828 um drei Siebentheile des Preises herabgesunken, um den, die zehn vorhergegangenen Jahre, dieselben Produkte auf den fremden Märkten verkauft wurden. Und klar ist es, daß man bei dem fortschreitenden Zustande von Europa sich auf den fremden Märkten nicht wird halten können, wenn man nicht den Preis der Waaren immer mehr herabsetzt, weil nur die größtmögliche Wohlfeilheit der Fabrikation durch Vervollkommnung der Maschinen geschehen kann. In dem Maße, als die englischen Manufakturerzeugnisse eine ausgedehntere Ausfuhr erlangten, bevölkerten sich auch die Städte Birmingham und Manchester zum Schaden der kleinern Fabrikanten, deren Arbeiten dort Anfangs einen größern Taglohn erhielten; aber bald zwang die in den Kosten der Fabrikation nöthig gewordene Ersparung die Fabrikherren, den Arbeitslohn mehr und mehr herabzusetzen. Nun wollten die Arbeiter wieder zu den kleinen Fabriken zurückkehren, aber diese bestanden nicht mehr. Wie hier der Industrie, erging es auch dem Ackerbaue. Die Taglöhner wendeten sich von den kleinen Pachtgütern den großen Besitzungen zu, und als sie wieder zu jenen zurückkehren wollten, waren sie verschwunden. Seitdem nahm die Armuth dergestalt überhand, daß man bereits auf den Punkt gekommen ist, zu berathen, ob man nicht Deportation und Beschränkung der Ehen zu Hülfe rufen solle. Nicht minder beklagenswerth aber ist der Umstand, daß indeß auch die Bevölkerung der Gefängnisse, wo man die wegen Verbrechen gegen das Eigenthum Verurtheilten aufbewahrt, von 1821 bis 1829 im Verhältnisse wie drei zu fünf zugenommen hat. Die in England bestehenden Gesetze, die den kleinen und mittlern Grundbesitz allmählich zerstörten, sind eine der Hauptursachen der Armuth, Aufregung und Angriffe der Arbeiter auf die öffentliche Sicherheit. Auf 16.000.000 Einwohner zählt Großbritannien nur fünfhundertundachtzigtausend Grundbesitzer. Das Grundeigenthum, das sich durch Substitutionen und das Erstgeburtsrecht centralisirte, besteht jetzt nur noch in der Bearbeitung großer Landstrecken, wozu man eben so Maschinen anwendet, wie in den großen Fabriken, so daß die armen arbeitslosen Taglöhner eben so das Land wie die großen Städte überschwemmen. Glücklicher Weise befindet sich Frankreich, nach der Bemerkung des Herrn de Morgues, noch nicht in einer so verzweifelten Lage. Der Verkauf der Nationalgüter, die Abschaffung des Erstgeburtrechtes und die gleiche Erbtheilung haben in Frankreich auf zweiunddreißig Millionen Einwohner 4.855.000 Grundbesitzer geschaffen. So zählt man hier einen Grundeigenthümer auf sieben Individuen; in England hingegen nur einen auf achtundzwanzig. Die Zahl der Armen war im Jahre 1828 in Frankreich ein Dreizehntel der Bevölkerung, in England gleich einem Viertel. So hatte man auch in Frankreich in derselben Zeit einen Angeklagten auf 4540 Einwohner, in England einen auf 857. In der Voraussetzung des allgemein angenommenen Satzes, daß Armuth und Elend mehr als irgend etwas Anderes Verbrechen jeder Art zur Folge haben, ist der Verfasser auch der Meinung, daß diese Verbrechen zahlreicher dort sind, wo es mehr Industrie als Ackerbau gibt, und daß es unter der ackerbautreibenden Bevölkerung wieder desto mehr Verbrecher gibt, je weniger das Grundeigenthum vertheilt ist; hieraus erklärt er auch, daß von den Jahren 1825 bis 1829 — als der Zeit, wo sich in Frankreich die Zahl der großen Grundbesitzungen wieder vermehrte — die Zahl der Angeklagten sich im Verhältnisse von 185 zu 222 vermehrte.

Schlüßlich führt Herr de Morgues die Behauptung durch, daß es eben so, wie man Unternehmungen ermuntern und die Vervollkommnung des Maschinenwesens in den Fabriken befördern muß, unabweisliche Nothwendigkeit geworden ist, den Ackerbau auf jede Art zu befördern, und zwar vorzüglich jenen, der auf kleinen Gütervertheilungen betrieben wird. Hiezu schlägt er vor, in den noch unangebauten Landstrichen von Frankreich achtzigtausend kleine Wohnungen zu erbauen, zu deren jeder eine Hektare Land gegeben werden soll. Deßgleichen verlangt er die Erbauung von zwanzigtausend Gärtnerwohnungen mit einer halben Hektare Land in den vielen Gemeinden, wo die Produkte des Gartenbaues noch unzureichend sind. Jedes dieser Etablissements schlägt der Verfasser auf tausend Franken an, was eine Summe von hundert Millionen erfordern würde, um diese Wohnungen in Stand zu setzen, ihre Einwohner aufzunehmen. Diese Summe, die an sich sehr groß erscheinen mag, verkleinert sich in den Augen des Herrn de Morgues sehr bei der Betrachtung, daß zehnmal mehr größere Opfer gebracht wurden, nicht um die Zahl der Grundeigenthümer zu vermehren, sondern die großen Grundbesitzungen wieder herzustellen, wodurch das Uebel nur von Neuem Wurzel fassen konnte, während es sich darum handelte, es auszurotten. Diese Verpflanzung eines Theils der arbeitenden Bevölkerung auf das Land würde sowohl ihr einen bessern Unterhalt verschaffen, als auch das Loos der zurückbleibenden erleichtern.

•

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hatte eine archäographische Expedition abgesendet, um die verschiedenen Bibliotheken und Archive des russischen Reiches zu besuchen und Materialien für eine Nationalgeschichte aufzusuchen. Bis jetzt ist es gelungen, gegen 1200 gerichtliche und historische Urkunden, die bis jetzt noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt waren, aufzufinden. Die Expedition wird auch in diesem Jahre ihre Nachforschungen fortsetzen.

•

Die gegenwärtige Regierung in England muß unbestreitbar die aufmerksamste genannt werden, die es je gab. Kaum drückt das Publikum einen Wunsch aus, so kann sich die Regierung nicht genug beeilen, ihn zu erfüllen. So hatte schon seit geraumer Zeit die männliche Bevölkerung von Sidney über den Mangel an Weibern in der Kolonie geklagt und für ihre Wolle englische Frauenzimmer verlangt. Diesen Beschwerden abzuhelfen, hat die Regierung Sr. großbritannischen Majestät der ehebedürftigen Jugend von Sidney zu wissen machen lassen, daß sie demnächst aus einer öffentlichen Anstalt in Irland eine Partie Mädchen von fünfzehn Jahren im Durchschnitte, die eine gute moralische und religiöse Erziehung genossen, nach Neu-Süd-Wales werde einschiffen lassen. Diese Mädchen sollen bei dortigen Familien drei Jahre in Dienst gegeben werden, und nach Verlauf dieser Zeit die Erlaubniß zu heirathen erhalten; jedoch nicht ohne spezielle Erlaubniß des Gouverneurs und ihrer Dienstherrschaft. Während dieser drei Jahre soll letztere jährlich zwei Pfund Sterling an die Steuerkammer von Sidney entrichten, und dieses Geld in der Sparkasse angelegt und am Ende der Dienstzeit mit Interessen den heirathsfähig gewordenen Mädchen ausgezahlt werden. — Diese in der Kolonie öffentlich bekannt gemachte Entschließung der Regierung hat dort große Zufriedenheit hervorgebracht.

•

Ueber die Zubereitung des Kaffees bei den Arabern finden wir in einem jüngst zu London erschienenen Werke: „Adventures of a younger Son,“ folgende Stelle: „Ein helles Holzkohlenfeuer brannte in einem kleinen Kohlenbecken. Kamalia nahm zuerst für vier Personen vier Hände voll von den kleinen, blassen Mokkabohnen, die nicht viel dicker als Gerstenkörner waren. Diese wurden sorgfältig ausgelesen und gereinigt. Dann legte sie dieselben in ein eisernes Geschirr und röstete sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit, bis ihre Farbe etwas dunkler geworden war, und ohne die ölichte Substanz verflüchtigen zu lassen. Die so leicht gerösteten Bohnen wurden nun herausgenommen und so heiß wie sie waren in einen Mörser gethan, worin sie sofort von einem andern Weibe gestoßen wurden. Hierauf siebte Kamalia die gestoßenen Bohnen durch ein kamelhaarenes Tuch und dann noch durch ein feineres. Mittlerweile war ein Topf, der genau vier Tassen faßte, zum Sieden gebracht worden. Dieser wurde nun vom Feuer weggenommen, eine Tasse des Wassers abgegossen, und drei Tassen voll des gestoßenen Kaffees, nachdem sich Kamalia durch Reiben zwischen Daumen und Zeigefinger von seiner Feinheit überzeugt hatte, mit einem Stücke Zimmet hineingerührt. Der Topf wurde sodann wieder aufs Feuer gestellt, und wenn er bis zum Ueberlaufen gekommen war, weggenommen, der Boden des Hafens auf den Rand des Herdes aufgestaucht und wieder ins Feuer gesetzt. Dieß wurde vier- oder fünfmal wiederholt. Ich vergaß beizusetzen, daß sie auch ein ganz kleines Stück Muskatblüthe hinzuthat, das kaum hinreichte, einen leisen Geschmack zu geben, und daß der Kaffeetopf von Zinn und ohne Deckel seyn muß, weil sich sonst nicht ein dicker Schaum auf der Oberfläche ansetzen kann, was als zu einem guten Kaffee gehörig betrachtet wird. Nachdem der Topf zum letzten Mal vom Feuer genommen worden war, wurde die vorher abgegossene Tasse wieder beigeschüttet; dann wurde der Kaffee ins Zimmer getragen und ohne umgerüttelt zu werden, sogleich in Tassen gegossen, wo er seinen fetten Schaum auf der Oberfläche behielt.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 79. 19 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

In dem Augenblicke, wo es sich entscheiden wird, ob der Thron Portugals noch länger von einem blutdürstigen Usurpator befleckt werden, oder die konstitutionelle Freiheit auf ihn zurückkehren, und eine wohlthätige Reaktion auf der pyrenäischen Halbinsel zur Folge haben wird, scheint es an der Zeit, die inneren und äußeren Verhältnisse eines Landes näher in's Auge zu fassen, das wie keines in Europa schmachvoll erniedrigt, und gepeinigt worden ist.

Das Ende des Krieges von 1814 hinterließ Portugal reich an ruhmvollen militärischen Erinnerungen, aber arm an allen Segnungen, die das Glück und die Wohlfahrt einer Nation ausmachen. Sein König und ein großer Theil seines Adels befand sich außer Landes, und bildete einen Hof in einem jener vielen, Portugal unterworfenen Länder, das in den Tagen seines Glanzes kaum als eine der wichtigsten Besitzungen betrachtet worden war. Sein Ackerbau war durch die verwüstenden Kämpfe feindlicher Heerschaaren fast gänzlich zerstört; vernichtet waren seine Orangenwälder, seine Weinberge, seine Olivenpflanzungen; der Huf der Rosse hatte die Saatfelder zertreten, und der Landmann, durch unaufhörliche Plünderungen der Früchte seines Schweißes beraubt, flüchtete verzweiflungsvoll unter die Fahnen des Heeres, indeß seine verödete Wohnung und seine wüstgewordenen Felder der Rückkehr des Friedens entgegenharrten. Die Eröffnung der Seehäfen von Südamerika vertrocknete endlich die letzte Quelle, aus welcher der hinsiechende Handel Lissabons noch sein dürftiges Leben fristete. Die wenigen Mannfakturen, die vor dem Kriege bestanden, waren zerstört oder aufgegeben. Nicht minder war die Erziehung vernachlässigt, und die Gesetze hatten noch mehr an ihrer Kraft verloren, als vor dem Kriege, da alle Bande der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse zerrissen oder erschlafft waren. Unter diesen Umständen war ein großer Theil des einst freimüthigen, gastfreundlichen und loyalen Landvolkes durch die lang ausgestandenen Drangsale des Krieges, verwildert, roh, blutdürstig, liederlich, in Gewohnheiten und Neigungen ausschweifend geworden. Dieß waren die schrecklichen Spuren, die der Krieg dem unglücklichen Portugal zurückgelassen hatte.

Aber mitten in der wuchernden Saat des Elends war auch der Keim von manchem Guten lebendig geworden. Wenn bösartige Leidenschaften geweckt worden waren, so lebten auch, ihnen als Gleichgewicht gegenüber, hochherzige Gesinnungen auf. Der Nationalstolz erwachte in dem Gefühle, eine ungerechte Invasion zurückgeworfen zu haben; es war unter den blutigen Kämpfen eine Saat von Muth, Ausdauer, Selbstbeherrschung und Kriegszucht ausgestreut worden; Selbstgefühl regte sich in der Brust des Einzelnen, in dem Bewußtseyn, mit Gut und Blut zur Rettung des Vaterlandes mitgewirkt zu haben. Auch Portugals lange und innige Verbindungen mit England waren nicht ohne Frucht eines regern Gedankenaufschwunges geblieben.

Die Könige des Kontinents schlossen, nachdem sie durch die heilige Waffe der Begeisterung ihrer Völker, den sieggekrönten Riesensohn der Revolution zu Boden geworfen hatten, einen Bund im Namen der Freiheit. Unter dem Feldgeschrei der Nationalunabhängigkeit hatten sie ihre Völker gegen Frankreich geführt, die Verheißungen freier Konstitutionen waren das Zauberwort geworden, mit dem sie von einem Ende Europa's bis zum andern die Nationen und den lang entwohnten Sieg an ihre Fahnen fesselten. Auf den Flügeln der Völkerbegeisterung wurden sie von Dresden bis in die Hauptstadt ihres Feindes getragen. Napoleon fiel, um nach einem noch einmal versuchten Kampfe, auf einem öden Felsen des atlantischen Meeres zu sterben. Frankreich und die Niederlande verliehen ihren Völkern zeitgemäße Verfassungen; Deutschlands Fürsten öffneten nur einzeln und sparsam zu dieser Gabe die Hand, während andere Konstitutionen, wie die von Polen, verletzt wurden, ehe noch die Dinte getrocknet, mit der sie geschrieben worden. In andern Staaten erhielten die Völker ausweichende oder völlig abschlägige Antworten. Diese verzögerte Einlösung des Fürstenwortes verursachte in allen Theilen des Kontinents Gährungen. Ein Keim des Unmuthes wurde in deutsche Herzen gelegt; er wurzelte langsam, aber in tiefem Grund. Die entzündlicheren Gemüther des Südens brachen in offenen Aufstand aus, und nacheinander wurden die Konstitutionen von Neapel, Turin, Spanien und Portugal ausgerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

5. Religiöse Gebräuche.

(Schluß.)

Wenn ich mit Einigen über die Unwahrscheinlichkeit der prophetischen Sendung Mahumuds sprach, so wurde ich ganz kurz mit folgenden Worten abgefertigt:

„Wie viele Propheten wurden den Israeliten gesendet? Viele. Du kannst sie nicht zählen? Also wäre es denn so unwahrscheinlich, daß Gott auch gegen die Kinder Ismaels gnädig war, die doch auch aus Abrahams Samen stammen? Die Israeliten hatten viele Propheten, an die wir alle glauben, die Ismaeliten haben einen Einzigen, dessen Auftrag war, die Menschen vom Götzendienst ab, und dem wahren Gott zuzuwenden. Alle Menschen, fügen sie noch hinzu, werden nach der Treue gerichtet werden, die sie im Glauben beweisen, zu dem sie sich bekennen; der äußere Schein macht so wenig den ächten Muselmann, als das bloße Bekennen des Christenthums irgend Jemand am Tage des jüngsten Gerichts zur Rechtfertigung dienen wird: Religion und Glaube wohnen nur im Herzen."

Sie hegen die Ueberzeugung, daß wenn sie Gott zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens reine und geeignete Thiere opfern, so werden einst, wenn sie nach ihrem Tode die Brücke Sirraat zu überschreiten haben, eine gleiche Anzahl solcher Thiere bereit seyn, um sie beim Uebergang zu unterstützen. Auf diesen Glauben gründen sich die Opfer von Kamelen, die von Fürsten und andern Vornehmen Indiens am Tage Buckrah Eade gebracht werden. Dieß erinnert an das Opfer Abrahams in unsrer Bibel; doch die Muselmänner behaupten, der von Abraham zum Opfer bestimmte Sohn sey nicht Isaak, sondern Ismael gewesen. Ich habe über diesen Punkt mit einigen ihrer Gelehrten gestritten, und sie vermocht, deßhalb in ihren Schriften nachzuforschen; Einige derselben sind in Zweifel, welcher Sohn zum Opfer bestimmt war, doch die meisten nennen Ismael, und diesen Glauben theilt die größere Zahl der Muselmänner. „Die Wage ist wahr," heißt es in dem obenangeführten Gebet: Sie glauben nämlich, daß die guten und bösen Handlungen eines jeden Menschen am Tage des Gerichts durch eine Wage geprüft werden, die sich zu diesem Zwecke im Himmel befindet. „Das Schauen in das Buch ist wahr." Ihrem Glauben zufolge wird jeder Mensch von seiner Geburt an, von zwei Engeln begleitet, von denen der eine beständig auf der rechten, der andere auf der linken Schulter des Menschen ruht. Ihr Geschäft ist, jede Handlung aufzuzeichnen; ist es eine gute That, so flehen sie die Gnade des Allmächtigen an, den ihrer Obhut Anvertrauten auf dem wahren und rechten Weg zu erhalten. Sind böse Thaten aufzuzeichnen, so trauern sie, und bitten Gott, daß seine Gnade dem Menschen ein reuiges Herz und Vergebung verleihen möge. Was das Buch, in dem die Thaten aufgezeichnet werden, enthält, wird am Tage des Gerichts offenbar, und dem Inhalt angemessen wird das Urtheil gesprochen werden.

Die Muselmänner haben ein festes Vertrauen auf die Kraft des Gebetes, das Andere für sie verrichten, und die Ansicht, die sie von der abgeschiedenen Seele haben, ist höchst seltsam. Sie glauben nämlich, daß die Seele noch einige Zeit über dem Leichnam im Grabe schwebe, und daß der Körper noch in sofern belebt sey, daß er gewahre, was um ihn vorgeht, daß er die Gebete des Maulvih, das Lesen des Korans höre, und den Besuch der Engel gewahre. Hierauf gründet sich die Sitte, Wächter am Grabe aufzustellen, die den Koran lesen, weil sie hiedurch eine vielleicht im Leben unterlassene Pflicht noch nachträglich zu erfüllen glauben.

Die Frauen sind sehr eifrig in ihrem Gebet, und der Beobachtung der religiösen Pflichten. Daß ihre Erziehung im Ganzen sehr vernachlässigt ist, ist sehr zu bedauern, doch ist es nicht ihre Schuld. Die muselmännische Lehre schließt die Frauen keineswegs von den Freuden des ewigen Lebens aus, wie Dieß von Vielen, schlecht Unterrichteten behauptet worden ist, und fromme Muselmänner beweisen Dieß durch den Unterricht, den sie ihren Frauen in der Lehre des Propheten ertheilen, indem sie glauben, daß sie ihnen mehr darum anvertraut seyen, um sie den Weg des Heils zu leiten, als sie vor irdischen Gefahren zu schützen.

Ereignet sich in der Familie eines Moslem ein Todesfall; so bereiten die Hinterbliebenen am folgenden dritten, siebenten und vierzigsten Tage Mahlzeiten zum Gedächtnisse des Verstorbenen; diese Mahlzeiten werden den nächsten Freunden und Verwandten in großen Schüsseln zugeschickt, und Arme und Bettler von dem reichen Speisevorrath gespeist. Der nämliche Gebrauch findet jedes Jahr zum Gedächtnisse Hoseins statt. Das Gericht des dritten Tags, Mittah genannt, wird aus Zucker, Ghih und Mehl bereitet, und hat Aehnlichkeit mit unserm Reißpudding. Die Speise mag einem König oder einem Bettler überschickt werden, so geschieht Dieß immer in einer gemeinen braunen, irdenen Schüssel zur Erinnerung an die Demuth Hoseins und seiner Familie, die in ihrem Hause sich nur selten einer andern bedienten. Mit den Schüsseln dieses Gerichts wird auch von den in Hindustan üblichen Arten ungesäuerter Brode als: Schih-maul, Bacherkannie, Chapaatie u. s. w. vertheilt; die beiden ersten Arten bestehen aus Milch, Ghih und Mehl und haben viel Aehnliches mit der Rinde unsrer Pasteten. Noch muß ich der Sitte der Eingebornen erwähnen, nie Speise zu kochen, so lange der Leichnam noch im Hause ist; so bald die Freunde und Verwandten erfahren, daß Jemand in einer befreundeten Familie gestorben ist, so bringen sie zubereitete Speise vor das Haus der Trauer und betrachten Dieß nicht als Gefälligkeit, sondern als Pflicht.

Eine von Mohammed ertheilte Vorschrift bezweckt, seine Bekenner zur Wohlthätigkeit anzuhalten. Jeder ist durch dieß Gesetz verbunden von dem Einkommen, das er durch die Güte Gottes genießt, jährlich den vierzigsten Theil, Zuckhaut (Antheil Gottes) genannt, für die Armen zurückzulegen. Nach Dem, wovon ich selbst Zeuge war, zu urtheilen, gibt es Viele unter ihnen, die jährlich mehr als den vorgeschriebenen vierzigsten Theil ihres Einkommens auf Handlungen der Wohlthätigkeit verwenden. Den armen Seiebs (oder Syaads, wie die Verfasserin schreibt) darf von diesem Zuckhaut keine Unterstützung gereicht werden, da man sie, als Abkömmlinge des Propheten, nicht den dürftigen Armen beizählt, für die jene Gabe bestimmt ist. Der strenge Moslem der Schiitensekte legt gewöhnlich den zehnten Theil alles Geldes, das er einnimmt, als den „Antheil der Seiebs", zurück, an die er es, sobald ihr Dürftige vorkommen, vertheilt. Dieser Gebrauch erinnert an das mo-

falsche Gesetz, nach welchem der Stamm Levi berechtigt ist, den zehnten Theil des Einkommens seiner Brüder anzusprechen.

Den Seieds ist auch nicht gestattet andere Gaben, z. B. solche die man „Sutkah“ nennt, und worunter Friedens- und Aussöhnungsgeschenke verstanden werden, anzunehmen. Um Dieß deutlicher zu machen, muß ich hier einige Gebräuche der Meslemin beschreiben. Wenn Jemand einer drohenden Gefahr oder irgend einem Unfall glücklich entgeht, so schicken ihm seine Freunde Geschenke an Korn, Oel und Geld; alle diese Gaben müssen von dem Beschenkten mit eigner Hand berührt, und dann an Arme und Nothleidende vertheilt werden. Ist eines der Familienglieder krank, so wird eine Schüssel mit Korn angefüllt, etwas Geld darauf gelegt, über Nacht unter das Krankenbett gestellt, und am andern Morgen unter die Armen vertheilt. Andere backen Brod und verfahren damit auf eben diese Weise. Alle diese Geschenke werden Sutkah genannt, und diese sind es, an denen die Seieds keinen Antheil haben dürfen. Den Sühnbock, der auch in diese Klasse gehört, und ein gesundes, tadelfreies Thier seyn muß, darf, wenn man ihn aus dem Krankenzimmer laufen läßt und preisgibt, ebenfalls kein Seied erhaschen. Geht irgend Jemand auf die Reise, so schicken ihm seine Freunde Binden oder Bänder von Seide, in deren Falten silberne oder goldene Münzen eingenäht sind, und die die Reisenden um den Arm wickeln; diese Geschenke werden „Emaum Zaumunih“ oder Schutz des Imam genannt. Geräth der Reisende auf seinem Weg in Noth, so kann er ungescheut die an seinem Arme befestigten Münzen angreifen; geräth er jedoch nicht in diese Verlegenheit und kehrt er glücklich zurück, so werden diese Geschenke unter rechtliche Leute vertheilt. Die Seieds dürfen solche Gaben annehmen, die man als heilig betrachtet, und mit dem Beiwort „paak,“ was so viel als rein bedeutet, bezeichnet.

Die Stadt Quebec in Unter-Canada, mit ihren Umgebungen.

(Schluß.)

Das Seminarium liegt nahe bei der Kathedralkirche, und ist ein sehr großes Gebäude, das die drei Seiten eines Vierecks einnimmt. Es ist ganz von Stein gebaut, ungefähr 219 Fuß lang und 40 breit. Diese Anstalt wurde im Jahre 1663 durch Herrn von Petré gestiftet und war anfänglich zur Erziehung der Geistlichen bestimmt; allein jetzt ist man davon abgewichen und nimmt katholische Studenten von jeder Profession darin auf. Im Jahre 1705 brannten alle zum Seminarium gehörigen Gebäude ab, und im Jahre 1705 trat ein ähnlicher Unglücksfall ein. Der katholische Bischof von Quebec hat seinen Wohnsitz in diesem Gebäude.

Das Hôtel-Dieu, welches ein Kloster, Hospital, Kirche, Kirchhof und Gärten in sich faßt, ist zur Aufnahme armer Kranken beiderlei Geschlechts bestimmt. Es wurde im Jahre 1637 durch die Herzogin d'Aiguillon gestiftet, welche ein religiöser Eifer veranlaßte, Nonnen aus Frankreich dahin zu senden, um es einzurichten. Pflege, Nahrung und Arznei werden ohne Vergütung gereicht; und obgleich das Einkommen dieser Anstalt nicht unbedeutend ist, so sind die Auslagen doch so groß, daß noch häufig Zuschüsse aus dem öffentlichen Schatze bewilligt werden müssen. Diese Anstalt steht unter der Aufsicht einer Vorsteherin mit zweiunddreißig Nonnen.

Das Kloster der Ursulinerinnen ist zur Erziehung junger Mädchen bestimmt und wurde im Jahre 1639 durch Madame de la Peltrie gestiftet. Es steht unter der Aufsicht einer Vorsteherin und fünfundvierzig Nonnen, welche die Zöglinge in den nützlichsten wissenschaftlichen Zweigen, im Sticken, Nähen und andern weiblichen Arbeiten unterrichten. Die Anstalt hat kein bedeutendes Einkommen, allein die Nonnen sind unermüdet, und viele ihrer Arbeiten werden theuer bezahlt. Das Ganze der Einrichtung ist sehenswerth.

Das Jesuitenkloster war ehemals ein schönes Gebäude und mit prächtigen Gärten umgeben, ist aber jetzt in eine Kaserne verwandelt worden. Das neue Gefängniß ist ebenfalls schön und vorzüglich eingerichtet. Die Kosten dieses Gebäudes haben sich über fünfzehntausend Pfund Sterling belaufen.

Die Artilleriekaserne besteht aus einer Reihe steinerner Gebäude, welche 527 Fuß lang und 40 breit sind. Sie wurde schon im Jahre 1750 erbaut und enthält außer den Wohnungen der Artilleristen, die Kanzlei, das Arsenal, Magazine und Werkstätten. Das Arsenal ist sehr beträchtlich und enthält das Material für zwanzigtausend Mann im besten Stande.

Der Marktplatz ist 165 Fuß lang und 250 breit. In der Mitte desselben steht die Markthalle, ein 112 Fuß im Durchmesser haltendes, rundes Gebäude, das mit einer Kuppel versehen ist. Unter der Halle ist ein Wasserbehälter, damit man im Falle einer Feuersbrunst schnell Wasser haben kann. Der Markt wird alle Tage gehalten; allein Samstag ist er gewöhnlich am reichlichsten versehen, wo man alle Lebensmittel im Ueberflusse haben kann.

Die untere Stadt liegt gerade unter dem Cap Diamant, eigentlich auf einem künstlichen Boden, weil ehemals das Wasser des Flusses bei hoher Fluth den Fuß des Felsen bespülte. Sie ist auf einem Damme erbaut, der vom Cap bis ans Ufer 720 Fuß breit ist, weiter gegen Norden aber bedeutend abnimmt. Am südlichen Ende der untern Stadt befindet sich der Hafen, Port-Diamant genannt, weil er gerade unter dem höchsten Theile des Caps liegt, und in der Nähe sind eine Menge Magazine und Werkstätten aller Art errichtet. Außer dem Hafen, welcher ganz vorzüglich ist, hat Quebec auch noch ein großes Becken, das achtundzwanzig Klaftern tief ist, und wo das Wasser bei gewöhnlicher Fluth siebenzehn bis achtzehn und bei Springfluthen dreiundzwanzig bis sechsundzwanzig Fuß steigt. Im Becken ist der St. Lorenz zwei englische Meilen breit, der sich von hier gegen seine Mündung immer mehr erweitert, bis er vom Vorgebirge Rosier bis zur Niederlassung Minzan, auf der Küste von Labrador, eine Breite von 105 englischen Meilen erreicht.

Von dem Becken und der Spitze Levi auf dem mittäglichen Ufer hat man eine der schönsten Aussichten, die man irgendwo sehen kann. Die Hauptstadt auf dem Gipfel des Caps, der Fluß St. Charles, der sich in weiter Entfernung durch ein prächtiges, an Naturscenen so reiches Thal hinschlängelt; die Fälle von Montmorency, die Insel Orleans und die Menge hübscher Landgüter in der Nähe, bieten einen außerordentlich schönen und romantischen Anblick.

Die Fälle von Montmorency werden durch den Fluß Beauport gebildet, der sich in der Nähe von Quebec in den St. Lorenz ergießt. Dieser Fluß, der sich durch eine waldige Gegend hinzieht, ist nicht sehr bedeutend, ausgenommen im Frühjahre oder Herbste, wenn er durch das Schmelzen des Schnees und starke Regengüsse außerordentlich anschwillt. In der Nähe der Fälle, wo sich das Bett etwas senkt, ist er achtundvierzig bis sechzig Fuß breit, und nach einem kurzen, aber reißenden Laufe tritt er auf Einmal an den Rand eines senkrecht abgeschnittenen Felsen, über welchen er zweihundert und vierzig Fuß in den Abgrund hinunter stürzt und einen prächtigen Wasserfall bildet, der beinahe so weiß als Schnee ist und ein wolkiges Ansehen hat. Aus dem Abgrunde erhebt sich ein unermeßlicher, wellenförmiger Schaum, welcher das schönste Farbenspiel gewährt, wenn er von der Sonne beschienen wird. Am Ende des Falles wird das Wasser in ein Becken zwischen Felsen eingeklemmt, von wo es ruhig nach dem kaum neunhundert Fuß entfernten St. Lorenz strömt.

Zwischen der Spitze Levi und der Stadt Quebec gehen beständig Fähren und Kähne hin und her, um Lebensmittel aller Art und Passagiere dahin zu bringen. Viele von den Kähnen sind aus einem einzigen Baumstamme gemacht, welche den Lorenz beinahe in jeder Witterung durchkreuzen und mit besonderer Geschicklichkeit durch alle Gefahren hindurch geführt werden. Im Winter, wenn große Eismassen mit der Fluth auf- und abgetrieben werden, ist die Fahrt nicht nur äußerst mühsam, sondern auch gefährich. Indessen ereignen sich Unglücksfälle doch nur äußerst selten, und obgleich diese Kähne in heftigen Schneegestöbern einige Stunden weit ver-

schlagen werden, so treffen sie doch früher oder später an ihrem Bestimmungsorte ein. Wenn diese Kähne zur Zeit des Treibeises Lebensmittel nach der Stadt führen, so behalten sie immer so viel als möglich eine gerade Richtung. Gewöhnlich ist die Ladung an ein Tau fest gebunden und die Ruderer sind mit starken Stangen versehen, welche am Ende eiserne Haken haben, um sich am Eise festhalten zu können. Auch haben sie Taue zum Ziehen, und wenn ihnen Eisschollen in den Weg kommen, so haben sie eine besondere Geschicklichkeit, mit Hülfe der Stangen und der Taue, den Kahn auf die Eisscholle zu heben und ihn fünfundzwanzig bis dreißig Toisen weit zu ziehen, bis sie wieder eine Oeffnung finden, um ihn von Neuem unter die kleinern Eisschollen ins Wasser zu lassen, unter welchen sie sich mit ihren Pagajen so lange forthelfen, bis sie durch eine andere Eisscholle aufgehalten werden, wohin sie den Kahn auf dieselbe Weise heben, wie zuvor. Oefters geschieht es jedoch, daß die Eisscholle während der Arbeit entzwei geht, wobei die Ruderer mit Behendigkeit in den Kahn zu springen wissen und der Gefahr entgehen. Manchmal werden sie auch zwischen zwei großen Eismassen plötzlich eingeklemmt, und im Augenblicke, wo man glaubt, der Kahn gehe in Trümmer, wissen sie mit Hülfe ihrer Stangen den Druck des Eises so zu benutzen, daß der Kahn dadurch auf die Oberfläche desselben gehoben wird, worauf er wieder weiter gezogen wird, bis neue Hindernisse eintreten. Bei dieser mühsamen Arbeit sind sie äußerst ausdauernd, und es scheint, daß lange Gewohnheit jeden Gedanken an Gefahr bei ihnen verdrängt hat.

In sehr kalten Wintern überfriert der Fluß von Quebec bis nach der Spitze Levi oft ganz, was für die Einwohner sehr vortheilhaft ist.

Astronomischer Thurm zu Peking.

Die Reise des Herrn von Humboldt in Sibirien hat einen lebhaften Impuls zu Untersuchungen über die im östlichen Theile des alten Kontinents bemerkten drei Arten des Erdmagnetismus (Inklination, Deklination und Intensität) gegeben. Herr Kupfer berichtet, daß die von Herrn Humboldt errichtete korrespondirende Observationslinie der stündlichen Abweichungen sich, Dank der Vorsorge der Petersburger Akademie, schon bis Peking erstreckt.

Der Astronom Fuß, Bruder des beständigen Sekretärs dieser Akademie, hat die Gesandtschaft, die alle zehn Jahre nach China geht, begleitet. Ein magnetisches Haus, nach dem Muster der zu Paris, Berlin, in der Tiefe der Freiberger Minen, St. Petersburg, Kasan und Nicolajew in der Krimm errichteten, ist in Peking gebaut worden. Dieses Observatorium besteht in einem gemauerten Thurme mit einem Zelt auf der Spitze und ist sehr bequem für Beobachtungen eingerichtet. Der Horizont ist zwar durch die umliegenden Häuser etwas beschränkt; aber ihre Nähe ist hier nicht so hindernd, als bei europäischen Gebäuden der Fall seyn würde, da die Chinesen zu Erbauung ihrer Häuser durchaus kein Eisen verwenden.

Von der chinesischen Gränze bis zu diesem Punkte wurden siebzehn magnetische Beobachtungen vorgenommen; astronomische wurden Herrn Fuß verboten, da die Gesetze des Reichs sie nur den Mitgliedern des mathematischen Tribunals gestatten. In einem Schreiben aus Peking vom 22 April 1831 gibt Herr Fuß einige Resultate mehrerer Beobachtungen, die er seit seiner Ankunft vornahm. Die Lage des Observatoriums ist unterm 39° 54′ 9⅓″ Breite, eine Bestimmung, die nur um 2″ von der des Paters Hyazinth abweicht. Was die Länge betriffe, so ist diese durch eine Zahl genügender Beobachtungen noch nicht hinlänglich ausgemittelt; man weiß jedoch, daß sie nicht viel von 114° östlich abweichen wird.

Die physikalischen Beobachtungen werden zu Peking zu derselben Zeit wie an den oben erwähnten Orten vorgenommen. Viermal täglich beobachtet man das Thermometer und Barometer. Vom Wintersolstitium bis zum Datum des Briefs war das Maximum der barometrischen Höhe 345⅒ Linien (nach altem französischen Maßstabe). Das Maximum wurde am 10 März um Mitternacht beobachtet. Man hat seitdem erfahren, daß in einem mehr nördlich gelegenen Lande zur nämlichen Zeit ein Erdbeben gespürt wurde. Das Minimum der barometrischen Höhe war 330⁹⁄₁₀ Linien; folglich beträgt der Unterschied ungefähr 15 Linien. Herr Fuß sah zu Peking das hunderttheilige Thermometer, nachdem es im Januar bis 15⅓° unter 0 gefallen war, am 20 April, zwei Tage früher als das Datum seines Briefs, wieder bis auf 25° über 0 steigen.

Die meteorologischen Beobachtungen und die stündlichen Abweichungen werden, nach der Abreise des Herrn Fuß, von Herrn Kovanko, einem jungen, sehr unterrichteten Bergoffizier, der zehn Jahre in Peking bleiben wird; fortgesetzt werden. Herr Kupfer hat kürzlich die ganz besondere Bemerkung gemacht, daß ein magnetischer Stab, sowohl wenn er einer starken Kälte, als auch wenn er einer bedeutend erhöhten Temperatur ausgesetzt ist, einen großen Theil seiner Kraft verliert. Der nämliche Naturforscher beschäftigt sich jetzt mit einer Reihe wichtiger Beobachtungen über die von Herrn Arago entdeckten täglichen Abweichungen der Inklination und Intensität.

Herr von Humboldt legte, nachdem er der Akademie der Wissenschaften zu Paris obige Mittheilungen gemacht hatte, einen kürzlich von Canton erhaltenen, vom astronomischen Tribunal zu Peking herausgegebenen Kalender vor, dessen astrologischer Theil von Herrn Klaproth auf das Genaueste untersucht worden ist; er handelt von dem Einflusse der 54 Genien, die nach chinesischer Eintheilung die verschiedenen Abtheilungen des Jahres regieren. Nach dieser Tabelle kann man sich den günstigsten Mondstag wählen, um gewisse Medikamente zu nehmen, einem Frauenzimmer einen Strauß zu überreichen, Hundefleisch zu essen, sich zu verheirathen, den Kopf zu waschen, die Nägel zu schneiden, ein großes Unternehmen oder auch eine große Veränderung vorzunehmen.

Vermischte Nachrichten.

Der Verwaltungsrath der schottischen Kirche in London hat, nach eingeholtem Gutachten mehrerer Rechtsgelehrten, sich endlich entschlossen, den Prediger Irving mit seiner rothwälschenden Gemeinde aus dem Kirchengebäude zu verweisen. Man stellte es ihm frei, sich an den Kanzleihof zu wenden, wenn er sich durch diesen Schritt der Kirchenadministration beeinträchtigt oder durchführen zu können glaube, daß nicht er zuerst den Vertrag gebrochen, indem er die zum vorgeschriebenen Gottesdienst bestimmte Kirche, zu einem Tummelplatz hysterischer Weiber und verrückter Männer machte. Der würdige Prediger fragte inzwischen „den Herrn“ um Rath, wie er sich auszudrücken beliebt, und da er von dieser Seite keinen Gegenbefehl erhielt, so fügte er sich willig in die erhaltene Weisung. „Die zerstreute Heerde, wie Irving in seiner letzten Predigt zu seiner kleinen Gemeinde sprach, wird sich jetzt in dem Hause ihres Predigers versammeln, um hier die Uebungen in der unbekannten Sprache fortzusetzen.“

•

Das größte bis jetzt erschienene Buch soll, dem „Memorial Encyclopédique“ zufolge, im Verlaufe des Jahres 1832 zu London unter dem Titel: „Pantheon der englischen Helden,“ gedruckt werden. Jedes Blatt wird vier Klaftern in der Länge und zwei in der Breite haben; die Buchstaben werden anderthalb Fuß lang seyn. — Man mußte zur Verfertigung des Papiers eine eigene Maschine erbauen. Der Druck dieses Riesenbuches wird durch eine Dampfmaschine vor sich gehen und statt der Druckerschwärze ein Goldfirniß angewendet werden. Es sollen von diesem Prachtwerke nur hundert Exemplare abgezogen werden, die den vorzüglichsten Bibliotheken Englands zur Zierde dienen sollen.

•

Der Wallfischfänger „Woodrop Sims“ (von 615 Tonnen), Kapitän Kasper, ist am 19 Februar nach einer Fahrt von zehn Monaten und dreiundzwanzig Tagen in Havre eingelaufen. Die Bemannung dieses Schiffes bestand aus einunddreißig Franzosen und sieben Fremden, und hatte achtundvierzig Wallfische erlegt, unter diesen sechsundvierzig mit dem Harpune — eine in der Geschichte des Wallfischfanges unerhört glückliche Jagd.

•

Ein englischer Arzt nennt die Cholera „eine Krankheit, die damit beginne womit die andern enden — mit dem Tode“ — und macht fünf Stadien von ihr bemerklich, von dem er den zweiten als Tod, den dritten als leichtes Fieber und Anfang der Genesung u. s. w. bezeichnet.

Berichtigung.

Nr. 66. S. 261. Sp. 2. Z. 2. v. O. l. Paraguay's statt Portugals.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 80. 20 März 1832.

Der General Skrzynezki.

Von Adam Gurowski. *)

Die polnische Revolution ist so reich an mannichfaltigen Erscheinungen, hat so viel Edles und Erhabenes gezeigt, daß man geneigt wäre, in ihr nur das Schöne zu erblicken, und des Ganzen wegen, die Fehler und etwanigen Verbrechen des Einzelnen zu vergessen. Noch lange wird es dauern, bis man im Auslande zu bestimmten und gründlichen Ansichten über die Ursachen kommen wird, die dieser Sache den Untergang bereitet und zugezogen haben. — Ehe die Geschichte diese klar darzustellen vermag, glaube ich ein verdienstliches Werk zu thun, wenn ich sie mit Männern bekannt mache, welche die ersten Rollen während jener Ereignisse zu spielen übernommen hatten. Zu solchen Männern gehört auch unstreitig der ehemalige General en Chef Skrzynezki — um so mehr, da es hier und dort noch viele Stimmen gibt, die den Untergang Polens seiner Entfernung zuschreiben, so wie man auch bei Schilderung seiner Laufbahn, das Streben einer Partei, die seine kräftigste und einzige Stütze war, klar darzustellen vermag.

Johann Skrzynezki diente schon zu Napoleons Zeiten in der Infanterie, und im merkwürdigen Feldzuge von 1812 zeichnete er sich bei einem Treffen an der Spitze einer Kompagnie Voltigeurs so aus, daß er sich die Aufmerksamkeit des Kaisers und sein Lob gewann. Nach dem Jahre 1815 blieb er in Diensten der neuen polnischen Armee und nahm, durch das kluge Betragen, mit dem er des Großfürsten Konstantin Brutalität vermied, eine solche Stellung ein, daß er ohne öffentlich als erklärter Schmeichler aufzutreten, dennoch des Cesarewitsch Gnade sich zu erwerben wußte. — Seit einigen Jahren kommandirte er das 8te Linienregiment, und hier muß man bemerken, was den Schlüssel zu Vielem gibt, daß durch das administrative Verfahren, das Kommando eines Regiments unter der russischen Regierung in Polen 15 bis 16,000 preußische Thaler reiner jährlichen Revenuen bei guter Wirthschaft betrug.

Die am 29 November 1830 ausgebrochene Revolution in Warschau traf ihn dort, jedoch ohne sein Regiment, das in Pultusk kantonnirt stand. An demselben Abend befand er sich bei dem General Siemiątkowski, welcher Chef d'Etat Major Konstantins war, und als man die ersten Schüsse fallen hörte, erklärte er dem Siemiątkowski „daß Dieß wahrscheinlich einen Aufstand zu bedeuten habe, daß der Großfürst angegriffen und Siemiątkowski zu seiner Vertheidigung eilen solle, und daß endlich Siemiątkowski in seinem, Skrzynezki's Namen, dem Cesarewitsch versichern möge, er könne sich mit Zuversicht auf ihn verlassen, und ganz auf ihn rechnen.“ Siemiątkowski bestieg das Pferd und fiel, wenige Augenblicke darnach, unter den Händen der Insurgenten; die hier erwähnte Unterredung aber zwischen ihm und Skrzynezki berichtete gleich in den ersten Tagen des Aufstandes die verwittwete Gemahlin.

Skrzynezki verhielt sich in den ersten gefahrvollen Tagen des Aufstandes als ruhiger Beobachter. Erst als er sah, daß die Sache der Nation die Oberhand gewann, und daß der Großfürst nur einen freien Rückzug aus Polen wünschte, erklärte sich Skrzynezki am siebenten Tage bei der Nationalregierung als Freund der neuen Sache, und bot mit seinem Regimente seine Dienste an. — Von nun an wurde er als einer der eifrigsten Anhänger der Diktatur bekannt, und erhielt von Chlopizki das Kommando einer Infanteriebrigade. Jedoch mischte er sich wenig in die politischen Streitigkeiten des Dezembers und Januars, zufolge welcher Chlopizki's Machinationen entdeckt wurden, die dessen Entsetzung und Radziwill's

*) Einer der bekanntesten Namen der polnischen Revolution legt in diesen Blättern seine Ansicht über einen vielgefeierten Mann nieder, dessen Thaten für Viele einen Gegenstand der höchsten Bewunderung bildeten, nicht Wenigeren aber ein dunkles Räthsel blieben. Auch nur als Parteiansicht genommen, würden die vorliegenden Mittheilungen, als ein Abbild des innern Zustandes von Polen, von hohem Interesse seyn. Jedenfalls aber enthalten sie die beachtungswerthesten Aufschlüsse über den Charakter und die Operationen des polnischen Generalissimus, und beleuchten, wenn auch zuweilen mit grellen Streiflichtern, auf merkwürdige Weise manche bis jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllte Stelle des innern Getriebes der polnischen Revolution. Wie wir es für eine Pflicht gegen das Publikum hielten, dieses interessante Dokument zu unsrer Zeitgeschichte nicht der Oeffentlichkeit vorzuenthalten, so werden wir unsre Blätter eben so bereitwillig jeder andern Mittheilung öffnen, die zur Beleuchtung dieser großen Begebenheit beitragen kann. Das Urtheil eines Mannes von der gemäßigten Partei über Skrzynezki, das mit dem hier über ihn gegebenen, in vielen Punkten übereinstimmen dürfte, wird in den Memoiren des Präsidenten der Nationalregierung, v. Niemojowski, zu finden seyn, die demnächst erscheinen werden. — Schlüßlich bemerken wir noch, daß der Herr Verfasser in einer Nachschrift hinsichtlich der in diesem Artikel vorkommenden französischen Ausdrücke bemerkte, daß er dieselben unverändert beibehalten wissen wolle, da diese Sprache vorzugsweise von den „polnischen Aristokraten“ gebraucht werde.

A. d. R.

Ernennung zum Anführer herbeiführten. Da kurz darauf die Nachricht eintraf, Diebitsch sey in Polen eingerückt, so wurde Skrzynezki zum Brigadegeneral ernannt, und erhielt das Kommando einer Division, an deren Spitze er am 17 Februar dem General Rosen das Treffen bei Dobre lieferte, das ihn, so wie seine Truppen mit Ruhm bedeckte, dessen Resultate jedoch die Vereinigung Rosens mit der Hauptarmee des Grafen Diebitsch waren, da Skrzynezki aus Neid oder Stolz die Hülfe der ihm zueilenden Szembekschen Division nicht annehmen wollte, und Abends nach ruhmvollem Widerstande dennoch weichen mußte. Später bis zum 25 Februar bildete er das Reservecentrum, und an diesem Tage in die Schlachtlinie einrückend, hielt er das stärkste Feuer der angreifenden Russen aus. Bei dem durch den Generalissimus Fürsten Radziwill angeordneten Rückzuge gab er mit dem General Szembek den entgegengesetzten Rath; nämlich „die Russen noch denselben Abend anzugreifen, statt vor ihnen zu weichen" — was aber unglücklicher Weise nicht befolgt ward. Dieser kühne Rath gewann ihm so die Herzen, daß, als am andern Tage alle Generale von der Regierung zu Rathe gezogen wurden, man beinahe einstimmig als den Fähigsten den General Skrzynezki erkannte, und ihm folglich den Oberbefehl übergab. Skrzynezki erließ sogleich eine Proklamation an die Truppen, welche ein Gemisch von Bigotterie und Wortschwall war. Er erklärte, daß er mit Demuth die Märtyrerkrone annehme, und daß er den Truppen einen Ehrentod verspreche. Der brave und ehrliche Szembek machte ihn aufmerksam, daß man zum Soldaten mit Zutrauen von der Sache, also auch von einer guten und hoffnungsvollen Zukunft reden solle und müsse. Diese Bemerkung zog Szembek von Seite Skrzynezki's die bittersten Verfolgungen zu, welche am Ende damit endigten, daß Szembek gezwungen war, das Divisionskommando niederzulegen — und Dieß eben war es, wonach Skrzynezki gestrebt hatte.

Von den ersten Tagen des März an, nahm er als Oberfeldherr viele Veränderungen vor, und beschäftigte sich vorzüglich mit Organisation der neuen Regimenter; denn die Februarschlachten waren ausschließlich mit alten geliefert worden, und die Infanterie bestand am 25 Februar aus 14 Regimentern, die Kavallerie aber war schon beträchtlicher, da man sie durch neu gebildete Eskadrons verstärkt hatte.

Die Scharfsichtigeren gewahrten indeß mit einem schmerzlichen Gefühle, daß sich bei Skrzynezki, welchen die Revolution erhoben, schon ein Widerwille gegen die eigentlichen Prinzipien derselben zeigte, und daß er die eigentlichen Urheber derselben schon von sich und von den Geschäften entfernte. Das Blatt: „Neu-Polen" gab bald durch die neuen Tagsbefehle, welche z. B. die der Armee unbekannte Bravour eines gewissen Constantin Zamojski erhoben, den Beweis, daß Skrzynezki, obgleich ein Kind der Revolution, dennoch zu den schädlichen aristokratischen Connexionen sich hinneige. So verging der größte Theil des Monats März, als auf einmal das Gerücht erging, Skrzynezki sey in Unterhandlungen mit Diebitsch getreten, ohne das Glück der Waffen noch einmal versuchen zu wollen. Und so war es auch. Die öffentliche Meinung fing an, ihn laut anzuklagen, und Skrzynezki war genöthigt, sich öffentlich zu rechtfertigen, und seine Korrespondenz, so wie sein ganzes Verfahren mit Diebitsch, bekannt zu machen. Mit Erstaunen sah man, daß es wirklich wahr gewesen, daß von Seite der Polen Friedensanerbietungen und Vorschläge gemacht worden waren, die die Rückkehr unter das Scepter des Kaisers zur Folge gehabt hätten.

Zu diesen Unterhandlungen war als Parlamentär ein gewisser Michel Mycielski gebraucht worden, der lange Zeit als Kapitän-Adjutant bei Konstantin diente, und dessen Spaßmacher und Erheiterer in bösen Stunden (und deren gab es viele), so wie während der Regierung des Unterdrückers sein ausgezeichneter Günstling war. Später wurde er wie viele Andere Patriot, General und dann zu diesen Unterhandlungen gebraucht, da Skrzynezki dadurch mehr bei dem sich im russischen Lager aufhaltenden Großfürsten auszurichten hoffte. Was bei dem ganzen Verfahren aber am auffallendsten war, ist, daß Mycielski sich immer erdreistete, im Namen der Nation und des Heeres, welche davon nichts wußten, zu sprechen, während er doch nur in Skrzynezki's Namen, Verzeihung des Geschehenen von Seite des Kaisers und des Grafen Diebitsch sich erbat. Ja, es ist sogar in einem Schreiben von Skrzynezki an den russischen Feldherrn die Phrase zu bemerken, daß wenn „Seine Majestät der Kaiser den Forderungen der Polen ein williges Gehör leihen wolle, und diese unter sein Scepter zurückkehrten, so könne er mit desto mehr Kraft den Empörungsgeist, welcher in Europa wüthe, unterdrücken." Hier muß man noch bemerken, daß Skrzynezki von jeher als Absolutist allen die Freiheit unterdrückenden Maßregeln Beifall gab, und öfters damals hören ließ: „Recht sey es, daß vier Millionen unter des Einzelnen Willkür leben; daß Konstantin recht thue, wenn er der Jugend und der Patrioten liberale Ideen vernichte; nach der Julinsrevolution in Paris äußerte er in einer Gesellschaft bei General Gielgud sogar, daß Karl X und Polignac recht hätten, und daß er (Skrzynezki) es sehr bedaure, nicht in Paris zu seyn „pour arranger ces jacobins." Dieß wird als Schlüssel zu allen seinen spätern Handlungen dienen. — Um wieder auf jene Unterhandlungsperiode zurückzukommen, muß gesagt werden, daß alle Versuche zum Frieden an der Hartnäckigkeit des russischen Feldmarschalls scheiterten, welcher unbedingte Unterwerfung verlangte, was weder Skrzynezki noch sein geheimer Anhang (Camarilla) als Czartoryski, Gn. Malachowski, Dziatynski, zu versprechen gewagt hätten, wenn sie auch ihrerseits nicht abgeneigt waren, Dieß zu thun. Zu Ende März fand auch die berühmte Dwernizkische Expedition nach Volhynien statt. Viele junge Leute schlossen sich ihr an, und vorzüglich mehrere Mitglieder des warschauer patriotischen Vereins. Die Aristokratie, die den meisten Theil ihrer Güter in jenen Gegenden hatte, befürchtete Aufhetzung der Bauern und Leibeigenen durch die Klubisten, und bat den General Skrzynezki, daß er nebst anderen Dingen auch Dieses dem Dwernizki verbot; indem er behauptete: „eine wenn auch heilige Sache, dürfe durch strafbare Mittel doch nicht vertheidigt werden, und ein solches Mittel sey das Freierklären des volhynischen Bauers."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Szene aus dem kolumbischen Freiheitskampfe.*)

(Die Verschwörung von 1828.)

Einleitung.

Es war am dritten Januar 1828, als in Venezuela eine royalistische Verschwörung entdeckt wurde, in die mehrere hundert durch Rang und Stellen, die sie unter der kolumbischen Regierung bekleideten, ausgezeichnete Personen verwickelt waren. Kaum schwebte die Republik seit dem Jahre 1824 in einer größeren Gefahr. Der General Barradas war an der Spitze von eilftausend Mann auserwählter Truppen, und mit einem starken Schiffsgeschwader von Coruna zu Puertorico angelangt, wo der Admiral Laborde mit der unter seinem Befehl stehenden Flotte zu ihm stoßen sollte, um dann vereint auf der Küste von Venezuela zu landen. Auf diese militärische Operation gründeten die spanischen Verschwornen hauptsächlich ihre Hoffnung. General Paez und Arismendi waren es, die durch ihren Muth und ihre raschen Maßregeln die Republik von einem Bürgerkriege retteten. Die Verschwörung mißlang, und gegen dreihundert Personen, meistens Geistliche, wurden am vierten, fünften und sechsten Januar erschossen. Der Kern der Verschwornen befand sich zu Caraccas, wo General Paez kommandirte, der in Eile nach La Guayra (bloß sechs Stunden von Caraccas entfernt) geritten war, um zwei seiner Milchbrüder vom Tode zu retten, die in die Verschwörung verwickelt waren. Hier gerieth er mit Arismendi, der in La Guayra befehligte, in einen heftigen Streit. Arismendi blieb unbeugsam, und dieser Moment ist es, der in der folgenden Skizze mit streng historischer Wahrheit geschildert wird. Die handelnden Personen sind General Paez, General Arismendi, ein Mönch, Offiziere. Die Handlung geht Abends acht Uhr, in einer langen und niedrigen Halle im Hause Arismendi's vor sich, deren Fenster mit starken Eisengittern verwahrt sind. Man erblickt kein Geräth außer in der Mitte der Halle einen Tisch, der mit Papieren bedeckt ist, und einige Armstühle: Arismendi sitzt rauchend zuoberst an der Tafel; weiter unten zwei Offiziere mit Schreiben beschäftigt. Zwei gelbe Wachskerzen brennen auf einem doppelarmigen Leuchter von Eisen und werfen ein mattes flackerndes Licht in der Halle umher. Ein Offizier mit entblößtem Säbel geht als Wache vor der Thüre auf und ab.

Ein Offizier tritt ein: General, ein Mönch wünscht Sie zu sprechen.

Arism. Er möge eintreten.

Der Offizier entfernt sich. Ein Mönch von großer Gestalt, die Kapuze über's Gesicht gezogen tritt ein, und bleibt zunächst der Thüre stehen.

Arism. Was beliebt Euch, Padre? Meine Zeit ist kurz, was habt Ihr mir zu sagen?

Mönch. Ich habe ein wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Arism. Sprecht.

Mönch. Ich kann es nicht vor Zeugen.

Arism. Es sind treue Offiziere der Republik. Sprecht ohne Furcht.

Mönch. Was ich zu sagen habe, ist bloß für das Ohr des Generals Arismendi.

Arismendi nach einem Augenblick Zögerung, indem er den Mönch beobachtet, gibt den Offizieren einen Wink sich zu entfernen. Es geschieht. Dann wendet er sich an den Mönch.

Nun Padre.

Mönch (indem er auf die Schildwache vor der Thüre zeigt). Auch diesen wünschte ich. —

Arism. Er gehört zur irländischen Legion und versteht kein Wort Spanisch. Sprecht ohne Furcht! Doch zuvor Euern Namen.

Mönch. Mein Name, ach es ist lang her, daß er in den Mauern von La Guayra ausgesprochen wurde. (Er nähert sich plötzlich der Tafel und schlägt die Kapuze zurück.) Juanito, kennst Du mich?

Arism. Guter Gott! Ist es möglich? Padre Roman de Cuja, mein alter Mentor? (Er springt auf und reicht dem Mönch die Hand. Dieser tritt einige Schritte zurück.)

Mönch. Höre mich erst. (Er läßt sich langsam auf einen Armstuhl nieder und winkt Arismendi, sich gleichfalls zu setzen.) Ja ich bin — einst der verehrte Abt von Santa Martha, nun der geächtete Padre Jose.

Arism. Du der Patre Jose? Jose, das Haupt der servilen Verschwörung? Unglücklicher, und was willst Du hier?

Mönch. Höre mich. — Vertrieben aus diesem Lande durch das gottlose Dekret, das die Klöster beraubt und ihre frommen Bewohner in die Welt hinausstößt, bin ich entschlossen den Rest meines Lebens zu opfern, um mein Vaterland von der Tyrannei der schändlichen, ehrgeizigen und gewissenlosen Verräther zu befreien, die es unter dem Vorwande der Freiheit unterjocht haben. (Der General will ihn unterbrechen. Der Mönch legt seine Hand auf den Arm des Generals und fährt in einem gemäßigteren Tone fort.) Ich schiffte mich nach Spanien ein, und nach unzähligen Entbehrungen und Gefahren jeder Art gelangte ich endlich nach Madrid, wo mir das Glück zu Theil ward, Ferdinand VII, den Gott lange erhalten möge, zu sehen und zu sprechen. Ihm stellte ich die Leiden meines armen Vaterlandes vor, und erhielt von ihm volle Gewalt, alle Mittel, die in meiner Macht sind, es zu befreien, anzuwenden. Gelingt es mir, so sey der Preis dem Allmächtigen, falle ich, so will ich gleich den drei Jünglingen im Feuerofen singen: Hosanna, Hosanna, Hosanna! (Er springt auf.) Juan Arismendi, in Deiner Hand liegt das Geschick Deines Vaterlandes. Blutend streckt es seine bittenden Arme nach Dir aus — willst Du sein Flehen nicht erhören? Wirf ab die unwürdige Livree der demagogischen Rädelsführer, die Du jetzt trägst, tritt diese verfluchten Fahnen in den Staub, und verdiene Dir den Namen des neuen Cortez, des zweiten Eroberers von Amerika.

Arism. Schweig, fanatischer Mönch! Wie kannst Du es wagen, so mit mir zu reden? Weißt Du nicht, daß Davila, Gutierrez, Revillagigedo, Salmon mit den meisten ihrer Mitschuldigen im Gefängniß liegen, und dem Lohn ihres Verbrechens entgegensehen? Weißt Du nicht, daß die heilige Sache der Freiheit in ganz Venezuela gesiegt hat über die unmächtigen Umtriebe einiger wenigen Satelliten der spanischen Tyrannei? — Zittre für Dich selbst! —

Mönch. Zittern für mich selbst? — Ha! dieselbe Hand, die Daniel aus dem Rachen der hungrigen Löwen rettete, wird auch mich schützen. Noch einmal, Juanito, in Deiner Hand liegt das Geschick Amerika's. Um Deiner selbst willen, um Deines Vaterlandes willen, beherzige es wohl. Von Dir hängt es ab, Deinen Namen glorreich, unsterblich zu machen in dieser Welt, wie in jener. Die Garnison dieser Festung, ich weiß es wohl, ist Dir unbedingt ergeben; Paez ist nur von einigen Llaneros begleitet. Laß die Thore schließen, verhafte ihn und pflanze die heilige Fahne auf, unter der Spanien so oft über seine Feinde triumphirte. Nur eine Stunde laß sie von diesen Mauern wehen, und ganz Venezuela wird Deinem Beispiel folgen. Venezuela ist eurer Herrschaft müde und wartet nur auf das Zeichen, seine Ketten abzuschütteln, vielleicht geschieht es in diesem Augenblicke schon, wo ich spreche. Admiral Laborde ist mit dem spanischen Heere gelandet, Barradas ist im vollen Anzug gegen Caraccas. (Arismendi will ihn unterbrechen. Der Mönch zieht unter seiner Kutte eine große Pergamentrolle hervor, und fährt mit gesteigertem Eifer fort.) Sieh, sieh hier die eigenhändige Unterschrift unsres erhabenen Königs, hier das königliche Wappen von Castilien; ich habe die Vollmacht, Dich zum Generalkapitän von Venezuela zu ernennen, und vielleicht wird Dir später das Vizekönigthum von Granada zu Theil. — Du schweigst? — Herzog von Terranova und Grande von Spanien! —

Arism. Schweig, Elender! und wisse, daß Du für diesen Schimpf mir schwer büßen sollst! —

Mönch. Juan, ich kenne Deine Leidenschaft — der Mammon ist der Götze, vor dem Du täglich kniest — so nimm die Minen von Cauca auf fünfzig, auf hundert Jahre. —

Arism. Wie lange soll ich noch diese Frechheit dulden?

Mönch. (sich nähernd und in leiserem Tone). Juanito — Rache ist süß, ist himmlisch. Gott erlaubt sie, wenn sie gerecht ist, und er selbst nennt sich den Gott der Rache! Paez, der elende Mulatte Paez, hat Dich diesen Morgen beleidigt. — Dich, einen Weißen und einen Edelmann; ich weiß es. Räche diese Unbild.

Arism. (springt ungestüm auf.) Bei der heiligen Mutter Gottes! Das

---

*) Dieses Fragment aus einem größeren noch ungedruckten Werke theilt das neueste Foreign Quarterly Review aus der Feder eines Offiziers mit, der viele Jahre in dem Dienste der kolumbischen Republik diente, und interessante Materialien für die Geschichte der denkwürdigen Männer sammelte, die in dem südamerikanischen Freiheitskampfe betheiligt waren. — Mehrere Szenen aus dieser merkwürdigen Epoche hat das Ausland bereits im vorigen Jahrgange aus dem Werke: „Campaigns and Cruises in Venezuela" etc. mitgetheilt. A. d. R.

lügst Du, Mönch. Die Ehre Juan Arismendi's ist glänzend und unbefleckt wie diese Degenklinge. Wer immer mich beleidigt hätte, Mulatte oder Weißer, nicht eine Stunde darnach hätte er noch leben sollen, oder dieser Arm müßte erlahmt und dieser Degen zerbrochen seyn.

Mönch. Verstockter Sünder! So stirb denn in Deiner Unbußfertigkeit! Gott selbst sprach durch meinen Mund zu Dir. Du weigerst Dich, seinen Willen zu erfüllen; so falle denn die Strafe auf dein Haupt. Lebe wohl.

Arism. Halt, Mönch, nicht so sollst Du von hier weggehen.

Mönch. Frei kam ich her, und frei wieder zu gehen, habe ich das Recht.

Arism. Bleibe! Ich verhafte Dich als einen Geächteten, der seinen Bann gebrochen, als Verschwornen und Verräther an der Republik.

Mönch. Juan, Juan, könnte es möglich seyn? Könntest Du diese weißen Haare der Schande preisgeben?

Arism. Ich erfülle meine Pflicht.

Mönch. O es ist nicht möglich, daß Du wirklich denkst, was Dein Mund ausspricht. Juanito, ich will nach Europa, nach Spanien, wohin Du willst, mich einschiffen, in diesem Augenblick noch, wenn Du es befiehlst.

Arism. Du hättest in Spanien bleiben sollen. Jezt ist es zu spät.

Mönch. O, nein, nein, Du kannst nicht den Muth haben, diese weißen Haare der Schande — dem Henker preiszugeben. Nein, Du kannst nicht Den einem schmachvollen Tod weihen, der Deine ersten wankenden Schritte leitete — ihn, der Dich zuerst die Stufen des Denkens hinaufführte — ihn, der Dich als Kind auf diesen Armen trug — ihn, vor dem Du im heiligen Beichtstuhl knieend Dein junges unschuldiges Herz öffnetest. —

Arism. Padre, ich bin General der Republik.

Mönch. Nicht, als ob ich den Tod fürchtete. Gott ist mein Zeuge, daß ich schon mehr als Einmal ihm trozte. Aber der Henker — der Strick — der Strick. — Und wie viel Gutes könnte ich noch thun auf dieser Welt! — Ich höre Fußtritte — Sporngerassel — es ist Paez mit seinen Satelliten. Juanito! Juanito! rette mich! Bei der Mutter, die Dich unter dem Herzen trug, die Dich so zärtlich liebte, und der ich auf dem Todbette die Augen zudrückte — rette mich, rette mich — noch einen Augenblick, und es ist zu spät.

Arism. Padre, am Altar der Freiheit habe ich Alles geopfert, ein Weib, das ich anbetete, zwei Knaben, die Freude meines Lebens, Ruhe, Vermögen, Glück — Alles habe ich geopfert und nur die Hoffnung, die Freiheit Columbiens fest zu gründen, fesselt mich noch an's Leben. Ich kann nichts für Dich thun. *)

Mönch. Deus in adjutorium meum intende.. Paez (tritt mit Depeschen in der Hand und von einigen Offizieren umgeben ein.) Gute Neuigkeiten, General! Alles geht gut. Admiral Foster schreibt, daß die ganze Küste von Venezuela gesäubert ist. Man hat die Flotte Laborde's hundert Meilen weit davon mit vollen Segeln nach Havannah steuern sehen. **)

Mönch. Allmächtiger Gott! Deine Wege sind unerforschlich.

Paez (der den Mönch gewahrt.) Wen seh' ich hier? Einen spanischen Gusano? ***) Wer ist er? Was sucht er hier?

Arism. (mit dumpfer Stimme.) Den Tod!

Mönch. Ja, nun bin ich verloren. O mein Gott, fiat voluntas tua. (Er tritt entschlossen vor.) Wer ich bin? Einst der gepriesene Ramon de Suza, nun Padre Jose, der gekommen ist, die Martyrkrone zu suchen.

Paez. Wie? So wärest Du dieser Jose, der hier oben an auf dieser Liste steht? (Er zeigt ihm eine Liste von den Mitgliedern der geheimen Gesellschaft „des Rosario.“)

Mönch. Ha, wir sind verrathen und verkauft. Heilige Jungfrau! Wer hätte unter uns einen Verräther vermuthen sollen.

Paez. Und dieser ist der alte Freund Deines Vaters, der Abt von Santa Martha?

Arism. Wie Eure Exzellenz sehen.

Paez. (Zieht Arismendi in ein Fenster.)

Arism. Geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns unsren lezten Streit vergessen. Ich weiß Ihre Gefühle für diesen irregeleiteten Mönch zu würdigen. Verständigen wir uns — das Schicksal Ihres Mönches sey das meiner zwei Milchbrüder. Was sagen Sie dazu?

Ein Offizier tritt ein: Exzellenz, die zur Hinrichtung bestimmte Stunde ist gekommen. Alles ist bereit. Man erwartet Ihren Befehl.

Paez. Was sagen Sie, General?

Arism. Laßt die Hinrichtung vor sich gehen.

Paez. Und der Mönch? —

Arism. Er sterbe.

Paez. So sey es und möge seine Seele zur tiefsten Hölle fahren. (Zum Offizier.) Sie haben den Befehl gehört. Nehmen Sie diesen heiligen Vater und lassen Sie ihn zuerst daran kommen. Es ist das Lezte, was wir für ihn thun können.

Mönch. Blutdürstige Tiger! Gönnt mir wenigstens noch eine halbe Stunde Frist. Ich muß beichten.

Paez. Ein so heiliger Mann wie Du kann keine Sünden zu beichten haben. Fort mit ihm!

Mönch. Ruchlose und grausame Tyrannen! Mein Blut über Euer Haupt! (Er wird fortgeführt.)

Paez. Das Blut der Verräther ist der Morgenthau der Freiheit.

(Arismendi sizt am Tische und bedeckt sein Gesicht mit den Händen. Pause von einigen Minuten — ein Trommelwirbel wird gehört — einige Schüsse fallen.)

Arism. (Fährt sich mit der Hand über die Stirn.) Ach, es ist lange her, daß ich glaubte, daß dieser Schall mir wieder einen Schmerz verursachen sollte. Doch Viva la Patria!

Alle Offiziere. Viva la Patria! Muerte a los Tiranos!

*) Die romantischen Abenteuer der Gemahlin Arismendi's sind in ganz Südamerika bekannt, und bilden den Stoff mancher Ballade. Sie wurde von den Spaniern unter Murillo, als er La Marguerita belagerte, im Bade gefangen genommen, nach Cadiz gesendet, im Galeerensklavengefängniß eingekerkert, entfloh daraus als englischer Matrose verkleidet und gelangte endlich nach tausenderlei Gefahren wieder zu ihrer Familie, starb aber bald darauf als ein Opfer der Furcht und der Leiden, die sie ausgestanden hatte.

**) Buchstäblich wahr. Das Benehmen Laborde's bei dieser Gelegenheit ist und wird noch lange ein Räthsel bleiben. Man muß zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß der columbische Schaz damals in zu elendem Zustande war, als daß man hätte glauben sollen, er sey bestochen worden. Wahrscheinlich muß man den Grund dieses Ereignisses in den ewigen Befehlen und Gegenbefehlen und den unaufhörlichen Intriken der Mitglieder des damaligen spanischen Kabinetes suchen.

***) Gusano de Espana, einen spanischen Wurm, nannte man spottweise in Venezuela die Mönche.

Vermischte Nachrichten.

Auch Italien hatte seinen Pater Abraham a Sancta Clara, Barlette, ein neapolitanischer Mönch, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in hohem Rufe stand, und der Vater des *neuen italienischen* Wortes: *barlettare* ist, da von ihm als Sprüchwort ging: „Non sa predicare chi non sa barlettare“ — forderte eines Tags seine Gemeinde zur Erfüllung der Werke christlicher Liebe mit den Worten auf: „Vos quaeritis a me, fratres carissimi, quomodo itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii — Dando — Dando — Dando!“

Unter den Aerzten in London herrscht ein gewaltiger Streit, ob die dort vorgekommenen Erkrankungs- und Sterbefälle von der asiatischen Cholera herrühren oder nicht. Aerzte, welche diese Krankheit in Ostindien zu beobachten Gelegenheit hatten, widerstreiten es hartnäckig in den „Times,“ eine andere ärztliche Partei in dem medizinischen Journal „The Lancet“ geht ihnen mit scharfen Waffen zu Leibe. Erstere stüzen sich insbesondere auf den langsamen Fortgang, den die Krankheit genommen hat. Dagegen weist die Lancet auf die Geschichte der Epidemie von 1665 hin, an der im Dezember 1664 nur zwei Männer in Long Acre starben, während nur einzelne Fälle auch im Februar, März und Mai des folgenden Jahres vorkamen, und zwar nur zerstreut in den Vorstädten. Erst Mitte Julius näherte sie sich der City von Osten her, aber noch waren hier nur erst 28 erkrankt, und in Southwark nur 19, während in St. Giles und St. Martin's in the Fields allein in einer Woche 421 starben. Im September hatte die Krankheit ihre höchste Spize erreicht, und es starben in und außer der City wöchentlich vier Wochen lang 10,000 Individuen, so daß London einer verödeten Stadt ähnlich wurde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 81. 21 März 1832.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung.)

Nun rückte mit dem Ende März auch das Ende des Winters heran, und da in den vier verflossenen Wochen die polnische Armee durch neue Truppen Zuwachs erhalten, und die alten, die den Februarfeldzug so rühmlich gemacht, sich erholt hatten, und verstärkt worden waren; als alle Friedensvorschläge scheiterten, und das Lautwerden derselben Skrzynezki in der öffentlichen Meinung beim Volke wie beim Heere in schlimmen Ruf brachte; als diese Unthätigkeit mit Ehren nicht länger fortgesetzt werden konnte, und endlich der Generalquartiermeister Prondzinski den Generalissimus immer mit neuen Planen zum Feldzuge drängte; *) so wurde dieser endlich durch das Zusammentreffen der Umstände gezwungen, jenem zu folgen, und es fand in den ersten Tagen Aprils **) der berühmte Ausfall im Rücken der feindlichen Armee statt, der durch die Siege über die Generale Rosen und Geismar bei Wawre und Dembe Wielkie gekrönt wurde, und welcher die mißvergnügte Stimmung gegen Skrzynezki natürlich unterdrückte. Diese glückliche Ausführung von Prondzinski's kühnem Plan erfüllte die Russen mit panischem Schrecken, und wenn die polnische Armee die der Natur jeder Revolution so geneigte Offensive unaufhaltsam verfolgt und rastlos ihre errungenen Vortheile benützt hätte, so wäre Diebitsch schon damals nach Litthauen zurückgedrängt worden. Aber unglücklicher Weise stimmte Dieß nicht mit der Natur des polnischen Befehlshabers überein; denn schon nach dem Angriffe bei Siedlce begann er mit der Hauptarmee sich auf eine Art Beobachtung zu beschränken, wollte keine Hauptschlacht liefern mit der Behauptung, er könne sie eben so gut verlieren als gewinnen, und in einem Briefe an den General Rybinski, der damals ein detachirtes Korps kommandirte, sprach er sich über sich selbst mit den Worten aus: „je ne suis pas entreprenant.“ So wurden nur theilweise durch die unter den Generalen Rybinski, Lubienski, Ramorino, Chrzanowski detaschirten Korps kleine Vortheile errungen, die jedoch den Kern der feindlichen Armee unangetastet ließen.

Indessen brach, schnell um sich greifend, der Aufstand in Litthauen aus; umsonst verlangte man dort Hülfe aus Polen, und da man sich aus Mangel an Waffen und regulärem Militär, auf eine Art Guerillaskrieg beschränken mußte, so wurde es dem Großfürsten Michael sehr leicht, mit den aus Petersburg herbeieilenden Garden, durch Litthauen in das Königreich Polen einzurücken. Um seine Vereinigung mit der Hauptarmee zu hindern, entwarf General Prondzinski einen gigantischen Plan, der dem ersten Militärgenie Ehre gemacht hätte; der aber um zu gelingen mit napoleonischer Schnelle und Genauigkeit ausgeführt werden mußte. Er maskirte nämlich die Bewegung der Armee vor den Massen des Diebitsch durch Lubienski's kleines Korps, so daß der Russe die Hauptbewegung nicht durchdringen konnte, während er die ganze polnische Armee einen Flankenmarsch nördlich von Diebitsch machen ließ, und auf diese Weise die Garden vor sich herjagte, sie von Position zu Position treibend, und ihnen (z. B. bei Dlugosiodlo) bedeutende Verluste zufügend. In jenen Augenblicken waren die Polen den Russen auch an Zahl überlegen, und so schien es, daß nichts den Großfürsten Michael vor Vernichtung retten konnte. In mehreren Orten, wo man nach ihm die Stellungen besetzte, wurde erzählt, daß er mit seinem Generalstabe gänzlich den Kopf verloren habe, sich als verloren betrachtete, und aus Verzweiflung sich die Haare ausriß; denn nichts konnte der Schnelligkeit verglichen werden, mit der Skrzynezki die Ausführung des Plans begann. So wurden denn bei Radborrowo die Russen in die Enge getrieben, und da sie sich nicht mehr zurückziehen konnten, so glaubte die polnische Armee mit leichter Mühe nicht nur einen glänzenden Sieg zu erfechten, sondern auch die Garden vernichten zu können, wovon der moralische Eindruck auf den Rest der Russen, wie auf das ganze Land, von Folgen gewesen wäre, die man nicht berechnen konnte. Aber gerade am Ziel zögerte Skrzynezki, wie einem feindlichen Genius gehorchend. Nachdem er den schönen Marsch gemacht, hielt er mit weiterer Ausführung inne, als fürchte er sich selbst vor dem Ungeheuren des Unternehmens. Statt bei Radborrowo anzugreifen, wie ihn alle Offiziere fast auf den Knien baten, begnügte er sich mit einer Positionskanonade, die er auf den andern Tag verlängerte, zweck- und planlos die kostbare Zeit verlierend. Die in einer Richtung fortdauernde Kanonade, und ein unverzeihlicher Feh-

*) Prondzinski drohte endlich, er könne es nicht auf sich nehmen, nach Skrzynezki's Willen den berühmten Ausfall noch 14 Tage zu verschieben (was wahrscheinlich geschehen sollte, um den Russen Nachricht und Zeit zu geben) und daß er, würde man ihn diesesmal wieder zurückweisen, ans Publikum appelliren wolle.
A. d. V.

**) Eigentlich in der Nacht vom 31 März auf den ersten April.
A. d. R.

ler des Generals Uminski machten aber Diebitsch aufmerksam, und vermochten ihn, der Bewegung der Polen gegen die Garden zuvorzukommen; und plötzlich den ganzen Plan zu vereiteln. Eiligst machte er also eine Bewegung vorwärts, wovon benachrichtigt, Skrzynezki gezwungen war, sich mit derselben Eile zurückzuziehen, mit der er vorwärts gedrungen war, und ohne auf die Garden selbst einmal einen entscheidenden Streich zu führen, mußte er vor ihnen weichen, wurde bei Ostrolenka von der ganzen Armee nach ihrer Vereinigung mit Diebitsch ereilt, und zur Annahme jener unglücklichen Schlacht gezwungen, in der alle Vortheile sich auf Seiten der Russen befanden, und wo nur der polnischen Soldaten unbegränzter Muth die Stellung erhielt, und die Armee vor Vernichtung rettete.

Es ist wahr, daß Skrzynezki an jenem Tage zweimal mit dem Karabiner in der Hand die Infanterie anführte, daß er den größten Muth, als gewöhnlicher Soldat, zeigte; aber Dieß ist es nicht was man heutzutage von einem Feldherrn verlangt; er soll sich nicht dem Tode aussetzen, und ihn sogar, wie Skrzynezki es that, suchen, da das Loos einer auf ihm beruhenden Armee von seiner Erhaltung abhängt. Hier also gingen durch Skrzynezki's Mangel an festem Willen und Vertrauen die schönsten Militärplane zu Grunde; aber er führte auch nur, wie es die obengenannte Camarilla nannte, einen Ehrenkrieg, d. h. vor den Augen der Welt, um für die Ehre genug zu thun, während man nachher dem Kaiser „avec honneur" die Hand bieten könne; denn daß die Garden vor der Schlacht bei Ostrolenka vernichtet werden konnten, und daß dieses Ereigniß eine Niedergeschlagenheit im Hauptheere sowohl, wie im ganzen russischen Lande zur Folge gehabt hätte, unterliegt keinem Zweifel; jeder bei Radoborrowo gegenwärtige Soldat begriff es, und verlangte muthvoll den Befehl zum Angriff. Prondzinski frohlockte über die glückliche Ausführung seines kühnen Planes, nur Skrzynezki blieb kalt, beinahe moralisch muthlos im entscheidenden Augenblicke, und rechtfertigte wenigstens dadurch, was er früher über sich selbst Rybinski geschrieben hatte.

Die Schlacht bei Ostrolenka erschütterte der Soldaten Vertrauen zu den Talenten des Feldherrn; sie verloren die Ueberzeugung, daß sie unter seiner Führung unüberwindlich seyen. Das ganze Land, die ganze Nation, sah die Frucht von so vielen Anstrengungen und Opfern in einem Augenblicke verloren, alle durch zweimonatliche Siege errungenen Vortheile entrissen, und dieß Alles durch Uebermuth und Schwäche eines Einzelnen, der einer furchtsamen aristokratischen Partei mehr Gehör gab als den besten Rathschlägen.

Nach jenem fluchwürdigen Tage zogen sich die Polen in großer Unordnung nach Warschau zurück, und zum zweitenmale konnte man vor den Mauern dieser unglücklichen Stadt Diebitsch's stolze Schaaren erblicken. Skrzynezki gestand in dem an die Centralregierung gemachten Rapporte, daß der große Verlust einem durch ihn begangenen Fehler zuzuschreiben sey; er bemühte sich jedoch die Nachtheile dadurch vergessen zu machen, daß er behauptete, der Verlust der Russen sey um so bedeutender, da sie ihn nicht einmal verfolgen konnten. Auch wollte er die Abschneidung vom Gielgudschen Korps zu seiner Rechtfertigung brauchen; indem er und seine Anhänger kühn behaupteten, die Schlacht bei Ostrolenka und der ganze Marsch gegen die Garden sey nur deßhalb ausgeführt worden, um den General Gielgud nach Litthauen werfen zu können. Unter andern ließ Skrzynezki die Schuld auch auf den General Uminski fallen, und nahm ihm das Kommando, dessen er sich wohl durch seine Unfähigkeit nicht würdig gezeigt hatte, jedoch war nicht ihm die ganze Niederlage zuzuschreiben.

General Prondzynski, der Skrzynezki öffentlich anklagte, wurde dafür abgesetzt.

Was das Gielgudsche Korps anbetrifft, so ist es jetzt klar erwiesen, daß man vor der Schlacht nicht daran dachte, Gielgud oder irgend Jemand nach Litthauen abzusenden; und obwohl die Litthauer fortwährend Botschaften um Hülfe sandten, so wollte weder Skrzynezki noch seine Partei und Camarilla ernsthaft Litthauens Befreiung, ja Skrzynezki und Fürst Adam Czartoryski erklärten einmal bei den Berathungen der Regierung: „daß man den Aufstand in Litthauen und Wolhynien nur als eine Militärdiversion ansehen müsse und könne; und daß, nachdem man den Kampf in Polen „avec honneur" zu Ende gebracht habe, auch wohl noch für jene Provinzen eine Amnestie von dem Kaiser zu erhalten sey." Die Wahrheit dieser Ausdrücke können wir verbürgen, denn Jene gegen welche man solche Sprache führte, leben und sind immer bereit, durch ein Zeugniß die Glaubwürdigkeit zu bestätigen, denn fast unter ihren Augen wird Dieß geschrieben.

Dieß beweist aber auch, daß es jenen Personen mit Polens Befreiung und seiner Trennung von Rußland nie Ernst wurde, und daß die Gielgudsche Expedition nur ein Werk des Zufalls, aber nicht der Berechnung war. Und wirklich bekam Gielgud erst, nachdem er von Ostrolenka abgeschnitten war, den Befehl vorzurücken, und nach Litthauen zu gehen. Daß dieser durch die Nothwendigkeit beeilte Befehl nicht in frühern Berathungen seinen Ursprung hatte, oder haben konnte, beweist noch mehr, daß das Gielgudsche Korps gar nicht mit Waffentransporten und mit wenig Munition versehen war, zwei Sachen, um welche die Insurgenten am dringendsten baten. So bekräftigt auch die Wahl des Gielgud unsere Behauptung, da dieser als der Unfähigste und Kleinmüthigste in der Armee bekannt war, kein Zutrauen besaß, und folglich vernünftiger Weise nicht zum Führer eines Unternehmens gewählt werden konnte, das der ganzen Revolution den Ausschlag geben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Portugal folgte im Jahre 1820 dem Beispiele Spaniens; es war dazu reif genug. Der aufgeklärte Theil der Nation richtete am Ende des Krieges seinen Blick, wenn nicht auf eine gänzliche Umwälzung der Dinge, doch wenigstens auf eine Verbesserung der bis in den innersten Grund hinein verdorbenen Institutionen und der Verwaltung des Landes, während Jene, deren Vermögen während des Krieges gelitten hatten, den Frieden als den Vorläufer des wiederauflebenden Wohlstandes willkommen hießen. Beide Parteien wurden jämmerlich getäuscht. Inzwischen hofften Jene,

deren Vermögen durch die Plünderungen des Krieges zu Grunde gegangen war, und die ihr Blut in den Schlachten vergossen und ihre besten Lebensjahre in Kämpfen verschwendet hatten, von einer Revolution eine reiche Ernte zu ihrer Entschädigung. Es gab keine Macht im Staate, die die erwachten Leidenschaften im Zaume halten konnte, als die Geistlichkeit. Die Regentschaft war verachtet, und dieß mit Recht. Die Entfernung des Hofes und des Adels wurde bloß gespürt durch die Abgaben und Gülten, die sie aus ihrem Mutterlande zogen, um davon den mit scheelsüchtigen Augen betrachteten Glanz von Rio de Janeiro zu nähren. Das Landvolk war arm und schmachtete in Unterdrückung; die Müßiggänger der großen Städte waren lasterhaft und ohne Beschäftigung; die Richter der Bestechlichkeit ergeben; die Gemüther des Volkes überhaupt in Verwirrung und Unruhe. So ohne Moral, ohne Hof, ohne Adel, mit einem verachteten Ministerium, fand sich Portugal bereit, dem Anstoß einer nahen Revolution zu folgen, die nur durch die Geistlichkeit noch zurückgedämmt wurde; denn die Kriegszucht und Begeisterung jenes ruhmvollen Heeres, das die Invasion zurückgetrieben hatte, war dahin, und was der Mittelpunkt hätte werden sollen, um den sich die zerstreuten Elemente der Ordnung anschließen konnten, wurde die Achse der Anarchie. Niemand wird den wohlthätigen Einfluß des Marschall Beresford auf das portugiesische Heer in Abrede stellen wollen. Seine Disciplin schuf jene tapfern Schaaren, die damals, wo er ihre Befehle übernahm, wenig mehr als tapfere, aber schlecht bewaffnete Banden waren. Allein sein Eifer in der Disziplin führte ihn zu weit. Im Frieden sind die portugiesischen Regimenter gewohnt, nie ihre heimathlichen Bezirke zu verlassen; sie wurden hiedurch wenig mehr als eine Art stehender Lokalmiliz. Lord Beresford wollte dieses Nationalsystem ändern, und da er mit unerbittlicher Strenge ein neues Disciplinar-Strafgesetzbuch, das den Landesgewohnheiten entgegen war, einzuführen versuchte, und die Standquartiere der Regimenter häufig verändern ließ, was die Finanzen der schlecht und unordentlich bezahlten Offiziere und Soldaten zerrüttete, so machte er sich selbst besonders unpopulär. Seine englischen Landsleute unterstützten ihn kräftig in seinem Eifer. Allein hiedurch entfremdeten sie sich die Gemüther ihrer portugiesischen Waffenbrüder, mit denen sie so manchen heißen Tag zusammengefochten, so manches harte Feldlager getheilt hatten.

Lord Beresford's Versuch schlug gänzlich fehl, und diente nur, den Geist der Widerspänstigkeit und des Aufruhrs unter dem Heere zu verbreiten. So wurde der letzte Pfeiler gebrochen, auf den sich die öffentliche Macht hätte stützen können. Hiedurch trug er auch nicht wenig dazu bei, den Einfluß Englands auf die inneren Angelegenheiten Portugals zu schwächen; während er durch jene Desorganisation des Heeres den Grund legte zu jenem Labyrinth von Verschwörungen, unter denen Portugal bis auf diese Stunde seufzt.

Die Lage der Dinge konnte nicht lange so bleiben. Der Despotismus des Nachbarstaates war seinem Falle nahe. Lord Beresford sah die drohende Gefahr, als es zu spät war. Er schiffte sich nach Rio de Janeiro ein, um eine Bewilligung so lang verschobener Reformen auszuwirken, während man schon mit bewaffneter Hand sie zu fordern bereit stand. Die Mine war gegraben, ein Funke entzündete sie. Am 23 August 1820 ließen ein Obrist und einige Offiziere in Oporto den Ruf der Freiheit hören, dem sogleich die ganze Stadt beistimmte, worauf eine Junta eingesetzt wurde. Die Regentschaft in Lissabon machte einige schwache Versuche, Widerstand zu leisten, und da sie die Unpopularität des Lords Beresford und der englischen Offiziere kannte, so entließ sie dieselben aus dem Dienste. Dieser Entschluß war von geringer Wirkung; die Gesinnungen des Heeres hatten sich eben so geändert als seine Disciplin, und am 18 September, drei Wochen nach dem ersten Ausbruche der Insurrektion in Oporto, führte ein Offizier seine Soldaten auf einen der Hauptplätze von Lissabon, und rief ungehindert die Konstitution aus. Mit begeistertem Zurufe wurde die neue Ordnung der Dinge ohne Widerspruch angenommen, und in wenigen Stunden hatte die Regentschaft aufgehört zu seyn. Kein Widerstand wurde versucht, und nicht ein einziges Menschenleben geopfert. Die Cortes versammelten sich, und nachdem sie eine unpraktische Verfassung entworfen hatten, schlugen sie einen Weg ein, der so voll thörichter Mißgriffe in den Regierungsgeschäften war, daß sie sich alle Parteien entfremdeten. Inzwischen war die Revolution auch über den atlantischen Ocean geeilt. Johann VI zog keine Lehre aus dem Sturz seiner Macht in Europa. Vergebens ermahnte ihn der Graf Palmella, dem erwachenden Verlangen nach zeitgemäßen Verbesserungen mit Nachgiebigkeit und Mäßigung entgegen zu kommen. Der schwache alte Mann faßte den Entschluß, stark zu seyn, und eine zweite Revolution trieb ihn von Rio de Janeiro über das Meer, um den kenntnißlosen und übermüthigen Cortes sich beugen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Tongatabu.

(Aus Bennets Tagbuch.)

Am 26 Julius 1829 waren wir im Angesicht Tongatabu's, der größten unter den Freundschaftsinseln. Die schon weit vorgerückte Zeit und die schwierige Einfahrt erlaubten uns nicht, in die Bai einzulaufen, und wir lavirten bis den andern Morgen. Die schönste und malerischste Scenerie that sich vor unsern Blicken auf, als wir im Hafen waren, dessen Eingang durch eine große Menge zerstreut liegender Inselchen und nahe unter der Wasserfläche liegender Riffe sehr verengt, und mit großer Gefahr verbunden ist. Nachdem wir den Hafen in seiner ganzen Länge durchschnitten hatten, fanden wir zwischen seinem Ufer und dem Gestade der Insel Ceylon große Aehnlichkeit, und sahen von allen Seiten die Wohnungen der Eingebornen zwischen Kokosnuß- und andern Bäumen, die hier herum im Ueberfluß wachsen, hervorblicken.

Ungefähr eine Meile vom Ufer warfen wir Anker, und gleich darauf sahen wir auch mehrere Kanoes von zierlichen Formen auf unser Schiff zusteuern. In wenigen Augenblicken waren wir von einer Menge Eingebornen umringt, die verschiedene Gegenstände zum Tauschhandel brachten. Die Einwohner von Tongatabu schienen mir im Allgemeinen wohlgewachsene Leute, ihre Formen verrathen Muskelkraft und ihre Gesichtszüge sind regelmäßig; sie tragen lange Haare und lassen dieselben auf die Schultern herabfallen; manchmal binden sie dieselben auch auf dem Wirbel in einen Büschel zusammen. Ihre Hautfarbe ist größtentheils kupferroth; einige sind jedoch auch sehr schwarz und haben krause Haare, was man ohne Zweifel der Mischung mit den Eingebornen der Fidschi-Inseln zuschreiben muß; denn beide Völkerschaften leben im besten Einverständniß, und wir lernten in Tongatabu einen Häuptling kennen, der die Sprache von Fidschi reden konnte. Die Häuptlinge sind außerordentlich wohlbeleibt, aber dennoch sehr schöne Männer. Starke Korpulenz ist unter der dortigen Aristokratie allgemein vorherrschend, und man kann sagen, daß sie als ein Zeichen der Würde betrachtet wird. Herr Jonnes, der von

ungewöhnlicher Wohlbeleibtheit war, wurde zu Tongatabu und auf allen polynesischen Inseln, als unser Befehlshaber betrachtet, und man erwies ihm stets größere Verehrung, als unsrem ersten Kapitän, der mager und mittlerer Größe war. Die Frauen sind im Ganzen schüchtern, züchtig und schön. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen Leibrock von inländischem Tuch, der um die Hüften befestigt bis zum Knöchel hinabreicht. Der obere Theil des Leibes bleibt stets nackt. Auch die Hautfarbe der Weiber ist im Ganzen kupferroth; sie reiben den Leib mit Kokosnußöl ein, das sie mit Sandelholz oder wohlriechenden Blumen, wie Jasmin, Hnni, Tnto u. s. w., die dort einheimisch sind, parfümiren. Das Sandelholz erhalten sie aus den Fidschi-Inseln. Die Weiber tragen das Haar sehr kurz; was ihrer Schönheit Eintrag thut, vorzüglich in unsren Augen, die an die Locken und Zöpfe gewöhnt sind, mit denen die Europäerinnen ihren Gesichtern so großen Reiz zu geben wissen. Gewöhnlich schmücken sie sich auch mit Kalafas, oder Sträußen von Blumen, die einen köstlichen Duft verbreiten. Diese befestigen sie an ihren nackten Hals, oder setzen sie als Kränze gewunden reizvoll auf das Haupt. Die Frauen pflegen die Fremden mit dergleichen Blumensträußen zu schmücken, und stets gehen sie bei der Anordnung der Blumen, die sie zu einem Strauße binden, mit Geschmack und sinniger Auswahl zu Werke.

Die Herrn Turner und Croß, die sich auf dieser Insel als Missionäre niedergelassen haben, besuchten uns bald darauf, nachdem wir Anker geworfen hatten. Auch der König der Insel, Namens Tubu, kam an Bord. Seine Haltung und sein Benehmen war voll Würde, und Güte sprach sich auf allen Zügen seines Gesichtes aus. Er war sehr dick, aber sein Wuchs stand mit seiner Wohlbeleibtheit im Verhältniß. Sein Anzug bestand aus einem einfachen weißen Hemde und aus einem kleinen Rocke von inländischem Zeuge, der um die Lenden geschlagen war. Tubu erzählte uns, daß die Schaluppe „der Satellite,“ unter Kapitän Lewis, einige Zeit zuvor seine Insel besucht habe, und daß er mit der Aufnahme und den Ehrenbezeugungen, die ihm von diesem Offizier bewiesen worden, sehr zufrieden gewesen sey. Bei seiner Ankunft auf der Schaluppe war er nämlich mit sieben Kanonenschüssen empfangen worden, auch hatte der Kapitän alle seine Soldaten auf dem Verdecke ausrücken lassen. Der Satellite, setzte der König hinzu, sey das einzige Kriegsschiff gewesen, das seit Kapitän Cooks Zeiten, vor Tongatabu erschienen.

Ich begab mich mit den Missionären ans Land. Auf unserem Weg durch dasselbe bemerkte ich, daß die Wohnungen der Eingebornen von einander entfernt liegen; wobei jedes Haus mit einem Zaun umhägt ist, der auch den Garten einschließt, der mit Bäumen aller Art, vorzüglich mit Kokosnußbäumen und exotischen Küchenkräutern bepflanzt ist. Der Papagaibaum (Carica papaya) ist von der größten Schönheit, aber die Eingebornen benützen seine Früchte nur als Futter für die Schweine. Ich bemerkte, daß die Blätter von einer Menge Kokosnußbäumen durch eine Art Moskitos von grüner Farbe zerfressen waren. Dieses Insekt richtet große Verheerungen an. Das Pflanzenreich schien mir äußerst reich, der Hibiscus liliaceus oder Fau, in voller Blüthe; der Aleurites tribola oder Kerzenbaum, von den Eingebornen Tuitui genannt, wuchsen überall in Fülle.

Ich begleitete die Missionäre in ihre Wohnung, neben der zunächst sich die kleine Missionskapelle befindet. Die Wohngebäude der Missionäre sind von Holz, wie die der Eingebornen, und enthalten mehrere Zimmer, die durch Scheidewände von Schilfrohr von einander getrennt sind. Das Dach ist mit Pandanen oder Kokosnußblättern gedeckt. Auch kleine Fenster sind in diesen Gebäuden angebracht, die überhaupt so bequem und wohnlich als möglich eingerichtet sind. Die Herren Turner und Croß beschwerten sich übrigens über die Feuchtigkeit ihrer Häuschen; die Matten, die den Fußboden bedeckten, halfen diesem Uebelstande nur wenig ab. Das Klima der Insel ist außerdem ungesund, woran vorzüglich der Mangel an gutem Wasser schuld seyn mag.

Begierig, die Bodenerzeugnisse des Landes näher kennen zu lernen, machte ich am 27 Julius einen Ausflug in das Innere der Insel. Die Wege waren schmale Fußpfade, die Vegetation fand ich allerorten prachtvoll. Der Taro, Pisang, das virginische Arum wachsen hier wild, wie der Chi (Dracaena terminalis), der Papiermaulbeerbaum (broussonetia papyrifera) und der Kava oder Ava (piper methisticum.) Der Chi wird auf den meisten polynesischen Inseln bloß wegen seiner Wurzel, die sehr zuckerhaltig ist, angebaut. Wenn man diese vierundzwanzig Stunden den Wirkungen des Dampfes aussetzt, so schmecken sie wie Zuckerrohr. Auf der Insel Taheiti bereitet man aus den Blättern des Chi gebranntes Wasser, auch gewähren dieselben sorgfältig auf Haufen gelegt und in Bündeln zusammengerollt, ein treffliches Viehfutter. Dieser Umstand muß für Seefahrer wichtig seyn, die sich in Gegenden befinden, wo der Chi häufig, Gras aber selten ist. Der Papiermaulbeerbaum wird hauptsächlich wegen seiner Rinde gezogen, aus der das inländische Tuch bereitet wird. Die Eingebornen nennen ihn „Hiapo“ und die daraus verfertigten Stoffe „Ugiata.“ Man läßt diesen Baum selten über zehn oder zwölf Fuß hoch werden; sein Stamm ist dünn, und die Rinde wird abgeschält, wenn der Baum ein Jahr alt ist. Das Werkzeug, dessen man sich hiezu bedient, heißt Aite. Von der Kava oder Ava wird ein großer Verbrauch für Getränkbereitung gemacht. Es gibt zwei Arten der Ava; die eine wird gezogen, die andere wächst wild. Beide Arten unterscheiden sich von einander durch die Blätter. Die Wurzel der wilden Ava wird nicht benützt. In Zeiten der Hungersnoth ißt man auch die Wurzel des Kabba oder virginischen Arums; auch die Frucht des Hui oder Convolvulus brasiliensis, eine Schlingpflanze, deren Frucht einige Aehnlichkeit mit der Kartoffel hat, wird gegessen. Die Frucht der Morinda citrifolia oder des Nono dient gleichfalls den Eingebornen als Nahrungsmittel; man muß sie jedoch einige Tage in Wasser einweichen, um ihr den bittern Geschmack zu nehmen. Der Pandanus odoratissimus (Pango von den Eingebornen genannt) prangt in Ueberfluß in der Nähe des Meeres mit seinen schönen goldgelben Früchten; seine Blätter bilden ein undurchdringliches Schirmdach und dienen zur Verfertigung der gewöhnlichen Matten. Die Missionäre haben neben ihrer Wohnung sorgfältig gepflegte Gärten, wo sie eine große Menge europäischer Gewächse acclimatisirt haben; nur die Bohnen wollten nicht gedeihen. Die Wohnungen der Eingebornen gewähren einen niedlichen Anblick; sie sind von Holz, von dünnen Stäben und Schilfrohr getragen und mit Pandanenblättern gedeckt. Es herrschte in diesen Wohnungen die größte Reinlichkeit; der Boden ist mit Matten bedeckt, und das Dach neigt sich so tief herab, daß man sich beim Eingang bücken muß. Inwendig sind sie ziemlich hoch. Des Nachts pflegt man die Wohnungen mit Kokosnußblättern zu verschließen. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Bologna berichtet, ein bemerkenswerthes Phänomen sey vor dem letzten Erdbeben in Foligno und der Umgegend von einem Landmanne in Canara beobachtet worden. Als er kurz vor den ersten Stößen aus einem tiefen Brunnen Wasser schöpfen wollte, fand er dieses bis zum Rande emporgestiegen, während die Furchen umliegender Felder mit trübem Wasser angefüllt waren. Wenige Augenblicke darauf spürte er die ersten Erschütterungen. Als er später wieder zum Brunnen zurückkehrte, fand er ihn ganz ausgetrocknet. Auch die Felder waren wieder vom Wasser entleert und zeigten tiefe Risse. Diese Erscheinung ist schon wiederholt bei Erdbeben beobachtet worden, wie z. B. bei dem von Lissabon im Jahre 1755, wo man bis in die Schweiz hieraus eine ungewöhnliche Bewegung in den Seen, Flüssen und Brunnen bemerkte.

Der erste Wagen für Reisende auf einer Eisenbahn in Frankreich ist am 1 März von St. Etienne abgegangen. Dieser Wagen, der wie ein Omnibus gebaut ist, hat eine doppelte Konstruktion. Von St. Etienne aus bis an einen Ort, La Terrasse genannt, wo die Eisenbahn vorbeigeht, fährt der Wagen auf gewöhnlicher Heerstraße. Dort wird er mittelst eines Kranichs in die Höhe gezogen und ihm binnen fünf Minuten ein für die Eisenbahn eingerichtetes Gestell untergeschoben. Von hier aus reicht die Eisenbahn bis ans Ufer der Loire, wo der Wagen wieder, auf die schon bemerkte Weise, auf ein gewöhnliches Gestell geladen und bis Monthrison gefahrt wird. — Inzwischen wird an der Vollendung der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne thätig gearbeitet. Auf dieser werden dann Dampfwagen in Gang gebracht und so diese beiden großen Manufakturstädte mit einander in eine Verbindung gesetzt werden, durch die man einen jetzt achtbis neunstündigen Weg in zwei bis drei Stunden zurücklegen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 82. 22 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

4. Der Nau Rose oder Neujahrstag.

Der Nau Rose ist eines der wichtigeren Feste unter den Moslemin. Der Jahresanfang ist bei ihnen genau die Zeit, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, und wird von Astronomen, die im Dienste der Großen in den Städten sind, bestimmt. Die Bequemlichkeit der Kalender entbehrt man hier ganz; die Farbe der Kleidung, die man an diesem Feste trägt, richtet sich nach der Stunde, in welcher die Sonne in jenes Zeichen tritt, geschieht Dieß um Mitternacht, so ist die Farbe dunkelbraun, fast schwarz, um Mittag aber das schönste Karmoisinroth. Tritt die Sonne zu einer andern Stunde in das Zeichen des Widders, so richtet sich die dunklere oder hellere Schattirung der Farbe nach dem Umstand, ob die Stunde dem Mittag oder der Mitternacht näher ist, und diese Farbe wird dann von Allen, vom König bis zum geringsten Unterthan der Stadt, getragen. Der König sitzt im Prachtgewand auf dem Thron, und empfängt die Glückwünsche und „Nuzzas" seines Adels, seiner Hofleute und Vasallen. „Mabaaruhk Nau Rose," möge das neue Jahr glücklich seyn, ist der Wunsch, mit dem alle Klassen sich begrüßen, und der König selbst geht mit gutem Beispiele voran. Der Tag wird mit Vergnügungen hingebracht, ein öffentliches Frühstück im Palaste eingenommen, Geschenke geschickt, Besuche gewechselt u. s. w. Die Schüsseln mit den Geschenken für die Freunde werden oft schon einige Tage vorher geschmackvoll zugerichtet; Eier werden hart gesotten, mit Farben nach Art unsrer bunten Papiere, oder mit Figuren und Devisen bemalt, auch wohl vergoldet, und jede Frau entwickelt bei Bereitung dieser Neujahrs-Eier ihren eigenen Geschmack. Alle Sorten von getrockneten Früchten, Nüssen, Konfekt und Kuchen gehören zu den nöthigsten Artikeln, die man zu Geschenken an diesem Tage bedarf; diese Gegenstände werden auf kleinen irdenen versilberten Schüsseln geordnet, die mit gefärbtem Papier, das auf mannichfaltige Weise ausgeschnitten ist, belegt sind. Junge Leute warten auf solche Geschenke mit fast kindlicher Ungeduld; die Frauen wetteifern mit einander, sowohl in Bereitung der Leckereien als auch in der geschmackvollsten Anordnung der Geschenke. Die religiösen Gesellschaften lesen Gebete in ihren Familienzirkeln, und halten es für Pflicht das Neue Jahr mit Gebeten und Lobgesängen zu beginnen. Weiß man, daß der Nau Rose während des Tages eintritt, so erwarten die Frauen diesen Zeitpunkt mit einer frischgepflückten Rose in der Hand, die sie mit niedergeschlagenen Augen in ein Bassin mit Wasser werfen. Sie behaupten, diese Rose kehre sich von selbst nach der Sonne, wenn sie in das Zeichen des Widders tritt; ich habe sie oft bei dieser Beschäftigung getroffen, doch habe ich nie gesehen, daß ihre Vorhersagung in Erfüllung gegangen wäre.

* * *

5. Die Najumih.

Die Najumih, Männer, die gewöhnlich nicht ohne Kenntnisse sind, standen seit dem Tode Mohammeds, wegen ihrer vermeintlichen Geschicklichkeit in der Astrologie, bei den Moslemin zu allen Zeiten in größerem oder geringerem Ansehen; ich sollte zwar hier wohl beifügen, vorzüglich bei denen, deren Herzen mehr der Welt und ihren Eitelkeiten, als der Furcht Gottes ergeben sind, denn der wahrhaft Religiöse erkennt die Unhaltbarkeit der Astrologie. Der Einfluß, den ein solcher Najum in den Häusern vieler Großen in Indien übt, ist merkwürdig: in jedem, wo ein solcher Müßiggänger unterhalten wird, ist er das Orakel, das man bei jeder Gelegenheit, bei den wichtigsten sowohl als auch bei den geringfügigsten Vorfällen, um Rath fragt. Ich kenne Viele, die mit wahrhaft kindischer Unterwürfigkeit den Rath der Najumih selbst dann befolgen, wenn ihre eigene bessere Ueberzeugung ihm widerspricht. Wenn der Najum sagt, es ist dem Nuwab Sahib nicht heilsam zu essen, zu trinken, zu schlafen, Medicin zu nehmen, von Hause wegzugehen, ein Geschenk zu geben, zu empfangen, oder irgend eine andere Handlung zu begehen, bei welcher die eigene Vernunft doch am besten zu entscheiden vermag, so heißt es: der Najum hat es gesagt und der Najum muß Recht haben. Der Najum kann in der Familie, die unter seinem Einfluß steht, nach Gefallen Einigkeit oder Zwietracht herrschen machen, und so leben viele Häuser, deren Häupter so schwach sind, von den trügerischen Einflüsterungen eines schlechten Menschen sich leiten zu lassen, in Feindschaft mit einander.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung.)

Gielgud's Ankunft in Litthauen that den größten Schaden — denn abgesehen von den Fehlern, mit denen er jeden seiner Schritte

ohne Ausnahme bezeichnete, und deren Auseinandersetzung nicht hierher gehört, so hatte sie den allgemeinen Nachtheil, daß die Litthauer, welche bisher die Lage ihres Terrains benutzend, einen sehr vortheilhaften Guerillaskrieg geführt, und den Russen bedeutenden Schaden zugefügt hatten, ohne sich einer Gefahr auszusetzen — ohne ihre Zahl dem Feinde wissen zu lassen, die ihm deßwegen noch furchtbarer und größer erschien, und ihn zwang auf vielen Punkten bedeutende Heeresabtheilungen zu haben, um die bedrohten Kommunikationen zu schützen, — jetzt beim Erscheinen Gielgud's aus ihren Verstecken in das offene Feld herausgeführt wurden. Was konnten sie aber gegen bewaffnete, wohl organisirte und mit zahlreicher Artillerie versehene Truppen ausrichten? — Sie, halb bewaffnet, mit Flinten und Sensen versehen, ohne Ordnung unter einem ganz unfähigen Anführer wie Gielgud, oder unter fähigen, aber mißmuthigen wie Chlapowski, was konnten sie mit dem größten Muthe ausrichten!

Kehren wir aber zu Skrzynezki's, und seiner zersprengten Schaaren Ankunft in Warschau zurück. Es war ganz natürlich, daß seine Feldherrentalente sehr zweideutig erscheinen mußten, und er vielleicht einer starken Reaktion nicht zu widerstehen vermögen würde. Dieß sehend fing die Camarilla-Partei nun an, bei der Gutmüthigkeit der Massen die Zerknirschung Skrzynezki's und seinen Gemüthsadel, der sich im Geständnisse seiner Fehler offenbarte, in den Himmel zu erheben, und setzte es bei dem schwachen Reichstage durch, daß man ihm eine Danksagung für die verlorne Schlacht, und daß er noch nicht an des Vaterlandes Rettung verzweifle, überreichte. So bemühten sie sich, „de resserrer le liens qui l'unissent à la nation" wie sie sich ausdrückten, was sie auch wirklich erreichten. Von allen Seiten bemühte sich die Aristokratie Skrzynezki als die einzige Stütze Polens darzustellen; aber nicht mehr um den Kampf zu führen, sondern, wie Skrzynezki sich ausdrückte: „das vaterländische Schiff gefahrlos in den Hafen zu führen." Diese Ansicht theilte seine ganze Camarilla, alle ihre zahlreichen Anhänger, beinahe alle Generale, deren durch Skrzynezki geschaffene Zahl sich auf 110 belief, ferner Alle, die als Obersten unter russischer Regierung bei Administration der Regimenter bedeutendes Vermögen gesammelt hatten; da ihnen nun die Revolution höhere Grade verliehen, so dachten sie nur an Unterhandlungen, um dadurch möglichst in den ruhigen Genuß des Erworbenen zu kommen, wobei sie zugleich hofften, der Kaiser werde ihnen die Generalepaulettes erhalten. Deßhalb hörte man sie gewöhnlich, wie Mühlberg sagen: „Was nutzt es, wenn wir auch über diese Truppen siegen, der Kaiser wird neue senden." So schrieb General Skarzynski an einen russischen General, der seine Güter besetzte: er möge diese schonen, und er werde sich dankbar dafür erweisen. Welcher Art aber diese Dankbarkeit seyn konnte, wird leicht zu errathen seyn.

Diesen vereinigten Ansichten, diesem Streben nach Frieden und Unterwerfung, standen etliche Mitglieder, bei der aus fünf Personen bestehenden Nationalregierung im Wege — dann die sogenannte revolutionäre Partei, oder die Klubbisten, das heißt: die aufgeklärte, am besten denkende Jugend, die Journalisten und die Ehrlichkeit und Geradheit der Kammer, welche durch ihre Gutmüthigkeit ein leichtes Spielwerk der Aristokraten und Intriganten war, deren Gewebe sie zwar nicht klug genug war, zu durchschauen, aber gerade durch ihre Ehrlichkeit zerreißen konnte.

Um alle diese Hindernisse hinwegzuräumen, um die einen zum Schweigen zu bringen, die andern zu hintergehen, mußte man zur unumschränkten Gewalt gelangen, und darauf richtete nach einer verlorenen Schlacht, kräftig durch seine Faktion unterstützt, Skrzynezki sein Augenmerk. In einer Hinsicht warf er jetzt ganz die Maske ab, und verhehlte seine aristokratischen Gesinnungen nicht mehr. Sein zahlreicher aus 150 Adjutanten bestehender Stab, war nur für die betitelte Jugend offen. Seine Umgebung war glänzend durch glänzende Stammbäume und glänzende Unfähigkeit. Den berühmten Wysozki, Urheber der Revolution, und Nabielack, welcher an der Spitze der jungen Leute, den 29 November ins Belvedere eindrang, und die beide bei Skrzynezki als Adjutanten angestellt waren, verabschiedete er mit der Behauptung, nicht Leute „de la basse extraction" um sich haben zu können.

Den schon früher von ihm in's Spiel gezogenen katholischen Pietismus begünstigte er immer mehr, schon früher hatte er den pariser Avenir zu seinem Organ erwählt. In Polen aber wollte er die Priester auf seine Seite ziehen, die noch einen ziemlichen Einfluß auf das Volk ausübten. Andrerseits war die Aristokratie diesem Pietismus auch gewogen, da sie befürchtete, im Falle des Gelingens der Revolution möchten sich Leute finden, die den Bauern begreiflich machen würden, daß Polens Unabhängigkeit nur durch die Anstrengungen der Massen errungen worden sey, und daß also auch ihnen Rechte und Eigenthum zuerkannt werden müßten. Auf diesen Fall wollte man etwa durch die Priester zur Antwort geben lassen, daß nur durch Hülfe der heil. Jungfrau oder irgend eines heiligen Schutzpatrons Alles geschehen sey. So ließ Skrzynezki die Regimenter fasten, beichten und beten, statt sie zu organisiren und gegen den Feind zu führen.

Nach allen diesen Vorbereitungen glaubte er und seine Leute den zur Obergewalt führenden, entscheidenden Schritt wagen zu dürfen, nämlich in der Kammer die Direktorialregierung anzuklagen, umzustürzen und an ihrer Stelle einen Regenten zu ernennen, der entweder Czartoryski oder eigentlicher Skrzynezki seyn sollte.

Dieß ging so weit, daß von einer Seite die Anhänger des Czartoryski bei seiner Mutter in Pulawy die Gesundheit Adam's I bei ihren Gastmahlen ausbrachten, und daß in Krakau die Skrzynezkischen auf das Wohl Johanns IV tranken; denn die Parteimänner dieser beiden dachten wohl daran, daß es sich um eine polnische Krone handle. Schon fing man an, in seinem Hauptquartiere, sich laut darüber auszusprechen, daß die jetzige Regierung nicht kräftig und energisch genug handle, und diesem Mangel an Festigkeit schrieb man alles Uebel zu, als wenn die verlorene Schlacht bei Ostrolenka, und das um Rache schreiende Blut der durch die Unfähigkeit des Feldherrn Gefallenen, der Regierung hätte zugerechnet werden können. Die aristokratische Partei machte überhaupt aus ihrer Ansicht, daß es zu Polens Rettung unumgänglich nöthig sey, die Obergewalt in die Hände eines Einzelnen niederzulegen, kein Hehl. Der zahlreiche Generalstab überschwemmte gleichsam Warschau und bemühte sich für diese Ansicht, Proselyten zu machen. Sie drohten, schmeichelten, machten Versprechungen und Anerbietungen;

so z. B. wurde dem Landboten Krysinski durch einen der Satelliten Skrzynezki's, Grafen Titus Dzialinski, die Finanzministerstelle im Falle einer Aenderung der Regierung, und ein Avancement für seine Söhne angeboten, wenn er diesem Plane sich günstig zeigen wolle. Dieß wurde auch bei Wolowski und andern versucht, jedoch überall abgeschlagen. Beim Reichstage unternahm der Graf Johann Ledochowski, ein Mann ohne politische Ueberzeugung, jedoch mit deklamatorischem Rednertalent und einer Stentorstimme begabt (mit der er im Stande war, an einem und demselben Tage mehrere, wenn auch widersprechende Projekte zu unterstützen, weil er keines begriffen, oder verstanden), nach einem in Skrzynezki's Lager gehaltenen Konventikel, den Angriff gegen die Regierung, die Klubisten, die Preßfreiheit ꝛc. Er wurde durch alle in der Kammer bekannten Intriganten, wie Swidzynski, Graf Malachowski, Marquis Wielopolski und mehrere andere, kräftig unterstützt; am meisten rechnete man jedoch auf den Einfluß des Reichstagsmarschalls Grafen Wladislaus Ostrowski, der durch seine Urbanität und, seinen mit Gewandtheit angenommenen Anstrich von Freiheitsliebe, sich den Ruf einer bedeutenden Popularität erworben hatte, die er jetzt, obgleich im Grunde eingefleischter Aristokrat, mit den schön klingenden Phrasen: Einigkeit, Ehre, Ordnung, Liebe ausschmückend, zu Gunsten der beabsichtigten Reform benützte; aber der honigsüße Mann wurde dießmal entdeckt, und bekam von den Patrioten den Namen eines „revolutionären Mystificators.“ Als Ledochowski es öffentlich aussprach, es sey der Wille und Wunsch Skrzynezki's, die Reform zu bewirken; so erfolgte die würdige Antwort eines Landboten Rembowski: „Wenn Skrzynezki seinen Willen von den Ufern der Dzwina oder des Borysthenes auf diese Art erklärte, so könnte er noch einiges Gehör finden, aber nicht wo der Feind, seiner selbst eingestandenen Fehler wegen, im Angesichte Warschaus lagere.“

Die damaligen Journale haben jene schmachvollen Umtriebe und Debatten ziemlich genau dargestellt, und wir begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß der Zweck dieser ganzen Verschwörung zur Reform, deren Haupt Skrzynezki war, durch des Grafen Roman Soltyks Ungeschicklichkeit plötzlich klar aufgedeckt ward; denn in der Landbotenkammer jenes abscheuliche Projekt vertheidigend, erklärte er, daß nur darin die einzige Möglichkeit eines friedlichen Vertrages mit dem Kaiser zu finden sey, daß man für die Ehre genug gethan habe, und daß es jetzt besser sey sich in Unterhandlungen einzulassen u. s. w. Bei der Abstimmung ward endlich der Ledochowskische Antrag verworfen, und jene ganze Faktion bedeckte sich mit Verachtung.

Skrzynezki und sein Anhang konnten ihre Wuth nicht verhehlen. Die Presse und die Patrioten, die am meisten zu jener Niederlage beigetragen hatten, wurden jetzt seiner Verfolgungen Ziel. Er erklärte sich als geschwornen Feind der Preßfreiheit, hetzte leichtgläubige, unwissende Offiziere gegen die Journalisten auf, und gab zu mehreren skandalösen Auftritten Anlaß. Er umgab sich immer mehr mit aristokratischen Sprößlingen, und ließ keinen von dunkler Herkunft das Heiligthum seiner Hallen entweihen. Alle höheren Militärposten ertheilte er jetzt nur solchen, welche sich durch niedrige Schmeicheleien in seine Gunst zu setzen wußten, und die als erklärte Gegner eines weitern Krieges bekannt waren. *)

*) Merkwürdig und besonders auffallend waren die Verfolgungen, welche er und sein adeliger Stab gegen die Ueberbleibsel des Dwernizkischen Korps ausübten. Es schien, als ob er Rache nehmen wollte für den unbefleckten Ruhm, den Dwernizki und seine Truppen sich erwarben. Vorzüglich sprach man damals viel über folgenden Vorfall: In einer Schlacht erbeuteten die Dwernizkischen die ganze Bagage und darunter eine sehr reiche Betkapelle der heiligen Jungfrau geweiht. Gewöhnlich war in solchen Fällen die Beute Eigenthum Dessen, der sie dem Feinde abgenommen, und so fiel jene Kapelle dem Oberstlieutenant Kozakowski zu. Ihr Reichthum aber machte Skrzynezki darnach lüstern. Er ließ Kozakowski die ganze Kapelle mit Gewalt abnehmen, theilte sie mit Czartoryski und Dzialinski, und erzwang durch den erstern, daß die schwache Regierung ihm jene Beute als Nationalgeschenk zuerkannte. So ließ er ein anderes Mal, als die Partisanen des Zaliwskischen Guerillas-Korps auf ihren Streifzügen auch reiche Bagage aufgefangen hatten, Mehrere arretiren, inquisitorialisch verhören und nach abgenommener Beute noch bestrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Tongatabu.

(Schluß.)

Bei einem am 28 Julius erneuerten Ausflug erstaunte ich von Neuem über die Fruchtbarkeit dieser merkwürdigen Insel. Die Ueppigkeit des Bodens gibt ihr die Gestalt eines wahren Gartens; man könnte auf ihr alle Tropengewächse, Baumwolle, Zucker, Indigo u. s. w. erzielen; nur das Einzige ist zu bedauern, daß man bis jetzt noch kein gutes Wasser aufzufinden im Stande war. Ohne Zweifel würde sich solches, wenn man tiefere Brunnen zu graben versuchte, vorfinden. Ich bereicherte mein Herbarium mit einigen Arten des Mangelbaumes (rhizophora), mit einem Gesträuch, das mit kleinen, sehr schönen rothen Blüthen bedeckt ist, und von den Eingebornen Hangorle genannt wird; ferner mit einer Frucht von der Größe einer Kokosnuß, die ein Baum, Lelilei genannt, trägt; es gibt Bäume dieser Art von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe und zehn Fuß Umfang. Die Frucht derselben wird nicht gegessen; aber man schätzt diese Bäume wegen ihres Holzes, das von rother Farbe, sehr hart ist und zur Verfertigung von Keulen und andern Waffen gebraucht wird. Ich kehrte zu unsrem Ankergrund auf einem Pfade zurück, der mit Bäumen bepflanzt war, deren ineinander verschlungene Zweige ein schattiges Schirmdach bildeten. Ich unterschied den Koka, einen Baum von geringer Höhe, welcher Trauben von dunkelrothen Beeren trägt. Die Rinde des Koka wird zur rothen Färbung der inländischen Zeuge verwendet. Indem ich diesen Pfad verfolgte, kam ich an einem Begräbnißplatze vorüber; einige Gräber desselben waren mit Korallen geschmückt, und über eines derselben hatte man ein kleines Haus errichtet, was ihm als Auszeichnung diente. Diese Grabstätte war auch von einer sehr schönen Akazie überschattet.

Ich begab mich an den Hof des Königs Tubu, wo ich Gelegenheit hatte, der Ceremonie beizuwohnen, welche statt findet, wenn man den Ava trinkt. Tubu war eben beschäftigt, die Huldigungen und Geschenke von den Häuptlingen einiger entlegenen Bezirke, sitzend in Empfang zu nehmen. Die Geschenke bestanden aus inländischen Zeugen, Bananen, Kavawurzeln u. s. w. Durch die Ueberreichung derselben drückten diese Häuptlinge ihre Anerkennung der Souveränetät Tubu's aus. Einer der Diener des Königs trug die Geschenke hinweg, ein Andrer brachte den Kava; man schloß einen Kreis um den König, der stets eine ernste und feierliche Haltung beibehielt; die Eingebornen vom zweiten Range bildeten einen Kreis hinter dem ersten. Die fremden Häuptlinge saßen, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, auf Matten von gemeinem Stoffe. Vor Einem der Häuptlinge wurden die Avawurzeln niedergelegt, die er zwei Dienern zum Zerschneiden übergab, wozu sie sich sehr scharf gemachter Stäbe bedienten. Hierauf vertheilte er die Stücke unter mehrere Anwe-

sende, die die Ava mit einer Muschel zu schaben begannen, und dann tüchtig kauten. Ein Anderer war inzwischen beschäftigt, das Gefäß herzurichten, in dem das Getränke bereitet werden sollte. Nachdem die Ava hinlänglich gekaut war, leerte man sie aus dem Mund in das bereitstehende Gefäß. Zu bemerken ist noch, daß man sorgfältig darauf achtet, daß keine von den Personen, die die Kavawurzel kauen, mit einer Krankheit behaftet sey. Das Gefäß, dessen man sich bei dieser Feierlichkeit bedient, ist von verschiedener Größe; das Holz, aus dem es bereitet ist, kömmt von den Fidschi-Inseln und wird Fahi genannt. Man verfertigte dergleichen Gefäße jedoch auch aus dem Holz des Letkleti. Gewöhnlich messen sie drei Fuß im Durchmesser, sind aber nicht sehr tief. Nachdem die gekaute Ava in das Gefäß ausgeleert war, stellte man es dem Könige vor, der nun das in Kokosnußschalen herbeigebrachte Wasser darüber gießen ließ. Das Wasser wurde nur nach und nach zugegossen, und Einer preßte im Gefäß den Saft der Ava aus, indem er sie mit beiden Händen knetete. Inzwischen bereitete man auch noch ein andres Getränke aus Pisangblättern. Bald darauf wurden Becher gebracht, und nachdem sie gefüllt waren, rief der Diener, der damit beauftragt war: „Die Kava ist in dem Becher.“ Hierauf sprach Einer der Häuptlinge den Namen des Königs aus, zu dessen Ehren das Fest veranstaltet worden war, und dieser schlug stark beide Hände zusammen, zum Zeichen seines Dankes. Gewöhnlich werden bei dieser Feierlichkeit auch Bananen vertheilt. Gern hätte ich den Kavatrank gekostet; allein da ich in Betracht der Zubereitungsart einigen Widerwillen dagegen zeigte, so ließ Tubu geschabte Kava bringen, und in einem kleinen Gefäße mit Wasser begießen; ich fand das Getränke von bitterem und leicht den Gaumen kitzelndem Geschmack. Solange die Zubereitung der Ava dauert, beobachten Alle ein feierliches Stillschweigen. Manchmal bleibt man lange beisammen, um dieses Getränke zu genießen, was übrigens von der Anzahl der Gäste abhängt. Dießmal waren unsrer nur dreißig zugegen.

Am 29 besuchte ich eine Gegend, die einen sehr malerischen Charakter hat, Maofanga genannt, den Begräbnißort der Häuptlinge. Tiefe Stille herrscht in dieser einsamen Gegend, und Bäume der Casuarina equisitifolia mit ihren zur Erde geneigten Zweigen vermehrten noch die feierliche Trauer, die über das Ganze verbreitet lag. Herr Turner erzählte uns, daß er erst neulich dem Begräbnisse der Frau eines Häuptlings beiwohnte, der dem Könige befreundet ist. Die Leiche, in Matten eingewickelt, wurde in einem Grabe beigesetzt, worin bereits schon einige ihrer Verwandten beerdigt lagen. Die Gruft wurde hierauf wieder mit einem Stein bedeckt, und einige Insulaner brachten in Körben Blumen und Sand, die man auf das Grab streute. Andere schnitten sich an demselben die Haare ab, und gaben durch Wehklagen und Schluchzen ihren tiefen Schmerz zu erkennen. Gewöhnlich erbaut man über diese Gräber kleine Häuschen. Die Begräbnißorte sind mit einem starken Zaun oder einer Mauer von Korallen umgeben; man unterhält sie mit vieler Sorgfalt, und sie gewähren einen anmuthigen Anblick. An fast allen Eingebornen von Tongatabu bemerkte ich eine sonderbare Verstümmlung am kleinen Finger der linken Hand, und bei manchen auch an beiden Händen. Den meisten dieser Insulaner fehlte nur das vorderste Glied, einigen zwei Glieder, manche hatten weder an der rechten noch an der linken Hand mehr eine Spur vom kleinen Finger. Ich ließ mir sagen, daß die Eingebornen die Gewohnheit haben, sich ein Fingerglied abzuschneiden, wenn sie von einer schweren Krankheit genesen sind, oder einen geliebten Verwandten, oder einen verehrten Häuptling durch den Tod verloren haben. Die abgeschnittenen Glieder weihen sie dem Geist des Landes als Opfer. Dieser abergläubische Gebrauch findet sich auch unter den Buschmännern im südlichen Afrika, wie Burchell berichtet. „Eine alte Frau des Stammes, sagt er in seinem Reisebericht, welche erfuhr, daß ich die genauesten Erkundigungen über die Sitten der Buschmänner einzuziehen bemüht war, kam zu mir und zeigte mir ihre Hände, indem sie mir bemerklich machte, daß sie zwei Glieder am kleinen Finger der rechten Hand und ein Glied an dem der linken Hand verloren habe. Diese Verstümmlung, fügte sie bei, habe sie zu drei verschiedenen Zeiten aus Betrübniß über den Tod ihrer drei Töchter vorgenommen. In der Folge betrachtete ich die Eingebornen mit mehr Aufmerksamkeit, wo ich dann fand, daß eine große Anzahl Weiber, und auch viele Männer auf dieselbe Weise verstümmelt waren, aber jederzeit nur am kleinen Finger, wahrscheinlich, weil man diesen am leichtesten entbehren kann.“

Auf Tongatabu befindet sich auch ein Asyl, Hufanga genannt. Ein zum Tode Verurtheilter findet hier einen unverletzlichen Zufluchtsort; sobald er einen Fuß in dieses Heiligthum gesetzt hat, wird er als eine geweihte Person betrachtet. Die Hufanga besteht aus einem kleinen Hause, das von einer Mauer umfangen ist; der Boden ringsumher ist mit Kies bedeckt und Baumreihen leiten zum Eingange.

Auf Bitten der Missionäre besuchte ich mehrere Erwachsene und Kinder, die mit Krankheiten behaftet waren. Leiden der Unterleibseingeweide schienen mir am häufigsten vorzukommen.

In der Nähe unsres Ankerplatzes wuchs die prächtige Futu oder Barringtonia in Ueberfluß. Der Frucht dieser Pflanze bedient man sich, um Fische zu tödten, eben so eines andern kleinen Gesträuches Kava hoho genannt. Die Eingebornen bedienen sich der Rinde der letztern auch, wenn die Kavawurzel selten ist; sie bereiten sie auf dieselbe Art wie die Kava zu, nur trinken sie davon weniger, da sie giftige Substanzen enthält.

Die Eingebornen wissen ihren Keulen geschmackvolle Formen zu geben. Die Frauen machen aus den biegsamen Zweigen des Kokosnußbaumes Kämme. Ihre musikalischen Instrumente sind das Fanghu fanghu; oder die mit den Nasellöchern geblasene Flöte, die Mimia, die Nafa oder Trommel, die aus einem Block ausgehöhlten Holzes besteht. — Von Gewürm trifft man auf Tongatabu Centipeden, eine sehr schöne grüne Eidechse, und mehrere andere Thiere dieser Gattung, eine Wasserschlange, die sich oft auf den Bäumen am Ufer des Meeres aufhält; sie ist von schöner blauer Farbe mit schwarzen Ringen um den Leib, und wird von den Eingebornen Takurari genannt.

Am 31 begleitete ich den Kapitän auf einem Besuche, der einem Häuptling Namens Fatu oder Palu galt, der im Bezirk von Takamatonga, ungefähr 15 (engl.) Meilen von unserm Ankerplatze, seinen Aufenthalt hatte. Fatu war nicht zu Hause, aber seine Frau und seine Tochter nahmen uns sehr höflich auf; letztere war sehr schön, Tubuahan genannt, und an den König von Wawau verlobt; ihr sehr schönes schwarzes Haar fiel auf die Schulter herab; doch ist den Weibern nur bis zu ihrer Vermählung so lange Haare zu tragen erlaubt. Während man uns eine Mahlzeit bereitete, machten wir einen Ausflug nach dem Innern der Insel und besuchten den heiligen Ort, wo, wie man glaubt, die Gottheit ihre Wohnung hat; diese besteht in einem Haus von baufälligem Aussehen, und von einem starken Zaun umgeben. In Tagen des Unglücks und der Leiden bringen die Eingebornen hieher ihre Opfer, und die ersten Früchte der Jahrszeit. Die vornehmsten Einwohner der Dörfer, die wir durchwanderten, brachten uns Kava, Ignams u. s. w. Jedes Dorf hat ein zur Aufnahme von Fremden bestimmtes Haus. Wir wurden von einer Menge Eingeborner begleitet, die uns Gewehre und Gepäcke trugen, und niemals bemerkten wir auch nur den geringsten Diebstahl. Tubuahan, die Tochter Palus, überreichte mir nach der Mahlzeit einen sehr schönen Blumenstrauß, indem sie mir sagte, er bestehe aus Hetala, Poa, Tetefa, Ohi, Langakali, Co, Ochi, Chiala, Huni und Pipiburi, lauter einheimische Blumen. Nachts breitete man für uns Matten auf den Boden, auf denen wir ziemlich angenehm schliefen. Am folgenden Morgen begaben wir uns wieder an Bord. Wenn ein Einwohner von niedrigerem Range die Frau oder Tochter eines Häuptlings besucht, so wie bevor man in ihrer Gegenwart zu speisen beginnt, erheischt es die Sitte, leise ihren Fuß zu berühren. Diese Gewohnheit wird auch auf den Inseln Hapai Wawau und Hamoa, oder der Schifferinsel-Gruppe, beobachtet. Dieses Zeichen der Verehrung wird auch den Häuptlingen erwiesen, und von diesen dem Tui oder Könige, dessen Brüdern oder Verwandten. Der Tui dagegen, so wie alle Häuptlinge, erweisen diese Ehrfurchtsbezeigung auch dem Großpriester, der meist ein großer Häuptling ist und größere Gewalt besitzt, als der Tui selbst.

Die Einwohner von Tongatabu bedienen sich doppelter Boote, die mit einer Plattform bedeckt sind, auf der sie ein kleines Haus errichten. Diese Kanoes fassen 150 bis 200 Menschen. Ich sah eines, das 96 engl. Fuß messen mochte. Gewöhnlich werden diese Boote auf den Fidschi-Inseln erbaut; da man auf Tongatabu kein dazu geeignetes Holz findet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 83. 23 März 1832.

Der General Skrzynezki.

(Fortsetzung und Schluß.)

Indessen starb Diebitsch, und Jedermann glaubte, die Polen würden die durch seinen Tod verursachte Verwirrung benützen, und mit erneuerter Kraft die durch Cholera und so viele Verluste geschwächten Russen angreifen. Alle Tage verlangten die bei Warschau gelagerten Polen den Befehl zum Vordringen. Umsonst — Skrzynezki beschäftigte sich mit Journalistenjagd, wie er es selbst nannte. Mit Thränen der Verzweiflung benetzte der patriotische Soldat seine unthätig ruhenden Waffen. Nichts konnte den Feldherrn zum Handeln bewegen. Endlich vermochte er es nicht, diese Ruhezeit mit Anstand zu verlängern. Die Truppen verließen das Lager — aber statt sie gegen den Feind zu führen, werden sie durch fortwährende Märsche und Kontremärsche in der größten Juniushitze und bei überall ausgebrochener Cholera, zweck- und planlos in einem kleinen Kreise herumgeführt, und vom Feind entfernt gehalten, da man nur ihre Demoralisation und Desorganisation bezweckte. Mehrere Tausende wurden in die Lazarethe gebracht. Dieß aber hatte auf die übrigen keinen Einfluß, mit Sehnsucht erwarteten sie den Tag, wo sie sich mit dem Feinde messen sollten. Etliche abgesonderte Korps waren in dieser Hinsicht glücklicher; aber da sie durch Verräther wie Jankowski, Bukowski und Andere angeführt waren, so fiel Alles zu Gunsten der Russen aus.

Nun kam auch Paskewitsch in dem russischen Lager an, und traf Anstalten über die Weichsel zu gehen, und den Krieg nach dem linken Ufer zu versetzen. Um Dieß zu bewerkstelligen, mußte er einen der gefährlichsten Flankenmärsche machen, auf schlechten Wegen mit einer so schmalen und lang ausgedehnten Linie, daß er, im Falle eines Angriffs von Seite der Polen, nirgends eine starke Fronte bieten konnte. Trotz dieser außerordentlichen Gefahr aber, wagt es der Russe dennoch; während alle seine Truppen überzeugt waren, daß sie in der Weichsel ihr Grab finden würden. Muthlos und mit Verzweiflung näherten sie sich jenem Uebergange, denn die Hauptmacht der Polen schien immer näher anzurücken. Keine Rettung schien der feindlichen Armee übrig zu bleiben, als ein Rückzug auf die preußische Gränze; aller Augen, aller Hoffnungen, aller Herzen wandten sich in diesem entscheidenden Augenblicke auf Skrzynezki. Er aber von seinem aristokratischen, hochadeligen Trosse umgeben, blieb allein kalt bei jenem allgemeinen Enthusiasmus, verzögerte von Tag zu Tage den alle Augenblicke versprochenen und von den muthigen Soldaten erwarteten Befehl zum Angriff, bis er so mit Vorspiegelungen die kostbare Zeit verschwendend, endlich die Nachricht erhielt, daß Paskewitsch richtig seinen Plan ausgeführt, und in einer Entfernung von 10 deutschen Meilen vom polnischen Hauptheere, also in ihrem Angesicht, den gefährlichen und mühsamen Flankenmarsch mit aller möglichen Bequemlichkeit und Zeit ausgeführt habe. Der Graf Eriwanski überschwemmte nun die Wojewodschaften, die den Krieg am meisten genährt hatten; und die unabsehbaren Ebenen von Cujawien waren um so mehr zur Entwicklung seiner Massen geeignet, als diese in den Wäldern und Morästen des rechten Weichselufers nicht mit demselben Erfolg operiren konnten. Die ganze polnische Armee, das ganze Volk, stieß einen Schrei des Entsetzens aus; denn kein Mensch, auch der gewöhnlichste, aber mit gesundem Menschenverstand raisonnirende Bauer, begriff, wie man einen so günstigen Moment unbenützt vorübergehen lassen konnte, um so mehr, da man bei den kleineren Abtheilungen, die der großen russischen Armee folgten, Dasselbe that, und auf diese Weise immer mehr und mehr die feindlichen Streitkräfte verstärken und konzentriren ließ.

Und doch wagte es Skrzynezki, als die erste Nachricht von dem kühnen Unternehmen des Paskewitsch im polnischen Lager bekannt ward, um seinem verrätherischen Zögern einen bessern Anstrich zu verschaffen, allen seinen Offizieren und vorzüglichen Anhängern ein Gastmahl zu geben, und dort bei sprudelndem Champagner, auf Paskewitschens Untergang einen Toast auszubringen, in den jeder leichtgläubige Pole freudig einstimmte, in seinem Vertrauen auch dadurch noch bestärkt, daß die damalige, bei Modlin genommene Position sich vorzüglich dazu eignete, durch die ganze polnische Armee auf beiden bedrohten Ufern eine durchgreifende und schnelle Operation zu bewerkstelligen.

Aber wie gesagt, trotz diesem Allem gingen die Russen ruhig über die Weichsel, und Schrecken und Erstaunen bemächtigte sich aller Polen. Das unerklärliche Verhalten Skrzynezki's fing an, strengen Unwillen, dann Mißtrauen, Anklagen und Vorwürfe zu erregen; die öffentliche Meinung forderte laut Rechenschaft und Erklärung über die Ursachen dieses unbegreiflichen Verfahrens. Die dienstfertige Camarilla erfand jedoch neue Gründe zur Entschuldigung. Der Reichstag konnte, trotz seiner Schläfrigkeit, jenes blinde Zutrauen, das er Skrzynezki geschenkt hatte, nicht verlängern. Dieß

alles bemerkend ließ die überaus thätige Aristokratenpartei verlauten, um dadurch die Meinung der Deputirten zu gewinnen: daß die fremden Kabinette, und besonders das französische, es insinuirt, und verlangt hätten, man solle nicht die äußersten Schritte und somit auch keine Hauptschlacht wagen, um der Diplomatie Zeit zu lassen, etwas für Polen wie für Belgien durch Protokolle zu erschleichen. Und wohl ist auch vieles dieser Art der Camarilla von Wien, Paris und London aus zugeflüstert worden; denn hauptsächlich diese drei Städte waren mit ihren Agenten versehen, wie Paris mit Plater, ein alter und treuer Diener des Czaren und des Hauses Czartoryski, in London mit einem jungen 20jährigen Glücksritter, Namens Walewski, Napoleons und einer Polin Sohn, der in Paris erzogen, und troß seines polnischen Namens, weder das Land noch seine Bedürfnisse und sogar nicht einmal seine Sprache kannte, aber wegen seiner Abkunft mit Talleyrand's Gunst beehrt, zum Werkzeug der Intriguen des alten Diplomaten diente.

Diese fremden Einflüsterungen stimmten zu gut mit der Camarilla und Skrzynezki's Willen und Streben überein, als daß sie nicht davon hätten Gebrauch machen sollen. Er ließ die Russen immer weiter sich ausbreiten, vertheidigte auf dem linken Weichselufer keine Militärposition mehr, deren es manche sehr günstige dort gab, z. B. bei Lowicz, und zog sich ruhig, das Land dem Feinde wie absichtlich überlassend, nach Warschau zurück, das der Feind von beiden Seiten des Flusses einschloß.

In Warschau indeß befanden sich Leute, welche die drohende Gefahr durchaus nicht sehen wollten; allein die öffentliche Meinung wurde immer lauter, und zwang die durch Czartoryski in Schlummer gewiegte Regierung, dem Skrzynezki Befehl zur Schlacht zu senden. Doch er umging auch diesen, verschob den Angriff von einem Tag zum andern, und fügte so mit jedem Tag der Nationalsache unersetzlicheren Verlust zu. Der General Prondzynski entwarf ihm wiederum einen Plan zur Schlacht, die er bei Bolimowo liefern, und deren Verantwortlichkeit er auf sich nehmen wollte. Umsonst, Skrzynezki rechtfertigte bis jetzt den Namen, den er sich selbst gegeben hatte: „qu'il n'était pas entreprenant.“ Und doch waren noch damals die russischen Truppen in drei Korps vertheilt, so daß man durch schnell ausgeführte Angriffe eines nach dem andern hätte vernichten können. Dagegen verschonte der Generalissimus die Truppen nicht mit Messen, Buß- und Beichttagen. Alles dieß versetzte die Hauptstadt in eine stürmische Bewegung. Der ehrliche, aber indolente Reichstag sah sich durch die öffentliche Meinung und immer lauter werdende Klagen gezwungen, eine Untersuchungskommission aus seiner Mitte in Skrzynezki's Lager zu senden. Aber an der Spitze derselben befand sich Adam Czartoryski und durch den Einfluß der Aristokraten fielen in der Kammer die Wahlen theils auf gutmüthige Männer, theils auf gewandte Intriguanten. Nach ihrer Ankunft bei dem Heere begann also eine Untersuchung. Man rief die Generale zusammen, aber da diese meistentheils Skrzynezki's und Chrzanowski's Kreaturen waren, so ward nur die gewöhnliche Schlaffheit bemerkt, und man konnte leicht einsehen, daß man sich eher der Form wegen, als um ein Resultat herbeizuführen, versammelte. Jedoch die Ankunft des Obristlieutenants Zaliwski, ein Gefährte Wysozki's in der Nacht vom 29 November, und jetzt Parteigänger, der sich hauptsächlich in Litthauen durch seine Thätigkeit ausgezeichnet hatte, gab der Sache einen neuen Anstoß, und es schien, als werde das Verfahren der Kommission einen hohen und ernsten Gang annehmen. Zaliwski erklärte nämlich vor dieser, und hauptsächlich vor dem präsidirenden Adam Czartoryski, und vor dem das Protokoll führenden Landboten Theodor Morawski, „daß er seine (Zaliwski's), Skrzynezki's und Chrzanowski's augenblickliche Verhaftung fordere, daß er die beiden Generale des Hochverraths anklage, und daß falls er seine Anklage nicht beweisen könne, er die Strafe des Verräthers auf sein Haupt laden wolle.“ *) Zaliwski erzählte dann, daß er, als er sich mit seinen Partisanen in den polnischen Gränzwaldungen befand, einen polnischen Offizier aufgefangen habe, der mit Briefen von Skrzynezki und Chrzanowski zum kaiserlichen Adjutanten General Orloff nach Brzesk-Litewsky auf dem Wege war, daß man in diesen Briefen, die Uebergabe Warschau's garantirend, unterhandelte, wofür aber Skrzynezki für sich 8 Millionen polnische Gulden verlangte.

Dieß erklärt Manches von Skrzynezki's früherer Verfahrungsweise. Jetzt wird man begreifen, warum er nicht bei Nadoborowo die Garden, und beim Uebergange über die Weichsel die ganze Armee vernichten wollte; warum er auf dem linken Weichselufer keine Schlacht lieferte; warum er es den Russen erlaubte, das ganze Land zu überschwemmen.

Skrzynezki aber gab vor, als er jener Kommission Rechenschaft ablegen sollte, daß er aus eigenem Antriebe an mehrere fremde Höfe geschrieben habe, von denen, und besonders von Wien, er jeden Augenblick Antwort erwarte; daß er bis dahin keine entscheidenden Schritte wagen könne, und dürfe u. s. w. Diese leeren Entschuldigungen aber fanden Eingang bei mehrern Mitgliedern der Kommission, und so kehrte diese nach Warschau zurück, wo Theodor Morawski den Kammern darüber Bericht abstattete, Skrzynezki's Verfahren nicht nur tadellos fand, sondern sich auch in gränzenlosen Lobsprüchen und Danksagungen ergoß, die die Kammern im Namen des Vaterlandes, nach Morawski's Meinung, dem Skrzynezki schuldig waren, während er jedoch Zaliwski's Erklärung und Geschichte wohlweislich verschwieg. Skrzynezki erklärte indessen der Armee, daß er jeden Augenblick eine Schlacht zu liefern bereit sey, und forderte jeden Offizier auf, einen Operationsplan zu entwerfen, mit der Versicherung, er werde sich glücklich schätzen, wenn ihm einer eingereicht werde, der günstige Erfolge verspräche. Indeß verließ er die gute Position bei Bolimowo nach einem gehaltenen Kriegsrath, dessen geheimer Beschluß aber in einem zusammengerollten Papiere, so wie der beschlossene neue Operationsplan, wie durch ein Wunder, von den Arrièregarde-Piqueten der sich zurückziehenden polnischen Armee an einer Stelle gefunden wurden, die die Russen sogleich besetzen sollten!!! —

*) Nach Warschau's Fall verließ Zaliwski das Kommando seiner Abtheilung, die sich allein, ohne ihn, ohne Offiziere, nach Modlin und dann nach Plozk begab. So viel stärker war die Ausdauer und der Muth des gemeinen Soldaten. Zaliwski aber flüchtete sich verkleidet nach Krakau und dann nach Gallizien, wo er mit Skrzynezki und Czartoryski eine Zusammenkunft hatte, nach welcher er sich in Gesellschaft des Grafen Lebochowski, man kann nicht wissen weßwegen, nach Paris begab, wo er sich jetzt befindet und hoffentlich nähere Erklärungen über jene Depeschen öffentlich erscheinen lassen wird.

Die polnische Armee zog sich also zurück, wurde jedoch in Entfernung einiger Meilen vom Feinde ereilt und Skrzynezki lieferte bei Szymanowa ein Treffen, das sich auf eine Kanonade beschränkte und nur den Zweck hatte, das Murren der Soldaten zu beschwichtigen. Die Stimmung in Warschau wurde dießmal durch Morawski's gleißnerischen Bericht nicht beruhigt, Skrzynezki's Absetzung beschlossen und sogleich ausgeführt. Er wünschte ein Divisions-, und endlich ein Brigadekommando, aber die Ergebnisse der Nacht vom 15 August änderten Alles. Czartoryski, Skrzynezki, Ledochowski und die ganze Camarilla mußten die Flucht in verschiedenen Richtungen ergreifen. Merkwürdig ist es aber noch, wie Skrzynezki, der doch so bekannt war, die ganze russische Armee durchreisen konnte, und ohne während dieser scheinbar so gefährlichen Flucht beunruhigt zu werden, glücklich zuerst in der Wojewodschaft Krakau und dann in der Stadt ankam, wo er jedoch nach den Ereignissen, die die Reste der polnischen Nationalarmee auf fremden Boden eine Zuflucht zu suchen zwangen, von den durch Krakau auf's östreichische Gebiet ziehenden Soldaten verjagt wurde, da diese ihn in der ganzen Stadt aufsuchten „um ein Exempel an dem Verräther zu statuiren" wie sie sagten. Jetzt wird man einsehen, auf Wem die blutige Verantwortlichkeit für die tausend Gefallenen, für das verlorene Glück von Millionen lastet!

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Ankunft zu Lissabon fühlte König Johann sich auf ein Mal von Eifer für die Freiheit ergriffen, wenigstens stellte er sich so, und ließ all die ungeräumten Ausschweifungen der Cortes geschehen, die ihn mit einem Mangel an Achtung behandelten, der eben so unpolitisch als unedelmüthig war. Die Gemüther der Portugiesen, deren loyale Gesinnungen sprüchwörtlich geworden sind, fühlten sich empört über die ihrem Könige widerfahrenen Beleidigungen. Die Königin hatte die Konstitution mit Verachtung verworfen, die Cortes dagegen bedeckten ihren Lebenswandel mit Schmähungen, erklärten sie für wahnsinnig und ließen sie Dem zu Folge in Gewahrsam nehmen. Dieß war vielleicht eine der Erniedrigungen, die sich der arme alte König noch am besten gefallen ließ; denn das furchtbare Weib, die Königin, eine würdige Schwester Ferdinands, nährte Zwietracht und Elend in seiner Familie, und hatte ihn kurz vorher erst bei ihrem Bruder des Wahnsinnes bezüchtigt, zu dem sie selbst sich jetzt verurtheilt sah. So zogen sich die Angelegenheiten bis zum Jahre 1823 hinaus, als der Sturz der konstitutionellen Partei in Spanien durch die französischen Waffen, ein Beispiel gab, das bald darauf von den Portugiesen unter Leitung der alten Königin und Don Migneis befolgt wurde. Die Cortes fielen, wie sie entstanden waren, ohne Kampf.

Zwei Parteien wirkten zu ihrem Sturze zusammen, die des Königs und der Königin, der Royalisten und Ultraroyalisten; an der Spitze der ersteren standen der Graf Palmella, der bekannte Pamplona, Graf von Subserra und der unglückliche Marquis von Loulé; die andere Partei wurde von der Königin, ihrem Sohne Don Miguel, und den Marquis von Chaves und Abrantes geleitet. Letztere bildeten die apostolische oder spanische Faktion, während jene von England aus einige Unterstützung fand. Die Partei Pamplona's gewann die Oberhand; einige Ordnung wurde wieder hergestellt und die Freiheit nicht ganz aus dem Auge verloren; denn kurz nach dem Siege über die Cortes gingen von dem Könige zwei Beschlüsse zu Gunsten der repräsentativen Regierungsform aus. Die Macht des Ministeriums befestigte sich mit jedem Tage, und hätte nicht ein unbekannter Einfluß den Lord Beresford abgehalten, sich ihm anzuschließen, um was der alte König und der britische Gesandte vergeblich ihn ersuchten, so würde viel des künftigen Unglückes noch erspart worden seyn. Pamplona übte auf den alten König den ganzen Einfluß aus, mit dem ein kräftiger Geist über einen schwachen Verstand zu herrschen pflegt; während ihm seine Verbindung mit der mächtigen Familie des Marquis von Loulé im Lande ein gewichtiges Ansehen schuf. Die Königin und ihre Ultrapartei geriethen darüber in Bestürzung, und getrieben von einem rücksichtslosen Ehrgeiz, entschlossen sie sich, durch ein verzweifeltes Wagestück, den verhaßten Gegnern die Macht zu entreißen. Der König, von seinem Hofe und dem Marquis von Loulé, als Kammerherren begleitet, war nach Salvaterra auf die Jagd gegangen. Don Miguel, sein Freund der Marquis von Abrantes, und zwei Vertraute desselben, Leonardo Cordeiro und Jose Verrissimo *) folgten ihm. Am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft fand man den Marquis von Loulé todt auf einem Schnitthaufen liegen, in vollem Hofgewande, wie er die Nacht zuvor der Abendtafel des Königs beigewohnt hatte. Don Miguel und seine Freunde suchten zu verbreiten, er habe sich selbst durch einen Sturz aus dem Fenster getödtet; bei näherer Untersuchung des Leichnams aber ergab sich, daß man ihm ein scharfes Instrument durch den Mund ins Gehirn gestoßen, und so seine Ermordung zu verbergen gesucht hatte. Eine geheime Untersuchung wurde eingeleitet, und nichts Bestimmtes kam darüber zur Oeffentlichkeit; aber in der später, nach der Verbannung Don Miguels erfolgten allgemeinen Amnestie, waren seine Genossen, Verrissimo, Cordeiro und der Marquis von Abrantes, ausdrücklich von der Verzeihung ausgeschlossen.

*) Beide gegenwärtig wieder die thätigsten und unbarmherzigsten Polizeiagenten in Lissabon; auf Verlangen der britischen Regierung waren sie im Mai des vorigen Jahres, wegen Beleidigungen gegen englische Unterthanen, abgesetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf einer Elephantin und einer Löwin.

Auch Herrn Martins vierfüßige Schauspielergesellschaft, die im Drurylane zu London das Publikum eben so sehr, als das Haus selbst erschütterte — durch unnachahmliches Gebrülle, hat jüngst einen neuen Beweis für jene boshafte Bemerkung gegeben, daß die Leidenschaften nirgends mit so derber Wahrheit sich ausdrücken, als da, wo sie nur gespielt werden sollten — auf der Bühne. Leider müssen wir gestehen, daß es auch bei diesem Vorfalle, den wir hier erzählen wollen, zwei Schauspielerinnen waren, die so sehr ihr Geschlecht verläugnen konnten, um einen Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Wer kennt nicht Miß Djeck, die anmuthige, geistreiche Elephantin des Adelphen-Theaters in London, die man die Elephantin zweier Welttheile nennen könnte, so sehr hat sie bereits England und Amerika in Entzücken gesetzt? Wer kennt aber auch nicht Herrn Martins schlanke, goldhaarige, unwiderstehliche Miß Fanny, eine ächte Afrikanerin von heißem Blute und glühendem Auge, die schöne

Löwin, die eine Sonntag in der Gunst des englischen Publikums auszustechen im Stande war? Und zu welchem schrecklichen Aufteitte konnten sich diese beiden — unstreitig größten — Schauspielerinnen unsrer Zeit verleiten lassen! Doch man höre, wie es zuging. Der berühmte englische Reitkünstler Ducrow hatte in seinem Cirkus zu Liverpool Miß Djeck und die Bestiengesellschaft des Herrn Martin vereinigt, um hier das nie Gesehene zu leisten. Für Miß Djeck war dicht am Cirkus ein eigenes Hôtel erbaut werden; die Künstler des Herrn Martins befanden sich in ihren abgesonderten Käfigen neben an. Seit mehreren Wochen schon hatte die Gesellschaft — mittelst der gegenseitigen Absperrung — ungeachtet ihrer verschiedenartigsten Temperamente, in vollkommener Eintracht gelebt, als an einem schönen Morgen, einen Tag, bevor sie vor dem Publikum zum ersten Mal auftreten sollten, gerade als Herr Ducrow auf der Reitbahn zu Pferde seine Uebungen wiederholte, einer der Aufseher die Löwin Fanny aus ihrem Käfige entschlüpfen ließ. Wie jedes lang beengte Talent, wenn es freien Spielraum gewinnt, in die kühnsten Versuche seiner Kraft ausbricht, so begann auch Miß Fanny, sobald sie die Luft der Freiheit athmete, ihre Freude durch die wüthendsten Sprünge und ein fürchterliches Gebrüll auszudrücken. Die Stallknechte, nicht geneigt, ihre Kunstübungen in der Nähe anzusehen, flüchteten in die Ställe und schlossen die Thüren. Doch die edle Löwin, gemeines Volk verachtend, schien vorzüglich bereit, ihre Neigung und sich selbst auf Herrn Ducrow zu werfen. Um einer so unwillkommenen Umarmung zu entgehen, blieb dem Künstler nichts übrig, als mit seinem Pferde über die Schranken zu setzen, wozu er wohl kaum die Sporen bedurfte, da die sehnsüchtigen Töne, welche Miß Fanny ausstieß, hinreichten, dem Pferde Flügel zu machen. Die Wärter des Herrn Martin hatten sich zunächst auf die Käfige geflüchtet, während die inwohnende Gesellschaft, und vor Allen die Affen und selbst die Schlangen, über das ungebärdige Betragen der Miß Fanny in die höchste Aufregung versetzt schienen. Nur eine menschliche Seele noch blieb der zudringlichen Miß ausgesetzt, Herr Huguet, Kornak der Miß Djeck, der er eben ihr Frühstück vorzusetzen im Begriffe war. Seiner Gebieterin treu, waren ihm die angedrohten Liebkosungen der Afrikanerin ein Gräuel, und er fand in diesem kritischen Moment keinen Ausweg, als sich unter den Bauch der Elephantin zu flüchten. Und hier begann nun zwischen den beiden Künstlerinnen ein Kampf, der vielleicht, genährt von alter Eifersucht, mit einer Heftigkeit entbrannte, wie die geheime Geschichte der Komissen wohl keinen ähnlichen aufzuweisen hat. Die Löwin stürzte sich auf die Elephantin, die, zum Schutze ihres Freundes bereit, drohend ihren Rüssel in die Luft schwang, ihre elfenbeinweißen Zähne senkte und den kräftigen Vorderfuß aufhob, um die verhaßte Nebenbuhlerin zu zerquetschen, wenn sie es wagen sollte, den Geliebten unter ihrem Bauche hervorzureißen. So stand Miß Djeck wie eine feste Burg, die des Angriffes eines Feindes harrt, bereit, jeden Fehler desselben zu ihrem Vortheile zu benutzen. Die heiße Afrikanerin, von blinder Leidenschaft hingerissen, beging die Unvorsichtigkeit, sich auf eines der Beine ihrer verhaßten Gegnerin zu stürzen, das sie mit wüthenden Bissen zerfleischte. Aber sogleich faßte Miß Djeck die Rasende mit ihrem Rüssel um den schlanken Leib und schnürte sie dergestalt, daß ihr Athem und Besinnung verging, und sie gern das umkrallte Bein losließ. Nun hob die tapfere Amazone ihre halbtodte Feindin in die Luft und schleuderte sie mit einer Gewalt in das andere Ende des Cirkus, daß sie des Aufstehens vergaß. In diesem Zustande von Ohnmacht wurde sie von den Wärtern des Herrn Martin schleunigst wieder unter Gitter gebracht, wo sie gewiß nicht ohne empfindliches Seitenstechen erwacht seyn wird. Indeß fürchtet man nichts für ihr Leben. Herr Huguet, der wahrscheinlich nicht der gleichgültigste Zuschauer eines Kampfes war, der acht bis zehn Minuten über ihn geführt wurde, hatte nicht die geringste Verletzung erhalten. Miß Djeck schien sich nicht wenig auf ihren Sieg über die verhaßte Nebenbuhlerin zu Gute zu thun und bewies ihre Freude hauptsächlich durch die zärtlichsten Schmeicheleien, die sie behufs ihres Rüssels an den geretteten Freund gelangen ließ. Es schien, als wollte sie ihn am ganzen Leibe betasten, um sich zu überzeugen, daß er nirgends Schaden genommen. — Es läßt sich denken, daß der Ruf dieser edeln That am folgenden Tage ganz Liverpool in den Cirkus zog, um die verständige und tapfere Miß Djeck zu bewundern, die zwar an den Folgen des Kampfes ein wenig hinkte, sonst aber ihre Darstellungen mit gewohntem Kunsttalente ausführte.

Correspondenz aus Paris.

Paris den 9 März.

Die einzige Neuigkeit von Interesse für die gelehrte Welt ist der Tod ampollions, der nach einer unglaublich schmerzlichen Agonie von drei Wochen gestorben ist. In der letzten Woche hatte er das Bewußtseyn völlig verloren; nur an dem Tage seines Todes erwachte er plötzlich und faßte die Hand eines seiner Neffen, der an seinem Bette saß und ihn in der ganzen Krankheit gepflegt hatte, und sagte ihm Lebewohl. Man weiß noch nicht, was aus seinen Papieren, außer seiner ägyptischen Grammatik, welche die koptischen Sprachformen mit den ihnen korrespondirenden symbolischen Hieroglyphen, so weit Champollion sie erkannt hatte, enthält, druckfähig seyn mag. Man sagt, daß nur höchst wenig Notizen über die von ihm aus Aegypten mitgebrachten Zeichnungen vorhanden seyn sollen, und es ist noch nicht bestimmt, ob und wie das Werk erscheinen soll; ob Rosellini es ganz herausgeben wird, und ob Jemand den Theil von Champollion übernehmen kann. Es ist Niemand in Paris, der seine Stelle einigermaßen ersetzen könnte; seine Professur am Collège de France soll eingezogen und seine Stelle an der Akademie seinem Bruder, aus einer Art von Pietät gegen den Verstorbenen, gegeben werden. — Es ist ein neuer Prophet hier aufgetreten, Hoëne Wronski, ein polnischer Israelit, ursprünglich ein Mathematiker, und bekannt durch einen Prozeß, den er früher mit einem Kaufmanne aus Marseille führte, an den er das Erkenntniß des Absoluten um einige hunderttausend Franken verkauft hatte. Seine Religion heißt der Messianismus, und sein Zweck ist, die Liberalen und Illiberalen, wie er sie nennt, auf einer höhern Stufe zu vereinigen und so das Heil der Welt zu sichern. Er gibt dazu von Zeit zu Zeit Programme und Vorläufer seiner Lehre heraus; in den letztern ist das Gesetz des Absoluten als Titelvignette in Kupfer gestochen und besteht in einer algebraischen Formel, die vom Thierkreise umgeben ist. Die Entwicklung ist ein sonderbares Gemisch kantischer Philosophie, alltäglicher Politik und hoher Mathematik mit pompösen Versicherungen, daß es die absolute Wahrheit sey, durchschossen, und in einem sehr barbarischen Französisch geschrieben. Zugleich glaubt er sich von gewissen teuflischen Sekten, wie er sie nennt, verfolgt, die seine Werke sobald sie erscheinen, vernichten. Uebrigens kündigt er an, daß Das, was er jetzt schreibt, nur Milch für die Kinder sey, indem er nichts offenbaren könne, was ihre kleine intellektuelle Sphäre übersteige; er müsse sich begnügen, den heiligen Samen der absoluten Wahrheit auszustreuen; sein eigentliches Publikum sey die Nachwelt. Er kündigt auch an, daß er Vorlesungen über das Absolute halten werde, in denen er hoffentlich dem diabolischen System, gegen das er arbeitet, den Todesstoß geben wird. Das Sonderbarste ist, daß er einige Anhänger findet; allein welche Thorheit findet keine Anhänger in einer Zeit und in einem Lande, wo alle Bande der geistigen Ordnung aufgelöst sind!

Antikenfund.

In Longardore, in der Nähe von Cremona, wurde unlängst eine kleine bronzene Statue von köstlicher Arbeit gefunden. Ein italienischer Archäolog will sie der Kunstepoche aus Antonin's und Marc Aurels Zeiten zugeschrieben wissen. Sie stellt eine Venus pudica, mit allen Kennzeichen wie sie Montfaucon beschreibt, vor. Wahrscheinlich ließ sich als solche die Kaiserin Faustina, die Gemahlin Marc Aurels, darstellen. Ein Bildniß dieser Kaiserin als Venus Victrix auf einer Münze hat in Kopfputz und Gewändern die größte Aehnlichkeit mit der erwähnten Bildsäule. Uebrigens wurde auch nahe bei Bedriacum zwischen Verona und Cremone, jenes zwischen Otho und Vitellius vorgefallene Treffen geliefert. Die kleine Statue, sowie andere Denkmäler aus jener Zeit, die man seither auf dem Ager cremonensis gefunden hat, scheinen genau die Stelle anzudeuten, wo die feindlichen Heere aufeinander trafen, und wahrscheinlich sind die Statue, wie die übrigen gefundenen Gegenstände, von dem geschlagenen Heere auf dem Schlachtfelde zurückgelassen worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 84. 24 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Anschlag war auf diese Weise nicht zur Ausführung gekommen; der König begab sich in banger Furcht nach Lissabon zurück, und seine treuen Unterthanen sammelten sich um ihn. Allein das Heer, dessen Mißvergnügen seit den verunglückten Versuchen des Lord Beresford noch nicht erloschen war, trat jezt auf die Seite Don Miguels, der nach einigen vorausgegangenen Intriguen sich unverhohlen an die Spitze der Armee stellte und aussprach: „Tod jenen Donnerkeilen der freimaurerischen Ruchlosigkeit, die das Haus Braganza zertrümmern, und das schönste Land der Welt in Asche verwandeln würden.“ *) In Uebereinstimmung mit diesen humanen und hochtönenden Gesinnungen dekretirte er die unumschränkte Gewalt des Königs, „dessen Tugenden,“ wie er sich in seiner Proklamation ausdrückte, „jede Einbildungskraft und Vorstellung übertreffen,“ den er aber dennoch in Verhaft nahm, während seine meuterischen Soldaten sich des Palastes bemächtigten. Zugleich erging von diesem tugendhaften Sohne der Befehl, die ganze Umgebung, die Minister und Diener seines geliebten Vaters, und nicht weniger als 18,000 andere Personen zu verhaften. Glücklicher Weise folgten die fremden Gesandten dem Rathe Sir Edward Thornton's und widersezten sich standhaft dieser aufrührerischen Anmaßung der Gewalt; allein das Heer blieb nicht minder standhaft Don Miguel anhängig, und die Königin, unterstüzt durch Spaniens Intriguen, trat öffentlich auf seine Seite.

Der eingeschüchterte alte König getraute sich nicht, zu seiner Vertheidigung strenge Maßregeln zu ergreifen, und suchte unter britischer Flagge Schuz. Es gelang ihm nicht bloß aus seinem Palaste zu entkommen, und das Schiff „Windsor Castle,“ das damals im Tajo vor Anker lag, zu erreichen, sondern auch seinen rebellischen Sohn am Bord dieses Schiffes zu treffen. Don Miguel wurde vor den König geführt, den er von vielen seiner Offiziere und allen fremden Gesandten umgeben fand. Der betrübte Vater verwies seinem unnatürlichen Sohn in strengen und rührenden Worten seinen Abfall, wobei er auf die Verzeihung anspielte, die ihm bereits für das blutige Ende des Marquis von Loulé zu Theil geworden war. Schlüßlich ertheilte er ihm den Befehl, bis auf weitere Verfügung am Bord des Windsor Castle zu bleiben. Diese weiteren Verfügungen sprachen seine Verbannung aus, und er wurde sofort nach Wien geschickt, während die Königin zu gleicher Zeit öffentlich vom Hofe entfernt wurde. Der König und seine Minister traten wieder ihre gewohnten Funktionen an, und alle auf Don Miguels Befehl verhafteten Personen wurden freigelassen.

Man begann für Portugals innere Ruhe einige Hoffnung zu schöpfen, als der britische Gesandte, von dessen klugem Rath geleitet, dieses Land einen so wilden und gefährlichen Sturm glücklich überstanden zu haben schien, in seiner Wirksamkeit gerade in dem Augenblicke unterbrochen wurde, wo er beschäftigt war, die Gutgesinnten hervorzuziehen, und die unverbesserliche Ultrapartei der Königin und ihres hoffnungsvollen Sohnes aus dem Lande zu entfernen. Sir Eduard Thornton wurde in seiner Eigenschaft als Botschafter durch einen Staatsmann ersezt, der wie in Europa wohl bekannt war, als der Todesengel der sterbenden Freiheit in Neapel und Spanien zur Seite stand, kurz durch einen Mann, der wohl bekannt war mit den Geheimnissen der heiligen Allianz, durch Sir Charles Stuart. Das Ministerium Pamplona und Palmella fiel alsbald vor dem Zauberstab dieses tief eingeweihten britischen Staatsmannes. Späterhin traf, während des Aufenthaltes desselben Gesandten in Lissabon, gleiches Schicksal die liberalen Minister Barados und Lacerda. Kein Wort mehr wurde von einer Verfassung gehört, die zu hintertreiben, das unverhehlte Streben der zu Lissabon befindlichen Gesandten der heiligen Allianz war, wozu Sir Charles Stuart insgeheim, aber treulich die Hand bot. Die geflüchteten Ultras schöpften frischen Muth, und ließen sich bereits als Unheil verkündende Sturmvögel, an der spanischen Gränze blicken.

Mitten in diesen verwickelten Verhältnissen starb der alte König, dessen Leben, wie selten eines, aus einer langen Reihe bitterer Unglücksfälle bestand. Der schwache Sohn einer wahnsinnigen Mutter, der verachtete Gemahl eines ruchlosen Weibes, der unglückliche Vater eines rebellischen Sohnes, der unmächtige Besitzer eines unumschränkten Scepters, ein Flüchtling aus seinem altangestammten Erbe in Europa, ausgestoßen von seinen Besitzungen in Amerika, lebte er ein Leben voll körperlicher Leiden, geistigen Blödsinns und häuslichen Elendes, während er bei seinem Tode seine Freunde, seine Familie und sein Reich bürgerlicher Zwietracht und auswärtiger Einmischung als Beute hinterließ.

*) Brief Don Miguels an seinen Vater.

Der Tod Johann's VI brachte neue Elemente der Verwirrung in das ohnehin schon verwickelte Gewebe der portugiesischen Politik. Sir Charles Stuart hatte geschickt die völlige Trennung der zwei eifersüchtigen Höfe von Rio de Janeiro und Lissabon zu bewirken gewußt. Brasilien war zu einem selbstständigen Kaiserthume unter Don Pedro erhoben worden, dem übrigens auch die Nachfolge in den Königreichen Portugal und Algarbien u. s. w. vorbehalten blieb. Der alte König war inzwischen dem Namen nach mit der Scheinwürde eines Kaisers von Brasilien zufrieden gestellt worden. Wenige Monate nach dieser leeren Spiegelfechterei nahm der Tod alle Sorgen und Kronen von seinem Haupte. Sein ältester Sohn Pedro sollte seinem Vater, nach dem Recht der Geburt, der Verträge und der Vernunft, in der Herrschaft folgen. Wirklich trat er auch die Erbschaft an, und wurde von den Unterthanen seiner beiden Reiche, von allen Mitgliedern der königlichen Familie, und von den europäischen und amerikanischen Höfen anerkannt. In soweit blieb kein Zweifel zu beseitigen. Allein so schroff war die Trennung der beiden Staaten von Portugal und Brasilien, daß ihre beiden Kronen nicht auf einem und demselben Haupte ruhen konnten. Don Pedro sah sich genöthigt, in Zeiten seine Wahl zwischen Europa und Amerika zu treffen. Er gab dem neuen Lande, das ihn adoptirt hatte, den Vorzug, und schritt nun ungesäumt und ohne Vorbehalt zur Entsagung seiner europäischen Reiche, des alten Erbes der Braganza. Portugal wurde an die älteste Tochter des Kaisers, Donna Maria, die Erbin und Repräsentantin des kaiserlichen Hauses nach ihrem Bruder Don Sebastian, auf den das amerikanische Kaiserthum seines Vaters übergehen sollte, abgetreten. Diese Entsagung geschah unter zwei Bedingungen, die, wie man glaubte, die noch blutenden Wunden Portugals heilen sollten, nämlich unter der Bedingung, daß eine Konstitution in Portugal eingeführt, und die junge Königin mit ihrem reumüthigen Oheim, Don Miguel, vermählt werden solle. Es ist noch unenthüllt, welche Gefühle brüderlicher Liebe, oder welche politischen Absichten diese letztere Bestimmung veranlaßten. So viel ist aber gewiß, daß sie die Hauptursache des unerhörten Elendes war, unter welchem Portugal die letzten sechs Jahre seufzte. Doch einem Bruder mag es noch vergeben werden, wenn er nicht an die äußerste Verworfenheit eines Bruders glauben konnte, die selbst dem Scharfblick des Staatskanzlers von Oesterreich verborgen blieb.

Don Pedro's Entschluß wurde in Portugal freudiger aufgenommen als seine konstitutionelle Charte, die indeß von dem aufgeklärteren Theile der Nation als ein preiswürdiges Geschenk betrachtet wurde. Die weisen und gemäßigten Bestimmungen dieser Verfassung täuschten freilich die wilden Träume der Fanatiker des Königreiches, während ihre liberalen Grundsätze den absoluten Dogmen der Partei der Königin vor den Kopf stießen. Daß sie von diesen beiden Parteien angefochten wurde, kann ihr nur zum Lobe gereichen. Sie wurde von allen Behörden beschworen, und von Niemand mit scheinbar herzlicherer Aufrichtigkeit, als von dem gegenwärtigen Usurpator, der sich damals, fern von allem äußern Zwange in Wien befand. Nun aber zeigten sich die Früchte jenes Irrthums — wenn man sich des gelindesten Ausdruckes bedienen will — den der britische Gesandte begangen hatte, indem er die Zurückberufung der Partei der Königin, nach einem so gewaltthätigen Betragen, wie sie es 1824 gezeigt hatte, betrieb. Diese Partei besaß großen lokalen Einfluß im Lande, und erhielt unaufhörlich Unterstützung von Spanien und der heiligen Allianz, von der einige Botschafter in Lissabon sich geweigert hatten, der feierlichen Eidesleistung auf die Verfassung Don Pedro's beizuwohnen. Diese Faktion bot Alles auf, die Konstitution zu untergraben; sie gab zu verstehen, daß sie dieselbe wie die der Cortes sey, und um ihrer Verläumdung einen Schein zu geben, nahm sie kein Bedenken, einige ihrer Bestimmungen zu verfälschen. Diese tückischen Auslegungen wurden als Beschlüsse des Königs ausgegeben, das alte Geschrei der Cortesfeindseligkeit wurde wieder angeregt, das Volk schwankte ungewiß hin und her, zog sich zurück, und gab zuletzt die Verfassung preis.

Die Marquise von Chaves und Abrantes, die würdigen Genossen Don Miguels, wußten nur allzugut, wie es um die Aufrichtigkeit ihres Herrn und Meisters in Bezug auf seine Betheurungen der Loyalität beschaffen sey; demnach erhoben sie, der Eine im Norden, der Andere im Süden des Landes die Fahne der Empörung, und errichteten zu Tavira im Namen Don Miguels eine Regentschaft. Cordoba wurde von der französischen Regierung von Paris abgesendet, um das Unternehmen zu fördern; allein die Rebellen waren bereits gezwungen worden, sich über Hals und Kopf auf die spanische Gränze zu flüchten. Spanien, stolz auf die fremden und einheimischen Ketten, die es trug, gewährte den Vertriebenen unverholen Schutz und Aufnahme. Ungeachtet der Hof von Madrid dem englischen Botschafter die Zusicherung ertheilt hatte, den portugiesischen Rebellen, die sich an der spanischen Gränze mit den Waffen in der Hand sammelten, ihren Aufenthalt im Innern des Landes anweisen zu wollen, ließ er es dennoch geschehen, daß vor Ende Novembers die vertriebenen Portugiesen abermals in zwei Kolonnen in Portugal einbrachen. Canning sendete zum Schutze der Freiheit und der britischen Interessen, ein englisches Heer nach Portugal. Allein glücklicher Weise hatten die Portugiesen selbst, so sehr man ihnen durch alle möglichen Machinationen, ihre Verfassung zu entleiden suchte, Verstand genug, die Vorzüge derselben anzuerkennen und Muth genug sie zu vertheidigen. Bevor noch die britischen Truppen anlangten, war die Ultrapartei zum viertenmale auf die spanische Gränze hinübergejagt worden. Aber noch immer standen Portugals Angelegenheiten am Rande großer Gefahr. Die alte Königin und ihre apostolischen Freunde — Don Miguel, das Heer und der Pöbel — endlich die revolutionären Ultrafreimaurer, bildeten drei Parteien, die nur in dem gemeinschaftlichen Hasse von Don Pedro's Charte einmüthig waren. Der vernünftige und nüchterne Theil der Bevölkerung, den Regenten an der Spitze, hatte gegen diese Feinde der öffentlichen Ordnung zu kämpfen. England lieh seinen Beistand den Einen, die heilige Allianz den übrigen den Bern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen erreichten denselben Zweck durch andere Mittel; anfänglich wollten sie die Länge ihrer Fahrten durch die Breite des

atlantischen Oceans bestimmen, bis endlich Versuche mit Seeuhren die ersten genauen Bestimmungen ergaben. Die vielen wachenden oder trockenstehenden Klippen, die man auf den ältern Seespiegeln oder Wegweisern angegeben findet, danken ihre Entstehung theils Irrungen, die aus Aengstlichkeit entstanden, wie sie auch jetzt wieder vorkommen, theils der Habsucht, da man ehedem den Entdecker solcher Klippen belohnte; endlich fallen sie aber größtentheils auch dem System der Holländer zur Last, durch vorgespiegelte Gefahren die Seefahrer anderer Nationen zurückzuschrecken, und ihre Piloten zur Wachsamkeit aufzumuntern.

Unter den erwähnten berichtigenden hydrographischen Expeditionen, die von den europäischen Staaten so freigebig ausgerüstet wurden, muß man nächst den schönen Untersuchungen Malaspina's und Vancouvers jene nennen, bei denen die Ulloa, Candler, Fleurieu, Verdun, Borda, Chabert, Tiscar, Fidalgo, Noguera, Chastenet-Puysegur, Concha, Ozarvide, Ferrer, Melendez, Churruca, Cevallos, Herrera, Barcaeztegui, Colmenares, Quartara, Moraleda y Montero, Cortes, Isafe Virivill, Lyon, Scoresby, Roussin, Givry, Monnier, Holbroock, Bullock und die Forster sich auszeichneten. Seit ungefähr 50 Jahren erst gibt es übereinstimmende Charten, und diesen großen Vortheil verdanken wir den weisen Beherrschern aufgeklärter Völker und Regierungen, die sich nicht nur das Resultat ihrer gegenseitigen Bemühungen und Entdeckungen mittheilen, sondern auch Fremde um das Ergebniß ihrer, auf dem eigenen Gebiet gemachten Beobachtungen ersuchen.

Der Zug, den die Entdeckungen im Innern der Länder nahmen, stand in direkter Verbindung mit deren Reichthümern, Klima, der Civilisation ihrer Bewohner, und dem Lauf der Flüsse, die sie bewässern. So besaßen Peru und Mexiko unermeßliche Reichthümer an Metallen, die für die Spanier einen unwiderstehlichen Reiz hatten; civilisirte und mächtige Völker waren bisher in deren Besitz gewesen, um ihnen nun diesen zu entziehen, mußte man sie überwinden, und um der Eroberung Dauer zu sichern, mußte das ganze Land unterjocht werden, damit jede Hoffnung eines Glückwechsels verschwinde. Die Civilisation der Peruaner und Mexikaner diente also nur dazu, ihre Knechtschaft um so schneller und vollständiger herbeizuführen. Die Hülfsquellen, die sie besaßen, die Verbindungen die sie hergestellt hatten, wurden zu Waffen gegen sie selbst und sicherten den Eroberern den Erfolg. Durch List wurde der Mangel an Anzahl ersetzt, Uneinigkeit ausgestreut, der Bürgerkrieg organisirt, die schreiendsten Gewaltthaten durch den Drang der Noth entschuldigt, und so bemächtigte man sich bald aller Theile des Landes. Fast überall ruhten nun die Eroberer auf ihren Lorbeeren, und nur neue trügerische oder gegründete Hoffnungen oder Entdeckungen neuer Minen setzten sie wieder in Thätigkeit.

Einige Völkerstämme waren nur den eifrigen Missionären zugänglich, die mit der größten Schwierigkeit in die Gebirgsländer von Tarma und Huanaco zu den Payansas, Setebos, Calliseeas und zen Stämmen der Indios bravos vordrangen. In andern Provinzen waren die Fortschritte noch langsamer und beschwerlicher; unzugängliche Gebirge, ausgetretene Flüsse, eine ganz wilde Natur setzten die mächtigsten Hindernisse entgegen. Man mußte von Hinterhalt zu Hinterhalt vorwärtsgehen, und gewann, auf allen Seiten von Parteigängern geneckt, das Land nur Schritt vor Schritt.

Auf diese Weise befestigte sich in Neu-Mexiko und Chili die fremde Herrschaft nur nach und nach; man mußte dort entdecken und aufspüren; der Boden barg Reichthümer und die Eingebornen verhehlten sie den Eindringenden. So konnten Côte-Ferme, Neu-Granada und la Plata leicht Verbindungen mit dem Mutterlande unterhalten und Verstärkungen beziehen, indeß kannte man lange nichts als das Gestade und die Ufer der großen Flüsse jener Gegenden, die auch anfänglich allein kolonisirt waren. In Brasilien war früher die dort lebende kleine Anzahl von Europäern ebenfalls nur auf die Küsten beschränkt, die Flüsse im Innern dieses Reichs waren nur durch den Amazonenfluß zugänglich, und dieser Umstand beraubte sie der Vortheile, die jene Flüsse der Entdeckung und Eroberung boten. Keine Schwierigkeit konnte zwar die Paulisten zurückschrecken, doch die Erinnerung an ihre ersten Reisen verscholl, und die Portugiesen kamen nur erst später bei Entdeckung der reichsten Minen wieder auf ihre Spur.

(Schluß folgt.)

Champollion der jüngere.

(Nekrolog.)

Jean François Champollion ist zu Figeac, einer kleinen Stadt im Departement des Lot, im Dezember 1790 geboren. Sein Vater trieb dort das Geschäft eines Buchhändlers. Ein sonderbarer Zufall knüpfte sich an die Geburt dieses Mannes, der bestimmt war, einen damals noch ganz unbekannten Namen berühmt zu machen. Seine Mutter, die schon drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, geboren hatte, fiel in eine tödtliche Krankheit, die alle Aerzte an ihrem Leben verzweifeln ließ; ihr Gatte nahm seine Zuflucht zu einem herumziehenden Wunderdoktor, der keinen Augenblick Anstand nahm, sich für die Genesung der Kranken zu verbürgen, und wirklich genas sie auch in kurzer Zeit wie durch ein Wunder. „Nur fröhlichen Muthes," sagte ihr der fahrende Hippokrates beim Abschiede, „noch vor Verlauf eines Jahres werden Sie Mutter eines Knaben werden, der seiner Familie Ehre machen wird." Jean François kam wirklich ein Jahr nach der Genesung seiner Mutter zur Welt. Diese bewahrte treu die ihr gewordene Verkündigung, und wiederholte sie oft ihrem Sohne in seinen ersten Kinderjahren, der selbst sich eines gewissen abergläubischen Vertrauens auf seine Zukunft nicht erwehren konnte. Wer weiß, welchen Einfluß ein solcher Gedanke auf die Entwicklung eines Geistes ausüben mußte, dem lange Zeit alle möglichen Hindernisse sich entgegenstellen zu wollen schienen? Champollion vertraute übrigens diesen sonderbaren Umstand nur einer kleinen Anzahl von Freunden, und sprach weniger gern davon, seit die Voraussagung in Erfüllung gegangen war.

Der junge Champollion verließ schon frühzeitig seine Vaterstadt; sein um zehn Jahre älterer Bruder, der ihn auch überlebte, hatte sich zu Grenoble niedergelassen und nahm ihn zu sich. Der ältere Champollion, der seine ganze Bildung nur sich selbst verdankte, und aus Erfahrung die Schwierigkeiten kannte, die bei dem Eintritte in die Bahn des Wissens zu überwinden sind, wenn man schon in den Jahren weiter vorgerückt ist, ließ ihn zu Grenoble das Lyceum besuchen. Mit einem lebendigen Verstande begabt, war der junge Champollion keineswegs, was man einen fleißigen Schüler zu nennen pflegt. Nur wenig fühlte er sich von der Literatur der Römer und Griechen angezogen. Einige ägyptische Figürchen, die er bei dem Präfekten der Isère zu sehen Gelegenheit hatte, wurden auf Einmal das Ziel aller seiner Gedanken; er vernachlässigte seine Schulaufgaben, und bedeckte den Rand seiner Hefte mit hieroglyphischen Zeichnungen. Alle damaligen Schulgefährten Champollions bezeugen, daß seine Vorliebe für die ägyptischen Alterthümer schon vor seinem zwölften Jahre sichtbar wurde; der Präfekt, der auch die Arbeiten des ältern Champollion unterstützte, sah mit wohlgefälligem Lächeln die Versuche des jungen Lyceisten —

es war der Verfasser der Einleitung zu dem großen Werke über Aegypten, der berühmte Mathematiker Fourier.

Ohne sich noch ganz der Richtung bewußt zu seyn, die sein literarisches Leben nehmen sollte, war Champollion bereits ganz dem Orient zugewendet. Im Jahre 1807 schickte ihn sein Bruder nach Paris, um den arabischen Kursus des Herrn von Sacy zu hören. Diesem Studium lag Champollion einige Zeit ob, als Herr Dubois, gegenwärtig Zeichner des ägyptischen Museums, dessen Haus Champollion von dort an täglich besuchte, auf den Gedanken kam, ihn in Abbaye-aux-Bois bei dem Abbé Tersan aufzuführen, der damals unter den Sammlern morgenländischer Alterthümer den ersten Rang behauptete. Der Anblick einiger dreißig Amulette und eben so vieler geringfügiger Figürchen wieß Champollion auf seinen wirklichen Beruf hin. Auf Anrathen des Abbé Tersan begann er, sich dem Studium der koptischen Sprache zu widmen; die semitischen Idiome hielt er sich bloß als Hülfsquellen offen, aus denen er später auf dem Wege der Vergleichung zu schöpfen hoffte. Im Jahre 1810 wurde Champollion zum Professor der Geschichte bei der Fakultät von Grenoble ernannt. Auf dieser neuen Laufbahn verlor er sein geliebtes Aegypten nicht aus dem Gesichte; das Studium des großen Werkes der französischen Gelehrtenkommission und vielleicht noch mehr seine Unterredungen mit Fourier, ließen ihn den Plan zu einer Riesenarbeit, zu einer Art pharaonischer Encyklopädie entwerfen. Dieses Werk sollte das ganze vorhellenische Aegypten, seine Geographie, Geschichte, Sitten, Handel und Religion umfassen. Die zwei ersten Bände desselben erschienen im Jahre 1814, unter dem Titel: „Aegypten unter den Pharaonen;" sie enthielten nur die Erdbeschreibung des alten Wunderlandes. Von der Ansicht ausgehend, daß zur Zeit der arabischen Invasion die Kopten die alte ägyptische Bevölkerung bildeten, deren Sprache auch in ihrem Munde fortlebte; daß das Land von den Kopten an die Araber abgetreten wurde; daß daher leztere nur von jenen statistische Aufschlüsse über Verhältnisse des Landes und Namen der Städte überliefert erhalten konnten; hielt sich Champollion unmittelbar an die arabischen Dokumente, um so mehr, als es durchaus an koptischen Nachrichten über die Namen der pharaonischen Städte, und selbst über die alte politische Eintheilung des Landes fehlte. Dieses erste Werk, dem die gelehrte Welt nur wenig Aufmerksamkeit schenkte und dessen Ausgabe fast noch unberührt im Buchladen schläft, erlebte dennoch durch Champollions spätere Entdeckungen keine wesentliche Widerlegung, so daß man es als den ersten Ring betrachten kann, an den sich die ganze Kette seiner Arbeiten anreiht.

Durch Pflichten, Gewohnheit und Familienbande an Grenoble gefesselt, das ihn unter seine Bürger zählte, und das er selbst als neue Heimath gewählt hatte, schien Champollion seinen Beruf verfehlen zu sollen. Die politischen Stürme des Jahres 1815 brachten über ihn Unglück, aber stießen ihn auch, so zu sagen, auf die Bahn seines künftigen Ruhmes. Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba ließ ihn nicht einen gleichgültigen Zuschauer bleiben. Eifrig nahm er an der politischen Thätigkeit Antheil, die damals die Jugend von Grenoble beseelte. In den Reihen der Nationalgarde dieser Stadt zog er den Marseiller Banden entgegen und wurde Zeuge ihrer Niederlage. Nach der Rückkehr der zweiten Restauration mußte er sich von den argwöhnischen Augen der Polizei beobachtet sehen. Wie viele Andere in die Verschwörung Didiers verwickelt, entfloh er aus Grenoble und irrte lange Zeit unter den härtesten Entbehrungen in den Alpen umher. Während dieser Zeit wurden die Lehrstühle beider Champollions in Grenoble aufgehoben. Eine Verbannung nach Figeac, die über beide Brüder verhängt wurde, konnte als die erste Milderung ihres Schicksals betrachtet werden. Einige Jahre später wurde jede weitere Verfolgung gegen sie eingestellt, und beide kamen nach Paris. Die Freunde des jüngern sahen ihn von Mißmuth und Niedergeschlagenheit gedrückt und durch Sorge und Verdruß vor der Zeit gealtert. Die Rückkehr Champollions erfolgte anderthalb Jahre vor der Bekanntmachung seines Sendschreibens an Dacier, worin er die ersten Resultate seiner Entdeckungen darlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Insel Terceira, auf der gegenwärtig Don Pedro's Geschwader angelangt ist, war schon den Römern unter dem Namen „Tertiaria" bekannt. Sie ist die größte der Azoren und liegt fünfzehn Grade westlich von Portugal. Die Länge derselben beträgt fünfzehn Lieues, ihre Breite sechs, ihr Umfang zweiundzwanzig. Steile Felsenwände umgeben sie und machen sie bis auf wenige Punkte, wo Befestigungen angelegt sind, unzugänglich. Das Innere der Insel ist sehr angenehm, gut bewässert und fruchtbar an Getreide, Mais, Hülsenfrüchte, Hirse, den man nach Lissabon ausführt. Man findet Kastanien-, Maulbeer-, Citronen-, Orangen- und Aepfelbäume. Der Wein ist nur mittelmäßig. Die Wiesengründe nähren treffliches Vieh. Der vorzüglichste Handel der Insel besteht in Pastellfarben, Bau- und Cedernholz. Die Berge sind auf ihren Spizen abgeflacht. Die Insel ist häufigen Erdbeben unterworfen, und im Jahre 1761 bildete sich auf ihr ein gefährlicher Vulkan. Die Einwohner sind gutgewachsene, geistreiche, nüchterne und tapfere Leute. Die Weiber sind von sehr lebhafter und fröhlicher Gemüthsart. Die Bevölkerung zählt sechzigtausend Seelen. Terceira hat in den Annalen Portugals durch Alphons VI, der auf ihr in Verbannung lebte, eine geschichtliche Berühmtheit erlangt. Dieser Fürst wurde, nach vielen über die Spanier errungenen Vortheilen, von seiner Gemahlin unter dem Vorwurfe des Blödsinnes vom Throne gestoßen, worauf sie seinen jüngern Bruder heirathete. Als Don Miguel die Herrschaft Portugals an sich riß, wurde er auf allen Azoren, nur auf Terceira nicht, anerkannt. — Terceira hat zwei Städte: Angra und Praya. Angra, die Hauptstadt, hat einen guten Hafen, ist der Siz eines Bischofs und wird von zwei festen Schlössern vertheidigt. Der Gouverneur der Azoren hat hier seinen Siz. Gewöhnlich gehen hier die portugiesischen Schiffe, die nach Brasilien oder Indien unter Segel sind, vor Anker. Angra hat sechstausend Einwohner. Praya, mit nur viertausend Einwohnern, hat einen Hafen, aus dem ein sehr lebhafter Handel getrieben wird.

Nachträglich bemerken wir noch aus der nordischen Biene über die archeographischen Untersuchungen, die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, unter Leitung des Herrn Stroieff ausgingen, Folgendes: Bereits wurden die Archive und Bibliotheken der Gouvernements Archangel, Wologda, Nowgorod, Kostroma, Jaroslaff und Moskau untersucht. Die gesammelten Dokumente werden vorläufig zu Moskau im Archive des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrt. Hr. Stroieff, der sich jezt in Petersburg befindet, hat einige der gesammelten Materialien dorthin mitgebracht, unter diesen vier Foliobände, jeden von 700 Seiten, enthaltend historisch-juridische Urkunden, die zur Beleuchtung der geschichtlichen Ereignisse, Gesezgebung u. s. w. des alten Rußlands von 1425 bis 1705 dienen. Diese Urkunden, über 600 an der Zahl, sind noch größtentheils unbekannt, und bilden daher einen wahren Schaz; sie werden mit erläuternden Anmerkungen des Verfassers begleitet herausgegeben werden. — Fünf große Portefeuilles, enthaltend Materialien zu einer Geschichte der slavischen Literatur, und ein sechstes mit bibliographischen und paleographischen Materialien; die erstern alphabetisch, die leztern chronologisch geordnet. Mit diesen Materialien will Hr. Stroieff ein kritisches Lexikon der slavischrussischen Werke und Uebersetzungen bis auf Peter den Großen entwerfen. — Ein Karton, enthaltend juridische Urkunden jeder Art aus dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert, 400 an der Zahl, die eine wichtige Quelle für vergleichende Geschichte der Jurisprudenz geben werden. Unter den in Moskau zurückgelassenen Portefeuilles befindet sich eines mit historischen und statistischen Materialien über das nördliche Rußland; eines mit Chroniken und andern Materialien über Sibirien, verschiedene geschichtliche Ueberlieferungen, Reisen, Bruchstücke u. s. w. — Hr. Stroieff wurde in seiner mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen Unternehmung von Herrn Berednikoff unterstüzt.

Der englische Courier erwähnt zweier „jungen Falstaffe," die jezt in London zu sehen sind und von denen der ältere 2½ Jahr alt 4 Stein, der jüngere, ein Kind von 7 Monaten 2 Stein 5 Pfunde wiegt, beide sind sehr gesund und lebten bisher bei ihren Aeltern in Bathampton, wo ihr Vater Stadtschreiber ist. Als besonders merkwürdig betrachtet man es, daß die Aeltern derselben sehr mager sind. Wenn sie sich gut auswachsen, meint das erwähnte Blatt, so würden sie gewiß den „fetten Ritter" unausgestopft vortrefflich spielen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 85. 25 März 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

6. Abergläubische Gebräuche und Heilmittel.

Der letzte Monat der periodischen Regenzeit wird „Sabband“ genannt. Zu dieser Zeit wird von den Moslemin eine Ceremonie beobachtet, über deren Ursprung ich mir keine genügende Erklärung verschaffen konnte; sie beginnt mit dem ersten Freitag des Sabband, wird an jedem Freitag, während dieses letzten Monats der Regenzeit wiederholt, und geschieht, wie Einige sagen, zum Gedächtniß des Propheten Elisa oder „Elijah.“ Diese Ceremonie mag allerdings ihren Ursprung andächtigen Leuten verdanken, die den Propheten Elias ehren oder ihn anrufen wollten, und man kann ihre Entstehung auf jene Stelle der Bibel gründen, wo es heißt: „Der Prophet betete, und die Wolken gaben keinen Regen drei Jahre lang; und er betete wiederum, und der Himmel that sich auf nach seinem Gebet;“ oder auf jene, wo Elisa das Wasser mit dem Mantel des Elias theilt, nachdem er diesem in der Würde eines Propheten folgte, wie 2. Könige, Kap. 2, Vers 14. Noch wahrscheinlicher aber scheint die im nämlichen Kapitel im zwanzigsten, und den folgenden Versen erzählte Begebenheit, die ganz besonders geeignet ist, eine fromme jährliche Erinnerung bei den Moslemin zu erwecken, jene Ceremonie veranlaßt zu haben; es heißt dort von Elisa: „Und er sprach, bringet mir einen neuen Krug, und thut Salz darein. Und sie brachten's ihm. Da ging er hinaus zu der Wasserquelle und warf das Salz darein und sprach: So spricht der Herr, ich habe dieß Wasser gesund gemacht, es soll hinfort kein Tod noch Unfruchtbarkeit daher kommen. Also ward das Wasser gesund nach dem Wort Elisa, das er redete.“ Die Schriftgelehrten nennen diese Ceremonie „Sinahnah“ oder Gebrauch der Kinder, und diese mischen sich auch bei solchen Gelegenheiten unter die Erwachsenen, und beleben das Fest durch ihre Fröhlichkeit. Die Ceremonie selbst besteht in Folgendem: Es wird ein Fahrzeug von Bambus in Gestalt eines chinesischen Bootes verfertigt, und mit einem mit Gold und Silber durchwirkten Tuch, mit einem Stück Seidenzeug oder auch mit einem Stück gefärbtem Musselin, zierlich mit Silberpapier eingefaßt, und ausgeschmückt, bedeckt. In diesem leichten Fahrzeug sind viele irdene Lampen verborgen. Nun bildet sich eine Prozession, um dieses Opfer, das „Elias Kei Kischtih“ genannt wird, nach dem Flusse zu geleiten; die Dienerschaft der Familie, Soldaten und eine Musikbande folgen in Marschordnung. Dieses Kinderspiel zieht eine große Volksmenge an, die auf dem Zuge durch die verschiedenen Straßen nach dem Flusse hin, noch durch alle Müßiggänger der Stadt vermehrt wird. Am Flusse angekommen, wird das Kischtih (Boot) unter dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbeln der Trommeln und dem Jauchzen des Volkes, hinabgelassen, und das von den verborgenen Lampen nun erleuchtete kleine Schiff schwimmt langsam den Strom hinab.

Obgleich diese Ceremonie ziemlich abergläubisch ist, so ist sie doch bei Weitem nicht so lächerlich als eine andere, die ich von sonst sehr verständigen Männern beobachten sah; haben sie nämlich irgend ein Unternehmen vor, bei dem sie nicht wissen, wie es am besten auszuführen seyn möchte, so schreiben sie an einem Freitag eine Bittschrift an den Imam Mhiddie, und tragen dieses Papier eigenhändig an den Fluß, in den sie es mit so vieler Ehrerbietung legen, als ob der Imam selbst im Wasser wäre. Die Schrift ist in den demüthigsten Ausdrücken, wie der Untergebene sie gegen den Höhern gebraucht, abgefaßt, und wird jeden Freitag so lange wiederholt, bis das Vorhaben glücklich zu Ende gebracht ist, oder der Bittsteller keine Veranlassung mehr hat, sein Gesuch zu wiederholen. Ich habe oft gefragt, ob jene, die einen solchen Bittgang unternehmen, wohl eine Hoffnung des Erfolges hätten, und immer nur die Antwort erhalten: „Wer eine solche Bitte für geeignet hält, glaubt auch gewiß, daß sie erfüllt wird, wenn er nur beharrlich ist.“

Der Neumond ist in der Familie jedes guten Moslemin ein Festtag; er beginnt bei ihnen mit dem ersten Abend, wo er sichtbar wird, und nicht wie bei uns mit dem Augenblick des Mondwechsels. In Städten wird dieß Ereigniß durch Kanonenschüsse verkündet. Religiöse Leute bereiten sich durch Baden und Wechseln der Kleidung auf den Abend, wo der Mond sichtbar wird, vor, und sobald die Schüsse gehört werden, holen sie den Koran herbei, und schlagen die Stelle auf, wo Mohammed Gott für diese besondere Gnade dankt. Dann nehmen sie einen kleinen Spiegel, halten ihn an jene Stelle des Buchs, und drehen dieses so, daß der Mond zuerst von der Person gesehen werden kann, die in den Spiegel blickt, sagen nun ein eigenes für diese Gelegenheit verfaßtes Gebet her, worauf dann die ganze Familie aufsteht, sich umarmt und die Kinder den Eltern ihre Ehrerbietung bezeigen. Diener und Sklaven thun dasselbe, und man hört einige Minuten lang von der gesammten Familie die Worte wiederholen: „Möge der Neumond glücklich seyn.“

Was wird man aber wohl zu dem sonderbaren Gebrauche sagen, „den Mond mit Einem Zug zu trinken?“ Man füllt nämlich eine silberne Schüssel mit Wasser, und hält sie so, daß der Vollmond sich darin spiegelt; die Person, welche diesen Trank zu sich nehmen will, muß nun starr auf den Mond in der Schüssel blicken, dann die Augen schließen, und nun das Wasser mit Einem Zug hinuntertrinken. Dieses Mittel wird von den Aerzten gegen Nervenzufälle, und auch gegen Herzklopfen angerathen; ich habe es oft anwenden sehen, aber niemals eine gute Wirkung bei den Patienten wahrgenommen. Wenn die Venus durch den Mond geht, halten sie diese Zeit für besonders günstig, um wegen Gegenstände, die ihnen besonders am Herzen liegen, Gebete an Gott zu richten. Zu dieser Zeit werden auch Charaktere oder Talismane geschrieben, die man Kindern anhängt; ich habe selbst einst einen angesehenen Mann beschäftigt gefunden, kleine Zettel mit arabischen Buchstaben zu beschreiben, die er unter die Kinder seiner Freunde vertheilte, die sie in silbernen Kapseln am Arme trugen. Eine Mondsfinsterniß ist für die mohammedanische sowohl, als auch für die hindustanische Bevölkerung ein Ereigniß vom höchsten Interesse, obgleich beide die verschiedensten Begriffe von den Ursachen einer solchen Erscheinung haben. Die Ansichten Vieler aus der niedern Klasse der Moslemin von einer Finsterniß sind von den Hindus entlehnt; Einige glauben daß sie durch den Zorn Gottes über die Menschen entstehe; Andere sagen, der Mond stecke in Schulden, und so herrschen unter dem unwissenden Volk die tollsten Begriffe. Doch auch vieler der besser Unterrichteten bemächtigt sich ein gewisser Schauder, und welches vernünftige Wesen könnte wohl eine Finsterniß oder ein anderes Phänomen in der Natur ohne ein Gefühl von Furcht betrachten, wenn auch nicht Alle solche Empfindungen sich merken lassen. Lautes Geschrei der Moslemin und der Hindus verkündet den Eintritt einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß. Die Stimmen der Ersteren erkennt man an dem Ruf der „Namazies“ zum Gebet: „Allah wo uckbaar!“ (Gott allein ist groß!) Die Gläubigen horchen auf diesen Ruf, und beschäftigen sich meist damit, das von Mohammed vorgeschriebene Gebet, wenn der Schatten sich über den Mond oder die Sonne zieht, herzusagen. Die Frauen bereiten Opfer an Korn, Oel und Geld, die unter die Armen vertheilt werden, und auch die Männer geben Nothleidenden Geschenke.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Ueber die Bezirkslasten, den Unterhalt der Geistlichkeit, den Zeitverlust durch den Milizendienst und die Schlagbaumgelder, wovon die „Revue britannique„ so viel Aufhebens gemacht hat, müssen hier folgende Bemerkungen gemacht werden. Von dieser Art Ausgaben läßt sich kein auf alle Bezirke anwendbarer Begriff geben, da keine Lokalität dieselben Bedürfnisse zu bestreiten hat. Die meisten der Lokallasten in den Vereinigten Staaten sind wie die in andern Ländern, nur zuverlässig nicht von derselben Natur. Es wird sich hier Eines gegen das Andere aufheben. So gibt es in Amerika kein Oktroi, keinen besoldeten Beamten, der nicht aus dem Budget oder der Staatscivilliste bezahlt würde, ausgenommen einige äußerst gering Besoldete in den großen Städten. Die Richter der Grafschaften sind unbesoldet oder beziehen nur sehr geringe Gratifikationen, nach dem Geschäfte, das sie vornehmen. Die Scheriffs, Gerichtsschreiber, Coroners (Todtenschaubeamte), Friedensrichter und andere Beamte dieser Art, erhalten nur Gratifikationen, die sich nach ihrem jeweiligen Geschäfte richten. Der Milizendienst ist unendlich weniger beschwerlich als in Frankreich. Da jeder Staat seine eigene Miliz bildet, wobei er sich nur nach gewissen allgemeinen Erfordernissen richtet, so kann ich hier nicht bis auf's Einzelne in die über diesen Gegenstand gültigen Gesetze eingehen. Zu Neu-York, wo die Miliz durch eine, schon wegen der Menge der sich dort aufhaltenden Fremden ausgebreitetere Polizei mehr in Anspruch genommen wird, als auf dem Lande, hat man Korps gebildet, die, so viel ich weiß, im Jahre fünfmal — und Dieß nur auf halbe Tage — zur Parade ausrücken. Diese Korps müssen sich selbst equipiren und haben allerdings einen strengeren Dienst, als ihre Landsleute in den übrigen Staaten, obgleich derselbe im Verhältniß weit leichter ist, als jener der französischen Nationalgarde. Sie haben keine Wachen zu beziehen und durchaus keinen ordentlichen Dienst zu thun. Außer an den Garnisonen, den Kriegsschiffen und Gefängnissen gibt es im ganzen Staate Neu-York nichts, was einer Schildwache gleich sähe. Diese uniformirten Korps bestehen aus Freiwilligen; Niemand ist gezwungen, sich einreihen zu lassen und Diejenigen, welche eintreten, werden außerdem, daß sie ihrem militärischen Stolz genügen, der sie gewöhnlich dazu bestimmt, nach einer Dienstzeit von einigen Jahren für ihr ganzes übriges Leben von jedem Kriegsdienste frei, ausgenommen in Fällen einer Invasion oder eines Aufruhres. Der gewöhnliche Milizensoldat erscheint, meines Wissens, nur zwei Tage im Jahre auf der Parade und hat nicht für die geringste Equipirung zu sorgen. Freilich muß er bewaffnet erscheinen, allein in einem Lande wie Amerika fällt Dieß Keinem schwer, und man sieht häufig einen Mann, der zu arm ist, sich Waffen zu halten, solche bei seinem Nachbar, der mehr hat als er braucht, entlehnen. Die Waffen werden nur für die Exerzitien verlangt. Alles Uebrige, was zum wirklichen Dienste gehört, liefert die Regierung. Die Union wie die einzelnen Staaten haben ihre Arsenale und die für den Bau und die Ausrüstung derselben nöthigen Fonds finde ich auf dem doppelten Budget. Der Staat Neu-York allein besitzt 320 Kanonen und 11 Arsenale. Die „Revue britannique“ irrt, wenn sie sagt, daß der Milizensoldat während des aktiven Dienstes nicht bezahlt werde. Er wird nicht nur allein bezahlt, sondern auch noch dazu besser, als irgend ein Soldat der Welt. Das große Prinzip der Regierung: nichts an leeres Gepränge und an den Müßigang zu verschwenden, sondern den Menschen, der seinem Vaterlande wirkliche Dienste erweist, nach Verdienst zu bezahlen, wird auch in diesem Falle, wie bei der Besoldung des Staatssekretärs, Walter Lowrie, mit 15,900 Fr. beobachtet. Der Soldat der Vereinigten Staaten erhält, außerdem daß er gut gekleidet, gut genährt und mit Allem versehen wird, monatlich 5 Dollars, was auf den Tag ungefähr 18 Sous macht. Sobald die Landmiliz auf das Schlachtfeld gerufen wird, erhält sie gleichfalls Waffen, Unterhalt und Sold; die Absicht des Gesetzes hierüber war, die Leute wegen der versäumten Feldarbeit zu entschädigen, oder ihnen die Möglichkeit zu erleichtern, einen Ersatzmann zu stellen. Ohne diesen Umstand würde die Staatsschuld der

Vereinigten Staaten längst getilgt seyn, und man würde jetzt keine Spur mehr von ihr auf dem Budget erblicken. Da die amerikanische Miliz außer der Leichtigkeit ihres Dienstes keine wesentliche Verschiedenheit von Institutionen ähnlicher Art in andern Theilen der Welt bietet, so ist es unnöthig, hier länger bei ihr zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Mémoires de A. Galotti, Officier néapolitain, condamné trois fois à la mort, écrits par lui-même, traduits par S. Vecchiarelli, refugié italien. 8vo. Paris 1831.

Es wird wohl noch Jedermann in Erinnerung seyn, welche Aufregung vor einigen Jahren die Auslieferung des Neapolitaners Galotti in der französischen Deputirtenkammer und in den französischen Journalen hervorbrachte. Es warf einen häßlichen Flecken auf das Ministerium Martignac, es geduldet zu haben, daß er aus seinem Asyle in Corsica gewaltsam hervorgerissen und nach Neapel geschleppt werden konnte, und die französische Regierung selbst, um sich der gehässigen Vorwürfe zu entladen, verwendete sich bei der neapolitanischen, um dem Gefangenen wenigstens das Leben zu retten. Inzwischen blieb Galotti in Haft oder vielmehr, er wurde von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt und der den neapolitanischen Kerkermeistern eigenthümlichen Brutalität überlassen. Endlich wurde das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, aber in zehnjähriges Gefängniß auf der Insel Favignana, an der Küste von Sicilien, verwandelt. Hier blieb Galotti, bis die Julusrevolution eine neue Ordnung der Dinge in Frankreich herbeiführte und die neue Regierung bei dem neapolitanischen Hofe darauf drang, daß Galotti wieder losgelassen und an den Ort zurückgebracht werden sollte, von wo er gegen das Völkerrecht hinweggeführt worden war. Dieß geschah auch wirklich im Oktober 1830 auf einen Befehl des nun verstorbenen Königs Franz, der Galotti's Gefängnißstrafe in zehnjährige Verbannung aus dem Königreiche verwandelte; zu gleicher Zeit wurde er durch dieselbe neapolitanische Kriegsbrigg, die ihn ein Jahr zuvor von Corsica abgeholt hatte, wieder dahin zurückgebracht. Voll Dankbarkeit gegen seine Befreier, als die er die Julusmänner betrachtet, hat nun Galotti seine Schicksale beschrieben und diese Denkschrift „den Helden der drei Tage" gewidmet. Man erkennt in dem Verfasser einen von jenen vielen italienischen Liberalen, die mehr den Willen als die Mittel besitzen, die Wiedergeburt ihres Vaterlandes herbeizuführen. Die Entwürfe derselben wurden bis jetzt mit so wenig Klugheit und Vorsicht angelegt, und verriethen einen so kläglichen Mangel an politischer und statistischer Kenntniß ihrer eigenen örtlichen Verhältnisse und anderer Staaten, daß man sich über den unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen nicht zu wundern braucht.

Galotti begann seine politische Laufbahn im Jahre 1820. Lange zuvor schon war er in die Geheimnisse der Carbonari eingeweiht und eines der thätigsten Mitglieder der „Vendita" oder Loge seiner Geburtsgegend Cilento, eines entlegenen Bezirks von ungefähr neunzigtausend Einwohnern, in der Provinz Salerno, gegen die Gränze von Calabrien. Hier bekleidete Galotti die Stelle eines Offiziers der dortigen Miliz. Die Verschwörung von 1820 war inzwischen herangereift und der 29 Mai von den Häuptern derselben zum Ausbruche anberaumt worden; als Galotti, fortgerissen, wie er selbst sagt, von seinem leidenschaftlichen Ungestüm für die Freiheit, die Fahne des Aufruhrs in dem Dorfe Masticelli einen Tag früher, am 28 Mai, aufsteckte und die spanische Konstitution proklamirte, von der die guten Bauern wahrscheinlich eben so viel verstanden, als von den indischen Vedas. In der Nacht kam ein Eilbote mit Befehlen der Vendita zu Salerno, den Aufstand noch zu verschieben, der auch wirklich erst zu Anfang des Monats Julius zu Monteforte, in der benachbarten Provinz von Avellino, ausbrach. Galotti konnte nun nichts Besseres thun, als die Fahne zu streichen, seine Kokarde einzustecken und sich so stille als möglich nach Hause zu begeben. Allein die Auftritte zu Masticelli waren der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgangen: Galotti wurde verhaftet und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, als der Polizeiminister, in der Hoffnung, durch ihn die Fäden der Verschwörung in die Hand zu bekommen, ihn nach Neapel bringen ließ. Galotti's Verhör hatte keine Eröffnungen zu Folge, und er wurde bis auf Weiteres in einen Kerker des Schlosses St. Eramo geworfen, aus dem ihn die Revolution im Julius 1820 befreite.

So endigte des Verfassers erstes Abenteuer. Während der konstitutionellen Regierung diente er als Offizier bei einer der Provinziallegionen und erhielt den Orden des heiligen Georgs. Die Reaktion von 1821 folgte; die Oesterreicher besetzten das Königreich fast ohne Schwertstreich und die absolute Monarchie wurde wieder hergestellt. Galotti lebte ungestört im Schoße seiner Familie, blieb aber insgeheim noch immer mit seinen Carbonarifreunden in thätiger Verbindung. Der Verdacht der Polizei wurde endlich wach; mehrere Verhaftungen fanden statt; allein Galotti fuhr fort, die Versammlungen die in dem Hause des Unterpräfekten des Bezirkes, der Carbonari und Freimaurer war, zu besuchen. Dieser Mann hatte ein schönes Weib; er wurde eifersüchtig auf Galotti's häufige Besuche in seinem Hause und denunzirte ihn. Galotti erklärt diese Eifersucht für grundlos; allein der ganze Hergang der Sache beweist, auf wie schwachen Unterlagen Ehre und Vaterlandsliebe in diesem Lande ruhen. Galotti wurde abermals zur Untersuchung gezogen; allein da keine zulänglichen Beweise gegen ihn vorlagen, nach dreijährigem Gefängnisse wieder auf freien Fuß gestellt. Nun ließ er sich in der Stadt Salerno nieder, wo seine Frau starb, und ein Jahr später heirathete er eine reiche Witwe. Nun hätte er in Zurückgezogenheit sein häusliches Glück genießen können, allein — wie der Verfasser sagt — „um in der üblichen, obgleich unrichtigen Sprache der fatalistischen Schule zu reden: der Würfel war geworfen, und mein ganzes Leben wurde fortan nur damit zugebracht, neue Verschwörungen auszubrüten." Gegen das Ende 1825 erschien der Verfasser zu Neapel, wo er mit mehreren Personen von gleichen politischen Ansichten bekannt wurde und man sich über die Mittel berieth, „ein neues Revolutionsdrama aufzuführen." Galotti kehrte nach Salerno zurück, um ein Comité zu bilden und die Organisation des Carbonarismus wieder zu beginnen, „der nicht erstickt worden, sondern nur einige Jahre in Schlaf versunken war." Der Abfall mehrerer Liberalen machte ihn in der Wahl der Comitémitglieder vorsichtiger. „Die energievollsten Männer des Landes wurden darin aufgenommen, deren unerschütterliche Anhänglichkeit an ihren politischen Glauben sie seitdem alle ins Gefängniß oder auf das Schaffott geführt hat." Man setzte sich mit den Comités der andern Provinzen in Verbindung, und Galotti war einer der thätigsten Agenten der Gesellschaft. „Im Jahre 1828," erzählt der Verfasser, „befand sich das Centralcomité in Neapel, ich weiß nicht wie, mit dem griechischen Präsidenten Capodistrias in Korrespondenz. Der Graf versprach, daß auf den Fall, wo eine neue Revolution im Königreiche beider Sicilien ausbrechen sollte, Rußland zwanzigtausend Mann senden wolle, um auch das übrige Italien zu befreien, wo dann eine republikanische Regierung, unter dem Schutze des nordischen Selbstherrschers, eingeführt werden sollte." — Alles erwogen, kann man diese Erzählung für nichts als ein den leichtgläubigen Neapolitanern von irgend einem Agenten aufgeheftetes Mährchen halten. Denn wie ließe sich glauben, daß ein so schlauer Mann, wie der verlebte Präsident von Griechenland, sich so weit mit den Verschwornen eingelassen haben sollte? Und wie oder woher sollten die zwanzigtausend Russen nach Italien kommen? Und vollends Rußland eine Republik in Italien ausrufen lassen! Doch in allen diesen italienischen Vorgängen blickt diese Unkenntniß der statistischen und politischen Verhältnisse, von der oben die Rede war, nur allzu deutlich hervor.

Die Regierung kam abermals der Verschwörung auf die Spur. Ein Geistlicher wurde verhaftet, und auf seine Eröffnungen theilten auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft sein Loos. Galotti, zur rechten Zeit von der Entdeckung des Komplottes, die er „unerwartet" nennt, in Kenntniß gesetzt, faßte den verzweifelten Entschluß, in seiner Geburtsgegend Cilento in offenen Aufstand auszubrechen. Es waren ihm hiebei der Kanonikus Deluca und einige Mönche zur Seite; ein Umstand, über den man sich nicht so sehr wundern wird, wenn man erwägt, daß ein großer Theil der neapolitanischen Geistlichkeit gar nicht in gleichem Verhältnisse mit der spanischen steht, sondern einen großen Theil ihres Reichthums und Einflusses verloren hat, durch die allein sie für die ihnen auferlegten Entbehrungen entschädigt wurde; weßhalb viele Geistliche jetzt ihre Lage sehr unbehaglich finden und willig die Hand zu einer Veränderung der Dinge bieten, durch die sie sich entweder von ihrem Gelübde entbinden können oder wenigstens für

ihren Ehrgeiz ein neues Feld geöffnet finden. Dieß ist wahrscheinlich die eigentliche Triebfeder ihres Liberalismus. Der 28 Junius 1828 war für Galotti's kleine Schaar als der Tag bestimmt, wo sie ihr Unternehmen mit einem Angriffe auf das Fort Palinudo, das Palinurus des Virgils, beginnen wollten. Der Kanonikus war benachrichtigt worden, daß sich hier eine Menge Munition und fünfzehnhundert Karabiner befinden sollten, was den Insurgenten eine willkommene Beute gewesen wäre. Galotti drang an der Spitze von fünfzig Mann mit geringer Schwierigkeit in dem Fort ein, fand aber die Pulvervorräthe verdorben und unbrauchbar; die Karabiner waren vierzehn Tage zuvor auf Befehl der Regierung nach Salerno gebracht worden. Nun machte man sich daran, den Bezirk zu revolutioniren. Galotti zog von Dorf zu Dorf, unter dem Rufe: „es lebe die Freiheit!“ und indem er die französische Konstitution, d. h. die von Ludwig XVIII gegebene, proklamirte! Sein Freund, ein Kapuzinerguardian, bestieg dann gewöhnlich ein in der Eile errichtetes Gerüste, und predigte dem Volke von den Rechten des Menschen vor. Der Maire und die Geistlichkeit hörten andächtig zu; die Patrioten wurden in die Kirche geführt; das Allerheiligste wurde ausgestellt und ein Te Deum gesungen. Dieß sind Feierlichkeiten, die bei keiner neapolitanischen Insurrektion, sie mag nun für die Freiheit oder den Absolutismus seyn, fehlen dürfen. Bald waren gegen zweitausend Mann zusammengebracht und ein guter Theil Pulver mit Freudenfeuerwerken verpufft. Wenn man aber bedenkt, daß alles Dieß in einem kleinen Bezirke von kaum zwanzig Stunden im Durchmesser, ohne Einverständniß mit irgend einer andern Provinz, statt fand, während die königlichen Truppen von allen Seiten her sich zusammenzogen, um die Insurgenten einzuschließen, so kann man nicht umhin, den leichtsinnigen Versuch für eine unverantwortliche Thorheit zu halten. Galotti und der Kanonikus erhielten bald die Nachricht von der unwillkommenen Annäherung des Generals del Carretto mit achttausend Mann regulärer Truppen, Geschütz und Reiterei. Die Insurgenten waren größtentheils noch ohne Waffen. Nach einem kleinen Scharmützel sah er sich genöthigt, sie aus einander gehen zu lassen und sich selbst in die Wälder zu flüchten. Der ganze Aufstand dauerte eine Woche. Galotti irrte in Wildnissen umher und erreichte endlich das Meeresufer von Pästum, wo es ihm gelang, ein Fischerboot aufzutreiben, das ihn nach Livorno übersetzte, von wo er nach Corsica ging, in der Meinung, auf französischem Gebiete vor allen weitern Verfolgungen sicher zu seyn.

Wenn wir oben Galotti's Unternehmen als eine thörichte Verwegenheit bezeichneten, so glauben wir dieses Urtheil durch die Behauptung gerechtfertigt, daß eine Revolution unter einer despotischen Regierung kein Kinderspiel ist, und daher eine schwere Verantwortlichkeit auf Denen lastet, die ohne die Folgen zu berechnen, nicht bloß sich, sondern auch ihre Familien und ihre unwissenden Gefährten ins Verderben stürzen. Die Reaktion in der Provinz Cilento war mit jener blutdürstigen und unversöhnlichen Rachsucht bezeichnet, von der so viele Blätter der neapolitanischen Geschichte befleckt sind. Gegen sechzig oder siebenzig Individuen, Geistliche, Landleute, Aerzte und Advokaten wurden hingerichtet; ihre Familien, selbst die Weiber, ins Gefängniß geworfen; das Dorf Bosco bis auf den Grund geschleift. Eine Menge Menschen wurden verhaftet; viele starben in Folge erlittener Mißhandlungen. Der schöne Bezirk von Cilento ward unbarmherzig verwüstet. Galotti war entkommen; allein die neapolitanische Regierung, bald von seinem Zufluchtsorte in Kenntniß gesetzt, forderte durch ihren Gesandten in Paris seine Auslieferung, nicht als politischen Verbrecher, sondern als Straßenräuber. Kurz eine Art gerichtliches Dokument wurde zur Unterstützung dieses Ansuchens beigebracht und das französische Ministerium war schwach genug, an den Präfekten von Corsica den Befehl zu erlassen, Galotti der neapolitanischen Kriegsbrigg, die zu diesem Zwecke nach Bastia geschickt worden war, auszuliefern. Auf die thätige Verwendung der Freunde Galotti's sendete indeß das französische Ministerium einen Kourier nach Neapel, um der Regierung anzudeuten, daß man ein weiteres Verfahren gegen Galotti als einen Bruch des Völkerrechts gegen Frankreich betrachten werde. Diese Einsprache geschah eben noch zur rechten Zeit, und Galotti's Leben war gerettet; indeß würde er ohne die Juliusrevolution wohl schwerlich jemals wieder dem Kerker entronnen seyn. Galotti's Auslieferung gab im Junius 1829 in der Deputirtenkammer zu einer interessanten Verhandlung Anlaß, von der in einem Anhange des vorliegenden Buches Auszüge gegeben sind. Graf Portalis bemerkte von Seite der Minister, daß er lieber die Hand verlieren, als die Auslieferung eines politischen Flüchtlings unterzeichnen würde, vorzüglich, da er sich noch sehr gut erinnere, wie es ihm selbst und seinem Vater ergangen sey, als die Schreckensregierung von der Schweiz ihre Auslieferung verlangt habe; „denn,“ setzte er bitter hinzu, „nicht die monarchische Regierung allein ist es, von der das erste Mal ein solches Ansinnen gestellt wurde.“ Allein die französischen Minister brachten die oben erwähnten gerichtlichen Dokumente zum Vorscheine, durch die Galotti eines bürgerlichen Verbrechens bezüchtigt wurde. Dagegen erwiderte Benjamin Constant, unter einer absoluten Monarchie, und namentlich unter der Breite von Neapel und Lissabon, sey es nicht sonderlich schwer, Gerichtshöfe und Richter zu finden, die sich den Wünschen der Macht als bereitwillige Diener fügen. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch der Fürst von Castelcicala in die Frage hineingezogen, worauf sich zuletzt eine gerichtliche Anklage gegen einige Journalisten wegen Verleumdung des neapolitanischen Gesandten entspann. Die Journale erinnerten nämlich, um seinen diplomatischen Einfluß zu schwächen, daran, daß der Fürst zu Ende des vorigen Jahrhunderts Beisitzer einer Junta oder Staatsinquisition zu Neapel gewesen war. Allerdings war Castelcicala von 1796 bis 1798 Mitglied einer Junta gewesen, die mehrere Verhaftungen auf sehr übel begründeten Verdacht hin verhängte. Vanni, ein wüthender Ultraroyalist, der an der Spitze der Junta stand, fiel zuletzt bei Hofe in Ungnade, und der Gerichtshof wurde aufgelöst. Diese Junta ist indeß nicht, wie mehrere französische Publizisten und auch der Verfasser des vorliegenden Werkes gethan haben, mit der blutgierigen Junta von 1799 zu verwechseln, die nach der Revolution zu Gericht saß und die ausgezeichnetsten Männer von Neapel auf das Schaffot schickte. Die Mitglieder dieser Junta waren Speciale, Fiore, Damiani, Sambuti und Guidobaldi. Der Name des letztern, der mit Castelcicala Mitglied der erstgenannten Junta war, gab wahrscheinlich zu der Behauptung Anlaß, daß der Fürst auch 1799 mit in diesem Gerichtshofe saß. Man wollte auch wissen, daß der Fürst, dessen eigentlicher Name, wie der des berühmten Kardinals, Fabricio Ruffo war, in Folge seiner in der Junta geleisteten Dienste in den Fürstenstand erhoben worden sey. Auch Dieß ist ein Irrthum, da der Name Castelcicala ihm durch Erbschaft zufiel und er ihn schon im Jahre 1796 trug. Der französische Gerichtshof der Zuchtpolizei sprach die angeklagten Journale frei, weil die Behauptung, der Prinz sey Mitglied der Junta gewesen, keine Verleumdung enthalte.

Vermischte Nachrichten.

Privatbriefe, die vom September aus Simla, einer Station im Himalayagebirge, wo Lord William Bentink einstweilen sich aufhielt, in London eingetroffen sind, enthalten neuere Nachrichten über die Reise des Kapitäns Burnes, der von Sir John Malcolm von Bombay an den Hof Runschit Sing's gesendet wurde. Der Kapitän ging von der Mündung des Indus nach Lahore, wo er, wie schon früher gemeldet, eine sehr gute Aufnahme fand. Seine Sendung verspricht wichtige Folgen in politischen und kommerziellen Verhältnissen. Bei seiner Fahrt den Indus aufwärts fand der Kapitän diesen großen Fluß weder von Felsen noch Fällen, und nur durch geringe Windungen unterbrochen. Sein Lauf ist, die Strömungen am Delta abgerechnet, nicht reißend, und hat auf einer Strecke von tausend engl. Meilen, selbst in der heißen Jahreszeit nie unter fünfzehn Fuß Wasserhöhe; an manchen Stellen ist die Tiefe sogar drei bis vier Faden. Vorzüglich geeignet scheint der Strom für Dampfschifffahrt, und die Einführung solcher Schiffe auf dem rothen Meere und im persischen Golfe wird ohne Zweifel bald auch sich auf den Euphrat, Tigris und Indus verbreiten, was zu vielversprechenden Hoffnungen berechtigt.

Das Institut der französischen Ehrenlegion, fast die einzige Schöpfung Napoleons, die nicht umgestürzt oder verändert wurde, hat ein reines jährliches Einkommen von 240,000 und 260,000 Pf. St., und doch erfordern die Pensionen einen jährlichen Zuschuß von 120.000 Pf. aus dem Staatsschatze.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 86. 26 März 1832.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Man gelangte in der Provinz St. Paulo vor 50 Jahren zur Kenntniß des Eisensteines; aber erst im Jahre 1800 wurde auch die Regierung auf diesen wichtigen Besitz aufmerksam, und beauftragte zehn Jahre später einen Deutschen, Herrn Ingenieur-Major Varnhagen, den Plan zu einer großen, gewerkschaftlichen Fabrik für die Provinz St. Paulo zu entwerfen. Man gab Geld, Negersklaven, und verschrieb Bergwerksbeamte und Hüttenleute aus Schweden. Statt Letzteren kam ein Betrüger und 18 bis 20 zusammengeraffte Abenteurer aus diesem Lande, und das Unternehmen mißlang. In Minas Geraes lernte man erst vor 20 Jahren den Eisenstein und seine weitere Behandlung kennen, und auch dießmal waren es Negersklaven aus Afrika, welche die Lehrer der Abkömmlinge eines civilisirten Volkes wurden, das aber ihre Regierung bisher absichtlich und auf eine empörende Weise vernachlässigt hatte. Als man anfing, das Emporkommen einiger Eisenfabriken wahrzunehmen, war endlich ihre erste landesväterliche Verordnung, die Errichtung derselben strengstens zu verbieten. Seit jedoch der König von Portugal in Brasilien residirte, wurde es Jedermann gestattet, sich sowohl im Großen, als im Kleinen mit der Eisenfabrikation zu beschäftigen. Seitdem entstanden eine Menge Oefchen und kleine Hütten, die bereits einen großen Theil der Provinz mit rohgearbeitetem Eisen versehen. Ein anderer unserer Landsleute, Herr Oberstlieutenant von Eschwege, trug durch seine einsichtsvollen und wohlwollenden Unterweisungen, Wasserhämmer anzulegen, wesentlich dazu bei, die Eisenfabrikation emporzubringen; ihm verdankt Brasilien die erste Hütte, welche er bei Congonhas do Campo anlegte, und in der mit Erfolg im Großen Eisen geschmolzen und verarbeitet wurde. Trotz des außerordentlichen Reichthums der Eisenminen in Minas, welche fast gar keine bergmännische Bearbeitung erfordern, ist Herr von Eschwege doch der Meinung, daß gegenwärtig eine große Eisenhütte in dieser Provinz noch gar nicht bestehen könne, da das Ausland das vorzüglichste Eisen zu wohlfeileren Preisen nach Brasilien schickt, als man es dort zu erzeugen im Stande ist, das Verbot fremder Einfuhr sich jedoch mit dem jetzigen System der Handelsfreiheit nicht verbinden läßt. Will die Regierung daher Gutes stiften, so trachte sie, einige Privatleute, die in der Nähe der Eisenminen wohnen, zur Errichtung kleiner Fabriken zu ermuntern, und verschaffe ihnen Gelegenheit, durch europäische Hüttenleute in der Bereitung des Eisens besser unterrichtet zu werden, so wird dieses brasilianische Produkt in kurzer Zeit wohlfeiler, als das vom Auslande kommende Eisen werden, und dieses allmählich von dem inländischen Markte verdrängen. Als ein großes Hinderniß an der Benützung der unerschöpflichen Eisenlager in Minas wurde bisher der gänzliche Mangel an Waldung betrachtet, wodurch sich die Umgegend dieser Minen öfters auszeichnet. Vor wenigen Jahren entdeckte jedoch ein sächsischer Bergmann in den kahlen Ebenen der Campos Steinkohlen; doch kann ich nicht sagen, ob ihr Vorkommen so reichlich war, daß ihre bergmännische Ausbringung sich belohnt hätte. Seit der Abreise des Königs D. Joào ist übrigens nichts mehr zu Gunsten der brasilianischen Hüttenbesitzer geschehen; der thätige und einsichtsvolle Direktor sämmtlicher Berg- und Hüttenwerke, Herr v. Eschwege, kehrte nach Europa zurück und wurde seitdem nicht mehr ersetzt; die Hütte von Congonhas ist unbeschäftigt, und wird bald eine Ruine seyn, und von den vielen Leistungen des deutschen Ehrenmannes ist wenig mehr übrig; doch lebt er im dankbaren Andenken der Mineiros fort, die jetzt erst erkennen, was er ihnen war, und was sie an ihm verloren.

Nun noch ein paar Worte über den Ertrag der Diamantwäschereien, von welchen man in Europa eine übertriebene Vorstellung hat. Ihr Hauptfundort in Minas Geraes ist die Comarca Serro de Frio. Sie kommen nur einzeln unter den Geschieben der Flußbette, oder an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen, und unter Geröllen vor, von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flußbetten, als dem allgemeinen Sammelplatze, hinabgeführt werden. In den losen Geschieben derselben werden die Diamanten gewaschen, und unter strenger Aufsicht von den Sklaven der Regierung, welche den Diamant von dem gewöhnlichen Kiesel zu unterscheiden verstehen, aufgesucht. Hiezu bedienen sie sich des bei den Goldwäschereien üblichen Sichertroges, füllen ihn mit dem Gerölle des Flußbettes, und suchen in demselben nach den Diamanten. Aus den Büchern der ehemals königlichen Regie ergibt sich, daß in jener Periode, woselbst die Diamantwäschereien am stärksten betrieben wurden (von 1729 bis 1785), also in einem Zeitraume von 56 Jahren, 2,250,000 Quilates (Ca-

rats) Diamanten, im Werthe von 13,937,876 Cruzados, gewonnen wurden. In neueren Zeiten war die Ausbeute so gering, daß damit kaum die Regiekosten gedeckt werden konnten; man verminderte daher das Verwaltungspersonal und die Arbeiter bis zur Hälfte, dennoch überstieg die jährliche Reineinnahme aus den kaiserlichen Diamantwäschereien in den letzten Jahren selten 50,000 Cruzados. Die Ausbeute an Edelsteinen wondert übrigens schon seit mehreren Jahren, gleich dem brasilianischen Golde, nach England, um die Interessen des von dorther erhaltenen Anlehens zu bestreiten.

(Schluß folgt.)

Die Entdeckungsreisen in Amerika.

(Schluß.)

Im nördlichen Amerika wurden Canada, Neu-England und Louisiana, Länder die man lange vernachlässigt hatte, nach einigen schlecht geleiteten Versuchen der Schauplatz einer eigenen Kolonisation, die sich vorzüglich auf Ackerbau und Jagd gründete. Die Erzeugnisse des Bodens waren dort weniger ergiebig als in Peru, Brasilien und Mexiko, aber Arbeitsamkeit und Industrie waren mehr verbreitet und vorgeschritten. Die Nähe von Europa, der günstige Lauf der Flüße, die nahe an einander liegenden Seen, die tiefen Buchten, und die Fruchtbarkeit eines noch nie gepflügten Bodens waren hinreichend, um jenen Kolonien Wachsthum und Gedeihen zu sichern; was ihnen aber ein vorzügliches Uebergewicht und ein Recht auf politische Existenz gab, war ihr gemäßigtes Klima, der gastliche Boden, der einer ganz europäischen Bevölkerung gestattete, die gewohnten Gewerbe und die kräftigen Sitten des Mutterlandes hierher zu verpflanzen; mächtige Vortheile, die sich später unter dem Einfluß einer weisen Freiheit, der Tochter der Aufklärung, zu voller Kraft entwickelten.

Nächst den Eroberungen der Usurpatoren, den Forschungen der Missionäre, der Jäger, Abenteurer und Walddurchstreifer, dankte man die einzelnen Entdeckungen den Fortschritten der Kolonisation. Die Herren des Landes lernten es in immer größerem Umfang kennen, und bald wurden Charten entworfen. Der canadische und der Unabhängigkeitskrieg trugen ebenfalls dazu bei, die geographischen Kenntnisse zu erweitern; zu gleicher Zeit beschäftigte sich die Compagnie der Hudsonsbai damit, unermeßliche Einöden zu durchforschen, und die mährischen Brüder verbreiteten die Civilisation in Labrador und Grönland.

Zwei Jahrhunderte hindurch dankte die Geographie von Amerika ihre Fortschritte nur der Sucht nach Abenteuern und Eroberung, dem Golddurst, dem Glaubenseifer und der Liebe zur Freiheit; das Verlangen, besonders für das Interesse der Wissenschaften thätig zu seyn, erwachte erst mit dem achtzehnten Jahrhundert. Der Seeunternehmungen der Franzosen, Spanier und Engländer für diesen Zweck ist bereits rühmend gedacht worden; aber außer diesen führte der Durst nach Kenntnissen auch Männer von großem Verdienst jenseits der Meere, die noch in wenig gekannten Gegenden ihre Talente und ihren Beobachtungsgeist erprobten, und gern erinnert man sich an die Namen Velasquez, Gama, Salazar und Alzate. Auch bloße Neugier trieb eine Menge, mehr oder minder gebildeter Reisenden nach jenen Gegenden; doch auf einem so weiten Felde ist selbst die geringste Bemerkung nicht ohne Nutzen.

Die französischen und spanischen Akademiker richteten ihre Forschungen auf die Aequatorial-Gegenden, wo sie einen Kreis des Meridians maßen. Azara, Ovaglie, Molina, Havestad, Miers und Head besuchten Paraguay und Chili; Chey, Droz und Velasquez gingen nach Californien, um dort den Durchgang der Venus zu beobachten; Pages unternahm eine sehr nützliche Reise von Louisiana nach Acapulco. Die Patres Dutertre und Labat besuchten die französischen Antillen; Bartram, Mellish, Hall, Carver, Chateaubriand, Volney, Michaud, La Rochefoucauld, Well, Mactaggart, Flint, Sidon und besonders M. Warden, der verläßige Geschichtschreiber der neuen Welt, beschrieben die Vereinigten Staaten und Canada, deren Charten von Ellicot, Desbarres, Gauld, Ward, Romand, Taber, Ramage, Manderson, Demaine und Blunt auf ausgezeichnete Weise verbessert wurden. Die Patres Sobreviela und Narciso y Barcelo berichteten über den Zustand der Missionen in Peru; Maldonado zeichnete die herrliche Charte des Königreichs Quito und Constanzo die von Sonora. Mac-Kinnen machte interessante Berichte über die englischen Antillen und die Lucay'schen Inseln bekannt, die, zuerst von Columbus entdeckt, noch einer naumathischen Untersuchung ermangelten. Die Cote-Ferme wurde von den Pons aufgenommen; Espinosa und Bacoza zeichneten eine astronomische Positionslinie zwischen Valparaiso und Buenos Ayres. Lister-Maw fuhr den Amazonenfluß hinab. Die Herren v. Humboldt, Bonpland und Sonnenschmid lehrten Mexiko, Neu-Granada und Peru den Spaniern selbst kennen. Mawes, von Spix, von Martius, der Prinz von Wied-Neuwied, Langsdorf, Koster und Saint-Hilaire machten das Innere von Brasilien zum Gegenstand ihrer lehrreichen Forschungen. Caß und Schoolcraft durchreisten mit Erfolg die Gegenden des großen See's von Canada bis zum See der rothen Ceder oder von Cassina. Gegenwärtig sind die interessantesten Exkursionen das Ergebniß der Verbindungen, die zwischen dem Bassin des Missouri, Mexiko und dem Gebiete von Oregan hergestellt werden.

Keine dieser Reisen war für die Erweiterung der Wissenschaften nützlicher und wird der Zukunft größere Früchte tragen als die des Herrn v. Humboldt, der sein eigenes reiches Wissen durch einen Schatz von Kenntnissen vermehrte, die bis jetzt für die Welt verloren waren. Vor ihm war es noch Niemand eingefallen, auf den Charten nebst der genauen Lage der Orte auch die Angabe der Höhe zu fordern; durch sein Beispiel ist Dieß jetzt zur unerläßlichen Bedingung geworden. Wie eine Seecharte allen Werth verliert, wenn sie die Tiefe der Gewässer nicht angibt, so fing man jetzt an zu fühlen, daß die Aufzeichnung eines Landes für den Anbauer, den Militär und Ingenieur nur dann von Nutzen seyn könne, wenn sie alle Erhöhungen genau anzeigt.

Seit eine siegreiche Revolution eine Menge von kosmopolitischen Fremden, Militärs, Spekulanten und Naturforschern nach Amerika gezogen hat, sieht man fast jeden Tag Bemerkungen, neue Thatsachen, mehr oder minder delikate Entwürfe, mehr oder minder genaue statistische Angaben, aber nur sehr wenig rein geographische Aufsätze erscheinen, und besonders muß man unter diesem

Ueberflusse von Materialien bedauern, daß astronomische Kenntnisse bei den Reisenden so selten sind. Vieles darf man von den Verbesserungen, die von Offizieren der englischen und französischen Seestationen auf den Charten vorgenommen werden, und von dem Konkurs systematischer Arbeiten erwarten, den mehrere der neuen Staaten zu eröffnen gedenken; für Carolina, Virginien, Missouri und Illinois hat diese Hoffnung sich bereits verwirklicht. Auch die jungen Republiken von La Plata und Bolivia haben, gleich den alten Staaten Europa's, Observatorien errichtet. Die Anwendung der Dampfschifffahrt, der auf's Neue wieder mit Eifer aufgenommene Bergbau, die Eröffnung einer Menge neuer Kanäle und Straßen sind unberechenbare Quellen für die Fortschritte der Geographie in Amerika. Zu wünschen ist, daß innere Zwiste und die Eifersucht der Republiken unter sich, den Fortschritten dieser Wissenschaft nicht hemmend entgegen treten; sie hat wohl, als die Civilisation noch mit der Barbarei im Kampfe lag, durch militärische Züge gewonnen, Bürgerkrieg würde ihr aber den Todesstreich versetzen.

Champollion der jüngere.

(Fortsetzung.)

Ohne hier auf den so oft erneuerten Streit eingehen zu wollen, Wem von Beiden, ob dem Dr. Young oder Champollion das Verdienst zugesprochen werden müsse, zuerst das phonetische System aufgestellt zu haben, läßt sich so viel mit Gewißheit darthun, daß der Artikel des Dr. Young über diesen Gegenstand acht Jahre früher, ehe Champollion sein Sendschreiben an Dacier bekannt machte, in der „Encyclopédie Britannique" erschienen war; auch läugnete Champollion es nie, ihn gekannt zu haben. Uebrigens müssen vorurtheilsfreie Richter gleichfalls zugestehen, daß Dr. Young jenes System nur andeutete, und Champollion es erst begründete und ausbildete. Der Werth der beiderseitigen Entdeckung läßt sich nur nach den daraus gewonnenen Resultaten bemessen, und hierin gebührt Champollion unbestritten der Preis. Es scheint, daß Champollion Anfangs den von Dr. Young bei Anlaß der Erklärung der Tafel von Rosette ausgesprochenen Ansichten nicht beitrat, die nachher durch Letronne bekräftigt wurden, der bloß aus griechischen Inschriften an einigen ägyptischen Denkmälern, die man für die ältesten hielt, bewies, daß sie oft, wenigstens zum Theile, erst unter der Herrschaft der Ptolemäer und der ersten Kaiser erbaut wurden. Indem Letronne im „Journal des Savans," im November 1821, die griechische Inschrift am Fuße des Obelisken von Philoe bekannt machte, stellte er die Vermuthung auf, daß die auf dem Obelisken enthaltenen Hieroglyphen in einer gewissen Beziehung zu dieser Inschrift stehen könnten. Diese Bemerkung veranlaßte Herrn Bankes, für den Belzoni den Obelisk aus Aegypten nach England gebracht hatte, dem Institut von Frankreich eine neue Kopie der Abschrift und die Zeichnung der vier Seiten des Obelisken zu übersenden; die Vergleichung beider gaben Champollion mit Einem Male Licht. Die Einsendung des Herrn Bankes fand im Monate Februar 1822 statt; am 27 September desselben Jahres las Champollion in der Akademie sein Sendschreiben an Dacier vor, das in phonetischen Hieroglyphen, deren Vorhandenseyn zwar Dr. Young geahnt hatte, aber ohne ihren Werth bestimmen zu können, die Namen fast aller Lagiden und der ersten römischen Kaiser bis auf Commodus enthielt.

Die Bekanntmachung dieses Sendschreibens im „Journal des Savans" im Monate Oktober 1822 ergab als erstes Resultat für die Erbauung eines großen Theils der ägyptischen Denkmäler eine sichere historische Grundlage. Da die von der ägyptischen Gelehrtenkommission herausgegebenen Zodiakus zu den Denkmälern der griechischen und römischen Epoche gehörten, so erhielt die damals so eifrig abgehandelte Frage über das Alter des Zodiakus von Denderah ein völlig neues Licht. Diese ersten Resultate hatten die Neugierde des Publikums in hohem Grade erregt; allein eine nicht geringe Anzahl Gelehrter schüttelte ungläubig über die neue Entdeckung den Kopf. Von dem Jahre 1824 an erwiderte Champollion den mancherlei Angriffen und Meinungen, von denen einige ihm höchstens die Möglichkeit, griechische und römische Namen lesen zu können, zugestehen wollten, durch die Herausgabe seines Abrisses des Hieroglyphensystems, die zwar ohne Zweifel übereilt war, aber doch die Grundlagen der Methode weit über Daciers Gränzen hinausrückte. Es zeigte sich, daß es nicht bloß die fremden Sprachen entliehenen Worte waren, zu denen man sich des phonetischen Alphabets bediente; Champollion bewies, daß dasselbe von den Aegyptiern auch auf die Namen ihrer alten Könige, sowie überhaupt auf alle Namen angewendet wurde, und daß es keine grammatikalische Abstufung gab, die nicht durch ein analoges Verfahren dargestellt werden könne. Von dieser Zeit an stand Champollions Ruf unter den geistigen Autoritäten Europa's begründet.

Paris besaß damals nur sehr beschränkte Sammlungen ägyptischer Denkmäler; außer dem Kabinet der königlichen Bibliothek bestand keine weitere Privatsammlung dieser Art, als die des Herrn Durand, die später mit dem Museum des Louvre vereinigt wurde, und die des Herrn Rebenac Duvant, ehemaligen Konsuls in Aegypten. Der Verkauf der letztern gab Champollion die Gelegenheit, mit einem damals sehr einflußreichen Manne Verbindungen anzuknüpfen, ohne dessen Unterstützung es ihm kaum möglich geworden seyn dürfte, seinen Arbeiten eine mehr als mittelmäßige Entwicklung zu geben. Champollion wurde dem Herzoge von Blacas auf folgende Art bekannt: Champollion war am frühen Morgen schon im Versteigerungssaale beschäftigt, Bemerkungen über die ausgestellten Monumente zu entwerfen. Der Herzog von Blacas trat ein und erstaunte nicht wenig über Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit der Champollion die hieroglyphischen Charaktere zeichnete. Es entspann sich zwischen beiden eine Unterredung über diesen Gegenstand, wobei der Gelehrte sich als Verfasser des Sendschreibens an Dacier zu erkennen gab, und gegen den Herzog, ohne ihn jedoch zu kennen, das sehnsüchtige Verlangen aussprach, nach Italien gehen zu können und dort die reiche Sammlung Drovetti's, die in den Besitz des Königs von Sardinien gekommen war, zu studiren. Nicht lange darnach wurde der junge Champollion, der Liberale, der Verschworne von 1816, durch den Herzog von Blacas, dem Chef der Emigrantenpartei, Ludwig XVIII vorgestellt. Champollion hatte sich so bloß durch sein Verdienst an dem Herzoge von Blacas, in dessen Augen ihm wenig mehr als dieses zur Empfehlung dienen konnte, einen thätigen Gönner erworben, vor dessen allgewaltigem Einflusse sich alle Schwierigkeiten ebneten. Der Ankauf der Saltischen Sammlung; die Gründung des ägyptischen Museums im Louvre; die Ernennung Champollions zum Konservator dieses Museums; endlich die Reise nach Aegypten, die so großen Vorbereitungen die Krone aufsetzte, waren hauptsächlich das Werk des Herzogs von Blacas. Champollion, der es sich stets zur Pflicht gemacht hatte, dankbar den wohlthätigen Einfluß des Herrn von Blacas auf seine literarische Laufbahn anzuerkennen, sprach seine Verbindlichkeit gegen seinen ehemaligen Beschützer, seit denselben die neuern politischen Ereignisse abermals aus Frankreich vertrieben hatten, nur um so lauter aus.

Die Abreise Champollions nach Italien fand im Frühlinge 1824 statt. Er kehrte im Monate November 1826 nach Paris zurück, mit einem Reichthume gesammelter Materialien, die ihm nur um so lebendiger das Bedürfniß einer Reise nach Aegypten fühlen ließen. In diesem Zwischenraume machte er eine zweite Ausgabe seines Abrisses (Précis du Système hiéroglyphique) bekannt, der in einzelnen Stücken verbessert, im ganzen Plane aber wenig geändert worden war. In diese kurze Zeit, die seiner Abreise nach dem Orient voranging, gehören die Bekanntmachung zweier Sendschreiben an den Herzog von Blacas über die pharaonischen Dynastien und die ersten Lieferungen des „ägyptischen Pantheons." Das erstgenannte Werk ist das unvollständigste, das Champollion zu Tage förderte; woran die geringe Anzahl von Originalmonumenten, die er benutzen konnte, allein Schuld war. Dieselbe Bemerkung gilt auch theilweise von dem Text des ägyptischen Pantheons, eines mit Pracht und gewissenhafter Genauigkeit ausgeführten Werkes, das Champollion nach einem weitern und systematischern Plane auszuführen vorhatte.

Die Abreise nach Aegypten beginnt einen neuen Abschnitt in Champollions literarischem Leben. Nun sind es nicht mehr vereinzelte Denk-

mäler, ungetreue Abbildungen, die er um Rath fragen muß; Tempel, Paläste, ganze Städte, mit Hieroglyphen und Gemälden bedeckt, sind es, die sich seiner Forschbegier eröffnen. Champollions wissenschaftliche Reise kann, im Verhältnisse genommen, als die vollständigste und fruchtreichste von allen je unternommenen betrachtet werden. Mit einem Kredit von dreiundvierzigtausend Franken brachte er außer seinen Manuscripten und eigenen Bemerkungen zweitausend vierhundert Zeichnungen von Denkmälern zurück, von denen die bestbekannten noch als unedirt betrachtet werden konnten, so voller Unrichtigkeiten und Fehler waren die früher herausgegebenen Darstellungen derselben. In Nubien zwischen den beiden Katarakten und in Ober-Aegypten, Theben mit inbegriffen, blieb kein Gemälde, kein Basrelief, keine Inschrift, unbeachtet, und wenn es nicht abgezeichnet wurde, so wurde es doch wenigstens beschrieben, oder das Wesentlichste im Auszuge wiedergegeben. Die Gräber der Könige und ihre ungeheuern Galerien konnten seine Forschbegier nicht ermüden. Da er nicht hoffen durfte, daß die Geduld seiner Zeichner ausreichen würde, die unendlichen astronomischen Gemälde, welche die Labyrinthe bedecken, abzubilden; so entschloß er sich, um keine Zeit zu verlieren, selbst alle Figuren und Zeichen in dem größten dieser Grabmäler zu kopiren und in der Folge mit sechsundzwanzig andern Grabmälern zu vergleichen, ihre Verschiedenheiten anzugeben und die Lücken auszufüllen. Sehr verschieden von den Tagbüchern anderer Reisenden, die meistens in flüchtig hingeworfenen Fragmenten bestehen, und unter mancherlei hindernden Einwirkungen niedergeschrieben, oft kaum noch dem Reisenden leserlich bleiben, wurden Champollions Bemerkungen unter seinen hinterlassenen Papieren als ein vollständiges Werk gefunden, das nach den Lokalitäten eingetheilt, deutlich geschrieben, mit Federzeichnungen, von denen viele kolorirt sind, versehen ist. Es ist ein vollständiges Buch, in welchem Jeder lesen kann; kein Gedanke desselben wird verloren gehen. Champollion brachte außerdem von seiner Reise eine Sammlung von Denkmälern mit, die er aus den ihm bewilligten Fonds ankaufte, und deren Werth über fünfzigtausend Franken angeschlagen wird; dieselben wurden im ägyptischen Museum niedergelegt.

(Schluß folgt.)

Die Regulators.

In den Vereinigten Staaten gibt es, wie der Naturforscher Audubon berichtet, eine Art Behörden, deren seltsame Funktionen er mit folgenden Worten schildert: „Die Wüsteneien Amerika's bevölkern sich durch den Auswurf der Welt. Hier findet man über diese endlosen Savannen zerstreut, Räuber von Wien und Leipzig, Beutelschneider von Paris und London, italienische Abenteurer, schottische Bettler. Gezwungen von ihrer Hände Arbeit zu leben, verwischen sich ihre Laster, die ihnen nichts mehr eintragen, nach und nach, und ihre Sitten verbessern sich. Fallen sie in ihre alten Laster zurück, so verjagt man sie in die entlegensten Einöden; man treibt sie wie wilde Thiere in undurchdringliche Forste. Mit diesem Geschäfte ist eine Behörde, „Regulators" genannt, beauftragt. Die Art und Weise, wie diese hiebei zu Werke gehen, ist folgende: Wenn ein Mitglied der neuen Kolonien die Gesetze übertreten, einen Mord oder Diebstahl begangen, oder überhaupt die guten Sitten, und Treu und Glauben verletzt hat, wählen die Notabeln der Gegend unter sich mehrere Personen, die den Schuldigen zu untersuchen und zu bestrafen haben. Dieß sind die „Regulators." Ein erstes Vergehen wird mit Verbannung bestraft. Der Schuldige muß binnen einer bestimmten Zeit die Gegend verlassen, wo er das Gesetz übertreten hat. Wehe ihm, wenn er es wagt, dort wieder zu erscheinen und einer neuen Schuld sich theilhaft zu machen. Die Regulators erklären ihn dann vogelfrei. Man zerstört seine Wohnung, und wird er selbst ergriffen, so bindet man ihn an einen Baum, peitscht ihn unbarmherzig, oder erschießt ihn im Falle eines Mordes und steckt sein blutiges Haupt auf einen Pfahl. Ich wohnte mehreren solchen, wiewohl weniger blutigen, Exekutionen bei. Es war ein eigener Anblick, so von fünfzehn Regulators zu Pferde, mit dem Karabiner auf der Schulter, einen Kreis schließen zu sehen, in dessen Mitte sich der halbnackte Verbrecher befand, um eine mehr oder minder längere Peitschenstrafe zu bestehen. Unter Andern sah ich einen jungen Menschen, der zwar keinen Mord oder Diebstahl begangen hatte, und deßhalb auch nicht zum Tode verurtheilt wurde; aber sich beikommen lassen, seine ausschweifenden Gewohnheiten, die ihm noch von Europa her ankleben, im Bezirke zu verbreiten. Die Regulators, zugleich Richter, Gesetzgeber, Büttel, Kerkermeister und Gendarmen, hatten über ihn eine äußerst sonderbare Strafe verhängt. Man hatte ihn verurtheilt, nackt wie ihn Gott erschaffen, ein mit hohen Nesseln bewachsenes Feld zu durchlaufen, von denen er so übel zugerichtet wurde, daß er mehrere Tage lang kein Glied des Leibes rühren konnte."

Bevölkerung, Einkünfte und Ausgaben der Vereinigten Staaten.

Fenimore Cooper setzt in einer Reihe von Briefen, die er im National einrücken ließ, seine Widerlegungen von Sauniers Angaben über die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten fort. Folgendes wichtige Dokument über die Bevölkerung, Einnahmen und Ausgaben der vierundzwanzig Republiken der Union entnehmen wir aus Coopers zweitem Sendschreiben. Die darin enthaltenen Angaben sind größtentheils aus offiziellen Quellen geschöpft.

Staaten der Union.	Freie Bevölkerung eines jeden Staats im Jahre 1828.	Einnahmen eines jeden Staats in Franken (den Dollar zu 5 Fr. 52 Cent.)	Ausgaben eines jeden Staats in Franken.	Erhebungskosten zu 10 Prozent gerechnet.	Im Durchschnitte berechnete Abgabenbeiträge eines jeden Staatsbürgers. Fr.	C.
Maine	545.420	727,282	729,387	27,928	2	05
Massachusetts	557,005	1,508,808	1,725,945	150.580	2	07
Neu-Hampshire	268,065	584,820	577,522	58,482	1	57
Vermont	270,820	529,774	506,249	52,977	1	55
Rhode-Island	86,640	102,817	98,620	10,281	1	50
Connecticut	284,477	446,488	427,952	44,648	1	72
Neu-York	1,611,507	10,254,651	10,842,527	1,028,465	6	98
Neu-Jersey	292,721	225,504	208,956	22,550	—	85
Pensylvanien	1,195,589	12,786,592	12,578,659	1,278,659	11	78
Delaware	72,448	452,000	442,527	45,200	6	65
Maryland	519,579	1,184,640	1,278,466	118,464	4	08
Virginien	683,410	4,866,992	4,817,952	486,699	7	83
Kentucki	525,597	860,782	845,726	86,078	1	80
Nord-Karolina	466,626	480,764	446,282	48,706	1	15
Süd-Karolina	270,255	1,720,798	1,802,544	172,079	7	—
Georgien	223,544	1,167,711	1,525,627	116,771	5	74
Tennessee	430,176	539,468	517,205	55,946	1	58
Ohio	820,905	1,026,985	1,127,945	102,698	1	55
Alabama	160,755	561,458	540,240	56,145	2	49
Missisippi	55,679	?	?	?	—	—
Louisiana	101,572	1,662,091	1,702,456	168,209	18	21
Indiana	196,506	152,000	165,246	15,220	—	85
Illinois	85,820	497,989	482,840	49,798	6	28
Missouri	85,400	?	?	?	—	—
Michigan	11,806	—	—	—	—	—
Arkansas	29,400	—	—	—	—	—
Florida	25,000	—	—	—	—	—
Columbia	32,551	—	—	—	—	—
Gesammtsumme	9,514,547	41,720,712	42,398,849	4,172,895	4	95

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 87. 27 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Landung britischer Truppen in Lissabon erfüllte die Ultras und ihre spanischen Schutzpatrone mit Schrecken, während sie den Freunden der Freiheit Hoffnung und Vertrauen einflößte. Allein das Vertrauen wurde wieder erschüttert, und die Faktion erhob wieder ihr Haupt, als es schien, die englischen Truppen seyen bloß angekommen, um in den Straßen von Lissabon Parade zu machen. Ein neuer Einfall aus Spanien war die Folge. General Stubbs zog den apostolischen Schaaren entgegen, und als die englischen Truppen nach Coimbra vorrückten, war das Land alsbald gesäubert, und zum sechstenmal flüchteten die Aufrührer in ihre Schlupfwinkel auf dem spanischen Gebiete. Abermals war die Ruhe in dem unglücklichen Lande hergestellt. Die Ratifikationen von Don Pedro's Abdankung und die Bedingungen, die er daran knüpfte, waren ihrer Erfüllung nahe, während die Rechte der Donna Maria in ihrem ganzen Umfange anerkannt wurden, und die von dem Monarchen freiwillig verliehene Charte in voller Wirksamkeit war. Es stand nun zu hoffen, daß durch Ausdauer, Gerechtigkeit und Festigkeit Portugal endlich des langentbehrten Frieden und Glückes, unter dem Schilde vernünftiger Freiheit, würde theilhaft werden. Doch auch diese Hoffnung sollte getäuscht werden. Canning starb, Don Miguel kehrte nach Portugal zurück: und die heilige Allianz triumphirte.

Don Miguel landete am 22 Februar 1828 in Lissabon, unter den lautesten Betheuerungen seiner Loyalität. Aber kaum waren zwei Monate verstrichen, als er sich zum König, zum unumschränkten König ausrufen ließ. Es verlohnt der Mühe, den Weg zu verfolgen, den er einschlug, um auf den Thron zu gelangen. Es ist bereits erwähnt worden, wie von diesem hoffnungsvollen Prinzen, als er kaum noch einundzwanzig Jahre zählte, die Cortes gestürzt, der Marquis von Loulé ermordet, der König sein Vater verhaftet und 18,000 Portugiesen in wenigen Tagen in's Gefängniß geworfen wurden. Von einer so frühreifen Entwicklung durften sich die legitimen Prinzipien nicht wenig versprechen. Wir sahen Don Miguel im Mai 1824 von Lissabon verbannt nach Wien gehen. Hier verlieren wir ihn aus den Augen bis zum April 1826, wo er einen sehr ehrerbietigen und zärtlichen Brief an seine Schwester, die Regentin Donna Maria Isabella schrieb, worin er seine herzlichsten Wünsche für Portugals Ruhe, so wie sein Vertrauen auf die bewährte Loyalität der Portugiesen gegen ihren rechtmäßigen Herrn und namentlich gegen den gesetzlichen Erben und Thronfolger, seinen theuren Bruder, den Kaiser von Brasilien, nicht genug betheuern konnte; jedoch glaubte er auch die Furcht nicht verbergen zu dürfen, daß einige falsche und mißleitete Personen es wagen möchten, seines Namens sich zu bedienen, um unter diesem Deckmantel ihre schändlichen Entwürfe zur Störung der Ruhe Portugals zu verbergen. Um Diesem zu steuern, bittet er seine Schwester, dieses Schreiben, dessen Inhalt der freiwillige Ausdruck seiner Gesinnungen sey, öffentlich bekannt zu machen. *) Dieser loyale Brief war von Wien aus geschrieben, nur sechsundzwanzig Tage nach dem Tode Königs Johann und mußte also fast unmittelbar auf die Nachricht von diesem Ereigniß erlassen worden seyn. Diesem Schreiben folgte ein zweites am 14 Junius 1826, worin Don Miguel seiner Schwester, der Regentin dankt, daß sie den erstererwähnten Brief öffentlich bekannt gemacht habe; zum Schlusse fügt der sanftmüthige Prinz noch sehr erbauliche Betrachtungen über die Gefahren des Ehrgeizes an, wobei er zugleich seine unbedingte Ergebung in alle Maßregeln erklärt, die sein gesetzmäßiger Souverän und theurer Bruder zu treffen für gut finde. Einen ähnlichen pflichtergebenen und zärtlichen Brief an diesen theuren Bruder haben wir vom 14 Mai desselben Jahres. Am 4 Oktober legte er feierlich und öffentlich den Eid ab, die von seinem erhabenen Bruder und König Don Pedro erlassene konstitutionelle Charte aufrecht zu halten und zu beobachten, und am 29 Oktober vollzog er in Gegenwart des österreichischen Hofes seine feierliche Verlobung mit Donna Maria II, Königin von Portugal. Die Pairskammer in Lissabon beschloß, aus Anlaß dieser Gelegenheit, an ihn eine glückwünschende Adresse, auf die er huldvoll dankte, indem er seinen Entschluß betheuerte, den väterlichen Absichten seines erhabenen Bruders und Königs in allen Stücken nachzukommen. **)

Solcher Art waren die ersten Beweise, die Don Miguel von seinen loyalen Gesinnungen an den Tag legte, und wodurch sich der englische Gesandte in Wien wahrscheinlich bestimmen ließ, ohne alle weitere

*) Exposé des Droits de sa Majesté très Fidèle Dona Maria II et de la question Portugaise, avec des pièces justificatives, et documens. Paris 1830. p. 14.

**) Alle hier erwähnten Dokumente befinden sich in der oben angeführten Schrift. S. 16 bis 30.

Anfrage, Don Miguels Titel eines Statthalters von Portugal, den ihm sein Bruder verliehen hatte, in den eines Regenten zu verwandeln. Als nun aber alle diese Formalitäten in's Reine gebracht waren, und der Prinz abreisen sollte, um in Portugal die ihm ertheilte Würde anzutreten, fand es sich, daß er nicht dahin zurückkehren wolle, man weiß noch nicht aus welchem Grunde. War es, daß die Gewalt für ihn keinen Reiz hatte, oder weil er wußte, daß seine Freunde die Marquise von Abrantes und Chaves gerade in offene Empörung ausgebrochen waren, zu Tavira eine Junta eingesetzt, und ihn als absoluten König von Portugal proklamirt hatten, oder hatte er einen Wink erhalten, den Intriguen Zeit zu lassen, welche damals Spanien, Frankreich und Rußland angesponnen, um die Krone auf sein Haupt zu setzen, um den leichten Preis, die so verhaßte, konstitutionelle Charte zu opfern. Genug, der unmittelbare Versuch hiezu wurde vor der Hand aufgegeben, wahrscheinlich in Folge des liberalen Charakters des englischen Kabinets, das nach Cannings Tod gebildet werden war. Das Sträuben Don Miguels wurde erst in einer geheimen Konferenz mit dem Fürsten Metternich überwunden, der damals so krank war, daß dabei Niemand als Herr von Bombelles zugegen seyn konnte, der seit Don Miguels Ankunft in Wien dessen Kammerherr gewesen, und nun bestimmt war, als Mentor diesen Telemach, in der Eigenschaft eines Gesandten, nach Lissabon zu begleiten, wo er, wie wir später sehen werden, Don Miguel bei seiner Ankunft in der Weigerung unterstützte, jene Proklamation ergehen zu lassen, worin er, wie er sich zu Wien verbindlich gemacht hatte, seine loyalen Gesinnungen und seinen Gehorsam noch einmal vor der Welt öffentlich bekennen sollte. Alle Unterhandlungen mit dem Prinzen hatten fehlgeschlagen. Nichts, so schien es, war im Stande, ihn zur Rückkehr und zu einer Reise über England bewegen zu können. Selbst der Kaiser hatte den Prinzen vergeblich zu überreden gesucht. Erst dem Fürsten Metternich, wie gesagt, gelang es, die Hartnäckigkeit Don Miguels zu besiegen. Der Prinz änderte im Laufe der Unterredung seine Ansichten, er öffnete sein Herz, seine Einwürfe wurden beseitigt, und Don Miguel, wie der Fürst Staatskanzler mit seinen eigenen Worten berichtet: „commença ensuite spontanément à me parler avec chaleur de la ligne de conduite, qu'il se proposait de suivre à son arrivée à Lisbonne, et je fus surpris, je l'avoue, de la rectitude des principes et de la sagesse des vues qu'il me développa avec un ordre et une clarté remarquable. La manière dont l'Infant s'est expliqué vis à vis de moi dans cette circonstance, ne me permet pas de douter, qu'il est dans les meilleurs dispositions, et qu'il est non seulement fermement résolu à maintenir la charte, mais qu'il en sent même l'importance et la nécessité.“ *)

In dem auf diese Konferenz erfolgten Protokolle finden wir den Fürsten Staatskanzler sehr bemüht, die definitive Abdankung Don Pedro's zu beschleunigen, so wie auch die Erklärung Don Miguels von der offiziellen Annahme der Regentschaft. Zu gleicher Zeit schrieb der Infant seinen ersten Brief an Georg IV, worin er ausdrücklich seinen Entschluß erklärte, nach der Charte seines Bruders regieren zu wollen. Eben so erließ er auch ein Schreiben an seine Schwester, worin dieselben Gesinnungen wiederholt waren, mit der Bitte es gleichfalls öffentlich bekannt machen zu lassen. Diese Briefe sammt einem andern an den König von Spanien, worin er ihn ersuchte, in seiner Weisheit Maßregeln zu ergreifen, um den Marquis von Chaves und die unter ihm versammelten rebellischen Portugiesen im Zaume zu halten, bilden die letzten Akte Don Miguels in Wien.

*) Depêche de S. A. Mr. le Prince de Metternich à S. A. Mr. le Prince Esterhazy. Vienne 18 Oct. 1827.

(Fortsetzung folgt.)

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Was den Unterhalt der Geistlichkeit betrifft, so ist so viel gewiß, daß der Staat nichts dazu beiträgt, wenigstens nicht in dem Sinne, den man gewöhnlich damit verbindet. Die Besoldungen der Geistlichen fließen aus zwei Quellen: aus den Einkünften von Grundeigenthum, das einigen kirchlichen Gesellschaften gehört, und aus freiwilligen Beisteuern. Die meisten hohen Besoldungen von Kirchendienern (ich meine hier jene, die sich von 1500 bis auf 4000 Dollars belaufen, und deren Zahl nur gering ist) werden aus Grundeigenthum oder Vermiethung geschlossener Kirchenstühle erzielt, während die kleineren Gehalte von unmittelbaren Subscriptionen bestritten werden. Nach Williams gab es im Jahre 1830 im Staate New-York 1382 Prediger. Es ist wahrscheinlich zu viel angenommen, wenn wir die Besoldung eines jeden auf 400 Dollars anschlagen; denn es befinden sich darunter gegen 400 methodistische Geistliche, von denen keiner mehr als 100 Dollars Gehalt bezieht. Die besser bezahlten sind dotirt. Die Baptisten erhalten selten mehr als 300 Dollars Besoldung, und 600 Dollars werden in einem Kirchensprengel von einigem Umfang als ein ansehnlicher Gehalt betrachtet. So viel ich mich erinnern kann, bezog der erste Prediger von Cooperstown, das die Stadt einer Grafschaft ist, bloß 600 Dollars. Dieser Bezug kam allein aus den geschlossenen Kirchenstühlen. Mit Einem Wort, wenn im Durchschnitte 400 Dollars für die Besoldung eines Geistlichen angenommen werden, so scheint Dieß bei weitem zu viel. Indeß Dieß angenommen, beträgt der Aufwand für den Gehalt von 1382 Geistlichen 552,800 Dollars. Dagegen sind die Beerdigungen umsonst; die Gebete für Lebende und Todte (für letztere beten die Protestanten bekanntlich ohnehin nicht) werden eben so wie die Taufen und die Einsegnungen der Ehe unentgeltlich verrichtet. Ein Prediger, der sich weigern würde, eine dieser Verrichtungen umsonst zu erfüllen, würde große Gefahr laufen, seine Stelle zu verlieren. Bei Vermählungen pflegt man ein Geschenk zu geben, allein Dieß geschieht nach Belieben. Wenige reiche Leute geben auch bei Taufen ein Geschenk; allein der größte Theil der Amerikaner betrachtet ein solches mit religiösem Abscheu, da es ihnen scheint, als sollten sie sich dadurch den Himmel erkaufen. Bei Leichenbegängnissen in den Städten geben nur einige wenige Familien dem Geistlichen Handschuhe und Trauerflöre, wie den Aerzten und Trägern des Leichentuches. Doch auch auf diesen Gebrauch ist man nicht gut zu sprechen. Mit Einem Worte, man betrachtet

den Prediger als einen Diener Gottes, und man bezahlt ihn, damit er leben kann; aber Niemand denkt daran, daß Derjenige, welcher nicht bezahlt, nicht eben so viel Anspruch auf seine Funktionen habe, als Der, welcher bezahlt.

Der Unterhalt der Armen ist eine der wichtigsten Lokallasten. Zu Neu-York bestehen die Armen theils aus Fremden, die an Amerika's Küsten geworfen, ohne Kenntniß des Landes, nicht arbeiten wollen oder können; in Waisen, die ohne Mittel zu leben hinterlassen worden; in Wittwen, die mit einer zahlreichen Familie beladen sind; in Kranken, Altersschwachen und Lasterhaften. Die Zahl der letzteren ist nicht groß. Die ganze Zahl der ständigen Armen wird von Williams auf 5790 angegeben. Hiezu kommen noch die gelegenheitlichen Armen, die den Staat durchziehen, oder eine momentane Unterstützung bedürfen; sie werden auf 12,348 Individuen angeschlagen. Die jährliche Ausgabe des Staates Neu-York für die Armen steigt hiedurch bis zu 246,752 Dollars. Es kommt daher auf hundert Einwohner nicht ganz ein Armer, obgleich Neu-York, mehr als ein anderer Staat, fremde Arme auf seinen Theil erhält.

Die Unterhaltung der öffentlichen Schulen ist eine andere wichtige Staatslast oder vielmehr die größte von allen. Im Jahre 1830 erhielten in der Schule von Neu-York 497,503 Kinder Unterricht; für die Besoldung der Lehrer wurden 580,520 Dollars verwendet; denn sehr im Mißverhältniß zur Bevölkerung und der Raumfläche gab es für eine Einwohnerzahl von 1,913,503 Seelen nicht weniger als 9062 öffentliche Schulen. Es genossen aber eine gute Anzahl Kinder auch noch Unterricht in Privatanstalten, so daß man sie auf 550,000 anschlagen kann. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß gegenwärtig in den Schulen von Neu-York $1,{}^{35}/_{100}$ der Bevölkerung von Neu-York die Schule besucht. Die Lehrer an den öffentlichen Schulen erhalten fünfzig Prozent mehr Gehalt, als die ganze Organisation der Staatsregierung kostet, die Besoldungen der Gouverneure, Richter, Reichstagsabgeordneten, Sekretäre u. s. w. mit eingerechnet.

Die besondern Lasten, die auf den Bürger von Neu-York zur Vertheilung kommen, sind also im Ganzen:

für das Budget . . .	350,000	Dollars.
für die Geistlichkeit . .	552,800	—
für die Lehranstalten . .	580,520	—
für die Armen . . .	246,752	—
	1,730,072	

Diese Zahl mit 2,000,000 dividirt gibt einen Quotient von $86^1/_2$ Cents oder 4 Frank 12 Sous.

Somit hat also der Staatsbürger von Neu-York zum Budget der Union und seines Staates, so wie für andere Gegenstände von allgemeinem Interesse folgende Steuern zu entrichten:

Für die Regierung der Union, mit Inbegriff der Staatsschuld und ihrer Interessen .	9 Fr. 9 S.
Für das Budget von Neu-York, Schulen, Geistlichkeit u. s. w.	4 Fr. 12 S.
	11 Fr. 1 S.

So unterhalten die Bürger von Neu-York die Regierung der Union und des Staates, zahlen jährlich ein Viertheil an ihrer Nationalschuld, unterhalten ihre Geistlichkeit, unterstützen die Armen und schicken ihre Kinder in die Schule — Alles für einen Betrag von ungefähr 14 Fr. auf den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Forschungen und Nachrichten über die Ruinen von Palenque.

(Aus einem Schreiben des französischen Chargé d'Affaires in Mexiko vom 30 Dezember vorigen Jahrs.)

Mexiko wird gegenwärtig von mehreren Deutschen bereist, von denen sich in Kürze interessante Mittheilungen erwarten lassen. Ein deutscher Künstler, Namens Nebel, hat auf einer Reise, die er an das nördliche Nachbarland von Vera Cruz unternahm, mitten in noch von keiner Art berührten Urwaldungen Spuren bisher noch unbekannter Alterthümer entdeckt, die er demnächst der Welt bekannt zu machen gedenkt. Ein anderer deutscher Künstler, Namens Waldeck, der sich mit Aufsuchung mexikanischer Alterthümer beschäftigt, hat der Regierung von Mexiko das Anerbieten gemacht, längere Zeit unter den merkwürdigen Ruinen von Palenque zu verweilen, um Nachgrabungen und Zeichnungen zu veranstalten. Es ist ihm gelungen, sie für seinen Plan zu gewinnen, und man wird ihm Indianer beigeben, um Nachgrabungen anstellen zu lassen, wie auch die Behörden von Chiapas beauftragt wurden, ihm jede Art von Unterstützung zu gewähren. Auch der durch seine Reisen in Brasilien bereits rühmlich bekannt gewordene Moriz Rugendas aus Augsburg ist nach dieser merkwürdigen Gegend auf dem Wege.

Die Verbindungen zwischen Mexiko und Guatemala sind ungemein schwierig. Der am mindesten beschwerliche Weg ist der zu Schiffe von Vera Cruz nach dem südlichen Theil der Halbinsel von Yukatan, von wo aus man in den See von Peten, einem der 46 Bezirke des Staates Guatemala, der nur 19 Lieues von der alten Stadt Palenque entfernt liegt, gelangen kann. Der See von Peten hat 10 Lieues Länge, 2 in der Breite, und umfaßt eilf Inseln, auf deren größter sich die Stadt Flores, mit einer Bevölkerung von 8000 Einwohnern, befindet. Der Bezirk Peten überhaupt zählt 11,214 Einwohner, und darunter 1500 Engländer, die mit dem Fällen vom Acajouholz beschäftigt sind, das sie den Rio Balize hinabgehen lassen. In diesem Bezirke, so wie in dem östlichen Theile von Tabasko und in ganz Yucatan spricht man, von undenklichen Zeiten her, noch jetzt die Mayasprache. Die Itsaës, ein Stamm der Mayas, setzten sich vor Alters in Besitz der Städte und des Landes in der Nähe des Sees Peten, unter einem Fürstenstamme der den Namen Canec trug.

Es besteht hier eine alte Sage, daß Ferdinand Cortez, der durch Peten von Mexiko nach Honduras zog, ein Pferd, das er ritt und sehr lieb hatte, in der Hut der Indianer zurücklassen mußte, da es allzu sehr ermüdet war. Die Indianer stellten es in einer ihrer Hütten ein, und setzten ihm gekochtes Fleisch vor, was natürlich dem armen Thiere nicht behagen wollte, so daß es in kurzer Zeit Hungers starb. Die Indianer, welche Cortez Rache fürchteten, verfertigten in ihrer Herzensangst ein steinernes Pferd, dem sie dieselben Ehren, wie dem umgekommenen zu erweisen fortfuhren. Endlich wollten sie es auf eine Insel des Sees von Peten bringen, allein es fiel ihnen ins Wasser, wo es bis auf diese Stunde noch begraben liegen soll.

Die Eroberung von Peten durch die Spanier fand erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts statt. Einigen Missionären war zwar früher in dem benachbarten Bezirk von Vera Cruz, nach Anweisung des tugendhaften Bischofs von Chiapas, Las Casas, die Unterwerfung der Eingebornen gelungen; allein nicht so glücklich waren sie in Peten, das mit Gewalt bezwungen werden mußte. Die Regierung von Guatemala legte dazu Hand ans Werk; sie unternahm zwei Feldzüge im Jahre 1695 und 1696; allein schon hatten die Spanier viel von jenem Muthe und jener Ausdauer verloren, durch die sie sich in ihren ersten Eroberungen auszeichneten. Sie bemächtigten sich des Dorfes Dolores, während ihre Vorhut, die bis an den See vorgerückt war, von den Itsaës in Stücke gehauen wurde. Erst im Jahre 1697 wurde die Unterwerfung der Insel erzwungen. Der spanische General Martin de Ursua, Gouverneur von Yucatan, der die Anlegung eines Weges von Campeche bis Peten, eine Entfernung von 129 Lieues, begonnen hatte, kam im Monat März zu

San Geromino in der Nähe des Sees an. Hier ließ er eine kleine Flotte bauen, und schiffte sich auf ihr, am 13 desselben Monats, nach der Insel Peten ein, die damals die Hauptstadt und der Aufenthaltsort des Fürsten Canec war. Nach einem Gefechte auf dem See, landete Ursua auf der Insel, die von allen ihren Einwohnern verlassen worden war, und nahm von ihr im Namen des Königs von Spanien Besitz. Bald darauf aber kehrten Canec und sein Oberpriester Quincanec durch die Versprechungen der Spanier, die sie zur Rückkehr einluden, verlockt, auf die Insel zurück und wurden dann sammt einem Sohn Canec's als Gefangene nach Guatemala gebracht. Nun unterwarfen sich auch die übrigen Kaziken dem General Ursua, der zum Gouverneur und Generalkapitän des Bezirkes ernannt wurde. Die Insel Peten wurde in eine Festung verwandelt, in die man die Verbrecher von Guatemala sendete. Gegenwärtig ist sie der einzige feste Punkt auf der Nordgränze der Centralrepublik. Die Ueberreste der Mayas leben unabhängig in einem westlichen Theile des Bezirkes, und haben sich vorzüglich an den Flüssen Usumasinta, San Pedro und Pacaitun niedergelassen. Gewöhnlich pflegt man sie Caraiben zu nennen.

Der Weg von Flores nach Guatemala geht durch sechszehn Dörfer und Hacienda's und beträgt eine Strecke von 250 Lieues. Wenn man von Mexiko nach Guatemala über Puebla, Oajaca und Tehuantepec längs dem Ufer des Meeres geht, so hat man eine Strecke von mehr als 400 Lieues zurückzulegen. Mit Ausnahme einiger sechzig Lieues, die man zu Wagen machen kann, muß man den übrigen Weg auf dem Rücken eines Maulthiers, zwischen dem 14ten und 19ten Grad der nördlichen Breite, unter einer sengenden Hitze zurücklegen. Man darf sich aber am Ende einer erschöpfenden Tagreise nicht auf ein Wirthshaus wie in Deutschland gefaßt machen, oder auch nur auf ein ledernes Kanape in dem für die Reisenden eigens bestimmten Zimmer, wie Dieß der Fall auf dem Wege von Riga nach Petersburg ist. Eine hölzerne Bank in der Venta oder Hacienda, wenn man anders eine solche erreicht, eine Blätterstren oder Matte auf dem Boden ausgebreitet, bilden das üppigste Nachtlager. Ein Gericht „Facioles" oder Bohnen von dem Maulthiertreiber, ist vielleicht, wenn man sich nicht mit seiner Chocolade begnügen will, Alles, was man haben kann. Man muß daher seine Matrazen und Lebensmittel mit sich führen. Allein dann hat man wieder die Straßenräuber zu fürchten, die zahlreich und kühn sind, wenn sie einen Zug erblicken, der ihnen einige Lebensbequemlichkeiten als Beute zu bieten scheint. — Von Balize gelangt man in den Hafen von Yzabal im Golf Dulce, wo man einen ungeheuren Berg, Namens Mico vor sich hat, der sehr schwer zu übersteigen und der Schrecken aller Reisenden ist. Man erzählt sich, ein Gesandter der Vereinigten Staaten, der sich nach Guatemala auf seinen Posten begeben wollte, sey bei dem Anblick dieses Berges wieder umgekehrt, mit der Aeußerung, er werde zurückkommen, wenn man Wege für Menschen angelegt habe.

Alterthümer bei den Creekindianern.

In dem von den Creekindianern bewohnten Gebiete, *) ungefähr zwei Stunden von der Gränzscheide, die diese Nation von der Grafschaft Groinett (im Staate Georgien) trennt, findet sich ein merkwürdiger Felsen, der zu beweisen scheint, daß unter den Vorfahren der wilden Stämme, die jetzt diese Gegend inne haben, gewisse strategische Kenntnisse herrschend waren. Die Eingebornen nennen den Felsen „den steinernen Berg;" derselbe besteht aus einem Block von zwei englischen Meilen, am Fuße gemessen, im Umfang; seine Höhe beträgt mehr als 1500 Fuß. Seine Gestalt ist die eines Zuckerhutes. Sein Gipfel bildet auf einer Seite einen Vorsprung von sechszig bis achtzig Fuß, auf den andern Seiten ist der Felsen sanft abschüssig bis zu drei Viertheilen seiner Höhe. Hier läuft eine horizontale Fläche von fünfzig Fuß Breite rings um den Felsen. Der äußere Rand dieser Art Galerie ist mit einer Brustwehre von sechs Fuß Dicke und zwölf Fuß Höhe eingefaßt. Diese Befestigungen hören an der Seite, wo der Felsen den oben erwähnten Vorsprung bildet, auf, da sie hier unnöthig sind. An mehreren Stellen ist die Brüstung eingerissen, da sich Manche, die dieses merkwürdige Alterthum besuchen, ein Vergnügen daraus machen, Trümmer davon den Berg hinabzurollen. Vergebens fragt man bei den Eingebornen nach Sagen über dieses außerordentliche Denkmal des Muthes und Verstandes der Indianer. Wenn man die besagte Galerie verläßt und den Gipfel vollends erklommen hat; so vergißt man die Mühe und Gefahr des Emporkletterns über eine Aussicht, die über alle Beschreibung prachtvoll ist. Es genüge zu bemerken, daß man von diesem Punkt aus deutlich die Gebirgsketten von Alleghany und Cumberland — leztere in einer Entfernung von 200 engl. Meilen — erblickt. Zu bemerken ist noch, daß der Zugang zu diesen Befestigungen auf einer Seite durch Aushöhlungen in den Felsen erleichtert ist; wahrscheinlich wurde auf dieser Art Treppe das Wasser hinaufgetragen, da sich in dieser Richtung din Quellen befinden müssen. Nähere Untersuchung weist nach, daß der Felsen aus einem einzigen Block besteht, die davon getrennten Stücke sind offenbar durch Stürme oder Blitze abgerissen.

*) Dieses Gebiet wurde von dem Staate Georgien gekauft und in Grafschaften zertheilt. Das Denkmal, wovon hier die Rede ist, befindet sich in der Grafschaft Hall, nahe wo dieser Bezirk an den von Groinett stößt.

Vermischte Nachrichten.

Der Pascha von Aegypten hat mehrere junge Leute von vielversprechenden Anlagen nach verschiedenen Städten in Europa reisen lassen, um hier die fremden Sprachen zu erlernen, und sich mit den Fortschritten der Civilisation bekannt zu machen. Ein junger Perser von guter Familie wurde so nach Florenz geschickt, wo er bei einem Engländer Hrn. H... aufgeführt wurde, der ihn in eine Abendgesellschaft zu einer englischen Dame mitnahm, die drei außerordentlich schöne Töchter hatte. Der schöne orientalische Kopf und die reiche Kleidung des Persers verfehlte ihre Wirkung auf die drei reizenden Ladies nicht. Manch schmachtender Blick haftete auf dem liebenswürdigen Fremdling. Am folgenden Morgen stattete der junge Perser zu ungewöhnlich früher Tageszeit Hrn. H. einen Besuch ab, wobei er ihn bat, sich auf der Stelle zur Dame B. zu begeben, und ihr in Betreff ihrer Töchter von seiner Seite Anträge zu machen. „Von Herzen gern, erwiderte Hr. H.; allein es ist bei uns nicht gebräuchlich, so rasch zu Werke zu gehen. Doch für welche der drei Damen haben Sie sich entschieden, wenn ich fragen darf?" — „Für alle Drei, war die Antwort. Ich will der Mutter für jede tausend Pfund geben, und bei nächster Gelegenheit dem Pascha damit ein Geschenk machen; denn er ist ein Liebhaber von schönen Weibern, die bei uns selten sind, und wird mir für mein hübsches Geschenk Dank wissen." — Der „Sun," der diese Geschichte erzählt, nimmt davon Gelegenheit, den englischen Damen ein wenig den Text zu lesen, indem er sie ermahnt, im Auslande ihre Augen nicht so leichtfertig herumspazieren zu lassen! —

•

Man zählt gegenwärtig in Frankreich 345 Journale und Zeitschriften, die täglich, wöchentlich oder monatlich herauskommen. Hievon kommen auf die Departements 174, auf Paris 31; 155 sind Wochen- oder Monatsjournale. Die zu Paris erscheinenden Morgenblätter sind: Affiches Parisiennes et Departementales, Brid' Oison, Constitutionel, Corsaire, Courrier de l' Europe, Courrier Français, Courrier des Theaters, Figaro, France Nouvelle, Galignani's Messenger, Gazette des Tribunaux, Globe, Journal de la Seine, Journal du Commerce, Journal des Debats, Journal général d'Affiches, L' Entre-Acte, Moniteur du Commerce, Moniteur universel, Mouvement, National, Prix Courant général et légal des marchandises en gros, Publicateur, Quotidienne, Revenant, Temps, Tribune. Zu Mittag erscheint die Echo français, Abends der Constitutionel de 1830, Gazette de France, Messager des Chambres, Nouvelliste, Revolution de 1830, Courrier des Electeurs, Stenographe des Chambres.

•

Die für Unterstützung der Armen in England und Wales erhobenen Auflagen beliefen sich, dem Parlamente vorgelegten Papieren zufolge, auf 8,279,217 Pf. St. 14 Sch.; wovon 6,798,888 Pf. St. 16 Sch. unter die Armen vertheilt wurden. Das Uebrige wurde zu andern dahin gehörigen Zwecken verwendet. Diese ungeheure Summe wurde noch unzureichend befunden, was mit der Menge von Auswanderungen in fremde Gegenden zusammengehalten, ein sehr unerfreuliches Bild von der gegenwärtigen Lage Englands gibt. Bei der durch die Cholera veranlaßten Beschränkung des Verkehrs wird das Jahr 1832 eine noch größere Summe für Unterstützung der Armen in Anspruch nehmen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Das Inhaltsverzeichniß zum zweiten Semester 1831.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 88. 28 März 1832.

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsetzung.)

Don Miguel begab sich geraden Wegs nach England, wo er dem Könige sein Wort verpfändete, die freien Institutionen Portugals aufrecht halten zu wollen. Seiner undurchdringlichen Heuchelei gelang es, den zähen Engländern ein Anlehen von zweimalhunderttausend Pfund abzulocken; zugleich wußte er Lord Dudley geschickt zu überreden, die endliche Entsagung Don Pedro's zu beschleunigen, und den zur Rückkehr der englischen Truppen aus Lissabon bereits ausgefertigten Befehl zu widerrufen. Nachdem ihm so Alles nach Wunsch gegangen war, schiffte sich der Prinz nach Portugal ein, um dort als Regent die junge Freiheit in Obhut zu nehmen. Niemand kam es bei, einen Zweifel in die Gesinnungen des Infanten zu setzen, „der so entschlossen war, wie Fürst Metternich sagte, die konstitutionelle Charte aufrecht zu halten.“ Nur der englische Gesandte in Lissabon, Sir Frederick Lamb wollte den loyalen Gesinnungen des Prinzen nicht recht trauen, und wußte ihm das in England aufgenommene Geld vorzuenthalten. So wurde wenigstens ein Fehler wieder gut gemacht, während ein anderer, der portugiesischen Freiheit weit schädlicherer, nicht gehoben wurde. Lord Dudley ließ die von Canning, zur Vertheidigung der Freiheit gegen die Einfälle des Marquis von Chaves aus Spanien, abgesendeten englischen Truppen zum Schutze Don Miguels zurück, während dieser und der mittlerweile aus Spanien zurückgerufene Marquis von Chaves unverhohlen daran arbeiteten, die Krone an sich zu reißen. Die Rebellen von Tavira und des nördlichen Portugals, gegen die erst kurz zuvor die englischen Truppen ins Feld gerückt waren, zogen jetzt wie Sieger in Lissabon ein, und mißhandelten jene loyalen Portugiesen, die schwach genug gewesen waren zu glauben, England sey der zuverlässigste Freund ihrer Charte und ihrer Königin. Mit jedem Tage fiel ein Bollwerk der Freiheit um das andere, und Depesche auf Depesche entsendete der englische Botschafter an seine Regierung, wie seine und der brittischen Truppen Gegenwart nur dazu diene, die Machinationen der verrätherischen Faktion zu unterstützen. Zu spät erst wurde seinen Warnungen Gehör geschenkt.

Don Miguel sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war, er beeilte sich also, seine Gewalt zu befestigen, so lange noch die englischen Truppen ihm hülfreich bei der Hand waren. Unter ihrem Schutze entließ er seine konstitutionellen Minister, entfernte die konstitutionellgesinnten Offiziere vom Dienste, setzte die konstitutionellen Behörden ab, und bereitete die Auflösung der konstitutionellen Kammern vor. So wurden alle Mittel des Widerstandes gelähmt, die, wären die englischen Truppen nicht zur Hand gewesen, durch die in Portugal bestehenden Institutionen seinen Entwürfen hätten entgegengesetzt werden können. *) So hatte sich eine ansehnliche Schaar loyaler Portugiesen vereint, mit gewaffneter Hand sich gegen Don Miguels Usurpation zu erheben; bevor sie aber zur Ausführung ihres Vorhabens schritten, erkundigten sie sich erst kluger Weise bei dem Befehlshaber der englischen Truppen nach seinen Instruktionen. Zu ihrer größten Ueberraschung erfuhren sie, daß er die gemessenste Weisung habe, vorzüglich der Person des Usurpators zum Schutze zu dienen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie nun in Verzweiflung ihr Vorhaben aufgaben. Schon am zweiten Tage nach seiner Landung ertönten in den Zeitungen, auf den Kanzeln, und in Don Miguels Proklamationen selbst, die wüthendsten Stimmen gegen die Freunde der Charte, und der Pöbel mißhandelte Alle, die nicht in das verrätherische Geschrei: „Es lebe König Miguel“ einstimmen wollten. Der englische Botschafter wiederholte in den stärksten Ausdrücken seine Warnungen; allein Lord Dudley, der unglücklicher Weise der bezaubernden Gewalt seiner Feder allzuviel vertraute, erließ an die Minister Don Miguels eine höchst klassische und musterhafte diplomatische Remonstration, die man in der bereits erwähnten Abhandlung über die Rechte der Donna Maria auf sechs enggedruckten Quartblättern lesen kann. **) Zwei einfache Zeilen, durch die der englische Botschafter und die Truppen zurückgerufen worden wären, hätten größere Wirkung gemacht. Bevor noch Lord Dudley's treffliche Ausarbeitung Don Miguel zu Gesichte kam, benachrichtigte Sir Frederick Lamb seine Regierung, daß der loyale Statthalter des Königreiches bereits von mehreren zusammengerotteten Versammlungen Adressen angenommen habe, worin er aufgefordert wurde, sich die Krone aufzusetzen. ***) Schrecken war längst schon an der Tagsordnung, und kühn durften jene Portugiesen genannt werden, die diesen *getreuen* Adressen — wie Don Miguel sie in seiner dankbaren Erwiederung nannte — ihre Unterschrift zu verweigern wagten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lord Palmerstons Speech on the Affairs of Portugal. Mai 1, 1829.
**) Exposé des Droits de sa Majesté très Fidèle etc.
***) Exposé etc. p. 83.

Ausflug in die Provinz Minas Geraes.

6. Schlußbemerkungen über die Provinz Minas Geraes.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun den Bewohnern der Provinz Minas zu. Sie werden allgemein als die Geachtetsten Brasiliens angesehen, und der Fremde wird bei genauerer Kenntniß ihres Charakters diesem Urtheile zuverlässig beipflichten. Man kann sie füglich in fünf Klassen abtheilen, und zwar in Bergleute (Mineiros), Ackerbautreibende (Roceiros), Viehzüchter (Criadores do Gado), Handelsleute (Negociantes), und endlich in Vadios oder Müßiggänger. Jede der genannten Klassen lebt nur für sich, kommt mit der andern selten in Berührung, und zeichnet sich darum durch verschiedene Denk- und Lebensweise von den andern aus. Der Bergmann hat für nichts Sinn, als für die Ausbeute seiner Lavra. Der Landmann, mit Allem unbekannt, was außer dem Bereiche seines Kirchspieles vorgeht, kennt keine andere Unterhaltung, als von dem glücklichen Brande seines Waldes, der gelungenen Pflanzungszeit und dem Erfolge seiner Ernte zu sprechen. Der Viehzucht treibende Einwohner, auf ungeheuren Landstrichen wohnend, in beständiger Absonderung von menschlichem Umgange, und dadurch außer Stand gesetzt, von politischen Ereignissen oder wissenschaftlichen Nachrichten die geringste Kunde zu erhalten, ist dadurch allein auf seine Heerde beschränkt, welche seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Gebildeter ist allerdings der Kaufmann, welchen seine Geschäfte mit vielerlei Menschen in Verbindung bringen. Am zahlreichsten ist unstreitig die letzte Klasse der Einwohner, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß sich die Zahl der arbeitenden freien Menschen zu der der Müßiggänger derselben Klasse, kaum wie 1 : 20 verhält. Die örtlichen Verhältnisse des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gastfreundschaft der Einwohner, die Unkenntniß jener Bedürfnisse, mit welchen der Luxus gebildete Völker bekannt machte, endlich die dem Brasilianer angeborne Mäßigkeit und Genügsamkeit befördern seinen Hang zur Trägheit und laden ihn zum Müßiggange ein. Dieser Zustand, welchen der Italiener süßes Nichtsthun heißt, war von jeher für jene Menschen der behaglichste, deren Geist wegen Mangels an Bildung unbeschäftigt ist, und deren Phantasie auf keine Weise angeregt wird. Es gibt für sie durchaus keinen Sporn ihr Daseyn durch angestrengtere Thätigkeit zu verbessern; sie bedürfen äußerst wenig und arbeiten darum auch nicht mehr, als durchaus erforderlich ist, ihr Leben zu fristen, und schwerlich würden jene Völker, welche ihres Fleißes wegen berühmt sind, unter denselben Verhältnissen, wie der Brasilianer, zu diesem Rufe gelangt seyn. Für diesen ist eine Wohnung, von einigen rohen Baumstämmen und dünnen Stangen aufgeführt, mit Erde beworfen und mit Stroh bedeckt, hinreichend, ihn gegen Regen und Sonne zu schützen; eine Strohmatte dient ihm als Bett, Stuhl und Tisch, ein Topf und eine Schüssel machen sein Haus- und Küchengeräthe aus; ein paar Hemden von Baumwolle, ein paar Hosen von Leinwand, eine Jacke von Zitz, ein paar Holztoffeln und ein großer Strohhut kleiden ihn vollkommen für die Dauer eines Jahres; einige Fruchtbäume und ein Mais- oder Reißfeld geben ihm hinlängliche Nahrung. Vermag er sich endlich eine Viola (eine kleine Guitarre mit Metallsaiten bespannt) und Tabak, zur Verfertigung der beliebten Papier-Cigarren anzuschaffen, so sind seine vorzüglichsten Wünsche erfüllt. Auf jener klimpernd, diese schmauchend, kann er halbe Tage unter dem Schatten eines Baumes gelagert, zubringen mit unbeschäftigter Phantasie, den Pflanzen gleich vegetirend. Mißlingt seine kleine Ernte, so verfolgt er die Thiere des Waldes, oder bittet sich bei seinen Nachbarn zu Gaste, die ihm die wenigen Lebensmittel, die er anspricht, niemals verweigern werden. Man versetze den europäischen Landmann nach Brasilien, und er wird schwerlich mit so angestrengtem Fleiße arbeiten, als in seiner Heimath. Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß aus dieser Neigung zum Müßiggange viele Laster hervorgehen, und die Zahl der Verbrecher in dieser Provinz im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung sehr groß ist.

Im Allgemeinen zeichnen sich die begüterten Einwohner der vier ersten Klassen durch ein gemessen höfliches Betragen, männlichen Ernst und große Würde in ihrem Benehmen aus. Wenn auch nicht frei von Mißtrauen und scheuer Zurückhaltung, besonders gegen Fremde, sind sie dennoch biederer und gutmüthiger, als die Bewohner der Küstenländer und als jene der nördlichen Provinzen Brasiliens. Ist man länger mit ihnen bekannt, so können sie selbst herzlich seyn. Dadurch, daß die Landbewohner und vorzüglich diejenigen, welche sich mit Viehzucht abgeben, sehr weit von einander entfernt, und gleichsam auf den größeren oder kleineren Kreis ihrer Familie beschränkt sind, findet man bei ihnen noch immer die Einfalt patriarchalischer Sitten und Lebensweise. Der Familien-Aelteste ist zugleich das Haupt derselben, und kann als ein kleiner König betrachtet werden, welcher mit unbegränzter Willkür über Diejenigen herrscht, die ihm untergeben sind. Also die reicheren Gutsbesitzer. Die mit Glücksgütern weniger Begünstigten suchen, unter dem Schutze der großen Gutsbesitzer lebend, einiges Land von ihnen zu erhalten, und machen sich dafür verbindlich, entweder die Gränzen ihrer Beschützer zu bewachen, oder sie reichen ihnen alljährlich eine kleine Abgabe von ihrer Ernte; man heißt sie hier zu Lande Moradores. Bei den Aermeren zeigt sich noch immer der Hang zu einem unsteten, umherziehenden Leben; wie es scheint, ein Erbtheil ihrer Vorfahren, der Paulisten. Sie benützen das ihnen angewiesene Land einige Jahre, und zu bequem, ihre kleine Pflanzung zu vergrößern, verlassen sie dieselbe, sobald die Fruchtbarkeit des Bodens sich zu vermindern anfängt.

Die Lebensweise der Landbewohner ist fast allenthalben dieselbe, und selbst die der Reichen unterscheidet sich nur wenig von der des Bewohners einer ärmlichen Hütte. Der Luxus hat nur bei Wenigen einigen Eingang gefunden. Eben so einfach und manchmal armselig, wie die Einrichtung ihres Hauses, ist auch ihr Tisch besetzt; feinere Gerichte sind selbst solchen unbekannt, die über Tausende gebieten, und selten bestehen ihre Mahlzeiten aus anderen Speisen als: Reiß, Bohnen, und getrocknetem, oder wenn sie im Besitze zahlreicher Heerden sind, frischem Rind- und Schweinefleische. Das dem Europäer unentbehrliche Brod kennt man auf dem Lande gar nicht; an dessen Stelle wird durchgehends das geröstete Mehl der Mandiocca gegessen. Da, wo dieses Wurzelgewächs nicht gedeiht, wird das Korn des Türkwaizens zu Mehl gestoßen, gesiebt, und auf einer großen Pfanne von Kupfer geröstet,

und entweder in diesem Zustande trocken, oder mit Fleischbrühe zu einem Teige angemacht, gegessen. Die Reicheren trinken portugiesischen Wein, die Aermeren Wasser, welches sie mit Zucker und Limonien anmachen; es wird allenthalben frisch und wohlschmeckend gefunden. Gleich den übrigen Brasilianern neigt sich der Charakter der Bewohner von Minas zur Melancholie hin, doch lieben sie alle den Tanz, und sind leidenschaftliche Freunde des Reitens, selbst der Bettler würde es für die größte Herabwürdigung halten, sich öffentlich anders, als zu Pferde zu zeigen. Man hat wirklich Mühe sich des Lachens zu enthalten, wenn man Einem dieser guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Klepper sitzend, den Körper mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an diesen aber ein paar ungeheure Sporen befestigt, sich in Haltung und Gruß wie ein spanischer Grande gebärdet. Die Hauptvergnügungen der Bewohner des Landes bestehen, gleich denen der Städter, in dem Besuche der Kirchen; nur kann dieser nicht so oft Statt finden, als sie wohl wünschten, da Manche oft 15 bis 20 Stunden von ihrem Kirchspiele entfernt sind; sie können daher nur an hohen Festtagen ihrem Hange zur Frömmigkeit nachkommen; diese Tage sind aber selbst für den theilnahmslosesten Fremden, wenn er Gelegenheit hat, einer solchen Versammlung beizuwohnen, sehr interessant. Die öde, menschenleere Gegend belebt sich dann mit Andächtigen, welche von allen Gegenden zu dem Feste herbeiströmen. Der Hausvater kommt mit sämmtlichen männlichen und weiblichen Mitgliedern seiner Familie, alle gut beritten und in vollem Staate, einhergezogen; ihm folgen die reinlich gekleideten Negersklaven seines Haushaltes, in ehrfurchtsvoller Entfernung. Vor dem Kirchlein angekommen, steigt die Familie ab, die Sklaven übernehmen die Pferde, und während ihre Gebieter dem Gottesdienste beiwohnen, machen diese andern Ankömmlingen ihres Volkes Besuche, erneuern alte Bekanntschaften, und ahmen ihren Herren in der Art, sich anzureden und zu begrüßen, auf das pünktlichste nach. Nach beendigter Kirche werden Strohmatten auf dem Rasen ausgebreitet, Erfrischungen aufgestellt, und nach kurzer Libation eilen die Männer zu ihren Pferden, indeß die Frauenzimmer sich auf einer Stelle lagern, um den beginnenden Reitübungen zuzusehen. Diese bestehen in geschickten Wendungen, im Wettlaufe und in der Ausführung künstlicher Figuren, den in Europa üblichen Carousſels ähnlich. Bei dieser Gelegenheit entfaltet der Mineiro ine bewunderungswürdige Gewandtheit, eine treffliche Führung des Pferdes und die Sicherheit eines geübten Reiters. Sitz, Haltung und Kleidung des Reiters, und Zäumung des Pferdes erinnern an längst vergangene Jahrhunderte; die schöne, hochgewachsene und schlanke Gestalt des Mineiro, der Ernst seines wohlgebildeten männlichen Gesichtes, welcher ihn selbst bei seinen Spielen nicht verläßt, erhöhen die Feierlichkeit dieses schönen Schauspiels, welches so lange fortgesetzt wird bis die scheidende Sonne zum Aufbruche mahnt. Während den Pferden kurze Rast gegönnt wird, beeilen sich jene Familien, deren Besitzungen zunächst liegen, die entfernt Wohnenden für die Dauer der Nacht unter ihr gastliches Dach zu laden, und bald darauf zerstreut sich die Versammlung mit derselben feierlichen Ruhe, als wie sie angekommen war. Zu Hause angelangt, wird nun Wochen lang von diesem Feste gesprochen. Nicht weniger wichtig für die Familie ist die Ankunft eines Fremden in ihrer Mitte, welcher stets ein willkommener Gast ist, wenn er sich in die Sitten des Landes fügt, und das Zutrauen seines Wirthes zu erwerben weiß. Auf europäische Unterhaltung darf er nicht rechnen, überhaupt muß er in dem einfachen Kreise einer brasilianischen Familie nicht die Unterhaltung begehren, auf welche er in den gebildeten Zirkeln seines Vaterlandes rechnen konnte; nichts desto weniger glaube man ja nicht, unter wilde Menschen zu gerathen. Die Brasilianer sind von Natur nicht alberner, als wir, aber ihr Geist hat andere Eindrücke und einen ganz anderen Anstrich erhalten; daher denken, vernünfteln und handeln sie ganz anders, als der gebildete Europäer, den sie in mancher Hinsicht, besonders was körperliche Uebungen und jenen Instinkt betrifft, der den Naturmenschen in Ueberwindung von Mühseligkeiten und Gefahren besonders auszeichnet, weit übertreffen.

In diesem Bilde des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Einwohner von Minas Geraes glaubt man auch jene der übrigen Bewohner der südlichen Hälfte Brasiliens geschildert zu haben. Die, den nördlichen, dem Aequator zunächst liegenden Provinzen unterscheiden sich in mancher Hinsicht in ihren Charakterzügen von ihren südlichen Landsleuten, und fast möchte man glauben, daß die Hitze des Klima's denselben Einfluß auf sie ausübt, wie das heißere Klima auf die Bewohner des südlichen Europa's. Sie sind darum leidenschaftlich, rachsüchtig, häufig treulos, zur Empörung geneigt, in ihren religiösen Ansichten bigott, und in ihren häuslichen Verrichtungen und Arbeiten träge.

Das Hospital von Abusabel.

Dem Berichte des französischen Generalkonsuls, Herrn Mimaut in Alexandrien, an Herrn Jomard, über die Fortschritte der Civilisation in Aegypten, den wir unseren Lesern in Nro. 250 des Auslands vom vorigen Jahre bereits mittheilten, ist nun ein zweiter vom 21 Januar d. J. gefolgt, der folgende nähere Angaben über das von dem französischen Arzt Dr. Clot *) gegründete Hospital von Abusabel, nebst der mit diesem verbundenen medizinisch-chirurgischen Lehranstalt enthält:

Das Hospital von Abusabel ist vorzugsweise zu Aufnahme von Kranken aus der Armee bestimmt, doch gestattet die Regierung auch jenen Nichtmilitärs den Zutritt, die entweder von schweren Krankheiten befallen sind oder deren Zustand eine chirurgische Operation nöthig macht. Leidende aller Art werden aufgenommen, doch sind die Krankheiten nicht so mannichfaltig als in Europa; die gewöhnlich vorkommenden Fälle sind Krankheiten der Verdauungskanäle, der Haut, der Augen, Syphilis und nur sehr wenige Brustkrankheiten, die nur Pleuresis sind. In einem Zeitraum von sechs Jahren kamen dem Dr. Clot nur drei Fälle von Phthisis vor, und nicht ein einziger von innerer Aneurose.

Was die chirurgischen Operationen betrifft, so zählt dieser geschickte Praktiker binnen 6 Jahren 60 Steinschnitte, an denen nur drei Personen starben, 16 Amputationen, von denen nur Eine mißglückte, und diese war eine Schenkelauslösung, eine große Menge Wasserbrüche und viele außergewöhnliche Operationen. Der Tetanus macht weder Wunden noch Operationen gefährlich, und die Heilung geht gewöhnlich schnell vor sich. Einrichtung und Ordnung sind sowohl hinsichtlich der Verwaltung, als auch des Gesundheitsdienstes, beinahe dieselben wie in den französischen Militärspitälern. Der medizinische Unterricht wird ebenfalls nach diesem Muster ertheilt. Der medizinischen und pharmaceutischen Zöglinge sind gegenwär-

*) Dr. Clot hat zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste, und besonders seines muthigen und menschenfreundlichen Beistandes, den er, während die Cholera in Aegypten wüthete, leistete, vom Vicekönig die Würde und die Insignien eines Bey's erhalten.

tig 300, sämmtlich arabische Muselmänner; sie wohnen im Gebäude der Anstalt, und werden von der Regierung bezahlt, genährt und gekleidet. Diese Schule ist besonders zu Bildung von Militärärzten bestimmt, indeß ist die Absicht des Vicekönigs, auch die übrige Bevölkerung aus ihr zu versorgen, so bald seine Armee hinreichend versehen seyn wird.

Die Schule von Abusabel trägt viel zur Wohlfahrt und Civilisation der Gegend bei, wo sie entstand. Die Vertheilung von arabischen Aerzten in die verschiedenen Städte der Staaten des Vicekönigs kann, theils wegen der Gesundheitsmaßregeln, die sie unter den Einwohnern einführen werden, theils wegen des Einflusses, den die tröstende Kunst auf Milderung der Sitten und Aufklärung des Verstandes übt, nicht anders als wohlthätig wirken, und die Vermehrung der Bevölkerung befördern, indem man Epidemien zuvorkommt oder sie heilt, die Einwohner an Reinlichkeit gewöhnt, sie von den abergläubischen Mitteln, die sie bis jetzt zu Erhaltung und Herstellung ihrer Gesundheit anwendeten, entwöhnt, und endlich dadurch die Abneigung vertilgt, die ihre Religion ihnen gegen civilisirte Menschen einflößt, da sie es nicht vergessen werden, daß sie diesen solche Wohlthaten verdanken. Dieß sind die segenreichen Resultate, die der Unterricht in der Medizin in diesen Ländern herbeiführen wird, und die sicher zu Verbreitung der Aufklärung und zu Verbesserung der Lage der Menschen führen werden.

Seit dem Verfall der Kalifenherrschaft wurde die Medizin im Orient nicht mehr gepflegt. Man hat zwar die Handschriften einiger berühmten Schriftsteller aufbewahrt, allein sie sind nicht allgemein verständlich, und überdieß war die Medizin dieses Landes nichts als ein roher Empirismus, der mit abergläubischen Mitteln verbunden, ausgeübt wurde. Seit dieser Zeit hatte man keine Spitäler mehr errichtet; das einzige in der Hauptstadt noch bestehende ist das vor fast 600 Jahren von Salaun gegründete Muristan. Es ist nichts mehr als eine alte Ruine, in der man Sieche und Wahnsinnige aufnimmt, die dort eben so schlecht untergebracht als versorgt sind.

Abusabel ist nun das erste Denkmal, das man seit jener Zeit der leidenden Menschheit errichtete. Die Moslemin obgleich geschworne Feinde jeder Neuerung, nahmen seine Gründung doch beifällig auf; sie sehen mit großer Zufriedenheit die Ordnung und Reinlichkeit, die dort herrschen, so wie die Sorgfalt, mit der die Kranken in diesem europäisch eingerichteten Hospital von Europäern behandelt werden. Außer diesem bestehen auch zu Cairo, Alexandrien und an den verschiedenen Orten, wo Soldaten kantonniren, Militärspitäler; doch sind Dieß nur Häuser oder Kasernen, deren man zu diesem Zweck sich bedient.

Die Errichtung von Civilspitälern würde für ein Volk, das dazu verurtheilt ist, ohne den Beistand der Kunst zu sterben, deren Nutzen sie so sehr fühlen, und zu der sie ein an Bewunderung gränzendes Vertrauen hegen, eine unermeßliche Wohlthat seyn. Sie halten alle Europäer für Aerzte und kommen aus allen Gegenden Aegyptens, ja sogar aus Syrien und Mekka herbei, um die Professoren von Abusabel um Rath zu fragen. Das Studium der Physik und Anatomie hat bei den jungen Zöglingen schon viele Vorurtheile verdrängt, von denen sie beherrscht wurden; da sie durch die eine Aufschluß über die Naturerscheinungen erhielten, und durch die andere sich von der unerläßlichen Nothwendigkeit überzeugten, die Organisation des Menschen durch Anatomie genauer kennen zu lernen, was früher für eine gotteslästerliche Ruchlosigkeit gehalten wurde. Auch die Meteorologie und ihre Erscheinungen sind kein Geheimniß und kein Wunder mehr für sie; sie zergliedern die Leichen ohne Abscheu, und erklären ohne Vorurtheil die verschiedenen Organe des Lebens. Der Unterricht in der französischen Sprache ist für die Zöglinge nicht nur ein Mittel, um ihre Studien durch das Lesen neuer Werke fortzusetzen, sondern er gewährt ihnen auch noch den Vortheil der Kenntniß einer weit verbreiteten Sprache, und knüpft zwischen den Arabern und Franzosen freundschaftliche und nützliche Verbindungen.

Diese Einrichtung lehrt die mohammedanischen Araber die christlichen Europäer als ihre Lehrer verehren, und bereits überzeugen sie sich auch, daß diese Christen, die ihnen einst ein Abscheu waren, ihnen an Kenntniß und Civilisation weit überlegen sind. Das Hospital von Abusabel gewinnt täglich an Ausdehnung; man hat eben ein damit verbundenes großes Lokal vollendet, das zu einer Veterinärschule bestimmt ist. Diese Schule, welche bereits 60 Zöglinge zählt, wird von Herrn Hamont, Veterinärarzt der Schule von Alfort, geleitet, dessen Talente und Thätigkeit ihr einen günstigen Erfolg verbürgen. Sie wird den Zöglingen der medizinisch-chirurgischen Schule überdieß noch den Vortheil verschaffen, sich mit der vergleichenden Anatomie beschäftigen, und ihre physiologischen Studien, durch Versuche an Thieren, vervollständigen zu können.

Unabhängig von den eben angeführten Spitälern, die von der Landesregierung unterhalten werden, besteht zu Alexandrien noch ein Civilspital für kranke Europäer aller Nationen und Religionen. Diese Wohlthätigkeitsanstalt wird durch jährliche Subscriptionen, freiwillige Beiträge und durch Unterstützungen mehrerer europäischen Regierungen, die von den Consuln vermittelt werden, unterhalten. Von der Generalversammlung der Beisteuernden wird jedes Jahr unter den Consuln ein Präsident der Verwaltung und ein Kassier, dann noch sechs Deputirte und ein Arzt gewählt.

Vermischte Nachrichten.

Börne's „Briefe aus Paris“ sind durch Herrn Guiran ins Französische übersetzt worden. Die französischen Journale können sich nicht genug wundern über diesen exotischen Humoristen, wiewohl sie ihn bei Weitem besser begreifen, als manche unsrer deutschen Zeitungen, die gegen Börne als einen neuen Marat und Sansculotte mit einer wahrhaft lächerlichen Emphase zu Feld gezogen sind, ohne zu bemerken, daß sie es mit den Proteusgestalten eines Humors zu thun hatten, der, jeden Augenblick sich verwandelnd, ihrer ungeschickten Streiche spottete. Den Franzosen sind die zahlreichen Widersprüche in den politischen Ansichten Börne's nicht entgangen, obgleich sie sie ebenfalls nicht zu erklären wissen. „Wenn die Deutschen,“ bemerkt hiezu ein Journal, „so dumme, so pferdemäßig dumme und philisteriöse Lampenputzer sind, wie Börne in seinem patriotischen Zorne auf sie loswettert: wie kann er denn für sie athenienfische Konstitutionen verlangen?“ — „Börne,“ bemerkt dasselbe Journal ferner, „ist ein Schriftsteller, der vom Kopf bis zum Fuß aus lauter Figuren besteht; er spricht in nichts als Metaphern und Metonymien, bald in edlen, bald in burlesken, bald in erhabenen, bald in platten, bald in furchtbaren, bald in anmuthigen, bald in traurigen, bald in lustigen; er ist eine fortgesetzte Metamorphose; ein maskirter Ball von Worten.“ — Kurz, er ist, was wir auf Deutsch einen politischen Humoristen heißen.

•

Der Kapitän Dunbas Robertson, von der englischen Armee in Bombay, hat der asiatischen Gesellschaft in London eine kolorirte Zeichnung des in Indien jetzt sehr üblichen Schastrispiels zugesendet, das sich, wie es scheint, auf ein tiefes Studium der indischen Metaphysik gründet. Das Schachbrett ist in eine gewisse Anzahl Vierecke abgetheilt, von denen jedes das theologische System eines indischen Philosophen darstellen soll. Der Gang des Spieles richtet sich nach den verschiedenen Methoden, welche die indischen Theologen als die geeignetsten zur Erlangung der himmlischen Glückseligkeit vorgeschlagen haben. Es enthält zwei Himmel und eben so viele Höllen. Der große Himmel oder „Muc'scha“ ist eigentlich das göttliche Wesen selbst, zu dem die Seelen der Frommen auf zwei Wegen gelangen, auf einem sehr kurzen, „Kapila“ genannt, und auf einem sehr langen, „Patanjali.“ Dieses Spiel, das man mit Würfeln und Brettsteinen spielt, ist abermals ein Beispiel von der seit undenklichen Zeiten unter den Hindu üblichen Gewohnheit, mit ihren Spielen philosophische Ideen zu verbinden. Das hier erwähnte trägt seinen Namen von seinem Erfinder „Trivingally Acharya Schastri.“

•

In dem Invalidenhotel zu Morano in der Nähe von Venedig starb jüngst ein alter Soldat, Namens Johann Ehlossick, in seinem 117 Jahre. In seinem 18 Jahre trat er als Pfeifer in das österreichische Regiment Starremberg. Unter Karl VI diente er gegen die Türken in Ungarn und unter Maria Theresia gegen die Preußen und Franzosen, und in den niederländischen Feldzügen. Später nahm er bei der Republik Venedig Dienste und machte mehrere Expeditionen gegen die Türken mit. Im Jahre 1797 wurde er im Invalidenhospital zu Morano aufgenommen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Sein Vater erreichte gleichfalls das hohe Alter von 105 Jahren und sein Oheim väterlicher Seite wurde 107 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 89. 29 März 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

Literarische Gesellschaften in Island! wird man verwundert ausrufen. Literatur, in dem Lande des ewigen Eises und der ewigen Stürme, auf einem Eilande, das wie der äusserste Markstein organischer Schöpfung in den Ocean geworfen ist! Literarische Gesellschaften in einem Lande, dessen Hauptstadt zweihundert Einwohner zählt, und das keine Stadt mit nur der Hälfte dieser Bevölkerung aufzuweisen hat! Wie mächtig müssen die Schwingen der Civilisation seyn, die bis dorthin vorzudringen vermochten! Wie warm und lebendig mußte der soziale Trieb in Menschenherzen wirken, um in einem solchen und so dürftig bevölkerten Lande Gesellschaften entstehen zu lassen! Wenig nur hat die Natur für dieses merkwürdige Eiland gethan. In das Eismeer setzte sie, wie eine grausame Mutter, dieses verstoßene Kind aus. Wohl gab es eine Zeit, wo Pflanzenwuchs den Boden der wilden Landschaften Islands bedeckte, wo die Wälder widerhallten von dem Gesang der Skalden. Aber erstorben ist die Vegetation, und die Gesänge sind verstummt. Wohl gab es eine Zeit, wo die Häuptlinge und Krieger dieser Insel mit ihren kühnen Schiffen selbst bis in's mittelländische Meer hinabfuhren, wo sie Dichtkunst, Schifffahrt und Seekrieg den südlichen Völkern lehrten. Aber wer hört jezt von Island?

Und doch ist Island nicht völlig vergessen worden. Eine Reihe interessanter Werke erschienen über Europa's „Ultima Thule" und so soll hier der Versuch gemacht werden, über die Literatur dieser Insel bis auf die neueste Zeit einen Ueberblick zu geben, dem die eigenthümliche geographische Lage Island's nicht wenig Interesse leihen dürfte. Denn wie merkwürdig ist nicht schon diese Eisinsel selbst mit ihren ewigen Vulkanen, ihren furchtbaren Erdbeben und ihrer von Tag zu Tag mehr zusammenschwindenden Bevölkerung? Es ist noch nicht lange her, als Island noch zum wenigsten hunderttausend Einwohner zählte, die gegenwärtig durch verheerende Seuchen bis über die Hälfte zusammengeschmolzen sind. Im Jahre 1783 wurde es von einem Erdbeben erschüttert, dem furchtbarsten vielleicht, dessen die Geschichte erwähnt. Lavaströme wälzten sich von den Bergen herab und verschlangen in ihrer glühenden Strömung Alles, was ihnen im Wege stand. Es erfolgte eine Pest und Hungersnoth, die 3366 Einwohner, 28,000 Pferde und 20,000 Stücke Hornvieh wegraffte. Die Isländer sind entweder Hirten oder Fischer; das rauhe Klima macht alle andern landwirthschaftlichen Bemühungen fruchtlos. Das Brod ist so selten, daß man wenige Bauern findet, die mehr als drei oder vier Monate im Jahre welches zu essen haben. Auf dem weiten Raum ihrer Insel zerstreut leben sie fern von einander in ihren Hütten und Maierhöfen. Erst im Jahre 1787 sammelte sich ein Theil der Bevölkerung, um zwei Städte zu bilden, wenn man so zwei Ortschaften nennen kann, in denen einige hundert Menschen etwas näher zusammen wohnen. Sie heißen Reikjävik (Reikevig) und Eyafjördür (Oefiord). Die Hälfte ihrer Einwohner besteht noch dazu aus Dänen. Es gibt unter ihnen einige wenige Kaufleute und Handwerker, und einige Beamte der dänischen Regierung, die theils isländischer, theils dänischer Abkunft sind. Die übrige Bevölkerung der Insel besteht aus Eingebornen, deren Erziehung und Unterricht im Hause vor sich geht, mit Ausnahme einiger Geistlichen und Rechtsgelehrten, deren Einkünfte äusserst unbedeutend sind. Nur wenige von den Kirchendienern haben ihr Heimathland verlassen, die übrigen vollenden ihre Studien auf den Schulen von Skalholt und Holum, wo bis auf die neueste Zeit noch Unterricht in Theologie, Philosophie, Geschichte, Geographie und Mathematik ertheilt wird. Einige begeben sich nach Kopenhagen, um sich völlig auszubilden; der größte Theil derselben aber bleibt auf dem heimathlichen Boden, um die wenigen Beschäftigungen zu treiben, die das tägliche Brod geben, was ihnen in diesem eisbedeckten und stürmischen Lande freilich sparsam genug zugemessen ist. Doch haben die Wissenschaften der einsamen Insel ihre Tröstungen nicht versagt. Zwar ist die Zahl der Männer, die sich mit der Kultur des geistigen Gebietes beschäftigten, nur gering; aber diese Wenigen haben das Licht der Erkenntniß, wie ein heiliges Feuer, mit treuer Sorgfalt genährt.

(Fortsezung folgt.)

Portugal in der neuesten Zeit.

(Fortsezung.)

Die konstitutionellen Kammern waren gesetzwidrig aufgelöst, und die alten Cortes des Landes durch ein königliches Ausschreiben zusammenberufen worden, das den verschiedenen Präsidenten der Wahlkollegien anbefahl, „alle Stimmen zurückzuweisen, und alle Personen als meineidig zu betrachten, die sich für Menschen auszusprechen wagen sollten, die wegen ihrer politischen Meinungen als

Feinde der wahren Prinzipien der Legitimität und als Freunde neuer Institutionen bekannt seyen." Zugleich wurden die Präsidenten angewiesen, „nur die Wahlen solcher zu gestatten, die den Dienst Gottes und des Thrones stets im Auge behielten." *) Die so gewählten Cortes wurden eiligst versammelt, und beschlossen, wie sich denken läßt, daß Altar und Thron nur durch Don Miguels Usurpation zu retten seyen. Der Regent konnte unmöglich einer so kräftigen Anforderung an sein Pflichtgefühl widerstehen und nahm die Krone an, die er für einen Andern zu bewahren geschworen hatte. Dieß war die Bahn, welche Don Miguel einschlug, um durch eine Fortsetzung von Wortbruch und Heuchelei, wie kaum die Geschichte ihres Gleichen kennt, auf den Thron zu gelangen. Die auswärtigen Gesandten brachen sogleich alle Verbindungen mit dem portugiesischen Hofe ab, und „dieser grausame, feige, hinterlistige und verrätherische Prinz" (wie er auf der Tribüne des englischen Parlamentes genannt wurde) fiel in den Bann der civilisirten Welt.

Es läßt sich denken, daß eine auf solchem Wege erworbene Krone nicht mit viel besserer Mäßigung getragen werden kann. Die Wahlen waren durch Ausschluß der loyal gesinnten Bürger, durch Einschüchterung der Schwachen, und durch die Stimmen einer despotischen Faktion, die sich auf einen wüthenden Pöbel stützte, durchgesetzt werden. Dieselben Mittel wurden angewendet, die so übel errungene Macht aufrecht zu halten. Alle Offiziere und Beamten vom höchsten bis zum niedersten Rang behielten ihre Stellen nur, wenn sie unbedingt in den Ruf einstimmten: es lebe der absolute König Don Miguel! Der Pöbel, die Soldaten und die Gesetze wurden seine dienstfertigen Werkzeuge. Denunziation, Proscription, Einkerkerung, Konfiskation, Verbannung, Transportation und Tod bildeten die Stützen des neuen Thrones. Endlich zogen die englischen Truppen, die durch ihre unheilvolle Gegenwart Don Miguel behülflich gewesen waren, seine Macht zu befestigen, ab, gerade als ihr verlängerter Aufenthalt vielleicht noch im Stande gewesen wäre, diesem Systeme von Plünderung, Schrecken und Tyrannei, das jetzt gegen die treuen Anhänger ihres rechtmäßigen Monarchen begann, Einhalt zu thun. Hiezu wurde ein Heer royalistischer Freiwilliger, Polizeispione und Satelliten aus Leuten von den untersten Volksklassen im ganzen Lande organisirt. Es beläuft sich dasselbe auf 50,000 Mann, die nur in ihren Bezirken und für die besondere Vertheidigung Don Miguels und der Religion Dienst thun. Die Regierung gibt ihnen Waffen und Kleidung; für ihren Unterhalt müssen sie jedoch selbst sorgen. Sold empfangen sie keinen; dagegen können sie sich als Preis ihrer Ungerechtigkeiten einen Blut- und Thränensold verdienen. Die englischen Parlamentspapiere vom Jahre 1828 enthalten die Berichte des englischen Konsuls Matthews aus Lissabon, worin es unter Anderm heißt: „Man würde ihm kaum Glauben beimessen, wenn er das System von Erpressungen schildern wollte, die sich diese Polizeiagenten im ganzen Lande erlauben, indem sie die reichsten Leute ihres Bezirkes brandschatzen." — „Diese unbeschreiblichen Verfolgungen," fügt er hinzu, „diese täglichen Einkerkerungen in Lissabon, diese Lähmung aller Geschäfte und alles Handels, sind von einer Art, daß man sich nicht genug wundern kann, wie eine solche Unterdrückung ertragen zu werden vermag." Diese royalistischen Freiwilligen waren in der That die eigentlichen Herren im Lande, und das Schicksal eines jeden, auch des angesehensten oder unbescholtensten Mannes war in ihre Hände gegeben; denn nur zwei von ihnen brauchten vor Gericht eidlich zu erhärten, daß sie ihn einer konstitutionellen oder freimaurerischen Tendenz verdächtig hielten, so warf man ihn in ein Gefängniß, wo er Hungers sterben konnte, wenn er arm war; denn die Gefangenen erhalten weder Kleidung noch Nahrung, und haben keine weitere Vergünstigung, als täglich von einer Schaar Soldaten in den Straßen herumgeführt zu werden, um zu betteln, und wehe Dem, der ihnen ein Almosen zu geben wagte! So müßten sie also in ihrem Gefängniß umkommen, wenn ihnen nicht bisweilen aus den Ueberbleibseln der Hospitäler in der Stadt oder von dem Mitleiden ihrer reicheren Gefängnißgenossen Etwas zufiele. Alle Gefangenen sind ohne Unterschied in schmutzige Höfe zusammengesperrt, Diebe, Mörder, feile Dirnen und Konstitutionelle; und nicht selten werden letztere von dem Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft mißhandelt, um sich die Gunst der Behörden zu gewinnen. Durch Geld kann man zwar zuweilen ein abgesondertes Gefängniß erlangen, allein auch hier werden die Personen, die einer solchen Vergünstigung genießen, ohne Unterschied zusammengesperrt. Zwei angesehene Frauen, die Gemahlin und die Schwester eines ausgewanderten portugiesischen Edelmanns, waren so auf eine Denunziation, monatelang, ohne einen Schatten von Beweis, in ein solches abgesondertes Gefängniß mit zwei feilen Dirnen und andern Leuten dieses Schlages eingesperrt, die sich einen Zeitvertreib daraus machten, sie zu verhöhnen und zu mißhandeln. Ein ehrenwerther Kaufmann zu St. Ubes, Eigenthümer mehrerer Schiffe, lag fünf Monate im Gefängnisse, weil zwei seiner Dienstboten vor Gericht es beschworen hatten, daß sie gesehen, wie er jede Nacht um zwölf Uhr aufgestanden, und ein Kruzifix mit Füßen getreten. Durch die kräftige Verwendung einiger Freunde kam er endlich wieder los, da er aber hörte, daß eine zweite Denunziation gegen ihn im Werke sey, so entfloh er weislich nach Irland, froh noch mit der Konfiskation seines Vermögens davon gekommen zu seyn. Diese zwei Beispiele unter Tausenden mögen hinreichen, einen Begriff von den Leiden dieses unglücklichen Landes zu geben. Die Konfiskationen füllen Don Miguels Schatzkammer, und reizen natürlich um so mehr sein Gelüste nach dieser leichten Art des Erwerbs. Man darf gegenwärtig 50,000 Portugiesen annehmen, die in Europa verbannt und heimathlos im Elend umherirren, und Hab und Gut eingebüßt haben. Don Miguel übergibt die Verwaltung der eingezogenen Güter gewöhnlich einem seiner Lieblinge, der dann außer dem Beutel seines Herren auch den seinigen zu füllen nicht versäumt. Während eine Menge Portugiesen, wie schon gesagt, in den allgemeinen Gefängnissen auf einander gedrängt liegen, schmachten andere in einsamen, unterirdischen Kerkern, bis der Tod sie daraus erlöst. Andere werden auf ferne Festungen geschleppt, und auch ihre Freunde und Verwandte können ihren Aufenthalt nicht erfragen. Man darf annehmen, daß 7 bis 8000 Portugiesen in den Gefängnissen liegen, während die Hälfte dieser Zahl unstät als Flüchtlinge im Lande umherirrt, von ihren Freunden verborgen gehalten, oder in Höhlen und Wäldern versteckt, oder in Verkleidung

*) Ausschreiben Don Miguels am 6 Mai 1828.

jeden Morgen in Ungewißheit, ob sie nicht noch vor dem Abende schon in einem Kerker liegen. Zu diesen Unglücklichen muß man noch gegen 20,000 Menschen zählen, die als verdächtig unter Aufsicht gestellt sind, und daher keinen Augenblick sicher sind, gleichfalls in den Kerker wandern zu müssen. Gegen 5000 Andere wurden nach dem tödtlichen Himmelsstrich Afrika's transportirt, wo sie entweder schon von Seuchen aufgerieben sind, oder als Missethäter Kolonialsklaven und Soldaten abgeben müssen. So hat man eine Zahl von 80 bis 90,000 Menschen, die ins Unglück gestürzt worden sind, und wenn man die Thränen und das Elend der Tausende erwägt, die mit jenen unglücklich wurden, so muß man allerdings ein wenig an den Tugenden jenes Don Miguel zweifeln, von dem ein Korrespondent des Lords Londonderry *) sagt: „daß mehr gegen ihn gesündigt worden, als er gesündigt, daß er ein Mann sey voll Güte und Herablassung, einfach, dem Landleben und ländlichen Beschäftigungen ergeben, und nicht sonderlich wegen seiner Selbsterhaltung auf der Hut.“ Und doch hat dieser gutmüthige Mann einige hundert Menschen auf das Schaffot schleppen lassen, während ihre Freunde und Verwandten barfuß, und in dem Verbrechergewand des San Benito der Hinrichtung beiwohnen mußten. Diese Hinrichtungen werden mit aller möglichen Grausamkeit vollzogen. Die Gefängnisse in Lissabon sind sehr weit vom Hinrichtungsplatze entfernt, und da die Verurtheilten vor jeder Betkapelle Halt machen müssen, so dauert der Zug gewöhnlich von acht Uhr Morgens bis Mittag, bevor er an Ort und Stelle gelangt. Jeder Gefangener wird baarfuß, im San Benito, und von zwei Mönchen begleitet, hinausgeführt, die ihn unaufhörlich ermahnen, die Gerechtigkeit seiner Bestrafung anzuerkennen. Der englische Konsul Matthews beschreibt eine solche Hinrichtung im März 1829 mit folgenden Worten: **) „Gestern wurden folgende fünf Individuen gehangen, und ihre Köpfe stecken noch an einem der besuchtesten Plätze der Stadt, zum Schrecken der Einwohner, auf Stangen. Der Brigadegeneral Moreira, Lieutenant Ferreira Braga, Lieutenant Velez Barreiros, sonst Perestrello genannt, der Kadet Scarnichie und der Seekadet Chaby. Der Sohn Moreira's mußte der Hinrichtung beiwohnen, und den Kopf seines Vaters abhauen und aufspießen sehen, auch dreimal um denselben herumgehen. Seine Mutter ist seitdem vor Gram gestorben, und der Vater von einem der Unglücklichen, der erst sechzehn Jahre zählte, hat sich selbst entleibt.“ — Der eigentliche Druck dieses eisernen Despotismus lastet auf dem Mittelstande. Der Adel huldigt größtentheils aus Servilität, oder um Leben und Vermögen zu retten, der Tyrannei, deren kräftigste Stütze der Pöbel ist. Die Richter sind eingeschüchtert, bestochen oder abgesetzt; die redlicheren Advokaten wagen nicht, ihre Pflicht zu erfüllen, und die Harpyien der Gesetze, mästen sich von Angebereien, Vermögenseinziehungen oder Sequestrationen. So bleibt dem Mittelstande nichts übrig, als in Geduld der Stunde der Vergeltung entgegen zu harren, und hoffen darf man, daß sie nicht lange mehr ausbleiben wird.

*) Der Brigadegeneral Sir John Campbell an Lord Londonderry, in Parlamentspapieren.

**) Parlamentspapiere S. 17.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten über Celebes.

Celebes ist einer der interessantesten und zugleich am wenigsten bekannten Theile der Welt. Erst seit kurzer Zeit fängt diese große Insel an wegen der Zunahme ihres Handels, und der Ausbreitung des europäischen Einflusses über Austral-Asien etwas mehr besucht zu werden; aber es wird wohl keine lange Reihe von Jahren vergehen, bis wir europäische und amerikanische Faktoreien auf den Küsten entstehen sehen werden, die sich des Goldhandels aus dem Innern zu bemächtigen suchen werden, und ohne Zweifel wird sie nach und nach in die Hände derselben übergehen. Es sind kürzlich in den Zeitungen von Singapur Nachrichten über einen Theil der Insel erschienen, die ein englischer Kaufmann Dalton auf seinen Handelsreisen besucht hat; sie geben eine Idee von der Wichtigkeit, die dieses große und von der Natur glücklich begabte Land einst haben kann; und es folgen daher hier einige Auszüge aus den erwähnten Mittheilungen.

Mamudschu ist ein beträchtlicher Ort auf der Westküste von Celebes, es liegt auf einer Küste, welche einen vollkommenen Gegensatz zu der entgegengesetzten niedern und flachen Küste von Borneo bildet; sie ist so steil und abgerissen, als man sich nur denken kann, und man sieht die Gebirgsküste von Celebes bis auf 100 englische Meilen in der See. Wenn man sich dem Ufer nähert, so sieht man das Gebirge überall mit Lichtern besetzt, welche aus den Hütten der Diaks hervorleuchten, da diese die Gewohnheit haben, die Nacht über Lichter brennen zu lassen. Diese Menschenrace, die die Bewohner des Innern bildet, hat die größte Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Stamm in Borneo, und ihre Konstitution und Gebräuche sind vollkommen dieselben, ausgenommen, daß sie etwas kleiner sind, und weniger wild aussehen als die Bornesen. Ihre wenigen Kleidungsstücke sind vollkommen dieselben, sie haben dieselbe Vorliebe für Glasperlen, und tragen sie auf dieselbe Weise; und dieselbe besondre Art, welche im Innern von Borneo vorgezogen wird, ist auch hier am beliebtesten. Beide Stämme essen Schweine, Affen, kurz alle Arten von Thieren, und haben dieselbe charakteristische Art ihnen den Kopf abzuschneiden; ebenso sind ihre Waffen dieselben. Hier in Celebes nähren sie sich fast ausschließlich von Sago, welche nahrhafte Speise ihnen die Natur im größten Ueberfluß darbietet, und wovon sie, was sie nicht selbst verzehren, zusammt mit Kokosnüssen an die Küste bringen, um dagegen Salz einzutauschen, das einzige Lebensbedürfniß, das sie nicht selbst besitzen. Die Häuptlinge an der Küste treiben ein Monopol mit dem Sago, den sie um wenig Salz, oder um einige Glasperlen erhandeln. Der Radschah von Mamudschu pflegt für 720 Pf. Sago 1 Rupie zu bezahlen, schickt ihn dann nach Bonbowan, und in andere Häfen von Mandhar, wo er dasselbe Gewicht Sago um 12 Rupien verkauft. Viele dieser armen Leute können sich nicht einmal einen Topf erwerben, ihren Sago darin zu rösten, und bedienen sich eines flachen Steines dazu, aber trotz dieser elenden Lebensart, und ihres Aufenthalts auf kahlen Gebirgen, fast ohne ein Dach gegen Regen, sind sie ein starker und schöner Menschenschlag, und in Symmetrie den Diaks von Borneo gleich, deren viele wahre Muster für einen Bildhauer sind, bei weitem die schönsten Menschen, die ich irgendwo gesehen habe. Sie sind nicht so blutgierig als ihre Brüder in Borneo, wenigstens nicht die Küstenbewohner, aber östlich und im Inneren des Landes sind sie wieder wilder, wie ich bei allen Bewohnern von Gegenden bemerkt habe, die reich an Gold oder Diamanten sind, und hier ist Ueberfluß von Gold.

Der Landstrich der dem Radschah von Mamudschu gehört, ist sehr ausgedehnt, aber die Küste, die dazu gehört, beträgt nur etwa 25 englische Meilen. Das Land bringt nichts als Sago, Kokosnüsse, Bambus und andere unbedeutende Artikel hervor. Allein der Radschah besitzt einen andern bedeutenden Landstrich gegen Südosten, wo viel Gold gefunden wird. Nach den zuverlässigsten Nachrichten zieht er von dort jährlich 400 Unzen, könnte aber leicht bis auf 2000 erhalten, wenn das Goldsuchen thätiger betrieben würde. Zwar hat er Brüder, welche auch Provinzen besitzen, und von denen einer, ein kluger und thätiger Mann, jährlich 500 Unzen Gold erhebt. Mamudschu ist ein beträchtlicher Ort, der mindestens 2500 Familien enthält, einige minder bedeutende liegen an der Küste hin. Das Volk ist über allen Begriff arm, und die reichsten aus seiner Mitte leben schlechter als die ärmsten anderer Völker. Die Küste bringt keinen Reiß hervor, er ist daher ein Luxusartikel, der meistens von Kylie kommt, das mehr als 200 englische Meilen entfernt liegt; er ist größtentheils von schlechter Qualität, und dennoch vermögen nur wenige ihn zu kaufen, etwa

der zehnte Theil der Familien. In dem Hause, das ich bewohnte, und das eines der reichsten des Landes war, aß Niemand Reiß als der Hausherr, seine Frau und ihre Tochter, und auch sie nur sehr mäßig; täglich wurde nur so viel Reiß ausgegeben, als für die Konsumtion des Tags bestimmt war. Wenn bisweilen ein Schiff mit besserem Reiß von Paßier oder Koti herkommt, so kann es seine Ladung nur verkaufen, wenn es den Preis so nieder hält, als der des schlechten Kyliereißes, weil der Preis und nicht die Qualität der Hauptpunkt ist. Alle übrigen Einwohner leben von grobem Sago, der im Ueberfluß wächst.

Die Sagowälder liegen einige Meilen südlich und südöstlich von Mamudschu, und dehnen sich aus, so weit das Auge reicht, sie gehören den Radschah's, die sie an Bugi's *) und die reicheren Küstenbewohner verpachten, welche sich der Diaks bedienen, den Sago für sie einzusammeln, wofür sie sie mit ihren kleinen Bedürfnissen wie Salz, Tabak, Zucker und Glasperlen versehen, und ihnen erlauben Sago nach ihrem Bedürfniß für sich zu nehmen. Der Sago wächst in sumpfigen Bergthälern, nie auf dem Gebirge selbst. Ein Sagobaum fängt im achten Jahre an Sago zu geben, bis zum zweiunddreißigsten, wo er von oben ab verfault. Ein zehnjähriger Baum ist etwa 27 Fuß hoch, und 5 — 8 Fuß im Umfang, und gibt alle 2 Monate Sago, und desto mehr, je öfter er aufgeschnitten wird, was gewöhnlich geschieht, wenn die eßbare Substanz 3 — 5 Zoll dick ist.

Neben dem Sago leben die Küstenbewohner von Schalthieren, die sie bei der Ebbe aufsuchen, besonders nach den hohen Fluthen im Frühjahr läßt die Ebbe einen Strich von 2 — 3 englischen Meilen trocken, auf den sich die ganze Bevölkerung, besonders alle Weiber und Kinder, wirft, die liegengebliebenen Schalthiere und Mollusken zu fangen. Wenn sie Fische fangen, so werden sie an die Radschahs und die reicheren Bugis verkauft, da sie selbst zu arm sind, sich diesen Luxus zu erlauben.

Die Bedürfnisse der Bewohner auf diesem Theil der Küste von Celebes beschränken sich auf Salz und Tabak; jenes erhalten sie von Macassar, diesen von Kylie, und ihr ganzes Leben geht darüber hin, sich diese Artikel zu verschaffen, zugleich mit Reiß und Zucker für festliche Gelegenheiten, wie Heirathen, Geburt eines Kindes u. s. w. Und so weit kann es jeder von ihnen bringen, denn außer den Kokosnüssen, die sie um ihre Häuser ziehen, und verkaufen, haben sie noch eine Erwerbsquelle in den baumwollenen Gewändern, die sie von ihren Weibern und Kindern weben lassen. Zwei Personen sind hinreichend in Einem Monat ein Stück zu weben, das sie um 4 Rupien verkaufen, die Baumwolle dazu kostet eine halbe Rupie. Der Rest ist Gewinn, und wäre hinreichend zur Erhaltung der Familie, wenn nicht der Hausherr ihn verspielte, was ihre große Leidenschaft ist. Die Familie in deren Hause ich wohnte, hatte 14 weibliche Sklaven, die beständig von Tagesanbruch bis Nachts um 11 Uhr an dieser Arbeit beschäftigt waren, und oft die ganze Nacht hindurch arbeiteten.

Der Radschah und seine Brüder rauchen beständig Opium, keiner von ihnen ist mehr als 26 Jahre alt, sie sind aber in einem Zustand fortwährender Betäubung, und sehen keine Fremden, als wenn sie sich vorher einige Zeit darauf vorbereitet haben; oft blieben sehr dringende Briefe zwei Tage liegen, ehe der Radschah hinlänglich zu sich gekommen war, sie zu beantworten. Zum Glück können nur wenige der reichsten Einwohner Opium bestreiten, sonst würde das ganze Volk rauchen. Es werden in Mamudschu jährlich 5 — 6 Kisten Opium verbraucht, die mit 2000 — 2400 Rupien bezahlt werden. Es leben in Mamudschu außer dem Radschah und seinen Brüdern noch etwa 40 kleinere Radschahs, welche alle Provinzen im Innern besitzen, aber aus verschiedenen Gründen vorziehen, hier beisammen zu leben. Ihre Länder bringen Gold hervor, und sie erhalten genug davon für ihr Bedürfniß, und erheben überdieß in Mamudschu eine Taxe von Jedermann, der nach ihren Besitzungen reisen will, sie beträgt 10 — 20 Prozent der Waaren, und wird immer in Gold bezahlt. Daher jeder dieser Häuptlinge immer große Quantitäten Gold besitzt, und sie leicht und mit Sicherheit vermehren kann. Doch leben sie in nichts besser als die ärmsten aus dem Volk, ausgenommen, daß sie Reiß und Fische essen; sie schlachten nie ein Huhn, oder essen die Eier, wenn sie sie verkaufen können, ihre Kleider sind nicht besser als die ihrer Sklaven, und ihr Gold dient nur zum Ankauf von Opium, Pulver, Flinten, kleinen Kanonen und dgl. Opium kaufen sie nur in kleinen Partien, aber Waffen und Munition so viel, als sie bekommen können. Auch kaufen sie zuweilen blaue und weiße baumwollene Zeuge, die sie in ihre Staaten schicken, und mit einem unendlichen Gewinn verkaufen. Der Handel mit Pulver und Gewehren ist von großer Ausdehnung, und es werden ungeheure Preise dafür bezahlt, bis auf 180 Rupien für 120 Pfund amerikanisches Pulver, Musketen bis auf 50 Rupien; dasselbe ist der Fall auf der ganzen Küste, und es gibt Niemand, der nicht Verbindungen mit Boni oder Macassar hätte, um sich von dort aus versehen zu lassen, weil man dort immer amerikanische Magazine davon findet. Diese Waaren werden mit dem feinsten Gold bezahlt, das zu 50 Rupien per Unze berechnet wird, aber in Singapur 75 Rupien gilt. Einer der Brüder des Radschah versicherte mich, er könne innerhalb 5 Tagen 500,000 Rupien in Goldklumpen bezahlen, wenn ich ihm Musketen, Kanonen aus Palembang, Pulver und fünf Kisten Opium liefern wollte; und im Verlauf eines Jahres könne er sich anheischig machen, eine beliebige Quantität Goldes für ähnliche Waaren zu liefern. Er und seine Brüder seyen im Stande alle Waffen und Munition, die man einführen wolle, zu kaufen, obgleich sie nie mehr Gold sehen lassen, als zu dem Kaufe, der gerade geschlossen worden, nöthig sey. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich ungeheure Quantitäten des reinsten Goldes aus dem Innern erhalten ließen, es findet sich in vielen Theilen des Landes im Ueberfluß. Man hält Fremde mit größter Sorgfalt entfernt von denselben, aber die Radschahs hätten nichts zu thun, als sich ihrer Trägheit zu entschlagen, und mit ihren Leuten zu gehen, wenn diese mit dem Einsammeln beschäftigt sind. Es befinden sich in Mamudschu sehr bedeutende Quantitäten von Pulver, von denen nichts im Lande selbst verbraucht, sondern alles auf Schiffen von Kylie und Mandhar an den Küsten hin verschifft wird, und so groß auch die Einfuhr ist, so ist sie doch unter dem Bedürfniß, wie die hohen Preise beweisen. Die meisten dieser Radschahs betrachten das Gold als ein bloßes Mittel Opium für sich, und Waffen und Pulver für ihre Freunde die Bugis, und gegen ihre Feinde die Europäer zu erhalten.

Das Land ist reich an weißen und schwarzen Vogelnestern. Bis jetzt hat man sie nicht zu Markte gebracht, aber die Bugis fangen in diesem Augenblick an sich dieses Handelszweigs zu bemächtigen, sie halten es aber aus verschiedenen Gründen sehr geheim, besonders damit die Holländer in Macassar nicht Lust bekommen möchten, sich einer Gegend zu bemächtigen, in der solche Reichthümer zu haben sind. Diese Furcht ist allgemein auf der ganzen Küste, und ist der Hauptgrund, warum sie ihr Gold nach Singapur und Penang schicken, weil sie wohl wissen, daß ihre Lage sie vor allen Eingriffen der Engländer schützt, aber wenn sie es in Batavia oder Macassar sehen ließen, so fürchten sie die Aufmerksamkeit der habgierigen Holländer auf sich zu ziehen, was der Ruin ihres Landes wäre.

*) Die Bugis sind der intelligenteste und thätigste Menschenschlag auf Borneo und Celebes, und der ganze Handel der Molukken ist in ihren Händen, sie handeln bis Manilla und Singapur, nach China, Cochinchina und Siam. (Ausland S. 235 dieses Jahrganges.)

Vermischte Nachrichten.

Vor unlängst meldeten sich bei dem Armenhause zu St. Denis, zwei achtzigjährige Leute, Mann und Frau, ganz in Lumpen gehüllt und mit allen Spuren der größten Dürftigkeit bezeichnet, zur Aufnahme. Als man sie entkleiden wollte, um ihnen das Gewand des Armenhauses anzulegen, wollten sie durchaus nicht sich von ihren Lumpen trennen, und bei näherer Untersuchung derselben ergab sich, daß darin gegen 17,000 Fr. in Gold und Banknoten verborgen waren. Befragt, wie sie bei einer so großen Geldsumme noch in ein Armenhaus aufgenommen zu werden verlangen könnten, antworteten die guten Leute, sie hätten es nur thun wollen, um zu sparen, da man nicht wissen könne, wie es noch in der Welt gehen werde.

Das englische Hofjournal sagt: „Paganini gestehe, daß er aus England 22,000 Pf. St. mit sich nehme. Paris habe ihm 6000 Pf. eingetragen.“ — „150,000 Fr. in Paris,“ ruft der Corsaire hiebei aus, „und in London in zwei Monaten 550,000 Fr. — Im Ganzen 700,000 Fr.! Noch acht Konzerte, und er kann Rambouillet kaufen.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 90. 30 März 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Die gelehrten Gesellschaften, die das Mittelalter entstehen sah, können sich mit keiner dieser Art in unsern Tagen messen, und waren wenig mehr als schwache Versuche des gesellschaftlichen Geistes, der sich erst in spätern Zeiten in vollkräftiger Wirksamkeit entfaltete. Die damals bestehenden Associationen waren entweder Verbindungen von Abkömmlingen desselben Blutes oder religiöse Korporationen. Die norwegischen Ansiedler, die vor der Tyrannei ihres Königs Harold nach dieser unwirthbaren Insel geflüchtet waren, stammten größtentheils in gerader Linie von Königen, Häuptlingen, Helden und Skalden ab, oder waren ihnen nahe verwandt. *) In ihnen lebte der Geist der Klanschaften oder der Stolz auf ihre Abstammung fort, und so bewahrten sie unter sich die Gesänge der Vorzeit auf, in denen die Heldenthaten der alten Söhne Skandinaviens fort erklangen, und die Jugend zum Nacheifer ihrer Verfahren angespornt wurde. Diese alten Sagen und Gesänge waren es hauptsächlich, in denen Eltern und Lehrer ihre Kinder unterrichteten. Gewöhnlich wurden sie durch mündliche Mittheilungen fortgepflanzt, während Runen auf Holz, Metall, Bein oder Stein, vorzüglich in frühesten Zeiten, nur sparsam angewendet wurden. Manchmal waren sogar dergleichen Ueberlieferungen das ausschließliche Erbe und Vorrecht einzelner Familien, die hiedurch unter sich zu einer besondern Genossenschaft wurden. So war der alte Hallur von Haukadal, ein Landstrich, der nächst dem berühmten Geyser lag, und auf der andern Seite an eine wilde Gebirgsgegend stieß — berühmt durch seine Liebe für diese traditionelle Literatur, und seine Nachkommen Teit, Are, Frode, Gusur und andere bewahrten diesen Ruhm ihres Vorfahren. Von ihnen und Sämund Frode, der die Schule von Odda stiftete, stammt der berühmte Snorre Sturleson, dessen Ruhm sich auch seines Bruders Söhne Olaf Tordsen und Sturla Tordsen theilhaftig machten. Diesen ausgezeichneten Männern verdanken wir die Aufbewahrung der Edda und der merkwürdigsten skandinavischen Sagen. Viele der religiösen Genossenschaften, wie die Mönche, bearbeiteten mit nicht minder günstigem Erfolge dasselbe Feld: unter ihnen erwarben sich hohe Verdienste die Benediktiner des Klosters Thingeyre, vorzüglich dessen Abt Karl und die Mönche Gunlög, Oddur u. a. m.

*) Die 874 ausgewanderten Norweger zerstreuten sich durch viele Lande: über Schottland, die Hebriden, die Orkaden und Schetlandsinseln. Die kühnsten derselben zogen das entlegenere Island vor und waren die ersten Ansiedler der Insel. Sie errichteten hier eine republikanische Regierung, die im Jahre 930 von allen Einwohnern anerkannt wurde. Das Christenthum wurde um das Jahr 1000 eingeführt und im Jahre 1016 allgemein angenommen. Die demokratischen Institutionen Islands hatten eine merkwürdige geistige Entwicklung zur Folge, und retteten die alte skandinavische Sprache, Geschichte, Poesie, Mythologie und Philosophie vom Untergange.

Mit dem Jahre 1261 beginnt für Island eine Zeit langer Finsterniß. Die Eroberung der Insel durch den König von Norwegen hatte eine traurige Wirkung auf den wissenschaftlichen Sinn der Einwohner. Jener Geist der Familiengenossenschaft, von dem oben die Rede war, erlosch fast gänzlich, während die Geistlichkeit in Unwissenheit und Armuth versank. Gleich nachtheilig wirkte diese Eroberung auch auf den Handel des Landes, der ein wenig aufzuleben begonnen hatte. Zu gleicher Zeit schienen auch die Elemente verschworen, das Verderben des unglücklichen Landes zu beschleunigen. Mehrere auf einander folgende Winter von äußerster Strenge, das Treibeis des Nordpols, der Ausbruch neuer Vulkane, und endlich einer Alles verheerenden Pest, suchten nach einander die Insel mit ihren Verwüstungen heim. Eine düstere Wolke von Leiden hing über Island, und als sie schwand, schien die übrig gebliebene Bevölkerung alle Eigenthümlichkeit verloren zu haben, durch die sie sich einst auszeichnete. Die Reformation fand im Jahre 1550 ihren Weg auch nach dem fern entlegenen Thule, wo sie die Klöster stürzte, und hiedurch manch werthvolle Handschrift zu Grunde gehen ließ, deren Verlust Niemand zu hindern oder zu bedauern schien. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts wurde das Augenmerk wieder etwas durch Olaf Wormius, auf das allzu lang vernachlässigte Island und seine literarischen Ueberreste gelenkt. Seine eifrigen Forschungen fanden Aufmunterung und thätige Unterstützung bei dem Könige von Dänemark, Friedrich III. Unter den dänischen Königen, die mit besonderer Vorliebe sich den Schutz der isländischen Literatur angelegen seyn ließen, verdient der gegenwärtige König Friedrich VI einer ehrenvollen Erwähnung.

Im Jahre 1760 bildete sich in Island eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster derjenigen, wie sie heutzutage in verschiedenen Ländern von Europa bestehen. Allein ihre Arbeiten blieben ein Geheimniß, und sie selbst nannten sich: „Die Unsichtbaren.“ Nur

zwei Mitglieder dieser Gesellschaft sind bekannt geworden: der Rektor der lateinischen Schule von Holum, Hafdar Einarston, und Soeren Pens, ein dänischer Kaufmann, der sich in Island niedergelassen hatte, und mit edler Liberalität die Herausgabe des von der Gesellschaft beabsichtigten Werkes aus seinen Mitteln zu bestreiten übernahm. Dieses Werk ist der alte „Konungs Skuggsia," (Königsspiegel, Kopenhagen 1768. gr. 4.) von dem Einarson die lateinische Uebersetzung besorgte, wiewohl das Werk sehr viel auch Johann Erichsen verdankt, der es ins Dänische übersetzte und mit vielen Anmerkungen ausstattete. Mit Ausnahme einiger Gesetzbücher ist der Königsspiegel das einzige gedruckte Werk, das von einem Norweger in der alten skandinavischen oder gegenwärtigen isländischen Sprache, als seiner Muttersprache, geschrieben wurde. Der Ursprung dieses in seiner Art einzigen Buches kann mit ziemlicher Zuverlässigkeit in die Periode zwischen 1185 und 1202, unter die Regierung des großen Königs Sverrer verlegt werden, obgleich nicht Grund genug vorhanden ist zu glauben, daß dieser Fürst selbst es verfaßt habe. Wahrscheinlicher ist es, daß es unter seinen Augen und auf seinen Befehl entstand. Der Verfasser scheint ein Mann gewesen zu seyn, der am Hofe eine Stelle bekleidete, gegen Ende seines Lebens aber sich auf seine Güter im nördlichsten Theile von Drontheim zurückgezogen zu haben. Das Werk ist in der Form eines Zweigespräches zwischen dem Verfasser und seinen Söhnen geschrieben, denen er in folgenden Abschnitten seine Belehrungen ertheilt: 1) Von der Lebensweise und den Gebräuchen der Kaufleute, mit vielen nützlichen Anweisungen für sie. Unter diesem Abschnitte kommen Lehren für Seemänner und Geschäftsleute vor, wie sie sich ehrlich und klug verhalten sollen, ferner Bemerkungen über die Nothwendigkeit, Astronomie, Arithmetik, den Lauf der Seeströmungen, den täglichen Gang der Sonne und die Richtung der Winde in den verschiedenen Jahreszeiten zu kennen; ferner Nachrichten über Island, „in denen das Fabelhafte von dem wirklich Merkwürdigen getrennt ist", und endlich „außerordentliche und wahrhafte Nachrichten über Alt-Grönland." In letzterem Kapitel sind mehrere seltsame Stücke von zoologischen Kenntnissen, namentlich in Betreff des isländischen und grönländischen Wallfischfangs enthalten. Man findet darin eines steinernen Sumpfes in Norwegen, der schneeschuhtragenden Reisenden dieses Landes und dessen langer Sommertage und Winternächte erwähnt. Der andere Abschnitt handelt 2) Von Leben und Sitten der Hofleute — von der Regierungskunst und den Gebräuchen am Hofe — von den Stellen am Hofe und wie sie am besten zu bekleiden. — von den Ceremonien am Hofe — von verschiedenen Arten Waffen und Kriegsmaschinen im Kriege zu Wasser und Lande — von den schönen Künsten — von den Tugenden und menschlichen Vollkommenheiten — von des Königs Ehre, Frömmigkeit, Gewalt, Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Regierungskunst. Sodann folgt eine Abhandlung von der Heiligkeit des Schutzrechtes (jus asyli) der Kirchen, von geistlicher und weltlicher Gewalt, ihren Gränzen und der geistlichen Jurisdiktion des Klerus. Eine Fortsetzung der letztern Abhandlung ist durch die Unbild der Zeit verloren gegangen, auch weiß man nicht, ob der Verfasser — wie er in diesem Zweigespräch äußert — sein Vorhaben, das Leben des Landmannes in allen seinen einzelnen Stücken zu beschreiben, ausgeführt hat. Jedenfalls muß Das, was uns die Zeit übrig gelassen, keinen geringen Zauber für uns haben, indem es uns in die skandinavische Welt gegen Ende des 12ten Jahrhunderts versetzt. Einige Bruchstücke daraus mögen deßhalb hier nicht am unrechten Orte seyn.

Der Sohn, ungewiß, welche Lebensbahn er einschlagen soll, wünscht verschiedene Wege zu betreten, um alle würdigen und einen wählen zu können. Der gütige und kluge Vater willfährt dem Wunsche seines Sohnes, ihm die vielen gefahrvollen und gefährlichen Pfade der Menschen zu beschreiben, wobei er ihm seine weisen Lehren in kurzen Sprüchen mittheilt. „Es waren," sagt der Verfasser, „hiebei auch zugegen manche ausgezeichnete und tiefsinnige Männer, die der Unterredung zuhörten und verlangten, sie in ein Buch abzufassen, und vor Vergessenheit zu bewahren, zu Nutz und Frommen Vieler." — „Und Wer Dieß liest oder hört," sagt er weiter unten, „braucht nicht des Verfassers Name und Stand zu erfahren, auf daß er nicht seine Rathschläge bei Seite setze, aus Neid, Haß oder Verachtung." Da der Jüngling das Verlangen ausspricht, die Wissenschaft des Handels und der Seefahrt zu erlernen, und nicht sein Glück am Hofe suchen will, so erwidert der Vater, daß er zwar selbst mehr als Hofmann denn als Kaufmann gelebt; doch wolle er seinem Wunsch genügen, besonders, wie er hinzufügt, da die würdigsten Männer Handelsgeschäfte getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

Abergläubische Gebräuche und Heilmittel.

(Schluß.)

Der Astronom, der seinem Gebieter die Zeit des Eintrittes einer Finsterniß genau voraussagt, wird, wenn sie vorüber ist, mit Geld, einer Kleidung, und zuweilen auch mit einem Halbmond von Gold belohnt. Eine Braut schickt ihrem Bräutigam ein Sutkah, nebst einer Ziege oder Kitze, die während der Mondsfinsterniß am Fuße ihrer Bettstatt getödtet werden muß, und diese Gaben werden dann an Arme vertheilt. Frauen, die guter Hoffnung sind, werden während einer Finsterniß sorgfältig wach erhalten, da man behauptet, die Gesundheit des Kindes hänge davon ab, daß die Mutter sich des Schlafes erwehre; so gestattet man ihr auch nicht, sich während dieser Zeit einer Nadel, Scheere, eines Messers oder andern Instrumentes, mit dem sie sich verletzen könnte, zu bedienen, weil Blut zur Zeit der Finsterniß vergossen, sowohl der Mutter als dem Kinde nachtheilig seyn soll. Auch auf Thiere, die sich in diesen Umständen befinden, hat man Acht; der Bauch solcher Thiere, als, Kühe, Schafe, Ziegen u. s. w. wird mit einer Mischung aus Kühdung und Specereien bestrichen, und man sperrt sie sorgfältig ein, bis die Finsterniß vorüber ist, da die Moslemin glauben, es sey diesen Thieren und ihren Jungen nachtheilig, wenn man sie frei umherlaufen lasse. Die Einwirkung des Mondes auf verwundete Personen wird für sehr gefährlich gehalten, und ich hörte manche seltsame Erzählung von Leuten, die viel gelitten hatten, weil sie frische Wunden dem Mondschein aussetzten. Ein Mann hatte einen gefährlichen Säbelhieb in den Arm bekommen; die Wunde war vom

Barbier (dem einzigen Wundarzt den die Eingebornen haben) zugenäht worden, und da der Verwundete sehr erschöpft war, so legte er sich unter freiem Himmel nieder, um zu schlafen. Der Mond war fast voll und nach einigen Stunden erwachte der Verwundete unter den heftigsten Schmerzen; der Barbier untersuchte den Arm am andern Morgen bei guter Zeit, und fand die Wunde, da die Naht aufgegangen war, im Zustand der Eiterung. Sie wurde nun gereinigt, mit gestoßenem Kampher behandelt und endlich geheilt; der Mann lebte noch viele Jahre und ermangelte nie, so oft er diese Geschichte erzählte, die feste Ueberzeugung auszusprechen, daß nur der Mond an seinen Leiden Schuld gewesen sey, eine Meinung in der er um so mehr bestärkt wurde, als ihm, während er im Mondschein schlief, geträumt hatte, ein großes schwarzes Weib (eine Bewohnerin des Mondes) habe mit ihm gerungen und seine Wunde aufgerissen. Frische Wunden werden in Indien gewöhnlich mit gelöschtem Kalk behandelt; ein Mann in unserm Dienste spaltete Holz, das Beil sprang vom Stiele und fiel mit der Schärfe sehr heftig auf den Fuß des armen Menschen, der viel Blut verlor und in Ohnmacht fiel. Es wurde nun viel Kalk auf die Wunde gelegt, der Fuß sorgfältig eingewickelt, und der Mann in seine Hütte geführt, wo man ihn auf sein Bett legte, und ohne seine Wunde weiter zu berühren, in Ruhe ließ; nach vierzehn Tagen ging er wieder aus, und in der darauf folgenden Woche seiner Arbeit nach. Kalk ist in der häuslichen Oekonomie der Eingebornen ein sehr nöthiger Artikel; ich selbst habe die guten Wirkungen dieses einfachen Mittels bei Brandwunden durch Feuer oder heißes Wasser oft erprobt: gleiche Theile Kalk, Wasser und Oel, gleichviel welches, zu einem dünnen Teig gerührt, sogleich aufgelegt, und oft angefeuchtet, wird bald die Hitze aus der Wunde ziehen; selbst später angewendet, wenn schon Blasen auf der Wunde sind, wird dieses Mittel seine Wirkung nicht verfehlen. Wie es auf eine durch einen vernachlässigten Brand entstandene Wunde wirken dürfte, kann ich aus Erfahrung nicht sagen.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

3) Souvenirs sur MIRABEAU et sur les deux premières assemblées législatives. Par ÉTIENNE DUMONT (de Genève). Ouvrage posthume, publié par M. J. L. DUVAL, Membre du Conseil représentatif de Genève. Paris 1832. CHARLES GOSSELIN.

Die französische Revolution bildet in der Weltgeschichte eine jener außerordentlichen Epochen, in welcher der Charakter, die Sitten und Gebräuche einer ganzen Nation eine plötzliche und gänzliche Umwandlung erfuhren. Die leichtsinnige Wankelmüthigkeit, die dem französischen Volke unter dem Regime des Feudalismus und der Bedrückung so eigen war, wich ernstern Sitten und einer Beharrlichkeit auf gefaßten Beschlüssen, und die tändelnden Franzosen wurden ernst, bedächtig und überlegend. Eine Masse von Energie und der höchsten Talente entwickelte sich in diesem dem Kampfe um politische Freiheit, in welcher unter den außerordentlichen Männern, die jene Zeit erzeugte, der Graf von Mirabeau obenan steht, dessen herrliche Talente, ohne den mächtigen Aufschwung, den jene Periode ihnen gab, wahrscheinlich in niedrigen sinnlichen Genüssen erstickt worden wären.

Die Talente Mirabeau's waren die ausgezeichnetsten; seine Beredsamkeit fast unübertroffen, und die Wirkung, die er durch sie hervorbrachte, magisch. Er übte auf das Gemüth seiner Zuhörer eine fast unwiderstehliche Herrschaft, erregte oder beschwichtigte ihre Gefühle und Leidenschaften nach seinem Gefallen, und konnte sie für oder gegen Das, was er wollte oder nicht wollte, mit einer Gewalt einnehmen, die in der Geschichte der neuern Beredsamkeit fast noch unbekannt war.

Andere und vielleicht noch merkwürdigere Fähigkeiten waren sein außerordentlicher Scharfsinn und seine politische Voraussicht. Seine Vorhersagungen, die von seinen Freunden als bedeutungsvoll gesammelt und von seinen Feinden als abgeschmackt verlacht wurden, haben, mit Ausnahme weniger, sich als prophetisch bewährt. Er allein, und Dieß wird von den Geschichtschreibern aller Parteien zugegeben, hätte die revolutionären Ausschweifungen der Schreckensregierung zügeln können, und hätte er gelebt, so wäre höchst wahrscheinlich die glänzende Periode der politischen Wiedergeburt Frankreichs nicht mit dem Blute einer Million Opfer befleckt, und der Altar der Freiheit nicht durch die Verbrechen blutdürstiger Jakobiner entweiht worden.

Jede authentische Nachricht von solch einem Manne ist werthvoll, und in dem vorliegenden nachgelassenen Werke seines Freundes Dumont finden sich Nachweisungen, die kein Anderer zu geben im Stande gewesen wäre. Der Name Dumonts, Rechtskonsulent zu Genf, eines Mannes von ausgezeichnetem Rufe, der, wie bekannt, mit Mirabeau nicht nur in der innigsten Vertraulichkeit lebte, sondern ihm auch Stoff und Argumente für mehrere seiner kräftigsten Reden lieferte, ist ein hinreichender Bürge für die hohe Glaubwürdigkeit dieser Erinnerungen. Dumont lebte während seiner Verbannung aus seinem Vaterlande mehrere Jahre in England, und war der Freund Fox's, Sheridans, Lord Hollands, Romilly's und Benthams, welcher letztere hauptsächlich ihm seine Popularität im Auslande verdankt.

Diese Erinnerungen sind höchst einfach und anspruchslos geschrieben, und waren, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, wohl nicht für den Druck bestimmt, da sie mehr gesammelte Materialien zu einer Geschichte der frühern Periode der französischen Revolution zu seyn scheinen. Der Herausgeber, Herr Duval, hat sie klüglich ohne die mindeste Aenderung und ohne irgend eine Auslassung zu ergänzen, dem Publikum übergeben.

Folgende sind einige der interessantesten Stellen und Anekdoten aus diesem Werke:

„Als wir im Jahre 1788 nach Paris kamen, stand Mirabeau auf der tiefsten Stufe der Verdorbenheit. Da er in Berlin unter Herrn von Calonne gearbeitet hatte, so war er mit allen Feinden Neckers, gegen den er schon zu verschiedenen Zeiten geschrieben, in Verbindung, und man hielt ihn allgemein für einen gefährlichen Feind und einen unzuverlässigen Freund. Seine Prozesse mit seiner Familie, seine heimlichen Entfernungen, seine Einkerkerungen und seine Aufführung waren selbst in einer so frivolen Stadt wie Paris auffallend, und sein Name wurde in den Häusern einiger unsrer vertrautesten Freunde nur mit Verachtung genannt. Romilly, der sich seiner frühern Freundschaft für Mirabeau fast schämte, war fest entschlossen, die Bekanntschaft mit ihm nicht mehr zu erneuern; allein Mirabeau war kein Freund von vielen Umständlichkeiten, und kaum hatte er von Target, bei dem er gespeist, unsre Wohnung erfahren, so beschloß er auch sogleich, uns zu besuchen. Das Geräusch eines vor unsrer Thür haltenden Wagens verscheuchte Romilly in sein Zimmer, und er bat mich, im Falle es ein Förmlichkeitsbesuch sey, nur zu sagen, er sey nicht zu Hause. Als Mirabeau gemeldet wurde, ließ ich Romilly nicht rufen, weil ich glaubte, er wünsche dem Grafen auszuweichen, und da das Zimmer, in das er sich zurückgezogen hatte, nur durch einen dünnen Verschlag von dem getrennt war, in welchem wir uns befanden, so setzte ich voraus, er werde ohnehin den Besuch an der Stimme erkennen und erscheinen, wenn er es für gut finden würde. Mirabeau eröffnete die Unterhaltung damit, daß er von unsern beiderseitigen Freunden in London sprach, und dann kam er auf Genf, da er wohl wußte, daß ein Genfer nie müde wird, von seiner Vaterstadt zu sprechen. Er sagte viel Schmeichelhaftes von einer Stadt, die dadurch, daß sie viele ausgezeichnete Männer erzeugt, einen so großen Theil zu der Gesammtmasse der Kenntnisse und des Genies beigesteuert habe, und schloß mit der Versicherung, er werde sich nicht eher glücklich fühlen, bis er im Stande sey, diese Stadt von den Fesseln zu befreien, die die Re-

volution vom Jahre 1782 ihr aufgelegt habe. Zwei Stunden verstrichen wie ein Augenblick, und Mirabeau war in meinen Augen der interessanteste Gegenstand in ganz Paris. Der Besuch schloß mit meinem Versprechen, noch denselben Mittag mit ihm zu speisen, zu welchem Ende er zurückkommen und mich in seinem Wagen abholen wollte.

„Mit Wem sprachen Sie denn so lange?“ sagte Romilly, indem er aus dem Zimmer trat, wo der lange Besuch ihn in Haft gehalten hatte. — „Erkannten Sie denn die Stimme nicht?“ fragte ich. — „Nein.“ — „Und doch kennen Sie die Person so gut, und müssen, wie mich dünkt, sogar eine Lobrede auf sich selbst gehört haben, die herrlich zu einer Leichenpredigt gepaßt hätte.“ — „Wie! Mirabeau wars?“ — „Er wars, und ich will ein Narr seyn mein Leben lang, wenn ich mich durch die Bedenklichkeiten unsrer Freunde länger abhalten lasse, seines Umgangs zu genießen. Ich gehöre weder zu Calonne's noch zu Neckers Partei, sondern schließe mich Dem an, dessen Unterhaltung mich belebt und ergötzt, und fürs Erste will ich eben heute mit ihm speisen.“ Mirabeau kam bald wieder, nahm uns Beide mit sich und besiegte unsre Vorurtheile gänzlich. Wir besuchten ihn oft und benutzten das schöne Wetter zu Ausflügen in der Umgegend. Wir speisten mit ihm im Bois de Boulogne, zu St. Cloud und Vincennes; an letzterm Orte zeigte er uns den Kerker, in dem er drei Jahre gesessen hatte.“

Der Bericht über Mirabeau's ersten Triumph in der Nationalversammlung ist höchst interessant: „Ich war bei diesem Siege sehr betheiligt, da er Duroveral *) betraf, und vielleicht nie noch folgte die heftigste Freude so schnell auf die furchtbarste Angst, als bei diesem Vorfalle. Duroveral saß mit einigen Deputirten seiner Bekanntschaft im Saale. Er hatte Gelegenheit gefunden, Mirabeau eine mit Bleistift geschriebene Note zuzustecken. M —, der bereits einer der gefürchtetsten, kühnsten Sprecher der Versammlung war, sah Dieß und fragte das neben ihm sitzende Mitglied, Wer der Fremde sey, der Noten zustecke und sich in ihre Verhandlungen mische. Die Antwort, die er erhielt, reizte seinen Zorn; er erhob sich und eröffnete mit einer Donnerstimme, daß ein Fremder, der aus seinem Vaterlande verbannt sey und in England lebe, von dessen Regierung er eine Pension beziehe, unter ihnen sitze, ihren Debatten beiwohne und einem Deputirten der Versammlung Noten und Bemerkungen zustecke. Die Vorzeichen eines Erdbebens würden mir minder schrecklich gewesen seyn, als die Bewegung auf allen Seiten des Saals, welche dieser Anklage folgte. „Wo ist er? Wer ist er? Zeigt ihn uns!“ hörte man durch einander schreien. Fünfzig Mitglieder sprachen zugleich; aber Mirabeau's mächtige Stimme brachte sie bald zum Schweigen. Er erklärte, daß er selbst den Fremden bezeichnen und ihn der Versammlung vorstellen wolle. „Dieser Verbannte, dieser von England Besoldete,“ sagte er, „ist Herr Duroveral von Genf; wißt, daß dieser achtungswerthe Mann, den Ihr so muthwillig beleidigt, ein Märtyrer der Freiheit ist; daß er als Generalprokurator der Republik Genf durch die feurige Vertheidigung seiner Mitbürger den Unwillen unsrer Gewalthaber auf sich lud; daß eine Lettre de Cachet des Herrn von Vergennes ihn eines Amtes beraubte, das er so ehrenvoll verwaltete, und daß die Ehre der Verbannung ihm zu Theil wurde, als seine Vaterstadt sich unter das Joch des Aristokratismus schmiegen mußte. Wißt ferner, daß das Verbrechen dieses erleuchteten und tugendhaften Bürgers darin besteht, ein Gesetzbuch entworfen zu haben, das verhaßte Privilegien abschafft.“

„Der Eindruck, den diese Rede, von der Obiges nur ein schwacher Auszug ist, hervorbrachte, war elektrisch. Ein allgemeiner Sturm des Beifalls folgte ihr; denn in den stürmischen Versammlungen des Tiers-Etat hatte man bis jetzt noch keine so kraft- und würdevolle Beredsamkeit gehört. Mirabeau war von diesem ersten Erfolge tief ergriffen; die Deputirten sammelten sich sogleich um Duroveral und bemühten sich durch zuvorkommende Aufmerksamkeit, die ihm zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen. So endete eine Anklage, die mich anfänglich mit Schrecken erfüllte, um so mehr zu meiner Zufriedenheit, da diese Scene, wenn sie in Genf bekannt wurde, die Zurückrufung der verbannten Bürger veranlassen mußte.“

Dieser Anekdote folgt eine andere, die wir deßhalb hier beifügen, da sie ganz geeignet ist, einen Mann anschaulich zu bezeichnen, von dessen Charakter noch kein Schriftsteller ein richtiges Bild entworfen hat:

„Ich entsinne mich nicht vieler Scenen mehr aus jener frühern Periode der Versammlungen; doch nie werde ich den Vorfall vergessen, bei dem ein Mann, der später eine so unglückliche Berühmtheit erlangte, sich zuerst bemerkbar machte. Die Geistlichkeit bemühte sich, durch allerlei Umtriebe einen Zusammentritt der drei Stände herbeizuführen und schickte deßhalb den Erzbischof von Aix an die Versammlung des dritten Standes, der vor dieser sehr weitläufig und pathetisch über die Noth des Volkes und die Armuth der Kirchspiele sprach. Er zeigte ein Stück schwarzes Brod vor, das ein Hund verschmäht haben würde, und das der Arme genöthigt sey zu essen oder zu sterben. Er bat den Nationalkonvent, einige Mitglieder abzuordnen, um sich mit den Deputirten der Geistlichkeit und des Adels über die Mittel zu berathen, wie die Lage der dürftigen Klassen zu verbessern seyn möchte. Die Versammlung sah die Schlinge, wagte aber nicht, den Vorschlag geradezu abzulehnen, da es sie bei den niedern Klassen geradezu unpopulär gemacht haben würde, als ein Deputirter sich erhob, und nachdem er seine Gefühle zu Gunsten der Armen in noch stärkern Ausdrücken als der Erzbischof ausgesprochen hatte, geradezu die Aufrichtigkeit der von der Geistlichkeit ausgesprochenen Gesinnungen bezweifelte.

„Gehen Sie,“ sagte er zu dem Erzbischofe, „und sagen Sie Ihren Kollegen, daß wenn sie so dringend wünschen, die leidenden Armen zu unterstützen, sie besser thun würden, hieher zu kommen und sich den Freunden des Volkes anzuschließen. Sagen Sie ihnen, sie möchten nicht länger durch unnützes Zögern den Lauf unsrer Arbeiten unterbrechen; sagen Sie ihnen, sie möchten sich nicht mehr bemühen, durch unwürdige Mittel uns in den gefaßten Beschlüssen wanken zu machen, sondern als Lehrer der Religion, als würdige Nachfolger ihres Meisters, den Luxus ablegen, der sie umgibt, und den Glanz, der die Armuth erröthen macht; bescheiden mögen sie, gleich den ersten Lehrern der Kirche, einhergehen, die stolzen Lakaien entlassen, ihre prächtigen Equipagen verkaufen, und all ihren Ueberfluß in Nahrung verwandeln, um die Dürftigen zu speisen.“

„Diese Rede, die so ganz dem Geiste der Zeit angemessen war, erregte keinen lauten Beifall, der bei dieser Gelegenheit mehr höhnend gewesen seyn würde; aber ein beifälliges, weit schmeichelhafteres Murmeln erfolgte. Jeder fragte nach dem Namen des Redners; er war unbekannt, und erst nach Verlauf einiger Zeit wurde der Name dieses Mannes verbreiteter, der drei Jahre später Frankreich zittern machte. Der Sprecher war Robespierre.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Ebenfalls ein Genfer Rechtskonsulent und Verbannungsgefährte Dumonts.

Inventar des Justemilieu.

Unter der Aufschrift „Inventaire du Juste Milieu“ gibt das Karikaturen-Journal folgende Calembourgs:

Objets trouvés ainsi cotés dans un carton du ministère de l' intérieur.

La France	A. B. C.	(abaissée)
Son Rang	C. D.	(cédé)
Sa Puissance	F. A. C.	(éffacée)
Le Carlisme	O. C.	(osé)
Les Esprits	A. J. T.	(achetés)
La Raison	E. B. T.	(hébétée)
Les Chants patriotiques	C. C.	(cessés)
L' Autel de la Paix	R. I. G.	(erigé)
La Liberté	M. E.	(aimée)
Son adultère épouse	A. I.	(Aï)
Le Justemilieu	U! E.	(hué)
Son Avenir	D. C. D.	(décédé)
Le Ministère	A. Q.	(acu)
Sa Pensée	K. O.	(Chaos)
Ses Oeuvres	K. K.	(Caca)
L' Intrigue	O. Q. P.	(Occupée)
Deputés du Centre	H. T.	(achetés)
La Belgigue	D. P. C.	(dépécée)
L' Italie	O. J. B.	(Au Gibet)
La noble Pologne	H. E.	(hachée)
L' Esperance	R. S. T.	(restée)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 31 März 1832.

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Auszug aus dem Manuscripte eines italienischen Verbannten.)

Rom, die erhabene Königin des Erdkreises, der Schrecken und die Bewunderung der bekannten Welt unter der Herrschaft des Quiritenvolkes, war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Wiege der Religion und der Sitz ihrer Apostel und Blutzeugen. Als aber die Nachfolger des heil. Petrus ihre göttliche Sendung und die Beispiele und Lehren ihrer heiligen Vorgänger vergaßen, wurde Rom so zu sagen ein neues Babylon, und man sah in dem Vatikan Ehrgeiz, Hinterlist, Heuchelei und die schmachvollsten Leidenschaften im Bunde.

Es ist bekannt, welchen armseligen Anblick gegenwärtig die Hauptstadt der christlichen Welt, diese unermeßliche und prachtvolle Stadt bietet, die so reich an alten und neuen Wundern, schlecht bevölkert von abergläubischen Bewohnern, die des Namens der Römer unwerth, Sklaven des Despotismus und der Tyrannei der Tausende von Mönchen und Priestern sind, die in den Straßen dieser herrlichen Metropole wimmeln. Doch die Italiener, begabt mit einer fröhlichen Gemüthsart, denken wenig an ihr vergangenes und künftiges Unglück; und man wird deßhalb nicht erstaunen, wenn man in ihren Festen, auf den öffentlichen Plätzen und in den Theatern, wenigstens den Schein wahrer Fröhlichkeit erblickt. Daher kommt es auch, daß man in dem römischen Karneval, während seiner kurzen Dauer von vier und zwanzig Stunden*), denn nur so lange währt diese Zeit der Narrheit, interessantere Szenen und eine größere Mannichfaltigkeit von Masken sehen kann, als in dem ganzen langen und langweiligen Karneval von Neapel, Mailand und Venedig. In dieser Zeit opfern die Aermsten Alles, was sie besitzen, um sich im glänzenden Flitterstaat einige Stunden auf der Strada del Corso zu zeigen, und erwiesen ist es, daß die Pfänderverleiher in der einzigen Karnevalszeit mehr Geschäfte machen, als im ganzen übrigen Jahre. In dieser tollen Zeit der Feste und Vergnügungen trug sich im Jahre 1818 der Vorfall zu, den ich hier erzählen will.

Eine junge schöne Dame hatte mich inständig gebeten, mich zu verkleiden, und die Maske des Cicero zu wählen; sie ihrerseits wollte mich als Tulliola, die Tochter des berühmten römischen Redners, begleiten. Ich muß hier, ohne mich zu schämen, gestehen, daß ich nie die Stärke besaß, den Bitten des schönen Geschlechtes zu widerstehen. Ich verschaffte mir also ein Consulargewand und eine Maske, die nach der auf dem Kapitol aufbewahrten Büste Cicero's genommen war, und in diesem Aufzuge erschien ich, meine schöne Begleiterin unter der Maske der Tulliola zur Seite, auf dem Corso. Anfangs stellte ich mich unter die Säulenhalle des Palastes Bolognetti, wo wir uns bald von einem Haufen Neugieriger umdrängt sahen. Die Gelehrten beeilten sich, mir tausend Fragen über verschiedene politische Ereignisse vorzulegen, die seit einer langen Reihe von Jahren verflossen waren, und man denke sich ihr Erstaunen — alle meine Antworten erfolgten lateinisch. Die Fertigkeit, mit der ich mich in der Sprache des berühmten Redners ausdrückte, erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Publikums, und in wenig Augenblicken sprach man auf dem ganzen Corso nur von dem erstaunenswürdigen Cicero des Palastes Bolognetti. Eine unermeßliche Schaar von Zuschauern drängte sich von allen Seiten um mich her.

Ich verweilte hier ungefähr eine Stunde, dann machte ich mich auf, den Prinzen Ghigi zu besuchen, dessen Palast in diesem Augenblicke der Sammelplatz des ganzen römischen Adels und einer großen Anzahl von Gelehrten ersten Ranges war. Kaum zeigte sich Cicero, als er von zwanzig Seiten zugleich angegriffen wurde. Der Prinz Ghigi machte mir den Vorwurf, daß ich dem Cäsar geschmeichelt, und bei verschiedenen Gelegenheiten meine politischen Ansichten gewechselt habe. Ich bekämpfte alle diese Anschuldigungen mit Hülfe geschichtlicher Beweismittel und suchte darzuthun, daß die Ehre und Vaterlandsliebe Cicero's rein von jedem Flecken sey. Jedermann gab sich Mühe zu errathen, wer die Rolle des Cicero spiele. Die Einen behaupteten, ich sey ein Professor der „Sapienza,“ die Andern hielten mich für einen der „Scriptores“ des Vatikans, und endlich erklärte der Ritter Odescalchi der Gesellschaft, er kenne nur Einen Menschen in der Welt, der die Rolle des Cicero so durchzuführen im Stande sey, und dieser sey ein Unger, der mehrmals schon vor der „Academia latina“ auf eine merkwürdige Art lateinische Verse improvisirt habe. Da ich mich halb und halb erkannt sah, so verließ ich diesen Palast, machte mich aber zuvor verbindlich, am Abende im Theater Alibert zu erscheinen.

Ich trieb mich nun noch einige Zeit auf dem Corso herum und unterhielt mich, jedoch immer lateinisch, mit mehreren

*) Der Karneval zu Rom dauert acht Tage, allein die Masken dürfen nur drei Stunden des Tages in den Straßen umherstreifen. Anm. d. V.

Engländern, die unter den Säulen des Palastes Ruspoli standen, vorzüglich aber mit einer Dame von der größten Schönheit. Da sie mich nicht verstehen konnte, und ich mich keiner lebenden Sprache bedienen wollte, so diente uns ihr Gemahl, ein englischer Schiffskapitän, als Dolmetscher.

Als es Nacht geworden war, begab ich mich, wie ich versprochen, in's Theater Alibert. Hier waren alle Gelehrte und ausgezeichnetsten Schriftsteller zusammengekommen, um den auferstandenen Cicero zu umarmen oder anzugreifen. Vier Stunden lang ließ man mich über die schwierigsten Stellen in den Werken des römischen Redners Erklärungen geben, und man forderte mich auf einige seiner Reden, an denen der Anfang oder das Ende fehlte, zu ergänzen. Da ich alle Werke Cicero's so zu sagen an den Fingern herzählen konnte, so gab ich auf alle Fragen genügenden Bescheid, und das Staunen der Gesellschaft steigerte sich auf's Höchste.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntnisse eines Saintsimonisten. *)

(Aus der Revue encyclopédique.)

Vorwort.

Diesen Morgen ordnete ich sorgfältig meine Bibliothek, durchlas Briefe alter Freunde wieder und besah einige, lange Zeit in einem schwarzen Kästchen verschlossene, Andenken meiner Mutter. Länger als ein Jahr ist es her, daß ich nicht dazu kam, mich so einzuschließen und in stillem Nachsinnen meine Erinnerungen zu sammeln.

Guter Gott, wie viel ereignete sich seit einem Jahre! Welche seltsame Macht, gute oder böse, ließ mich so lange Gegenständen untreu werden, die ich so sehr liebe! Ich hatte sie vergessen, bis auf meine alten Kupferstiche, deren tausenderlei Gestalten sich vor meinen Blicken zu bewegen, und mir geheimnißvoll zu winken scheinen, bis auf diese schöne Büste eines Kindes, das mir bei jedem Erwachen entgegenlächelt.

Wenn ich zurückblicke auf die letztverflossenen zwölf Monate, so ist es mir, als hätte ich ein unbekanntes Land durchstrichen, in dessen Ferne Gedanke um Gedanke sich verliert, und immer schwächer und deutlicher verschwimmt. Kaum bricht sich hier und dort ein Strahl der Erinnerung auf meinem Gedächtnisse. Ich befinde mich wie im ersten Augenblick einer schnell zurückgelegten Reise; tausend verworrene Eindrücke drängen sich um mich her, aus denen nur hier und dort ein Bild in bestimmteren Umrissen auftaucht. Wer wird mir glauben, wenn ich Ereignisse aus meinem Leben im Jahre 1831 zu erzählen versuche? Wird man nicht glauben, daß ich aus einem gewöhnlichen Traumgesicht aufwache, und noch schlaftrunken irgend eine jener fantastischen Erzählungen Hoffmanns zum Besten geben wolle?

Erstes Kapitel.

Eine Saintsimonistische Lehrstunde. — Meine Bekehrung.

Noch sehr gut erinnere ich mich des Augenblickes, wo ich — um mich des Ausdruckes der Leute von Fach zu bedienen — „die Welt der Realität" verließ. Es war Nacht. Ich befand mich allein in meinem einsamen Zimmer, wo ich schon länger als eine Stunde über meinem Haupte ein dumpfes Gemurmel und das Getümmel von Tritten gehört hatte. Trübe Gedanken umdüsterten meinen Geist, ich dachte an den erst kurz zuvor erfolgten Tod eines geliebten Jugendfreundes, an die Vermählung eines schönen Mädchens meiner Bekanntschaft, an ein schlechtes Drama, dessen Aufführung mir verweigert worden war, an einen Vortrag vor den Assisen, und was weiß ich an was noch Alles! Zerstreut kleidete ich mich eilig an, und stieg die Treppe hinauf. Mit mehreren andern Personen zugleich trat ich in einen großen Saal, der gewöhnlich zu öffentlichen Versammlungen benützt wurde. Die heutige Versammlung war zahlreich, der Saal zum Ersticken voll. An einer Tafel, umgeben von einer Reihe junger Männer, saßen zwei Männer, mittlern Alters, die alle Blicke auf sich zogen. Der Eine von ihnen sprach: die Worte flossen langsam von seinen Lippen; zwischen seinen Fingern drehte er eine gewöhnliche hölzerne Dose. Sein Kopf blieb fast stets unbeweglich, und wurde nur zuweilen von unmerklichen Zuckungen rückwärts geworfen; er schlug die Augen nur auf, wenn er einem seiner Sätze einen größeren Nachdruck geben wollte. „Wie heißt der Sprecher?" fragte ich ganz leise meinen Nachbar. — „Bazard" war die Antwort. „Und jener?" fügte ich hinzu, indem ich auf den zweiten deutete, der mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Majestät, seine einschmeichelnden Blicke über die Versammlung hingleiten ließ. — „Enfantin."

Diese Namen waren mir völlig unbekannt. Ich blickte in der Versammlung umher, und erkannte das Gesicht eines alten Carbonaro, einige Schriftsteller von ungewisser politischer Farbe, und in der Tiefe einer Fensterwölbung einen kleinen molinistischen Abbé. Ungeachtet der oftmaligen und großen Aufregung und Ueberraschung, die ich im Verlauf dieses Abends empfand, glaube ich mich doch nicht in den Personen, die ich erkannte, getäuscht zu haben. Nun folgte ich mit aller Aufmerksamkeit dem Vortrage, um klar zu werden, in welche Gesellschaft der Zufall mich geführt hatte. War es ein politischer Klub, eine Congregation oder ein philanthropischer Verein? Nichts konnte mir noch darüber bestimmte Andeutung geben. Der Redner handelte nach einander die allgemeinsten Fragen über Religion, Politik, Philosophie, Industrie, Wissenschaft und schöne Künste ab.

Oft lächelte der kleine Abbé nachdenklich, zum Zeichen seines Beifalls; dann aber zuckte der Carbonaro die Achseln. Bei andern Stellen war es umgekehrt, manchmal drückten auch die Umstehenden einmüthig ihre Beistimmung oder ihre Mißbilligung aus. Mit jedem Worte verdoppelte sich mein Erstaunen und meine Verwir-

*) Seit den Spaltungen, die zwischen den saintsimonistischen Hohenpriestern Enfantin, Bazard und Rodrigues, zu geringer Erbauung der Welt, ausgebrochen sind, haben sich die geistreichsten und tüchtigsten Söhne „der Familie" — wie Carnot, gegenwärtig Redakteur der „Revue encyclopédique," Charton, Verfasser der hier gegebenen „Bekenntnisse," u. A. m. — von ihr losgesagt. Die Rückblicke, die der erwähnte Verfasser, wie aus einem wunderlichen Traume erwachend, auf seine saintsimonistische Laufbahn wirft, auf der er keine unwichtige Rolle spielte, werden, als ein psychologisches Gemälde aus Frankreichs Gegenwart, nicht ohne Interesse gelesen werden. A. d. R.

rung. Und dennoch kam es, daß die meisten der kühnen Prinzipien, die ich vortragen hörte, obgleich in scheinbarem Widerspruche, mir wie alte Erinnerungen eigenen Nachdenkens erschienen, die ich gegen Niemand zu äußern gewagt hatte, oder wie Axiome von so großer Einfachheit und unläugbarer Klarheit, daß ich mir Vorwürfe machte, sie nicht selbst gefunden zu haben.

Die Sitzung wurde geschlossen, und augenblicklich wurde das Stillschweigen von allen Seiten durch Stimmen unterbrochen, die im ernsten Gespräche sich vermischten. Einige lebhafte Zwischenrufe enthüllten mir zum Theile den Zweck dieser Versammlung, den ich erst viel später völlig kennen lernte. Ich fühlte meinen Kopf schwer und eingenommen, ich stand auf und drängte mich hinaus. Eine ungewöhnliche Ermüdung schloß mir bald die Augen unter dem Aufleuchten tausend neuer Gedanken, die mir in den Schlaf folgten. Seltsamer Traum! rief ich am andern Morgen, und bedurfte einige Minuten des Nachdenkens, um mich zu besinnen, daß es kein Traum war.

Es ist mir unmöglich, die herbe Kraft der Anziehung zu beschreiben, die mich zwang allen andern Vorträgen Bazard's mit gewissenhafter Sorgfalt zu folgen; unmerklich wurden sie mir zur Gewohnheit, zum Bedürfnisse. Seine Lehren über die Geschichte der Menschheit, und die Zukunft der Gesellschaften wurden für mich eine Art ernster Tröstung, die täglich mehr die dürre Leere ausfüllte, von der ich mich, durch den mir verschwundenen Zauber aller Dinge und eine träge Melancholie, umgeben fühlte.

Meine Metamorphose entging meinen Eltern und Freunden nicht; allein es genügte ihnen meine Stirne heiterer, meine Blässe schwinden zu sehen, und lebhaftere und minder schmerzliche Entgegnungen aus meinem Munde zu hören. Als ich im Augenblicke einer begeisterten Anwandlung mit Wärme von dem Glücke sprach, das man empfinden müsse, wenn man sich in Kampf der individuellen Meinungen stürze, um sie zu versöhnen, wenn man dem erschöpfenden Drange des Egoismus eine höhere Richtung gebe, wenn man durch eine edle und würdige Arbeit armselige Gewerbe beherrsche, wenn man den engherzigen und hinschmachtenden Leidenschaften der Jugend ein größeres und edelmüthigeres Streben einimpfe, und sein ganzes Leben hindurch einem theuren und ruhmvollen Ziel entgegen wandle und mit jedem Schritte die Schätze eines reinen und gluthvollen Herzens ausstreue; so lächelte man um mich her, und während Einige mich zu verstehen bemüht waren, sagten andere leise sich in's Ohr: „Sehen Sie, Madame, woher sich seine Lebhaftigkeit schreibt." — „In der That, es geht ihm viel besser." — Er ist nicht mehr so traurig wie sonst." — „O, er hat sich sehr zu seinem Vortheil geändert."

Ich weiß nicht, welchem verborgenen Ereigniß sie die Veränderung zuschrieben, die in meinem ganzen Wesen vorging; ich selbst kannte die Ursache nicht. Ich gab mich planlos meiner Bewunderung der schönen Zukunft hin, die mir aufdämmerte.

Als ich eines Tags einen jungen Deputirten mit dem Prinzip der allmählichen Abschaffung der Vorrechte der Geburt das Utopien der Gütergemeinschaft verwechseln hörte, rief ich unwillkürlich aus: „Nicht wir sind es, die Dieß sagen;" in demselben Augenblicke faßte mich der Sohn eines Generals der Republik bei der Hand und zog mich nach einem andern Ende des Saales, wo wir eine lange Unterredung hielten. Von diesem Augenblicke an sagte ich, wenn man mich über meine philosophischen oder politischen Ansichten fragte: „ich bin Saintsimonianer."

Ein Besuch bei Marat — der Unbekannte.

(Aus den Mémoires d'un Prêtre Regicide. Paris 183..)

Bei Camille Desmoulins Hochzeitsfeste hatte ich Marat zuerst, aber nur so flüchtig gesehen, daß seine Züge meiner Erinnerung wieder entschwunden waren. Späterhin, gerade an demselben Tage, wo ich meine Ernennung zum Nationalkonvent erhielt, fiel zufällig eines jener Blätter, in denen Marat Mord und Brand predigte, mir in die Hände. Er denunzirte die auf mich gefallene Wahl meines Departements ganz Frankreich als Verbrechen, und überhäufte mich selbst mit den empörendsten, niedrigsten Schmähungen. Ich beschloß, ihn zu besuchen. Man wies mich nach Nummer 1 der Rue Saint-Honoré, einer Art von Freudenmädchen bewohntem öffentlichen Hause. Ich steige eine finstere winklige Treppe nach der vierten Etage hinauf, klopfe an. Eine schwache, schwankende, fast wie weiblich klingende Stimme fragt nach meinem Namen. „Deputirter beim Nationalkonvent," antworte ich. Mehrere Schlüssel klirren; mehrere Schlösser werden aufgeschlossen; die Thüre öffnet sich. „Herr Marat?" frage ich; das „Bürger" war damals noch nicht eingeführt. — „Ich bins."

Es war eine Gestalt von höchstens fünf Fuß, mit einer schmutzigen Nachtmütze, einem zerrissenen Mantel, von dem die Fetzen herabhingen, bekleidet. Das Haar war mit einer Schnur in die Höhe gebunden; um den Hals schlang sich ein Taschentuch; die Wollenstrümpfe hielt kein Knieband fest. Augenlieder und Brauen waren röthlich gelber Farbe; ein schmutziger Bart umstarrte Kinn und Lippen; der Kopf war von auffallender Dicke; der ganze Körper verbreitete einen wahren Pestgeruch. Kaum traute ich meinen Sinnen; das konnte der berühmte Volksmann nicht seyn! Ich glaubte nicht recht gehört zu haben und wiederholte: „Herr Marat?" — „Ich bins!" wiederholte er ärgerlich, mit wildem Blicke; „was wollen Sie?" — „Ein Paar Worte." — „Treten Sie ein." — Die Wohnung dieser scheußlichen Erscheinung war des Bewohners würdig. Ein zerwühltes Bette mit schmutzigen Betttüchern; ein mit Papieren und zerkäuten Federn bedeckter, auf allen Seiten mit Dinte befleckter Schreibtisch; ein Paar schlechte Stühle; eine mit einer kleinen Guillotine gekrönte hölzerne Standuhr: Dieß das Ameublement eines Mannes, vor dem die ganze Hauptstadt erbebte. Als ich eintrat, fand ich Marat im Gespräche mit einem Unbekannten, dessen hoher Wuchs, ausdrucksvolles Gesicht anständiger Ton und elegante Kleidung mit Jenem höchst seltsam kontrastirten. Er trat, um mir freien Spielraum zu lassen, in eine Fensterbrüstung.

Ganz mit dem Wesen eines Menschen, der uns gern recht bald wieder gehen sieht, bot Marat mir einen Stuhl. Ich nahm ganz ruhig Platz und begann:

Ich: Sie haben in Ihrer letzten Nummer des „Ami du Peuple" mich beleidigt; haben in Ihrer mörderischen Sprache den Dolchen der Septembriseurs mich bezeichnet: Dieß finde ich um so empörender, da ich Priester bin.

Marat: Mir gleich viel . .; Ihr Stand, Ihre Meinungen ...

Ich: Sie sind mich zu richten nicht berufen; Ihnen habe ich nicht zu antworten.

Marat: Modéré, Aristokrat, Freund jenes Vaublanc . .

Ich: Von meinen Ansichten, Meinungen, Zuneigungen habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben.

Marat: Ich dagegen bin viel offenherziger: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Nur vier Tage aristokratischer Aderlässe; Danton und mich als Wundärzte: dann ist Frankreich kurirt.

Ich: Redensarten eines Energumenen, Wünsche eines Kannibalen; mit Blut wird nun und nimmermehr etwas Gutes gestiftet.

Marat: Bah! Ohne eine tüchtige Aderlässe geht Frankreich zum Teufel. Ich werde schon reinkehren; eine Equipage (mit der Pantomime des Köpfens) Pau; ein Cabriolet, Pau; gesticktes Staatskleid, elegante Garderobe — Pau; Herr mit Domestiken, Pau; Aristokratenzeug -- Alles sammt und sonders . . .

Ich: Eine Ihrer Journal-Nummern anzuhören, bin ich nicht hieher gekommen.

Marat (brüsk): Und Was wollen Sie denn eigentlich?

Ich: Ihnen meinen Namen in Ihren Blättern zu nennen verbieten!

Marat: Wenn das Wohl der Nation solches aber erheischt?

Ich: Die Nation will weder, daß man den Bürger morde, noch daß man seine Ehre verunglimpfe; hätte sie übrigens einen Vertheidiger sich auszuersehen, so wäre es wahrlich Marat nicht . . .

Marat: Wissen Sie wohl, daß ich Sie um Ihren Kopf bringen kann?

Ich: Besser als ihn mit Koth bewerfen lassen!

Das Gespräch ward beiderseits immer heftiger; Marats Augen funkelten wie die einer auf ihre Beute losstürzenden Hyäne. Wer weiß, wie weit der Grimm dieses Unthiers sich noch gesteigert haben würde, wäre nicht beim Anblicke eines Dolches, den ich, wie viele Deputirte damals, immer bei mir führte, als Marat, beim zufälligen Aufgehen meines Ueberrockes, seiner ansichtig ward, alles Blut, wie es schien, in seinen Adern plötzlich zu Eis erstarrt.

Als der Unbekannte mit Einem Male ohne die Ursache sich erklären zu können, ihn erbleichen sah, trat er sehr höflich hinzu, blickte mich wohlwollend an und unterbrach unser Gespräch.

Der Unbekannte: Allons, Messieurs, Sie erzürnen sich . .; Der Augenblick ist übel gewählt; heutzutage sollte man nur um den Vorzug im Patriotismus sich streiten . . . Höre, Freund Marat, ich gestehe, Deine Ausdrücke dünkten mir etwas stark, bitter; indeß könntest Du ja, scheints mir, in einer Deiner nächsten Nummern widerrufen . . .

Ich: Keinen Widerruf verlange ich; nur soll mein Name im „Ami du Peuple“ künftig nicht mehr genannt werden.

Der Unbekannte: Leichter läßt sich die Sache nicht ausgleichen; ich sage, im Namen meines Freundes, Ihr Verlangen Ihnen zu, und bürge . . .

Der Unbekannte bot mir die Hand, die ich mit Innigkeit drückte. Ich schied von Marat, der kein Wort mehr verlauten ließ und in stummem Entsetzen sich nicht regte. Der Unbekannte begleitete mit größter Höflichkeit mich an die Treppe. „Wie vermögen,“ fragte ich mich im Weggehen, „zwei so durchaus verschiedenartige Menschen sich zu verstehen? Was mögen sie in aller Welt sich zu sagen haben?“ Draußen vor dem Hause war eine Menge Volks versammelt. Vier hatten eine Art Bahre auf den Schultern, um, wie sie mir sagten, Marat im Triumphe davon zu tragen. Bald erscholl von allen Seiten Jubelgeschrei: „Marat, Marat lebe!“ und nicht lange, so erschien die schmutzige Volksgottheit, nahm auf der Bahre Platz und gab zum Triumphzuge das Signal.

Drei Tage später kam ich, als man einen Verbrecher eben an den Schandpfahl band, auf dem Greveplatze vorüber und blickte auf . . Man denke sich mein Staunen, als ich in jenem Unbekannten . . . den Henker erkannte. Fieberfrost durchschauderte meine bei Marat von ihm erfaßte Hand!

Die neuen französischen Demagogen.

(Aus dem Figaro.)

Heinrich der IV sagte: — wenn anders die Worte, die man gewöhnlich Fürsten in den Mund zu legen pflegt, wirklich von ihnen gesprochen wurden. — „Man fängt mit einem Löffel Honig mehr Fliegen, als mit zehn Fässern Weinessig.“ Wenn Jemand Einen für seine Meinung gewinnen will, so wäscht er sie, schminkt er sie, putzt er sie mit Blumen auf, parfümirt sie mit Wohlgerüchen und umgibt sie mit einem Zauberkreis einschmeichelnder Worte. So sehen wir in unsren Tagen Leute, denen es an Kraft gebricht, ausgezeichnete Menschen zu werden, sich zu Göttern machen, sich selbst die Unsterblichkeit beilegen, ihren Champagner Nektar, ihren Truthahn mit Trüffeln, Ambrosia, ihre Mansarden in der Straße Monsigny *) den Olymp nennen. Es fehlt ihnen nichts als die Anbeter. Aber glaubt man wohl, daß sie drohen und mit der Pistole auf der Brust sich Anhänger erzwingen? Weit gefehlt! Mit geschmeidigem Rücken, mit süßer Stimme sagen sie: Beten Sie uns an, und Sie sollen Gold und weißes Brod die Fülle haben, Lustschlösser und neue Schuhe, gute warme Kleider und 400,000 Weiber ein Jeder; die Seine wird statt ihres gelben schmutzigen Wassers von Milch und Honig fließen, und die Pappeln der Boulevards sollen Cervellatwürste und Schinken tragen. Statt des unnützen Wassers wird die Fontaine des Innocens Danziger Doppelkümmel, und die Löwen des Chateau D'eau feines Aniswasser von Bordeaux ausspeien; die Städte werden mit Kandelzucker gepflastert werden, was sehr gut gegen den Husten ist, und die Woche soll drei Sonntage haben.

Die Marats und Robespierres unserer Tage wissen ihre Sache nicht so gut einzufädeln. Der Köder, den sie aushängen, ist nicht so appetitlich. Sehen sie einen Menschen, den sie gewinnen zu können hoffen, der aber die Zukunft mit der Vergangenheit mißt und schaudernd an die Schreckenszeit zurückdenkt; so werden sie keineswegs zu ihm sagen: „Hier ist der erste Artikel unserer künftigen Republik: Die Todesstrafe ist aufgehoben!“ — keineswegs, der Republikaner stellt sich mit einer rothen Mütze auf den Kopf, die sehr schmutzig ist und schlecht zu Gesichte steht — vor Euch hin und sagt: „il faut faire une cueillette de têtes.“ Natürlich erschrickt nun der gute Mensch; denn da er den blutdürstigen Ungeheuern nicht recht unter die Nase sieht, so bemerkt er nicht, daß Alles nur Maske und Fastnachtsposse ist, und daß die Wütheriche im Grunde die besten Leute von der Welt sind.

Vor einigen Tagen war ein Demagogenball; die Hose war nicht ausgeschlossen, allein ausdrücklich bestimmt, daß Jeder statt des Hemdknopfes oder der Vorstecknadel, eine kleine gestickte Guillotine tragen sollte. Das Hemd durfte weiß seyn, nicht als hätten die Demagogen etwas mit den Aristokraten gemeinschaftlich haben wollen; sondern bloß damit die Guillotine desto besser hervorstechen sollte. Fast alle hatten allerliebste kleine rothe Guillotinen; nur einige laue Herzen trugen rosenfarbene, zwei sogar blaue; man schalt sie Girondisten und hielt sie für verdächtig. Auch am Uhrgehänge bemerkte man höchst niedlichgearbeitete Guillotinchen.

Nach der Meinung dieser Demagogen ist die Guillotine die einzige menschliche Erfindung, die noch nicht ausgebreitet genug ist, noch auf der ersten Stufe stehen geblieben ist, und sich unbilliger Weise dem Gesetz des Fortschreitens entzogen hat. Vormals gab es in jedem Stadtviertel nur einen Backofen, ein Bannbackofen, wo Jedermann sein Brod backen mußte, gegenwärtig findet man in jeder Straße vier. Warum sollte die Guillotine nicht zu derselben Vollkommenheit gebracht werden? Warum hat die Guillotine, wenn auch die Verbesserungen nur langsamen und hinkenden Fußes kommen, gar keine solche erhalten? Man hat ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch, man könnte eben so gut eine Hausguillotine haben; das würde den langsamen Justizgang bedeutend abkürzen; Jeder könnte sich selbst richten und hinrichten, was ansehnliche Ersparungen herbeiführen würde. Man würde dieser Menge Richter, der schwarzen Rabenschaar der Advokaten, der Polizei und Gendarmerie überhoben seyn. Bis diese nützliche Verbesserung allgemein eingeführt wird, haben unsere Demagogen kleine Guillotinen, um ihr Brod und ihr Fleisch zu schneiden; manchmal leihen sie dieselben auch her, um jungen Katzen den Schwanz und Möpsen die Ohren zu stutzen. Begreift man jetzt wohl noch, daß es so blinde, verstockte, krebsgängige Leute geben kann, die nicht geflügelten Fußes herbeieilen, um sich unter diese glückliche Regierung zu stellen? Und so läßt man also die guten Demagogen sich heiser schreien: Herbei, herbei, man wird Euch bloß das Vermögen konfisziren! Herbei! man will Euch bloß proscribiren! Herbei! Man wird euch bloß einsperren! Herbei! Man wird Euch bloß den Kopf abhacken! Kann Einem da nur die Wahl schwer werden?

*) Das Hauptquartier der Saintsimonisten, die Wohnung des Papstes Enfantin. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Von Neapel ist ein Schiff, mit Makaroni, Oel und Wein befrachtet, nach Brasilien unter Segel gegangen — die erste Unternehmung dieser Art, die in Neapel versucht wurde.

•

Frankreich überschwemmt England mit Handschuhen. Im Durchschnitte werden jährlich in letzterem Lande 96,000 Dutzend Handschuhe eingeführt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


Stanford University Libraries
3 6105 014 937 465

